München, 8. Januar 1939
44. Jahrgang / Nummer 1

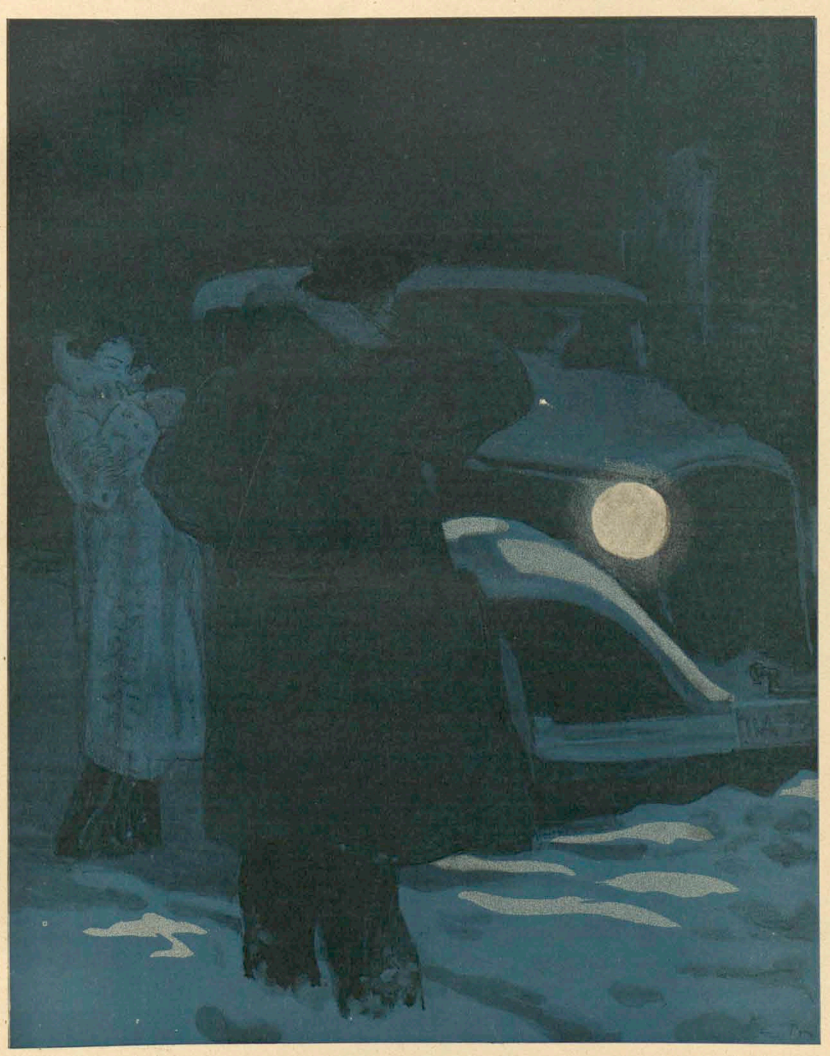
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Großmamas Tip

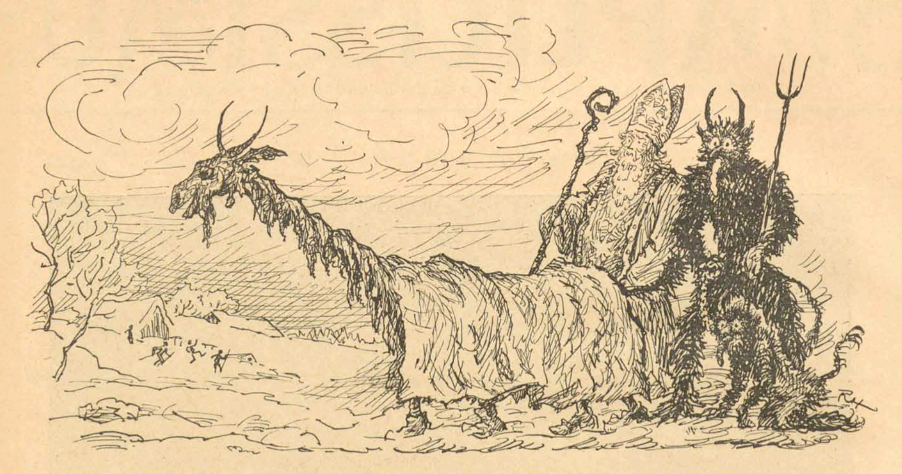
(E. Thöny)



„Donnerwetter, Gina, der Wagen ist eingefroren! Was machen wir jetzt?" — „Meine Großmutter hat erzählt, daß die Leute früher oft zu Fuß heimgegangen sind. Das könnte man doch auch mal probieren!"

Die Habergeis

(Hoerschelmann)



Ein brauchbares Rezept

Von Walter Foitzick

Sie sind kein Skiläufer, Sie rodeln nicht, Sie pflegen auch nicht auf dem Bob zu sitzen und mit astronomischer Geschwindigkeit durch Raum und Zeit zu flitzen. Ihre Frau Gemahlin versucht nicht im kurzen Röckchen über das Eis zu schweben, wobei sie das eine Bein waagrecht abspreizen und mit den Händchen amorettenhafte Bewegungen machen müßte, wie es früher ältere Damen taten, wenn sie ein Stückchen Kuchen zum Kaffee nahmen. Nein, ein solcher sind Sie nicht, aber Sie wollen doch mal an einen Ort fahren, wo Schnee liegt, an einen Wintersportplatz, und dabei möchten Sie nicht gerne unangenehm auffallen. Schön, ich will Ihnen dafür eine kleine Anleitung geben. Also zuerst mal: Ziehen Sie sich um Gotteswillen nicht so an, wie Sie es von zu Hause her gewöhnt sind. Widersprechen Sie mir, bitte, nicht! Ich weiß, in so einem Winterort sind Straßen und Plätze durchaus gepflegt, und Sie würden mit ein Paar Gummischuhen auskommen, Sie würden nichts entbehren, wenn Sie in Ihrem städtischen Wintermantel umherliefen. Aber Mann, haben Sie doch etwas mehr Stil. Das bißchen Skilaufen ist doch nur Nebensache, die Hauptsache ist und bleibt die Verpackung. Der Winter äußert sich vor allem im Bodenbelag, deshalb ist das Wintersportlichste die Fußbekleidung. Sie sei gewaltig, mit vielen Riemen dran und einigen Metallbeschlägen, wie sie alte Bibeln oder Bräuhausgäule aufweisen. Den wahren Sportsmann erkennt man am Schuhwerk. Einige Kenntnisse über Ölung von Sohlen- und Oberleder wird Ihre Bekannten in Erstaunen setzen. Weiter aufwärts kommen dann farbige Binden, die das Eindringen des Schnees in die Schuhe verhüten, und darauf wind- und wasserdichte Hosen.

Wenn Sie jetzt einwenden, daß Sie nicht die Absicht hätten, eine Polarexpedition zu unternehmen, so haben Sie den Sinn eines Winteraufenthaltes noch nicht begriffen. Bedenken Sie doch, bei den gefährlichen Stürzen und in den Schneestürmen müssen alle Öffnungen und Spalten an Ihnen abgedichtet sein. Sie wollen nicht stürzen und vor dem Hauptportal des Hotels gäbe es keine Schneestürme? Das weiß ich genau so gut wie Sie, aber darauf kommt es nicht an, die Spielregeln des Winteraufenthaltes verlangen es so.

Oben tragen Sie eine burschikose Windjacke, aus der am Hals viel bunte, wollene Tücher herausquellen. So ausgerüstet halten Sie sich während der Morgenstunden in Ihrem Zimmer auf, lesen Zeitungen, nehmen ein Aperitif und genießen die Ruhe des vormittäglichen Hotels.

Eine Viertelstunde vor der Essenzeit müssen Sie sich allerdings sportlich stark betätigen. Sie gehen am besten in den Hof des Hotels, wälzen sich und Ihre Frau heftig im Schnee, treten unter die Dachtraufe, laufen ein paarmal in dem Abfluß, der aus dem Kuhstall kommt, hin und her. Nun können Sie sich ohne weiteres in den Speisesaal begeben. Indem Sie laut und pustend den Schnee von Ihrer Kleidung klopfen und Wasserlachen von den Schuhen aufs Parkett rinnen lassen, sagen Sie recht hörbar: „Über eintausendachthundert Meter war der Bruchharsch doch recht unangenehm."

K – M – B

Am heil'gen Dreikönigstag schreiben von je
die bayrischen Bauern ein K – M – B
mit Kreide auf ihre Türen,
damit auch in diesem neuen Jahr
Kaspar, Melchior, Balthasar
alles zum Guten führen.

Am selbigen Tage fängt sodann
in München der sündige Fasching an
mit Redouten und Künstlerfesten.
Und wenn frühmorgens die Weißwurst blüht
und ein „Prosit – gsuffa!" die Hallen durchzieht,
versagen moralisch die Besten.

Da sieht man Knaben und Mägdelein
in hemmungslos fröhlichem Knutschverein
wechselnd die Anschriften buchen.
Und steht dann ein K – M – B vor der Tür,
kann sicher kein heil'ger Dreikönig dafür,
denn dann heißt es: „kannst mich besuchen!"

Benedikt

„POKER-GESICHT"

Von Beverley Nichols

Ich hielt mich gerade in München auf, als ich eines Tages einen Brief aus London erhielt, in dem man mir schrieb, wenn ich zufällig in absehbarer Zeit nach England zurückkehren sollte, böte sich mir als Bildhauer eine gute Gelegenheit, durch die Ausführung der Flachreliefs in der Halle des neuerbauten Londoner Pandemonium-Hotels Geld zu verdienen. „Komme nicht eigens herüber", schrieb mein Gewährsmann, „denn ich glaube nicht, daß sich das für Dich lohnt. Ich schlug Dich vor, und der Gedanke gefiel ihnen. Ich sagte ihnen aber, Du seist verreist und sie wollten die Kosten für Deine Überfahrt nicht tragen (ich wollte natürlich nicht sagen, daß Du vermutlich augenblicklich nicht imstande wärest, herzureisen und die Arbeit zu übernehmen, außer wenn sie Dir die Reisespesen ersetzten). Also, so steht die Sache. Wenn Du sowieso zufällig herüberkommst, setzt Du Dich am besten zuerst mit mir in Verbindung, sobald Du ankommst; aber ich warne Dich noch einmal, komme nicht deswegen, das Honorar ist nicht hoch, höchstens an die zweitausend Mark für das Ganze, und es stecken wochenlange Arbeiten darin."

Höchstens an die zweitausend Mark für das Ganze! Mein erster und einziger Gedanke war: das Reisegeld nach London aufzutreiben. Ich hatte eine wirklich gute Freundin am Ort, mit einer Menge Geld. Das war eine Amerikanerin, die Musik studierte. Zu ihr ging ich und sagte ihr, ich würde ein reicher Mann werden und alle meine Schulden bezahlen können und ihr ein schönes Geschenk mitbringen, wenn sie mir meine Reisekosten nach London liehe. Die Idee gefiel ihr nicht besonders. Dann, in einem plötzlichen Anfall von Großmut, sagte sie mir eines Abends: nun gut, ja, ich sei zwar ein schäbiger Engländer, aber irgendwie traue sie mir, daß ich zurückkäme und sie leihe mir das Reisegeld, nur müsse ich eine Rückfahrkarte nehmen.

Nun ließ aber der Brief meines Londoner Freundes durchblicken, sprach es aber nicht aus: wenn ich nach London käme, müßte das wie zufällig

MASKERADE

(Erich Schilling)



„Was meinst, Franzl, wenn ich als Göttin der Unschuld ginge?"
„Warum net, da werd die koana erkenna!"

aussehen, nicht zu ängstlich und offensichtlich hinter dem Auftrag her. Also schrieb ich an einen Kollegen, ebenfalls einen Bildhauer, der ein unbedeutender Künstler, aber sehr reich und verheiratet ist. Ich fragte ihn, ob ich kommen und mich ein paar Tage bei ihm aufhalten dürfe, ohne einen Grund für meinen Besuch anzugeben. Nachdem ich eine zusagende Antwort erhalten hatte, packte ich meine Habseligkeiten und reiste, nachdem ich die Amerikanerin auf beide Wangen geküßt hatte, ab.

Als ich im Haus meines Freundes ankam, zogen sie sich gerade zum Abendessen um und ich ging rasch in mein Zimmer, um zu baden und den Anzug zu wechseln, ohne vorher mehr als die üblichen Begrüßungsworte mit ihnen gewechselt zu haben. Noch ein anderes Ehepaar kam zu Tisch und später, als wir Poker spielten, fühlte ich meine Augen langsam zufallen.

„Liebling, du darfst nicht zu lange aufbleiben", sagte die Frau meines Freundes zu ihrem Mann, während sie die Karten austeilte. „Du mußt morgen frühzeitig an der Arbeit sein."

„An der Arbeit?" fragte ich. „Was für eine Arbeit hast du denn zu machen?"

„Ach, die Flachreliefs in der Eingangshalle des neuen Pandemonium-Hotels", meinte er.

Bei dieser Gelegenheit war zum erstenmal das zu sehen, was man ein „Poker-Gesicht" nennt.

(Übertragen von Hans B. Wagenseil)

DIE PREDIGT

Auf einem Spaziergang begegnete der Herr Pfarrer einem alten Bauern seiner Gemeinde, hielt ihn an und sagte: „Hör mal, Pentenrieder, warum laufst denn du allweil davon, wenn i in der Kirch mit meiner Predigt anfang?"

„Ja, Herr Hochwürden, i bleibat scho da, aber schaugn S', i konn mi halt gar net auf mi verlassn!"

„Du kannst di net auf di verlassn? Was soll denn das heißen?"

„Ja, schaugn S', Herr Hochwürden, i schnarch halt so greisli, bal' i schlaf."

Spaltung in Frankreich

(O. Gulbransson)



Die „Antimünchner“ — Die „Münchner“

ADAM UND EVA

VON JOSEF MARTIN BAUER

Als Adam des Morgens um halber sechs erwachte und wenige Minuten später seiner Eva begegnete, schämte er sich seiner Nacktheit, denn er war mit einer kurzen Lederhose und sonst gar nichts angezogen. Eva aber schlich an ihm vorbei und schämte sich nicht minder, weil ihre Bekleidung aus sonst gar nichts bestand als aus einem langen, bis an die Knöchel reichenden Nachthemd. Nachdem sie beide sich geschämt hatten und beide sich deswegen den Morgengruß schuldig geblieben waren, den sie sich auch sonst nur selten boten, steckte Adam den Kopf tief und prustend in die Wasserschüssel und schabte sich alsdann den Bart ab, um eine Viertelstunde später, sauber gewaschen und angezogen, unter seinem bürgerlichen Namen Lukas Präbeck pflichtgemäß seinen Dienst zu beginnen als Hausknecht der Gastwirtschaft zum Pfau.
Gleich nach ihm lief Eva, die eigentlich Veronika hieß und den Kuhstall der Gastwirtschaft zum Pfau versorgte, die Treppe hinunter, rotbackig und wohlgelaunt wie immer.
So begann jeder Tag der beiden Leute. Und aus irgendwelchen Gründen hatten die hochachtbaren und boshaften Herren, die im Nebenzimmer des Pfauen verkehrten, für Lukas und Veronika zwei andere Namen aufgebracht, so daß man sie kaum irgendwo noch anders nannte als Adam und Eva.
Veronika mahlte den Kaffee, ehe sie in den Stall ging, denn sie schämte sich immer noch und wollte jetzt dem Hausknecht Lukas nicht begegnen. Lukas aber gab den zwei Pferden den Morgenhafer vor, ehe er seine Arbeit im Haus anfing. Er schämte sich nämlich immer noch dieser Begegnung mit Veronika und wollte ihr nicht sogleich wieder unter die Augen treten.
Eine kleine Stunde später aber führte Veronika mit leiser Gewalt eine Begegnung herbei. Sie winkte im Türstock des Kuhstalles, und Lukas, der in solchen Dingen etwas schwer von Begriff war, mußte nach mehrmaligem Winken begreifen, daß Veronika ihn einlud zu einem kleinen Gespräch — natürlich wieder zu einer Unterhaltung über die Liebe.
„Er hat geschrieben", begann Veronika schamhaft. Lukas wußte nicht, wer geschrieben haben sollte, und sagte nur kurz: „So? Ja. Soso. Er hat geschrieben."
Veronika wurde heftiger. „Du weißt ja gar nicht, wer!"
„Nein. Das weiß ich nicht." Lukas gestand es kleinlaut.
„Ich möchte heiraten", meinte Veronika mit einem leichten Anflug von schamhafter Verliebtheit. Lukas aber ging nun seines Weges und knurrte nur noch zurück: „Dann heirate doch! Bist alt genug dazu."
Daraufhin weinte Veronika eine Weile, und am Abend dieses Tages schrieb sie an den, der ihr geschrieben hatte, er möge doch am nächsten Sonntag kommen. Das schrieb sie in der Kammer, die Wand an Wand neben der Hausknechtskammer lag. Veronika seufzte zuweilen, während sie den Brief zu Ende schrieb, und einige Male schaute sie nach der Tür, die sie nicht abgeschlossen hatte, um ja den Hausknecht nicht zu behindern, wenn er vielleicht einmal in der Dunkelheit versehentlich an die falsche Tür kommen sollte. Weil Lukas sich nicht irrte in der Kammertür und auch sonst nicht dergleichen tat, als wolle er der rotbackigen Veronika nähertreten, gab Veronika den Brief am anderen Morgen schweren Herzens zur Post.
Am Sonntag darauf lehnte Veronika unentwegt recht auffällig im Türstock des Kuhstalles. Lukas ärgerte sich bitter darüber und gab dem schnurrbärtigen Mann, der gegen Abend durch den Gang daherschlurfte und ihn nach der Magd Veronika fragte, mit einem unfreundlichen Daumendeuten die Richtung nach der Kuhstalltür an. Er selbst schlupfte schnell in seine gute Joppe und stapfte davon. So etwas ertrug er nicht. So etwas konnte er nicht mitansehen.
Er ging fort und traf Veronika erst wieder am anderen Tag, als sie ihn eilig beiseite rempelte im Gewölbegang, wo die leeren Fässer lagen. „Gestern war er da", brachte Veronika eilig heraus. Lukas aber stellte sich dumm. „Wer denn?"
„Na! Wer denn! — Er!" Veronika war erbost über soviel Gleichgültigkeit. „Er wird mich heiraten, verstehst du!"
„Jaja. Er wird dich heiraten." Lukas knurrte nur.
„Was sagst du dazu?" fragte Veronika lauernd. „Gefällt er dir?"
„Gefallen? — Nein. So einen mit einem herabhängenden Schnurrbart möchte ich nicht, wenn ich du wäre."
„Wenn einer so einen Bart hat, sieht man wenigstens, daß er ein Mannsbild ist." Veronika wurde boshaft, aber sie erreichte nichts damit.
„Wann heiratet ihr denn schon?" fragte Lukas gleichgültig.
„Warum?" Veronika war entsetzt.
„Warum? — Der Wirt braucht eine andere Kuhmagd, wenn du gehst. Das muß man zeitig wissen."
Und nun sagte Veronika mit einem weinerlichen Unterton in der Stimme, daß sie mit dem Mann darüber gar nicht gesprochen habe, daß er überhaupt bloß von den schönen Kühen geredet und sie kaum angesehen habe. Daß der Besucher nur ihr Bruder gewesen sei, gab sie nicht zu. Daß sie alles bloß eingefädelt und alles drum herum nur gelogen habe, um Lukas endlich zu einem Wort hin oder her zu zwingen, durfte sie nicht zugeben, sonst lachte Lukas vielleicht und war am Ende gar nicht mehr eifersüchtig.
Zwei Wochen gingen herum, ohne daß Lukas und Veronika auch nur ein Wort miteinander gewechselt hätten. Es kam in dieser Zeit wohl vor, daß Adam seiner Eva wieder einmal am frühesten Morgen in sehr unvollständigem Gewand begegnete, aber Lukas schaute an Veronika vorbei, er sah sie einfach nicht mehr.
Als das schweigende Nebeneinanderlaufen nicht mehr auszuhalten war, machte Veronika das Maß des Ungehörigen voll. Sie kam am Marktsonntag angetrunken heim, richtig beschwipst, denn sie lachte immerzu und sie — sie hing am Arm eines Mannes. Der Mann setzte sich neben Veronika auf die Fässer im Gewölbegang und legte einen Arm um die Magd. Das mußte Lukas mitansehen, und er beobachtete obendrein in dem fahlen Licht, daß dieser Mann wieder ein anderer war, daß er keinen Schnurrbart hatte und daß er mit Veronika ganz so tat, als hätte er die Hochzeit schon für die nächsten drei Wochen im Sinn.
Und richtig ließ Veronika tagsdarauf ein Wort vom Heiraten fallen.
Jetzt aber konnte Lukas nicht mehr an sich halten. Er warf der Magd grimmig hin: „Du heiratest alle vier Wochen einen anderen. Du bist ja eine — eine ..." „Was?" brauste Veronika auf.
„Du weißt es selber, was du bist", knurrte Lukas und machte sich davon. Das jedoch, was er hätte sagen sollen, sagte er nicht, und Veronika kam bald darauf schon wieder mit einem Mann daher, der — Lukas konnte es genau beobachten — sich auf den Barrenrand im Stall setzte, während Veronika beim Melken war. So plauderten sie eine halbe Stunde, und als der Fremde gegangen war, stellte Lukas die Magd zur Rede, wie sie sich denn das vorstelle und denke mit ihrem liederlichen Leben.
Veronika aber sagte nur trotzig, daß sie den da heiraten werde. Das sagte sie bei jedem, darum wurde Lukas böse und hielt es ihr vor, er schrie, und Veronika weinte. Veronika gestand schließlich, von Lukas in die Enge getrieben, daß der Bursche ihr wohl vom Heiraten etwas gesagt habe, daß sie selber aber, hinter der Kuh auf dem Melkschemel sitzend, sich nicht Zeit genommen habe, den Besucher anzusehen.
Das beruhigte Lukas einigermaßen und gereichte ihm derart zur Befriedigung, daß er in der kommenden Zeit wieder freundlich war zu Veronika. Aber das, was er in seiner Freundlichkeit sagen sollte, brachte er nicht heraus. Er ging neben Veronika, als kümmere ihn ihr Dasein nicht, und niemals, auch wenn er ein Glas zuviel getrunken hatte, irrte er sich in der Tür.
Für einige Zeit ertrug Veronika das.
Dann begann sie wieder ihren liederlichen Lebenswandel. Sie lud sich einen Mann ein, den Lukas zu kennen glaubte, und unterhielt sich mit ihm auf sehr ernste Art. Was sie sprachen, konnte Lukas nicht hören. Auf jeden Fall aber war es ein ernstes Gespräch, ernster als die Unterhaltungen, die Veronika bisher mit anderen Mannsleuten gepflogen hatte.
Tags darauf setzte Veronika ein boshaftes, überlegenes Lächeln auf, wenn sie an Lukas vorbeiging, und sie trieb das so lange, bis Lukas nachforschte und erfuhr, wer dieser Mann war. Und richtig stellte er die Magd gleich darauf. „Du wächst dich ja sauber aus, Veronika!"
„Warum?" Jetzt war es an Veronika, sich dumm zu geben.
„Du weißt wohl nicht, daß der Mann, den du neulich bei dir gehabt hast, verheiratet ist?" Lukas trumpfte bitter auf.
„Oh, ich weiß es schon", gähnte Veronika, „aber seine Frau ist krank, die wird höchstens noch ein Jahr zu leben haben."
Da kramte Lukas seinen ganzen Vorrat an Schimpfnamen aus und schrie und tobte und ließ Veronika weinend zurück, als er zum Pfauenwirt lief und für Lichtmeß seinen Dienst aufsagte. Der Pfauenwirt war erstaunt über soviel Heftigkeit, aber Lukas schrie weiter und erzählte schließlich, was Veronika ihm erzählt hatte, was sie trieb, wie schlecht und verdorben sie war.
Der Wirt nahm sich Veronika einmal vor und fragte sie aus nach all diesen Dingen. Die Magd aber tat nicht einmal schuldbewußt. Sie gab zu, daß dieser Mann verheiratet war, daß seine Frau krank war, aber was ihre Nachfolgerschaft betraf, so mußte da wohl ein Irrtum Platz gegriffen haben, denn sie wollte sich doch nur als Magd dorthin verdingen. Im übrigen, meinte Veronika, werde es ihr nun langsam zu bunt mit diesem ewigen Versteckenspiel. Wenn Lukas nicht begreife, dann werde sie sowieso gehen.
„Aha!" pfiff der Pfauenwirt durch die Zähne. „Aha!" Er stellte sie zu Lichtmeß beide aus, die Kuhmagd und den Hausknecht. Denn — so sagte er — er wollte Sauberkeit haben in seinem Haus.
Als sie beide ihre Kästen aufgeladen hatten, ließ der Wirt jedoch alles wieder abladen und in die Kammern bringen, aber Veronikas Sachen in die Hausknechtskammer, und die Sachen des Hausknechts in Veronikas bisherige Kammer. Er stellte Magd und Hausknecht wieder ein und gab ihnen dringend auf, von jetzt an alles zu unterlassen, was von den Leuten übel ausgelegt werden konnte.
Und richtig: es dauerte keine drei Tage, dann hatte sich Lukas, der in alter Gewohnheit seinen Trott ging, auch schon in der Kammertür geirrt, wie Veronika es ein Jahr lang vergeblich gewollt hatte. Die Eva hatte ihren Willen, der Adam begriff allmählich, daß er verführt war, und beide behaupteten, sie hätten es immer schon so gewollt.

Silentium!

Von Dr. Owlglaß

Falls ich wen nicht leiden kann,
soll ich ihm's naiv auch zeigen?
Keineswegs. Ein kluger Mann
hüllt sich in beredtes Schweigen.

Wenn er höhnisch mich fixiert —
oh, ich kann gelassen bleiben,
ja sogar, wenn er's riskiert,
ruppig sich an mir zu reiben.

Allzu viel der Ehre ist's,
weis' ich Zung' ihm oder Zähne.
Mir genügt's und ihn verdrießt's,
wenn ich ihn bloß nicht erwähne.

DAS UNGEHEUER

HUMORESKE VON AAGE VON HOVMAND

Was eigentlich Treue ist, fragten Sie? Nun, das will ich Ihnen gern erklären. Was wahre Treue ist, das lehrte mich ein altes Auto. Es gehörte Andrew — dem Amerikaner. Übrigens ein durch und durch feiner Kerl, der sich nicht scheute, gelegentlich auch mal was zum besten zu geben. Er hatte das Auto vor Jahren als gebraucht gekauft für 100 Kronen; denn ein reicher Mann war Andrew nicht, obwohl er stets mit Glocke und Spazierstock umherlief. Was für eine Marke es war? Ein H. a. F.! Hoher, alter Ford! Noch einer aus jener Serie mit Kalesche und hohen, schmalen Rädern, Messingkühler und lautlosem Motor — jedenfalls, solange dieser nicht lief.

Das innige Freundschaftsverhältnis, das sich zwischen Andrew und seinem Ungeheuer herausgebildet hatte, war rührend. Sie vergötterten einander geradezu. Trat Andrew in den Stall, so empfing es ihn mit einem dankbaren Blick aus den rostbraunen Augen seiner Lampen, und zuweilen geschah es, daß es einen großen Teich von Tränen aus dem nicht immer dichten Kühler weinte. Wenn Andrew aber daran ging, das Ungeheuer in Gang zu setzen, so kam es des öfteren zu einem heftigen Streit zwischen den beiden. Andrew kurbelte und kurbelte dann im Schweiße seines Angesichts, während das Ungeheuer widerspenstig von einem Rad auf das andere hüpfte, um nach unbezähmtem Widerstand gnädig ein paarmal „putt, putt" zu machen und darauf wieder schadenfroh zu schweigen.

Wilde, unchristliche Flüche pflegten dann über Andrews Lippen zu kommen — wie: „Satansviech, verschrotten sollte man dich!" Was manchmal seinen Eindruck auf das Ungeheuer nicht zu verfehlen schien, so daß es sich zu einem vernehmbaren „Brrrrr, brrrrr" herbeiließ, und Andrew ob der lieblichsten Musik in seinen Ohren sich rasch auf den Führerbock schwenkte, um die Benzinzufuhr zu regulieren. Aber meist stoppte der Motor bereits wieder, und das Spiel begann von neuem. Freilich kam es manchmal vor, daß das Ungeheuer in besserer Laune war und Andrew seine helle Freude an ihm hatte. Wie neulich:

Eines Morgens schreckte mich ein Höllenspektakel aus meinem Bett im 5. Stocke auf. Nanu, fragte ich mich, hat man hier über Nacht eine neue Fabrik gebaut? Oder riß man gerade wieder einmal das Straßenpflaster auf? Doch als ich ans Fenster trat, erblickte ich unten auf der Straße meinen Freund Andrew mit seinem Ungeheuer. Er gestikulierte und winkte, und so schlüpfte ich rasch in die Hosen und lief zu ihm hinunter.

„Wir wollen nach Kerteminde", brüllte er. „Hast du Lust mitzukommen?"

„Wieso ausgerechnet nach Kerteminde?" schrie ich zurück. Meinetwegen hätte er ebensogut Yokohama sagen können. „Amanda besuchen!"

„Ach so, du willst uns mit deinem Fiaker zum Bahnhof bringen?"

„Zum Bahnhof?... No, Sir... Wir fahren im Auto nach Karteminde."

in diesem Wagen nach Kerteminde? — Phantastisch erschien mir das. Aber Andrew war nun mal mein Freund, und er brauchte gewiß unterwegs meine Hilfe. Darum sagte ich: „Jawohl, ich komme."

Der Motor lärmte unablässig. Überall zeigten sich mürrische, verschlafene Gesichter an den Fenstern. „So halt doch endlich den Motor an", rief ich. „Der macht uns ja die ganze Nachbarschaft rebellisch." — „Kann ich nicht", antwortete Andrew, „er läuft gerade so schön."

Schließlich entschloß er sich jedoch, eine Viertelstunde lang im Karree zu fahren, damit ich mich unterdessen fertig ankleiden und meinen Morgenkaffee trinken konnte. Zur verabredeten Zeit hielt er wieder vor dem Hause und ich setzte mich neben ihn. Die Kupplung quietschte. Das Ungeheuer hopste zunächst ein paarmal wie ein Kaninchen, und dann rollten wir davon.

„We are off", meinte Andrew und drückte den schwarzen Steifhut tiefer ins Gesicht.

Wir gelangten ohne sonderliche Zwischenfälle aus dem Stadtinnern. Beim ersten Hügel aber begann das Ungeheuer zu bocken, indem es sein Tempo auffallend verringerte. Hinter uns fuhr ein schweres Lastauto, und so gab ich dem Chauffeur ein heimliches Zeichen, worauf er das Ungeheuer vor sich hinschob wie ein Elefant, der die Stirn dagegensetzt. Bergab ging es natürlich ohne fremde Hilfe.

Eine besondere Anziehungskraft schien der Zoologische Garten auszuüben; denn als wir dort vorüberfuhren, strebte das Ungeheuer geradewegs darauf zu, so daß es Andrews ganzer Steuerkunst bedurfte, den Kurs zu halten.

Auf der freien Landstraße dagegen ging es in halsbrecherischer Fahrt vorwärts. Die Fahrtgeschwindigkeit steigerte sich von 25 auf 30, ja bis auf 36 Stundenkilometer. Zwar besaß das Ungeheuer keinen Tachometer, doch hatte Andrew seine eigene Methode, die Geschwindigkeit zu messen: Bei 30 km klapperte die Tür und bei 35 auch noch die Windschutzscheibe, wozu der Motor mit dem Lärm von vier Flugzeugen donnerte. Da gab es plötzlich einen starken Knall. Der linke Hinterreifen war explodiert. Andrew stoppte, wir stiegen aus. Prustend und zitternd nach der wilden Fahrt, stand das Ungeheuer vor uns. Hohe, dichte Dampfwolken entstiegen dem siedendheißen Wasser seines Kühlers. Andrew hielt auch den Motor an, und eine wohltuende Stille senkte sich über die Landschaft, so daß wir die Watte aus den Ohren nehmen konnten.

Wir besahen uns den Schaden. O weh, die Leinwand — denn von einem Gummireifen konnte nicht mehr die Rede sein — war arg mitgenommen. Ein langer Riß querüber. Ein Reserverad hatten wir nicht. Andrew führte nie eines mit sich. Das sei „von wegen des fünften Rades am Wagen", meinte er.

Wir fingen an, Gras zu pflücken, um den Reifen damit auszustopfen, was nach Andrews Ansicht viel zuverlässiger sein sollte; denn fuhr man einen Nagel ein, so würde das Gras nicht so leicht entweichen wie die Luft.

In die Praxis umgesetzt, erwies sich das freilich viel schwieriger, als wir es uns gedacht hatten; denn nachdem wir eine Stunde eifrig darauf los gestopft hatten, zeigte der Reifen eine Beule wie eine Schlange, die gerade ein ganzes Kaninchen verspeist hat.

Wir sahen uns ratlos an und wischten uns den Schweiß von der Stirn. Da schien das Ungeheuer endlich Mitleid mit uns empfunden zu haben — vielleicht trug auch die Sonnenglut dazu bei —; denn plötzlich platzte auch der andere Hinterreifen. Auf diese Weise war wenigstens das Gleichgewicht wieder hergestellt und wir konnten weiterfahren.

Andrew begann zu kurbeln und ich löste ihn ab. Doch der Motor wollte und wollte nicht anspringen. Da erinnerte sich Andrew eines besonderen Kniffes, den er aus Amerika her kannte. Er schraubte das Benzinrohr los und setzte die Fußpumpe an. Der Teil eines Zweiges, der sich dort festgesetzt hatte, kam zum Vorschein. Nunmehr glückte es. Das Ungeheuer bebte und bellte. Wir stiegen ein und fuhren los.

Es ging ganz famos. Wohl stuckerte es im hinteren Teil des Wagens reichlich, doch auch die Federung mußte ja schließlich einmal Gelegenheit bekommen, ihre Güte zu beweisen. Und was den Lärm anging, den die luftleeren Reifen auf dem Straßenpflaster verursachten, so wurde dieser durch den Spektakel des Motors übertönt.

Plötzlich bremste Andrew ab. „Mein Hut!" rief er, „mein Hut!" Und ich sah einen schwarzen Steifhut in einem dichten Kornfeld landen. Er müsse ihn unbedingt wiederhaben, erklärte er und lief, mich allein zurücklassend, davon.

Er suchte lange. Endlich sah ich ihn zurückkommen, so schnell ihn nur die Beine trugen. Anfangs glaubte ich, es sei vor Freude über den wiedergefundenen Hut so eilig. Aber da erblickte ich einen derb schimpfenden Bauern, der ihm nachsetzte; denn Andrew hatte bei seiner Suche nach dem Hut mehr Weizen zertreten, als der Wert des Hutes ausmachte.

„Platz, Platz!" rief Andrew schon von weitem, und ich half ihm hinein. Es gab einen Ruck und das Ungeheuer lief an. Wir waren gerettet!

Doch Andrews gute Laune hatte darunter gelitten und bedauerlicherweise bekam seinen Ärger ein gänzlich Unschuldiger zu spüren.

Das war nämlich so: Bald darauf kam uns ein Bauernjunge auf der Landstraße entgegen, der, als er uns erblickte, durchaus vernünftig handelnd, sich rasch auf die andere Seite des Chausseegrabens flüchtete. Das war Andrew denn gar zu arg. „Warte nur, du Bengel!" schimpfte er, stoppte und sprang hinaus. „Ich werd' dich lehren, Angst zu haben, wenn ich am Steuer sitze!" Und damit versetzte er dem armen Jungen eine Ohrfeige.

Gegen Nachmittag erreichten wir Ringsted, das festlich mit Fahnen und Girlanden geschmückt war. Schon glaubten wir, daß es uns zu Ehren sei, als wir noch rechtzeitig erfuhren, daß gerade eine große Viehausstellung im Orte stattfände. Eigentlich wollten wir in dieser Stadt Kaffee trinken. Um jedoch allen eventuellen Mißverständnissen hinsichtlich der Tierschau vorzubeugen, nahmen wir davon Abstand, obwohl Andrew über starke Müdigkeit in den Armen klagte. Der Ärmste, er hielt die ganze Zeit eine Hand am Hut und die andere am Steuer, das sich in ständigen Drehungen von 120 Grad bewegte.

Wir langten in Korsör am Fährschiff an. Stolz und triumphierend wollte das Ungeheuer im Gefolge eines großen Rolls Royce auf die Fähre rollen. Doch da geriet es mit dem rechten Vorderrad in die Schiene der Brückenklappe. Es brach ab und rollte ins Wasser. Das Ungeheuer selbst landete Hals über Kopf an Deck hinüber und nahm dort eine Haltung ein, die sich am besten mit einem Rinde vergleichen läßt, das im Begriffe ist, sich niederzulassen.

„Counfound it!" murmelte Andrew, indem er sich über die Reling beugte und den Blasen zusah, die an der Stelle aus dem Wasser aufstiegen, wo das Rad untergetaucht war.

„Wieviel wiegt das da?" fragte der Billetteur und tat einen mitleidigen Blick auf das Ungeheuer.

„800 Kilo", erklärte Andrew. Der Beamte schlug in seinem Buche nach. „Vierrädrige Motorfahrzeuge..." Darunter fiel es nicht. Er blätterte weiter. Schließlich aber schrieb er auf: „800 Kilo Alteisen." Die Fracht war dementsprechend billig.

„Wenigstens etwas Gutes", tröstete sich Andrew, „daß das Rad sich schon hier in Korsör löste und nicht erst drüben in Nyborg."

Schon steuerten wir auf Nyborg zu, und Andrew war eifrig bemüht, das Ungeheuer startbereit zu machen. Wir erregten ein nicht geringes Aufsehen. Alles grinste schadenfroh oder blickte in verächtlichem Mitleid auf uns herab.

Das ärgerte Andrew und er erklärte den Umstehenden, daß wir uns nicht zu unserem Vergnügen auf diese Fahrt begeben hätten, sondern daß es sich dabei vielmehr um eine Wette handle, die wir eingegangen seien.

Das verlieh uns sofort ein anderes Aussehen. Auf einmal bewunderte und bestaunte uns alles. Man erkundigte sich nach unserem Reiseziel und war uns bei der Ankunft im Hafen behilflich, das Ungeheuer aufzurichten. Überraschend schnell gelang es Andrew, es in Gang zu bringen und unter dem ohrenbetäubenden Lärm des Motors, der den Beifall der Menge übertönte, zogen und schoben wir es an Land. Andrew schickte mich sofort in die Stadt, um ein paar Säcke herbeizuschaffen, die er dann mit Steinen füllte und hinten im Wagen diametral dem fehlenden Rade anbrachte. Und siehe da! Das Ungeheuer richtete sich auf — und stand auf drei Beinen.

Wir setzten unsere Fahrt nach Kerteminde fort. Unterwegs hielt mir Andrew einen langen Vortrag, was für eine Ersparnis es doch darstellte, wenn sich alle Automobilisten mit drei Rädern begnügen würden.

Das Merkwürdigste an der ganzen Fahrt aber erschien mir die Tatsache, daß wir wirklich unser Reiseziel Kerteminde erreichten.

Ich konnte es nicht unterlassen, unser kühnes Unternehmen mit dem Fluge Lindberghs zu vergleichen. Ob er wohl auch die ganze Zeit über dem Ozean hat dasitzen müssen, die eine Hand am Hut, mit der anderen am Steuer?

„Und wenn man so bedenkt", nickte Andrew zustimmend, „was für eine stürmische Begrüßung Lindbergh zuteil wurde, so ist es gar nicht auszumalen, was wir uns zu erwarten haben."

Und wir wurden in der Tat Gegenstand, wenn auch nicht lebhafter Ovationen, so doch allgemeiner Aufmerksamkeit, und das in einem so hohen Maße, wie wir es in unserer Bescheidenheit uns nicht hatten träumen lassen. Wir parkten das Ungeheuer auf dem Marktplatz neben dem Standbild Fredericks VII., wo ein jeder Museums-

freund seine Freude daran hatte, zwei Repräsentanten historischer Epochen vereint zu sehen.
Wir gingen inzwischen in die Stadt, um Amanda aufzusuchen. Doch als wir zurückkehrten, fanden wir dort eine unübersehbare Menschenmenge versammelt. Im Brennpunkt des Interesses und der Neugierde stand unser Ungeheuer. Ein Schutzmann stand davor. Mühsam bahnten wir uns den Weg. Da hörten wir plötzlich Gesang. Es war eine Gesellschaft amerikanischer Touristen, deren Lustjacht im Hafen lag. Hier standen sie nun Angesicht zu Angesicht dem Fahrzeuge ihrer Kindertage gegenüber, das sie längst für tot und begraben gehalten hatten. Alte Erinnerungen wurden wach und einige der Amerikaner begannen zu summen „Old Folks at Home". Bald sang der ganze Chor. „My old Kentycke Home" folgte. Kein Auge blieb trocken bei diesem Kultus, in dessen Mittelpunkt das Ungeheuer stand. Darauf wurde es von allen Seiten photographiert — so oft wie nie zuvor in seinem langen Leben. Jeder wollte ein Bild von ihm haben. Etliche bestiegen es und nahmen theatralische Stellungen auf ihm ein. Ein kleiner, dicker Millionär kletterte hinauf und setzte sich breitbeinig auf den Kühler.
Andrew hatte so lange tatenlos zugesehen. Doch länger vermochte er sich nicht mehr zurückzuhalten. Er war von der Stimmung mit fortgerissen worden. War er doch eigentlich der Hauptbeteiligte an der ganzen Feier, und ihm stand es zu, die Festrede zu halten. Er stieg auf den Führersitz und brachte die Menge durch eine einfache Handbewegung zum Schweigen. Dann sprach er auf amerikanisch:
„Ladies and Gentlemen! Das Automobil ist die größte Erfindung, die der menschliche Geist je hervorgebracht hat. In Ergriffenheit stehen wir hier von einem der ältesten und ehrwürdigsten Exemplare seiner Gattung versammelt. Dieses hier wurde schon von Lincoln beim Friedensschluß zwischen den Nord- und Südstaaten benutzt. Worauf es nach Europa kam. Schmelings Eltern fuhren darin mit ihrem kleinen Max zur Konfirmation. Er ist es gewesen, der die linke Türklinke abbrach. Dann fuhr es in Paris 475 000 km als Taxi und rettete die Stadt während des Krieges vor der Besetzung, indem es Truppenverstärkungen zur Marne brachte. Die Beule am linken Kotflügel stammt von einer Kanonenkugel. Nach Kriegsende fuhr Clemenceau darin nach Versailles zur Unterzeichnung des Friedenstraktates. Später gelangte es nach Rußland, wo hohe Sowjetfunktionäre es auf ihren Inspektionsreisen in die abgelegensten Gouvernements benutzten. Zu guter Letzt landete es in der Schweiz als Schulwagen und wurde auch gelegentlich zu Reklamezwecken an einen Zirkus und zum Gemüsefahren vermietet. Es unternimmt nun seine letzte Tournee um das Erdenrund, um dann in einem Museum die wohlverdiente Ruhe zu finden."
Andrew hatte seine Ausführungen beendet, nicht ohne den Zuhörern imponiert zu haben. Es wurde lebhaft Beifall geklatscht und etliche begannen, sich Souvenirs zu sichern, indem sie Teile der Kalesche und der Ledersitze herunterrissen und die Bereifung ausschnitten. Auch Schrauben und Bolzen verschwanden.
Der kleine, dicke Millionär, der sich vorhin auf dem Kühler photographieren ließ, gab seiner Begeisterung auf echt amerikanische Art Ausdruck, insofern er plötzlich ausrief: „Fifty Dollars!" „Sixty!" bot ein anderer. — „Sixty-five!" ein dritter. Und nun setzte ein wahrer Ansturm ein. Jeder wettete in der Hoffnung, glücklicher Gewinner der einzigartigen Reliquie zu werden, und einer überbot den anderen dabei. Schließlich endete das höchste Angebot bei 1150 Dollar. Es war der kleine, dicke Millionär, der gesiegt hatte. Er holte ein Bündel Banknoten aus der Hosentasche hervor und reichte es Andrew. Das Ungeheuer hatte seinen Herrn gewechselt. Der Amerikaner stieg ein und setzte sich ans Steuer.
„Wo ist denn der Selbststarter?" fragte er.
„Hier!" rief Andrew und packte die Kurbel — als einen letzten Händedruck. Das Ungeheuer setzte sich merkwürdig rasch in Bewegung. Unten am Hafen wurde es weit draußen angehalten, wo eine Lustjacht vertäut lag. Der Millionär begab sich an Bord und ließ Planken zum Land hinüberlegen. Ob das, was sich nun ereignete, seine einfache physikalische Erklärung darin findet, daß durch das Schleudern der luftleeren Hinterreifen die Kuppelung plötzlich ausgelöst wurde und der Motor anzuziehen begann, hat nie ermittelt werden können.
Als das Ungeheuer nämlich gewahr wurde, daß sein Herr es verlassen hatte, bäumte es sich zu einem verzweifelten Entschluß auf. Indem es einen lauten Knall ausstieß und ein Zittern durch seinen Körper ging, setzte es sich unerwartet in Bewegung, lief quer über das Deck des Schiffes, durchbrach die Reling — und stürzte in die unergründliche Tiefe des Meeres.
(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

In dem kleinen Wanderzirkus, der die Dörfer abklappert, tritt ein Ringer auf, der in den Ankündigungen als unbesiegbar gepriesen wird. Junge Leute aus dem Publikum werden aufgefordert, sich mit ihm zu messen. Fünf Mark werden dem geboten, der als Sieger hervorgeht.
Ich habe nicht übel Lust, gegen den Ringer anzutreten. „Fräulein", sage ich an der Kasse, „warum bieten Sie nicht mehr? Für fünf Mark lohnt es sich eigentlich nicht, sich vielleicht die Knochen kaputtschlagen zu lassen." „Aber, mein Herr, bedenken Sie doch, wo wir da hinkämen, wo wir manchen Tag schon 20—30 Mark ausbezahlt haben!"

Der Komponist hatte einen neuen Schlager fabriziert. Jetzt wollte er einen Vorschuß von seinem Verleger haben. „Vorschuß?" fragte der Fachmann, „Sie meinen wohl eher einen Finderlohn?"

Kürzlich wurde eine Amerikanerin von ihrem Manne nach einer Ehe von vier Minuten Dauer geschieden. Wahrscheinlich konnten sie sich nicht einig werden, wo sie ihre Flitterminuten verbringen sollten.

Der Unterkirchler Toni hatte eine Ladung vor Gericht erhalten; die Anklage lautete auf Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Der Richter verlas die Anklageschrift und fragte dann: „Haben Sie etwas vorzubringen, was Sie entlasten könnte?" „I woaß net", versicherte Toni ruhig, „aber als i mei Fuhrwerk quer auf die Straßen stellte und ins Wirtshaus ging, hab' i mir glei g'sagt: Toni, dös kann dir Scherereien mit'm G'richt bringen."

Ritterdienst

(R. Kriesch)



„Hier ist es aber so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen kann!"
„Aber Sie haben Ihre Hand ja gar nicht vor den Augen!"

BLEIBT ALLEIN NUR DER . . .

Von J. H. Rösler

Lauft nicht davon Freunde! Laßt mich euch noch schnell eine Geschichte erzählen, die ich erfuhr. Sie trägt zwar ein barockenes Ornament, ist aber weiter nichts als die einfache Fabel von den Freuden jedes Lebensalters. Hört zu, ich beeile mich:

Als mein Freund Tobias Alther dreißig Jahre alt war, traf ich ihn zum ersten Male. Ich war gerade auf dem Weg zum Bahnhof.

„Wohin fährst du?" fragte er mich. — „Nach Linz."

„Wo wohnst du dort?" — „Im Hotel Greif."

Er schüttelte den Kopf und sagte mit einem Zwinkern der Augen: „Ich rate dir, im Hotel Miramar zu wohnen. Ich wohne immer dort. Das Miramar hat die entzückendsten Zimmermädchen von ganz Oberösterreich."

Als ich Tobias Alther das nächstemal traf, waren zehn Jahre vergangen. Und wieder begegneten wir uns auf dem Bahnhof und wieder trug ich einen Reisesack.

„Wohin des Weges?" — „Nach Graz", sagte ich.

„Graz kenne ich gut", antwortete er, „wo wohnst du dort?" — „Im Hotel Theresia."

„Ich rate dir zum Tirolerhof."

„Wegen der Zimmermädchen?" fragte ich spöttisch.

Er machte eine ablehnende Handbewegung.

„Ach, Zimmermädchen! Aber" — und hier wurden seine Lippen vor Wonne feucht — „aber ein Essen gibt es dort, ein Essen! So ein gutes Essen findest du nirgends."

Nach dem Gesetz der Serie mußten wieder zehn Jahre vergehen, ehe ich meinen Freund Tobias Alther wiedersah. Ich traf ihn auf dem Bahnsteig. Er war gealtert. Da er mich in den Zug einsteigen sah, fragte er: „Du fährst nach Salzburg?" — „Ja."

„Und du wohnst?" — „Im Braunen Hirsch."

Er schüttelte den Kopf.

„Ich rate dir zum Grauen Bär."

„Wegen des vortrefflichen Essens?"

Er schien den Spott nicht zu bemerken.

„Ich steige immer im Grauen Bär ab", sagte er, „dort gibt es die besten und weichsten Betten weit und breit."

Viele Jahre hörte ich nichts von Tobias. Dann traf ich ihn noch einmal auf meiner Fahrt nach Innsbruck. Er saß mit mir im Abteil und seine sechzig Jahre schienen ihm viel zu schaffen zu machen.

„Wo wirst du in Innsbruck wohnen?" erkundigte er sich. — „Im Bahnhofshotel."

„Wohne in der Post. Ich wohne auch dort."

Ich dachte an unsere alten Gespräche und mußte lachen.

„In der Post? Hat sie die entzückendsten Zimmermädchen von ganz Oberösterreich? Ist dort ein so gutes Essen? Gibt es da die besten und weichsten Betten weit und breit?"

„Das sind längst verklungene Lieder!"

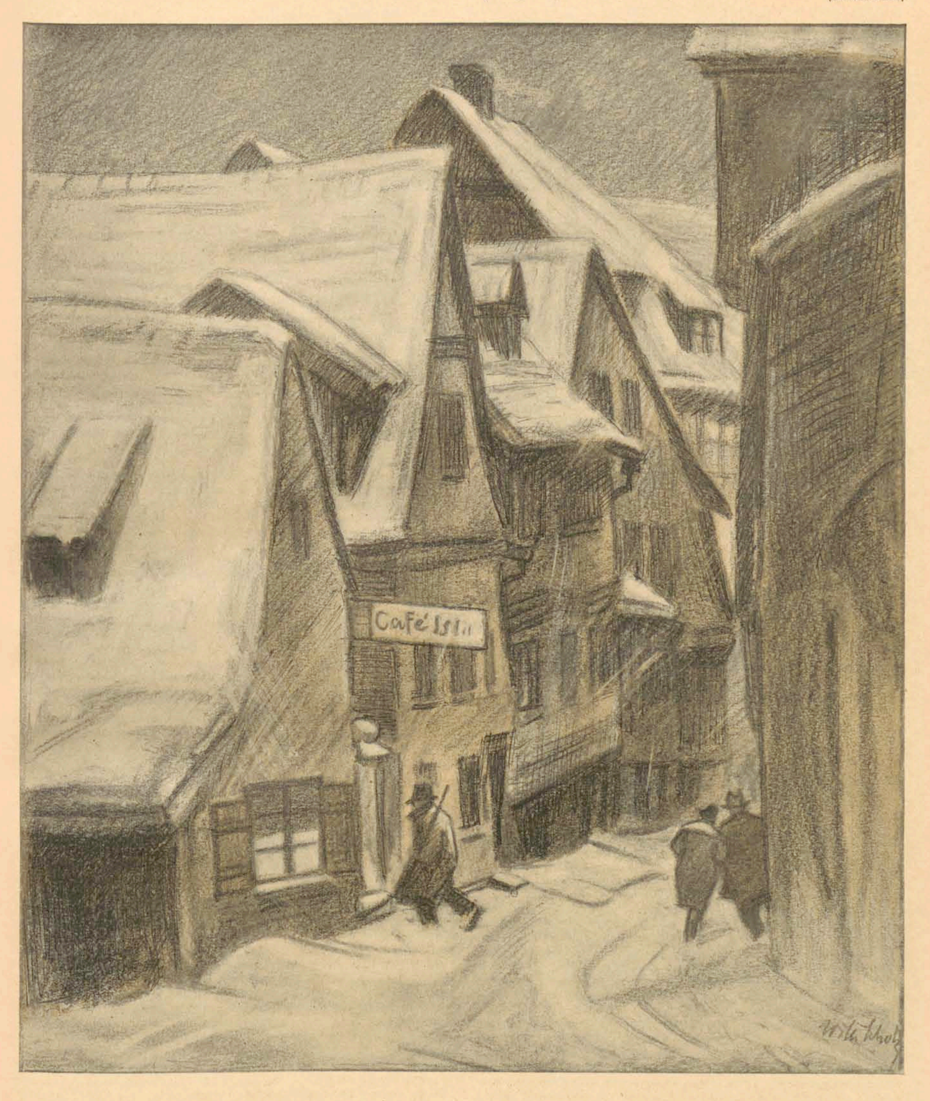
„Was ist denn dann in der Post so vortrefflich?"

Da stieß er mit einer beinahe zärtlichen Anerkennung hervor:

„Die Aborte, lieber Freund, die Aborte!"

Bei Minus achtzehn Grad

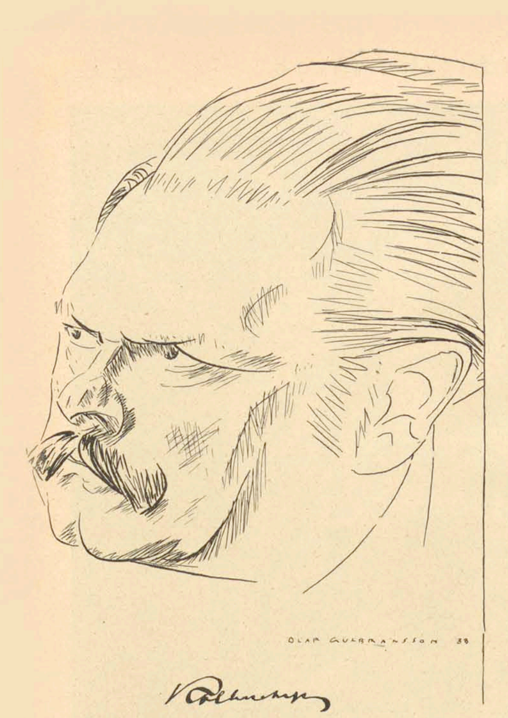
(Wilhelm Schulz)



In dieser kalten Wintersnot
wird Dir ein Glühwein zum Gebot.

Die Lieb' allein macht Dich nicht warm,
hältst Du sie noch so fest im Arm.

Wilhelm Schulz



E. G. Kolbenheyer zum Sechzigsten

30. Dezember 1938

Brauchst Du den Beifallssturm, der tobt?
Schiert Mißverstehen Dich und Spott?
Auch **Dein** Herz hat sich Gott gelobt,
dem großen unbekannten Gott. Dr. Owlglaß

WALTER UND SEIN HUND

VON PAUL TALKEBARTH

Mein Freund Walter besitzt einen Hund, eine echt englische Bulldogge von stattlichem Format. Sie ist schneeweiß, wenn sie ordentlich gewaschen ist, nur über die linke Stirnseite zieht sich ein gestromter brauner Fleck, und ein ähnlicher sitzt ihm hinten auf dem Rücken gerade über dem Schwänzchen, das hin und her wackelt, wenn Walter ihm liebevoll ins treue Hundeauge blickt. Beide, Herr und Hund, sind unzertrennlich. Wo Walter ist, da ist auch der Hund, und wo der Hund ist, da ist auch Walter. Es wird schon beinahe langweilig für seine Freunde.

Wenn Walter im Kaffeehaus Poker spielt, und er spielt den größten Teil des Tages Poker, dann sitzt Boy neben ihm auf einem Stuhl und zieht sein an sich schon faltiges Gesicht in noch tiefere Falten. Und auch Walter zieht sein Gesicht in ernste Falten, besonders wenn er eine recht hohe Karte hat. Full hand etwa oder Flush. Seine Gegenspieler sehen ihn prüfend an, glauben, wenn sie sein finsteres Gesicht erblicken, er hat höchstens Drillinge, und legen ihr schönes Geld in den Pott, damit Walter seine Karten zeigt. Dann legt Walter mit einer Miene, als ob ihm alle Felle davongeschwommen wären, seine Karten offen auf den Tisch, und tatsächlich, es ist ein Flush oder gar noch mehr, und die durch Walters betrübte Miene auf den Leim gelockten Mitspieler haben ihr schönes Geld verloren. Nun sollte man denken, daß alle diese doch recht gewiegten Pokerspieler mit der Zeit klüger geworden wären und nicht mehr auf diesen sich stets wiederholenden, auf reiner Schauspielermimik beruhenden Trick hereinfallen würden. Aber keineswegs, denn diese unbelehrbaren Optimisten glauben jedesmal: jetzt, jetzt hat er sich gewiß verkauft und lauter Schund in der Hand. Nun, das kommt ja wohl bisweilen auch vor, aber in den weitaus meisten Fällen ist Walter der Gewinner. Das Volk raunt es sich bekanntlich ins Ohr, daß kluge Menschen kein Glück haben. Wie sich aber auch Fortuna gebärden mag, Walters Hund sitzt mit sich stets gleichbleibender stupider Miene dabei und denkt überhaupt nichts, selbst wenn Walter ihm von dem gewonnenen Geld eine Wurst kauft.

Alle Leute, Walter ausgenommen, mögen diesen langweiligen Hund nicht leiden. Kein zweiter Hund übertrifft ihn an Geistlosigkeit und Stumpfsinn. Und sein Herr vermag ihm aus eigenem Vorrat auch nichts abzugeben. Im Gegenteil: alles, was irgendwie unter den Begriff geistiger Lebendigkeit fallend, wenn auch nur in Molekülen bestehend, bei Walter vorhanden gewesen sein mochte, schwindet sichtlich unter dem Einfluß von Boy. Seine Freunde sehen das mit Betrübnis.

Walter, der früher wenigstens hie und da, wenn auch nur fragmentarisch, eine Spur von Meinung äußern konnte, ist ebenso schweigsam geworden wie seine Bulldogge. Er knurrt mal ein bißchen, sagt ja oder nein, vermag auch noch sein Essen und sein Glas Bier zu bestellen, aber das ist wohl so ziemlich alles, was ihm vom deutschen Sprachschatz übrig geblieben ist. Wenn Walter nicht gerade ißt, schläft oder Poker spielt, geht er mit seinem Hund spazieren. Walter führt den Hund stets an der Leine, denn es ist gar nicht auszudenken, was passieren würde, wenn Walter seinen Hund nicht an der Leine führen wollte. Aber auch so tut Boy, was er will. Also nicht Walter führt den Hund, sondern der Hund führt ihn. Man kann sich ausmalen, wo der Spaziergang der beiden endet: manchmal in Feldmoching, manchmal in Großhadern. Wenn Walter intelligenter wäre, könnte er schon eine Topographie von München und Umgebung herausgeben. Auto und Eisenbahn haben durch den Eigensinn dieses Hundes schon bedeutende Einnahmen zu verzeichnen gehabt.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Menschen, deren ausschließlicher Verkehr sich auf gewisse Haustiere beschränkt, viel von deren Wesen, ja von deren Aussehen annehmen. Ich hatte einen alten Onkel, der eine Kanarienhecke besaß, und ich sage gewiß nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß er einem Kanarienvogel zum Verwechseln ähnlich gesehen hat. Eine alte Dame, die als junges Mädchen einen kugelrunden Kopf mit Stupsnase besessen hatte, bekam infolge ihrer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an einen russischen Windhund ein ganz spitzes Gesicht mit lang hervorstehender Nase und einen messerschmalen, länglichen Kopf. Als sie im Sarge lag, wunderte sich die Leichenfrau über ihre lang zugespitzten Ohren, auf denen weiße Haarbüschel saßen.

Nicht anders erging es nun meinem Freunde Walter. Von Tag zu Tag wurde er seinem Hunde ähnlicher. Man muß Walters Photographien aus seinen jüngeren Jahren gesehen haben, um zu ermessen, welch furchtbare Veränderung mit ihm vorging. Man muß Boys unheimliche Bulldogg-Physiognomie gesehen haben, um zu ermessen, was diese Veränderung für Walter bedeutete. Als nach jahrelanger Trennung seine auswärts wohnende alte Mutter ihn einmal besuchen wollte, fand sie ihn nicht zu Haues vor, sondern wurde ins Kaffeehaus gewiesen, wo sie der Portier an den Pokertisch führte. Sie erkannte ihren eigenen Sohn nicht mehr, sondern gab in ihrer grenzenlosen Verwirrung Boy, der Bulldogge, die Begrüßungshand. Von allem weiteren will ich schweigen.

Einmal erblickte ich Walter, der bis auf die Pokerstunden allen menschlichen Verkehr zu meiden begann, auf der Ludwigstraße, wie ihn sein Boy an der Leine führte. Boy strebte offensichtlich einer Hausecke zu. Als er sie erreicht hatte, hob er langsam ein Hinterbein. Und Walter, der sich ebenfalls der Ecke genähert hatte, Walter — nein! — — Ich fühlte, wie mein Herzschlag aussetzte, ich schlug beide Hände vor mein Gesicht, um nur ja nichts mehr zu sehen. Ich stürzte davon. Meine Hoffnung, daß Walter noch gerettet werden könnte, wurde immer schwächer. Die Ähnlichkeit mit seinem Hunde nahm weiterhin in erschreckendem Maße zu. Wenn die Kellnerin ihn fragte, was er zu trinken wünschte, bellte er, und sie verstand ihn. Und dann setzte sie das Glas Bier vor den Hund statt vor den Herrn, und ich glaube bestimmt, daß der Hund es auch getrunken haben würde, wenn er nicht so ausnehmend dumm gewesen wäre. Walters Hauswirtin erzählte einmal der Frau Kreuzpaintner, daß ihr Zimmerherr, als sie ihm die Morgenzichorie brachte, im Hundekorb, der Hund aber im Bette gelegen hätte. Das soll allgemach zur Regel geworden sein. Ob Walter auch aus der Hundeschüssel gefressen hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Ich mied ihn von nun an, weil ich diesen Jammer nicht mit ansehen konnte. Und die Tragödie scheint mit Riesenschritten ihrem Ende zuzueilen. Gestern traf ich Walter nebst Boy auf der Theresienstraße. Ich traute meinen Augen nicht. Statt der gewohnten Zigarre erblickte ich in Walters Munde einen großen Kalbsknochen, den er mit überaus zufriedener Miene in die Luft streckte. Ob Boy dafür die Zigarre geraucht hat, vermochte ich nicht mehr festzustellen. Mir wurde schwarz vor den Augen und mußte mich an einer Hauswand anlehnen, um nicht ohnmächtig umzustülpen. Als mir wieder hell vor den Augen wurde, waren Walter und sein Hund verschwunden.

Verlag und Druck **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 38: 19455. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Streng verdaulich

(Fr. Bilek)



Fortsetzung folgt

(K. Heiligenstaedt)



„Gnädigste erinnern mich an einen Zeitungsroman!" — „Na, hören Sie mal!" — „Doch! Immer wenn es spannend wird, unterbrechen Sie mich!"

München, 15. Januar 1939
44. Jahrgang / Nummer 2

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

SCHNEEPLASTIKEN

(Karl Arnold)



Denkmäler von kurzer Dauer

Winterfrische

(R. Kriesch)



„Sag mal, Egon, ist so ein Bauernbett eigentlich einschläfrig oder zweischläfrig?"
„Na, das ließe sich ja leicht feststellen!"

UNSER LAGERFEUER

Jetzt haben wir eine Heizplatte, wissen Sie, so ein Ding, das man auf den Tisch stellt, und dann bleibt alles warm. Sehr praktisch, sage ich Ihnen, und sehr romantisch. Da brennt also eine Kerze drin, so ein Nachtlichtchen, und wenn man das elektrische Licht ausknipst, sieht's fast wie Weihnachten aus, und Erna hat einen Schatten auf dem Gesicht, als säße sie hinter den Gittern eines Barockgefängnisses. Wir drehen aber das Elektrische nicht aus, weil wir aufpassen müssen.

Die Heizplatte nimmt unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch, und unterhalten dürfen wir uns nicht dabei, weil wir genau hinhorchen müssen. Warum hinhorchen, fragen Sie vielleicht. Ja, wenn so eine Porzellanschüssel platzt, geht meist ein kleines Knistern voraus, und wir wollen doch nicht durch die Detonation des Sprunges erschreckt werden. Erna ruft vorher immer: „Achtung, jetzt kommt er!" der Sprung nämlich, und dann springen wir schnell von unseren Stühlen auf und bringen uns in Sicherheit, weil die Soße herumspritzt. Häufig aber ist es blinder Alarm, oder Erna veranstaltet nur eine Heizplattenschutzübung, um zu sehen, ob jeder auf seinem Posten ist.

Sehr interessant und aufregend sind unsere Mahlzeiten geworden. Einer von uns hat immer Feuerwache. Er hat darauf zu achten, daß der Docht nicht zu lang brennt, er muß die Gefahrenzone von allen Seiten überwachen.

Wie gesagt, so eine Heizplatte ist sehr praktisch, und es zerspringen gar nicht alle Schüsseln. Das Fräulein in dem Geschäft hat gesagt, es müsse sich um Fehler im Porzellan handeln. Wir werden allmählich feststellen, bei welchen unserer Schüsseln es sich um Fehler im Porzellan handelt, bzw. gehandelt hat. Wir haben das Pech, daß wir allerlei fehlerhaftes Porzellan besitzen. Wenn wir keine Heizplatte angeschafft hätten, würden wir niemals erfahren haben, wieviel Fehler tief drinnen in unserm Porzellan stecken. Jetzt wissen wir's aber.

Wir finden es sehr gemütlich, wenn wir so um dieses Lagerfeuer herumsitzen. Erna sagt, so ähnlich müsse es bei einer Expedition in ganz wüste Gegenden sein, und sie fühlt sich der Natur näher. Der Kartoffelbrei schmeckt häufig etwas angebrannt. Das Fräulein im Geschäft sagte, es seien bisher noch keine Anstände darüber gekommen, daß ein Kartoffelbrei angebrannt schmeckte. Wir sind also die Entdecker des angebrannten Geschmacks von Kartoffelbrei. Ich hätte nie geahnt, was so ein Nachtlichtchen für eine Hitze entwickeln kann.

Man vermeidet das Anbrennen jedoch leicht, indem man das Gericht umrührt. Einer von uns ißt immer, während der andere herumrührt, nämlich der von der Feuerwache. Wir haben jetzt beim Essen alle Hände voll zu tun.

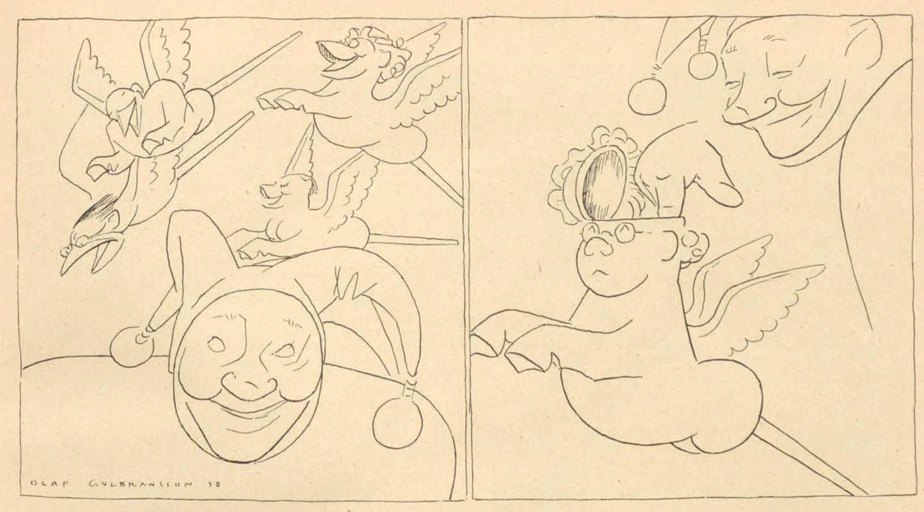
Die Heizplatte nennen wir das heimische Herdfeuer und finden sie tief symbolisch. Sie ist mir die Verkörperung des Familienlebens. Bisweilen steigen kleine Dampfwolken aus dem Symbolischen auf, dann ist es immer nah am Anbrennen, und ich rufe „heftiger rühren!" Wenn die Gefahr ganz groß ist, rühren wir beide, und dann geht es auf unserm Eßtisch zu wie in einer größeren Hotelküche; wir kommen kaum zum Essen. Erna kann schon mit ziemlicher Sicherheit unterscheiden, ob es anbrennen oder platzen wird.

Ich verstehe gar nicht mehr, was die Leute eigentlich in den Jahrtausenden nach dem Aufgeben des offenen Lagerfeuers und vor der Erfindung der Heizplatte während des Mittagessens gemacht haben. An Unterhaltungsstoff mangelt es uns nie. Unser Wahlspruch heißt: „Gefährlich essen!"

Foltzick

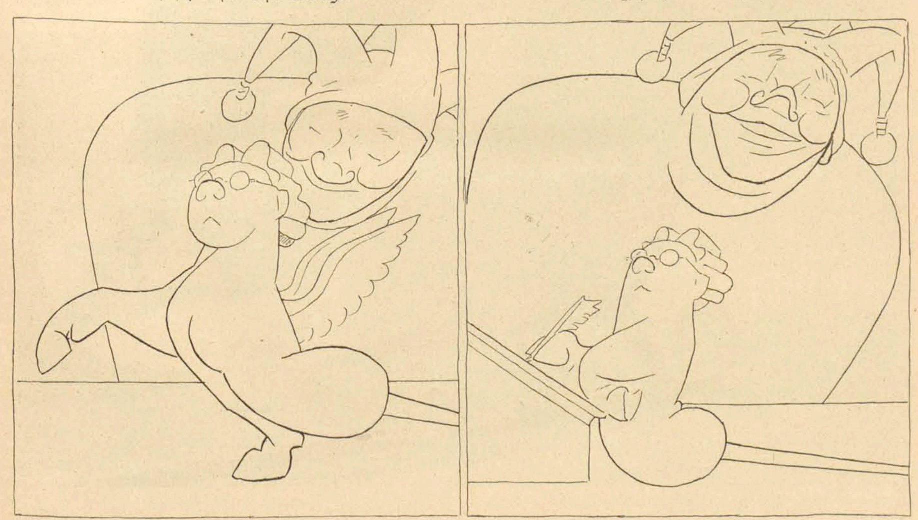
Von denen Tüchtern

(O. Gulbransson)



Was die Dichter wohl bewegt,
welche mit verteilten Rollen
jubeln, zwitschern, säuseln, grollen?
— Oft schon hab' ich's überlegt.

Öffnen sie ihr Interieur,
bloß um Einblick zu gewähren
in aparte eigne Sphären?
Oder geht ihr Streben höh'r?



Wodamit ich sagen will:
wollen sie mit ihren Rhythmen
sich der Pädagogik widmen?
Ist ihr Endzweck Seelendrill?

— Soviel scheint mir heute klar:
sie spendieren ihren Segen
einesteils honoris wegen,
andernteils um Honorar.

Ratatöskr

In den Dolomiten

(M. Dudovich)



„Und da sagen die Leute immer, der Wintersport sei anstrengend!"

SUGGESTION

Von Rudolf Schneider-Schelde

„Es ist eine Sache des Willens", erläuterte der Vortragende seinen aufmerksamen Zuhörern, „Sie müssen sich entschließen, wirklich zu wollen, was Sie wünschen, es mit aller Energie zu wollen, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben."
Der Vortragende war ein dürrer Herr in neuen Kleidern mit einem großen Gebiß. Da seine Oberlippe zu kurz war, zeigte er fortwährend die Zähne, was seinem Gesicht einen entschiedenen und angriffslustigen Ausdruck gab. Er hieß Watterling, Prof. Watterling, und die Leute glaubten, daß Prof. eine Abkürzung von Professor sei. Es war aber die Abkürzung des etwas seltsamen Vornamens Profanus, den Mr. Watterling führte. Er reiste durch die ganze Welt und hielt überall Vorträge über seine Methode der Suggestion unter besonderer Berücksichtigung der modernen Verkaufsmethoden. Es war gedruckt in mehreren Sprachen zu lesen, daß aus seiner Schule die besten Verkäufer Amerikas hervorgegangen seien.
„Well", sagte Prof. Watterling, „ich werde ein Experiment zeigen, aus dem Sie sehen werden, wie ich es meine. Experimente überzeugen immer. Nachher werden sich hier alle für meinen Lehrkursus einschreiben und sehr tüchtige Verkäufer werden. Attention — passen Sie auf!"
Er deutete auf eine größere, waschkesselartige Maschine, die neben ihm stand, und fuhr fort: „Das ist eine Robbendarre. Man hat versucht, diese Maschine bei den Eskimos einzuführen, welche die Gewohnheit haben, das Robbenfleisch to scrape under the ground, um es dann bei späterer Gelegenheit in ungenießbarem Zustande zu verzehren. Wenn die Eskimos solche Robbendarren hätten, könnten sie das Fleisch trocknen und müßten es nicht mehr vergraben und es würde nicht mehr verderben. Well, es leuchtet ein. Sie werden zugeben, Gentlemen, daß diese Robbendarre hier bei uns wenig Vorteil bietet, wo es keine Robben gibt und wir nicht die Gewohnheit haben, Fleisch zu vergraben. Trotzdem werde ich einem von Ihnen, Männer, eine solche Robbenmaschine verkaufen, nur weil ich es will, verstanden? Ich bitte jemand aus dem Publikum, sich hier zu mir an den Tisch zu setzen, und wir werden sehen."
Prof. Watterling machte eine Pause und wartete, aber niemand wollte sich melden.
„Sie werden große Lust haben, eine solche Maschine zu besitzen", sagte Prof. Watterling, „kommen Sie nur! Es genügt ein Herr, egal, was für einer!" — Er sah im Kreise umher, die Zuhörer rückten verlegen auf ihren Plätzen und suchten seinen Blicken auszuweichen, aber niemand meldete sich.
„Kommen Sie doch!" sagte Prof. Watterling nochmals stirnrunzelnd, als die Tür aufging und ein offenbar verspäteter Besucher der Veranstaltung hereinkam. Es war ein sanftmütig aussehender, blonder Mann mit blauen Augen von riesenhaftem Wuchs. Er blieb unschlüssig und verlegen an der Tür stehen und wollte anscheinend keinerlei Aufsehen erregen.
„Well", sagte Prof. Watterling zu den Zuhörern, „ich werde diesen nehmen. Come on!" rief er dem Ankömmling mit einer winkenden Handbewegung zu, „kommen Sie, setzen Sie sich hierher zu mir!"
Der Riese folgte zögernd, während ein Kichern durch die Reihen der Zuhörer ging, und nahm behutsam neben Prof. Watterling Platz.
„O k." sagte Watterling und fletschte ihn mit seinem Gebiß an, „was ist Ihr Beruf?"
„Honig", sagte der Riese leise, „ich habe Honig."
„Sie werden", wandte sich Watterling an die Zuhörer, „sehen, wie ich es mache. Er sagt, er handelt mit Honig. Aufpassen! — Was, wenn der Honig zu Ende geht, he?" fragte er den Riesen. Der Riese schwieg und sah sein Gegenüber ratlos an.
„Einmal wird kein Honig da sein", sagte Watterling, „und was dann? Womit werden Sie handeln? Stellen Sie sich vor, es würde kalt wie im Winter, und die Bienen würden erfrieren, und das Eis bliebe stehen, keine Bienen, kein Honig mehr, nur Eis und Schnee wie schon einmal auf der alten Erde, was dann? Andere Verhältnisse, um zu leben, andere Gegenstände, um zu handeln, andere Tierwelt, Fische, die mit dem Wasser kommen, und Robben, that is understood. — Sie müssen, um dann Erfolg zu haben, etwas verkaufen, was alle brauchen, und was ist das?"
Der Riese wußte es nicht, er blickte verlegen auf die Zähne Watterlings.
„Er weiß es nicht!" rief Prof. Watterling triumphierend ins Publikum. Er deutete auf die waschkesselartige Maschine und sagte zu dem Riesen: „Das hier ist es: eine Robbendarre. Aber dann ist es zu spät. Es ist zu spät, eine Robbendarre zu kaufen, wenn alle eine Robbendarre haben wollen, den Vorteil hat, wer dann eine Robbendarre verkaufen kann. Consequently — müssen Sie jetzt eine Robbendarre kaufen, um später imstande zu sein, den Anforderungen zu genügen, die der Markt an Sie stellt. Also werden Sie als kluger Mann jetzt eine Robbendarre kaufen. Sie werden an die Zukunft denken, an Ihre family, Honig ist gut, aber Robbendarren sind besser, und ein kluger Mann baut vor. Sie werden den Wunsch nicht unterdrücken können, eine Robbendarre jetzt schon zu besitzen und die Gelegenheit, eine zu erwerben, beim Schopf fassen, wie man das Glück beim Schopf fassen muß, um es zu halten, that is evident."
Der Riese saß bescheiden auf einer Ecke des Stuhls und schlug jetzt die Augen nieder, er machte den Eindruck eines Mannes, der sich nicht sehr wohlfühlt. Das Auditorium beobachtete ihn gespannt.


(Hanna Nagel)

„Ooh", rief Prof. Watterling und rückte näher auf ihn zu, „ich werde Sie nicht zu überreden versuchen, aber Sie müssen klar darüber werden, was Sie brauchen, und wenn Sie klar geworden sind, müssen Sie es wollen. Sie müssen, was Sie als richtig erkannt haben, mit aller energy wollen, dann werden Sie auch das Richtige tun und schönen Erfolg haben. Ich verlasse mich ganz auf Sie. Ich bin certainly, daß Sie schönen Erfolg haben wollen. Ich sage nicht, Sie sollen diese Robbendarre hier kaufen, weil einmal kein Honey, sondern Eis und Robben dasein werden und Sie nichts haben werden, um zu handeln und schönen Erfolg zu haben, wenn Sie dann nicht diese Robbendarre haben, sondern Sie werden selber sehen und selber urteilen und entscheiden, was gut zu tun und sicher das Richtigste ist, und das werden Sie tun."
Der Riese fing langsam zu schwitzen an. Er holte ein Taschentuch hervor und wischte sich sein Gesicht damit ab. Das Auditorium verhielt sich mäuschenstill und folgte atemlos dem Experiment. Prof. Watterling rückte noch etwas näher an sein Opfer heran und brüllte ihm in die Ohren: „Ich habe gesagt, daß Sie selbst entscheiden werden, was gut zu tun ist, und Sie werden es jetzt schon wissen. Jetzt kommt, daß Sie auch wollen, es zu tun, denn durch das Wollen allein werden Sie es tun, es ist ganz einfach, und alles ist eine Sache des Willens. Man kann mit dem Willen tun, wozu man Lust hat, aber man wird immer tun, was gut und voller utility ist, denn das ist das Rechte. Tun Sie also das Rechte, was schönen Erfolg bringt und voller utility ist und tun Sie es rasch, es ist das, wozu Sie sich jetzt mit Lust und Eifer und aller Gewißheit entschieden haben, es ist, was Sie jetzt tun möchten, das allein und das sollen Sie jetzt tun, sogleich, ohne noch mit delay Zeit zu verlieren!"
Er machte eine Pause. Das Auditorium blickte erwartungsvoll auf den Riesen, der auf seinem Stuhl hin und her rutschte, sich noch einmal mit dem Taschentuch den inneren Kragenrand entlangfuhr, dann plötzlich aufstand und ganz unvorhergesehen Prof. Watterling packte, aufhob, mit ein paar schnellen Schritten zum Fenster trug und den völlig Verblüfften mit einem kühnen Schwung vom Hochparterre, wo die Veranstaltung stattfand, in den Garten hinauswarf. — „Aah", sagte er halblaut dabei, „aah, das war es, worauf ich die größte Lust bekommen hatte, das ist das Rechte, das ist gut!" — In seinen sanftmütigen Augen glitzerte es dabei erlöst.

Herrn Siegellacks Winterlied

Von Georg von der Vring

Das Blumenblatt zerfällt.
Die Blüte fiel zuvor.
Der Wind kam in die Welt.
Der Mond liegt auf dem Ohr.

Es wird, wenn die Kastanien rollen,
Sich niemand auf den Hauch besinnen,
Der sommers zu den Blütenpollen
Hintrug die Honigsammlerinnen.

Der Stern steht im Zenith.
Die Kälte fällt ihn an.
Wer jetzt nach Primeln sieht,
Ist bald ein kalter Mann.

Es mag, wenn hell die Zapfen klirren,
Sich mancher gern aufs Eis begeben,
Ein zweiter wird in Wäldern irren,
Ein dritter auf zur Wölbung schweben.

Doch schon ein vierter lebt,
Wie ich, in Saus und Braus;
Kein Totengräber gräbt
Uns aus dem Bett heraus.

Zwar kann, wenn rings die Jäger knallen,
Ihr Lärm die Wohnung uns verleiden.
Der größ're Feldherr von uns allen
Späht eingemummt durchs Eis der Scheiben.

Das Mistvieh im Quadrat

VON ERNST HOFERICHTER

Das geschah zu jener Zeit, da ich als Student in der Schillerstraße wohnte. In der dritten Nacht der Untermiete vergaß ich den Wohnungsschlüssel. Ich läutete und klopfte, hämmerte und schlug gegen die Türe. Meine Hausfrau aber war ein Pferd, ein Roß, ein Walroß — und schlief auch so.
Der Mond schien bleichsüchtig durchs Treppenfenster. Im Hof trieb der Föhnwind einige Papierfetzen um den Kastanienbaum.
Während ich mit den Stiefelabsätzen die Klingel ersetzte — öffnete sich gegenüber eine Türe.
Durch den Spalt sah ich ein paar junge Schlitzaugen. Sie schienen aus grünem Glas gemacht zu sein. Das Mädchengesicht war weißes Briefpapier. Als Wasserlinie zog der Mund hindurch. Er glich einem Gedankenstrich — — „Was wollen Sie...?" „Hinein!" rief ich.
„Da können Sie noch lange warten... ich bring Ihnen einen Stuhl — —"
Inzwischen las ich an ihrem Türschild: „Antonia del Rio — Artistin".
Sie kam mit einem moosgrünen Plüschsessel zurück. Alles geschah wie in einem Traum, den man träumt.
Ich zog sie neben mich auf den Stuhl. Und wir saßen wie zwei Kanarienvögel auf einer Stange.
„Daß Sie sich vor mir nicht fürchten, das finde ich — —" brachte ich hervor.
„Furcht kenne ich nicht, nur Angst... Wenn Sie ganz still sind, dann können Sie auch zu mir ins Zimmer kommen...", lispelte sie.
Und schon trugen wir zusammen den Plüschsessel ihrer Wohnung zu.
„Ziehen Sie, bitte, die Stiefel aus! Nebenan schläft mein Hauswirt. Wenn ihm die Gummipfropfen aus den Ohren fallen, dann hört er alles..."
Der kleine Raum war wie eine Pralinenschachtel. Die Lampe glühte himbeerrot gleich einem Früchtenbonbon, das von innen her beleuchtet ist. Sie erhellte auf dem Nachtkästchen ein Päckchen Kopfwehtabletten und den Band ‚Ecce homo'. „Schreien Sie ja nicht...!" hauchte sie mir zu.
„Wieso und warum soll ich...?"
„Und setzen Sie sich nicht auf das Bett... denn sie schlafen jetzt!"
„Wer schläft denn da noch im Zimmer?"
„Ich hol' Ihnen eine Erdbeerbowle, die ich — —"
Sie verschwand aus dem Zimmer. Und ich sah mich um. Auf dem Kleiderschrank lehnte ein verwelkter Lorbeerkranz. An der Wand waren mit Reißnägeln die Fotos eines Feuerfressers, zwei tanzende Känguruhs, Harras — der Verächter des Todes, der Mann — der durch die Mauern geht und „Die sechs fliegenden Sterne" angeheftet.
Im Bett lag ein Berg von Wolldecken übereinander.
„Ich soll mich nicht auf dies Bett setzen...? Und jetzt erst recht!"
Ich ließ mich auf dem Rande nieder und sah ins Licht. Dabei stützte ich mich rücklings auf den Berg aus Decken. „... wie himbeerrote Früchtenbonbons" dachte ich nochmals und das Bett hinter mir kam in Bewegung. Jäh sah ich an mir selbst zurück — — — —
„... Allmächtiger Gooo — — tt...!"
Ich schrie nicht... In der Schrecksekunde waren mir die Gummipfropfen, die nebenan nicht aus den Ohren fallen dürfen, ins Gehirn geflogen. Aber der Schrei ging nach innen. Ich schluckte Luft... Der Herzschlag sprang mir in die Gurgel... Und meine Augen wurden wie Zahnpaste aus den Höhlen gedrückt — —
... Vor mir, eine Handlänge vor mir, erhob sich eine Riesenschlange — — und dann noch eine...! Zwei gefleckte Hälse ringelten sich in die Höhe, ganz langsam — wie hypnotisierte Matratzenfedern... pfeilgerade aus dem Bett hervor. Aus den eiförmigen Köpfen zischelten die Zungen auf mich zu... Zwischen meinen Augäpfeln und diesem Gezüngel entstand eine starre Linie, ein Seil, eine Eisenstange. Ich wurde zu Zement oder Granit oder schneeweißem Alabaster. Eine Sekunde dehnte sich zu sechzig Minuten — —
Da kam Antonia zurück: „... was hab' ich Ihnen gesagt? Sie sollten sich nicht...!"
Ich schluckte noch immer Luft. Ich wurde zum Reklameluftballon, einen Augenblick vor dem Zerplatzen.
„Nimm die Biester weg...!" brachte ich endlich heraus.
„So laß' sie doch... jetzt sind sie schon wach", sprach das Mädchen und lächelte in meine Furcht.
„Ich geh auf und davon, wenn du nicht...?"
„Also, darf ich Ihnen vorstellen: Das sind meine beiden Assistentinnen: Kali und Polli...!"
„... Boa constrictor!" fiel mir vergleichend die Abbildung aus einem Konversationslexikon ein.
„Ja — und ich liebe sie... Ich liebe auch das dürre Laub, das im Herbst rauscht und riecht..."
„Da... jetzt schlängeln sie sich auf den Boden herab!" rief ich entsetzt.
„Laß doch...! Setzen Sie sich zu mir! Beefsteak tartar esse ich leidenschaftlich. Aber ich liebe keinen Walzer..."
„Ich höre kein Wort, was du sagst, wenn du nicht endlich — —!"
„Ein Trauermarsch kann mich verrückt machen..."
„Das hast du nicht mehr nötig...!"
„Ihre Furcht berauscht mich...! Da sind Sie so, so klein... Aber, zum Beispiel, ja — das Schicksalsmotiv aus Carmen, das verfolgt mich... Dem bin ich hörig...!"
„Ich halt's nicht mehr aus, wenn das Viehzeug — —"
„Ich lege Ihnen jetzt die Polli um den Hals und Sie haben für immer alle Furcht verloren...!" sprach sie und hielt auch schon eine Schlange in der Hand. „Um keinen Preis der Welt...!"
„Nicht so laut...! Denken Sie an die Gummipfropfen!"
„Nicht um eine Million...!"
„Aber, bestimmt um einen Kuß...?" funkelten ihre Schlitzaugen.

(Fr. Bilek)



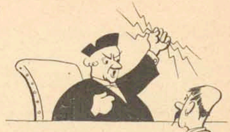
Der beleidigte Amor

Jedes Ja und Nein blieb mir wie Klebstoff auf der Zunge liegen. Ich stand da, gleich einer Säule — die auf das Bersten wartet.
Antonia kam mit drei Meter Schlangenleib auf mich zu. Ich sah nur mehr, wie der Mädchenmund sich wie eine Gardine öffnete... und schon legte sie mir die Boa constrictor um die Schulter.
Ich spürte kein Gewicht. Aber eine kalte Brause rieselte am Rücken herab.
„Küß mich...!" hauchte sie.
In diesem Augenblick mußte die Schlange bemerkt haben, daß sie zu unbequem gelagert war. Sie schlängelte sich zu einer gemütlicheren Lage an mir herum. Ihre Zunge war mir näher als der Mund Antonias.
„So küß mich doch...!"
Um mich von der grausigen Kühle abzulenken, dachte ich kaleidoskopisch durcheinander: „... Ich wurde von Pastor Waggerl konfirmiert... mein Unteroffizier hieß Alois Loichinger... Gold hat das spezifische Gewicht neunzehn Komma drei... 480 vor Christus war die Schlacht bei Marathon —"
„Ich zähle auf drei...! Wenn du mich nicht — —"
Ich versuchte noch zu denken: „... das Quadrat über der Hypothenuse ist gleich den Quadraten über — — "
Aber da flog mir das Mädchen um den Hals. Und Antonia del Rio und eine brasilianische Riesenschlange hingen gleichzeitig an mir... Mich fröstelte.
„Weißt du, ich liebe die Gegensätze... Das Lineal hasse ich... Gern hab ich's wenn an einem Mann die Hosenträger herunterbaumeln... Wenn ich wütend bin, beiße ich mir die Fingernägel ab... Warum sprichst du nichts...? Es ist schön, wenn ein Mann zum Küssen spricht...!"
„Was sagst du, Antonia...?"
„Du, wir haben das Glück erfunden! Aber ich will besitzen und nicht besitzt werden. Und dann bin ich kurzsichtig... Gestern sah ich beleuchtete Grabsteine als aufgehängte Wäsche an. Was sagst du dazu?"
„... ich habe Durst!"
„Trink...! Hier ist mein Mund...! Und dann kann ich nur schlafen, wenn ich als Knäuel, als runde Kugel im Bett liege... was bedeutet das...?"
„Sag, wer du bist?"
„Deine Geliebte, weil ich dich so hilflos sah...!"
„Aber deine Biester müssen verschwinden...!"
— — Antonia wurde meine Geliebte, aber die Schlangen verschwanden nicht. Ich gewöhnte mich an alle drei wie an ein Schlafmittel.
Antonia strich mir Brötchen und ich zählte dazu ihre Impfblattern nach. Die Schlangen schlängelten sich durch meine Füße und Tage.
So lebten wir uns schuldlos in meine Schulden hinein. Eines Morgens, während ich im Colleg saß, sagte sich der Gerichtsvollzieher bei mir an. Ein Zettel lag am Boden: „Freitag komme ich wieder! Paul Holzhacker — Gerichtsvollzieher" — —
„Der pfändet mir meinen neuen Cutaway...!" sprach ich zu Antonia.
„Das tut er nicht...! Ich habe eine Idee...!" lachte sie blinzelnd.
„Wir brauchen Geld und keine Ideen...!"
„Laß ihn nur kommen — —" sprach sie siegesschwanger.
Es wurde Freitag. Und es läutete dreimal.
„Das ist er...!"
Ich öffnete und schon stand er überlebensgroß in meinem Zimmer. Sein

gerichtsvollzieherischer Blick glitt die Wände entlang.
„Die Möbel gehören der Hausfrau ..." sagte ich. Sein Auge trat über die Nickelbrille hinaus und hackte sich am Messinggriff zum Kleiderkasten ein.
„Haben Sie entbehrliche Anzüge ...?"
Ich dachte: „... jetzt ist er hin, der schöne Cutaway ...!"
„Bitte, öffnen Sie ...!" sprach Antonia tonlos.
Der Mann öffnete, die Tür ging weit auf — — —
Zuerst fielen ihm die steifgestärkten Manschettenröllchen zu Boden ... dann schwankte er nach rückwärts, stürzte gegen den Kleiderständer ... der rannte gegen die Wand, fegte ein ausgestopftes Eichkätzchen in die Waschschüssel ... Die Zahnbürste überschlug sich und die Toilettenseife sprang ins Gebüsch der künstlichen Stechpalme.
„Jesusmariaundjosef ...!" bebten seine Lippen.
Dann lag er wie ein Brett am Boden. Seine Bronchien pfiffen wie überheizte Lokomotiven.
„Du bist ein Mistvieh ...!" schrie ich der Antonia zu.
„Der Cutaway ist gerettet!" lachte sie zurück.
„Wann hast du die Tiere in den Kasten gelegt?"
„Ich dachte nicht, daß er davon umfällt ... Jetzt tut er mir leid ...!" schnaufte sie und kniete zu ihm nieder.
„Du bist total verrückt ...!" schrie ich.
„Du liebst mich nicht mehr ...!" schielte sie herauf.
„Das sind keine Späße mehr ...!"
Inzwischen zog sie dem Gerichtsvollzieher die Jacke aus.
„Du ... die Hosenträger sind ihm herabgerutscht! Sieht er nicht herzig aus ...?"
Sie pflegte ihn, wie man eine Puppe verzärtelt. Drei Parfümflaschen schüttete sie um seine Schläfen.
Das war mir zuviel — auch wenn ich wußte, daß sie die Gegensätze liebte. Ich ging hinaus und warf mich aufs Bett. Und lag zwischen Schlaf und Wachen.
Als ich zurückkam, da waren die beiden verschwunden. Es wurde Abend, es wurde Morgen — der Sonntag, der Samstag kam. Ein Dienstmann schaffte verstohlen ihre Koffer weg. Ich sah sie nie mehr ...
Nach drei Monaten erfuhr ich ihre Adresse. Am Türschild stand messingpoliert „Paul Holzhacker — Gerichtsvollzieher".
„Du bist's ...?" fragte sie verwirrt.
Ich ging auf frisch geputztem Boden, der mit Zeitungspapier belegt war. An der Wohnungstür schlug eine Zither an: „Glühwürmchen, Glühwürmchen, glimmere, glimmere ...!" Aus einer Laubsägeuhr schrie es dreimal „Kuckuck ...!"
„Das hab' ich nicht erwartet, daß du ...?"
„Ich bin auch keine Rechenmaschine ...!"
„Wo sind Kali und Polli?" fragte ich.
Sie deutete an die Wand. Um die Kanapeelehne schlängelten sich als Girlanden zwei lange Häute.
„Und warum hast du eigentlich den Gerichtsvollzieher geheiratet?"
„Ich liebe ihn ...!"
„Aus deinem bekannten Gegensatz heraus?"
„Ich denke nicht ... ich fühle nur!"
„Und du bist glücklich ...?"
„Ich weiß es nicht — — Paul kaufte mir auf Abzahlung zwei junge Leoparden — — —"
„So ... hm ... hm — —"
„Schlangen sind auf die Dauer doch langweilig ..! Und zwischen den Leoparden werde ich Tarantella tanzen ..."
Ich ging wortlos auf dem Zeitungspapier zurück, der Türe zu. Als ich auf dem eingeflochtenen Wort ‚Salve' des Fußabstreifers stand, sagte sie noch: „... Du liebst mich nicht mehr?"
„— — Ja, wenn du bei den Elefanten angelangt bist ...!" brachte ich noch hervor.
Dann schlug sie wütend die Türe zu und ich hörte noch ihre Stimme: „Du Schuft ...! Hast du mich je geliebt ...?"
Seitdem war sie mir völlig entschwunden. Aber ich habe sie nie vergessen —

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der Hinthauer Xaver steht vor der irdischen Gerechtigkeit. Der Richter ist empört: „Sie scheinen ein schlechtes Gedächtnis zu haben, wenn Sie sich schon nach zwei Wochen nicht mehr auf Einzelheiten besinnen können."
Xaver ist gekränkt: „Aber, i bitt' schön, Herr Richter, a guat's G'dächtnis hab' i, dös verlangt au schon mein Beruf als Botenfuhrmann."
Der Richter blickt kalt: „So? Und trotzdem können Sie sich nicht entsinnen, wie es kam, daß Sie den Schneidermeister Hofer halbtot schlugen?"
Xaver entschuldigt sich: „Ja mei, für jede Kloanigkeit kann i mein G'dächtnis natürli net anstrengen."

Bei dem ersten Faschingsfest im Löwenbräukeller vor ein paar Tagen ereignete sich am Tisch nebenan folgendes. Da saß ein ganz netter freundlicher Herr hinter seiner Flasche Wein und genoß den Trubel. Man sah es ihm an, daß er durchaus Zuschauer bleiben wollte. Maskiert war er auch, halt was man so maskiert nennt. Auf einmal trat eine resche Dame auf ihn zu: „Na, Dikker, was stellst denn du dar?" Und ohne nachzudenken erwiderte der freundliche Herr: „Den bargeldlosen Verkehr". Der Angriff war abgeschlagen.

NICHTS GEHT ÜBERS REISEN

VON SOYA

„Nichts geht übers Reisen", pflegte Palmström, Bürovorsteher seligen Angedenkens der städtischen Gaswerke, zu behaupten. Und keiner vom Personal widersprach; denn er war in Paris, Rom, Leipzig, ja dreimal in Berlin gewesen — und das respektiert man. Aber dann fiel Palmström unter die Altersgrenze, und an seine Stelle trat Hansen. Der war ein Mann in den Fünfzigern, mittelgroß, mit sonderbar erdfahlem Gesicht, trüben Augen und einem Kopfhaar, das wie dürres, welkes Stroh aussah. Obgleich schwächlich und ungesund von Aussehen hat er noch nie einen Tag wegen Krankheit versäumt. Er liebte es, sich jugendlich zu kleiden, in karierten Stoffen und Sporthosen, aber den hohen Stehkragen hatte er wie sein Vorgänger beibehalten. Keiner hatte etwas gegen ihn, und dennoch genoß er nicht das Ansehen seines Vorgängers Palmström.

Hansen war ein Mensch von Ordnung, die sich nicht bloß auf die bürolichen Dinge erstreckte, sondern auch im Privaten mustergültig war. Jeder Heller wurde in Übereinstimmung der im voraus festgelegten Berechnung verwandt, um zunächst im Notizbuch verzeichnet, später in die doppelte Buchführung einzugehen.

Hansen war sehr sparsam. Außer seiner Genauigkeit in Bezug auf Kleidung hatte er keine Passionen. Er war unverheiratet, und seine Wirtschafterin führte den Haushalt nach einem à la Hindhede aufgestellten Plan. Hansen ging lieber lange Strecken zu Fuß, als daß er der Straßenbahn das Fahrgeld opferte, und er war besonders glücklich, als es ihm gelang, die Nachbarsfamilie dafür zu gewinnen, die Morgenzeitung mit ihm gemeinsam zu halten.

Hansens übergroße Sparsamkeit wurde weder durch die Höhe seines Gehalts bestimmt, noch war sie der Ausschlag von geizigen Regungen. Hansen sparte — zu seiner großen Auslandsreise. Mit seiner Beförderung und der damit verbundenen Gehaltszulage hielt er den Zeitpunkt für gekommen, einmal das große Erlebnis auszukosten. Zuerst beabsichtigte er sich an einer der zahlreichen Gesellschaftsreisen nach Paris oder Rom zu beteiligen, doch je mehr er Landkarte, Geographiebücher und Reisebroschüren studierte, desto rascher reifte in ihm der Entschluß, es nicht dabei bewenden zu lassen. Er schwankte eine Zeitlang zwischen Tibet und Irland, bis er eines Tages in der Zeitung von dem vergnüglichen Leben der Millionäre an Bord der „Svea" las. Eine solche Reise war nun für ihn das Alleinseligmachende.

Im Reisebüro erhielt er eine Broschüre über die kommenden Fahrten der „Svea". Der Anblick der Titelseite ließ sein Herz schneller schlagen: der weiße Luxusdampfer mitten im blauen Meer, grüne Palmenbäume, kaffeebraune, üppige Araberinnen; im Innern der Broschüre fand er sogar eine Übersichtskarte der Landausflüge. Es war großartig. Und großartig waren die Billettpreise.

Ja, auch die ließen sein Herzklopfen nicht schwächer werden. 800 Kronen kostete die billigste Reise. Dazu kamen die Extraausgaben für Landausflüge, Trinkgelder und was sonst noch dazu kam. Neue Kleidung brauchte man dafür — Smoking, Frack, Tropenanzug — Wein wurde bei Tisch getrunken. Auch mußte man darauf vorbereitet sein, beim Bridge zu verlieren. Und schließlich meinte Hansen, wenn er sich nun schon einmal in Unkosten stürzte, er sich auch nicht mit der billigsten Kabine begnügen wollte — nicht aus Bequemlichkeitsgründen, sondern weil er sich nicht deklassiert fühlen mochte.

Schon wollte Hansen darauf verzichten, aber da fing er zu rechnen an. Wenn er an diesem und jenem sparte wenn er seine Ausgaben auf ein Minimum reduzierte, so ließ sich die Mittelmeerreise an Bord der „Svea" immerhin im Laufe von zwei Jahren einsparen.

Er rief seine Wirtschafterin herbei und stellte sie vor das Ultimatum: entweder um fünf Kronen Lohngeld und ebensoviel im Haushaltsgeld pro Woche herunterzugehen oder sich nach einer anderen Stelle umzusehen. Nach einer tränenreichen Nacht entschied sie sich für das erstere. Bürovorsteher Hansen ging unverzüglich an die Durchführung seines Plans. Leicht fiel es ihm nicht, jeden Tag zwei Zigarren weniger zu rauchen, bei Wind und Wetter zu Fuß ins Büro zu wandern, alle Einladungen abzusagen, um nicht Gegenverpflichtungen einzugehen oder Blumen spenden zu müssen, nie ein Theater oder Restaurant aufzusuchen, statt dessen zu Hause zu sitzen und jeweils das billigste Essen der Jahreszeit zu speisen.

Schließlich aber näherten auch diese mageren Zeiten sich einmal ihrem Ende.

Ein Rausch kam über Hansen. Unaufhörlich hörte man ihn im Büro von seinen Reisevorbereitungen erzählen. Dreimal ertappte er sich dabei, falsch gerechnet zu haben, und in seinen erregtesten Augenblicken kaufte er Seidenhemden mit weichen Kragen ein.

Zwei Tage vor der Abreise schickte er an alle großen Zeitungen Kopenhagens die Mitteilung: „Herr C. E. M. Hansen, Bürovorsteher der hiesigen städtischen Gaswerke, begibt sich an Bord der ‚Svea' auf eine längere Mittelmeerreise."

Seiner abonnierten Zeitung fügte er noch ein Foto bei. Sonderbarerweise brachten sie es nicht, obwohl er acht Tage lang aufmerksam die Zeitung daraufhin durchblätterte, und er beschloß, nach seiner Rückkehr ein anderes Blatt zu bestellen, selbst auf die Aussicht hin, daß er es dann allein bezahlen mußte.

Bei der Abreise gaben seine Wirtschafterin und ein halbes Dutzend Damen und Herren aus dem Büro ihm das Geleit zum Bahnhof, da er zunächst nach Hamburg fahren mußte.

Aber schon während der Eisenbahnfahrt fühlte er sich unwohl, und kaum hatte er die „Svea" betreten, legte er sich mit Fieber, Schüttelfrösten und Kreuzschmerzen zu Bett. Der Schiffsarzt suchte ihn am nächsten Morgen auf und stellte Influenza fest.

Die Influenza dauerte, bis die „Svea" Gibraltar passiert hatte; dann erst konnte Hansen beginnen, täglich ein bis zwei Stunden an Deck zu spazieren. Als man Algier anlief, fühlte er sich stark genug, an Land zu gehen. Er eilte, so rasch er konnte, mitten durch das Gedränge und hielt nicht ein, ehe er nicht vor einem Buchladen stand. Dort kaufte er ein paar farbige Ansichtskarten, ließ sich dann in einem Eingeborenencafé mit gestreiftem Sonnendach nieder und verschickte Postkartengrüße an Freunde und Bekannte daheim: „Herrliche Reise. Bin wohlauf. Viele Grüße..."

Aber noch am selben Abend wurde er erneut krank, und in der Nacht litt er an Diarrhöe und Erbrechen. Wieder mußte er den Schiffsarzt in Anspruch nehmen. Der konstatierte eine böse Magengeschichte; und bei einer eingehenderen Examination des Kranken kam es heraus, daß Bürovorsteher Hansen in dem kleinen Café in Algier Wasser getrunken hatte.

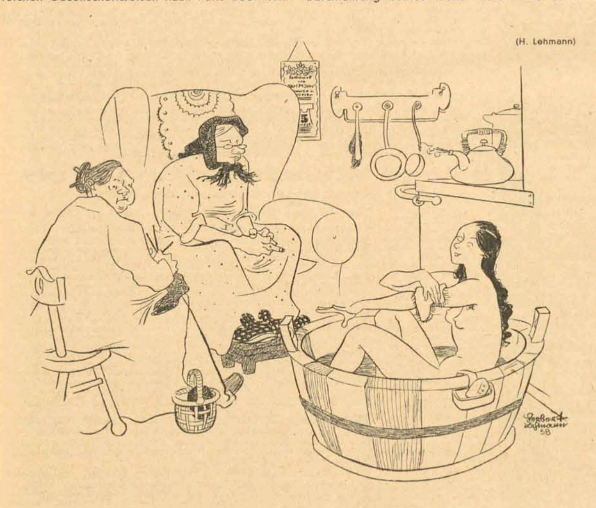
Eine Weile war Hansen ernstlich krank; der Arzt befürchtete das Schlimmste. Mit einer solchen Magensache sei in keinem Falle zu spaßen. Und Hansen war so krank, daß er hinterher bemerkte, daß ihm in Algier seine goldene Uhr gestohlen worden war. Nach einer mehrtägigen Hafersuppendiät genas er doch so weit, daß, als das Schiff die Meerenge von Gibraltar heimzu passierte, er sich wieder ein wenig nach oben begeben konnte.

Da aber beging Hansen abermals eine Unvorsichtigkeit. Eingehüllt in Kissen und Decken saß er in einer Kajüte, wo starke Zugluft herrschte, sobald eine bestimmte Tür geöffnet wurde. Das Ergebnis waren rheumatische Kopfschmerzen, die sich im Verlaufe weniger Stunden bis zur Unerträglichkeit steigerten. Hansen zog sich ins Bett zurück und wünschte nichts anderes mehr, als recht bald zu sterben.

Der Arzt vermochte die Schmerzen zwar durch ein paar Tabletten zu lindern; dennoch mußte Hansen an den folgenden Tagen unbeweglich wie ein Buddha in einer Ecke seiner Kabine sitzen — denn die kleinste Bewegung, der geringste Luftzug machten seinen Schädel zur Folterkammer.

Am Tage vor der Ankunft in Hamburg entfaltete Hansen eine fieberhafte Tätigkeit. Mit glasigen Augen und brummendem Schädel teilte er allen

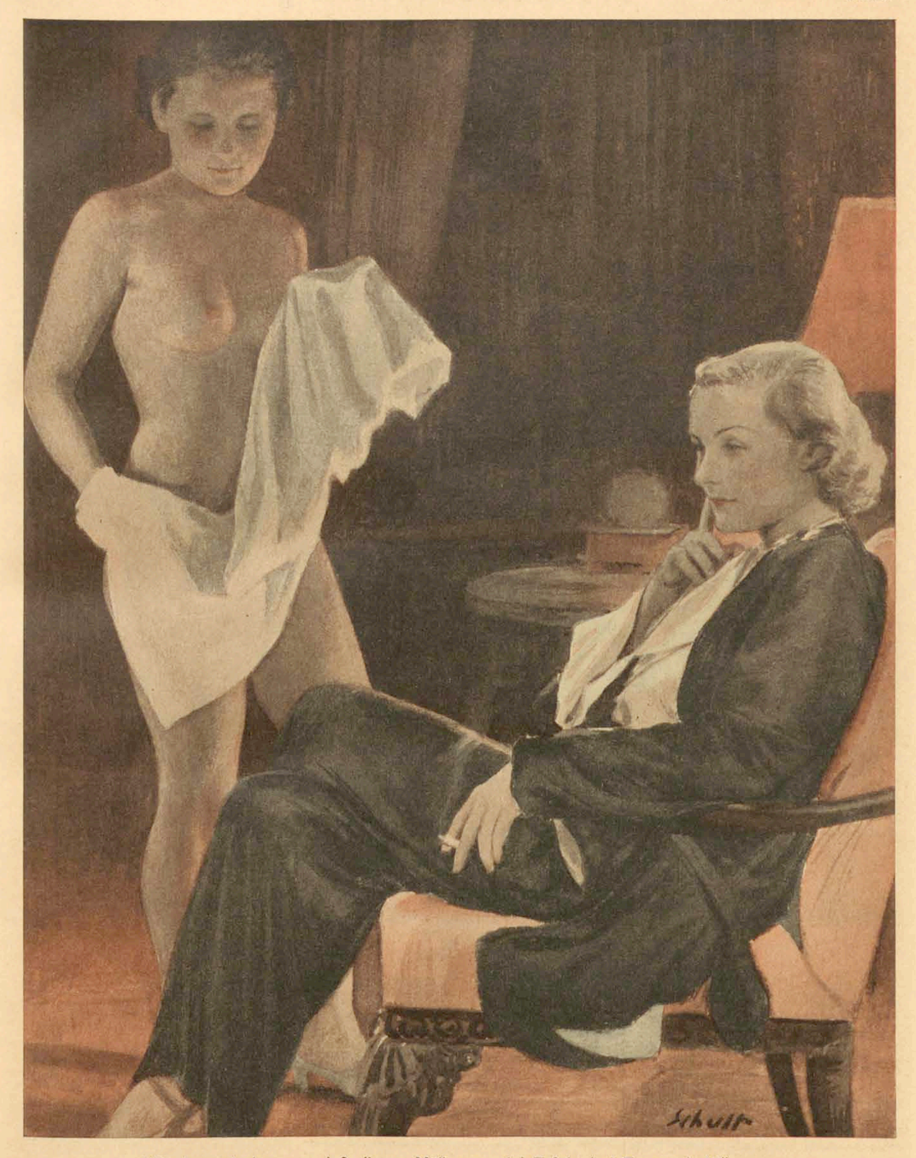
(H. Lehmann)



„Wissen Sie, Frau Knetschke, ick sage immer zu meine Else, jut jewaschen ist halb anjezogen!"

Die Ursache

(J. Schult)



„Wie kommt das nur, daß dieser Müller so viel Erfolg bei Frauen hat?"
„Ganz einfach! Er ist schwerhörig und merkt daher nie, wenn eine nein sagt!"

Die letzte Hoffnung

(Erich Schilling)



„Haben Sie schon gehört, mit Deutschland geht's zu Ende!
Dort herrscht bereits empfindlicher Arbeitslosenmangel!"

Kopenhagener Zeitungen mit, daß der Bürovorsteher der städtischen Gaswerke C. E. M. Hansen dieser Tage von seiner großen Auslandsreise mit dem Luxusdampfer „Svea" zurückkehren werde. Kaum hatte er den letzten Briefumschlag verklebt, wurde es ihm schwarz vor den Augen, er fiel vom Stuhl und schlug dumpf auf den Schiffsboden auf. Nach achttägigem Nachurlaub zu Hause im Bett kehrte Hansen ins Büro zurück. Er tat sehr energisch bei seiner Ankunft und war so geschäftig bei der Arbeit, daß er trotz der fragenden Mienen der anderen keine Zeit fand, von seiner Reise zu erzählen.

Und was diesen Punkt betraf, hatte er sich sonderbarerweise auch später in völliges Stillschweigen gehüllt. Aber jedesmal, wenn ein anderer davon anfängt, von Autos, Kino, Theater, Sport usw. zu schwärmen, pflegte er zu sagen: „Nichts geht übers Reisen!"

Hansen war nicht mehr so sparsam, im Gegenteil. Und seine nächsten Ferien gedachte er bei seiner Nichte auf dem Lande — ganz in der Nähe — zu verbringen.

Übersetzt aus dem Dänischen von Werner Rietig

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

DER LÄUFER ANDRONICUS

VON OTTO VIOLAN

Von Rom bis nach Neapolis in der weitgespannten, lichten Bucht von Cumae sind es zweihundert Meilen Weg. Zweihundert römische Meilen sind für eine Kohorte, auch in leichter Rüstung, eine Marschleistung von einer Woche. Für einen Menschen, den die Pflicht in Rom zurückhält und der sein Teuerstes so weit weiß, den die Liebe bleich und die Sehnsucht krank macht, ist die Zeit, da er von einer Botschaft aus dem Süden des Reiches zur anderen warten muß, eine Ewigkeit. Lucilius Flaccus kann seit dem Tage, da Flavia nach Neapolis zur Kur reiste, nicht mehr schlafen. Oft fährt er des Nachts, wenn das Bild der fernen Geliebten durch seine wirren Träume gaukelt, vom Lager auf. Sein Trost in den leeren Stunden bis zum Dämmern des Morgens ist der Griffel, mit dem er die Wünsche seines Herzens in ein Wachstäfelchen ritzt. Und ein Segen des Himmels in den vielen Monden der Entsagung ist Andronicus, der Läufer aus Tarent, den ihm die Götter mitleidvoll ins Haus sandten.

Andronicus ist ein wahres Beinwunder, ein Mirakel an Ausdauer, Kraft und Schnelligkeit. Nie hat es in Rom einen besseren Botengänger gegeben als ihn, keiner wird es ihm später einmal gleichtun. Er stellt Mercurius und Aeolus in den Schatten, er fliegt förmlich über den Staub der Landstraße und beschämt eine Rennstute aus edelstem arabischen Geblüt. Andronicus nimmt am Morgen den Brief seines Herrn, den Flaccus mit tausend trunkenen, heißen Beteuerungen vollgekritzelt hat, in Empfang. Und ehe sich die Sonne zum zweiten Male über Ostia senkt, ist er mit der Nachricht Flavias zurück.

Drei Monde schon ist Andronicus der treue Vermittler zwischen den grausam Getrennten, drei Monde bringt er im scheidenden Licht des Tages die sanften und doch so zärtlichen Grüße Flavias aus dem fernen Neapel, die Lucilius einziger Trost in den Wochen der Einsamkeit sind. In jedem dieser Briefe spiegelt sich die reine Seele des Mädchens, das nur von dem Gedanken an den verlassenen Geliebten erfüllt ist. Wohl ist Flavia nur ein einfaches Geschöpf, dem Empfindung die mangelnde Bildung ersetzen muß, und doch formt das Leid des Getrenntseins jede ihrer Äußerungen zu lauterem Gold der Sprache. Es sind wahre Kunstepisteln und mitunter richtige Verse, die ihrem schlichten Herzen unbewußt entströmen.

Drei Monde diente Andronicus seinem jungen Herrn mit einer Hingabe, die selbst den Sklavenaufseher Rufus rührte. Dann kam das Unglück. Rufus, der in den Gärten am Hang des caelischen Berges zu tun gehabt hatte, kehrte mit einem zorngeröteten Antlitz von seinen Geschäften heim. Lucilius mußte ein Lächeln unterdrücken, als er den alten Mann, noch atemlos vor Empörung und mit bebenden Lippen, vor sich stehen sah.

„Na, Rufus, was hat es denn heute so Verdrießliches gegeben?" erkundigte er sich bei dem Freigelassenen.

„Herr", keuchte Rufus, „ich komme von den Gärten des Mucius Asper, bei dem ich mich nach frischem Gemüse umsehen wollte, und da traf ich . . ."

„Nun, ist dir ein Fabeltier begegnet, das dich bis auf den Grund der Seele erschreckte, oder hat dich Pan, der plötzlich vor dir auftauchte, über steile Hänge gejagt?"

„Nein, Herr — ich sah Andronicus. Er lag faul und — wie mir deuchte — des Weines voll im Gras und ließ sich die Sonne auf den Bauch scheinen. Seine Beine drehten sich wie Windmühlenflügel in der Luft, und dazu sang er. Als es ihm im prallen Schein zu heiß wurde, wälzte er sich in den Schatten eines Maulbeerbaumes. Ich habe in der Gegend Umfrage gehalten, nachdem ich ihn bei seinem lästerlichen Tun lange genug beobachtet. Herr, er treibt es schon seit drei Monden so. In einem Gehöft am Wege der Egeria verbringt er die Zeit, da du ihn unten, im schönen Neapolis, wähnst oder auf dem Marsch nach Rom. Er trinkt, schlägt sich den Wanst voll, schläft und schäkert mit den Mägden, die die Hausarbeit verrichten. Und zwischendurch schreibt er, bei einem Becher Falerner, die Briefe, die ihm vorgeblich Flavia für dich übergibt."

Lucilius' Miene war bei dem Bericht seines Sklavenaufsehers ernst geworden. Aber er beherrschte sich. Das einzige, das er seinem Freigelassenen erwiderte, war, Rufus möge über diese Dinge Stillschweigen bewahren. Und am Abend des Tages, da er Andronicus von seiner Reise zurückerwartete, schien er die Mitteilung Rufus' bereits wieder vergessen zu haben. Ja, er lächelte sogar, als Andronicus, bestaubt und in Schweiß gebadet, mit dem Schreiben Flavias ins Atrium trat.

„Du bliebst länger als gewöhnlich aus, mein treuer Andronicus", sagte er milde und nahm das Wachstäfelchen aus der Hand des Sklaven in Empfang.

„Verzeih, Herr", entgegnete der Läufer. „Ein Gewitter bei Atella hielt mich auf und der Liris führt seit Tagen Hochwasser. Es hat die Brücke, die ich sonst passierte, weggerissen."

„Oh? — Du Braver schwammst wohl über den Fluß?"

„Ja, Herr", nickte Andronicus bescheiden. „Ich weiß, daß dir jede Stunde der Verzögerung mehr Qual verursacht, als mir die paar Schrammen, die ich von den treibenden Hölzern abbekam."

Lucilius vertiefte sich in den Brief aus Neapolis. „Gruß und Kuß meinem fernen Lucilius", las er darin. „Deine Flavia lag im silbernen Lichte Lunas und träumte von dir, mein ferner Geliebter, als dein Bote das Haus betrat. Indes er, von der langen Reise erschöpft, sich zu kurzer Rast niederstreckt . . ."

Weiter kam Lucilius nicht. Vor seinen Augen tanzten rote Funken. Seine Finger umkrampften die Tafel. Dann schmetterte er sie Andronicus, der noch mit gesenktem Haupt vor ihm stand, wortlos an den Schädel. Andronicus hob das Schreiben gehorsam vom Boden auf. Er machte nicht einmal ein sonderlich erstauntes Gesicht über den plötzlichen Wutausbruch seines Herrn. Alles schien für Andronicus zwangsläufig, natürlich und vollkommen in Ordnung vor sich zu gehen. Er widersprach nicht, als Lucilius ihm den Betrug durch viele Monde in schonungslosen Ausdrücken vorhielt, und er zuckte mit keiner Wimper, als ihm sein Herr am Schlusse dieser unsanften Predigt ankündigte, er würde morgen noch in die Steinbrüche abgeschoben werden.

„Ich habe mich vergangen, Herr . . .", gab er schließlich gelassen zur Antwort. „Wohl habe ich mir die Mühe des weiten Weges gespart und Verse geschrieben, statt dir zu dienen. Aber ich tat es nicht aus Trägheit, sondern weil ich dir, Lucilius, Kummer ersparen wollte. Ich war nie in Neapolis, aber ich habe es aus sicherster Quelle erfahren, Herr: Flavia hat dich vom ersten Tage, da sie am Gestade von Cumae weilte, betrogen . . ." Andronicus ließ den Kopf tief sinken. „Noch dazu mit einem Unteroffizier der Handelsmarine, den sie nicht einmal für große Fahrt in Dienst gestellt haben . . ."

Am Grunde

Von Dirks Paulun

Es war von außen nur ein schlichter
und stiller Mensch, doch innerlich
ein unerhörter Denk- und Dichter,
der kühn den Kern der Welt beschlich.

Er spürte von Idee'n und Dingen
die Seele auf, ihr tiefstes Sein.
Um das im Wort herauszubringen,
versenkte er sich ganz hinein.

Einst, um von Einsamkeit zu schreiben,
stieg er auch dieser auf den Grund.
Er war bereit, sich aufzureiben,
und frug nicht, ob es ungesund.

Er tauchte nach geraumer Weile
hervor und sah sich traurig um.
Ach, es gedieh ihm keine Zeile.
Denn tiefste Einsamkeit macht stumm.

Filmskandal in Paris

(E. Thöny)



„Unerhört, Monsieur Tannenzapf, durch Ihre Manipulation sind sieben Millionen Francs verschwunden!" — „Aber Herr Richter, Tricks sind im Film üblich!"

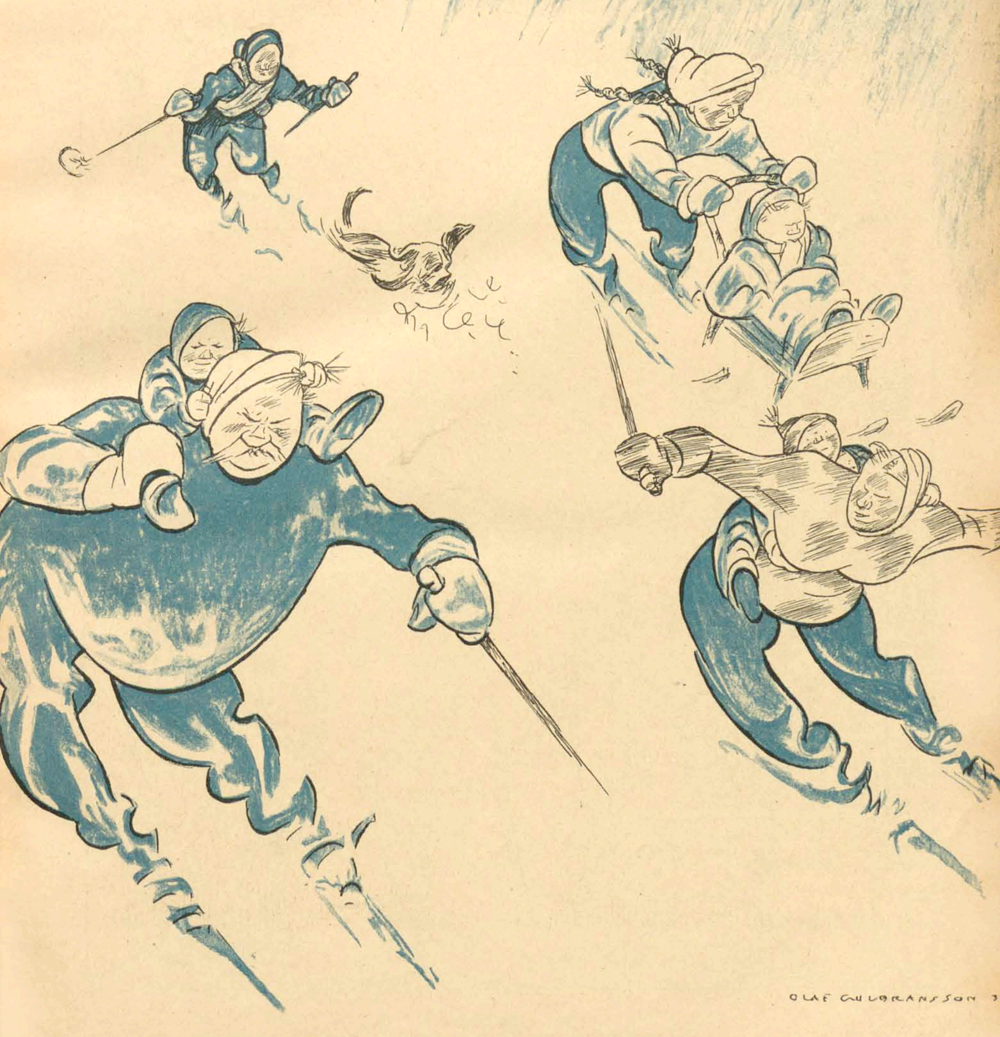
München, 22. Januar 1939
44. Jahrgang / Nummer 3

30 Pfennig

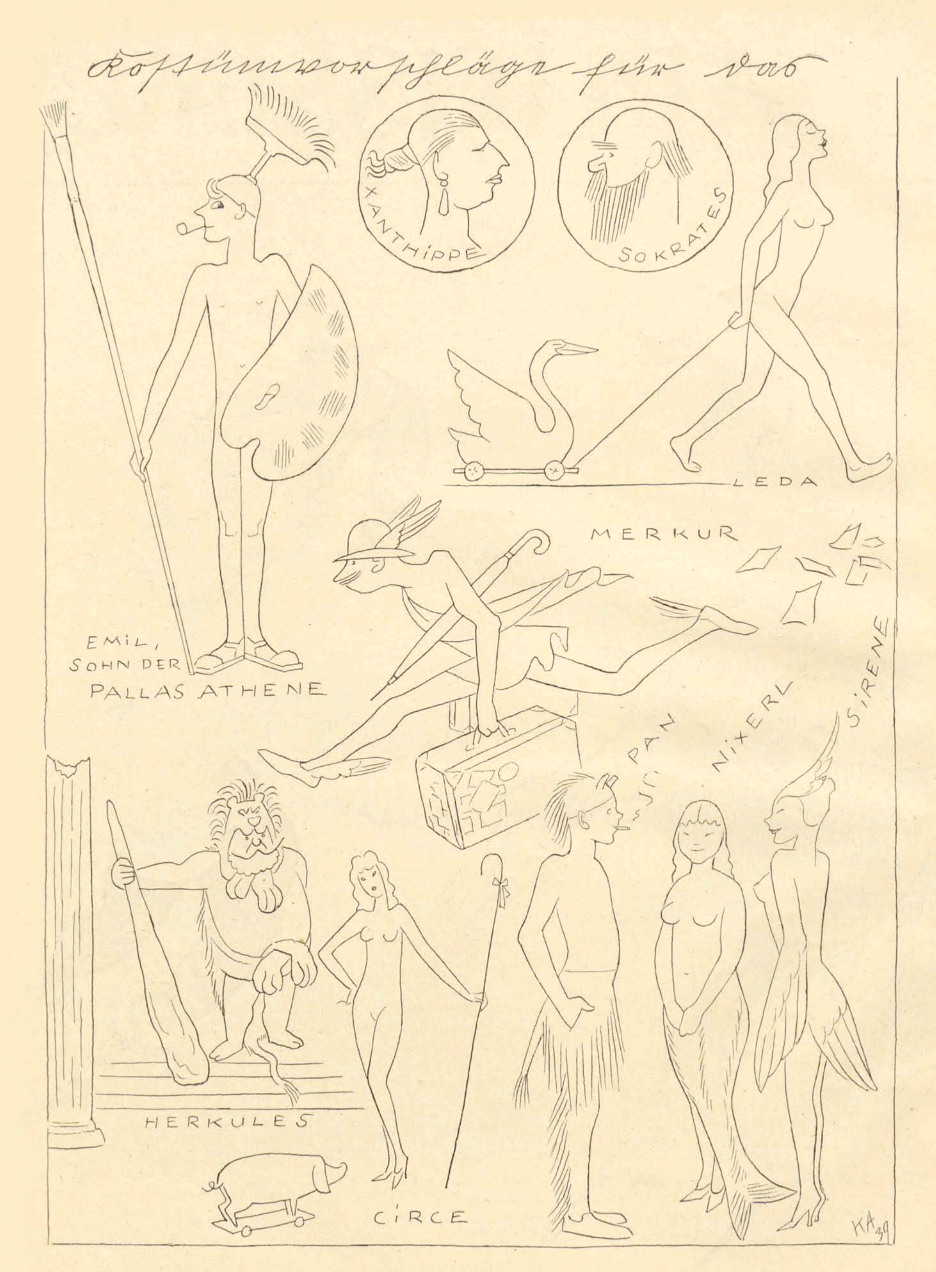
SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

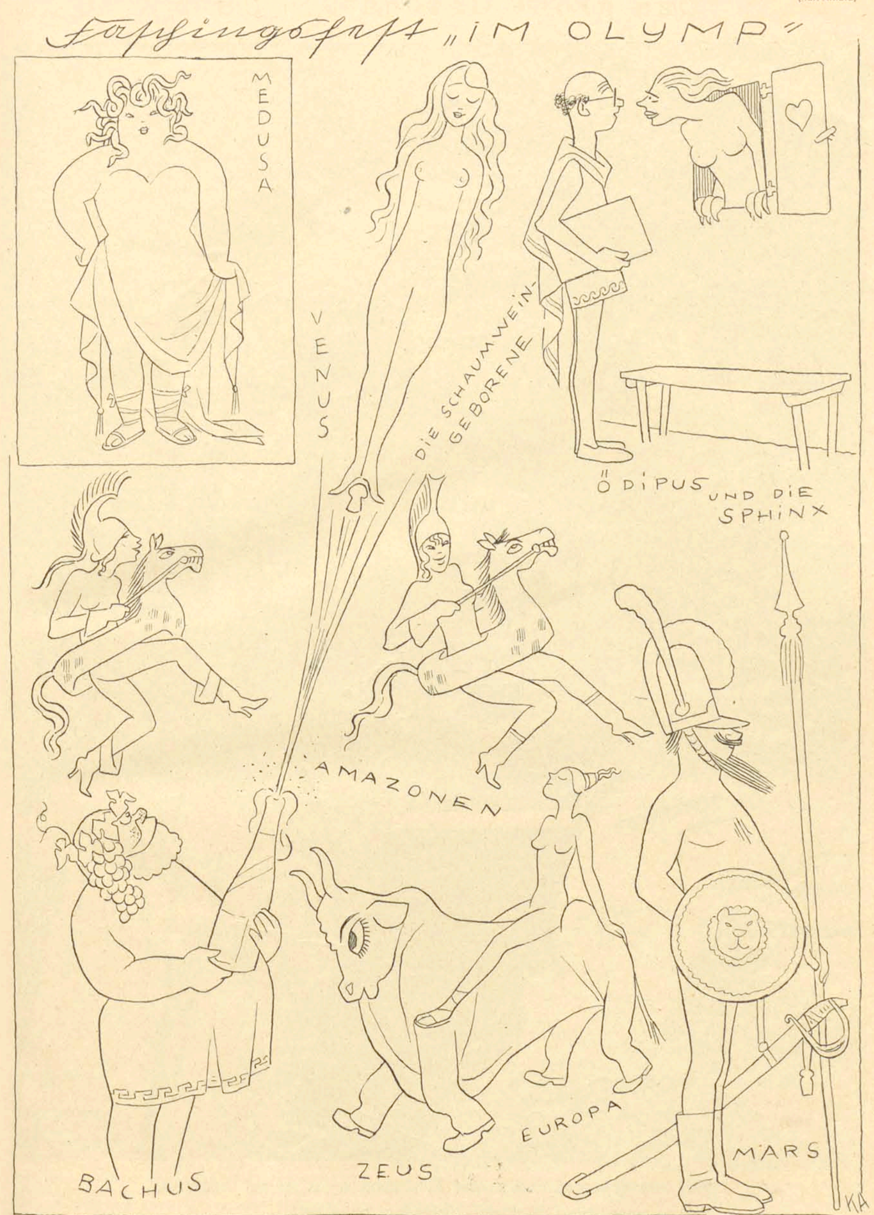
Mit Kind und Kegel



„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, schwitz' ich nun so oder ist Mariechen undicht geworden?!“

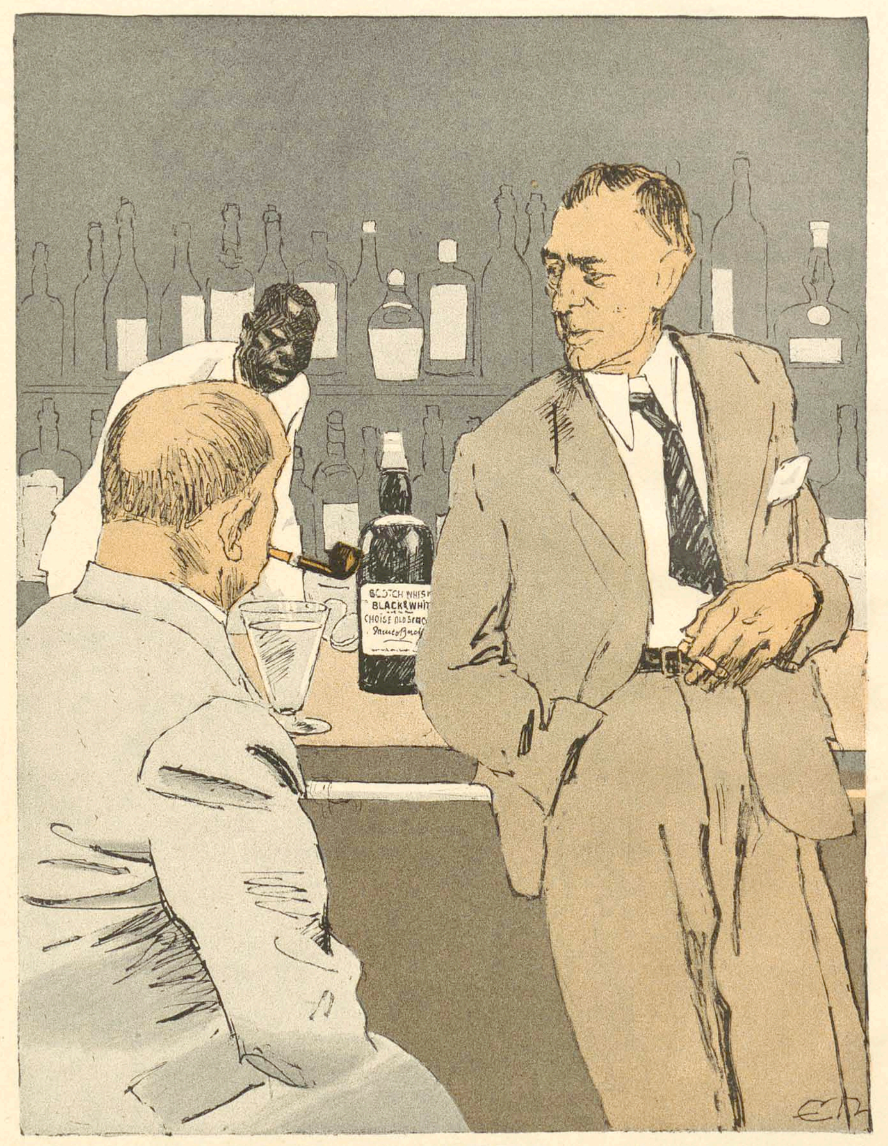

Kostümvorschläge für das
XANTHIPPE
SOKRATES
LEDA
MERKUR
EMIL,
SOHN DER
PALLAS ATHENE
PAN
NIXERL
SIRENE
HERKULES
CIRCE
KA 39

(Karl Arnold)


Faschingsfest „IM OLYMP"
MEDUSA
VENUS
DIE SCHAUMWEIN-GEBORENE
ÖDIPUS UND DIE SPHINX
AMAZONEN
BACHUS
ZEUS
EUROPA
MARS
KA

Das große Geschäft in USA.

(E. Thöny)



„Well, der Stahltrust muß an der Aufrüstung schon so viel verdienen, daß er einen Krieg nicht mehr unbedingt nötig hat!"

Stoßseufzer

(R. Kriesch)



„Ach ja, es lohnt sich wohl ein braves Mädchen zu sein, aber anscheinend doch nicht genügend ...“

DIE HARTE BRUST

Von Walter Foitzick

Das Frackhemd besteht fast überall aus Stoff, sagen wir mal aus Leinen, aber nur fast, denn vorne auf der Brust besteht es aus einer Masse, vermutlich aus einer Preßmasse. Warum das so ist, weiß man nicht, aber man weiß ja von manchem nicht, warum es ist. Vielleicht aus Repräsentation, hart ist immer repräsentativer als weich. Oder sollte es eine Erinnerung an einen Panzer sein, eine Ritterrüstung oder eine Galanterierüstung, wie sie in der Barockzeit bei Familienfestlichkeiten gekrönter Häupter getragen wurden, mit Spitzenkrägelchen darüber?

Zum Frackhemd tragen wir jetzt kein Spitzenkrägelchen, sondern eine weiße Krawatte. Bei Frackhemd fällt mir ein, daß seine sachgemäße Behandlung nebst Kragen und Krawatte die einzige Gelegenheit ist, bei der ich mir die Verwendung eines Kammerdieners vorstellen kann. Sonst wandle ich zu sehr in den Niederungen der Menschheit, als daß mir ein Kammerdiener nicht störend wäre. Allerdings, wenn ich mir dreimal täglich ein reines Frackhemd umschnallen müßte, ich würde einen Kammerdiener nehmen.

In der Mitte der Hemdbrust sitzt eine technische Vorrichtung: die sogenannte Perle. Wenn Sie sich vorbeugen, etwa bei der Begrüßung der Gattin Ihres Chefs, springt die Perle, geschleudert von der sich wölbenden Hemdbrust, ins All. Sie braucht dabei nicht immer in den Ausschnitt des Ballkleides der Chefin zu treffen, aber auch so ist sie verloren, denn die falscheste Perle läßt sich im festlichen Saale nicht wiederfinden.

Vielleicht ist Ihnen der Mann in der Toilette dann irgendwie behilflich. Ich kenne einen Herrn, der hat an einem einzigen Festabend fünf Hemdenknöpfe verschossen, und als er ohne Munition war, mußte er gehen, weil die Politik des offenen Frackhemdes nicht zulässig ist.

Schon beim Anziehen, beim Binden der Krawatte und beim Montieren der Perle wird das Frackhemd unansehnlich. Was sonst an ihm noch ansehnlich ist, verschwindet in der ersten Stunde des Festes. Das Frackhemd wirkt nämlich anziehend auf Rotweinspritzer, Bratensoße und andere Farbstoffe. Es wäre stillos, Hemdbrüste aus lakkiertem Duraluminium zu machen, abwaschbar, denn gerade, daß man das Frackhemd nur ein einzigesmal tragen kann, ist ja das Feine an ihm. Ich beneide die alten Ritter. Wenn so einem Gepanzerten der Schmied die Rüstung zu steif geschmiedet hatte, dann bedrängte er ihn gewiß mit dem Doppelhänder oder warf ihn in das historische Verlies. Solches aber mit der Waschfrau zu tun, ist heute vollkommen unstatthaft.

Weltgeschichte

Von Ratatöskr

In der Welthistorie zu lesen,
was und wie und wo was los gewesen,
macht Pläsier, auch wenn es schieflich geht
— ob's im Ranke oder Burckhardt steht.

Denn die kompliziertesten Affären
pflegen sich ja schließlich doch zu klären,
was man, anfangs zweifelhaft gestimmt,
int'ressiert und froh zur Kenntnis nimmt.

Aber Weltgeschichte mitzumachen,
wenn Konflikte aufeinanderkrachen
und man selber sich entscheiden muß,
ist gefährlich und bewirkt Verdruß.

Wenn sie *war*, läßt sie sich leicht beschreiben.
Wenn sie *ist*, heißt's: bei der Stange bleiben!
Und da wird dem Menschen angst und bang;
denn die Stange ist oft heillos lang!

Statistik um zehn Uhr abends

Von Josef Robert Harrer

Der Regen schlug an das Fenster; es war zehn Uhr abends. Ich saß am Schreibtisch. So saß ich seit zwei Stunden, ohne daß mir etwas eingefallen wäre. Nun ist das für einen Schriftsteller durchaus kein Ausnahmezustand, über den er sich kränken oder gar aufregen soll. Ich war, um die Wahrheit zu sagen, an derlei musenfreie Stunden, Tage und Wochen gewöhnt. Aber gerade heute tat es mir leid, daß ich keinen Stoff für eine kleine Humoreske fand. Ich traf am Vormittag einen bekannten und erfolgreichen Bühnendichter.

„Immer in Gedanken, Meister!" sagte ich. „Sie grübeln wohl über einem neuen Lustspiel! Ist Ihnen eine nette Sache eingefallen?"

„Eingefallen? Welche Frage! Mir fällt überhaupt nichts ein!" — „Und dabei sind Sie so fröhlich?" fragte ich erstaunt.

„Aber selbstredend, wertester Freund! Wenn mir nichts einfällt, dann schreibe ich die zugkräftigsten Stücke!"

Daran dachte ich jetzt um zehn Uhr abends. Und plötzlich faßte ich den Entschluß, es so zu machen wie der berühmte Mann der Schreibmaschine. Ich begann zu schreiben, Worte, wahllose Worte; nach einer Viertelstunde hatte ich folgendes geschrieben:

„Vollmond... Männer zerren an den Knöpfen... Staatsanwalt macht einen Witz... Spinat mit Spiegelei... Kohlenpapier, Papier Carbone, Papel Carbon... Tinte, Tintenfisch, Tintenglas, Tintenfleck... Ton, Film, Tonfilm, Tonfilmstar, Tonfilmstreifen, Tonfilmkino, Tonfilmkinoeintrittskarte... Stadt, Stativ, Statist, Statistik..."

Ich rauchte eine Zigarette; dann überlas ich das Geschriebene. Es war trostlos, es war reif für das Irrenhaus, was ich geschrieben hatte. Konnte man daraus eine Humoreske machen?

Nein, das war vielmehr der Grund, sich an einen Nagel zu hängen... Aber da blieb mein Auge am letzten Wort haften: Statistik.

Wozu brauchte ich gerade um zehn Uhr abends, wenn mir nichts einfiel, eine Humoreske zu schreiben? Ich konnte mich ja auch anders unterhalten. Erst heute hatte mir mein Freund aus Mailand das neueste Werk Professor Narronis geschickt, sein Lexikon der Statistik.

Ich schlug das Buch auf. Es war, wie gesagt, ein Lexikon und demnach alphabetisch angeordnet. Was sollte ich zuerst aufschlagen? Da ich noch immer die zehn Schläge der Uhr im Ohr hatte, suchte ich bei der Zeit nach. Ich kam zum Absatz: Zehn Uhr abends. Ich übersetze ihn:

„Um zehn Uhr abends schlafen in Europa 90% aller Kinder und 30% der Erwachsenen. Von denen, die nicht schlafen, sind 33¾% Liebespaare, 40% sind infolge ihres Berufes noch wach, 10% schlafen nicht, weil sie bei Tage schliefen, 7% gehen auf Einbruch aus, 3% dichten oder komponieren... Von allen, die noch wach sind, haben 56% ihren Radiolautsprecher eingestellt! 85% dieser Radiohörer haben ihren Lautsprecher zu laut eingestellt; 30% der Radiohörer hören nur mit einem Ohr zu; davon sind 3% Schriftsteller, denen das eine lauschende Ohr Anregung zum Schaffen gibt."

Ich stieß einen Freudenschrei aus. Ich eilte zu meinem Radioapparat und ließ den Lautsprecher ertönen. Nun gehörte ich zu den obenerwähnten 85% und zu den zuletzt genannten 3% (falls mir nämlich das eine Ohr wirklich eine Anregung brachte).

Ein Sänger ließ seine Stimme hören; er konnte kein „R" aussprechen. Ich wälzte das Lexikon. Endlich war ich bei den Sängern. Dort las ich folgendes:

„Von den Sängern können 35% orthographisch richtig schreiben. 12% sind musikalisch begabt, 25% haben ein gutes Gehör; 13¾% der Sänger tragen einen Schnurrbart; 46% führen ein Pseudonym; von denen, die ein Pseudonym haben, können nur 7% auf einen bürgerlichen Namen hinweisen, der schöner als das Pseudonym ist..."

Es waren noch einige Seiten anderes statistisches Material angeführt; endlich fand ich, was ich suchte:

„31% der Sänger haben einen Sprachfehler; von diesen können 17% kein „R" aussprechen; 41% dieser Sänger ohne „R" sind glattrasiert; von diesen Glattrasierten haben 13% einen Mittelscheitel. Von den glattrasierten Sängern ohne „R" mit einem Mittelscheitel sind 30% größer als 162 Zentimeter. Von den — —"

Eben sang der Radiosänger ohne „R":

„Grimmig grollt mein Gram am Rand des Grabes!"

Das heißt, er sang eigentlich:

„Gimmig gollt mein Gam am And des Gabes!"

Der Sänger interessierte mich. Ich telefonierte an die Rundfunkleitung:

„Hallo, bitte können Sie mir über den Sänger, der eben bei Ihnen im Radio singt, Auskunft geben?... Oh, sehr liebenswürdig! Also, ich möchte wissen, ob der Herr glattrasiert ist, ob er einen Mittelscheitel trägt und ob er größer als 162 Zentimeter ist!"

Man gab mir eine fürchterliche Antwort; man glaubte, daß ich betrunken sei; man drückte sich aber viel drastischer aus.

Man sieht, will einer die Wissenschaft der Statistik praktisch untersuchen, so hat er sofort die Welt zum Gegner. Aber die Sache mit dem Sänger war ja schließlich nicht die einzige auf der Welt. Ich blätterte weiter. Ich kam zu den Schriftstellern.

Da las ich niederschmetternde Dinge. Etwa:

„85% aller Schriftsteller müßten verhungern, wenn sie von ihrer Schriftstellerei allein leben wollten. Die anderen 15% verhungern nur deshalb nicht, weil sie wenig Hunger haben, weil sie nie ins Theater gehen, weil sie sich nur alle 30 Jahre einen neuen Wintermantel kaufen, weil sie nur Wasser trinken, weil sie die Raten für ihre Schreibmaschine schuldig bleiben, weil sie nur geschenkte Zigaretten rauchen, weil sie jeden Abend um zehn Uhr eine Frucht vom Baume ihrer Dichtkunst pflücken, weil — — —"

Da war es; ich gehörte zu diesen 15%. Die Statistik hatte mich bereits katalogisiert. Nun suchte ich den Absatz über die Humoreske:

„Humoresken sind zu 70% zum Weinen. Die restlichen 30% sind nicht durchaus zum Lachen. 79% aller Humoresken sind schon 7946mal geschrieben worden und zwar von 7946 verschiedenen Schriftstellern. 23% aller Humoresken werden zwischen zehn und elf Uhr abends geschrieben; 67% dieser Humoresken sind so traurig, daß der Dichter schwarze Kleider anlegte, als er sie schrieb; von den Humoresken, die nicht so traurig sind, werden 12% gedruckt. Bei 80% aller geschriebenen Humoresken war der jeweilige Autor begeistert; bei 100% aller gedruckten Humoresken war die Konkurrenz überzeugt, daß die eigene (nichtgedruckte) Humoreske um 4500% besser sei..." Ich las dann noch: „Schriftsteller, die ihre Humoresken aus wissenschaftlichen Werken abschreiben, endigen zu 99% im Kerker."

Da stockte meine Feder, das heißt, die Taste der Schreibmaschine. Hatte ich eine Humoreske geschrieben? Wenn ja, dann mußte ich bestimmt zu den 99% Eingekerkerten gezählt werden. Das war keine schöne Aussicht für die Zukunft. Nur die Leser können mich davor bewahren, wenn sie nämlich jetzt sagen, daß sie keine Humoreske, sondern eine traurige, langweilige Sache gelesen haben; sonst verdammt mich die Statistik.

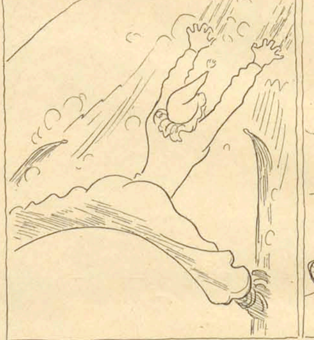
Am Übungshügel

(Fr. Bilek)

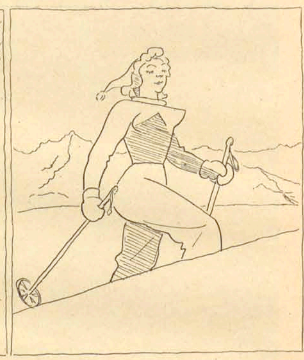
„Gleich haben wir's geschafft!"



„Ach, du lieber Himmel!"



„Jetzt geht's dahin!"



„Für die Figur war's aber gut!"

DIE HEXE / VON BASTIAN MÜLLER

Sie war zugezogen und wohnte in dem schrecklich großen Neubau am Bendenweg. Über ihr Aussehen hatten wir zwölfjährige Jungen uns schon immer gestritten. Ich hatte einmal gewagt zu sagen, sie sei eigentlich nicht grundhäßlich, das rief aber ein Hohngelächter hervor.

„Na, ich habe nicht behauptet, daß sie eine Schönheit ist", verteidigte ich mich. Unter keinen Umständen wollte ich in den Verdacht kommen, daß ich sie ein bißchen leiden mochte. Schließlich war es besser, seine Freunde zu behalten, als mit einem hergelaufenen Mädchen schön zu tun. Aber sie machte uns allerlei zu schaffen. Da trocknete ein kalter Wind unsere schmutzige Dorfstraße, machte sie fest und glatt, und schon war die Hexe da. Sie besaß Rollschuhe. Mit einem Unschuldsgesicht sauste sie durch unser Fußballspiel. Ihre roten Haare flatterten nur so hinter ihr her. „Geh weg, du!" drohten wir ihr. Aber sie lachte nur. „Jagt mich doch!" höhnte sie. Natürlich konnten wir dieses rote Wiesel auf Rollschuhen nicht erjagen, und wir spielten weiter, aber jeder wünschte sich, einmal ihre Rollschuhe unter den Füßen zu haben. Dazu hätte man aber ihr Freund sein müssen, und wer würde sich zu so was herablassen? Wir waren Jungen, schon zwölfjährig, und unser Anführer Franz war bereits im Stimmbruch.

Der Wind, der die Straße blankgefegt hatte, drehte noch ein bißchen weiter nach Osten und ließ das Wasser in der Lehmkuhle zufrieren. Wir schnitzten heimlich die Absätze von unseren Holzschuhen, so daß sie gradflächig wurden, und wanderten zum Eise. Versuchsweise. So sicher trug es noch nicht. Erst probierten wir mal vorsichtig, dann sausten wir darüber hin. Es war noch so herrlich gefährlich.

So machten wir uns nun daran, zwei lange Schlitterbahnen blank zu wetzen und gerieten über dem Rutschen ordentlich in Hitze. Aber schon legte sich wieder ein Schatten auf unser Wintervergnügen; die Hexe tauchte auf. „Was willst du hier?" schrie Franz mit seiner Kratzbürstenstimme.

Sie lächelte überlegen wie eine Dame, hockte sich auf die Kuhlenkante und machte sich mit etwas Blankem zu schaffen.

„Herr im Himmel", sagte Hein, „sie hat Schlittschuhe!"

Uns verging alle Lust, auf absatzlosen Holzschuhen herumzurutschen. Wenn nur einer von uns richtige Schlittschuhe gehabt hätte, da würden wir der dummen Göre schon was vorlaufen. Aber das waren fromme Wunschträume. Nun kam sie auf das Eis. Huiii setzte sie ein Bein vor, stieß mit dem anderen ab und sauste dahin, einen Kreis, eine Acht, immer mitten über unsere Rutschbahnen.

„Das ist zuviel", knurrte Franz. Wir steckten die Köpfe zusammen und hielten Rat. Wir wollten uns an ihrem Hochmut, ihren Schlittschuhen, ihrer gottlosen Art, in unsere Jungennähe einzudringen, bitter rächen. „Einer setzt ihr ein prima Beinchen", sagte Franz, „alle stürzen darauflos, springen mit Wucht auf das Eis, das hält es nicht aus, und sie liegt mit der Nase drin. Aber sofort zurückspringen, Herrschaften!" Es sollte eine eisige Rache werden. Jeder hatte noch Wichtiges dazu zu sagen.

„Wollen wir sie im Wasser lassen?" fragte Rudi.

„Nein, dann retten wir sie", entschied Franz. Ich muß gestehen, der Gedanke, sie zu retten, ließ mein Herz heftig klopfen. Da mußte man sie ja ganz fest anfassen. Ich sah die anderen an und auch sie schwiegen einen Augenblick und dachten wohl jeder an etwas.

Der Hexe mußte unsere Konferenz zu langweilig geworden sein, denn mit einem Male sauste sie auf uns zu. Erst dachten wir noch, sie wolle uns verblüffen und dicht vor unserer Nase einen eleganten Bogen machen, daher sahen wir nur so eben und sehr geringschätzig zu ihr hin. Wir kannten sie nicht besser. Aber sie war ein halbes Jahr älter und in den wilden Jahren. Mit einem Ruck saß sie uns im Nacken. Und sprang hoch vor Vergnügen.

Da war es auch schon geschehen. Ein Mann war zuviel für das Eis. Wir saßen bis an die Brust im Wasser der Lehmkuhle und unsere Holzschuhe schossen hoch wie Tauchenten. Wir alle, nur die Hexe nicht. Mit einem lauten Gelächter sauste sie in einem herrlichen Bogen um unsere Köpfe. Natürlich hatten wir nicht vor, in dem Loch einzufrieren, wenn aber einer sich auf die Eiskante schwingen wollte, brach sie ab und die Beine schwammen gefährlich unter das Eis. Die Hexe aber lief wie der Blitz davon. Franz drohte mit fürchterlichen Flüchen hinter ihr her.

Aber sie wollte uns nicht im Stich lassen, mit einem Mal war sie wieder da und schleifte den Bremsbaum von der Ziegeleibahn hinter sich her, schob ihn über den Rand.

„Anfassen!" kommandierte sie, „Heini zuerst!" Sie hielt das andere Ende, hackte die Schlittschuhspitzen ein und zog. Recht erbärmlich klappernd stand Heini oben und bat um seine schwimmenden Holzschuhe.

Nun wollte Franz ran. „Nichts da", lachte die Hexe, „der größte Held ist der letzte, der gerettet wird." Sie konnte gehörig bissig sein. Ich durfte raus. Sie erlaubte es. Sie sah mich freundlich dabei an, während sie zog. Als ich schon festes Eis unter den Füßen hatte, ruckte sie und ich schoß zu ihren Füßen hin. „Nicht so stürmisch", sagte sie, als wäre sie erwachsen. Nun hätten Heini und ich schon losklappern können, heim, wo es noch etwas zu erwarten gab. Aber wir standen wie festgefroren, bis die anderen raus waren und — na, keiner mit ihr allein auf dem Eis blieb. In Schwarmlinie liefen wir ab.

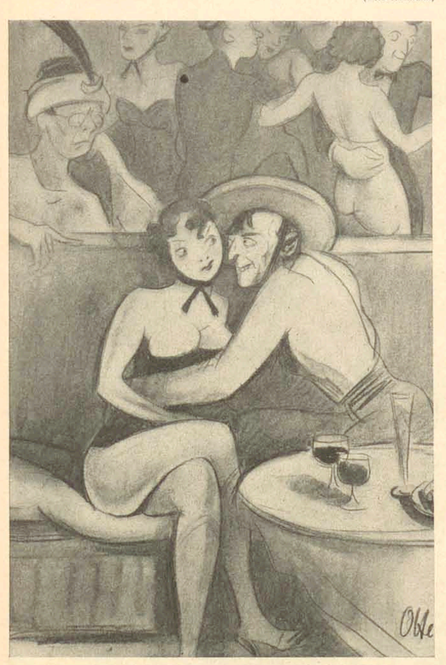
„Na, ne verdammte Hexe ist sie doch!" brummelte Franz. Wir glaubten nicht recht zu hören. „Als wenn sie gewußt hätte, daß wir sie 'reinreiten wollten", brummte er weiter.

„Und sie kam gleich auf die Idee mit dem Bremsbaum", keuchte ich.

Wir nannten sie eine ganz gefährliche Hexe, aber keiner sprach davon, ihr den Streich heimzuzahlen. Sie hatte unseren Mut gekühlt; wir trabten heim und wußten, daß wir morgen auf dem Eise sein würden. Vielleicht war sie dazu zu bewegen, uns mal ihre Schlittschuhe zu leihen oder auch nur so'n bißchen bei der Hand zu nehmen und zu ziehen. Vielleicht hatte sie nichts dagegen, wenn wir ihre Freunde wurden.

Die erste Redoute

(Otto Hermann)



„Was, du bist zum ersten Mal auf dem Fasching? Sonderbar, du faßt dich aber ganz bekannt an!"

PERLMUTTERINDUSTRIE

VON JAMES HILTON

Der Kanake schraubte den Taucherhelm fest, und dann ließ sich Saung Lo zum vielleicht zehntausendstenmal in seinem Leben sanft hintüber in das warme Meer gleiten. Langsam sank er durch das grüne, durchscheinende Wasser Faden um Faden in die Tiefe. Sein Luftschlauch und die Signalleine baumelten über ihm, wobei die verbrauchte Luft in einer Kette explodierender Blasen aus dem Ablaßventil entwich. Er war eine seltsame, wenn auch in diesen Gewässern oft gesehene Erscheinung: mit seinem runden Taucherhelm, dem aufgeblähten Segeltuch- und Gummianzug, wie er mit seinen nackten braunen Händen Signalleine und Muschelnetz hielt. Diese Hände waren zierlich und zartgliederig wie die einer Frau. Sie paßten zu dem hinter Stahl und Schutzglas maskierten braunen Gesicht.
Saung Lo war in Wahrheit erst 21 Jahre alt, obwohl er seit Jahren als Taucher tätig gewesen war. Auf einer Sumatra-Pflanzung geboren, war er nach der Gummihausse nach dem Süden verweht worden auf der Suche nach Arbeit, für die ihn der Weiße dauernd bezahlen würde. Er selbst gab nicht vor, das Warum und Wozu seiner Tätigkeit zu verstehen. Er wußte nur, daß er für sein Herumkriechen in großer Meerestiefe auf der Jagd nach Perlmuscheln Geld verdienen konnte, abgesehen von der Aussicht, gelegentlich eine Perle zu finden. Verschiedene Male hatte er solches Glück gehabt und Extrageld verdient.
Er wußte nicht, daß der ihm ausbezahlte Betrag geringer war als ein Hundertstel des Preises, den die Perle schließlich in den Läden der Bond Street oder Fünften Avenue erzielte. Er ahnte nicht, daß sein australischer Unternehmer mit zweihundert Prozent Gewinn mit einer amerikanischen Firma zusammenarbeitete, die einen ähnlichen Gewinn einsteckte. Er wußte nicht, daß ihn der chinesische Ladenbesitzer, der Bier und Konserven verkaufte, planmäßig betrog. Und da es so viele einfache Dinge gab, die er nicht wußte, so war es vielleicht nicht so erstaunlich, daß ihm die plötzliche Krise auf dem Weltmarkt und der Preissturz für Partiewaren nicht eingehen wollte, so wenig wie die sich daraus ergebende Notwendigkeit, zweimal so oft zu tauchen und die doppelte Menge Muscheln für denselben Lohn heraufzubringen.
Dennoch gab es anderseits ein paar seltsame Dinge, die Saung Lo wußte. Er wußte zum Beispiel Bescheid über den Meeresboden. Er kannte die Geographie eines kleinen Stückchens Meeresgrund unweit der Thursday-Insel so gut, wie die meisten Menschen ihre eigene Stadt oder ihr Dorf kennen. Er kannte die Klippen und Untiefen dieser phantastischen Unterwasserwelt, die grüne Dämmerung der Korallenhöhlen, die schattenhaften Spukgestalten von Lebewesen, die kaum in seinen eigenen Worten zu beschreiben waren. Er wußte, wo dieser geheimnisvolle Erdteil in Tiefen abfiel, in die er nie vordringen konnte. Oft trat er bis an den Rand des Abgrunds heran und starrte in die dunkle Unermeßlichkeit. Es war ihm dann, als sei dies seine ihm allein gehörige Entdeckung, und wenn er später wieder zur Oberfläche emporstieg, tröstete ihn dieser Gedanke, selbst wenn der Inhalt seines Muschelnetzes einen enttäuschenden Preis erzielte.
Er war stolz darauf, daß er tiefer tauchen konnte als irgendein anderer Taucher, von dem er je gehört hatte: zehn, zwanzig, ja dreißig Faden hinunter bis zu einer Tiefe, in der er sich nicht länger als ein paar Augenblicke aufzuhalten wagte, einer erdrückenden Betäubung wegen, die dann seine Glieder befiel. Er wußte nicht, daß das einem Druck im Gewicht von vielen Kilogramm auf jeden Zentimeter seines Körpers zuzuschreiben war. Sein Wissen war ebenso unzureichend wie seine wirtschaftliche Begabung. Aber er kannte sehr wohl die hauptsächlichen Gefahrenanzeichen und wußte genau, wie sich diese Gefahren äußerten. Er hatte Männer an der Taucherlähmung sterben sehen, wie sie in furchtbaren Todeszuckungen die warmen Inselnächte hindurch klagten. Und er wußte aus eigener Erfahrung, daß ihm, wenn er zu lange unten blieb oder zu schnell tauchte, das Blut aus Ohren und Nase tropfte, und er das Gefühl hatte, als sei ein Eisenring um seine Stirn geschmiedet und der werde immer enger geschraubt.
Aber er machte sich keine Gedanken darüber. Das gehörte zu seinem Beruf. Und wenn ihn die leise zunehmende Strömung in die Tiefe tauchen ließ, hätte er keine Sorgen gehabt, wäre nicht diese geheimnisvolle Sache mit der Preisbildung gewesen. „Was ist los, daß gute Taucher nicht länger ville Geld hochkante Bank bekommen soll, he?" hatte damals bei seiner letzten Abrechnung mit dem Unternehmer sein Einspruch gelautet. Und die lachend gegebene Antwort des Australiers war eine solche gewesen, die zu verstehen Saung Lo einfach nicht geglückt war.
Aber wie gewöhnlich, tröstete ihn seine einsame, nur ihm gehörige Welt. Er nährte insgeheim zwei Träume — der eine davon rein praktischer Natur, nämlich genügend Geld „hochkante Bank" zu sparen, um eines Tages nach dem Norden heimkehren zu können und ein Mädchen seiner eigenen Rasse zu heiraten. Aber dieses glückliche Ziel rückte immer rascher in die weite Ferne, nun sein Verdienst mit der Erfindungsgabe des Chinks von Ladeninhaber, der sein Schuldkonto kunstvoll anschwellen ließ, kaum Schritt halten konnte.
Merkwürdig: wie sehr er sich auch bemühte, Soung Lo konnte nie ganz aus den Schulden bei dem schlauen chinesischen Kaufmann herauskommen, und solange er Schulden hatte, durfte er die Thursday-Insel nicht verlassen. Das Verfahren bewährte sich glänzend — glänzender als Saung Lo merkte... Saung Lo war es zufrieden, wenn er seine dicken Gummisohlen den Korallengrund berühren fühlte. Ein Dröhnen war in seinen Ohren und ein Prickeln hinter seinen Augen — leichte Störungen, an die er sich seit langem gewöhnt hatte. Er wußte genau, wo er war: an der Abdachung eines Felsenbretts, das in den Abgrund abstürzte. Wunderliche Fische schwammen an ihm vorüber wie phosphoreszierende Lichtstrahlen in der Dämmerung. Mit seiner Signalleine Zeichen gebend, begann er über den rauhen Meeresboden zu schreiten, während der Lugger hoch über ihm in der Strömung trieb. Nun sein Netz voll war, zog er an der Signalleine und gab das Zeichen, er sei fertig zum Heraufholen. Er hatte ungewöhnliches Glück gehabt: sein Netz war voll Muschelplatten, die groß wie Suppenteller waren; ein guter Zug und „ville Geld" wert, wenn der Australier ihn nur richtig bezahlen wollte. Er würde an diesem Tage, beschloß er, nicht mehr tauchen. Und eben da, inmitten ermatteter Befriedigung, fühlte er plötzlich seinen ganzen Körper erneut in Spannung versetzt durch einen Anblick, der ihn aus nur ein paar Schritten Entfernung anstarrte. Es war der schwankende Schatten des größten Haifisches, den er je gesehen hatte.
Saung Lo war natürlich mit ziemlich vielen dieser unangenehmen Bestien zusammengetroffen. Er hatte nur halbwegs Angst vor ihnen. Er wußte, daß sie einen voll bekleideten Taucher nur selten angriffen, abgeschreckt durch die drohende Erscheinung seines Helms und seiner aufgeblusterten Kleidung, sowie auch von dem ständigen Aussprudeln von Luft aus dem Ablaßventil. Ein Taucher verhielt sich jedoch vorsichtig in ihrer Nähe. Sie hatten einen Instinkt für Fleisch und es bestand immer die Gefahr eines bösartigen Schnappens nach einer nackten Hand.
Saung Lo beobachtete daher das Ungeheuer ebenso geduldig, wie das Ungeheuer ihn beobachtete. Diesmal empfand er vielleicht mehr als halbwegs Angst: der Hai war so riesig und er nicht auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit nach einem Tag ununterbrochenen Tauchens. Trotzdem kannte er die richtige Verhaltungsweise bei solchen Begegnungen und war weit davon entfernt, in eine Panik zu geraten.
Er machte mit den Armen in dem schweren Wasser wegscheuchende Bewegungen, erregte soviel Tumult wie möglich, und im gleichen Augenblick schloß er die Ablaßklappe, um seinen Auftrieb zu erleichtern. Der von diesen Manövern verblüffte Hai glitt ein wenig zurück, dann folgte er dicht hinterdrein. Saung Lo war darauf gefaßt und nicht erstaunt, als sich der Abstand zwischen ihnen langsam verminderte. Neugier besiegt Furcht: das gilt vom Menschen wie vom Hai.
Als der Raubfisch wieder auf ein paar Meter herangekommen war, öffnete Saung Lo erneut sein Ablaßventil und ließ eine rasche Salve von Luftblasen ins Wasser knattern. Das hätte, bei einigem Glück, den Räuber völlig verscheuchen können; aber Saung Lo hatte kein solches Glück. Der Fisch kam

S.O.S.-Ruf aus der Schweiz

(Erich Schilling)



„Von Kreuz und Fahne angeführt,
den Giftsack hinten aufgeschnürt,
der Fanatismus ist Profoß,
die Dummheit folgt als Betteltroß:
Sie kommen, die Jesuiten!"

Gottfried Keller (1843)

mit verdoppelter Neugierde wieder hinter ihm her, nur um wiederum durch eine neue Rakete von Luftblasen abgeschreckt zu werden. Und plötzlich begriff Saung Lo, daß sein Leben höchstwahrscheinlich von diesem ständigen Kampf zwischen Furcht und Neugier abhing. Denn er merkte, daß die Luftblasen jedesmal, wenn sie hervorsprudelten, eine geringere Wirkung auf die peitschenden Flossen und das große klaffende Maul ausübten.
Er beobachtete weiter, während er das Hochsteigen seines Körpers durch das heller werdende Wasser fühlte und die Nähe des ihn umkreisenden großen Fisches ahnte. Er konnte die Reihe sägeartiger Zähne in dem offenen Rachen sehen, und die großen unbeweglichen Augäpfel.
Plötzlich schoß der Rachen auf ihn zu und er fühlte die sägeartigen Zähne an dem Metall seines Helmes entlang scheuern. Saung Lo stieß mit dem Messer zu, das er zum Loslösen der Muscheln benützte, und traf auf einen offenbar harten und undurchdringlichen Panzer. Trotzdem hatte das die Wirkung, daß mit einem Schlag die ganze Unterwasserwelt mit hüpfender und stürzender Wut lebendig war. Er wurde in plötzlichen Wirbeln umhergerissen, sah überhaupt nichts mehr; der schuppige Fischleib versetzte ihm einen Schlag wie mit riesiger Faust und lüpfte ihn hoch. Seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er wußte, daß er inmitten all dieses Aufruhrs auf den dünnen Schlauch achtgeben mußte, durch den Luft in seine Lungen gepumpt wurde. Er wartete, halb blind, das gezückte Messer in der Hand. Sein Schädel drohte zu bersten und er fühlte seinen Körper sich in einem Entsetzen auflösen, das zugleich ein übersteigerter Kampfesmut war. Er lebte, wie auch der Hai lebte. Sie waren beide sprunggespannte, lebendige Wesen. Und dann, in einer plötzlichen roten Wut, lief er Amok — um sich schlagend, zustoßend und vorstürzend, wie so viele seiner Rasse es an Land tun möchten. Eine Stunde später, an Bord des Luggers, neigte sich der Australier mit einiger Neugierde über den hingestreckten Körper Saung Los. Er war ohnmächtig, wenn auch offenbar unverletzt, an Bord gehißt worden. Merkwürdigerweise hatte er jedoch sein Muschelnetz verloren.
Saung Lo kehrte das Bewußtsein wieder; aber er erzählte dem Australier nichts von dem Hai. Das gehörte zu den Dingen, über die der Australier lachen und die er nur halb glauben würde. Er sagte nur eben in dem verstümmelten Pidgin-Englisch, das er von den Kanaken gelernt hatte: „Ville große Muscheln drunten, Tüan. Vielleicht sie holen morgen."
Aber am Morgen war Saung Lo tot. Am Herzschlag gestorben.
„Es erwischt die meisten von ihnen früher oder später", erklärte der Australier philosophisch seinem Besucher vom Festland. „Alle diese Kerle bleiben zu lange drunten und tauchen zu schnell — und es hilft nichts, sie zu warnen, sie kennen keine Vorsicht... War kein untüchtiger Bursche für einen Malaien, aber ein verdammter Dummkopf, alles in allem..."

*

Zehntausend Meilen entfernt starb um ungefähr dieselbe Zeit — in dem prächtigen Hause, das er vor einigen Jahren in getreuer Nachahmung eines Schlosses an der Loire hatte erbauen lassen — ein anderer Mann am Herzschlag. Er war 75 Jahre alt, ein Millionär und das Haupt der großen Firma Ocean Products Co., Incorporated. Indirekt beschäftigte er Saung Lo, wenn auch keiner von beiden je von des anderen Dasein gehört hatte. Einige Wochen vor seinem Tode hatte sich der alte Mann bemüht, eine Verschmelzung seiner Gesellschaft mit einem Konkurrenzunternehmen zustande zu bringen, mit dem Ziel einer Verbilligung in Förderung und Verkauf von Perlmutter. Er nahm trotz des Verbotes seiner Ärzte an einer Beratungssitzung teil; er hielt Reden, wies Statistiken vor, und fuhr zu einer Konferenz nach Chicago. Dann starb er plötzlich eines Nachts — im Schlaf.
Alle Zeitungen brachten einen langen Nachruf über ihn und über die wundervolle Arbeit, die er für die Perlmutterindustrie geleistet hatte. Eine davon schrieb: „Es wäre keine Übertreibung zu sagen, daß er ihr sein Leben opferte".
(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil.)

DER HERR IN LOGE SIEBEN

VON BRUNO MANUEL

In das Lokal, in das sich gelegentlich angebliche Künstler verirren und wo man deshalb immer ein hartnäckig verharrendes Publikum antrifft, in dieses Lokal gerieten eines Tages drei wirkliche Lieblinge der Leinwand.
Sie kamen ahnungslos hereingeschneit, wollten sich mit Andacht und möglichst ungestört ein Pilsener einverleiben und mußten nun die Wonnen des Ruhmes gleich faustdick über sich ergehen lassen.
Begeisterung ist gewiß sehr lobenswert. Sie darf aber nicht bis zur Selbstenteignung führen.
Als die Ovationen kein Ende nahmen, sagte einer von den Ruhmgekrönten: „Das ist mal wieder ein schlagender Beweis dafür, daß unsereins nirgends hingehen kann. Überall wird man angegafft, jeden Schluck, den man sich hinter die Binde gießt, zählen sie einem in den Rachen. Man steht direkt unter öffentlicher Aufsicht!"
„Weiß Gott", seufzte der zweite, „es ist schon nicht mehr schön. Ich wünschte, ich könnte mal richtig untertauchen. Nicht in der Badewanne, was nicht weiter schwer ist, sondern in der Menge. Einmal mein Auto besteigen, ohne von einem Dutzend schwärmerischer Jungfrauen Autogrammhefte unter die Nase gehalten zu bekommen! Ich habe schon einen geschwollenen Daumen vom ewigen Schreiben."
Der dritte zog die Stirn in tiefe, zweifelnde Falten. Dann sagte er: „So ganz unangenehm scheint euch aber die öffentliche Aufsicht nicht zu sein. Sonst wüßte ich nämlich nicht, warum ihr der Sache nicht aus dem Wege geht."
„Das dürfte wohl schlechterdings unmöglich sein. Oder kannst du uns vielleicht verraten, wie man das bewerkstelligt?"
„Indem man sich unkenntlich macht", versetzte der andere mit wohlwollend gefärbter Stirn. „Ich habe die Absicht, es morgen bei unserer Filmpremiere zu tun, schon um mich mal endlich ungestört auf der Leinwand spielen zu sehen."
„Erstens ist an dir nicht viel zu sehen. Zweitens glaubst du wohl selbst nicht, daß dir die Verwandlung gelingt. Gerade du kannst dein wahres Ich am wenigsten leugnen."
Er warf einen zuversichtlichen Blick über den Tisch. „Ihr werdet es ja erleben. Und ich gehe jede Wette ein, daß mich kein Mensch erkennt. Ihr übrigens auch nicht."
„Diese Wette dürftest du glatt verlieren. So groß ist dein mimisches Können nämlich nicht."
„Wollen wir es mal darauf ankommen lassen? Ich zahle euch hundert Mark, wenn ihr mich erkennt. Andernfalls habt ihr natürlich hundert Mark zu zahlen."
„Gemacht", sagten also die beiden, „deine Blamage wird sich nicht umgehen lassen."
Tags darauf fand die Premiere statt. Da es keine gewöhnliche Premiere war, sondern eine, die zu großen Erwartungen berechtigte, sah man eine Unmenge Persönlichkeiten, viele Herren von der Presse und das sattsam bekannte Premierenpublikum.
Die beiden Ruhmgekrönten waren natürlich dem Ruf gefolgt. Beim Auftauchen ihrer verehrungswürdigen Gestalten löste sich gleich ein Huldigungsgewitter aus, dem sie sich lächelnd beugten. Den dritten, der in dem Film die Hauptrolle spielt, hielt eine glückliche Eingebung fern. Man suchte sich die Augen aus dem Kopf. Doch hatte man nicht die Genugtuung, ihn zu erblicken.
Die beiden warfen sich verständnislose Blicke zu. „Verstehst du das? Dieser Gauner ist doch sicher gar nicht hier. Denn so unkenntlich machen kann er sich gar nicht."
„Es wäre gemein, wenn er sich gedrückt hätte."
„Gemein ist gar kein Ausdruck. Es wäre ordinär. Aber das sieht ihm mal wieder ähnlich. Wenn ich nicht irre, hat er schon öfter nicht Wort gehalten."
„Für mich wäre er dann gestorben."
„Für mich auch. Aber erst, nachdem er die hundert Mark geblecht hat." Das Erscheinen eines älteren Herrn in Loge sieben machte ihren Auslassungen ein Ende. Das Gesicht dieses Herrn war von einem ungewöhnlich flammenden Vollbart umrahmt.
Der vollbärtige Herr saß steif und unbeholfen da. Er wirkte in jeder Hinsicht einzigartig. Sein Anzug befand sich infolge übermäßiger Enge in einem Zustand, der das Schlimmste befürchten ließ. Auch trug er einen schwarz umrandeten Kneifer, dem die Nase keinen genügenden Halt bot. Er fiel ihm mehrmals in den Schoß. Als er ihn schließlich verankert hatte, zog er eine Zeitung aus der Tasche, in der er aber nicht las, weil es zu dunkel war.
Als die beiden den Herrn sahen, beugten sie sich gleich herab. „Er ist gekommen", flüsterte der eine ganz leise, damit man es nicht hörte, „soll das die ganze Verwandlung sein? Man erkennt ihn auf den ersten Blick."
„Stike", tuschelte der andere, „wir werden ihn bald entlarven. Laß es erst hell werden."
Es wurde hell, und die Entlarvung begann. Die beiden standen auf, gingen in die Loge sieben und brachen dort in lautes Gelächter aus.
Der Herr schleuderte ihnen einen Blick zu wie Heinrich VIII. ihn der Anna Boleyn zugeworfen haben muß, als er sie enthaupten ließ.
„Unterlassen Sie das gefälligst", sagte der Herr. Sie unterließen es aber nicht. Sie fragten ihn mit herzgewinnender Offenheit, ob es noch mehr solche komischen Bärte gibt. Sie nannten ihm auch ein unfehlbares Rezept, ihn umzufärben.
Der Herr bezeichnete es als bodenlose Unverschämtheit. „Wenn das nicht aufhört", sagte er finster und in bedeutungsvollem Ton, „dann rufe ich die Polizei. Das wäre ja noch schöner!"
Schon unter gewöhnlichen Umständen ist Unterhaltung im Theater störend. Diese erregte Aufsehen. Die Parkettbesucher fuhren mit den Köpfen herum. Im Rang erhob man sich von den Plätzen. Man fragte auch in einer kalten, zynischen Weise, wer der Herr mit dem Vollbart sei, der sich so laut benimmt.
„Das wissen Sie nicht?" sagten die beiden, „das ist doch unser prominentester Darsteller. Er spielt in diesem Film die Hauptrolle und will sich aus falscher Bescheidenheit nicht zu erkennen geben."
Mit einem Schlage war das Theater wie umgewandelt. Man klatschte dem Herrn standhaft zu. Eine Dame aus der Nachbarloge faßte ihm an den Bart und sagte im Hinblick auf dessen Röte: „Kann man sich daran die Finger verbrennen?"
„Hahaha", lachte das ganze Theater.
Nur er blieb ernst und fuhr die Dame mit nicht mißzuverstehender Gebärde an: „Ich verbitte mir das! Außerdem läßt Ihre Bemerkung auf keine gute Kinderstube schließen."
„Du hast es nötig", behaupteten die beiden, „du bist doch auch kein Kind von Traurigkeit."
Das Theater bebte vor Vergnügen.
Den Herrn mit dem Vollbart beleidigte es tief. Er stand auf, blickte die beiden vernichtend an und sagte: „Das geht entschieden zu weit. Wo bleiben da die guten Sitten! Ich werde Sie wegen Beleidigung verklagen. Ist denn kein Schutzmann da?"
Die beiden sahen den Herrn traumverloren an und meinten schließlich: „Weißt du was, du bist doch ein Talent. Wir hätten dir soviel mimisches Können gar nicht zugetraut. Alle Achtung!"
Endlich kam der Logenschließer, setzte ein dienstliches Gesicht auf und sagte: „Aber meine Herren, wie lange soll denn das noch weitergehen? Sie stören ja die ganze Vorstellung."
„Ich bin hier öffentlich beleidigt worden", behauptete der Herr in flammendem Zorn. „Ich verlange, daß man die Herren feststellt. Wir wollen doch mal sehen, ob das statthaft ist."
„Fallen Sie nicht darauf herein", flüsterten die beiden dem Logenschließer ins Ohr, „er will nur, daß wir die Wette verlieren. Dann braucht er uns nicht die hundert Mark zu bezahlen."
„Da sind Sie aber ganz sicher im Irrtum", sagte der Logenschließer, „der Herr ist ein entfernter Verwandter von mir. Die hundert Mark haben Sie nämlich zu zahlen. Und zwar an mich." Hier riß er die Perücke vom Kopf, nahm die geklebten Augenbrauen ab und hielt die Hand auf, zum Zeichen, daß er auf sofortige Bezahlung bestand.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

(O. Nückel)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Sitzt einer, in das soundsovielte Viertel Wein vertieft, beim Heurigen, mustert mißgünstigen Blickes die fröhliche Umgebung und brummt unverständliche Worte vor sich hin.
Plötzlich wird er lebendig, schaut einer üppigen Blonden entgegen, die im Skianzug durch das Lokal geht und versetzt ihr — schwupp — einen lautklatschenden Schlag auf die irgendwo herausfordernd prall gespannte Sporthose.
„Sie", sagt der üppige Skihase empört, „Sie, halten S' Ihnen z'ruck, ja... Von mir können S' was erleben, Sie alter Deppl" Damit segelt sie weiter und der alte Weinbeißer knurrt ihr nach: „Na alsdann — da hat ma's, de neuche Zeit... Ka G'müat ham's mehr, de Frauenzimmer von heutzutag, gar ka G'müat... nur in Sport ham's in Kopf!"

Bei einem schwedischen Dragonerregiment trank der Militärrichter, ein alter Auditeur, gern eins über den Durst, und da pflegte seine Frau, vom Regiment Tante Ida genannt, wenn es auf die Mitternachtsstunde zuging, den Gatten im Kasino anzurufen und ihn heimzukommandieren.
Eines Abends, als sie wieder wie gewohnt anläutete, riß dem sonst so folgsamen Ehemann die Geduld, und er rief verärgert ins Telephon: „Ach, die ganze Zeit hast du was zu schimpfen! Fahr zum Teufel!" Sprach's und warf wütend den Hörer in die Gabel.
Das aber hätte er nicht tun sollen, denn im gleichen Augenblick protestierten sämtliche anwesenden Offiziere und erklärten: „Rufst du nicht sofort Tante Ida wieder an und bittest sie um Entschuldigung, so gehn wir heim!"
Da mußte der Auditeur wohl oder übel nachgeben, läutete also sein eheliches Gemahl an und sagte: „He, du, Ida, fahr heut noch nicht!"

Neulich las ich in einer älteren Reichsgerichtsentscheidung folgende Definition des Begriffs Eisenbahn:
Sie ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen bzw. die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften bei dem Betriebe des Unternehmens von derselben eine verhältnismäßig gewaltige (je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende) Wirkung zu erzeugen fähig ist!

Gefahr im Anzug

(K. Heiligenstaedt)



„ . . . nehmen Sie lieber eine Sicherheitsnadel, ich muß Zeitaufnahme machen . . .“

München, 29. Januar 1939
44. Jahrgang / Nummer 4

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Tanzpause

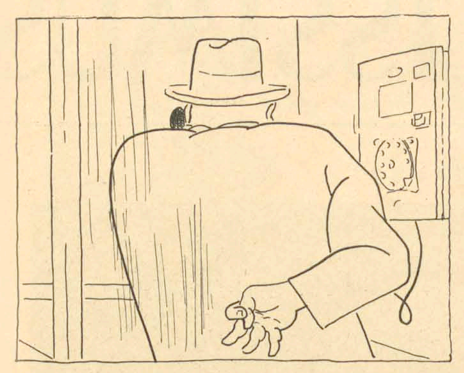
(E. Thöny)



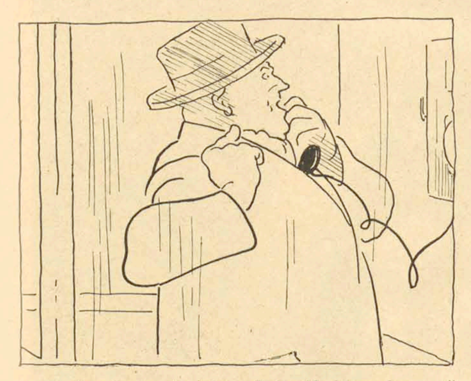
„Sie sind ein Pessimist und fürchten, alle Frauen seien leichtfertig!“
„Im Gegenteil, ich bin Optimist und hoffe es nur!“

Der geschäftliche Anruf

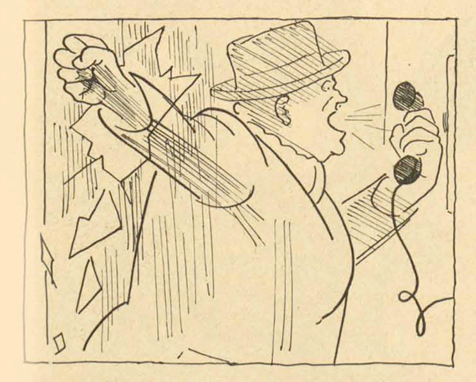
(Fr. Bilek)



„Ich kann die Ware nicht länger zurückhalten . . .“



„. . . wir müssen sie jetzt auf den Markt werfen . . .“



„. . . und die Konkurrenz schlagartig zertrümmern!“

WEISSAGUNG

VON WALTER FOITZICK

Sie werden sich gewiß an Delphi erinnern, jenes Delphi, wo die Pythia auf dem Dreifuß saß und weissagte. Es soll sehr viel von dem eingetroffen sein, was sie vorhersagte. Mein Gott, wenn man andauernd weissagt, muß ja schließlich allerlei eintreffen. Die Pythia hat gewiß später oft gesagt: „Ich hab's ja immer gesagt.“ So wird sie in Bekanntenkreisen gesprochen haben, in Weissagerkreisen.

Ja, so machen's die Auguren und dann lächeln sie das ihnen zustehende Lächeln, und dazu sagen sie: „So hat's nicht weitergehen können.“

Oft hat die Pythia übrigens nicht weisgesagt, sondern meistens hat sie schwarz gesagt, na und wenn dann irgend etwas recht unangenehm ausgegangen ist, hat der Betroffene gedacht: „Zeuswetter, es muß doch etwas dran sein!“ Wenn's aber gut ausgegangen ist, hat er der Pythia ihren Irrtum auch nicht sehr übel genommen. Die gute Frau hat sich halt getäuscht, und die Spesen, die man bezahlt hat, beziehungsweise die Weihgeschenke, die man aufstellen ließ, wurden auf allgemeine Unkosten verbucht. Derartige Spesen spielen ja bei großen erfolgreichen Unternehmungen gar keine Rolle.

Die Pythia saß in einer ziemlich wüsten Felsspalte, die man noch heute sehen kann, aus der Schwefeldämpfe emporstiegen. Die Skeptiker aber sagten, sie habe infolge der Schwefeldämpfe geweissagt, soll so 'ne Art Narkose gewesen sein.

Vielleicht hat man eine bestimmte Gebühr bezahlen müssen, sagen wir mal zehn Mark für die allgemeine Auskunft und fünfundzwanzig Mark für besser ausgearbeitete Weissagungen, wenn es z. B. hieß: „Zwischen dem 15. und 23. März sind Unternehmungen zu vermeiden, dagegen ist die letzte Märzwoche sehr günstig.“

Sie kennen das gewiß, aber Sie werden es nicht zugeben, daß Sie es kennen. Man gibt es heutzutage nicht zu, daß man nach Delphi geht. Die Pythia ist jetzt auch keine weibliche Person im altgriechischen Gewande, die auf einem Dreifuß eine Art Gasvergiftung bekommt. O nein, die Pythia ist heute ein ernster Gelehrter, der sich auf einem vierbeinigen Schreibtischsessel aufhält und mit Hilfe von ausgedehnten Tabellen feststellt, wann die beste Zeit zum Heiraten und ähnlichen geschäftlichen Transaktionen ist. Der rechnet so lange, bis er es zahlenmäßig belegen kann, daß der März ausgezeichnet verlaufen wird. Und es riecht kein bißchen nach Schwefel, und wie jede gute Rechnung ist es streng wissenschaftlich.

Da ist keine Zauberei dabei. Das kann man schon daraus erkennen, daß meine Kusine sich im vorigen Monat vor Reisen hüten sollte. Was soll ich Ihnen sagen, da kam ein Radfahrer auf einem Rade angereist und fuhr sie an. Gottlob ging die Geschichte gut aus, aber man erkennt daraus wieder, daß an der Sache was dran sein muß. Edith sagt auch, man solle über so was nicht lächeln, und ganz bedeutende Leute lassen sich's auch berechnen. Sie selbst wird zwischen dem 12. und 16. Februar eine sehr wichtige Bekanntschaft machen, aber hoffentlich ist die Bekanntschaft nicht so wichtig, daß sie mir wieder nichts davon erzählt.

WINTER / Von Fritz Knöller

Die Stämme jetzt tun krachend kund:
Gar scharf hat sich der Frost verbissen
im tauben schwarzen Wurzelgrund.
Die Fische unterm Tümpeleis wohl wissen,
daß lang sie der Befreiung harren müssen.

Die Bäume schleppen mürrisch leis
den aufgehockten Zipfelmützengreis.
Sein Zaum ist ganz aus grünem Eis,
durchglitzert selbst die schwarze Nacht.
Es weist sich hart des Winters Macht.

Ein altes Weib zieht einen Reisigschlitten;
der Atem steht vor ihr wie eine Wolke.
Das abgestorbene Geäst vom Tannenvolke
hat einen grimmen Eisestod erlitten.

Sie liegen jetzt, die magern Splitteräste,
verwirrt und schwarz und stumm,
des Feuers hochwillkommne Gäste,
auf einer Totenbahr herum,

die auf metallnen Kufen gleitet.
Nur eine einzge Krähe,
verschanzt in einer Flockenwehe
des dichtverschneiten Tanns, bereitet

mit schiefem Hals dem Leichenzug die Ehr.
Bald ist auch nichts zu sehen mehr
als nur des Winters blaugefrorne Wehr.

Schwindelfrei

(R. Kriesch)



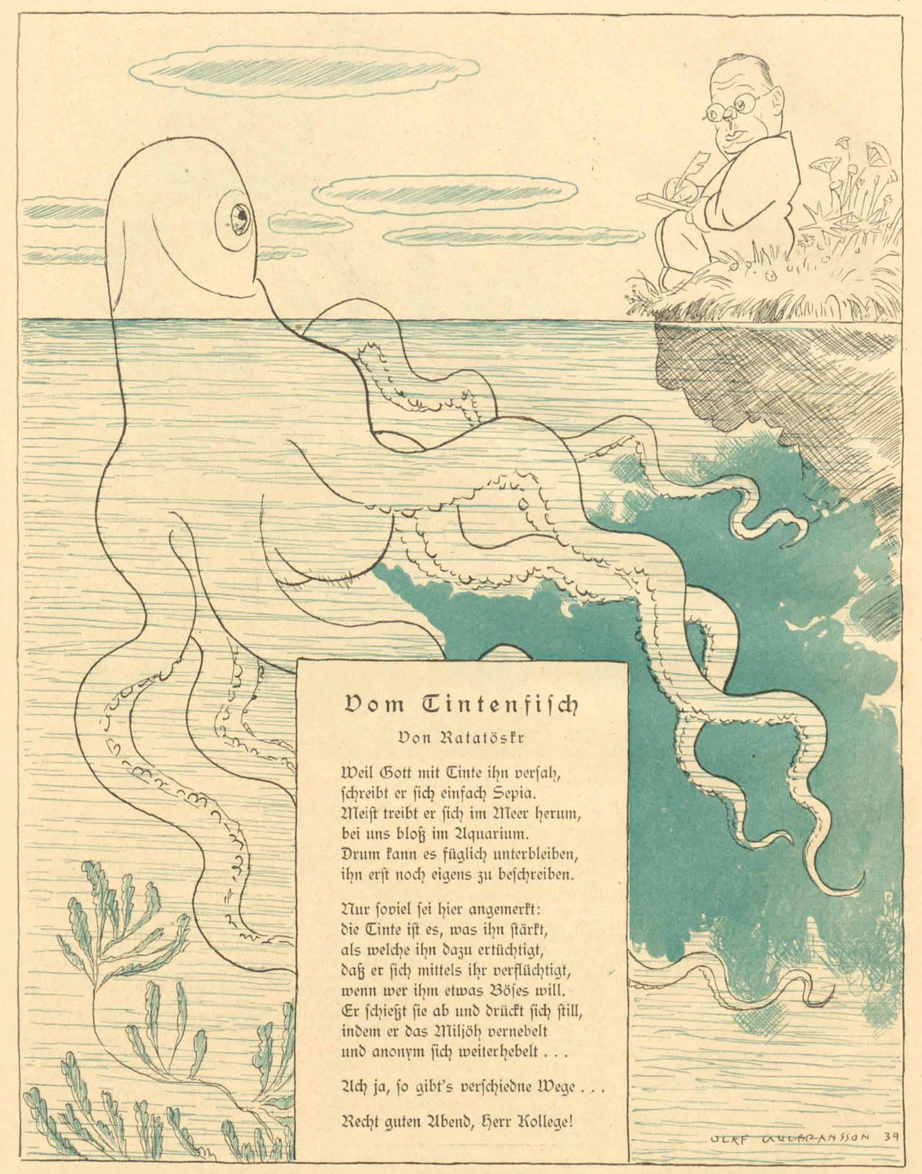
„Spüren Sie keinen Schwindel, Fräulein Elli?"
„Aber natürlich, daß Sie kein Generaldirektor sind, hab' ich gleich gemerkt!"

Soll's der Teufel holen

Von Hans Karl Breslauer

Erwin schnippte die Zigarettenasche in den Kaminvorsetzer, dehnte und streckte sich und rief mahnend:
„Hallo — Henry, altes Murmeltier, wie lange wird es noch dauern? Du brauchst ja eine Ewigkeit zu deiner Toilette!"
„Tja — wenn du mich auch zu so einer ungewöhnlichen Zeit abholen kommst!" kam es prustend und schnaubend aus der halboffen stehenden Badezimmertür, „— ich — ich bin — im Augenblick fertig . . ."
Das Wasser plätscherte, die Brause zischte und Henry pfiff eine kreuzfidele Melodie dazu.
„Jetzt mach' aber endlich!" stieß Erwin die Badezimmertür vollends auf, „wenn das so weitergeht, kommen wir heute überhaupt nicht mehr fort! Das ist ja — — Menschenskind —" rief er zurückprallend, „was — was ist denn das?"
„Was?" fragte Henry, der eben in den Bademantel schlüpfte. „Was denn?"
„Diese grauenhafte Fratze auf deiner Brust . . ."
„Ach so . . ." Erwin amüsierte sich über des Freundes entsetztes Gesicht. „Das hast du noch nicht gesehen . . . Fein, nicht wahr!"
„Was daran fein sein soll, möchte ich wissen? . . . Davon kann man ja Angstträume bekommen . . . Was soll denn das vorstellen?"
„Einen der hunderttausend Teufel aus dem Tempel Schö-Ba-Jü . . . Ich ließ mich, als ich vor zwei Jahren in Peking war, überreden, mich tätowieren zu lassen . . . Was macht man nicht alles in der Fremde . . . Aber es sieht wirklich gräßlich aus", warf Henry, während er sich ankleidete, einen Blick in den Spiegel, „ich kann dir nicht unrecht geben . . . Und wenn ich ganz ehrlich sein soll, hab' ich diesen Teufel auf meiner Brust schon tausendmal zum Teufel gewünscht!"
„Du, Henry, ich wundere mich über dich", meinte Erwin kopfschüttelnd. „Einem Matrosen verzeiht man so eine barbarische Idee."
„Barbarische Idee . . . Stimmt . . . Du kannst dir nicht vorstellen, was für Schrecken diese Höllenfratze schon erregt hat . . . Besonders bei zartfühlenden Frauen . . ."
„Gräßlich . . . Wenn ich eine Frau wäre —"
„Das hat schon so manche gesagt . . . Aber leider ist nichts mehr zu ändern daran . . ."
„Weshalb nicht? Laß das Zeug entfernen —"
„Ahnungsloser Engel . . . Entfernen . . . Was unter der Haut sitzt, sitzt fest für ewige Zeiten . . . Ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß dieser Teufel, wie mir der alte chinesische Tätowierkünstler anvertraute, eine gute Eigenschaft hat —"
„Die der Anhänglichkeit!" lachte Erwin.
„Nein — ganz etwas anderes . . . Frauen, die ihn sehen, können kein Geheimnis bewahren!" „Und —"
„Lieber Freund, ich glaube es ist besser, sie bewahren ihre Geheimnisse . . . Man soll den Teufel weder an die Wand noch auf die Brust malen . . . Aber komm, ich bin fertig . . ."
Acht Tage später fuhr Erwin mit Kitty über Weekend ins Gebirge. Sie saßen auf der Terrasse des Sporthotels, Erwin freute sich Kittys blonder Schönheit und seiner jungen Liebe und dachte eben darüber nach, diese zarten Bande zu einem festen Knoten zu schürzen, als Kitty, die nachdenklich in einer Zeitung blätterte, plötzlich zwitscherte: „Erwin, glaubst du, was da steht?"
„Und was steht so Unglaubliches in der Zeitung?" beugte sich Erwin zu ihr. „Worüber zerbrichst du dir das Köpfchen, Schatz?"
„Da — da steht es . . ." spitzte Kitty das Mäulchen. „In Hamburg soll es einen Spezialisten geben, der jede Tätowierung entfernen kann!"

(O. Gulbransson)



Vom Tintenfisch

Von Ratatöskr

Weil Gott mit Tinte ihn versah,
schreibt er sich einfach Sepia.
Meist treibt er sich im Meer herum,
bei uns bloß im Aquarium.
Drum kann es füglich unterbleiben,
ihn erst noch eigens zu beschreiben.

Nur soviel sei hier angemerkt:
die Tinte ist es, was ihn stärkt,
als welche ihn dazu ertüchtigt,
daß er sich mittels ihr verflüchtigt,
wenn wer ihm etwas Böses will.
Er schießt sie ab und drückt sich still,
indem er das Miljöh vernebelt
und anonym sich weiterhebelt . . .

Ach ja, so gibt's verschiedne Wege . . .

Recht guten Abend, Herr Kollege!

DER KRAGENKNOPF

Von Aage V. Hovmand

Ich hatte einen Kragenknopf zertreten. Ausgerechnet kurz vor Ultimo. Mein gesamtes Barvermögen bestand aus sieben Öre.

Ein Kragenknopf ist für die Männerwelt von lebenswichtiger Bedeutung. Denn ist ein Mann ohne Kragenknopf nicht dasselbe wie ein Kartoffelsack ohne Schnur? Erst der Kragenknopf hält das Ganze zusammen.

Ich lief rasch um die Ecke ins Warenhaus.

„Einen Kra ... Kra ...", schluckte ich und zeigte auf meinen Hals — der Adamsapfel war mit zwischen die Kragenspitzen gekommen.

„Die Vogelabteilung ist im zweiten Stock, bitte", meinte die Verkäuferin. Ich zog den Schlips herunter. „Einen Kra ... Kragen ... knopf."

„Ach so, einen Kragenknopf! Gern. Bitte schön, mein Herr, zehn Öre."

„Hm", meinte ich. „Haben Sie nicht einen billigeren?"

„Bedaure, sie kosten durchweg zehn Öre. Prima Qualität."

Ich griff verlegen nach meinen sieben Öre. Ob man vielleicht auch Kragenknöpfe auf Teilzahlung erhielt? Oder wurden alte vielleicht wieder repariert? Ich stammelte: „Ja, Sie verstehen ... solch ein Malheur ... daß ich ihn zertrat ... ja also, wie gesagt, der Kragenknopf ..."

Die junge Verkäuferin lächelte und errötete.

„Sie verstehen gewiß", fuhr ich indessen fort. „Will sagen..., Sie verstehen nicht ... ich meine ... Sie sind ja kein Mann ... Verzeihung, doch wenn Sie ein Mann wären ... verstünden Sie, daß ... äh ... ohne Kragenknopf ist das Leben ... fühlt man sich ... kurzum, es ist der Kragenknopf, der einem Manne das Selbstbewußtsein verleiht ..."

„Wirklich", lächelte sie überzeugt, während ich vor Verlegenheit an einer Krawatte herumfingerte, die auf dem Tische ausgestellt war.

„Nicht wahr, ein hübscher Schlips", lachte die junge Verkäuferin. „Reine Seide! Und bloß zweieinhalb Kronen. Ein diskretes Muster, es würde ganz vortrefflich zu Ihrem Anzug passen." Sie hielt mir die Krawatte an den Hals und sprach munter weiter. „Darf ich sie Ihnen dazulegen?"

Sie sah mich dabei so flehend an, daß ich nicht nein sagen konnte. Worauf sie mir freudig den Kassenzettel reichte und meinte: „Vielleicht dürfte ich Ihnen noch etwas zeigen. Diesen Hosenträger hier ... ziehen Sie einmal daran. Haben Sie je solche Hosenträger gesehen? Die halten was aus! Und spottbillig. Dreifünfundzwanzig."

„Ja, aber ... ich glaube nicht ... nicht heute", wandte ich ein.

„Sie sollten es sich nicht lang überlegen, mein Herr, diese Hosenträger werden wie die warmen Semmeln gekauft. Morgen haben wir vielleicht keinen einzigen mehr und der nächste Posten kostet gewiß das Doppelte ... Sie werden sich diese Gelegenheit doch nicht entgehen lassen?"

„Nein", stotterte ich benommen. „Aber ..."

Sie strahlte: „Wußte ich es doch ... der Herr hat Geschmack und versteht es einzukaufen. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf —" senkte sie vertraulich die Stimme, „Sie sollten gleich drei Paare auf einmal nehmen. Macht zusammen acht Kronen. Bedenken Sie, wieviel Hosenträger Sie im Leben noch brauchen werden. Und eine solche Gelegenheit bietet sich Ihnen bestimmt nicht wieder." Wieder lächelte sie einschmeichelnd, und abermals war ich besiegt.

Indem sie die Hosenträger zusammenlegte, schüttelte sie mit dem Kopf: „Verzeihen Sie, aber Ihr Hemd ... an sich ja ganz nett ... aber zur neuen Krawatte paßt es nicht ..."

„Ja, ja, mag sein, aber", unterbrach ich sie.

„Wenn Sie sich rasch einmal dort hinüber bemühen möchten ..." Sie nötigte mich zu dem Tisch nebenan. „Ich will Ihnen ein paar entzückende Oberhemden zeigen. Ansehen kostet ja nichts." Und indem übergab sie mich ihrer Kollegin: „Der

Panik in New York

(Erich Schilling)



„Bitte, etwas leiser, mein Herr, unsere Hotelgäste glauben sonst, es handle sich um einen Fliegerangriff!"

Herr wünscht gern ein paar Oberhemden, die zur Krawatte passen."

Und im nächsten Augenblick war ich davon überzeugt, daß die Hemden, die ich bisher getragen, ganz unmöglich waren. Hemden dürfen nur aus Seide sein, das ist das einzig Richtige.

Ich kaufte also sechs farbige Seidenhemden — weniger lohnte nicht — mit insgesamt zwölf dazu passenden Kragen und dann auch noch ein Smokinghemd mit schwarzer Binde und Eckenkragen, wofür man ja schließlich immer Gebrauch hat.

Und dazu passend wählte ich auch noch einen Hut. Nicht billig. Doch ist ja — wie die Verkäuferin bemerkte — das Teuerste am Ende immer noch das Billigere.

Was nützt es, wenn man Seidenhemden, prima Schlipse und einen neuen Hut hat — der Anzug aber alt und unmodern ist.

Also ließ ich sofort Maß für einen neuen Anzug nehmen und kaufte Stoff — modern und haltbar. Zugleich bestellte ich außerdem ein Paar Beinkleider für den Sommer, und da wir gerade beim Anprobieren waren, bestellte ich auch noch einen Smoking.

Äußerst liebenswürdige Menschen waren es, die mich hier bedienten, und als es sich herausstellte, daß der Zuschneider ein Kriegskamerad meines Schwagers war, da konnte ich nicht umhin, auch noch einen Mantel zu bestellen.

Plötzlich kam mir meine Lage zum Bewußtsein. Ich besaß ganze sieben Öre und hatte alles Mögliche zusammengekauft. Es war mir schleierhaft, wie ich mich wieder aus der Schlinge ziehen sollte. Mein einziger Ausweg war, Rat bei meiner Frau zu suchen.

„Ich habe mein Scheckbuch leider zu Hause gelassen", erklärte ich und reichte dem Abteilungschef, der mir mit ungemein höflichen Verbeugungen zur Tür folgte, meine Visitenkarte. —

„Na, hast du endlich deinen Kragenknopf?" empfing meine Frau mich daheim.

„Ja, will sagen nein ... ich bekam ihn nicht mit ... aber ich kaufte einen ... und dazu einen Schlips ... drei Paar Hosenträger ... sechs Oberhemden ... zwölf Kragen ..."

„Was du nicht sagst!" rief meine Frau entsetzt aus.

„Ja, und außerdem zwei Smokinghemden ... vier Eckenkragen ... einen Hut ..."

„Weißt du denn überhaupt, wie sehr wir in der Patsche sitzen?" unterbrach sie mich streng. „Nicht einen roten Heller haben wir im Hause. Eben ist der Schuhmacher mit der Rechnung hier gewesen, und gestern hat der Schneider eine Mahnung geschickt. Die Miete ist auch noch nicht bezahlt, und dann der Rechtsanwalt ... und du gehst hin und kaufst planlos drauflos. Das sieht dir wieder einmal ähnlich. Kannst nicht nein sagen und läßt dir alles aufschwatzen! Hast du vielleicht noch mehr gekauft?"

„Ja, ich bestellte einen neuen Anzug."

„Einen Anzug?!!"

„Jawohl, und ein Paar Sommerhosen ... und einen Smoking ... und einen Mantel ..."

„Du bist ja verrückt!" Fassungslos rang sie die Hände.

„Nein, das gerade nicht. Aber weißt du was? Ich rufe das Warenhaus an und sage, daß ich verrückt geworden sei. Dann können sie keine Forderungen geltend machen ..."

„Anrufen? Du vergißt, daß unser Telefon gesperrt ist!"

„Dann muß ich noch einmal persönlich hinübergehen."

„Hoffentlich bis du nicht so dumm gewesen, deine Adresse zu hinterlassen."

„Leider ja. Ich konnte nicht anders ... man war so nett und freundlich ... du glaubst ja gar nicht, wie die Leute sich gefreut haben."

„Blödsinn. Eine schöne Suppe hast du dir da eingebrockt! Und wie stehen wir da? Wir sollen zu Tante Agathe und du hast noch immer keinen Kragenknopf."

„Jawohl, ich brauche einen Kragenknopf. Um jeden Preis. Ich laufe rasch noch einmal ins Warenhaus hinüber."

Als ich dort anlangte, klang mir die herrlichste Musik entgegen.

Es war ein Radio. Ein prachtvoller Apparat, den ich mir unbedingt näher betrachten mußte. Jede Station konnte man empfangen und auch Grammophonplatten damit abspielen.

Seine zwölfhundert Kronen sei dieser Apparat wert, erklärte der Verkäufer, doch wollte er ihn mir — weil er wohl merkte, daß ich Fachmann war und mich darauf verstand — für siebenhundertfünfundsiebzig Kronen überlassen.

Diese fabelhafte Gelegenheit, gewissermaßen vierhundert Kronen zu verdienen, durfte ich mir natürlich nicht entgehen lassen. Und so kaufte ich das Gerät.

Nun war der Apparat aus Mahagoni und paßte schlecht in unser Wohnzimmer. Da ein Heim aber unbedingt einen Stil haben muß, begab ich mich zur Möbelabteilung und hatte zehn Minuten später eine hübsche Mahagonieinrichtung gewählt.

Eigentlich war auch unser Eßzimmer erneuerungsbedürftig, ebenso das Schlafzimmer. Also wurde auch dieser Kauf getätigt. Da fiel mir ein, daß die Rundfunkmusik im Grunde doch nur etwas Mechanisches sei, etwas, das jeder andere sich ebenfalls leisten konnte. Gebildete Menschen musizieren selbst. Darum erstand ich ein Klavier. Aber wie ich meine Frau kannte, würde sie gerade immer dann spielen wollen, wenn ich daran saß. Ich brauchte daher noch einen Flügel für mich.

Um mir die Klanggüte dieses Instrumentes zu zeigen, spielte mir der Verkäufer vor: „Warte, warte nur ein Weilchen ..."

Das erinnerte mich daran, daß meine Frau eigentlich schon recht lange auf mich wartete. Und nun stand ich abermals hier und hatte erneut drauflosgekauft ... Radio ... Möbel für drei Zimmer ... und ... O ja, sie hatte leider recht, die Gute, als sie sagte: Du kannst nicht nein sagen, läßt dir alles aufschwatzen.

Es war doch schrecklich, was sollte ich jetzt bloß tun?

Meine Frau, Kragenknopf, Tante Agathe, Oberhemden, Abteilungschef, Möbel und Klavier ... Mir war ganz wirr im Kopf, und mein einziger Gedanke galt der Flucht. Bloß fort, weg von hier! Aber am Ausgang stand der Abteilungschef. Da erblickte ich in meiner Not im Hintergrunde eine Tür. Eine ganz gewöhnliche Tür ohne irgendwelche Aufschrift war sie. Unauffällig näherte ich mich ihr, klinkte sie auf und steckte den Kopf hindurch.

Ein Versammlungsraum tat sich vor mir auf. Zwanzig bis dreißig Menschen saßen dort und hörten einem Redner zu. Schon wollte ich mich wieder zurückziehen. Aber dazu war es bereits zu spät. Ich hätte sofort Aufsehen erregt. Also glitt ich still hinein und ließ mich auf der letzten Bank nieder.

„Meine Herren", führte der Redner gerade aus, „die Verhandlungen über den Verkauf unseres Warenhauses an den Europa-Konzern sind leider gescheitert. Der Konzern hat sein Angebot zurückgezogen. Angesichts unserer bedrängten Finanzlage — wir können auf die Dauer ein so umfangreiches Unternehmen nicht mit einem dermaßen begrenzten Kapital weiterführen — waren wir gezwungen, uns an den zweiten Interessenten, an die Jupiter-Compagnie, die bekanntlich nur 815 000 Kronen geboten hat, zu wenden. Der Vorschlag des Verkaufes an diese Firma wird sogleich zur Abstimmung gelangen und das Ergebnis den Bevollmächtigten dieser Gesellschaft, die nebenan versammelt sind, bekanntgegeben werden. Wer stimmt also für den Verkauf an die Jupiter-Compagnie zum Preis von 815 000 Kronen?"

Viele Arme wurden ausgestreckt.

„Danke", erklärte der Vorsitzende. „Und wer stimmt dagegen?"

Es wurde mäuschenstill. Der Blick des Vorsitzenden glitt über die Versammlung hin und blieb an mir haften. Was hatte ich getan? Hatte ich den Kopf gehoben? Daran war gewiß der verflixte Kragen schuld.

„Stimmt jemand dagegen?" wiederholte der Vorsitzende eindringlich und starrte mich unentwegt an. Das irritierte mich.

„Ja", rief ich, nur um ein Ende herbeizuführen und streckte die Hand auf.

Eine Welle der Verwunderung ging durch die Versammlung. Und der Vorsitzende meinte: „Das verändert freilich die Lage, meine Herren. Denn gemäß unserer Satzung muß der Verkaufsbeschluß einstimmig erfolgen. Damit ist der Vorschlag also verworfen. Die Geschäftsführung zieht sich zu einer kurzen Beratung zurück, um Stellung dazu zu nehmen und die Herren von der Jupiter-Compagnie zu unterrichten." Es verstrichen zehn Minu-

Erinnerung an ein Mädchen im Süden

VON ANTON SCHNACK

Sah schmal und altertümlich aus. Zerrieb Lavendel
Mit feinen Fingern, wobei sie lächelte.
Sie reiste sommers mit den Eltern auf die Bozner Mendel,
Wo Bergwind heuversüßte Kühle fächelte.
Sie hieß Aimée
Und hatte das Gebrechliche der Orchidee.

Sie hörte herzerregt den Marsch der Karusselle,
Die sich auf Jahrmarktsplätzen drehten,
Sie liebte hohe Fenster und die Brandungswelle,
Sie liebte Kirschen, Pfirsiche, Reseden.
Sie hieß Aimée,
Die Farbe ihres Haares glich dem goldgetönten Tee.

Sie hatte den gestrafften Schritt der Pferde
Und neben ihr lief eine graue Dogge.
Was sie besonders in der Nacht verehrte,
War der Gesang vom Bauernbrunnentroge.
Sie hieß Aimée
Und stickte Kissen für ein Kanapee.

Sie hatte einen Traumplatz auf der Steinterrasse,
Ringsum die Gipfel mit dem Rauch von Wolkenhauben,
Dort standen außerdem noch manchmal Sterne, blasse;
Auch schwärmten in die Landschaft schnelle Tauben.
Sie hieß Aimée
Und hörte gern das Bienenlied im roterblühten Klee.

Ich habe sie geküßt im hochgewölbten Flure,
Die Sonne schoß durch bleigefaßte Scheiben,
Im Torweg knarrte eine Traubenfuhre –
Oh wie sich kleine Dinge ins Gedächtnis schreiben!
Sie hieß Aimée
Und war geheim und keusch wie Reh und Schnee.

ten. Erregt berieten die Aktionäre die neugeschaffene Situation. Sodann erschienen die Geschäftsführer wieder im Saal und nahmen mit bekümmerten Mienen Platz.
Da trat im selben Augenblick ein Bote herein und überreichte dem Vorsitzenden ein Telegramm. Der Vorsitzende öffnete es und sein Gesicht drückte freudige Überraschung aus.
„Meine Herren, hören Sie zu!"
Er las der gespannt lauschenden Versammlung das Telegramm vor:
„‚Wünschen nach eingehenden Erwägungen zu kaufen Stopp Bieten 875000. Europa-Konzern.' Ich nehme an, daß Sie nunmehr geschlossen für dieses äußerst günstige Angebot stimmen werden. Auch jener Herr, der sich vorhin ablehnend verhalten hatte ..."
„Jawohl", nickte ich feierlich.
An mich gerichtet fuhr der Vorsitzende fort: „Mein Herr, ich weiß zwar nicht, wie groß oder klein Ihr Aktienanteil ist, aber durch Ihren hervorragenden Geschäftssinn, Ihre nüchterne Urteilskraft und Ihre einzigartige Geistesgegenwart haben Sie uns vor einem Verlust von sechzigtausend Kronen bewahrt. Ich darf Ihnen daher wohl im Namen aller Gesellschafter —" Stürmisches Händeklatschen und Beifallsrufe unterbrachen seine Rede. „Ich darf Ihnen im Namen aller Gesellschafter den Dank aussprechen, und sollten Sie irgendeinen Wunsch haben, den die Gesellschaft Ihnen als Ausdruck ihrer Anerkennung erfüllen kann, so würde es uns eine Freude sein, diesen zu vernehmen."
Ich war gerührt. Ich stammelte, daß da eigentlich nichts wäre, als ich mir besonders wünschte ... will sagen ... wenn man es durchaus wollte, so wären ein paar persönliche Einkäufe, die ich zufällig auf dem Wege hierher gemacht ... sie würden höchstens einige tausend Kronen ausmachen. Mein Wunsch wurde mit Beifall aufgenommen, und die betreffenden Abteilungsleiter wurden sofort verständigt.
Den Kragenknopf nahm ich gleich mit. Das übrige schickte man mir ins Haus.
Meine Frau aber hat es sich gründlich abgewöhnt, mich einen Dummkopf zu schelten.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Als ich neulich nach Hause ging, hörte ich in den die breite Bismarckstraße abschließenden Anlagen Brechen von Zweigen, unterbrochen von polterndem Schimpfen. Ich näherte mich und sah einen ehrsamen Bürger Würzburgs schwankend zwischen den Büschen herumkriechen und wütend vor sich hinschnauben: „Is des a noch a Stadtverwaltung! Da, wo a ehrlicher Steuerzahler hemm geh will, müssense die Büsch herstell und die ganze Bismarckstraß is frei!"

Der weltreisende Gelehrte hatte seine Vorlesungen über die Erdoberfläche wieder bis zu dem Punkt getrieben, wo sich wie von selbst die Hochebene von Pepo auftat.
Das Hochland liegt als Wasserscheide zwischen vier südamerikanischen Staaten; vier Flußläufe sägen sich von ihr aus durch das gewaltige Gebirge und bilden ein Kreuz von Pässen, das in sechs Richtungen und sechs Gegenrichtungen gangbar, wenn auch nicht gerade wegsam ist. Der Verkehr zieht seit Jahrzehnten ferne Umwege. Das ganze Hochland ist auf neueren südamerikanischen Landkarten nicht zu finden; es war vergessen, es war Niemandsland, bis der Oberflächengelehrte den Canon hinaufkam. Vor den Resten einer Blockhütte aus Kolonialzeiten kam ihm blitzartig die Erkenntnis von der militärischen Bedeutung des Ortes: wer Pepo hat, beherrscht die Pässe. Wer Pepo hat, ist fast unangreifbar! Jahrelang hat der Professor seine gewichtige Persönlichkeit dafür eingesetzt, daß seine strategische Entdeckung ausgewertet werde. Noch vor drei Jahren berichtete er Studenten davon. — „Und was meinen Sie, meine Herren? Ich spreche zu tauben Ohren! Die unverständigen Menschen wollen einfach keinen Krieg führen!"

Als ich unlängst mit der Straßenbahn nach Schönbrunn fuhr, saß ich einer alten Dame und einem jungen Mann gegenüber, die sich angelegentlich über gemeinsame Bekannte unterhielten.
„So, so", sagte die alte Dame verwundert, „geheiratet hat er sie? ... Was du sagst!"
„Jawohl, geheiratet ... Nachdem sie jahrelang ein Verhältnis hatten!"
„Na", fragte die alte Dame neugierig, „und wie fühlt er sich jetzt?"
„Siehst du, Großmama", versetzte der junge Mann, „das ist es eben ... Er ist unglücklich und denkt daran, sich scheiden zu lassen!"
„Ja, ja", nickte die alte Dame nachdenklich vor sich hin und setzte nach kurzer Pause voll abgeklärter Weisheit hinzu: „So ist das Leben, lieber Rudolf ... Was man unterwegs zu kaufen bekommt, soll man in keinen Koffer packen!"

Sitzen zwei Blondinen, übertrieben elegant, sehr auffallend und sehr neu angezogen, die kostbaren Pelze nachlässig zurückgeschlagen, in einem Café.
„Ach, denk nur, Lia", sagt die Blonde zu der um etliche Nuancen Blonderen, „wie lange es her ist, daß wir uns nicht gesehen haben ... Mir geht es ausgezeichnet ... Ich habe eine reizende Wohnung, einen entzückenden Selbstlenker, Schmuck und Toiletten ... ich kann mich wirklich nicht beklagen ... Und wie geht es dir, Lia?"
„Danke —" nimmt die um etliche Nuancen Blondere mit spitzen Fingern eine Zigarette aus einer goldenen Tabatiere, „— ich habe auch einen Freund!"

DAS MÄDCHEN LIE

VON BASTIAN MÜLLER

Am Morgen kam ein früher Föhn. Er blies das Rheintal hinab und schmolz den spärlichen Schnee; er kam zu einer solch unwirklichen Zeit, an einem der ersten Januartage, daß mir ganz dumpf im Kopfe wurde. Wenn das nur gut geht, dachte ich, und meinte die Reben, die sich zu oft von einem frühen Föhn verlocken lassen und nachher mit verfrorenen Trieben dastehen. Ich mochte nicht daran denken, wie das Gesicht meiner Wirtin dann aussehen würde.
So ging ich, um den langen Gesprächen über diesen unpassenden Südwind auszuweichen, an den Rhein. Etwas frische Luft wollte ich haben.
Da sah ich sie sitzen.
Wie ein Wunder starrte ich sie an. Wo kam sie bloß her? Ich wohnte doch jedes Jahr um die stille Zeit ein paar Wochen in diesem alten Winzerstädtchen und wußte, was an Fremden hier war. Man konnte sie an den Fingern abzählen.
Und nun saß da eine junge Dame auf der Bank, in ihren dunklen Mantel geborgen, und schaute den Fluß hinauf. Auch ich hatte am Wasser sitzen wollen, die Föhnwolken über mich wegziehen lassen, die Schlepper heraufkommen sehen und ein bißchen an dies und das denken. Nun saß diese junge Dame da und brachte mein ganzes Wollen in die tollste Unordnung.
Sie war sehr schön und sehr jung. Ich schaute mir ihr Gesicht an: es war etwas bleich, die Augen waren dunkel und dumpf. Dumpf wie der Föhn, mußte ich denken. Sie hatte aber einen ganz roten Mund; schön geschwungen. Er war gar nicht klein.
Was sie wohl hier will? fragte ich mich immer wieder. Was mich aber bewegte, war, wie ich es fertig brächte, mich neben sie auf die Bank zu setzen.
Nun sah sie mich dastehen. Ich wurde ganz verlegen, nickte mechanisch, und ..., und sie antwortete mir mit einem ähnlichen, gedankenverlorenen Lächeln. Ganz zufällig ging ich zur Bank und fragte, ob sie was dagegen hätte, wenn ich mich etwas zu ihr setzte.
Sie schüttelte schweigend ihren Kopf und rückte etwas beiseite. Da saß ich nun. Wenn ich jetzt nur weiter wüßte. Um die Insel Wasumswerth kämpfte sich ein kleiner Schlepper ...
„Das ist ein Franzose", sagte ich so obenhin, um ihr zu zeigen, daß ich etwas von Flußschiffahrt verstand. Sie nickte. Sie wußte es sicher auch.
„Na, Sie können sicher die Nationalität eines Schleppers auf eine Meile weit ausmachen?" fragte ich. Da lächelte sie verlegen. „So genau nicht", sagte sie. „Ich bin vom Main, bei uns ist nicht so ein bunter Verkehr."
„O so, vom Main", sagte ich noch und überlegte, wie es weitergehen sollte, da stand sie auf, nickte mir zu und ging.
Ich schaute weiter den Strom auf und ab. Ich spürte den Föhn, aber all das, was ich sonst so liebte, war wie hinter einer Wand aus Glas. Am Ende stand ich selber auf und ging.
Doch ich mochte zur Stahleck hinaufsteigen oder zum Liebesturm, mir fehlte etwas. Er machte mir heute keinen Spaß. Manchmal schaute ich nach der jungen Dame aus, ohne sie aber zu sehen.
Zum Mittag mußte ich die Klage der Wirtin über den Wind anhören. Es war alles recht traurig. Wieder ging ich hinaus vor die Stadtmauer, schlenderte die Wege des kleinen, kahlen Parkes entlang, lief am Ufer des Stromes auf und ab. Sie war nicht da. Doch sie kam. Wo sollte sie auch sonst hingehen nach dem Essen?
Ich ging ihr langsam entgegen und fragte, ob sie auch den Föhnwind spüre.
„Ja", sagte sie, „es ist ein schöner Wind."
Das gab mir etwas Mut. Ich sah, daß ihr bleiches Gesicht ein wenig Röte bekommen hatte, vielleicht war sie am Morgen doch auf den Höhen gewesen. Sie schien mir nun noch jünger geworden zu sein, sie konnte wahrhaftig nicht mehr als zwanzig Jahre zählen.
„Man müßte ein Stück am Fluß entlang laufen!" sagte ich auf gut Glück hin.
Sie lächelte; sie lächelte wohl ein bißchen über mein Ungeschick. „Na", sagte sie leise, „ich möchte schon ein wenig laufen."
So gingen wir also, vorbei an der Wasumswerth, den Fluß hinab. Die Weinberge waren wie brauner Samt, das Wasser gurgelte und quoll grau und weiß. Der Südwind trieb sein Spiel mit ihrem schwarzen Haar. Einmal fluchte sie ein ganz kleines bißchen darüber, was allerliebst klang.
Aber so schön es auch war, ich hatte fortwährend Angst, es könne gleich alles vorbei sein. Sie konnte ja umkehren wollen und in ihr Hotel gehen. Sie konnte ja am Abend schon wieder abreisen. Wer wußte das alles?
Danach zu fragen, vermochte ich nicht; solange ich nichts wußte, hatte ich noch alle Hoffnung.
„Kennen Sie eigentlich Caub?" fragte ich.
Nein, das kannte sie nicht.
„Wir könnten mal kurz hinfahren", schlug ich vor.
„Ist es nicht zu weit?"
„Ne halbe Stunde laufen und dann übersetzen."
Doch, da wollte sie wohl mit. Mir fiel ein Stein vom Herzen, und nun ging alles viel besser. Ich hatte ein bißchen Gewißheit, ein wenig das Gefühl, daß es ihr nicht unrecht sei, wenn ich so mit ihr herumspazierte.
Bei der Fähre rief ich ganz laut: „Hejo! Kierdorf! Kierdorf! Hol' über!"
Aber sie wunderte sich gar nicht, daß ich den Fährmann beim Namen kannte. Sie wollte nur eine Masse über Caub wissen. Damit konnte ich dienen.
Als wir aber drüben waren, waren wir beide etwas durchgefroren. Unschlüssig standen wir am Fluß und sahen, wie drüben über den Höhen das Brennen des vergehenden Tages war, wie all die rote Glut sich im Rhein spiegelte und dabei der halbe junge Mond schon weiß und bleich hoch am grünen Himmel stand. Langsam schlief der Föhn ein. Vielleicht wurde die Nacht wieder kalt.
Ich sagte dem Fährmann, daß wir später wieder zurückwollten. Er meinte, das hätte keine Schwierigkeit, er habe ja bis zehn Licht des Mondes.
„Wir wollen einen Glühwein trinken", sagte ich zu ihr, „wir können ihn wahrhaftig gebrauchen."
Ich kannte nun das „Elslein" recht gut, wußte wie Wirt und Wirtin waren und steuerte gleich dorthin. Wie immer um diese Jahreszeit saßen die Cauber Lotsen in einer Ecke beim Skat. Wir nisteten uns in einem anderen Winkel ein und tranken den heißen Aßmannshäuser.
Die Wirtin blinzelte mir heimlich viel Glück zu, sie ging zum Grammophon und machte uns Musik.
„Bringen Sie uns noch zwei!" rief ich leise. Und dann versuchte ich, wie es mit dem Tanzen wäre.
Nun glaubte ich langsam zu wissen, was mich ihr gegenüber so unsicher machte. Soweit ich etwas von der Sache verstand, war sie an der kritischen Grenze. Was mich unsicher machte, war die Unklarheit, ob dies nun noch ein Mädchen mit aller Scheu war oder schon eine junge Dame, eine, die ein bißchen von allem kennt.
Mit dem Tanz ging es ganz vorzüglich.
„Das war eine gute Idee", sagte sie lachend.
Ich wußte bis zu diesem Augenblick noch nicht, daß zwei Glühwein solch gutes Werk tun konnten, wie sie es jetzt getan. Es gab ein richtiges Fest. Sie war lustig, daß es nur so eine Art hatte.

Nach dem Schneefall

Von Gottfried Kölwel

Was war das für ein wildes Wirbeln,
was für ein drohendes Getu!
Nun ruht der Schnee auf allen Dächern
und deckt die schwarze Erde zu.

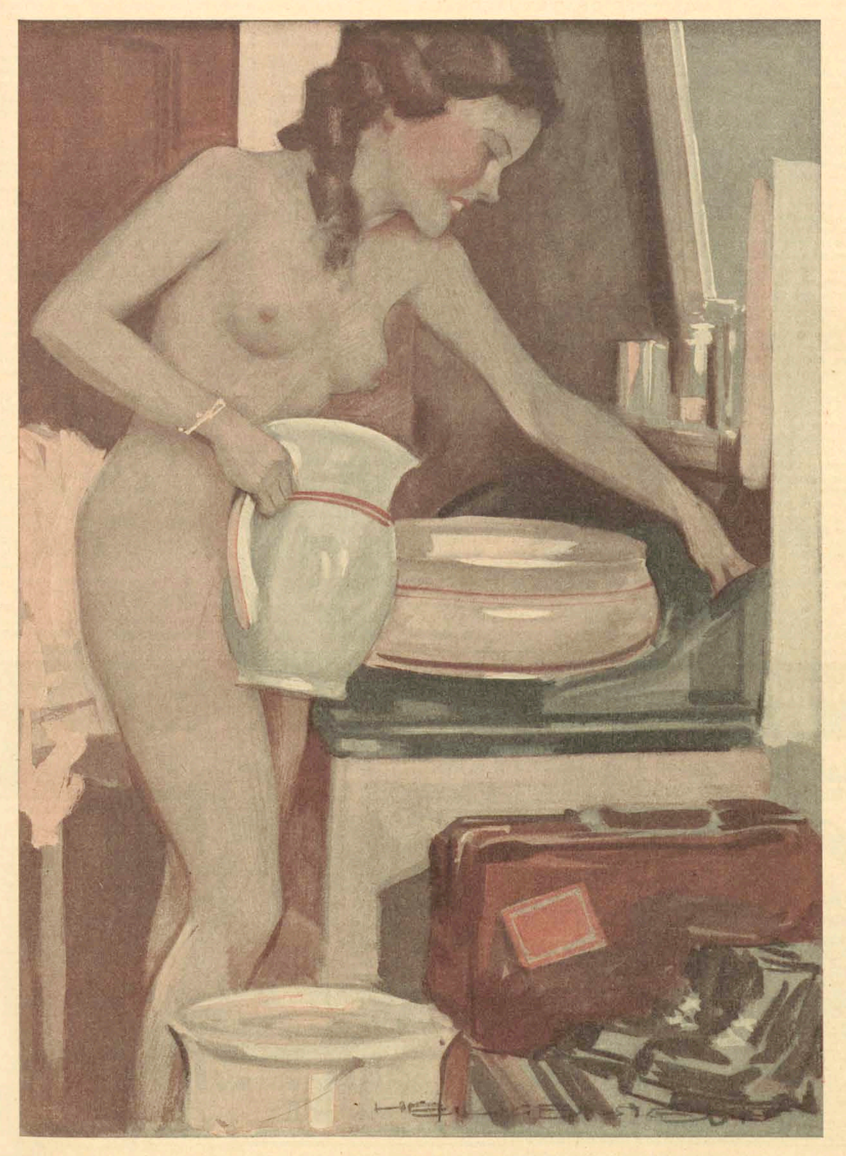
Zerstoben sind die kalten Wolken
und alles Stürmen wurde leis,
das Licht erfüllt die fernste Weite
und zeigt die Welt uns rein und weiß.

Der Friede kam, uns zu beglücken,
was düster war, ist klar wie Glas;
nach diesem Wirbeln, diesem Wogen,
ach, wer von uns vergäße das!

Das Grammophon orgelte die Lieder des letzten Sommers. Wir aßen einen geräucherten Aal und tranken dazu einen Riesling. Und wir tanzten, als seien wir schon mitten im Fasching.
Nun erfuhr ich, ohne großes Zutun, eine Menge Dinge, die mich schon lange interessierten. Sie hieß Lie, sie war neunzehn Jahre, und ...
Ich wollte es nun einmal wissen: — sie hatte letzten Sommer jemanden gehabt, einen Freund, und sie erzählte mir lachend davon. Es schien ihr nicht mehr sehr nahezugehen.
„Erst war es ja ein wenig schwer", sagte sie, „zu verstehen, wie alles nur ein Spiel bedeutet. Ein Spiel mit diesem und jenem, und wie alles so anders ist, als man es sich als Mädchen vorstellt."
Mein Gott, nun kamen Dinge, die ich doch gar nicht wissen wollte. Ich drohte ihr, sie trockenzusetzen. „Keinen Tropfen mehr!"
„Ach, laß man ..." Es klang ein wenig seltsam.
„Ich glaube, man kann so recht gegen euch an."
„Gegen was?" fragte ich.
Sie sagte nichts. Aber ich wußte, daß sie die Männer meinte, und vielleicht noch etwas, was schwer zu benennen ist. Etwas wie Beständigkeit und Vergänglichkeit.
„Nun verirren wir uns aber in den dunkelsten Abgründen", sagte ich. „Wir tanzen jetzt nochmal und laufen dann zurück."
Beim Tanz vergaßen wir wieder. Sie tanzte gut.
„Es ist sehr nett, daß wir uns trafen!" beteuerte sie.
Dann gingen wir zur Fähre. Ich läutete Kierdorf herbei und band Lie meinen Schal um. Der Wind war umgeschlagen, er kam jetzt fast aus Ost, und man hörte ihn über die Höhen pfeifen.
„Es wird ja Gott sei Dank wieder kalt", sagte der Fährmann.
Wir saßen ganz eng zusammen im Fährboot. Links war die schwarze Pfalz. Rechts floß das Licht des weißen Mondes unaufhörlich mit dem Wasser zu Tal. Es war wirklich wieder kalt geworden. Es war ganz schön zu zwein zu sein in solcher Nacht. Besonders auf einem solchen Marsch, wie wir ihn noch vor uns hatten.
Wir gingen rüstig los und äugten nach den Ankerlichtern der Schlepper, sprachen dabei schnell und lustig über allerlei Zeug. Beide dachten wir noch an den Tanz im „Elslein".
„War's schön?" — „O ja!"
„Fahren wir nochmal hin?"
Da bekam ich keine Antwort.
Es war plötzlich etwas zwischen uns, eine Mauer aus Stein. Sie sah mich an. Ihr Gesicht war wieder bleich. Vielleicht machte es nur das Licht der Nacht. Sie sah mich an und schwieg. — „Was ist?"
„Oh, nichts!" sagte sie. Aber auf meine Frage bekam ich doch keine Antwort. Etwas war zu Ende, plötzlich und ohne Übergang. Wir gingen am Strom entlang und sahen nach den Ankerlichtern und den Umrissen der Kähne, und jeder dachte wohl etwas über den anderen.
Eine Weile überlegte ich, ob meine Gedanken wohl richtig seien; dann sagte ich: „Lie, wir können doch ruhig nochmal so eine kleine Reise machen!"
Sie sah den Fluß voraus.
„Wir können, ja, wenn Sie wollen, eine Reise zum halben Mond da oben machen! Verstehen Sie nicht, daß es wieder bitter kalter Winter ist?"
Sie verstand es nicht, sah mich groß an.
„Wir haben heute Föhn, nicht wahr", nun war ich meiner Sache sicher, „da wird man mir nichts, dir nichts verrückt, da rennt man blindlings hinein ins Glück! — Bumms!" machte ich, „am Abend, in der Nacht, ist alles aus! Es ist wieder verteufelt kalt. Es ist kälter als je zuvor. Man glaubt einfach nicht mehr, daß einmal Föhn war ..."
Sie verstand mich immer noch nicht.
Ich sagte darauf rundheraus, sie hätte ihren Freund, ihren ersten Freund, gerade vergessen, und wäre fast schon so weit gewesen, aufs neue töricht und glücklich zu sein. Aber eben nur beinahe so weit! Dieser Südwind kam eben zu früh, orakelte ich weiter.
„Lie, jetzt ist es auch mir doppelt kalt, laß uns doch ein bißchen zusammenhocken, wie alte Kerle, und laß uns während der Stunden der blassen Wintersonne flußab und flußauf laufen. Es braucht ja nicht jetzt zu sein, so mitten im Winter. Ich würde zur Kirschblüte ganz gern mal an den Roten Main reisen ..." Sie sah mich an und staunte. Ich war ordentlich stolz über mich.
„Nicht", sagte ich, „unter dieser Bedingung fahren wir noch einmal über den Strom und sind ein bißchen töricht. Komm, jetzt rauchen Sie eine Zigarette und dann pfeifen wir einen schottischen Marsch!"

Der Skisäugling

(K. Heiligenstaedt)



„Jetzt weiß ich nicht, stammt der blaue Fleck von Rudi oder von der Wettertanne?“

FLUCHT VOR KLOTHILDE

VON ROLF-GÜNTER JAECKEL

Ich hatte die Wahl zwischen Brotsuppe, Tante Klothilde und Alpenreise. Diese stocktaube Tante pflegt bei uns zu überwintern. Ich soll später einmal ein riesiges, festungsartiges Büfett mit Säulen von ihr erben. Dafür muß ich mit ihr täglich zweimal im Tiergarten mit Hörrohr und Regenschirm (gegen Schnee) spazieren gehen. Außerdem ist die Tante Anhängerin des Vierjahresplanes, d. h. sie kocht dreimal wöchentlich Brotsuppe aus Rinden, so daß uns sogar die Bettler meiden. Folglich fuhr ich zum Wintersport in die Alpen.

Das Schicksal hatte mir einen Platz zwischen einer alten Frau von enormer Größe und einer hübschen Blondine aus der Konfektion zugewiesen. Sie wäre zum Filmstar geeignet, sagte sie mir hinter Lichterfelde. An mitreisenden Insassen füllten das Abteil: Ein Vierschröter mit Bockwurstfingern und Rodelschlitten, ein zur Zeit gut verheiratetes Ehepaar mit Sohn Oskar, ein Fotograf aus Leidenschaft, ein Student der Mathematik, eine Jungfrau aus Dahlem namens Rita. Das Abteil glich der Requisitenkammer des Lustspielhauses: Markttaschen, Leder- und Schachtelkoffer, knalldicke Rucksäcke, Bier- und Thermosflaschen und Rodelschlitten waren in diesem Abteil für „Reisende ohne Traglasten" aufgestapelt. Wie auf dem Schnürboden umrankte ein Gewirr von Skihölzern die Fettgaslampe, die traurig dahinsiechte und hinter Jüterbog versickerte.

Die Volksgemeinschaft war sofort hinter Lankwitz recht herzlich, als der mit den Bockwurstfingern ungeheure Stullenpakete auspackte. Das machte Schule. Nun wurde ununterbrochen bis München gegessen. Einer löste den andern ab, damit ja keine Pause entstand. So wie die alten Griechen die Sphärenmusik brauchten, so bedarf der moderne Reisende der Geräusche, die aus Papierrascheln, Kauen, Lutschen, Glucksen und Rohkosteln bestehen. Unser Fotograf knipste sogar das. Ich hatte im Reisefieber bis Leipzig auf einer Backe gesessen, da ich vor der Alten Angst hatte. Diese saß einem Leuchtturm gleich da, vom Gedränge umbrandet. Sie brauchte als doppelte Portion dreifachen Platz mit ihren Markttaschen. Näher an meine Blondine heranzurücken, hielt ich für verfrüht. Ich war noch nicht so weit. Ich hoffte, abends mehr zu erreichen. So wie die Kalmücken unter dem Sattel ihr Fleisch weich reiten, so hatte ich bis Leipzig mein Paket mit Stolle und Marmeladenstullen zu einem elenden Kleister zersessen. Um nicht Tante Klothilde neuen Vorrat für die Brotsuppe mit heimzubringen, löffelte ich mangels Besseren mit dem Nirostamesser. Der Fotograf machte gerade eine Porträtaufnahme von Rita, indem er das Licht der Bahnhofslaterne in Plauen von hinten ganz raffiniert durch ihr Haar rieseln ließ... Das wäre wie im „Blaufuchs", wo Zarah Leander an dem Kajütenfenster des Hausbootes von Willy Birgel lehnt. „Bitte mich auch!" bat Roselotte den Kameramann. Doch ich lehnte energisch ab, da ich mit Kleisterbart nicht auf das Bild wollte. Das nahm sie mir übel und sprach bis Regensburg kein Wort. Hier forderte sie mich auf, meine Beine fortzunehmen, die ich auf einem Schlitten kaltgestellt hatte. Sie müsse die nächste Zeit in einem Einzelabteil allein reisen.

Oskar war unterdessen in die Gepäcknetze hinaufgestiegen. Er könne dort oben wärmer schlafen. Seine Eltern waren durch eine schöne Flasche abgelenkt. Der Student versuchte sich auf die wissenschaftliche Tour mit Rita. Doch hatte er sich trotz mathematischer Begabung dabei verrechnet. Rita liebäugelte mit dem leidenschaftlichen Lichtbildner. Dieser war mit ihr schon so weit, daß er sie im Frühling im Badeanzug aufzunehmen versprach. Die Alte mit den Leuchtturmblicken aß eine Gurke. Da sprang ich wie vom Skorpion gestochen auf. Der Grund war aber nicht Rita aus Dahlem oder Lotte aus der Konfektion. Es war gottlob nur brühheißer Kaffee, der mir brennend in den Rücken hineinplätscherte. Dann krachte nur noch dem Vierschröter ein schwerer Schachtelkoffer mit Schlittschuhen auf den Nacken. Das war Emil gewesen, der wie ein Gingoaffe droben im Skigehölz herumgeturnt hatte. Ich übergehe die Senge, die Oskar bezog.

Da hielt der Zug in Regensburg. Alles stürzte heraus, um sich durch hundert Kniebeugen und Kaffee zu erwärmen. Doch gleich brüllte einer: „Einsteigen!" Der Zug fuhr aber beileibe nicht ab. Er rangierte nur eine Stunde. Immer wieder bummelte dieselbe Bogenlampe und die doofe rote Backsteinmauer vorbei. Das sei ein Motiv, meinte der Schnappschütze und machte sieben weitere Aufnahmen von der Mauer, die durch eine verwaiste Hundehütte belebt war. Nero durfte nämlich bei 18 Grad Kälte in der Küche schlafen. Schlimm war noch beim Rangieren, daß immer wieder verführerisch die Kaffeebude vorbei bummelte. Es ward einem wässrig um das eingefrorene Herz und so zu Mute wie Odysseus, der bei den schönen Sirenenweibern vorbeifuhr und nicht aussteigen durfte.

So war sich denn durch die Kälte alles im Abteil näher gekommen: Der Fotograf hatte sich mit Rita unter einer Decke versteckt. Der mit den Wurstfingern trat im Schlafe Kupplung und Gas, d. h. abwechselnd mir und Roselotte gegen die Kniescheibe. Das Ehepaar schlief wie ein Sägewerk. Der Student pennte wie ein Fakir in Hinterindien auf dem Nagelbett, wie er mir am Morgen in München gestand. Er hatte versehentlich auf eiserner Skibindung gelegen. Nur seine Beine waren, wenn auch eiskalt, so doch nicht völlig zerludert, da er sie senkrecht an der Tür hochgestemmt hatte. Der alte Koloß hielt mit Leuchtturmblicken Wache, so daß auch der Fotofreund im Dunkeln nicht mit Rita munkeln konnte. Daher riet ich der Alten voller Güte zum Schlafen. Wenn ein alter Gaul im Stehen schlafen könne, müsse es sie doch im Sitzen können. Darauf verlangte sie meine Adresse für ihren Rechtsanwalt. Ich weiß nicht, warum.

Nun versuchte ich mich mit Roselotte zu einigen. Ich sagte ihr zum Beispiel, daß sie noch nicht ganz zum Filmstar geeignet sei. Darauf war sie mit mir fertig. Sie verschwand in ihrem aufgehängten Mantel. Den Henkel platzte sie erst später ab.

Ich selbst, wenn ich mich überhaupt erwähnen darf, schlief nicht. Nicht etwa wegen der Hornkälte, sondern weil ich zum Lastkuli befördert wurde. Der alte Leuchtturm war nämlich plötzlich doch erloschen, d. h. der Felsblock legte sich auf meine linke Schulter und blieb bis München darauf liegen. Ich habe seitdem eine schiefe Schulter, die sich beim Militärdienst rächen wird. Nicht genug damit: Zwei Wochen später erhielt ich noch die Vorladung vom Amtsgericht Berlin. Ich fahre nie wieder in die Alpen und muß bis zum Mai Tante Klothildes Rindensuppe löffeln. Mit dem ersten Herbstregen kommt sie pünktlich wieder.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. VJ. 38: 20014. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Das Geheimnis des Schreckensteiners

Von Edmund Bickel

„So ist also die Kundschaft wahr, die der Jörg aus dem Dorf mitgebracht hat?" sprach der Raubritter Kuno von Schreckenstein, „Die Pfeffersäcke führen jetzt Donnerbüchsen und Kartaunen zu ihrem Schutz mit sich. Schlagen damit den besten Harnisch durch, als sei er aus Spinnweb!" Dumpf brütend starrte er in den leeren Zinnhumpen, auf eine tröstliche Antwort von seinem Vertrauten wartend.

„Hab' schon länger davon reden gehört, Herr;" mußte der zugeben, ein hagerer Kerl mit listigen Augen, „die Zeiten werden immer schlechter, die Beute von Woche zu Woche geringer. Per Saldo arbeiten wir auch diesem Geschäftsjahr mit einem Fehlbetrag, das einzige, was außer unseren Schulden noch saftig ist."

„Wäre ein Wunder," meinte der Raubritter, „wenn man sieht, mit welch unanständigen Mitteln die Konkurrenz arbeitet. Dabei haben wir sogar noch eine verhältnismäßig günstige Geschäftslage an einer belebten Verkehrsstraße. Jahraus, jahrein plagt man sich, liegt ständig auf der Lauer und ist hinter den Kaufleuten her, aber die haben ja selbst nichts mehr. Da kommt eines Tages der Kunz vom Rabenstein, baut sich uns gegenüber eine hochmoderne Burg und fängt uns die paar fetten Brocken vor der Tür weg. Tüchtig ist der Bursch, das muß man ihm lassen, aber das mit dem Malvasierwein war ein übles Stück!" Worauf der Ritter einen mittelalterlichen Fluch ausstieß. Er sei hier wegen Platzmangel und aus Gründen der öffentlichen Ordnung ausgelassen.

Eine hanebüchene Gemeinheit hatte der Rabensteiner sich geleistet: An einem sonnigen Maienmorgen des vergangenen Jahres war dem Ritter von Schreckenstein und seinen Mannen eine Ladung feinen alten Malvasierweines in die Hände gefallen. Voll Freude schleppten sie die Fäßlein den steilen Burgberg hinauf, eine höllische Arbeit in der Mittaghitze; denn auf den einfachen Gedanken, einen Warenaufzug zu bauen, war man zu dieser Zeit des Mittelalters leider noch nicht gekommen. Dafür war der Durst aber um so prächtiger, und bald hub im kühlen Burghof ein frohes Zechen an. Gar bald aber hatte es ein jähes Ende gefunden. Nicht, daß der Malvasier vergiftet gewesen wäre, nein, er war nur mit einem Mittel gemischt, das erst ein höllisches Bauchgrimmen verursachte, dann aber einen Kampf um das Erkerstübchen über dem Burggraben, wie er nicht mehr entmenschter hätte geführt werden können; denn von Hygiene mit Wasserspülung wußte man damals auch noch nichts. Der Rabensteiner soll ob seines hinterhältigen Streiches, und das war er im besten Sinne des Wortes, vor Lachen tagelang mit Atemnot gerungen haben. Überdies waren die Leute vom Schreckenstein in der Folgezeit nicht fähig, ihrem Geschäft nachzugehen. Ein böser Ausfall war das, wie man sich denken kann.

„Wir müssen die Konkurrenz mit ihren eigenen Waffen schlagen!", stellte der Ritter fest, „sonst kann ich mein Geschäft aufgeben. Udo, schlauer Schelm, besinn' dich, sonst holt uns alle miteinander der Teufel. Du weißt, ich hab' es nicht so mit dem Denken wie du!"

Mit hämischem Lachen rückte der Hagere dem Ritter näher und tuschelte ihm etwas ins Ohr. Draußen kauzten die Käuzchen von den reparaturbedürftigen Zinnen der Burg. Die verrostete Windfahne schrie jämmerlich dazwischen. Leise klirrten die Butzenscheiben, während der Ritter aufmerksam lauschte.

„Fürwahr, ein ausgezeichneter Gedanke, alter Fuchs!", mußte er zugestehen. „Glückt uns der Streich, dann soll's nicht dein Schaden sein! Mach' dich ans Werk, wir brauchen Geld!"

Endlich war Kuno von Schreckenstein wieder besserer Laune in diesen Tagen, wie seine reisigen Mannen einander zuraunten. Auch seiner Gattin fiel es auf. Er soff längst nicht mehr soviel wie sonst und hockte stundenlang bei Udo im Turmzimmer. Was da geschah, erfuhr aber niemand. Frau von Schreckenstein kam vor Neugierde fast um. Goldene Gewänder hatte ihr Gatte ihr versprochen, für sich studierte er die neuesten Modehefte durch. Er wollte sich eine neue Rüstung nach Maß bestellen, nicht mehr solch billiges Zeug von der Stange kaufen, das gleich verrostet war, und Kugelgewehre anschaffen. Wo nur das Geld dazu herkommen sollte? Noch war die letzte Rüstung nicht bezahlt, während sie schon schlimm zugerichtet in der Diele stand.

Ein klirrend kalter Tag war es, als Ritter Kuno mit seinen besten Leuten auszog. Helm und Brünne hatten sie zurückgelassen und sich als harmlose Kaufleute verkleidet. Drunten im Tal beluden sie einige Fuhrwerke mit Wein und dann ging es die Straße gegen Burg Rabenstein zu. Auf dem ersten Wagen hockte Ritter Kuno, durch einen falschen Bart unkenntlich, am zweiten Udo als Fuhrknecht.

Wie erwartet, hatten die Späher auf Rabenstein den kleinen Troß gesehen. Einem Ungewitter gleich brach auch der Kunz mit seinen Leuten aus dem Buschwerk hervor und umringte sie. Ritter Kuno mußte zugeben, daß die Technik durchaus sauber war. Unter johlendem Jubel wurden sie mitsamt der Beute auf die Burg geschleppt und ins feuchte Verließ geworfen, während sie bereits hörten, wie die Fässer angezapft wurden.

Bald ging es hoch her. Bis in ihr Gefängnis hörten der Schreckensteiner und seine mutigen Mannen die Humpen klirren. Immer lauter lärmten die Feinde. Ein teuflisches Grinsen lag auf den Zügen des finsteren Udo, als er seinen Herrn und Gebieter ansah.

„Bald kommt unsere Stunde!", versprach er ihm und den Knechten.

Ganz langsam wurde es stiller bei den Zechern, bis bald kein Laut mehr ins Verließ hinunterdrang. Da brachen die Gefangenen die Tür mit dem heimlich eingeschmuggelten Werkzeug auf und stiegen vorsichtig nach oben. Wie die Toten lagen die Zecher im Saal und in der Halle und schnarchten den Schlaf der Ungerechten.

„Seht ihr, Herr von Schreckenstein, wie mein Schlafmittel gewirkt hat?!", stellte Udo fest und begann mit der Plünderung. Bis zum nächsten Mittag hatten sie zu schaffen, um das hochgetürmte Gut auf Burg Rabenstein fortzubringen, obwohl die mit Fuhrwerken nachgerückten Reisigen des Schreckensteiners wacker mithalfen. Am späten Nachmittag waren sie erst wieder zu Hause. Frau von Schreckenstein bestellte sofort zwei Schneiderinnen.

Wieder kann wegen Platzmangel und der guten Sitten wegen leider nicht angegeben werden, was Kunz von Rabenstein gesagt hat, als er seine leere Burg besichtigte. Nicht einmal seine Hausschuhe waren mehr zu finden. Tagelang fluchte er, daß es nur so rauchte. Half ihm aber nichts. Er war geschäftlich erledigt. So blieb ihm nichts anderes übrig, als mit dem Schreckensteiner auf guten Fuß zu kommen.

Er schrieb ihm einen höflichen Brief:

„Sehr geehrter Herr von Schreckenstein!

Ihr vorzügliches Schlafmittel hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Ich litt seit Jahren an Schlaflosigkeit und möchte gerne einige weitere Flaschen davon bestellen. Falls Sie geneigt sind, mir Ihre Generalvertretung zu überlassen, bitte ich Sie um Bekanntgabe Ihrer Bedingungen.

Ergebenst Kunz von Rabenstein,
Raubritter a. D."

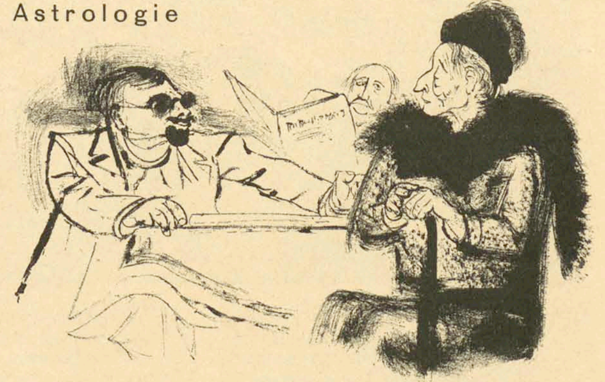
Da hatte endlich auch einmal der Schreckensteiner eine gute Idee. Er besprach die Angelegenheit mit Udo, ließ diesem eine käufmännisch einwandfreie Berechnung aufstellen, schlug tausend Prozent darauf, und bot dem Rabensteiner eine Bezirksvertretung auf reiner Provisionsgrundlage an, Leistungsprämien und Weihnachtsgratifikation bei zufriedenstellenden Leistungen dazu. Steuern gab es damals noch keine, weil das Finanzamt in diesen finsteren Zeiten noch nicht erfunden war.

Wohl oder übel nahm der Rabensteiner an. Er gab sich Mühe, ließ seine Reisigen mit dem Schlafmittel in die Lande hinausziehen. Denen behaget das auch besser und so wurden nach und nach Reisende und ambulante Gewerbetreibende aus ihnen.

Kuno von Schreckenstein aber vergaß sein Versprechen nicht. Er übergab dem schlauen Udo die Prokura in der Firma Kuno von Schreckenstein, G.m.b.H., Schlafmittelfabrik, gegründet 1466, und wäre sicher noch Kommerzienrat geworden, wenn es damals schon so etwas gegeben hätte.

Moral: Die Zeiten können noch so finster sein. Wenn man eine Idee hat, bringt man es trotzdem zu Vermögen und Ansehen. Im schlimmsten Fall genügt es auch, wenn ein anderer die Idee hat!

Astrologie

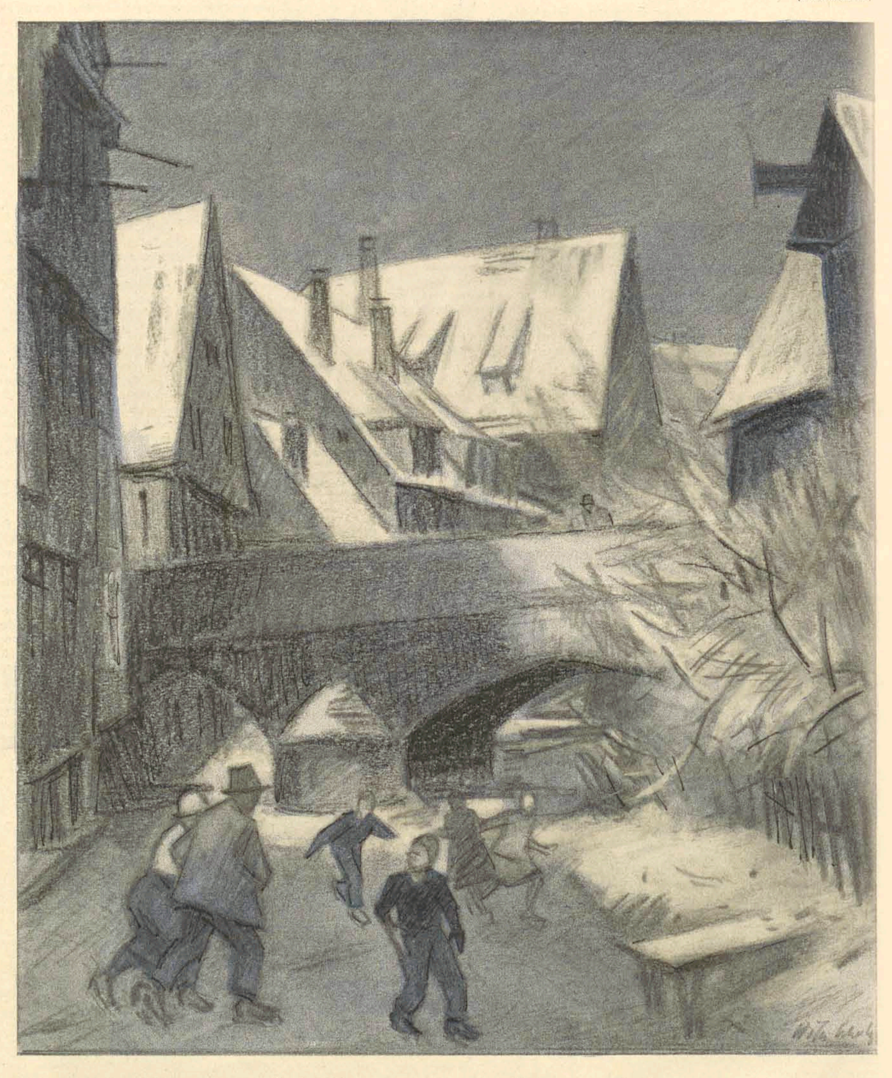


(J. Hegenbarth)

„Glauben Sie eigentlich an den Wert der Horoskope?"
„Ja, da kenn' ich Leute, die leben sogar sehr gut davon!"

Winterfreude

(Wilhelm Schulz)



Der Winter meint es nicht so schlimm
Und wenn er auch in seinem Grimm
Hält rings die ganze Welt verschneit,
Bringt das viel Wunder auch zur Zeit,
Daß mancher drüber laut frohlockt
Nicht stille hinterm Ofen hockt.

Und wer getrost und unverzagt,
Vorm Städtchen gar aufs Eis sich wagt,
Den läßt da auf der glatten Bahn
Der Winter oft ein Liebchen h'an.
Ist das auch nur ein kurzes Glück
Denkt man daran noch lang' zurück!

Wilhelm Schulz

München, 5. Februar 1939
44. Jahrgang / Nummer 5

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

In der Bar

(R. Kriesch)



„Wie lang denkst du eigentlich noch hierzubleiben, Otto?" — „Wat, denken soll ich jetzt och noch!"

DER NEUE LIEBLING DES HAUSES

VON WALTER FOITZICK

Bremsers haben jetzt wieder einen Hund, einen Hund mittlerer Größe und großartiger Rasse, was man bei Hunden am Preis erkennen kann. Bremsers fühlten sich einsam ohne Hund. Der neue Hund ist kein ausgesprochener Wachhund, er soll aber bellen, wenn jemand kommt, nicht zuviel bellen, so ein mittleres bürgerliches Bellen, einmal „Wau". Das genügt. Diebe soll er mutig stellen und angreifen, aber nicht den Briefträger und den Mann, der die Gasrechnung bringt. Er soll unterscheiden können, wer erlaubt Geld aus dem Hause trägt und den, der es unerlaubt tut.

So klug sollen Tiere manchmal sein, wo es doch die Menschen kaum können.

Ob Tom, der Hund, das kann, weiß man noch nicht. Er ist nämlich noch nicht eingewöhnt, Bremsers gewöhnen ihn jetzt ein. Das Eingewöhnen besteht darin, daß man versucht, ihn unter dem Sofa hervorzulocken.

„Man muß ihn gar nicht beachten", sagt Direktor Bremser. Bremsers beschäftigen sich sehr eifrig damit, ihn nicht zu beachten. Manchmal ruft Frau Bremser ganz harmlos „Komm Tommerle" und hält ihm etwas Roastbeef mit Sauce und Beilage hin. Dann verzieht sich Tom noch tiefer unter das Sofa, und der Herr Direktor sagt ärgerlich: „Du sollst das Tier nicht so ängstigen." Er sagt es aber ganz leise, denn lautes Sprechen kann der Hund nicht vertragen. „Er ist so nervös von der langen Eisenbahnfahrt in der Kiste", erklärt Herr Bremser. Beim geringsten Geräusch zuckt er zusammen, und wenn jemand einen Kaffeelöffel auf den Teller legt, rührt es Tom wie ein Donnerschlag. So empfindlich ist der Hund gegen Geräusche. „Er hätte Mikrophon werden sollen", sagt Frau Bremser, aber manchmal, wenn es niemand hört, ruft sie beherzter: „Du Mistvieh", weil Tom noch immer keine Anhänglichkeit von sich gibt.

Bremsers unterhalten sich jetzt immer im Flüsterton, aus Rücksicht auf Toms zerrüttete Nerven. Fressen will er keineswegs in ihrer Gegenwart, und Bremsers müssen zu Toms Mahlzeiten ausgehen, weil sie kein eigenes Freßzimmer für den Hund haben.

Tom bellt nie, auch nicht wenn der Briefträger kommt und der Gasmann, und das hält man für ein Zeichen von Wohlerzogenheit. Einmal hat Frau Bremser ihn versehentlich auf die Pfote getreten, da jaulte Tom auf und schnappte nach ihrer Wade. „Siehst du, er wird schon zutraulich", rief Herr Bremser erfreut über die rege Anteilnahme des Hundes am Leben des Hauses.

Ob Tom bellt, wenn ein Räuber kommt, konnte bisher noch nicht festgestellt werden, denn Bremsers haben keinen Räuber zur Verfügung. Beide werben um das Herz ihres Hundes in aller Behutsamkeit, der aber bleibt stolz und unnahbar, wie es edlen Rassehunden im Handelswert von Mark zweihundert zukommt. Er tut, als merke er ihre Zuneigung nicht. Frau Bremser sagt, so hochgezüchtete Tiere müßten so sein, während sie ihn, wenn sie allein ist, mit dem unedlen Ausdruck „Schisser" belegt.

Ich selbst, der ich Bremsers gelegentlich besuche, finde diesen Hund ganz vorzüglich. Ich bin niemals gezwungen zu sagen: „Welch reizend, temperamentvolles Tier", wenn er zur Begrüßung beide schmutzige Vorderpfoten auf meinen frischgebügelten Anzug legt. Nein, das tut er nicht. Er fürchtet sich, der gute Hund. Ich ziehe seine Zurückhaltung der aufdringlichen Frohnatur übler Mischrassen vor.

EMPÖREND / VON HANS KARL BRESLAUER

Aufgeregt, die Wangen von der kalten Luft gerötet und nervös die Handschuhe abstreifend, betritt Frau Irene die Kanzlei ihres Anwaltes.

„Doktor", sagt sie und ihre Stimme zittert vor Empörung, „entschuldigen Sie, daß ich Sie überfalle — aber ich muß mit Ihnen sprechen... Denken Sie nur, als ich gestern nachmittags Besorgungen machte, verfolgte mich ein älterer Herr..."

„Das kommt vor", lächelt Doktor Enzensberger, die hübsche Klientin mit einem wohlgefälligen Blick ansehend, „das kommt vor!"

„Ich mußte zu einer Freundin ins Café Anglais und hatte kaum Platz genommen, als auch schon dieser zudringliche Verfolger an einem Nebentisch saß, mich anstarrte und sich auffallend mit einer Zeitung beschäftigte ... Sie verstehen, Doktor?"

„Und ob!" schmunzelte Doktor Enzensperger.

„Ich verstand natürlich auch — und heute ist auch schon eine Annonce in der Zeitung... Eine Annonce in englischer Sprache... Bitte lesen Sie!"

„Er ersucht Sie um ein Wiedersehen!" sagt der Doktor, die Annonce überfliegend. „Das ist alles!"

„Und wie finden Sie dieses Ansinnen?"

„Gnädige Frau, ist es ein Wunder, wenn ein kaltschnauziger Engländer beim Anblick einer schönen Frau lichterloh brennt!?"

„So — es ist kein Wunder!" Frau Irene spielt nervös mit ihrem Handtäschchen, läßt den Verschluß auf- und zuklappen und sagt unvermittelt: „Und was raten Sie mir?"

„Nichts... So ein Inserat ignoriert man!"

„Ignoriert man!" fährt Frau Irene auf. „Ich will es aber nicht ignorieren... Das wäre noch schöner... Was würde er von mir denken... wenn ich... nein — nein... er müßte mich ja für einfältig halten!" — „Liebe gnädige Frau, ich als Anwalt —"

„Sehr traurig", zieht Frau Irene die Augenbrauen hoch, „sehr traurig, wenn Sie keinen anderen Rat für mich haben... Man ist also, weil man eine schwache Frau ist, ganz auf sich selbst angewiesen... Doktor, ich wollte ihm ja zuerst selbst schreiben... Jawohl... Aber mein Englisch ist zu mangelhaft; er könnte den Brief mißverstehen und das will ich vermeiden... Er soll genau wissen, was ich ihm zu sagen habe..."

„Aber, gnädige Frau..."

„Einen Augenblick, Doktor ... Sie sprechen vorzüglich Englisch, und deshalb komme ich zu Ihnen ... Ich lasse die Sache nicht auf sich beruhen ..."

„Wie Sie wollen, gnädige Frau", seufzt Doktor Enzensperger, der ja schon so vieles während seiner langjährigen Praxis erlebt hat, „was wünschen Sie also, daß ich ihm schreiben soll?... Ich muß Sie aber aufmerksam machen, daß keine gesetzliche Handhabe vorliegt —"

„Kommt auch nicht in Frage, Doktor", tremoliert Frau Irene, „schreiben Sie ihm kurz, ganz kurz — daß ich morgen um fünf in der Mexiko-Bar bin!"

Resignation

Von Dr. Owlglaß

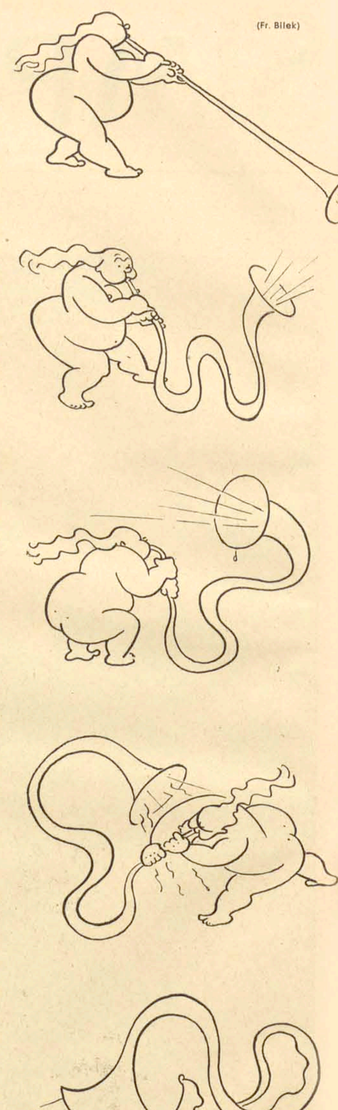
Mit unserem „Wissen" um Gott und Welt,
nun ja, ist's ungefähr so bestellt:
im günstigsten Fall betrifft es ein Quentchen,
vielleicht ein millionstel Prozentchen.
Und bloß ein hochbegnadetes Haus
a h n t noch ein bissel drüber hinaus;
aber nicht viel. Der Rest ist — Schweigen?

O nein, der Rest ist Mücken seigen,
ist von Island bis fernhin zum Hindukusch
Lippengeschnatter und Zungendrusch.

Wir bauen Systeme, Gesetz um Gesetz;
wir füllen die Leere mit gellem Geschwätz;
wir plärren wie ängstliche Kinder im Dunkeln . . .
Nur „bessere Kreise" belassen's beim Munkeln.

— — — — — — — — — — — —

Und die ewigen Sterne lächeln und funkeln.


(Fr. Bilek)

POSAUNERIE

Jhre Leibesübungen

(Wilhelm Schulz)



„Habt s' es g'hört, des Eisschiaßn is jetzt a olympischer Sport word'n?"
„So, nacha hat 's Tarocken aa noch Aussichten!"

Organisation

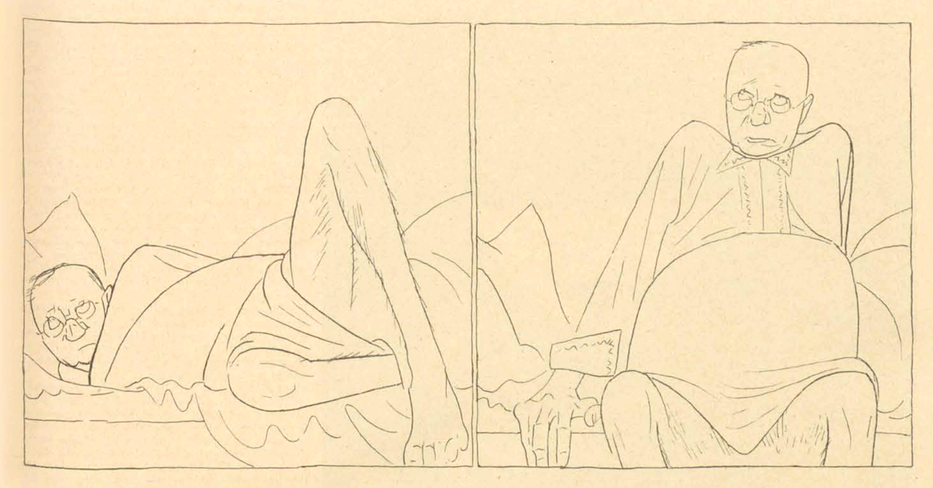
(E. Thöny)



„Weißt du, wer der da vorne ist?“ — „Na klar, ist doch der Referent für Pulverschnee!“

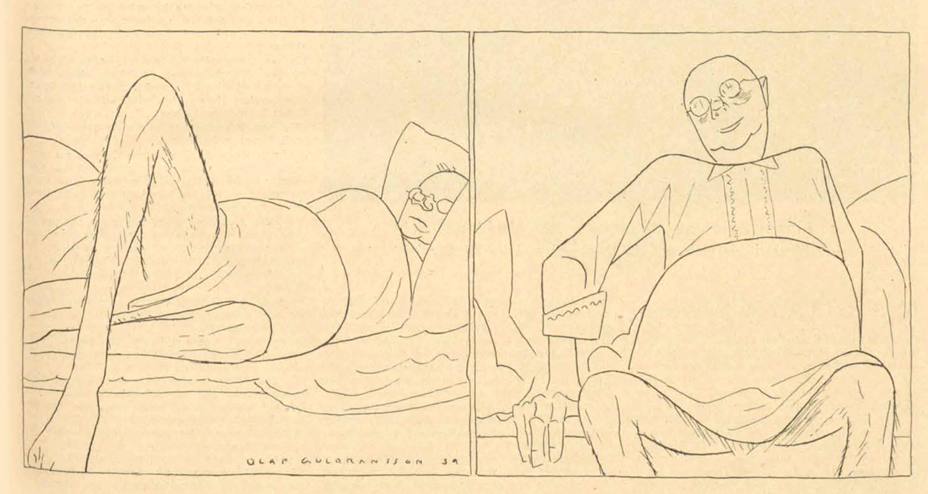
Einfache Lösung

(O. Gulbransson)



„Ist's vom Schicksal mir als Muß
zudiktiert und aufgegeben?
Täglich mit dem linken Fuß
steig ich aus dem Bett ins Leben,

in den altgewohnten Leim,
in des Ärgers zähe Schmiere.
Tief im Pech bin ich daheim,
wo ich mühsam vegetiere."

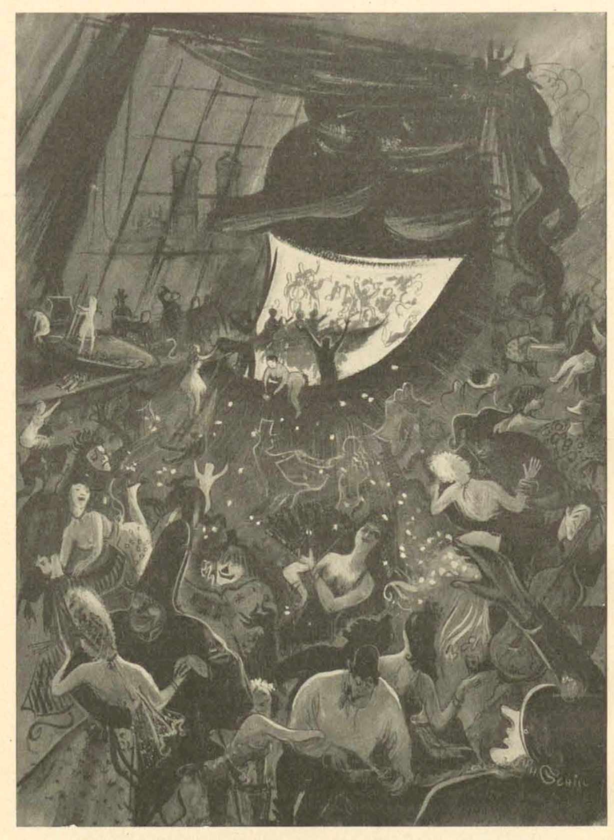


— Schicksalsfügung? Keine Spur!
Wenn das Leben dir vergällt ist,
liegt's an d i r nicht, sondern nur
daran, wie dein Bett gestellt ist.

Dreh's um hundertachtzig Grad:
links wird so nach rechts verschoben,
und des Glückes Rosenpfad
führt dich sanft beschwingt nach oben.

Ratatöskr

(H. Schill)



Aus einem Brief aus München: „Ihr glaubt gar nicht, wie still und friedlich so ein Winterabend im Atelier ist!“

MARIETTA / Von Bastian Müller

Seit langem gefiel mir das Tabakmädchen aus der Rue Boulanger; Marietta hieß sie, das wußte ich. „Marietta, wie wäre es heute abend auf dem Hügel?“ hatte ich schon oft heimlich und lockend gesagt. Sie wollte nicht. „Merci“, lachte sie, „schrecklich gerne, aber meine Mutter ...“
Es war eine vergebliche Werbung und ich wäre so gern mit ihr unter den Oliven auf dem Vencerhügel umhergegangen und hätte ihre Schönheit gelobt und mich an ihrer Jugend erfreut; denn ich mochte die anderen nicht mehr so gerne sehen, die Frauen von drüben und die aus Paris. Seit mich Babette aus Memphis lachend heimgeschickt hatte, nach der ganzen schönen Zeit, die wir miteinander hatten, war ich recht trübselig und einsam geworden. Marietta hätte mir helfen können. Schade, daß ich kein Maler war, ich hätte ein Bild von ihr gemalt.
Die Rosen erblühten, das Gold der reifen Orangen wurde weniger, dafür begann aber der Duft der Mimosen die Abende schwer und süß zu machen. Ich ging, mir Zigaretten zu holen und traf Marietta bei einer Näharbeit.
„Ein neues Kleid?“ erkundigte ich mich höflich. Sie hielt das Wunderwerk vor und lachte. Es war ein Kostüm, ein Blumenmädchenkostüm aus grün und violetter Seide. Ich wußte nicht, was ein Tabakmädchen damit anfangen wollte.
„Karneval in Nice“, flüsterte sie und legte einen Finger auf die Lippen. Einen Augenblick wollte mir das Herz am Halse schlagen, dann tat ich so, als habe ich weiter kein Interesse am Karneval in Nizza. Ich zahlte und ging. Aber ich ging nicht nach Hause an meine Arbeit, ich kehrte bei Valentino ein, dem Padron der Brasserie und fragte, was ich wohl anziehen müßte, auf einem Maskenball, um wie ein Einheimischer auszusehen. Es war ein langes und schweres Überlegen. Am Ende riet mir Valentino in die Berge zu gehen und ein Hirtenkostüm aufzutreiben, eins, das nach scharfer Wolle riecht.
Vierzehn Tage waren es bis zum Rosensonntag, wie langsam vergingen sie; als es soweit war, nahm ich mein Bündel unter den Arm und fuhr mit dem Bus nach Nizza. Ich hatte vorgehabt, ein Zimmer zu nehmen, es war aber nichts zu haben, außer in ganz teuren Hotels. So kleidete ich mich am Bahnhof um und gab meine Kleider ab. Die Sonne schien an diesem Tage schon sehr heiß und ich schwitzte unter meinem Hirtenmantel und in den Fellsandalen. Nachmittags war meine angeklebte Bartkrause völlig zerzaust. Überall hatte ich gesucht, auf den Wagen, auf den Straßen. Es war natürlich ein Unsinn, in dem Getümmel einer tollgewordenen Stadt ein ganz bestimmtes Blumenmädchen zu suchen, in einem grün und violetten Kostüm. Gegen Abend suchte ich Pierre in der Rue petit marché auf, der dort ein Restaurant hatte, in das wir Fremden aus Cagnes immer einkehrten, wenn wir in die Stadt fuhren. Er hatte eine Menge zu tun. Alle waren maskiert, ein paar Männer steckten die Köpfe zusammen und einer grüßte mich. Ich trug keine Maske wie die anderen, er mußte mich erkennen.
Nachdem ich meine dicke Suppe gegessen hatte und beim Rest des Weines war, kamen neue Gäste, ein ganzer Schwarm. Lachend stürmten sie in das hintere Zimmer. Plötzlich stutzte ich. Sie war dabei.
Ich glaubte, sie habe mich noch nicht entdeckt, stand auf und eilte auf die Straße, stibitzte einem kleinen Jungen eine Maske und rannte zurück zu Pierre. Die lustige Gesellschaft saß im hinteren Zimmer und speiste groß zu Abend. Das Blumenmädchen mitten unter ihnen. Der Arm eines Pierrot legte sich manchmal auf ihre Schulter. Es tat mir sehr weh, aber ich konnte ja nicht hingehen und Einhalt gebieten; es war Karneval. Es war eine Geduldsprobe; die da drinnen feierten ein sehr üppiges Mahl und ich aß aus lauter Verzweiflung noch eine Portion Salat und Fisch. Als die Gesellschaft endlich aufbrach, folgte ich ihr. Ich kannte keinen mit Gewißheit, aber ich glaubte, daß der Pierrot Michonsk war, der Russe mit den weißen Haaren.
Unterwegs kauften sie sich alle Klapperpritschen und machten einen Heidenlärm; schließlich mischten sie sich unter die Tanzenden auf der Promenade des Anglais, wo die Fremden in den Hotelgärten saßen und sich mit Zuschauen vergnügten. Dort pirschte ich mich an das Blumenmädchen und zog sie aus den Armen des Pierrot. Nun erkannte ich mit Gewißheit den russischen Maler.
Sie war sehr mißtrauisch und wollte sich loswinden. Die Akkordions spielten einen Walzmusette und ich hielt sie einfach fest. „Marietta“, flüsterte ich, „komm, ich will auch nie mehr in Emiles Tabakladen gehen ...“
„Welchen Tabakladen?“ fragte sie gedämpft und noch immer mißtrauisch.
„Auf der Place de Chateau zu Cagnes sur mer“, sagte ich und wollte ihr zeigen, daß ich mich auskannte Da lachte sie: „Na, wenn du das versprichst, aber laß uns hier fort, daß die anderen uns nicht wiederfinden.“
Sie hatte dies aber mehr geflüstert als gesprochen und ich hatte keine Zeit, mich über den seltsamen Klang ihrer Stimme zu wundern. Wir schlichen und liefen durch die Tanzenden und das Blumenmädchen wollte irgendwohin in die Altstadt.
In einem Ball-Oriental tanzten wir. Einmal sagte Marietta: „Wie schön der Hirtenmantel riecht, ganz stark nach Schafen.“
Ein andermal fragte sie, wo ich meine Herde habe. Wir waren sehr lustig, aber dann sagte sie, sie müsse nun nach Hause.
„Ma cher Mama!“ sagte sie und ich kannte diese Redensart. Ich wollte mein Kleiderbündel vom Bahnhof holen und mitfahren, aber sie bestand darauf, allein heimzukehren.
„Dann ist ja wieder alles vorbei“, wagte ich einzuwenden.
„Braucht es doch nicht“, flüsterte sie.
Wir verabredeten uns für nächsten Dienstag auf dem Hügel bei Marcels Zisterne. Sie fuhr heim, ich trieb mich noch die ganze Nacht in den Straßen herum und traf gegen Morgen Michonsk genau vor Cook. Mit ihm fuhr ich dann heim. Er erzählte, Babette sei auch anfangs mitgewesen, aber dann habe sie ihre Freundin verloren und habe überall gesucht. Ob ich sie nicht zufällig gesehen habe? Ich hatte Babette nicht gesehen, die Freundin kannte ich nicht. Sie war nach meiner

Zeit mit Babette von Paris rübergekommen. „Wie war es?" fragte mich Valentino am anderen Tag. „Hat der Hirtenmantel das seine getan?"
Ich lachte, ja, das hatte er getan. Am Dienstag abend war ich pünktlich auf dem Vencerhügel, ging unruhig rund um die Zisterne. Vom Chateau schlug es acht, gleich mußte sie kommen.
In der Ferne kam jemand, aber dann ging ich ein Stückchen weiter weg, denn sie war es nicht. Aber ich wollte mich nicht zu weit entfernen und kehrte um. Die Dame stand an der Zisterne und sah in das trübe Regenwasser, in dem sich der grüne Abendhimmel spiegelte. Ich ging vorbei und fühlte, wie sie mir nachsah.
Um neun Uhr gab ich es auf und ging auf kürzestem Weg in den Tabakladen. Aber die Mutter kam und bediente. Eifersucht quälte mich, ich wußte nicht, was ich von allem halten sollte. Am anderen Morgen war ich in aller Frühe wieder da und sagte: „Paket Gaulois."
„Wie war's auf dem Karneval?" fragte Marietta.
Da wurde ich böse und machte ihr Vorwürfe. „Ich bin der Hirte", sagte ich. Sie verstand mich nicht; als ich sie an Einzelheiten erinnern wollte, schüttelte sie unschuldig den Kopf. Sie war noch nie in Nizza auf dem Karneval gewesen. „Meine Mutter würde es nie erlauben", sagte sie.
Beschämt ging ich nach Hause, dachte über alles nach. Mittags aß ich im Novellty, wo die Amerikaner sich trafen. Neben Babette saß die Dame, ich ging hin und stellte mich vor. „Wie war's am Sonntag?" fragte ich Babette, als sei nie etwas zwischen uns entzwei gegangen.
„Ach, nicht so nett", sagte sie. Dann erzählte sie von ihrer Freundin aus Paris. Sie habe solches Pech gehabt, habe sich in einen richtigen Hirten verliebt und sich verabredet und der sei nun nicht gekommen. An der Stelle, wo er mit seiner Herde weilen wollte, seien sie heute gewesen, aber da sei ein Weinberg und kein Platz für Schafe. In der ganzen Gegend seien keine.
„Ich hatte mich so gefreut", lachte die Dame aus Paris, „auf das verlegene Gesicht des Burschen, wenn er mich gesehen hätte. Er meinte, ich sei ein Tabakmädchen von hier. Marietta muß sie heißen, ganz nettes Ding, gestern habe ich sie mir noch mal angesehen. Es ist dasselbe Mädchen, das mir mein Kostüm nähte." „Ja, sie ist sehr nett", sagte ich und ging.

Mann mit Kater / Von Hans-Horst Brachvogel

Als ich erwachte, war es früher Vormittag. Die Sonne schien ins Zimmer, machte es warm und freundlich, aber meine Stimmung war nicht freundlich. Ich war sozusagen verkatert.
Ich stand auf, öffnete die Fenster, steckte meinen schweren Kopf in die kühle Luft und atmete tief. Ich hatte Durst, mein Mund brannte, meine Lippen waren spröde und in den Augen schien Sand zu sein.
Ich überlegte, was eigentlich geschehen war. Am Nachmittag hatten zwei Schulfreunde angerufen, die ich lange Zeit nicht gesehen hatte. Ich sagte Edith, daß ich um Mitternacht zu Hause sein würde. Dann war es viel später geworden, aber davon wußte ich nichts mehr.
Stöhnend kleidete ich mich an und ging ins Frühstückszimmer. Edith wartete bereits. Prüfend sah sie mich an. Ich senkte den Blick meiner schuldigen entzündeten Augen. „Du siehst nicht gut aus", stellte sie fest. „Fehlt dir etwas?"
„Aber nein!" rief ich fröhlich. „Ich fühle mich wohl wie ein Fisch im Wasser." Sie goß mir Kaffee ein und strich mir ein Marmeladenbrötchen. „Oder willst du lieber etwas Herzhaftes?" fragte sie. „Vielleicht eine Fleischbrühe und Aufschnitt?"
„Was denkst du nur!" erwiderte ich entrüstet. „Ich habe doch keinen Kater." Und ich trank den Kaffee, der sicher vorzüglich war, aber wie warmes Wasser schmeckte, und aß die Brötchen, tapfer, doch ohne Appetit.
„Wann bist du nach Hause gekommen?" fragte Edith nach einer Weile. „Ich habe gar nichs gehört. Du mußt sehr leise gewesen sein." Ich warf ihr einen scheuen Blick zu und atmete erleichtert auf. Sie schien arglos zu sein.
„Ja", erklärte ich also. „Ich gab mir auch Mühe, leise zu sein. Oh, ich gab mir solche Mühe. Ganz vorsichtig öffnete und schloß ich die Türen, zog mir die Schuhe in der Diele aus, legte die Kleider im Wohnzimmer ab und schlich ins Schlafzimmer. Ich war glücklich, als ich deine ruhigen Atemzüge hörte." — „Du bist rührend aufmerksam."
„Ist doch selbstverständlich!" wehrte ich ab. In meinem Kopf pochte es wie in einer Schmiede. „Ich kam kurz nach Mitternacht."
Freundlich goß Edith mir neuen Kaffee ein und strich mir ein frisches Brötchen. Ich hatte heftigen Appetit auf etwas Scharfes und Saures. Aber ich konnte das nicht sagen. Wir waren erst seit sechs Wochen verheiratet, und ich konnte doch nicht gleich mit solchen Sachen anfangen.
„Ich freue mich", sagte Edith, sanft lächelnd, „daß du so häuslich bist; aber ich bin keine Xanthippe. Wenn du wieder einmal nett mit Freunden zusammensitzt, brauchst du es mit der Zeit nicht so genau zu nehmen."
„Du bist wundervoll!" sagte ich begeistert und innerlich ein wenig beschämt. Nie mehr wollte ich sie hintergehen. Außerdem fühlte ich mich nicht wohl, verdammt noch mal, und wenn ich die Wahrheit gesagt hätte, würde sie mich vielleicht verwöhnen und mir etwas Saures und Herzhaftes geben statt dieses lauwarmen Kaffees.
„Willst du eine Zigarette?" fragte sie und reichte mir Schachtel, Zündhölzer und Ascher, wie jeden Morgen.
„Danke", sagte ich, zündete mir widerstrebend eine Zigarette an und sah mich um. „Ist die Zeitung nicht gekommen?"
„Doch!" Edith lächelte lieblich. „Sie ist, wie ich sehe, in deiner Jacketttasche. Wahrscheinlich hat sie die Zeitungsfrau heute früh hineingesteckt, wie?" Lächelnd ging sie hinaus. Ich zog die Zeitung aus der Tasche, und mir fiel ein, daß Edith recht hatte. Als ich morgens nach Hause kam, hatte ich die Zeitungsfrau getroffen.
Ich drückte die Zigarette aus. Der Rauch brannte in den Augen und auf den Lippen; die Zigarette schmeckte wie Stroh, und mir war schlecht.

Der Küfer vom „Dreifaltigkeitskeller"

VON REINHARD KOESTER

Der „Dreifaltigkeitskeller" liegt in einem stillen Tal des Rheingaus zwischen Aßmannshausen und Oppenheim, in einer Gegend also, in der die erlesensten deutschen Weine wachsen. Trotzdem ist sein Name nicht berühmt und nur unter den Einwohnern der paar umliegenden Weindörfer bekannt. Die Weine, die aus ihm hervorgehen, tragen klangvolle Adelsnamen, die auf Zunge und Gaumen der Kenner schon beim Lesen einen lieblichen Geschmack hervorzaubern, aber in den Büchern des riesigen Weinguts, zu dem er gehört, wird er ganz schlicht als „Reserve-Faßkeller VII b" bezeichnet. Dort steht er sogar an letzter Stelle, teils weil er der kleinste Keller ist, teils weil er in einem entfernten, spitz auslaufenden Südzipfel des Gutes liegt, wo freilich auf einem kleinen sonnengesegneten Fleck Spitzengewächse reifen, die in guten Jahren als Spätlese geerntet und als Trockenbeerenauslese ihre höchste Steigerung erfahren. Und der Hüter und Pfleger dieser „Rheingold"-Schätze war viele Jahrzehnte lang der Küfer Gottlob Wuertz.

Er war es. Denn dieser Küfer Gottes ist zu seinem himmlischen Herrn heimgegangen. Aber wohl kaum zur ewigen Ruhe, denn wenn es dort oben Weine gibt — und ein Himmel ohne Wein wäre für Gottlob Wuertz ein enttäuschender Aufenthalt —, wird zwischen seiner irdischen und himmlischen Tätigkeit kaum ein Unterschied sein. Jedenfalls übersteigt es jedes Maß menschlicher Phantasie, sich Meister Wuertz als Harfe spielenden oder Pauke schlagenden Engel vorzustellen, und wenn der Herr der Heerscharen überhaupt einen Küfer braucht, war dieser sicherlich seit langem bei ihm vorgemerkt. Zumal ja viele Küfer tief in der Hölle schmoren oder im Fegefeuer auf unangenehme Art an ihre heimlichen Verstöße gegen das Weingesetz erinnert werden.

Der tief in den Berg eingemauerte „Dreifaltigkeitskeller" heißt unter den Einheimischen so, weil über dem Tor in primitiver Arbeit die Gestalten eines alten und eines jungen Mannes eingemeißelt sind, über deren Häupten eine Taube schwebt. Ein Kunstsachverständiger, dem ich dies Gebilde zeigte, war freilich der Ansicht, daß es sich hier nicht um Gottvater und -sohn handle, sondern um den alten trinkfesten Noah, der seinem Sohn in der Arche die Grundlehren des Weinbaus und des Weingeschmacks beizubringen sich anschickte, während die Taube mit dem Ölzweig das Sinken der Sintflut anzeige. Eine sympathische und nicht aller Wahrscheinlichkeit entratende Deutung, da die beiden Gestalten rundliche Gefäße in den Händen halten, die einem bauchigen Römer nicht unähnlich sind. Außerdem sind im Hintergrund verwaschene Konturen von Tierköpfen sichtbar mit gutmütigem und nicht dem Ausdruck gestürzter Höllenfürsten, wie das der alte Dorfpfarrer wissen wollte. Vielleicht war es gut, daß mein kunstverständiger Freund diese profane Enthüllung gerade an dem Tage vornahm, an dem Meister Wuertz zu Grabe getragen worden war, denn wenn Noah auch als sein ältester Berufsgenosse gilt, so hätte der alte Mann es wahrscheinlich doch schwer verwinden können, daß sein „Dreifaltigkeitskeller" in Wahrheit ein „Noahkeller" sein solle — —

Nie hat das stille Weintal, dessen Name ich verschweigen muß, um nicht in rücksichtslosen Weingenießern den gräßlichen Gedanken einer Grabschändung aufkommen zu lassen, einen so langen Trauerzug gesehen — nie so ehrlich betrübte Mienen auch des letzten Mitgängers — nie eine so würdig-belebte Fröhlichkeit wie beim nachfolgenden Gedächtnistrunk — und nie einen so seltsamen Sarg. Denn dieser Sarg war aus einem Weinfaß gezimmert, einem uralten eichenen Halbstückfaß, und darum war er auch nicht eckig und spitzkantig, wie sonst Särge sind, sondern überall gerundet und sanft geschweift.

Damit beginnt meine Geschichte eigentlich erst, aber all dies mußte trotzdem zu tieferem Verständnis vorher gesagt werden. Und wenn Sie, lieber Herr, meine Geschichte trotz der weitschweifigen Einleitung schön finden und über den Schellenkönig loben, kann ich Ihnen zum Dank dafür nichts besseres wünschen, als daß es Ihnen vergönnt wäre, eine einzige Flasche des Weines schlürfen zu dürfen, der in diesem Faß, das des Küfers Gottlob Wuertz sterbliche Hülle birgt, gereift ist! Aber da ich sie Ihnen weder schenken kann, noch es täte, wenn ich es könnte, müßten Sie schon erschreckend tief in die Tasche greifen, um sich diesen einzigartigen Genuß zu verschaffen, vorausgesetzt, daß eine solche Flasche überhaupt noch gegen Geld feil ist.

Dabei war das Jahr 1929 zwar ein sehr gutes Sonnen- und Weinjahr, aber mit den letzten „ganz großen" von 1911 und 1921 kann es allgemein nicht gemessen werden. Aber gerade auf der kleinen Edellage von Meister Wuertz' Südzipfel war ein Wein gediehen, von dem sein Betreuer wußte, daß die Trockenbeeren-Auslese bei richtiger Pflege einen „einmaligen" Trank ergeben müsse. Ich sage ausdrücklich, er „wußte" und nicht er ahnte oder schätzte es, denn ihm war die Gabe verliehen, schon an der vollgereiften Traube den Wein zu riechen, den sie versprach. Und dann erroch er an der rosinenartig geschrumpften Spätlesefrucht, ob sie ihr Versprechen halten würde, — und am Most, ob er jahrelanger Faßpflege würdig sei, — und fast nur mit der treuen Nase verfolgte er die vielen Wandlungen seines Schützlings im Faß bis zu dem entscheidenden Tage, an dem er mit nachtwandlerischer Sicherheit feststellte, daß er nun seine „Hoch-Zeit" erreicht habe und feiern dürfe: mit dürren Worten ausgedrückt, daß er „flaschenreif" sei. Diese schwerwiegende Entscheidung traf er freilich nicht, ohne auch seine nie versagenden Kontrollapparate, Zunge und Gaumen, zur Hilfeleistung herbeizuziehen, aber wenn ihn Gott in diesen Tagen mit einem Schnupfen geschlagen hätte, wäre das die größte Katastrophe seines Lebens gewesen, die sich auch zur Katastrophe für das Weingut und die gesamte Weinwelt hätte auswachsen können. Wie ja auch das hoffnungsvollste Menschenkind dadurch alle Hoffnungen zunichte werden lassen kann, daß man es in einem entscheidenden Augenblick nicht beobachtet. Und bei den Spitzenweinen, die Gottlob Wuertz persönlich zu pflegen für würdig befand, kann nach jahrelanger Faß-Jugend ein einziger Tag über höchstes „Sein oder Nichtsein" entscheiden. In den letzten vierzig Jahren war Meister Wuertzens Nase in dieser kritischen Zeit freilich immer so rein gewesen wie die Adams, als Gott ihm den ersten Odem einblies und das Wort „Schnupfen" noch gar nicht erfunden war, obwohl die diesbezüglichen Bazillen sicherlich auch schon im Garten Eden ein, wenn auch noch freudlos-verkümmertes, Dasein fristeten.

Es war im Frühjahr 1933, als für Gottlob Wuertz' letzten Schützling nach seiner und aller Sachverständigen Ansicht die Zeit der höchsten Reife nahte. Schon seit einigen Jahren gab es auf dem Weingut ein paar „frische Kräfte", die mit gekrausten Stirnen das Bedenken äußerten, auch dem verdientesten Küfer sei eine Altersgrenze gesetzt, die Wuertz mit seinen zweiundachtzig Jahren nicht nur erreicht, sondern schon überschritten habe. Zum mindesten könne man ihn nicht mehr als Herrn über Leben und Tod eines allerersten Spitzenweines schalten lassen. Gottlob war der Mann, der auf dem Weingut das letzte Wort zu sprechen hatte, auch kein Jüngling von fünfzig Jahren mehr und kannte seinen Küfer seit Anfang des Jahrhunderts. Meister Gottlob hatte ihm den 11er „im Brautgewand" auf die Flasche gebracht und ein paar Halbstücke des 21ers vor dem allgemeinen Schieber„run" der Inflationsjahre in den Privatkeller gerettet. „Gut", meinte er auf alle Bedenken hin, „ich riskiere es, daß seine alte Nase ihn zum Schluß im Stich läßt und wir ein paar Tausender dabei verlieren. Diesen Verlust hätte mir der alte Wuertz dann vorher mehr als zehnfach eingebracht. Außerdem hat er mir erklärt, daß der 29er der letzte Wein sein solle, über den er entscheidet: dabei bleibt es."

Aber auch dieser getreue Herr eines getreuen Knechts wurde unruhig, als Meister Wuertz den Tag der Abfüllung immer länger hinauszögerte, obwohl er zusehends hinfälliger wurde. Schon vermutete er, der Alte wiche abergläubisch dieser letzten „Amtshandlung" aus in der Vorahnung, sie könne auch das Ende seines Lebens bedeuten. Und man bangte und zitterte um den kostbaren Wein, als Gottlob Wuertz sich mit einer schweren Erkältung zu Bett legen mußte. Allerdings war er vorher noch einmal in den kalten Keller geschlichen, hatte dem besten Faß eine winzige Probe mit dem Stechheber entnommen, hatte die Wundernase tief hineingesenkt und ein paar Tropfen über Zunge und Gaumen zerrieben, ehe er sich hinlegte. Und der junge Küfer, der sein Nachfolger werden sollte, ein Vater von sechs Kindern, der seine silberne Hochzeit vorbereitete, staunte ihn ehrfürchtig an, als er leichthin sagte: „Noch nicht, aber in ein paar Tagen wird er so weit sein."

Der Arzt stellte eine Rippenfellentzündung fest und verordnete Bettruhe von mindestens vier Wochen. Das hinderte nicht, daß Meister Wuertz am dritten Tag in seinem „Dreifaltigkeitskeller" erschien, roch und probte, um dann dem jungen Küfer die Anordnung zu geben: „Geh rasch zum Gutshaus und sag ihnen, es wäre so weit." Und als er allein war, füllte er sich gegen alle Gewohnheit einen weitausholend gewölbten Römer und trank ihn in leisen bedächtigen Schlückchen mit seligem Lächeln leer. Dann ging er und setzte zu Haus ein Schreiben auf, in dem er bat, ihn in Anbetracht seines nicht unbeträchtlich hohen Lebensalters von weiteren Kellerdiensten zu entbinden.

Und nun, mein Herr, erwarten Sie vermutlich den rührseligen Schluß, der Küfer vom Dreifaltigkeitskeller, der in Wahrheit ein Noah-Keller war, habe sich darauf befriedigt hingelegt und die Augen für immer geschlossen —? Das beweist mir nur, wie nötig es war, diese Geschichte so ausführlich zu erzählen, denn es zeigt mir, wie wenig Sie meinen lieben Gottlob Wuertz kennen! Von einer Rippenfellentzündung oder sonstigem Kranksein war fortab keine Rede mehr und der Alte lebte auf wie ein Vater von vielen heiratsfähigen Töchtern, nachdem er die letzte zur Hochzeitsreise auf die Bahn gebracht hat. Nur leicht auf den Stock gestützt begab er sich ein Jahr darauf zur ersten Flaschenprobe „seines Weins" zu Fuß ins Gutshaus, obwohl es eine gute Stunde Wegs war. Er roch nur und nickte. Ließ ein paar Tropfen auf der Zunge zerrinnen und nickte. Zerkaute einen kleinen Schluck, machte die „Abgangsprobe", indem er den Schluck nun wirklich in den Rachen gleiten ließ, und nickte. Und dann sah er wohlgefällig umher. Die anderen nickten auch. Die „frischen Kräfte" staunten ihn an in beschämter Ehrfurcht. Und der getreue Herr des getreuen Knechts sagte: „Ich danke Gott, lieber Meister Gottlob, daß ich nicht auf die anderen gehört, sondern auf Sie vertraut habe. Dieser Wein ist eines Meisters höchstes Meisterstück!" Worauf Wuertz nickte und zustimmend meinte: „Ich glaube, er wird mein bester."

Dann aber wurde er seltsam unruhig, bis sein Dienstherr spürte, daß er etwas auf dem Herzen habe. Dies war es: Gottlob Wuertz hatte das Halbstückfaß, das als „Bestes" für den Privatkeller abgefüllt worden war, beiseite stellen lassen, da es altersschwach und bruchverdächtig sei. Aber diese letzte Anordnung seiner Dienstzeit, beichtete er nun, sei sachlich nicht vollberechtigt, wenn das Faß auch, wie er, dem Ende seiner Verwendungsfähigkeit nahe wäre. Kurzum: er bäte, daß man ihm dies Faß schenke, damit sein Freund Jupp Tönnies, der Tischler, ihm daraus seinen Sarg zimmern könne. „Aber in diesen Sarg", fuhr er fort, als der Wunsch gewährt war, „müßte mit mir auch eine Flasche von ‚meinem letzten' gelegt werden, die ich bis dahin in meinem eigenen Kellerchen pflegen möchte."

„Ich verstehe", sagte der getreue Herr, „so wie man alten Kriegern ihre Rüstung mit ins Grab gibt."

Am nächsten Tag brachte man ihm drei Flaschen des kostbaren Weins. Die erste trank Meister Wuertz mit dem Zimmermann Jupp Tönnies, nachdem dieser ihm den Sarg genau aufgezeichnet hatte. Die zweite holte er schweren Herzens aus dem Keller, als ihm im Herbst eines Abends so seltsam zu Mut wurde, um den Jungen die Freude nicht zu zerstören, denn es war gerade Winzerfest. Und die dritte ruht mit ihm in der Erde. Das hat mir Jupp Tönnies, der Zimmermann, erzählt. Auf den ist Verlaß. Aber darum habe ich wohlweislich verschwiegen, wo Gottlob Wuertz begraben liegt — —

Die Gefahren der Alpen

(K. Heiligenstaedt)



„Also, ich versteh nicht, wie man immer von den Gefahren des Wintersportes reden kann!" — „Na, und an die Hotels denkst du gar nicht?"

Chamberlain und der Friede

(Erich Schilling)



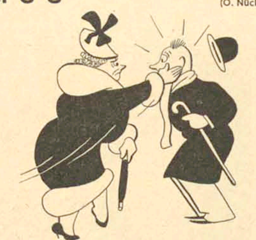
„Lassen wir uns vom Wetter nicht beeinflussen, kommen Sie unter meinen Schutz!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Kürzlich lenkte ich meine Schritte an einem Geschäft vorüber, in dem herrliche Stoffe in mannigfachen Farben und Mustern die begehrlichen Blicke der Frauen auf sich lenkten. „Wir führen nur deutsche Erzeugnisse" stand über den großen Schaufenstern. Ich freute mich im Zeichen unseres Vierjahresplanes über die Worte. An der einen Ladentür aber forderte der kategorische Imperativ auf: Sprich deutsch. Dann habe ich mir längere Zeit die Auslagen angesehen und gelesen: Crepe de Chine, Crepe Georgette, Crepe marocain, Crepe cloqué, Voiles usw. Man muß eben allen Kunden dienen.

Knapp vor Weihnachten ging Willi zum Kürschner und kaufte der Lisl einen Muff. Ein Müffchen, ein drolliges Müffchen aus dem schwarzgelockten Fell eines Pudels.
Die Lisl — sie ist schon seit Wochen Willis ewige Liebe — freute sich darüber, weil sie immer so kalte Händchen hat und nach den Feiertagen bat Willi, der geschäftlich verhindert war zwei geschenkte Kinokarten zu benützen, seinen Freund Egon, mit der Lisl ins Kino zu gehen und sie nach der Vorstellung nach Hause zu bringen.
Egon sagte ja, die Lisl war einverstanden und alles ging in Butter. Tags darauf traf Willi den Freund auf der Straße, schüttelte ihm nochmals dankend die Hand und sagte erfreut:
„Übrigens gut, Egon, daß ich dich treffe... Vielleicht kannst du mir helfen... Ich zerbrech mir nämlich gerade den Kopf darüber, was für eine Neujahrsüberraschung ich der Lisl bereiten könnte... Zu Weihnachten hab ich ihr den Muff gekauft, weil sie immer so kalte Hände hat..."
„Ja, das", überlegte Egon, „das stimmt... Sie hat wirklich kalte Handerln... Du, Willi, kauf ihr ein Paar recht warme Schneeschuhe, die Fußerln von dem Dingelchen sind ja auch die reinen Eiszapfen!"

Steht eine wohlbeleibte Frau in mittleren Jahren vor der diesfalls zuständigen Stelle, bringt zuerst ein wenig stockend, schließlich aber die Schleusen ihrer Beredsamkeit öffnend, ihr Anliegen vor und sagt abschließend:
„Jawoi, so war's, Herr Rat... Überfallen hat er mi g'wissermaßen, mi, a anständige Frau..."
„So, so...", kommt der Herr Rat endlich zu Wort, „Sie wollen also damit sagen, daß Sie von Ihrem Zimmerherrn —"
„Akkrat so will i sagen... Gewalt hat er ang'wend't!", sprudelt die Frau heraus, „g'rad so wie's erste Mal vor acht Tag —"
„Ja, sagen Sie nur, liebe Frau", horcht der Herr Rat verwundert auf, „ja sagen Sie nur, warum sind Sie dann nicht schon damals gekommen?"
„Oh, du mein", seufzt die Frau, „wann ma anständig is, nachher glaubt ma immer, es wird si do aner finden, der was am heiraten tuat... Aber jetzt, wo i erfahren hab, daß er net amal a fixe Anstellung hat, der Hochstapler, jetzt nimm i ka Rücksicht mehr auf eahm!"

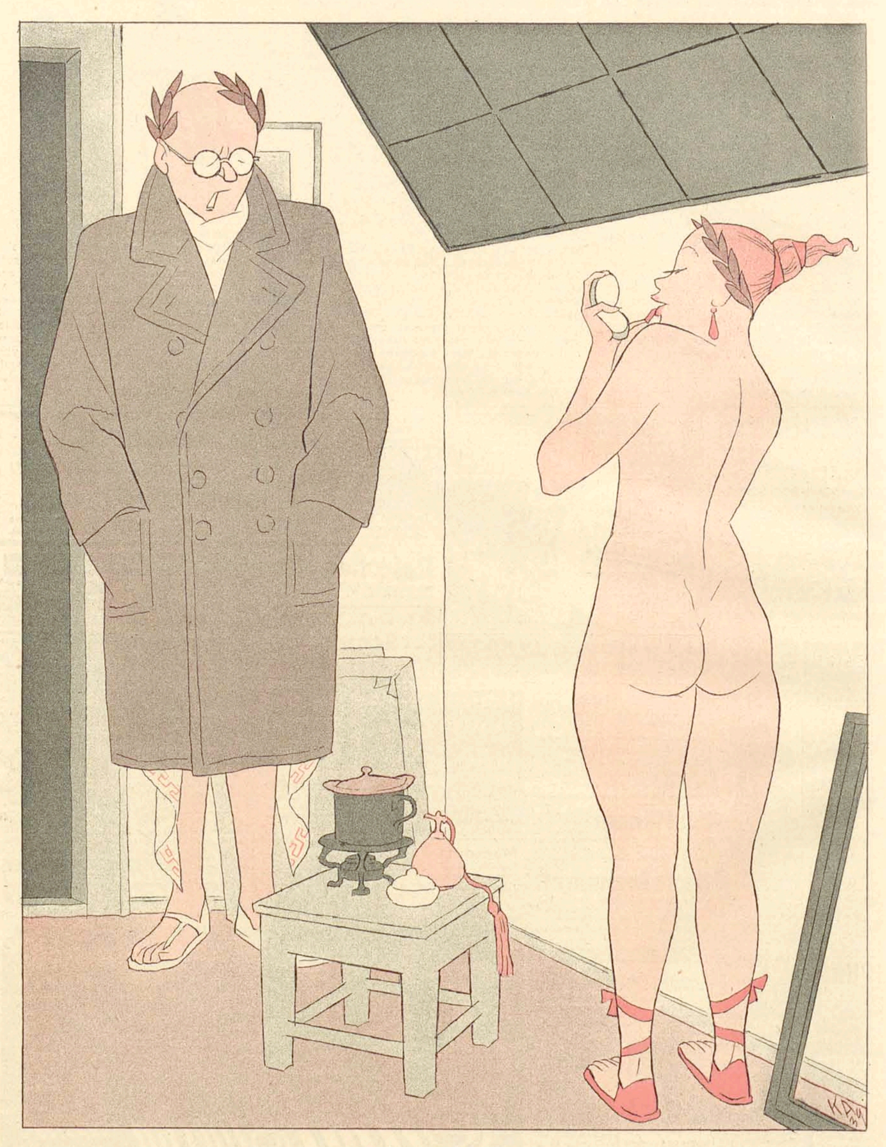

(O. Nückel)

In einem Berliner Warenhaus fährt eine Dame mit ihrem fünfjährigen Töchterchen im Fahrstuhl. Beim Halt im ersten Stockwerk tritt noch eine sehr auffällig zurechtgemachte Schöne hinzu, die dem nebenstehenden Herrn bei der Weiterfahrt plötzlich eine schallende Ohrfeige versetzt. Die Dame, die mit ihrem Kind im 2. Stockwerk den Fahrstuhl verläßt, kann den weiteren Verlauf der Tragödie zwar nicht mehr verfolgen, erfährt aber zu ihrem Entsetzen die Ursache des kleinen Dramas von ihrem Töchterchen, das erklärt: „Nicht wahr, Mutti, das war aber mal eine scheußliche Dame! Ich habe sie aber auch tüchtig in den Popo gekniffen."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. VJ. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Schwabinger Griechen

(Karl Arnold)



„Ja, willst du s o zum Fest?“ — „A wo, für die Trambahn zieh ich natürlich an Mantel drüber!“

München, 12. Februar 1939
44. Jahrgang / Nummer 6

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Himmel und Hölle

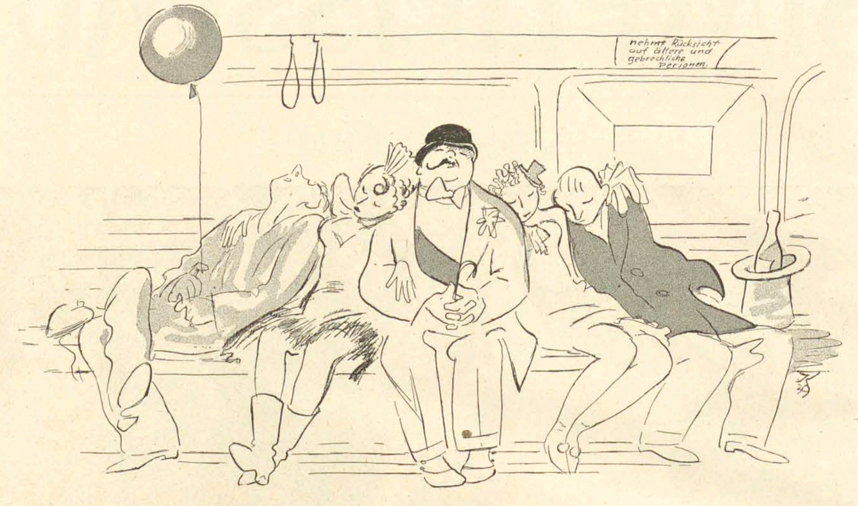
(Erich Schilling)



„Haben wir den gleichen Weg, kleiner Engel?“ — „Welchen Weg gehst du, Mephisto?“ — „Den Weg allen Fleisches!“

Heimfahrt

(R. Kriesch)



„Den ganzen Abend habe ich mich nicht so gut unterhalten wie jetzt!"

Praktische Bakterienkunde

Haben Sie sie schon gehabt? Haben Sie sie gerade jetzt? Wenn Sie sie schon gehabt haben, werden Sie Ihren Mitmenschen, Mitfahrern, Mitniesern oder Mithustern ein unfehlbares Mittel gegen sie empfehlen, sagen wir mal: Beide Beine bis an die Knie täglich eine halbe Stunde in lauwarmes Petroleum halten, oder die Warmwasserheizung mit einigen Tropfen Jod gründlich einreiben, oder einige Tabletten, die auf „in" endigen müssen, in der Apotheke kaufen und möglichst kühl in der Nachttischschublade aufbewahren. Ach, es gibt so viele brauchbare Mittel gegen sie. Ich spreche von der Grippe.
Sie sprechen von der Grippe, wie alle sprechen von der Grippe. Wovon soll man sich auch sonst unterhalten. Von der Grippe kann man ruhig sprechen, das wird niemand übel nehmen. Sie können ein Gespräch im Fasching getrost damit beginnen, daß Sie fragen, ob sie sie auch schon gehabt hat. Das bindet ungemein. Aber schäkern Sie nicht etwa mit den Worten: „Na, du kleiner Bazillenträger!" Mit Bakterien soll man nicht scherzen; die haben überall ihre Spitzel und eh Sie sich's versehen, hauen diese Kerle ihre blutgierigen Zähne Ihnen ins Fleisch, natürlich nur symbolisch gesprochen, denn ich weiß selbstverständlich, daß Bakterien keine Zähne haben. Bakterien haben überhaupt sehr wenig, keine Beine und keine Arme und keinen Blinddarm und nicht das geringste Liebesleben, wie sie denn überhaupt keinen Sport treiben. Kinder, das muß ein Leben sein, so ein Bakterienleben, nicht zum aushalten vor Langeweile. Aber diese Burschen kennen's ja nicht anders und da ist so ein Leben vielleicht auch auszuhalten. Möglicherweise haben sie ein reiches Innenleben, aber davon weiß man radikal gar nichts und auch das stärkste Mikroskop zeigt nicht die geringste Spur eines solchen. Ich persönlich möchte nicht mit den Bakterien tauschen. Ist das ein Vergnügen, einfach in einer vollbesetzten Trambahn ausgeniest zu werden und sich dann auf irgendeiner Schleimhaut eine neue Wohnung zu suchen, wo doch niemand einen aufnehmen will und jeder seine Hausmittel wie die Hunde auf die Bakterien hetzt oder sie in heißer Zitronenlimonade ertränkt, oder ihnen durch wollene Decken die Hölle heiß macht? Man könnte fast Mitleid mit den armen kleinen unbekleideten Lebewesen, ohne Arme und Beine, bekommen, wenn sie nicht so gefährlich wären. Aber uns ist das Hemd näher als die Grippe.

Im Februar

Von Ratatöskr

Wer zwischen Zweifelsucht und Hoffen
— vielleicht durch ein Corgnon gestärkt —
gen Himmel blickt, ist froh betroffen,
wenn er zwei Vögel dort bemerkt.

Die Art des Flugs, die ganze Pose,
der lange Hals, der Schnatterschrei
erleichtern ihm die Diagnose,
daß dies ein Entenbrautpaar sei.

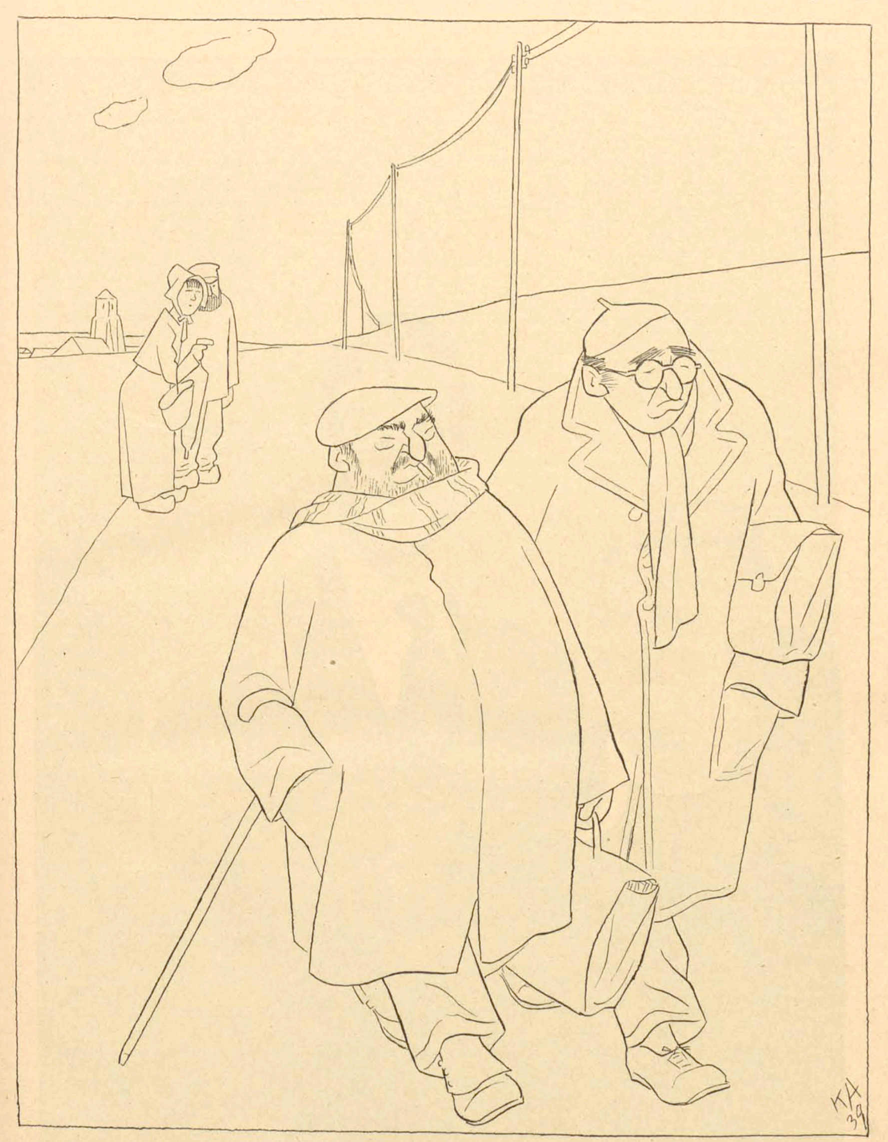
Als ff Prima-Frühlingszeichen
läßt sich, was man soeben sah,
nur mit dem Erstlingsfund vergleichen
von Tussilago farfara.

So grüßt denn alles diese Enten,
vom Jubelgreise bis zum Kind.
Bald wird sich nun Verschiednes wenden
— falls sie nicht von der Zeitung sind.

Auch die Tierschützer haben sich der Bakterien noch nicht angenommen und deshalb dürfen wir an ihnen unser Mütchen kühlen, ihnen eines auf den Kopf hauen und sie elend verkommen lassen. Die Erotik ist bei den Bakterien überhaupt nicht entwickelt, und sie können kein Mannderl vom Weiberl unterscheiden. Trostlos, kann ich Ihnen sagen. Wenn so ein Bazillus in die Jahre kommt, beim Bazillus muß man wohl bei dem Tempo, das die Biester drauf haben, überhaupt sagen, wenn so ein Bazillus in die Minuten kommt, um einen eigenen Hausstand zu gründen, eine Familie mit Kinderchen und Schwiegereltern, meinen Sie etwa, der sucht sich eine Lebensgefährtin oder mehrere, wie es sonst im ordentlichen Tierreich üblich ist? Will er nicht und tut er nicht! So ein Bazillus teilt sich einfach, mitten durch, in der Taillengegend, und sagt: „Jetzt bin ich zwei", und dann teilt er sich wieder, und jetzt ist er vier und dann sechzehn und so weiter und so weiter. Ich kann Ihnen sagen, das gibt eine unübersehbare Verwandtschaft und die Bakterien können sich gratulieren, daß sie noch so tief entwickelt sind und deshalb keine Geburtstagsgrüße zu schreiben haben. Wäre ja gar nicht möglich, da ein geregeltes Familienleben aufrecht zu erhalten. Man kennt sich ja gegenseitig kaum.
Sowas macht den Viechern Freude, man soll's nicht für möglich halten.
Es ist gottlob dafür gesorgt, daß auch bei den Bakterien die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Wissenschaft hat nämlich festgestellt, daß auch die Bakterien ein ungesundes Leben führen, denn so klein sie auch sind, es gibt immer noch kleinere, die ihnen das Leben sauer machen. Tatsächlich, die Bakterien werden von winzigen Lebewesen befallen, sie können sozusagen selbst Grippe kriegen. Ich stelle mir vor, daß so ein Bazillus eines Tages in sein Büro in meiner Nase kommt, und sagt: „Ich weiß nicht, mir ist heute so sonderbar" und kaum hat er es gesagt, hat er schon eine Pfundserkältung am Hals und muß sich legen, auch irgendwo in meiner Nase. Sehen Sie, das ist doch sicherlich ein Trost in dieser grippösen Zeit. Foitzick

Stellungswechsel der Komintern

(Karl Arnold)

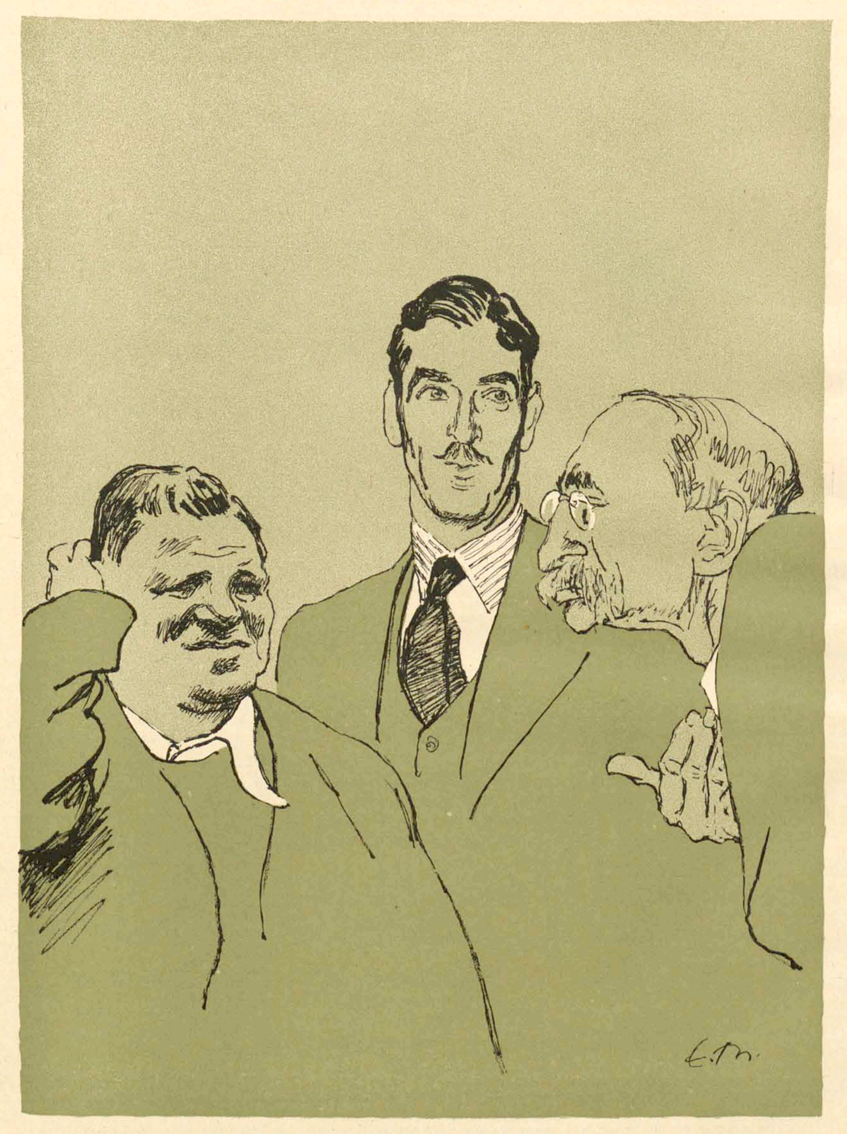


„Die spanische Rotfront hat versagt, nun mit neuer Energie zur französischen Volksfront!“

BLUM UND EDEN

BLICK IN DIE ZUKUNFT

(E. Thöny)



„Ein fürchterlicher Herr, dieser Franco; wir werden uns mit ihm befreunden müssen!“

DIE PHYSIKALISCHEN GESETZE

VON FELIX RIEMKASTEN

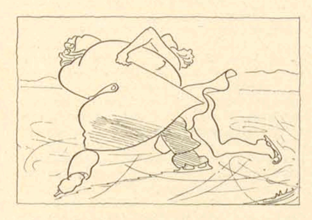
Es ist ebenso leicht wie schwer, diese Geschichte zu erzählen.
Leicht ist es unter der Voraussetzung, daß jeder Leser skiläuft; schwer wird es sein, diese Geschichte genußreich zu machen für die, die vom Skilauf keine Ahnung haben. Aber vielleicht nähern wir uns noch. Die Annäherung ist die Hauptsache. Merken wir es uns eisenfest, daß vom Skilauf die Rede sein wird und von der Annäherung, und daß die Annäherung sogar die Hauptsache ist beim ganzen Wintersport. Welches Herz liebt es denn, für sich allein zu bleiben? Und was den Skilauf angeht, so gibt es viele, die nur eine schwache Ahnung davon haben. Plautz, so liegen sie, und manche wissen noch nicht einmal, wie sie sich wieder erheben können. Kurz gefaßt, läßt sich das Wesen des Skilaufens so darstellen, daß etwa gesagt wird: Daß ein Rodelschlitten ganz gewaltig absaust, wenn es in der Gegend schräg aussieht, das weiß ein Kind. Auf dem Schlitten befindet sich der Mensch sitzend. Daß aber die glattgewachsten, rund zwei Meter langen Skibretter noch viel unheimlicher absausen, das sei hier nur vermerkt. Und der Mensch, auf den Skibrettern, befindet sich stehend. Stehend, ihr werten Lieben, und in den Knien wird er dabei so schwach wie in den Nerven. Aufwärts kommt er mit Schweiß und Mühe noch überall. Oben steht er dann und sieht erst, wohin er sich begeben hat. In eine unlösbare Situation hat er sich begeben. Rings herum geht es nur noch abwärts, und wenn er wähnt, es ginge hier oder dort vielleicht etwas weniger steil abwärts, so merkt er bald, daß es dort wie da ganz gleichermaßen gemein steil wird. Und dann, in solcher Lage, beschließt der Mensch, erst zu rasten und eine Zigarette zu rauchen. Vielleicht, so hofft er, taucht noch ein anderer Mensch hier auf, der ja ebenfalls wieder hinunterfahren muß, und hinter ihm her und in Ausnutzung von dessen größerer Fahrkunst wird er, der Anfänger, sich dann vielleicht ebenfalls hinabwinden können, so Gott will, was wir jetzt innig erhoffen, Amen!
Dies alles sind keine allgemeinen und unpersönlichen Bemerkungen, sondern es sind die Gedanken, die Herr Alwin Meyer sich machte, als er sah, wo er sich nun befand. Er hatte sich in den Wintersport begeben und vertraute auf seine in etlichen sonstigen Sportarten dargelegte Geschicklichkeit. Solche Bretter schnallt man sich an, hatte er gedacht, man guckt sich ein bißchen die Kniffe und Pfiffe ab, und nach acht Tagen...
Nach acht Tagen konnte er perfekt einen Hügel hinunterfahren und um einen drohend dastehenden Baum herumfahren, er konnte ein bißchen nach Willen anhalten und bremsen, und wirklich sehr gut verstand er das Aufsteigen. Er war aufgestiegen, immer auffer und auffer; denn die Schönheit der Landschaft entblätterte sich mit jedem Schritt aufwärts, der Himmel war blau, die Sonne stach und glühte, der Schnee blitzte und gleißte, und so war er immer weiter gestiegen, bis er endlich um sich schaute. Und da erschrak er. Höher ging es jetzt nicht, und abwärts lauerte die Gemeinheit. Er probierte... und lag schon. Er probierte es in der anderen Richtung... und lag schon. Ganz tief unten im Tal ruhte der Ort, und hier oben stand er und war der Gefangene.
Wir hatten es schon erfahren, was der Mensch in solcher Lage tut. Der Mensch, in solcher Lage, raucht erst einmal eine Zigarette. Er räuspert sich seelisch. Schön ist die Landschaft, wunderbar ist der Umblick, teuflisch sind nur die gewachsten Bretter.
Als Herr Alwin Meyer so weit gekommen war und langsam auf den Gedanken zutrieb, daß er am besten wohl die Bretter abschnallte und auf dem Rücken rutschend in einer schmachvollen Art abwärts treiben müßte, tauchte dicht unter der Hanglinie erst ein rotes Kopftuch auf, dann ein lieblich anzuschauendes Frauengesicht, danach eine rote, leuchtende Skijacke und endlich auch, in kernigen blauen Hosen steckend, das machtvoll arbeitende Gebein, das dazugehörte. Alles in allem war es ausgerechnet diese beunruhigend schöne Nachbarin vom dritten Tisch links in seiner Pension. Und sonst nichts, als der Himmel über ihnen, die Einsamkeit um sie herum und die verfluchte Notwendigkeit, von hier wieder herunter zu müssen. — „Ski Heil!" rief er vor lauter Dummheit, Aufregung und Reklame.
„Ski Heil!" antwortete sie und sah durchaus nicht erfreut aus.
Sie keuchte herauf, die letzten zehn Schritt noch. Sie sah fast gar nicht auf ihn, sondern beugte sich nur nach vorn, um hinabzuschauen. Er sah dabei ihre Hüften und die schönen, rundlichen Schultern an. „Großer Gott', sagte sie enttäuscht und sah jetzt auf ihn, „hier ist es ja auch steil!" Wäre er nun klug gewesen, so hätte er zugestimmt und auf die Steilheit geschimpft, aber er war jetzt nicht klug, sondern in Liebeswallung, und darum blickte er den Abgrund verächtlich an. „Es beruht alles auf physikalischen Gesetzen", sagte er kühl. „Nehmen Sie Vorlage, halten Sie die Knie locker, und es muß gehen."
„Gewiß", gab sie zu. Sie sah noch einmal in die Tiefe hinein, aber dann bekannte sie sich zur klaren Vernunft und Redlichkeit. „Wissen Sie", sagte sie, „ich bin erst Anfängerin. Ich habe keine Ahnung, wie man da hinunterkommen soll. Ich glaube, wenn ich kaum angefangen habe, reißt es mich schon, und nachher ist kein Halten."
„Ach Gott, nicht so schlimm", sagte er.
„Bitte schön", sagte sie jetzt, „fahren Sie voran. Vielleicht komme ich dann viel besser hinterher." Sie glaubte offenbar, daß es für ihn eine Kleinigkeit sei, hier hinunterzubrausen und unten mit einer Eleganz zu halten wie der Skilehrer.
„Bitte, fahren Sie doch", drängte sie und schenkte ihm zur Bestechung ein Lächeln. „Außerdem wohnen wir doch beide in der gleichen Pension. Oder haben Sie das noch nicht gewußt?"
„Doch, doch", erwiderte er und fluchte jetzt in Wut zu der Tatsache, daß sie in der gleichen Pension wohnten. Und es beruht ja alles nur auf physikalischen Gesetzen, hatte er großprahlend soeben erst gesagt. Man muß nur die richtige Vorlage nehmen und die Knie gut zusammenhalten.
„Also bitte schön!" sagte sie nun schon schärfer. Da zuckte er die Achseln, als wollte er sagen „Lieber Gott, was ist das schon", und dann wurde es Nacht in seiner Seele, dann schrie noch kurz die Angst in ihm auf „Mutter", dachte er, nahm Vorlage und dachte an seine Knie, die zusammen bleiben müßten, immer gut die Knie zusammen, und schon eilten unter ihm die Bretter hinweg, sausten, brausten, eilten, hüpften, flogen, und durch Gottes Wunder war es ihm beschieden, nicht herunterzufallen, sondern auf ihnen zu bleiben, und alles weitere war ihm dunkel. Er schoß ganz mächtig hinab, er schoß sogar einen anderen Hügel wieder hinauf und auf der anderen Seite ohne Gnade wieder hinab, immer vorwärts mit Gott, und er sah auch die Hecke dicht vor sich und brauste wie ein Reitergeschwader in die Hecke auch wirklich hinein und dachte, dies sei nun sein Todessturz. Er wollte sich gar nicht erst rühren, denn es eilte nicht, den mehrfachen Knochenbruch nun abzutasten. Aber es war nicht so. Es war nichts gebrochen. Er war ganz heil, er war nur weiß wie der Weihnachtsmann. Und nun stand er hurtig auf und hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich gründlich abzuklopfen, den Schnee aus dem Halskragen zu entfernen und... sich umzuschauen.
Er war eine kolossale Strecke weit gefahren. Er sah hinter sich, wo die Dame geblieben sei. Anfangs sah er nichts als die leere Landschaft, aber bald danach sah er einen roten Punkt auftauchen, erkannte ihre vorsichtige, zagend gewagte Abfahrt, und als sie dann bei ihm war, sagte er und nickte ihr Mut zu: „Sehen Sie, es ging ganz gut. So schlimm war das gar nicht. Es beruht eben alles auf physikalischen Gesetzen."

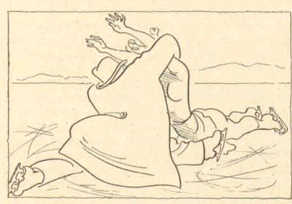
(A. Lier)



„Sauber abi kemma — und bloß oan Haxn brocha!"

EISAKROBATIK





(Fr. Bilek)

Winterliches Lied

Von Arnold Weiß-Rüthel.

Es riecht nach Schnee und Nebelrauch,
der Wind verkriecht sich winselnd im Kamin;
der Ofen bläht den heißen Bauch
und seine Augen glüh'n.

Der braune Apfel schwitzt und dreht
sich selber eine Blase,
der Kessel, der daneben steht,
reckt schnobernd seine Nase.

Der Weltschmerz flieht, die Hoffnung gräbt
sich schnurrend in die Sofaecke,
der Rauch aus meiner Pfeife schwebt
in blauen Kringeln nach der Decke.

Die Winterfliege schlägt Alarm
und trommelt an die Scheiben,
die Wanduhr schwingt den Pendelarm
und hilft die stille Zeit vertreiben.

Die müde Seele schnarcht und kuscht
sich in die Borke, wie ein Käfer,
und durch das warme Dunkel huscht
ein Traum und küßt den Schläfer.

DAS URWALDERLEBNIS

VON HANS RUOFF

Der dritte Akt des erfolgreichen Bühnenstückes „Die silberne Spange" ging seinem Ende entgegen. Von einer Rangloge aus verfolgte der erst vor kurzem von einer Expedition zurückgekehrte Forschungsreisende James Wilkins mit Spannung das Spiel. Er fühlte sich seltsam berührt von einer Szene, bei der er sich vergeblich an irgendein ähnliches Erlebnis zu erinnern suchte. Es handelte sich um den Gipfelpunkt des Stückes, wo der tödlich verwundete Sandro zusammenbricht und die Hände verzweifelt nach Julietta ausstreckt, die er irrtümlicherweise für seine Geliebte Rosetta hält, indes die bezechten Gäste einen Kreis um die beiden bilden, gleichmäßig in die Hände klatschen und dazu ein frivoles Lied singen, — bis schließlich Rosetta selbst herbeieilt und ihren sterbenden Geliebten aufzurichten sucht. Nicht der Gesang, auch nicht die Gebärden der Darsteller, sondern ein ganz unfaßbares Zusammentreffen von Eindrücken riß Wilkins aus der Theaterstimmung heraus und entführte ihn in das Reich verschwommener Erinnerungen.

Als der Vorhang gefallen war, blieb Wilkins noch eine Weile nachdenklich in dem samtgepolsterten Sessel sitzen. Dann begab er sich in den Erfrischungsraum. Die eigentümliche Verfassung, in die ihn die Vorgänge auf der Bühne versetzt hatten, schien nach einem hastig hinabgeschütteten Glas Whisky-Soda endgültig weggespült zu sein. Doch alsbald drängte sich ihm von neuem, mit den unbestimmten Umrissen eines Traumes, ein Erinnerungsbild auf, das ihm lästig erschien, wie ein harter und spitzer Fremdkörper im Schuh, dessen man sich so schnell als möglich entledigen möchte. Um etwas Ablenkung zu finden, mischte sich Wilkins unter die Menschenmenge, die in den Wandelgängen des Theaters auf und ab schritt. Doch als hier sein Blick zufällig einen hageren Mann mit schlechter, stark gebeugter Haltung und etwas affenhaft anmutendem Gesicht streifte, schoß plötzlich sein mühevolles Erinnern zu einem deutlichen, aber doch rätselhaften Bild zusammen: er erinnerte sich jetzt deutlich eines Vorfalls, dessen Zeuge er vor einem Jahr im afrikanischen Urwald gewesen war. Nur noch mit halbem Ohr hörte nun Wilkins einem seiner jungen Verehrer zu, der neben ihm hertänzelte und von einer großartigen Weltreise schwatzte, die er demnächst auf der Jacht seines Vaters unternehmen wolle.

„Sagen Sie mal, mein Junge", unterbrach ihn Wilkins, „wissen Sie etwas Näheres über diesen Macready, der heute den Sandro spielte?"

„Oh, Sie kennen unseren unvergleichlichen Macready nicht, haben nie etwas von seinem bewegten Leben gehört? Vor anderthalb Jahren wollte er mit seiner Truppe zu einem Gastspiel nach Pretoria — aber die ‚Singapur' lief unterwegs auf eine Mine auf. Die ganze Gesellschaft wurde in Rettungsboote verfrachtet und landete schließlich irgendwo südlich oder nördlich von Sansibar. Dort gerieten sie in eine ganz phantastische Gegend: geheimnisvoller Urwald, Raubtiere, Schlangen und so. Das Ganze war natürlich eine fabelhafte Reklame für Macready, und er redet noch heute gern davon."

Unter dem Vorwand, er habe noch ein dringendes Ferngespräch zu führen, verabschiedete sich Wilkins eilig und ging mit ungeduldigen Schritten hinter die Bühne. Als er die Garderobe des Schauspielers Macready betrat, hatte sich der große Mime bereits umgekleidet. Er war gerade im Begriff fortzugehen und hielt schon den Hut in der Hand.

„Ich will Sie nicht lange aufhalten", entschuldigte sich Wilkins nach kurzer Begrüßung. „Ihr großartiges Spiel hat mich tief ergriffen, insbesondere interessierte mich jene Szene des dritten Aktes, wo Sie ..."

„Ach was, ich war heute gar nicht in Form", fiel ihm Macready ins Wort und wollte sich schon zum Gehen wenden.

„O nein, Sie haben ganz vortrefflich gespielt", setzte Wilkins unbeirrt das Gespräch fort.

Macready klemmte sich eine dicke Zigarre zwischen die Lippen, die bereits wartend aus seiner äußeren Rocktasche hervorgelugt hatte, und warf einen betont mißmutigen Blick auf ein Schild an der Wand: „Rauchen verboten". Aber selbst dieser Wink mit dem Zaunpfahl brachte den weltgewandten Forschungsreisenden nicht aus der Fassung.

„Ich bin selbst ein leidenschaftlicher Raucher, lieber Herr Macready", sagte er im liebenswürdigsten Tone, „aber das, was ich Ihnen mitzuteilen habe, übertrifft bei weitem den Duft der köstlichsten Havanna, die Sie je in Ihrem Leben geraucht haben. Sie sind doch einmal in Afrika gewesen, nicht wahr?"

Macready nahm die Zigarre aus dem Mund, nickte geschmeichelt und bot seinem Gast mit vollendeter Höflichkeit einen Stuhl an.

„Auch ich bin im vergangenen Jahr in Afrika gewesen und habe dort seltsame Dinge erlebt", fuhr Wilkins fort. „In einer mondhellen Nacht beobachtete ich dort im Urwald eine Herde Affen, — sie gehörten zu einer ziemlich seltenen Abart der sogenannten Anthropoiden, der Menschenaffen. Auf ein sonderbares Signal ihres Anführers hin kletterten sie an den Lianen von den Bäumen herab und füllten eine schmale, hellerleuchtete Lichtung. Das Signal bestand in einem fauchenden Schrei, sehnsüchtig und abgründig wie ein Seufzer. Zunächst einmal herrschte unter den Tieren ein allgemeines Durcheinander. Die Affen drängelten sich und wechselten ziellos ihre Plätze. Dann scharten sich alle zu einem einzigen, ungemein lebhaften Haufen zusammen, ohne daß der Sinn dieser Zusammenrottung verständlich gewesen wäre. Schließlich vereinten sich die Schreie, die beunruhigten, traurigen Schreie dieser um irgend etwas wissenden Tiere, zu einem allgemeinen ohrenzerreißenden Geheul, das nur hin und wieder von dem dumpfen Knurren der Männchen unterbrochen wurde.

Plötzlich wichen alle kreisförmig auseinander und hockten sich hin. Nur zwei besonders große und schöne Tiere blieben in der Mitte des Kreises stehen. Ihre Haltung war gebeugt, sie berührten mit den Vorderhänden fast die Erde. Dabei schnitten sie entsetzliche Fratzen und starrten sich mit ihren vorquellenden Augen an. Hierauf schwankte das eine von ihnen, fiel um und stieß einen wilden Schrei aus, wie ihn die Menschenaffen gewöhnlich von sich geben, wenn man sie anschießt. Dann versuchte es noch, nach dem anderen Tier zu greifen. Doch jenes wich aus, wobei es die Vorderhände abwehrend vorstreckte, sich heftig am ganzen Leib schüttelte und überhaupt durch sein ganzes Aussehen äußerste Raserei zum Ausdruck brachte.

Ich erinnere mich natürlich nicht mehr an alle Einzelheiten in den Bewegungen der schokoladebraunen Gestalten, die in der gespenstischen Mondlichtleere des Urwalds vor mir herumgeisterten. Ich berichte Ihnen hier nur das Wichtigste. Nachdem einige Zeit vergangen war, erhoben sich die ringsum am Boden sitzenden Affen und schlossen den Kreis dichter um den in der Mitte liegenden. Nun begannen einige von ihnen, die Köpfe gemessen hin und her zu wiegen und die Hände, wie in einer Art tiefer Ratlosigkeit, bald ineinander zu legen, bald wieder zu trennen, ohne jedoch laut zu klatschen. Diese gleichmäßige Gebärde eintöniger Trauer wurde alsbald allgemein. Plötzlich erscholl ein kurzer Schrei in den Baumwipfeln, ein großer Affe sprang von dort in den Mittelpunkt der Handlung herab und versuchte das liegende Tier aufzurichten.

Da mich die ganze Sache ungemein beschäftigte, verbrachte ich noch einige Nächte an demselben Platz, und jedesmal vollführten die Affen, wenn auch mit einigen Abweichungen, die gleiche unverständliche Pantomime. In der vierten Nacht schoß ich einen von ihnen an, und zwar den, der in der Mitte des Kreises umfiel. Ich wollte feststellen, ob nicht irgendein organisches Leiden dieses Affen die Ursache der rätselhaften nächtlichen Versammlungen sei. Die Untersuchung des Tieres ergab jedoch, daß es sich um ein kerngesundes, ganz normales Affenmännchen handelte.

Sie werden mich jetzt fragen, warum ich Ihnen dies alles erzähle. Nun, als vorhin auf der Bühne Rosetta zu dem verwundeten Sandro eilte und ihn aufzurichten versuchte, wobei sie die räuberische Schar der Gäste fortzuscheuchen bemüht war, stimmte alles, wenn auch nur in allgemeinen Zügen, mit

dem Benehmen jenes Affenweibchens überein, das vom Baum herabsprang. Können Sie sich das auf irgendeine Weise erklären?"

„Wo spielte sich das alles ab?" fragte Macready, der dem Bericht des Forschungsreisenden mit zunehmender Aufmerksamkeit gefolgt war und dabei seine kostbare Zigarre langsam zu Spreu zermahlen hatte.

„An der ostafrikanischen Küste, zwischen Cordon Brun und der Mündung eines kleinen Flüßchens, das die Eingeborenen Is-Is nennen. Es ist nicht auf allen Karten eingezeichnet."

„Wir stachen von Cordon Brun in See", sagte der Schauspieler erschüttert. „Aber sagen Sie mir noch eins: führte nicht eine lange Schlucht von der Küste zu jener Lichtung?"

„Jawohl, und ich kreuzte die Schlucht an ihrem oberen Ende."

„Nachdem Sie an mehreren hohen grauen Felsen vorbeigekommen waren?"

„Ganz richtig, es waren fünf Felsen, sie ragten in einer Reihe aus dem Wald empor, und die Linie, in der sie angeordnet waren, verlief in rechtem Winkel zum Waldsaum."

„Jetzt ist mir alles klar", sagte Macready nach einer kurzen Pause lächelnd. „Auf jener Lichtung habe ich mit meiner Truppe, zu der auch die rühmlich bekannte Mary Cortez gehörte, zum eigenen Zeitvertreib und zur Unterhaltung der übrigen geretteten Passagiere der auf eine Mine aufgelaufenen ‚Singapur', den dritten Akt des Stückes ‚Die silberne Spange' aufgeführt. In den Baumwipfeln hatten sich als Zaungäste eine Unmenge Affen versammelt. Irgendwer wollte sie durch einen Schuß verscheuchen, da sie durch ihr Fauchen und ihr außerordentlich aufgeregtes Verhalten zuweilen störend wirkten. Aber Mary Cortez nahm sie in Schutz: sie erklärte, daß sie Freikarten an die kunstbegeisterten Tiere verteilt habe. Ja, wir verlebten damals ein paar lustige Tage — ein paar echt afrikanisch lustige Tage!"

Wilkins schwieg eine geraume Weile.

„Ich glaube, daß ich den Affen ganz zu Unrecht erschossen habe", sagte er dann nachdenklich und mit unverfälschter Trauer. „Diese eindrucksempfänglichen Geschöpfe sahen gespieltes Leid und gespielten Tod, sahen einen kleinen Ausschnitt aus einer ihnen verschlossenen Welt, und obwohl sie nichts von dem begriffen, was sich in den tiefen Abgründen der menschlichen Seele bei solchem Geschehen abspielt, zogen sie doch einen Gewinn daraus. Wenn sie auch nur Äußerlichkeiten übernahmen und sorgfältig nachmachten, so waren sie doch zweifellos von der Handlung des Stückes tief erschüttert, und Sie, lieber Herr Macready, haben sicherlich noch nie ergriffenere Zuschauer gehabt als damals im afrikanischen Urwald. Ich möchte mir erlauben, Ihnen zur Erinnerung daran den ausgestopften Affen zu schenken, der auf dem hohen Gebiet der Schauspielkunst sozusagen Ihr jüngerer Bruder gewesen ist."

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Der Poldi hatte Silberhochzeit. Man feierte und feierte. Und der Pfarrer hielt eine schöne Rede. Er sprach von den gemeinsam getragenen Leiden und von dem vielen Glück der fünfundzwanzig Jahre. Und wie gut die beiden sich verstanden hätten und wie einig sie miteinander gelebt hätten.

Dann erhob sich weinselig gerührt der Poldi und sagte schluchzend: „Recht ham S', Herr Pfarrer, und so soll es in Zukunft bestimmt werden!"

Es war schon vor einer Reihe von Jahren, da fand in einer kleinen schwedischen Stadt die Einweihung eines staatlichen Verwaltungsgebäudes statt. Der König hatte hierzu den Minister Lofgren abgeordnet, der jedoch über den Auftrag wenig erbaut war, da ihn diese Reise sehr in seiner Arbeit aufhielt. Er hatte außer der Einweihung noch die Aufgabe, beim Festbankett am Abend eine Rede zu halten und dem Architekten des Neubaues das Ritterkreuz des Wasa-Ordens zu überreichen. Dann wollte er gleich mit dem Nachtschnellzug wieder zur Hauptstadt zurückfahren. Mit den Gedanken schon wieder ganz bei seinen dringlichen Arbeiten im Ministerium, sprach der Minister seine Rede ziemlich rasch herunter, beglückwünschte den Architekten für seine Leistung im Namen des Königs und überreichte ihm eine lederne Schatulle.

Der Architekt nahm sie hochbeglückt entgegen, öffnete sie feierlich, schloß aber den Deckel sofort wieder und steckte das Kästchen eilig in die Tasche. Dem Minister fiel es nicht auf, daß der Mann nun sehr verstört auf seinem Platz saß, denn er war bereits im Weggehen, um den Zug nach Stockholm noch zu erreichen.

Während der Fahrt öffnete er seine Aktenmappe, um ein paar Schriftstücke zum Durchlesen zu entnehmen. Dabei griff er ein Lederkästchen. Er nahm es heraus, da er nicht wußte, was das wohl sei, und sah zu seinem Entsetzen, daß das Ritterkreuz des Wasa-Ordens, das er doch eben erst dem Architekten überreicht hatte, sich darin befand. Wie war das wohl möglich? Er sann lange hin und her, durchsuchte seinen Koffer und plötzlich kam ihm die Erleuchtung. Er hatte in der Eile zwei sich ähnlich sehende Lederkästchen unglücklicherweise verwechselt und nach seiner Festrede dem Architekten im Namen des Königs feierlich seinen — Rasierapparat im Etui überreicht.

GESCHACHTELTE TRÄUME

VON JOSEF ROBERT HARRER

Mir träumte im Traum, daß ich träumte. Das klingt verwirrend. Ich habe also von drei Träumen, die ineinander geschachtelt waren, zu berichten, das heißt: ich gebe mir selbst die Erlaubnis, davon zu berichten. Um nun eine gewisse Ordnung in die Dinge zu bringen, sollen die drei Träume eigens bezeichnet werden. Der ursprüngliche Traum soll A-Traum genannt werden; er ist der wichtigste, ohne ihn gäbe es nicht den B-Traum und den C-Traum. A-Träume haben wir alle: Männer, Rundfunkansagerinnen, Goldfische, Redakteure, Steuerbeamte, Bernhardinerhunde, Schriftsteller und Balimädchen, um nur einige von jenen Wesen zu nennen, welche primitive Träume, also A-Träume haben.

A-Träume werden als Träume fast nie erkannt. Auch mein A-Traum war für mich Wirklichkeit, obwohl ich einen Vollbart trug, obwohl ich eine prall gefüllte Tasche — Inhalt Silbergeld — hatte, obwohl ich mutig war und dem schönsten Mädchen der Welt — soll heißen: der Traumwelt — nachstieg.

Ich stieg also im A-Traum, der für mich Wirklichkeit war, dem schönsten Mädchen der Welt nach. Mein Vollbart flatterte wie eine Freudenfahne. Die Sonne schien groß wie ein Fünfmarkstück, das man durch ein Mikroskop betrachtet. Der Schnee lag auf den Dächern und rings in den Gärten blühten die Rosen, schöne dunkelviolette Rosen. Das Mädchen vor mir hatte Beine! Beine! Ich verstehe, warum jener altgriechische Künstler seine marmorne Venus von Milo mit verhüllten Beinen darstellte; er hatte bestimmt in einem A-Traum das Mädchen, das eben vor mir ging, gesehen und sich gesagt, daß so schöne Beine nicht einmal der größte Künstler, also auch er selbst nicht darstellen könne. Kürz, das Mädchen mit diesen Beinen ging vor mir.

Ich mußte von diesen Beinen ausführlicher und in Vergleichen reden, selbst auf die Gefahr hin, daß einige — wirkliche! — mir nicht unsympathische Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes nach der Lektüre dieses Werkes den Laufpaß schicken, von meiner Frau gar nicht zu sprechen... Aber allen zum Trost: Solche Beine gibt es in Wirklichkeit gar nicht, sie existieren nur in einem A-Traum, den man aber als Traum nicht empfindet.

Ich arbeite — wie die Wiener Fußball-Taktik — zu sehr in die Breite. Es wird Zeit, daß ich ein Pointen-Goal schieße. Denn was nützt die schönste Taktik und Technik? Das Publikum will beim Fußballspiel Tore sehen und will beim Lesen Pointen finden.

Pointen! Die Pointe Nummer eins kommt! Das Mädchen vor mir bemerkte, daß ich ihr folgte. Sie blieb plötzlich stehen, lächelte mich an und sagte: „Ich fühle mich sehr geschmeichelt, daß Sie mir nachgehen. Mein ästhetisches Empfinden aber erlaubt nicht, daß ein so schöner Mann einem Mädchen folgt, das so häßliche Beine wie ich hat!"

Mir blieb der zu einer Anrede geöffnete Mund wortlos offen stehen; der Wind erfaßte meinen Vollbart und trieb ihn in meinen Mund. Ich drohte zu ersticken; da zog das Mädchen hilfsbereit meinen Bart aus dem Mund. Sie zog, sie zog... Drei Meter zog sie heraus. Dann sagte ich: „Tausend Dank, Dame! Und Ihre Beine? Ich habe noch nie so schöne Beine gesehen!"

„Sie träumen wohl?" meinte das Mädchen.

„Träumen? Mit offenen Augen?... Darf ich ein Gedicht auf Ihre vorbildlichen Beine schreiben? Ein Doppel-Sonett?"

Das Mädchen sah glücklich aus wie eine Kuh, die man hinter den Ohren kraut... Sie sprach:

„Sie sind ein Gentleman, mein Herr! Und ich will gerne mit Ihnen ein wenig spazierengehen. Ich habe aber vorher noch etwas zu tun. In diesem Haus wohnt mein Bräutigam. Ich will ihm rasch den Hals abschneiden; dann komme ich. Sie können inzwischen im Park auf mich warten; Sie dürfen ein wenig schlafen und träumen. Ich wecke Sie dann!"

Ich war einverstanden. Das Mädchen trat in das Haus, ich in den nahen Park. Dort waren Hängematten gespannt. Ich legte mich in eine und schlief ein. Ich schlief im Traum ein, im A-Traum. Und nun träumte ich. Im A-Traum träumte ich den B-Traum. B-Träume sind selten. Gewöhnliche Sterbliche werden nie in die Lage kommen, einen B-Traum mitzumachen.

Auch mein B-Traum kam mir als Traum nicht zum Bewußtsein. Ich ging wieder einem Mädchen nach. Es hatte schöne Beine. Ich erinnerte mich im B-Traum nicht, je schönere Beine gesehen zu haben; denn die Beine aus dem A-Traum waren vergessen. Ich will kurz sein. Der B-Traum ähnelte dem A-Traum. Der Unterschied war nur der, daß jetzt der Schnee auf dem Boden lag und daß die Rosen auf den Dächern blühten. Das Mädchen vor mir blieb stehen und wandte sich um.

Die Pointe kommt! Sie rief:

„Sie vollbärtiges Schaf! Warum verfolgen Sie mich? Warum starren Sie auf meine Beine? Ich glaube zwar, daß Sie noch nie so schöne Beine gesehen haben, aber dennoch — ich werde sofort meinen Bräutigam rufen!"

Schon war dieser zur Stelle. (Jetzt erinnere ich mich, daß er dem Kassier jener Zeitschrift glich, welche die Honorare schuldig bleibt.) Der Herr also stürzte auf mich los, nahm mich beim Vollbart und schwang mich im Kreise durch die Luft. Das Gefühl war herrlich. Mir wurde schwindelig, meine Sinne tauchten in Wolken. Ich schlief ein. Und ich träumte.

Im B-Traum erlebte ich den C-Traum. Und nun kommt die Pointe! Den C-Traum, die innerste der drei Schachteln, erlebte ich als Traum. Ich wußte, daß ich träumte.

Es gibt im Leben kein schöneres Gefühl als das Bewußtsein, daß man träumt. Man hat es keine dreimal im Leben. Viele Leute, wie Zimmermaler, Landtagsabgeordnete, Operettendichter und Portiersfrauen, haben dieses Bewußtsein überhaupt nie im Leben, soll heißen im Traum.

Dieses Bewußtsein zu träumen erlaubt alles. Ich erinnerte mich der vorhergehenden Träume (A und B), als seien sie irgendeine ferne Wirklichkeit. Ich sagte mir: Wenn ich träume, darf ich alles machen, was ich will. Komme ich in Gefahr, so reiße ich mich aus dem Traum, indem ich mich zwicke oder die Augen fest zudrücke.

Ich trat in einen Friseurladen und ließ mir den Bart abschneiden. Dem Manikurfräulein klopfte ich auf jenen Körperteil, der auch außerhalb des Traumes zum Sitzen bestimmt ist. Sie schrie um Hilfe, während ich enteilte. Wenn man mich verfolgte, konnte ich mich noch immer aus dem Traum retten. Man verfolgte mich nicht.

Ich wurde mutig. Ich trat auf einen Schutzmann zu und sagte:

„Verzeihen Sie, mein Herr! Borgen Sie mir, bitte, Ihren Gummiknüttel. Ich möchte Ihnen ungemein gerne damit eine in die Fresse hauen!"

Er starrte mich fassungslos an; schon hatte er das erhalten, was ich gewünscht hatte.

Ich lebte mich aus; grenzenlos, hemmungslos, ohne Gedanken an Zivilisation... Vor einem Eierladen standen Körbe. Ich entnahm ihnen einige Eier; ich warf sie einer wasserstoffoxydblonden Dame an den Kopf und rief: „Ihre Haare färben ab!"

Ich kam vor einen Konditorladen. Drinnen sah ich eine Verkäuferin, die mir bekannt vorkam. Natürlich, es war jenes Fräulein, bei dem ich im wachen Zustand so töricht bin einzukaufen, wenn ich einem Mädchen Bonbons schenken wollte. Immer betrog mich die Verkäuferin um zwei, drei Bonbons. Jetzt rächte ich mich. Ich trat ein. Ich ließ mir von jeder Torte einige Stücke einpacken. Das Paket war schließlich umfangreich. Ich nahm es in Empfang, öffnete die Türe und warf es auf die Straße. Das Fräulein starrte mich an. Ehe sie schreien konnte, nahm ich aus dem Gefäß mit Schlagsahne eine tüchtige Handvoll und schmierte die Masse dem Fräulein ins Gesicht.

Ja, das alles war fern aller Kultur. Auch das andere, das ich noch anstellte und das ich lieber verschweigen will, konnte keinen Anspruch auf gute Erziehung erheben...

Genug, ich will nicht wieder in die Breite spielen. Ein Tor soll fallen: eine Pointe!

Eben als ich einer Braut, die mit ihrem Gefährten das Standesamt betreten wollte, einen feurigen Kuß auf den tadellos gefärbten Mund drückte, schrie der Herr: „Was unterstehen Sie sich?" Der Herr war der Bräutigam. Ich sah ihn frech an. Da rührte mich beinahe der Schlag. Es war jener Mensch, der mich im B-Traum beim Vollbart genommen und durch die Luft in den C-Traum gewirbelt hatte.

Nun war es Zeit. Er hob zum Schlag die Hand. Ich, noch immer im Bewußtsein nur zu träumen, preßte die Augen zu. Ich stürzte aus dem C-Traum, ich übersprang den B-Traum und landete wieder im A-Traum. Ich lag neben der Hängematte im Park. Das nette Fräulein mit den Venusbeinen aus dem A-Traum stand neben mir und lächelte. Ich atmete erleichtert auf. Sie sagte:

„Sie haben wirklich geträumt?... Ich kam eben, als Sie mit einem Schrei aufwachten... Kommen Sie! Ich habe meinem Bräutigam den Hals abgeschnitten. Nun gehöre ich Ihnen. Kommen Sie!"

Man beachte: Das war wieder der A-Traum; aber ich glaubte nicht zu träumen. Obwohl mir der Vollbart fehlte und obwohl jetzt die Beine des Mädchens billigster Durchschnitt waren, fühlte ich doch Wirklichkeit rings um mich. Es war eben ein ganz gewöhnlicher A-Traum, wie ihn jeder Sterbliche träumt. Ich sagte:

„Während ich in der Hängematte schlief, haben Sie sich verändert. Ihre Beine gefallen mir nicht!"

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß meine Beine nicht schön seien!" Ich stieß ärgerlich hervor: „Sie haben Ihrem Bräutigam nicht nur den Hals abgeschnitten, sondern Sie haben auch Ihre Beine ausgetauscht!"

In diesem Augenblicke kam ein Mann auf uns los. Das Messer stak noch im Hals. Das Mädchen schrie auf und lief davon. Ich stand wie angewurzelt. Es war der ermordete Bräutigam. Und er glich auf ein Haar, wenn ich so sagen darf, obwohl er eine Riesenglatze hatte, dem Kassier der früher erwähnten Zeitschrift. Er rief:

„Ich habe Ihnen ein Honorar auszuhändigen!"

Dabei faßte er mich an der Schulter und rüttelte mich so stark, daß ich erwachte...

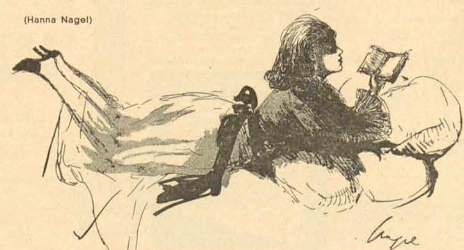
Ich erwachte aus dem A-Traum. Ich lag auf dem Sofa. Vor mir stand wirklich der erwähnte Kassier. Er sagte lächelnd:

„Sie haben geträumt, nicht wahr? Es wurde mir schwer, Sie aufzuwecken! Ja, ja, so ein Mittagsschläfchen! Erst als ich von einem Honorar sprach, erwachten Sie!"

„Taten Sie das wirklich?" sagte ich, endlich ganz wach.

„Ja, hier sind fünf Mark a conto!... Und der Redakteur Dr. Wiesenschön läßt fragen, ob er noch heute den Artikel über die Streitfrage haben kann, warum die Beine der Venus von Milo verhüllt sind!"

Ich zeigte auf die Schreibmaschine. „Der Artikel ist bereits eingespannt. Über ihm ermüdete ich und legte mich ein wenig hin... Ich träumte drei Träume... Ich werde statt des Artikels über die Venusbeine meine drei Schachtelträume beschreiben... Man muß doch auch für die Psychologie der Träume etwas tun!"



(Hanna Nagel)

Die drei Gesellen

(Wilhelm Schulz)



Im Schlosse saß gefangen
Ein Königstöchterlein.
Es waren drei Gesellen,
Die wollten sie befrei'n.

Der Erste hätt' es billig
Durch Zauberei gemacht,
In alten Folianten
Las drum er Tag und Nacht.

Der Zweite, der ließ schmieden
Sich Wehr und Waffen dann,
Daß stolz er ist gestanden
Da als ein Rittersmann.

Doch hat er, wie der andre,
Die rechte Stund' versäumt.
Viel klüger tat der Dritte,
Der gleich sein Roß gezäumt.

Der hat dabei alleine
Nur auf sein Glück vertraut.
Froh aus des Schlosses Mauern
Heim führte er die Braut.

Wilhelm Schulz

ESSEN SIE MEHR SALAT UND . . .

VON ERIK STOCKMARR

Ein verteufeltes Mißgeschick, das mir da widerfahren ist. Alle meine Freunde und Bekannten lachen sich heimlich eins ins Fäustchen, so daß ich den erwachsenen Lesern — namentlich den verheirateten — nur dringend raten kann, die Geschichte ja recht aufmerksam zu lesen.

Mit einer harmlosen Bagatelle fing es an. Eines Morgens als ich erwachte, vermochte ich das eine Auge nicht aufzumachen, trotz aller verzweifelten Grimassen, die ich schnitt. Und als ich mich dann mit dem anderen, gesunden im Spiegel besah, stellte ich fest, daß es ganz rot und aufgeschwollen war.

„Herrgott", rief meine Frau erschrocken aus, „du hast ja ein Gerstenkorn." — „Ich ein Gerstenkorn?"

„Wer weiß, vielleicht ist es gar ein Weizenkorn."

„Sieht dir wieder einmal ähnlich, über die Leiden anderer zu spotten."

„Warte einen Augenblick", besänftigte sie mich „ich hole dir Borwasser, das hilft sofort."

Aber es half nicht, das Borwasser. Und im Büro angekommen, fragte man mich sogleich, wieso ich ein entzündetes Auge hätte, als sei es ein Vergnügen, mit einer solchen Geschwulst, groß wie ein Tennisball, herumzulaufen.

„Sie sollten warme Umschläge machen", riet mir ein Kollege. „Vor allem, lieber Freund, passen Sie ja gut auf, daß Ihnen die Spatzen nicht das Gerstenkorn aufpicken." Ach ja, die lieben Mitmenschen, sie sind immer witzig, solange es nicht ihre Haut betrifft.

„I bewahre warme Umschläge", meinte dagegen unser alter Hausdiener und schob den Priem mit der Zunge vor, daß er sichtbar wurde. „Nee, das einzige was hilft, ist das hier." Und damit spuckte er mir mitten ins Auge. „Ein altes Hausmittel, in drei Tagen ist die Entzündung weg."

„Nein", riet ein dritter, „Sie sollten lieber jeden Abend vor dem Schlafengehen getrocknete Weintrauben essen. Von wegen der Vitamine und so. Gerstenkorn ist nämlich eine sogenannte Mangelkrankheit, ein Mangel an A-Vitamin. Man sieht es Ihnen sofort an, daß Ihnen die Vitamine fehlen. Ständig haben Sie ein blasses und müdes Aussehen. Fühlen Sie sich nicht auch öfters matt in den Beinen? Trinken Sie darum tüchtig Milch und Lebertran!"

Zugegeben, alles in allem — vom Gerstenkorn ganz abgesehen — fühlte ich mich tatsächlich etwas müde und abgespannt und verspürte zuweilen eine leichte Übelkeit. Also mochte er gar nicht so unrecht haben. Das mit dem A-Vitamin usw. hörte sich durchaus plausibel an, daß man die Kur am besten einmal versuchte und mit der Milch begann, um nach und nach zum Lebertran überzugehen.

„Nein, nein, nicht A-Vitamine", mischte sich hier ein vierter ein, „das ist grundverkehrt. B-Vitamine brauchen Sie, B-Vitamine, oder auch beides. Was hilft das schon, das viele Lebertran- und Milchtrinken, wenn Sie dabei Ihrem Körper keine B-Vitamine zuführen. Diesem verteufelten A-Vitamin geben die Leute allen möglichen Augenkrankheiten die Schuld. Doch wie gesagt, sind es Müdigkeit und Mattheit, die Sie verspüren, so fehlt es Ihnen am B-Vitamin, das Sie am besten in geschliffenem Reis und dergleichen finden. Und dann noch ein altes Hausmittel, zu dem ich raten möchte: Begeben Sie sich bei Neumond auf eine große Wiese hinaus und pflücken Sie eine Blume, die..."

Ich aber wehrte ab: „Nein, danke vielmals! Hausmittel hat man mir bereits genug empfohlen." — „Geschliffener Reis", fragte ich abends meine Frau, „hast du den im Hause?"

„Was sagst du da?" bemerkte meine Schwägerin, die zufällig auf Besuch war. „Um Gottes willen, bloß keinen geschliffenen Reis. Wozu soll das nützen? Nein, Felix, Obst und frisches Gemüse, die sind reich an C-Vitaminen, das solltest du nur essen. Nicht Fleisch und Wurst, sondern gute vegetarische Küche wird dich wieder auf die Beine bringen. Und vergiß auch nicht das D-Vitamin, sonst riskierst du, die englische Krankheit zu bekommen."

Ich fühlte mich am Ende reichlich verwirrt und desorientiert und wußte nicht, womit ich eigentlich beginnen sollte. Da fand sich zum Glück auch noch mein Schwager ein, und er erzählte von einem Mann seines Bekanntenkreises, der von Salat, Rüben, Weizenkleie und derlei Rohkost lebte, alles Dinge, die nach seiner Meinung vornehmlich E-Vitamine enthielten, was der Gesundheit besonders dienlich sein sollte.

„Nun gut", sagte ich, „für irgendetwas muß man sich ja schließlich entscheiden. Probieren wir es in Gottes Namen einmal mit diesem E-Vitamin. Aber richte, bitte, der Familie und allen Bekannten aus, daß sie in Zukunft nicht die Nase in meine Kohl- und Salatblätter stecken mögen."

Ich lebte also das ganze letzte Jahr hindurch von besagter Rohkost, und ich muß gestehen,

König ist der Lambeth-Walk!

Von Benedikt

Ringsum auf dem Erdenball
tanzen jetzt im Karneval
Tippmamsell und Grossherzog
vorzugsweise Lambeth-Walk:
„Oie!"

In Kalkutta, Wien, Berlin,
Solothurn und Neuruppin,
auf Hawai, Spiekeroog
heisst die Losung: Lambeth-Walk!
„Oie!"

Omama und Enkelin
geben sich dem Studium hin,
denn die Gunst steigt analog
dem Erfolg beim Lambeth-Walk:
„Oie!"

Auch das traurigste Subjekt,
wird vom Rhythmus angesteckt,
und hat es den Bogen raus,
ruft es tiefbefriedigt aus:
„Oie!"

Bald hört man vorm Traualtar
nicht mehr, wie es früher war,
von der Braut ein zartes „Ja",
sondern fröhlich kräht sie da:
„Oie!"

Anders klingt die Melodie
dann am Aschermittwoch früh,
denn dann stöhnt man kummervoll,
schwerverkatert und in Moll:
„Ooiiiiiee!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Nach dem achten Kognak

(R. Kriesch)

„Fräulein, sagen Sie doch bitte dem Piloten, er soll nicht immer Loopings fliegen!"

daß alle Müdigkeit und Mattheit wie Nebel vor der Sonne verschwanden. Natürlich nahm ich auch andere Speisen zu mir, doch ernährte ich mich hauptsächlich von E-Vitaminen.

Da traf ich vor einer Woche einen alten Freund, den ich lange nicht gesehen hatte. Wir gingen gemeinsam in ein Restaurant, und ich bestellte mir eine Portion grüner Salatblätter, die ich mit dem Behagen einer Schildkröte verzehrte. Wir kamen dabei ins Gespräch, und ich erzählte ihm, daß meine Frau gerade in der Klinik läge, weil — unter uns gesagt — ein freudiges Familienereignis bevorstünde. Und in diesem Zusammenhang geschah es, daß ich auch auf mein ausgezeichnetes Ernährungssystem zu sprechen kam.

„E-Vitamine!" gröhlte mein Freund plötzlich los. „Hahahaha hahahaha, hahahahahahahaha! E-Vitamine hast du gegessen! Haha haha!"

Er hörte nicht auf zu lachen. Alle Leute blickten sich nach uns um. Ich rief dem Kellner zu, daß er ihn, meinen Freund, als Trinkgeld dabehalten möge, und zur Unterhaltung der Gäste. Ich aber stand auf, um zur Klinik zu eilen und nach meiner Frau zu fragen. Aber Gustav, dieser Mensch, lief mir auf der Straße nach und zerrte an meinem Mantel.

„Hahaha!" lachte er weiterhin schallend. „E-Vitamin! Weißt du denn überhaupt, was für ein Vitamin das ist? Das Fortpflanzungsvitamin nennt es die ärztliche Wissenschaft. Hahaha!"

„Ach, du lieber Gott!" rief ich entgeistert aus und lief, was ich nur konnte. Als ich in der Klinik anlangte, trat mir die Oberschwester entgegen und drückte mir die Hand.

„Herzlichen Glückwunsch. Es sind Drillinge."

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Gänzlich erblondet

(K. Heiligenstaedt)



„Stell dir vor, Otto, diese Person habe ich noch gekannt, als sie Wasserstoffsuperoxyd nicht 'mal richtig aussprechen konnte!"

München, 19. Februar 1939
44. Jahrgang / Nummer 7

FASCHING

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

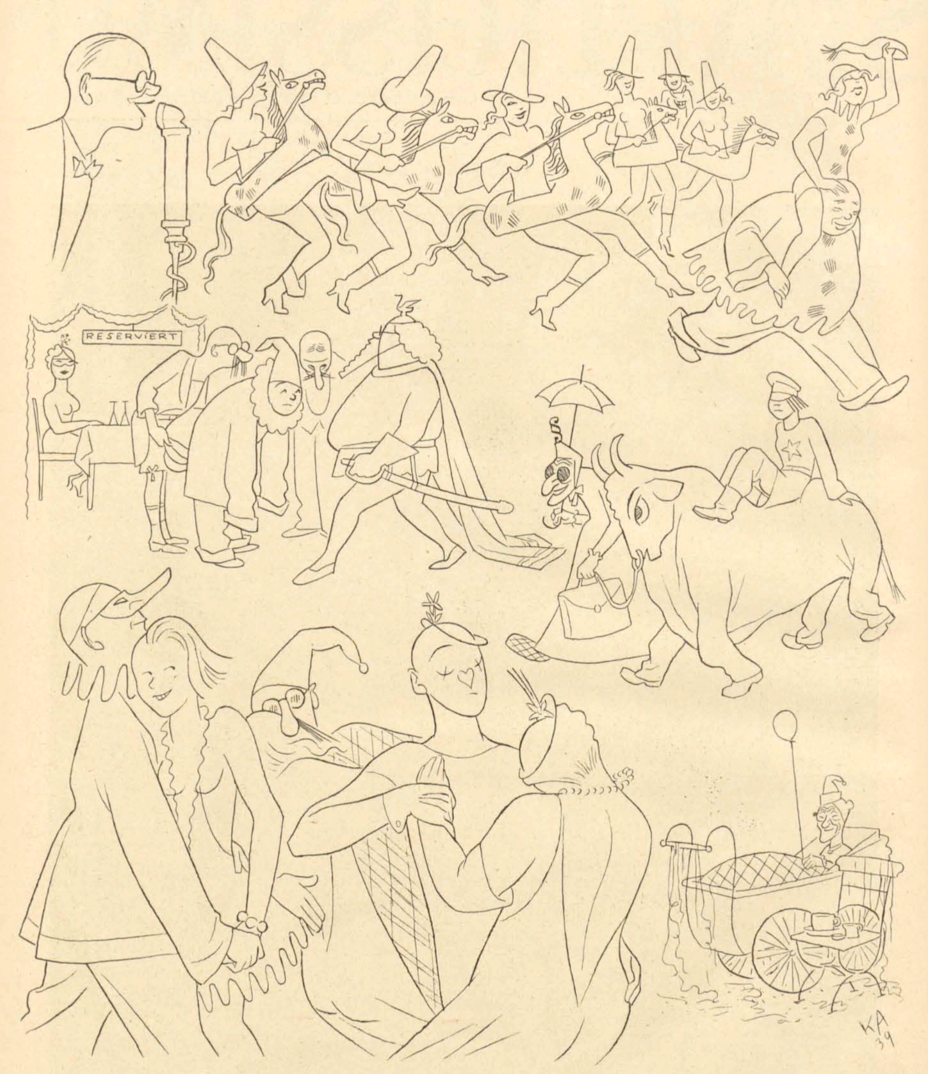
Annäherung

(K. Heiligenstaedt)



„Na, ist das dein erstes Faschingsfest in München?"
„Dös net, aber du bist der erste, der mich so saudumm anredt!"

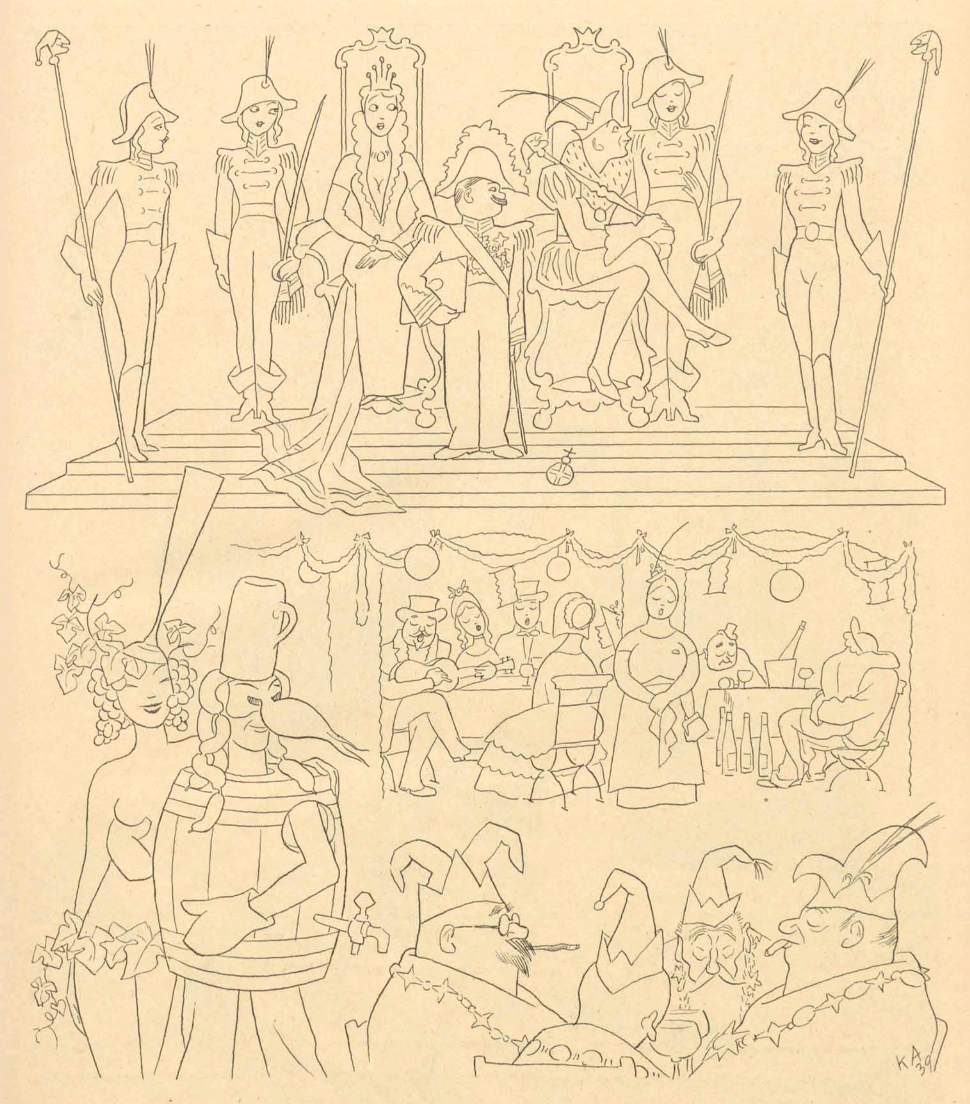
HÖRBERICHT VOM FASCHINGSFEST



Achtung! Achtung! Liebe Hörerinnen und Hörer, wir befinden uns auf dem Faschingsfeste des Vereins „Frohsinn". Echte Faschingslaune wogt und braust durch die Räume.
Hoch zu Roß sprengen die kühnen Amazonen in den Saal — und voran, hoppe-hoppe-Reiter, ein bekannter Generaldirektor mit einer Stenotypistin seiner Konkurrenzfirma.
Aha, nun schreitet als Ritter ohne Furcht und Tadel der Vorstand des Vereins stolzen Schrittes auf seine bestellte Loge zu — jedoch von seinen Mitgliedern, trotz der schönen Locken und des langen Bartes, an der stattlichen Figur gleich erkannt und ehrfurchtsvoll begrüßt. — Nun aber naht ein politisches Gespenst! Die alte Völkerbundstante führt das bolschewistische Europa in die Arena.
Das Orchester setzt ein — man tanzt! Ich soll es nicht verraten — aber die schlanke Dame, die mir gerade ein bezauberndes Lächeln zuwirft, ist eine prominente Filmschauspielerin — heute nicht onduliert und ungeschminkt, um nicht erkannt zu werden. Der gefühlvoll tanzende Herr im feschen Hüterl ist ein berühmter Maler zierlicher Frauengestalten — schwärmt aber heute abend mehr für Rubens.

DES VEREINS „FROHSINN"

(Karl Arnold)



Ja, was sehe ich da hinten? — Eine fidele Großmutter in ihrer bequemen Loge. Keine Attrappe! Sondern eine der ältesten Damen unserer Stadt — will auch dabei sein, wenn es zünftig zugeht.
Aber, aber was muß ich nun sehen? Am Hofe Seiner närrischen Tollität bahnt sich ein Fehltritt an. Der Prinz geruht höchst sein Interesse seiner Leibadjutantin zuzuwenden.
Kultivierte Geselligkeit herrscht in der Loge des Kunstmalers Kitschinger. Gar lieblich klingen die hübschen Liebesliederl aus der Biedermeierzeit — schlicht begeistert stimmt auch die Kellnerin mit ein.
Nun, nun? In der Loge nebenan sitzt ein Zimmerherr mit seiner schönen Wirtin, während der gute Herr Gemahl nach der fünften Flasche Wein glücklich dahinträumt.
Blitzlicht leuchtet auf! Die beiden preisgekrönten Masken „Rheinischer Wein" und „Bayrisches Bier" stellen sich den Pressefotografen.
Nun aber noch einen Blick in die Ehrenloge, zu den Mitgliedern des Festausschusses. In fröhlicher Stimmung sitzen die Gestalter des gelungenen Abends beisammen, schon über die lustige Nachfeier beratend. —
Gute Nacht! Auf Wiederhören!

Sportfasching

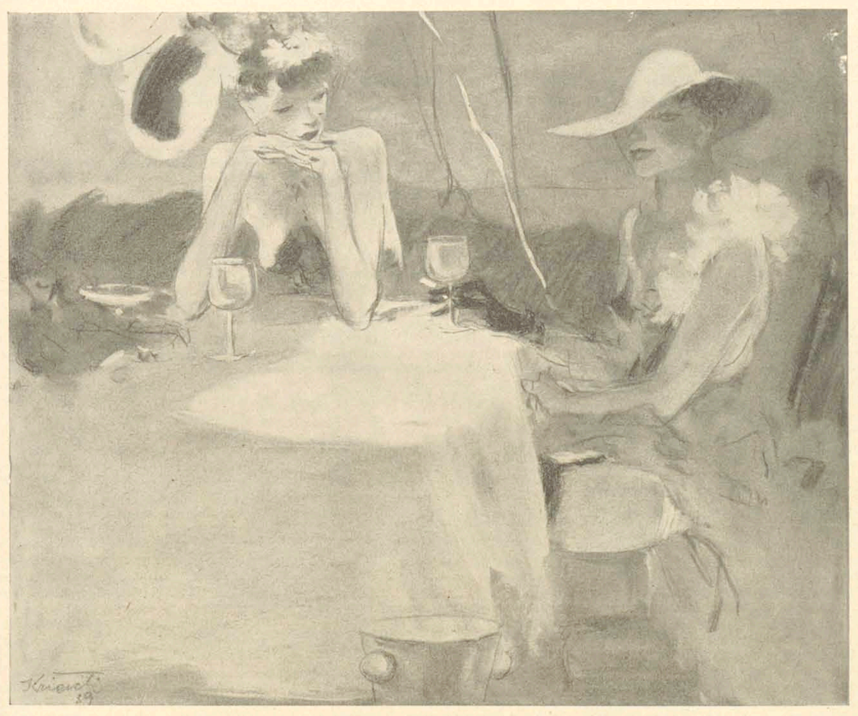
(Erich Schilling)



„Wo ist denn der Kare?" — „Der kommt net, der sagt, bei Sonnenschein und rauchloser Luft und zwei Grad unter Null kommt er nicht in Stimmung!"

Erkenntnisse

(R. Kriesch)



„Woran merkt man eigentlich, ob ein Fest gelungen ist?"
„Das kann eine Dame allein gar nicht feststellen!"

GANZ FEINER KARNEVAL

VON WALTER FOITZICK

Wir betraten unsere Loge und machten ein glänzendes gesellschaftliches Bild. Um uns herum wurden lauter glänzende gesellschaftliche Bilder gemacht. Wir neigten uns über entblößte Schultern, daß die Frackhemden nur so krachten, bestellten keineswegs die billigste Sektmarke, grüßten verbindlich lächelnd ins Nichts, vielmehr in den überfüllten Ballsaal hinein, und sagten, was feine Leute zu sagen pflegen, die Stimmung sei heute nicht besonders.

So taten wir und so taten auch die in der Loge rechts von uns. Ich bin überzeugt, die in der Loge links von uns machten es genau so, ich habe es aber nicht beobachtet.

Das war so um neun Uhr. Das Fest rauschte.

Zwischen zehn und elf Uhr war es nicht wesentlich anders. Wir hörten aus der Nebenloge, wie auch die dort sagten, daß früher einmal doch mehr Stimmung gewesen sei. Die Herren bei uns und die Herren drüben kontrollierten diskret, ob die Anzahl der getrunkenen Flaschen auch mit der Anzahl der leeren Flaschen neben dem Kübel in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung verblieben. Die Damen sagten, bittersüß lächelnd, man müsse eigentlich in vergnügter Gesellschaft auf so ein Fest gehen. Wir stießen darauf alle ein bißchen an, um zu zeigen, daß wir Herren schon das Zeug zu einer vergnügten Gesellschaft hätten. Die Damen glaubten es nicht. Sie hätten gerne gesagt: „Na, denn mal los!"

Ab und zu stand einer der Herren auf und verschwand. Wenn er nach einiger Zeit wieder kam, machte er ein Gesicht, als habe er etwas ganz Tolles erlebt. Wir aber alle wußten, daß er sich inzwischen auf der Toilette nur längere Zeit die Hände gewaschen hatte, damit die Zeit verging. Um elf Uhr saß eine fremde Dame in der Nebenloge außer den angestammten Damen. Eine Dame bei uns sagte: „Die Herren nebenan verstehen den Fasching." Eine Dame in der Nebenloge sagte: „Hätte ich das gewußt, wäre ich gar nicht mitgegangen."

Um ein Uhr boten wir schon das Bild ausgelassener Faschingslaune. Wattebällchen schwammen in Sektkelchen, einige Gläser waren umgefallen und es war gelungen, mit Zigaretten Löcher in das Tischtuch zu brennen, das die Kellner diskret auf Rechnung setzten. Wir hatten uns alle um diese Leistung nicht bemühen müssen, das hatten fremde Gäste getan, die an unserem Tisch überschäumend den Fasching repräsentierten. Um drei Uhr zahlten wir alles, die Tischtücher und die Gläser, einige dunkle Hummermayonnaisen und die Anzahl der Flaschen, die neben unserem Tische standen, ohne mit der Wimper zu zucken. Wir verabschiedeten uns von Loge zu Loge wie alte Freunde, die etwas Wichtiges miteinander getrunken hatten, und sagten, es sei mal wieder ein ganz ungewöhnlich reizendes Fest gewesen.

Fasching

Von Ratatöskr

Man sieht das Leben heiter an,
man zieht sich andre Kleider an
und denkt, nun sei's gewonnen.
Und glaubt, indes die Geige schrillt,
die Flöte grillt, der Busen schwillt:
man sei sich selbst entronnen.

Bloß der — so sehr man sich befliß —
Character indelebilis
bequemt sich nicht zum Pennen.
Der sogenannte Status quo
grinst hochverschmitzt: „All wedder do!"
Und der gewinnt das Rennen.

PAULE FEIERT KARNEVAL

VON REINHARD KOESTER

Kommt da ein Mann in eine kleine Stampe im Nordwesten Berlins so zwischen dem äußersten Charlottenburg und Altmoabit, sieht die noch von Silvester her von der Decke baumelnden bunten Papiergirlanden und sagt:

„Wie ick sehe, is hiea allens uff Karneval injestellt. Na, scheen, machen wa. Denn jehe ick woll nich fehl in die Vamutung, det ooch eene Molle Bockbier jefällich is — wie?"

Arthur König heißt der Wirt dieser Stampe und ist auch ein König in seinem Reich, dem sich Frau, Hund und Tochter, obwohl letztere hübsch, 17 Jahre alt und entsprechend keß ist, demütig und untertänig nähern. Lässig hängt in seinem Mundwinkel von morgens früh bis nachts um drei eine Zigarre, wie er sie sicherlich für seine Gäste nicht bereit hält, und wenn er sie mit der Unterlippe hochklemmt, hat das dieselbe Bedeutung wie wenn seinerzeit Jupiter tonans die Hand nach den Donnerkeilen ausstreckte —: dann ist dicke Luft!

„Dunkel oder hell?" tönt es hoheitsvoll-gelassen aus der von der Zigarre nicht besetzten Mundecke.

„Hamse jleich zwo Böcke?" staunt der karnevalsfreudige Besucher, worauf des Königs Daumen auf ein Plakat tippt, auf dem über dem Bild eines springenden Ziegenbocks die Schrift „Weißer Bock" zu lesen ist.

„Denn jemse mich mal 'n jemischten, Herr Wirt. In' Karneval is ja allens jemischt, is nich so? Aba wat ick vamisse is jewissamaßen det belebende Element von die Musike. Und wat die Radioapparate sind, die untaliejen doch nich der Pfändung, wie man mir jeflüstert hat. Oda sollte bei Ihnen die Birne nich in Ordnung sind?"

Die Zigarre wippt verdächtig hoch. „Jlooms valleicht, Herr, ick mach Tanzmusike for Ihnen von wejen eene Molle jemischten Bock?"

„Dazu is zu vamerken, daß aus den eenen Bock noch eene janze Herde von Böcken könnte wern, wenn die Weide jut is, und zwotens: wat heest hiea Musike machen? Jemacht wird die Musike doch in't Funkhaus, jenau wie der Jas in de Jasanstalt, und Sie drehn blos an det Knöppken. Wie det in den scheenen Jedicht heeßt:

Sieh doch, Vata, sieh doch mal,
sieh mal die Fontäne!
Drehste nur den Krahnen uff,
springtse von alleene!

Aba mit det Radio is det nu mal wie mit de Arbeet: die eenen möchtense ham, wennsese nich ham, und die andan möchtense nich ham, wennsese zu ville ham. Wat mir anjeht, stehe ick uff den Standpunkt, det bei die Arbeet jenau wie bei't Radio een Knopp mißte sein, wo man se kann abstellen, wenn se eenen zu ville wird. Allens in seine Jrenzen sare ick imma. Aba nu wolln wa Karneval feian!" Ein Mann in Postuniform ist hinzugetreten und bestellt eine Molle.

„Wat saren Sie zu den Apropoh, Herr Postrat? Heute Ahmd ha'ck nämlich in die Zeitung jelesen, det wa dies Jahr eenen Karneval von jewaltija Kürze ham, und da ha'ck ma jesaacht: Paule, ha'ck ma jesaacht, denn aba ran wie Blücha und nischt wie jefeiat! Na, und wat ha'ck jesaacht —: da bin ick! Darf ick Ihnen valleicht zu eene Molle jemischten Bock mit Kompott inladen? Jemacht? Und wie steht et mit die Musike bei so eene Angjrohbestellung?" — „Is ja", tönt es aus einer Rauchwolke, denn der Wirt hat den Stummel neu in Brand gesetzt, und sein Daumen weist gebieterisch in die gegenüberliegende Ecke, wo es dumpf aus einem zeugbespannten Kasten brubbelt.

„Det nenn'n Sie Musike? Sie ham woll noch een Vorkriegs-Kleinempfänger ohne magischet Ooge, wie? Oda hamse den jebraucht und ohne Reehren jekooft? Na, denn prost, Herr Postrat! Neulich ha'ck da ooch mal eene Sendung jehört von die Inseln, wo de Karnalljenvöjel herkomm', vastehnse? Det heeßt, so stand det in die Radiozeitung. Ick also, ick stell nu mein Piepmatz vor den Lautsprecha, damit a wat lernt, denn det Biest kräht wie eene Spinatwachtel und imma frihmorjens, wenn ick mal een bißken blau bin zu Hause jekomm', aba von wejen singen — det tut a nich. Und denn singt da jar keena, sondern een KdF.-Fahra azählt, det a nu uff die Karnalljeninsel is und sich freut, weil a seekrank is jewesen. Als ob mein Hänseken davon det Singen könnte lernen, wie? Und wenn ick jedesmal wollte in't Funkhaus loofen und azähln, wenn't mir mal is hochjekomm' —: jloomse, det de Leute det jerne würden höan? Und ob mir det nur hiea in Moabit hochkommt oda bei de Karnalljischen Inseln, det is doch een Aufwaschen — is nich so? Aba nun wolln wa ooch mal ernsthaft ranjehn an det Karnevalfeian und dafor benötjen wa eene neue Lare, Herr Wirt! Sonst jeht mir det wie bei mein'n fuffzichsten Jeburtstach, wo ick vorijet Jahr nich jefeiat habe. Da wollte ick nämlich janz jroß anjeben und hatte Jott und die Welt injeladen, so an Sticker zwölf Pasonen, Damens und Herren, lauter prima Leute, wie ick se jrade bei die Vorfeia, die ick mir höchstpaseenlich alleene jestattet hatte, an die Theke bei mein' Budiker kennenjelernt hatte —: jenau so, wie ick Ihnen jetzt kennenjelernt ha', Herr Postrat. Aba denn wurde det bei die Vorfeia so knorke und ick war so blau, det meene Olle die Jäste an nächsten Taach alle rausjefeuat hat, weil ick nämlich imma noch blau war und den jesamten Zasta hatte ick ooch uff'n Kopp jehauen. Sowat von fuffzichsten Jeburtstach ha'ck in meinen janzen Lem nich alebt! Und wat meine Olle is, die hat jesaacht: Paule, hat se jesaacht, wennste mir an dein'n siebzichsten ooch frihmorjens so blau zu Hause kommst und ick kann den janzen jeschlarenen Taach nischt tun als deine besoffenen Kumpane und Weiba die Türe uff die Neese knallen, denn laß ick mir scheiden. Hat se jesaacht. Merken Se wat? Wenn se jesaacht hätte: an dein'n sechzigsten, denn wär det een Wort jewesen, aba dazu hat se den Muck nich, weil se't doch nich will janz mit een'n vaderben! So sind die Weiba. Imma allens in de Länge ziehn, und ne jroße Klappe, aba keen Muck. Is nich so? Dadruff trinken wa noch eene Lare mit'n Koks. Und denn kostümiean wa uns, wie? Ick setz Ihnen Ihre Mitze uff und Sie mein'n Hut und denn nehm ick die Biertella und trare die als Briefe aus — jroßahtich, wie? Wat sarense, Herr Wirt, ick ha' jar keen Hut uffjehabt? Hamse Paule schon mal ohne Hut jesehn? Den setz ick nich mal ab, wenn ick bei'n Frisör jeh, mir die Haare schneiden, vastehnse? Det ist jerade so, als wenn ick Ihnen ohne Zigarre ablicken mißte! Nich wiedaerkenn'n würd ick Ihnen, jloomse det? Stimmt det ibrijens, wenn'ck ma eene indiskretable Frare aloom darf, det se mit die Zijarre zu Bett jehn und det Ihre Jemahlin Sie een Abonnemang bei de Feuawehr jekooft hat, weil det Jeklingle jede Nacht ihr sachte uff de Nerven jing? Wat denn — wat denn?! Ich frare doch nur. Weil ick Sie eene blecherne Kekskiste wollte schenken als Koppkissenbezuch — da kann nischt paasiean. Na, denn wolln wa den Bock noch mal die Ehre antun, Herr Postrat... Wat? Jetürmt issa? Und sowat nennt sich Beamtal Wie is et mit Sie, junge Frau? Ihnen könnte een kräftja Bock ooch nischt schaden! Na, wat denn nu schon wieda? Det Lokal soll ick valassen, wo ick doch Karneval will feian? Wat knallnse denn so auf det Plakat? Wenn ick Ihr Daumen wär, Herr, und Sie mißhandelten mir in diese Weise, denn kündichte ick Ihnen fristlos, vastehnse? ‚An Betrunkene darf nischt mehr ausgeschenkt werden?' — Meinense det etwa in Bezuch uff mir? So'n bißken blau bin ick valleicht, aba von betrunken kann jar keene Rede sein. Mir solltense mal betrunken sehn, da könntense aba Ihr blauet Wunda alem! Na scheen, denn jeh ick. Wat mein Hut is, der is schon zu Hause, sarense? Wenn ich den awische, den wer ick lehrn, ohne mir zu Hause zu jehn. Uff Hite und Posträte is keen Valaß heitzutare! Und mit den Karneval ist det jenau so wie mit det Radio —: da jloobste, du hörst de Karnalljenvögel singen, und denn azählt dir eena, det et ihn hochjekomm' is — und denn is et zappendusta..."

DER MAHARADSCHA

Von Anton Schnack

*Herr Spitzenpfeil, sonst stark pedantisch,
Erglühte eines Tags bacchantisch
Zur tollen Faschingszeit.
Bisher in seinem Dienst korrekt,
Nichts hatte seinen Ruf befleckt:
Er war all right.*

*Er war Vorstand auf dem Büro
Der Kohlenfirma Brand & Co.;
Sein Herz galt als immun,
Er war ein Sparer bis zum Geiz,
Die Liebe bot ihm keinen Reiz,
Scheu war er wie ein Huhn.*

*In einem Filme, wild exotisch,
Ward Spitzenpfeil erregt hypnotisch
Von Maharadschaglanz.
Er ging deshalb am Faschingsball
Der Kegelbrüder „Knall und Fall"
Indisch maskiert zum Tanz.*

*Er kam sich fremd und fürstlich vor,
Glasperlen blitzten keck im Ohr,
Sein Turban war famos.
Bereits beim dritten Glase Sekt
War Spitzenpfeil zur Lust erweckt
Die Buhlerin auf dem Schoß.*

*Und außerdem noch links und rechts
Gestalten weiblichen Geschlechts,
Ihm schwoll vor Stolz der Kamm.
Er glaubte fast schon ungefähr,
Daß er kompletter Indier wär
Aus Maharadschas Stamm.*

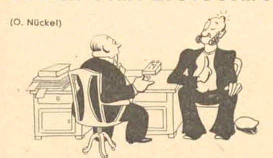
*

*Ein jedes Fest hat seinen Schluß,
Der Sekt verschäumt, es welkt der Kuß
Am Bart des Angesichts.
Am andern Morgen um acht Uhr
Verschwand des Fürsten letzte Spur
Ins Aschermittwochnichts.*

*Am Pult stand wieder Spitzenpfeil,
Mit angeecktem Seelenheil,
Durchbrochen und geteilt.
Er sah auf einmal allerseits
Der Bürodamen hübschen Reiz —
Und tat nicht mehr all right.*

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



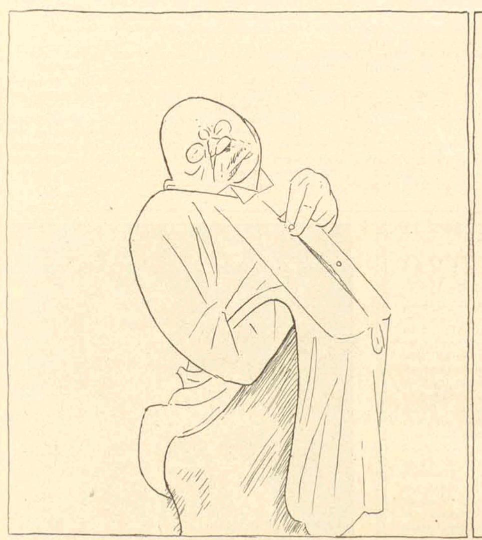
„Ob Sie wohl so freundlich wären und mir von meine Frau von abhelfen täten?" sagte der Flußschiffer Harje Harjes zum Anwalt. „Das geht bei uns her wie Soda und Gomorrha. Sie mißhandelt mir." „Wie macht sie denn das?" fragte der Anwalt ungläubig. — „Wenn sie denn und sie kömmt in Rasche — und da kömmt sie oft rein —, denn schmeißt sie mir mit alles, was sie man eben noch heben kann. So geht das nu all elf Dschahre."
„Elf Jahre!" Der Anwalt war entsetzt. „Weshalb haben Sie denn da nicht schon längst etwas unternommen?"
„Bis dschetzt war mich das egal!" versetzte Harje Harjes. „Aber nu hab ich das über. Heute morgen hat sie mir zum erstenmal getroffen."

Im Speisesaal des Hauses der Technischen Werke in Stuttgart, welcher abends den Werkscharen der TWS. zur Singprobe zur Verfügung steht, befindet sich eine große Schultafel, welche mit Noten beschrieben ist. Seit vierzehn Tagen ist außer den Noten auch der Text eines Liedes angeschrieben, das mit den Worten „Ein junges Volk steht auf" endet. Darunter liest man noch, dick unterstrichen: „Bitte stehen lassen."

„Schau", sagte unlängst mein Freund Heinrich, „schau, wenn man so allein durchs Leben geht —"
„Sooft man dich trifft", unterbrach ich ihn, „singst du dasselbe Lied ... Heirate — und du wirst gleich nicht mehr einsam sein ..."
„Heiraten?" legte Heinrich die Stirn in nachdenkliche Falten, „Heiraten? ... Lieber Freund, so einfach ist das nicht ... Wart nur, in ein paar Jahren wirst du auch darauf kommen, daß es viel leichter ist, zu einer Frau gute Nacht — als guten Morgen zu sagen!"

Die harte Brust

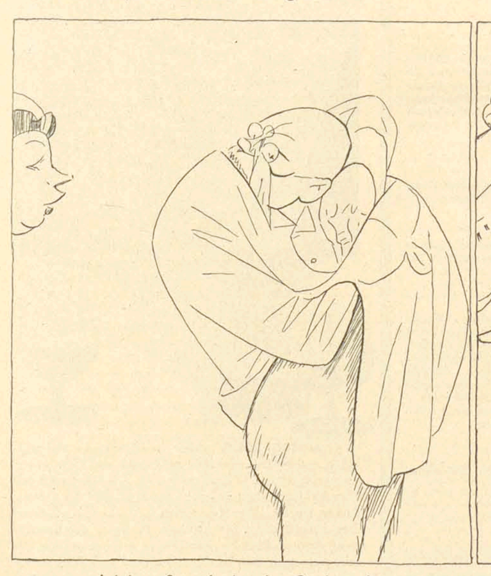
(O. Gulbransson)



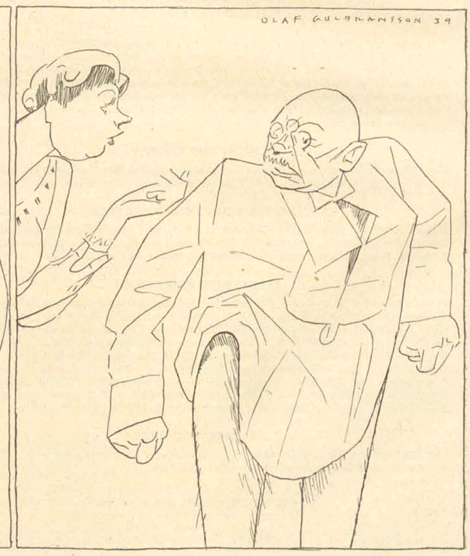
„Wenn ein Nagel durch Holz geht, muß schließlich so ein Knöpferl durch Leinen gehen!"



„Himmelherrschaftseiten, warum sind nur die Hemden so hart?"



„Jetzt muß er 'nein, der Sauknopf, ob er mag oder nicht!"



„So, das hätten wir!" — „Jawohl, Arnold, aber jetzt mußt du ein frisches Hemd anziehen!"

Maskenfreiheit

(Wilhelm Schulz)



„Respekt, Herr Bürgermeister, wann i net wüßt', daß Sie der Herr Bürgermeister sind, dann hätt i Eahna tatsächlich nicht erkannt!"

Auf der Treppe

(Fr. Bilek)



„Wenn du mich so im Arm hast, muß ich an Hans Albers denken!"

JOSEF HUBERS UNTERGANG

VON ERNST HOFERICHTER

Dem in engsten und weitesten Kreisen unbekannten Herrn Josef Huber ist an einem der letzten Münchner Faschingstage sehr viel Trauriges widerfahren. Alle, die den Huber näher und ferner kannten, konnten seinem Leben nur das beste Zeugnis geben.

Huber war ein moralischer Mensch bis in seine Eingeweide hinein. Und selbst diese gehorchten noch seinen fleischesfeindlichen Überzeugungen. Am meisten aber haßte er das Nackte. Er kannte es nur vom Wegschauen. Selbst unter den Virginias waren ihm die sogenannten „Weiberl" ein Grauen. Die Münchner Marktweiber galten ihm als verkappte Tiller-Girls. Ja, in der Seefischhalle suchte er sich unter den geräucherten Bücklingen nur die „Männchen" aus. So bemühte und mühte er sich sein ganzes Leben strebend antigeschlechtlich in immer lichtere Höhen hinab.

Aus diesem 1001. Grunde blieb er bis heute ein sogenannter eingefleischter Junggeselle. Er lebte still und fromm in seinem eigenen Saft. Vor jeder fleischlichen Berührung hatte er Angst wie vor dem elektrischen Stuhl. So wird man es auch begreifen, daß für diesen Huber jeweils die anbrausende Fasenacht eine Zeit des Ekels und der Scham wurde. Das Fleisch wird nämlich in diesen Tagen und Nächten in München besonders lustig und frech. Jede Wade und jedes Doppelkinn sehnt sich nach einem gegengeschlechtlichen Partner.

Wenn der Huber die ersten knallfarbigen Plakate an den Litfaßsäulen sah, bekam er Schwindelgefühle der Entrüstung. Und es war schon überallerhand, was man da fühlen konnte. Nackte Beine stiegen buchstäblich über das sechste Gebot, auf daß es dir wohlergehe auf Erden. Busen quollen wie die Creme aus einer Zahnpasta hervor und versprachen, was kein Büstenhalter zu halten vermag. Diese Damen sind oft nur mit einer Dauerwelle bekleidet und stehen im Begriff — auch noch ihre Haut an der Garderobe abzugeben. Da treibt es einem geradezu die Scharlachröte ins Gesicht. Kurzum: es ist zum Kardinalwerden...!

Stundenlang konnte Huber vor diesen bis zur Neige ausgeschämten Plakaten stehen und sich in eine heilige Wut hineinleben, bis es ihm sauwohl wurde. Um nicht wo anders hinzubeißen, biß er sich in seine eigene Zunge und drückte den Daumen in seine Hand. Ja, es gibt einen Zorn, der selig trunken macht...! In dieser konservativen Verfassung lief er schnurgerade zu seinem Stammtisch, der bis Mitternacht tagte.

Dort öffnete er sein Herz und sein Wurstpaket. Und er sprach mit Geräuchertem zwischen den Zähnen: „Höher geht's nimmer — wia tiaf dös Moralische heitzutag gesunken is...!" — „Tief, sehr tief, am tiefsten...!" stimmten ihm die Herren bei, darunter zwei Besitzer von Leistenbrüchen. „Und wenn so was an der Litfaßsäule geschieht, wie muß es erst — —?" pfiff eine verschleimte Bronchie.

„Wie beliebt...?" fuhr Huber in die Höhe und vermochte plötzlich mit den Augen zu hören.

„Waren Sie noch nie auf einem sogenannten Künstlerfest...?"

„Nein...!" — — „Nein...!" — — „Nein...!" — — „Ich kann den Herren sagen! Na, i sag nix...!" — „Ruhe! Stilentium! Das Wort hat Herr Meier...!" — „...Was man da erleben kann, das spottet jeder Rechtschreibung. Da

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

werden sogar Männer zu Hyänen, denen die Haare zu Berge stehen... Jawohl, und mittels ihrer Hilfe zerreißen sie des Panthers Herz...!" „Gibt's denn so was aa...?"
„Jawohl, meine Herren...! Das Visier fällt und die Rabenkünstler steigen nieder...!"
„So eine Schweinerei müßte man sich sozusagen nur als Augenzeuge ansehen! Aber ich hab die Nerven und das Geld nicht...!"
„I aa net...! Aber wenn's koane fünf Mark kosten tät, dann hätt' i mir schon längst — —"
„Paß auf, Huber, wenn du koa Geld hast, so gibt dir jeder von uns a Markel und mir schicken dich sozusagen als beglaubigten Gesandten in den Schwabinger Saustall... und du brauchst uns dann nur zu verzähl'n, was da alles — —"
„Meine Herren! Das mach ich! Ich opfere mich für euch alle!" sprang der Herr Huber wie vom Blitz gestochen und wie von der Tarantel getroffen, auf. „Brawooh...! Daß der Huber für uns an Märtyrer macht...!" schrie der Stammtisch und sank in Zufriedenheit nieder.
— — Josef Huber rüstete Leib und Seele für seine große innere und äußere Mission. Und das war ihm eine schöne Aufgabe, dem Feind, den er sein Lebtag lang bekämpfte, nun Aug um Zahn persönlich gegenüberzutreten.
An einem Samstagabend zog er durchs Siegestor dem sündigen Norden zu, mit einem Operngucker und einem Stück Lysolseife bewaffnet. Im Saale der Rose schien ihm das Verbotene am schamlosesten zu blühen. Und schon saß er auf der Galerie, mit dem Blick von hoch oben — nach tief unten. Nach zehn Minuten schwitzte er bereits vor Erregung und Ärgernis. Der Duft nach Laster war ohrenbetäubend. Die Tanzfläche wurde zu Sulz und zitterte. Hubers Pulse vibrierten wie Ladenklingeln. Da er seinem Auge kaum traute, verlangte es in ihm, mit den Händen zu schauen. An seinem Tisch saß siebzig Kilo Lebendgewicht. Die Beine schauten vom Tisch herauf. Sie roch nach Flieder und Hühneraugentinktur. Beide Düfte ergaben gemischt eine diabolische Exotik. Probeweise sog der Huber einen Lungenzug dieses Duftes durch die Nase ein. Und empfand, daß nach weiteren Zügen das Tier im Menschen erwachen könnte.
Sofort hielt er den Atem an. Dafür aber ließ er seine Augäpfel als Spione heraushängen. Der Busen der Dame wogte auf und nieder wie das Hindulied. Als die Schöne ihre Beine kreuzte, da war er froh. Das brachte ihn von oben weg — auf andere Gedanken. Auch in diesem Belang erwachte in ihm sogleich der reine Forschergeist. Jedes einzelne Stück verlangte seine ganze Wissenschaftlichkeit. Es war ein Glücksfall, daß die Dame kein Tausendfüßler war.
„Das also sind die schnöden Werkzeuge sündiger Lust...! Diesem Übel und Babel muß ich auf den Grund kommen! Ich bin Josef Huber...!"
Er bestellte eine Flasche Sekt und die Hausplatte „Lorelei". Der Ober trug beides in die Loge.
Und es wurde, wie im Liede. Am Atmen merkte man alsbald den Frieden der Natur. Der Operngucker und die Lysolseife fielen in den Eiskübel. Als Josef Huber am apfelgrünen Morgen seine Rechnung bezahlte, war er auf seine Rechnung gekommen. Die Wissenschaft vom Münchner Fasching war bereichert und der Stammtisch durfte einem haargenauen Bericht entgegensehen — — Herr Huber aber war zum Erscheinen nicht erschienen. Er war wie die abgebräunte Schweinshaxe auf der Karte gestrichen.
„Der hat sei Sach zu gewissenhaft g'macht. Denn der Huber hat a gewisses Gewissen...!"
— — Huber saß jeden Abend in der Rose.
Als der Stammtisch dann erfuhr, daß er nicht am Durst der Wüste geendet sei, pfiffen sieben Bronchien einen Fluch auf den gefallenen Huber-Engel. Und je mehr er bis ans Faschingsende den Weg des Fleisches beschritt, um so weiter entfernte er sich von seinen engsten und weitesten Kreisen. Schließlich wurde er überhaupt nicht mehr gesehen.

Wahres Geschichtchen

Ein stark besetzter Trambahnwagen. In einer Ecke sitzt eine jüngere Frau, anscheinend vom Lande, mit einem etwa siebenjährigen Buben. Der Junge, der leise vor sich hinschluchzt, trägt einen unförmigen Verband um den Kopf: es sieht aus, als habe man ihm ziemlich willkürlich eine ganze Anzahl Handtücher um den Kopf gewunden, und dieser riesige Turban, der an einer Seite noch stark ausgebuchtet ist, scheint den armen kleinen Kerl fast zu erdrücken. Die Frau sieht mit verdrossener Miene vor sich hin, nur ab und zu, wenn das Weinen neben ihr lauter wird, fährt sie den Jungen barsch an: „Laß die dumme Heulerei! Die hilft nun auch nichts mehr!"
Die Umsitzenden sind empört über diese „Rabenmutter". Eine Dame beugt sich mitleidig zu dem Kleinen: „Hast du arge Schmerzen?" Verstärktes Schluchzen ist die einzige Antwort. Die Mutter sieht ärgerlich um sich, und als jemand fragt: „Hat er sich verletzt?", fährt sie auf: „Verletzt! Ein Lausbub ist er! Die Buben haben Soldaten gespielt, und weil er ja immer etwas Besonderes haben muß, und der schöne Papierhelm, den ich ihm gemacht habe, ihm nicht gut genug war, hat er sich das Töpfchen von seinem kleinen Brüderchen auf den Kopf gestülpt! Ein Kamerad hat dann mit dem Holzschwert draufgeschlagen, und nun ist der Topf so tief über den Kopf heruntergerutscht, daß er nicht mehr herausgeht! Alles haben wir schon versucht — er sitzt fest und rührt sich nicht! So müssen wir jetzt zum Doktor gehen und sehen, ob der ihn wieder herausbringt."

Geräusche aus Irland

(E. Thöny)



„Old England hat doch 'nen Zug ins Große! Wo anders wirft man im Fasching Knallerbsen, bei uns aber Bomben!"

München, 26. Februar 1939
44. Jahrgang / Nummer 8

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

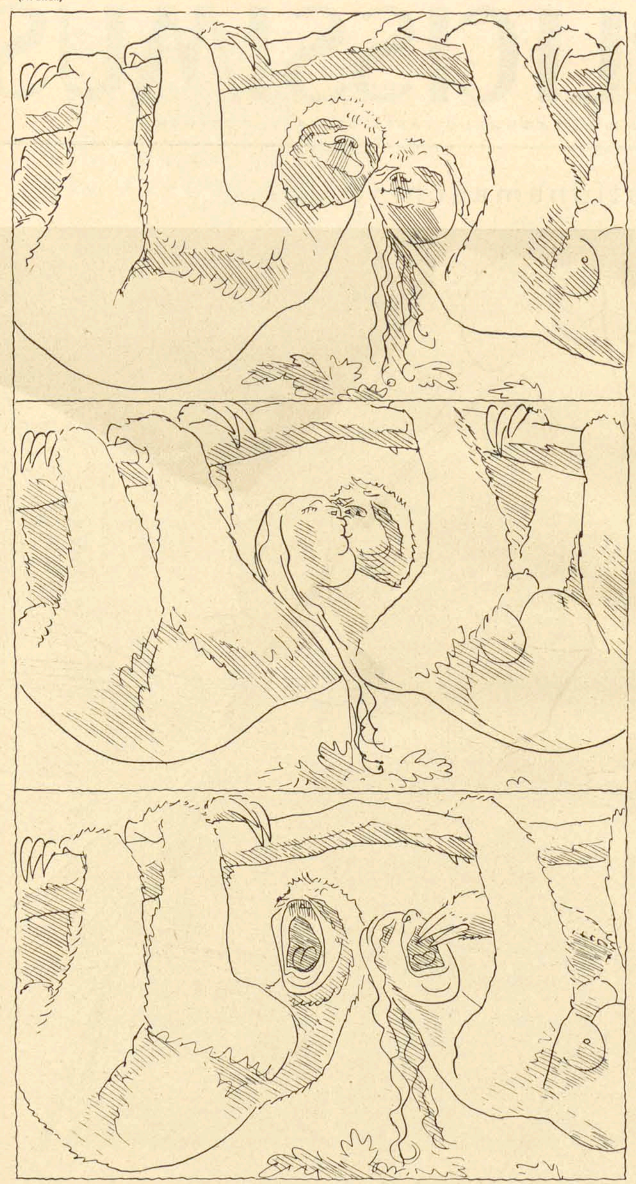
Rotationsmaschine USA.

(Karl Arnold)



„Auf jedes Dementi ein Dutzend neue Lügen!"

(Fr. Bilek)



Die verliebten Faultiere

BEKANNTSCHAFT

Vor einiger Zeit stand ich an einer Straßenbahnhaltestelle. An der Straßenbahnhaltestelle stand noch ein Herr und wartete. Das ist nichts Besonderes. Es war ein durchaus gebräuchlicher Herr mittleren Alters, mit Mantel, Gesicht, Aktentasche und anderen unauffälligen Merkmalen. Die Straßenbahn kam und kam nicht. Das ist auch nichts Besonderes, aber nun kommt das Besondere. Es flog mir nämlich etwas ins Auge, ein kleines Staubkörnchen, was gar nichts zu sagen hat, aber was juckt. Ich hob also meine Hand, um am Auge zu reiben, was man nicht tun soll.

Als ich nun meine Hand hob, dachte der Herr, es sei zum Gruß geschehen und hob auch seine Hand zum Gruß. Und wie er seine Hand zum Gruß hob, dachte ich, ich hätte ihn nicht gleich erkannt, und hob auch meine Hand zum Gruß und sagte erkennend und entschuldigend: „Aha." Da sagte der Herr „Heil Hitler" und auch ich sagte „Heil Hitler", und wir traten zueinander und schüttelten uns die Hände und wußten nicht wer wir waren.

Es fiel uns beiden nichts ein. So standen wir denn längere Zeit beieinander und er sagte: „Es dauert heute lang"; ich antwortete schlagfertig: „Ja, es dauert immer etwas lang." Das brachte uns eigentlich nicht menschlich näher. Deshalb sagten wir noch viel Meteorologisches, erörterten erst das Wetter des heutigen Tages, dann das des morgigen Tages, verglichen die derzeitige Wetterlage mit den Wetterlagen früherer Jahre zur gleichen Zeit und hofften, daß dabei irgendein Wort fallen würde, das darauf hindeuten könnte, wer wir wären.

Das Wetter ist für solche Zwecke ungeeignet und wir hätten schon intimere Fragen stellen müssen, etwa nach der Frau Gemahlin oder den Kinderchen oder auch einfach: „Wohnen Sie noch immer da?" Am praktischsten wäre es gewesen, einer von uns hätte gesagt: „Wer sind Sie denn eigentlich?" Aber dazu konnten wir uns nicht entschließen, denn es wäre doch recht peinlich und womöglich für den anderen beleidigend gewesen, daß wir es nicht wußten. Inzwischen kam die Straßenbahn und wir ließen einander beim Einsteigen den Vortritt, aber ewig hält so ein Wagen nicht. Unsere Hoffnung, daß wir im Wagen auseinanderkommen würden, fiel ins Wasser. Es waren nur zwei Plätze nebeneinander frei, und wir hatten schon gar nichts Nichtssagendes mehr zu reden. Endlich kam er auf eine glänzende Idee. Er zog die Zeitung aus der Tasche und sagte: „Sie entschuldigen wohl!" Na, und ob ich entschuldigte. Auch ich zog meine Zeitung hervor und tat, als ob ich lesen würde. Wir lasen beide nicht, wir überlegten, wir zermarterten uns das Gehirn. Er starrte schon eine Viertelstunde auf dieselbe Stelle im Leitartikel, eine Stelle, die genau so uninteressant war wie die anderen Stellen des Artikels. Ich las immer wieder die Heiratsanzeige: ‚Suche f. m. Nichte tücht. Herrn, n. ohne Verm. zw. E. . .' Da unsere gemeinsame Fahrt längere Zeit dauerte, fiel mir zwar kein tüchtiger Herr für eine Nichte zwecks Ehe ein, aber ich konnte meinen Mann über die Zeitung weg sehr genau betrachten und stellte dabei fest, daß ich den niemals gekannt hatte; und auch der Herr mußte diese Erkenntnis bei der betreffenden Stelle des Leitartikels gewonnen haben.

Jetzt hätten wir am Schluß der Fahrt einfach aufstehen und der eine nach rechts und der andere nach links weggehen können, aber so unhöflich waren wir nicht, wir verabschiedeten uns wie gute Bekannte.

Wenn wir uns jetzt in der Straßenbahn treffen, hei, was ist das für ein Grüßen! Gestern fragte mich Erna, wer denn der Herr sei. Ich sagte ihr, er sei ein alter Unbekannter von mir. Sie verstand das nicht und ich konnte ihr die Geschichte in der Straßenbahn nicht erklären. Gleichzeitig bemerkte ich, wie mein Unbekannter auch von seiner Frau etwas Ähnliches gefragt wurde, und ich glaubte zu hören wie er sagte: „Keine Ahnung." Ich hoffe aber, wir werden uns eines Tages wirklich kennenlernen und dann brauchen wir nicht mehr so freundlich miteinander zu tun.

Foitzick

Auf KdF.-Fahrt

(Erich Schilling)



„Es ist doch gspassig, du sprichst nur italienisch und i' nur deutsch, aber verstanden haben wir uns glei!"

DAS TELEFON

Mein Freund, der ein bedeutender Dermatologe ist, erfreut sich einer ausgedehnten Praxis. In seinem Wartezimmer ist früh und spät kein leerer Stuhl zu finden. Wem die Haare ausgehen, wer ein Furunkel hat oder wessen Gesicht mit Sommersprossen übersät ist, der geht zu meinem Freund. Und er schafft alles aus der Welt.

Er ist aber nicht nur Arzt. Er ist auch Mensch und besitzt als solcher eine Frau. Man darf sie wohl bedauern. Denn zu Gesicht bekommt sie ihren Mann fast nie. Wenn er zu Abend gegessen hat, ist er so erstaunlich müde, daß er sich genötigt sieht, gleich ins Bett zu gehen. Und beim Frühstück läutet schon in einer Tour das Telefon.

„Man hat doch eigentlich nichts von dir", seufzt seine Frau mit Recht. „Es könnte wirklich nichts schaden, wenn du dich mal aufraffen und mit mir ins Theater gehen würdest. Das ist wohl das mindeste, was eine Frau verlangen kann."

Er raffte sich auf und ging mit ihr ins Theater. Zum Glück in ein Lustspiel. Lustspiele ermuntern. Nicht immer. Es gibt auch Lustspiele, welche einschläfern. Und solch ein Lustspiel war es.

Mein Freund sank noch vor dem zweiten Akt in Schlaf. Und schlief mit großer Ausdauer. Seine Frau konnte es nicht hindern.

Auf der Bühne wurde eine Gattin ihrem Mann untreu. Mein Freund merkte es nicht. Besagte Gattin erwartete den Anruf ihres Verführers zwecks Fluchtergreifens. Mein Freund schlief den Schlaf des Gerechten. Die Koffer waren gepackt, die Schiffsbilletts besorgt, der Reiseplan erwogen. Es handelte sich nur noch um den Anruf.

Mein Freund wußte von all dem nichts.

Plötzlich läutete das Telefon. Es läutete schrill. Es läutete Sturm. Im Parkett herrschte Grabesstille. Die Zuschauer waren ergriffen und aufgeregt.

Da kam mein Freund zu sich und hörte es läuten. Er war noch halb im Jenseits, nahm in Gedanken den Hörer ab und rief mechanisch: „Hallo, hier Doktor Müller!"

Flitterwochen

(K. Heiligenstaedt)



„Wie hast du mir als Bräutigam leid getan, wenn Mama dich abends Schlag neun wegschickte!" — „Jaja, das waren noch Zeiten!"

DIE AFFENPFOTE

VON W. W. JACOBS

Die Nacht draußen war kalt und naß, aber in dem kleinen Wohnzimmer des abgelegenen Hauses brannte hell das Kaminfeuer. Vater und Sohn saßen beim Schachspiel, während die Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt war; sie erwarteten einen Gast.
„Da ist er ja!" rief der Sohn aus, als die Gartenpforte laut ins Schloß fiel und schwere Schritte sich der Haustüre näherten.
Der alte Herr White erhob sich mit gastfreundlicher Eile und hieß den Ankömmling willkommen. „Major Morris", stellte er vor. „Es ist jetzt einundzwanzig Jahre her", fuhr er an seine Frau und seinen Sohn gewandt fort, „daß er als junger Bursche hinauszog in die Welt."
Der Major hatte seinen Sessel ans Kaminfeuer gerückt. Nach dem dritten Glas begann er von seinen Fahrten und Abenteuern zu erzählen. Er war ein weitgereister Mann.
„Ich würde auch für mein Leben gerne einmal diese alten Tempel, Fakire und Gaukler sehen", sagte der alte White. „Was war es doch gleich, was Sie mir unlängst von einer Affenpfote oder dergleichen zu erzählen anfingen, Morris?"
„Nichts", sagte der Soldat hastig. „Wenigstens nichts Hörenswertes."
„Von einer Affenpfote?" sagte Frau White neugierig.
„Nun, es handelt sich da um so etwas, was man vielleicht als Magie bezeichnen könnte", sagte der Major leichthin. Seine drei Zuhörer beugten sich gespannt vor. Der Gast hob gedankenverloren sein leeres Glas an die Lippen und stellte es dann wieder hin. Sein Gastgeber füllte es ihm. „Äußerlich", sagte der Major und kramte in seiner Tasche, „ist es nur eben eine gewöhnliche, mumifizierte kleine Affenpfote." Er zog etwas aus seiner Tasche hervor und zeigte es. Frau White wich eine Grimasse schneidend zurück. Aber ihr Sohn griff danach und untersuchte es neugierig.
„Und was ist Besonderes daran?" fragte Herr White, der die Pfote seinem Sohn abnahm und sie, nachdem er sie betrachtet hatte, auf den Tisch legte.
„Ein alter Fakir hat einen Zauber darüber gesprochen", sagte der Major, „ein sehr heiliger Mann. Er wollte aufzeigen, daß das Schicksal das Leben der Menschen beherrscht und daß diejenigen, die sich einzumischen erdreisten, das zu bereuen haben. Er sprach seinen Zauber darüber, wonach drei Männer der Reihe nach jeweils drei Wünsche durch diese Pfote erfüllt bekommen können."
Seine Art war so eindrucksvoll, daß seine Zuhörer sich bewußt wurden, ihr Lachen klinge etwas mißtönig. „Nun, warum äußern Sie dann nicht drei Wünsche?" fragte der Sohn Herbert geradheraus.
Der Soldat sah ihn auf eine Weise an, wie ein erfahrener Mann in vorgeschrittenen Jahren die vermessene Jugend ansieht. „Das habe ich getan", sagte er ruhig und sein vollwangiges Gesicht erblaßte.
„Und wurden Ihnen die drei Wünsche wirklich erfüllt?" fragte Frau White.
„Sie wurden es", sagte der Major, und sein Glas schlug zitternd gegen seine Zähne.
„Und hat noch sonst jemand Wünsche getan?" beharrte die alte Dame.
„Der erste Mann tat seine drei Wünsche. Ich weiß nicht, wie die beiden ersten lauteten, aber der dritte war die Bitte um den Tod. Auf diese Weise kam ich in den Besitz der Pfote." Der Ton des Sprechers war so ernst, daß sich eine Stille auf die Gruppe herabsenkte.
„Wenn Sie Ihre drei Wünsche bereits getan haben, Morris, dann hat die Pfote ja weiter keinen Wert mehr für Sie", sagte schließlich der alte White. „Wozu bewahren Sie sie auf? Wenn Sie noch einmal drei Wünsche äußern könnten, würden Sie das tun?"
„Ich weiß es nicht", sagte der andere. „Ich weiß nicht..." Er griff nach der Pfote, hielt sie zwischen Zeigefinger und Daumen — und warf sie plötzlich ins Kaminfeuer. White, mit einem leisen Aufschrei, bückte sich und entriß sie den Flammen.
„Besser, Sie lassen sie verbrennen", sagte der Soldat warnend.
„Wenn Sie die Pfote nicht mehr haben wollen, Morris", sagte der andere, „dann schenken Sie sie mir."
„Nein", sagte sein Freund verbissen. „Ich habe sie ins Feuer geworfen. Wenn Sie sie zu sich nehmen, machen Sie mir keine Vorwürfe wegen der Folgen. Werfen Sie sie lieber wieder ins Feuer, wie ein vernünftiger Mann!"
Der andere schüttelte den Kopf und untersuchte seinen neuen Besitz eingehend. „Wie wird es gemacht?" erkundigte er sich.
„Halten Sie das Ding in Ihrer Rechten hoch und wünschen Sie sich laut etwas", sagte der Major. „Aber ich warne Sie vor den Folgen..."
„Wenn die Geschichte von der Affenpfote nicht wahrer ist als die, welche er uns sonst noch erzählt hat", sagte Herbert, als sich die Türe hinter dem Gast geschlossen hatte, „werden wir nicht viel damit ausrichten. Wünsch' dir doch ein Kaiser zu werden, Vater, um einen Anfang zu machen."
Herr White zog die Pfote aus der Tasche und betrachtete sie mißtrauisch. „Ich weiß tatsächlich nicht, was ich mir wünschen soll", sagte er zögernd. „Es will mir scheinen, als habe ich alles, was ich brauche."
„Schön, dann wünsch' dir zweihundert Pfund", sagte Herbert, die Hand auf die Schulter des Vaters gelegt.
„Ich wünsche mir zweihundert Pfund", sagte der alte Mann deutlich. Ein feines Knacken im Klavier war das Echo dieser Worte, unterbrochen von einem schaurigen Aufschrei des alten Mannes. Seine Frau und sein Sohn stürzten zu ihm hin. „Sie hat sich bewegt!" schrie er mit einem Blick des Abscheus auf die Pfote, die jetzt am Boden lag. „Wie ich meinen Wunsch aussprach, krümmte sie sich in meiner Hand wie eine Schlange."
„Nun, ich sehe kein Geld", sagte sein Sohn, wie er die Pfote aufhob und auf den Tisch legte, „und ich wette, ich werde es nie sehen."
„Du mußt dir das eingebildet haben, Vater", sagte Frau White und betrachtete besorgt ihren Mann.
Dieser schüttelte den Kopf. „Macht euch nichts daraus. Unglück ist keines geschehen. Ich bin nur ehrlich erschrocken."
Am nächsten Morgen, in der Helligkeit der Herbstsonne, deren Licht über den Frühstückstisch flutete, schien alles ein Traum. „Ich glaube, alle alten Soldaten sind gleich!" sagte Frau White. „Man stelle sich vor, daß wir solchen Unsinn einen Moment geglaubt haben! Wie könnten heutzutage Wünsche in Erfüllung gehen? Und wenn schon, wie könnten dir zweihundert Pfund Schaden zufügen, Vater?"
„Sie könnten ihm aus heiterem Himmel auf den Kopf fallen!" sagte der leichtfertige Herbert.
„Morris sagte, die Dinge spielten sich so natürlich ab", meinte sein Vater, „daß man sie, wenn man wollte, einem zufälligen Zusammentreffen zuschreiben könnte."
„Also gib das Geld nicht aus, ehe ich zurück bin", sagte Herbert, als er vom Tisch aufstand. „Ich fürchte, es könnte dich in einen knauserigen, geizigen Mann verwandeln und wir werden dich enteignen müssen.".
Seine Mutter lachte und indem sie ihn zur Haustür begleitete, sah sie ihm nach, wie er die Straße hinunterging. Später beim Mittagessen sagte Herr White: „Ob du's mir nun glaubst oder nicht: — aber das Ding hat sich in meiner Hand bewegt; das kann ich beschwören."
„Das hast du dir eingebildet, Edgar", sagte die alte Dame beruhigend.
„Ich habe gesagt: es hat sich bewegt!" erwi-

(Maçon)



„So! Künftig kann ich über Wintersport mitreden!"

derte er ärgerlich. „Darüber kann kein Zweifel bestehen. Ich hatte gerade... Was ist los?" Seine Frau gab keine Antwort. Sie beobachtete die geheimnisvollen Bewegungen eines Mannes draußen, der, indem er das Haus unschlüssig ansah, um den Entschluß zu kämpfen schien, einzutreten. In gedanklichem Zusammenhang mit den zweihundert Pfund bemerkte sie, daß der Fremde gut gekleidet war und einen glänzend neuen Zylinderhut aufhatte. Dreimal blieb er zögernd am Gatter stehen, dann trat er ein. Im selben Augenblick griff Frau White mit den Händen nach hinten, knotete hastig die Bänder ihrer Schürze auf und versteckte dieses nützliche Kleidungsstück unter einem Sofakissen. Sie führte den Fremden, der sich unbehaglich zu fühlen schien, ins Zimmer herein. Endlich sagte er:
„Ich — ich komme im Auftrage... Ich komme von der Firma Maw & Meggins."
Die alte Dame fuhr zusammen. „Ist irgend etwas geschehen?" fragte sie atemlos. „Ist Herbert etwas passiert? Was gibt's? Sagen Sie..."
Ihr Mann mischte sich ein. „Beruhige dich, Mutter, beruhige dich!" sagte er rasch. „Setz dich und zieh keine vorschnellen Schlüsse. Sie bringen doch keine schlechten Nachrichten, nicht wahr?" Er musterte den anderen nachdenklich.
„Ich bedauere es..." begann der Besucher.
„Ist er verletzt?" fragte die Mutter entsetzt.
Der Besucher nickte bejahend. „Schwer verletzt", sagte er langsam, „aber er hat keinerlei Schmerzen."
„O Gott sei Dank!" rief die alte Dame aus, die Hände zusammenschlagend. „Gott sei Dank." Sie brach plötzlich ab, als ihr die unheilvolle Bedeutung der Beteuerung aufging, und sie las die schreckliche Bestätigung ihrer Befürchtungen in dem abgewandten Gesicht des anderen. Sie wandte sich ihrem langsamer begreifenden Mann zu und legte ihre zitternde Hand auf seine. Eine lange Stille trat ein.
„Er kam in die Maschine", sagte der Besucher endlich mit leiser Stimme.
„Er kam in die Maschine...", wiederholte Herr White wie betäubt. Er saß da und starrte schreckensbleich zum Fenster hinaus, und indem er die Hand seiner Frau zwischen seine nahm, preßte er sie, wie er das in den alten Tagen ihrer ersten Liebe vor nunmehr fast vierzig Jahren getan hatte. „Er war unser Einziger", sagte er, sich sanft zu dem Besucher wendend. „Es ist arg hart."
Der andere hüstelte und sagte aufstehend: „Die Firma hat mich beauftragt, Ihnen ihr aufrichtiges Beileid zu Ihrem großen Verlust auszusprechen."
Keine Antwort erfolgte. „Die Firma Maw & Meggins lehnt jede Verantwortung ab. Sie bekennt sich keiner Verpflichtung schuldig; aber in Anbetracht der Verdienste Ihres Sohnes wünscht sie Ihnen eine gewisse Summe zum Ausgleich zu übersenden."
Herr White ließ die Hand seiner Frau fahren und aufspringend sah er seinen Besucher mit einem Ausdruck des Entsetzens an. Seine trockenen Lippen formten die Worte: „Wieviel?"
„Zweihundert Pfund", lautete die Antwort.
In dem großen neuen, zwei Meilen entfernten Friedhof begruben die alten Leute ihren Toten. Alles ging so rasch, daß sie es zuerst kaum begreifen konnten und in einem Zustand der Erwartung verblieben, als sollte sich etwas ereignen, etwas, das diese für alte Herzen so schwere Bürde erleichtern würde. Aber die Tage vergingen und die Erwartung wich der Entsagung.
Etwa eine Woche später erwachte der alte Mann plötzlich mitten in der Nacht und entdeckte, wie er seine Hand ausstreckte, daß er allein war. Das Zimmer war finster, er setzte sich im Bett auf und hörte vom Fenster her die Laute unterdrückten Weinens. „Komm her", sagte er zärtlich, „du wirst kalt haben."
„Es ist kälter für meinen Sohn", sagte die alte Frau und fing erneut zu weinen an. Plötzlich rief sie aus: „Die Affenpfote! Die Affenpfote..."
„Was ist damit?" fragte er hochfahrend.
„Ich will sie haben", sagte sie ruhig. „Du hast sie doch nicht vernichtet?"
„Sie ist in der Diele, auf der Konsole", erwiderte er verwundert. „Warum?"
Sie weinte und lachte durcheinander, und indem sie zu ihm kam, küßte sie ihn auf die Wange.
„Ich habe eben erst daran gedacht", sagte sie erregt. „Warum hast du nicht früher daran gedacht? Warum hast du nicht daran gedacht?"
„An was?" fragte er.
„An die anderen zwei Wünsche", antwortete sie hastig. „Wir haben nur einen getan."
„War das nicht genug?" fragte er finster.
„Nein", rief sie triumphierend, „wir werden noch einen tun. Geh hinunter und hole sie rasch, und wünsche unseren Jungen wieder ins Leben zurück."
Der Mann setzte sich im Bette auf und schleuderte die Bettdecken von seinen schlotternden Gliedern. „Guter Gott, du bist wahnsinnig!" rief er entsetzt.
„Hole sie!" flehte sie; „hole sie rasch, und sprich deinen Wunsch. O mein Kind, mein Kind!"
Ihr Mann zündete die Lampe an. „Geh wieder zu Bett", sagte er unsicher. „Du weißt nicht, was du redest."
„Der erste Wunsch wurde uns erfüllt", sagte die alte Frau fiebernd; „warum nicht auch der zweite?"
„Ein zufälliges Zusammentreffen ..." stammelte der Mann.
„Geh und hole sie, und äußere deinen Wunsch!" schrie seine Frau, vor Erregung bebend.
Der alte Mann wandte sich um, sah sie an, seine Stimme flatterte: „Er ist seit zehn Tagen tot, und außerdem war er... Ich würde es dir andernfalls nicht gesagt haben, aber ... aber ich konnte ihn nur an seiner Kleidung erkennen. Wenn er schon damals zu schrecklich verunstaltet war, als daß du ihn hättest sehen dürfen, was dann heute?!"
„Schaffe ihn zurück!" jammerte die alte Frau und schleppte ihn zur Türe. „Glaubst du, ich habe Grauen vor meinem eigenen Kind?"
Er ging hinunter in der Dunkelheit des Treppenhauses. Das Gesicht seiner Frau war bleich und erwartungsvoll, als er wieder zurück ins Zimmer kam, und sie schien zu seinem Schrecken einen unnatürlichen, fast irrsinnigen Ausdruck zu haben. Er hatte Angst vor ihr.
„Wünsche!" rief sie mit heftiger Stimme.
„Es ist töricht und böse", stammelte er.
„Wünsche", wiederholte seine Frau.
Er reckte die Hand hoch: „Ich wünsche meinen Sohn wieder lebendig." Der Talisman fiel zu Boden und er betrachtete ihn erschrocken. Dann sank er zitternd in einen Stuhl, während die alte Frau mit brennenden Augen zum Fenster trat und den Rollladen hochzog. Er saß fröstelnd in der Kälte da und sah hinüber zu der Gestalt der alten Frau, die gespannt zum Fenster hinausblickte. Der Schein der Lampe warf einen gespenstischen Kreis auf die Decke des Zimmers. Der alte Mann kroch mit einem Gefühl unaussprechlicher Erleichterung über das Versagen des Talismans zurück in sein Bett, und ein oder zwei Minuten später kam die alte Frau stumm und niedergeschlagen an seine Seite. Keiner von beiden sprach, sondern sie lagen still da und lauschten dem Ticken der Uhr. Er hatte das Licht inzwischen ausgelöscht und die Dunkelheit war jetzt bedrückend. Nachdem er eine Zeitlang dagelegen und seinen Mut gesammelt hatte, stand er noch einmal auf, um hinunterzugehen und zu sehen, ob die Haustüre abgeschlossen war. Im Dunkeln ging er die Treppe hinunter und blieb am Absatz stehen, um nach dem Schalter zu tasten. Im selben Augenblick erscholl an der Haustüre ein Klopfen, so leise und zaghaft, daß es kaum vernehmlich war. Der Atem stockte ihm, bis sich das Klopfen wiederholte. Da machte er kehrt, floh gehetzt im Dunkeln zurück in sein Zimmer und schloß hinter sich die Tür. Ein drittes Klopfen ertönte durch das Haus.
„Was ist das?" rief die alte Frau hochfahrend. „Es ist Herbert!" schrie sie auf. „Es ist Herbert!"
Sie lief zur Türe, aber ihr Mann kam ihr zuvor und hielt sie, indem er sie am Arm ergriff, zurück.
„Was willst du tun?" flüsterte er heiser.
„Es ist mein Junge; es ist Herbert!" schrie sie und versuchte sich zu entwinden. „Ich vergaß, daß die Unglücksstätte zwei Meilen weit weg war. Warum hältst du mich fest? Laß mich los. Ich muß die Türe öffnen."
„Um Gottes willen, laß ihn nicht herein!" rief der alte Mann verzweifelt.
„Du hast Angst vor deinem eigenen Sohn", schrie sie, sich wehrend. „Laß mich los. Ich komme, Herbert! Ich komme!"
Wieder ertönte ein Klopfen. Und noch einmal. Die alte Frau wand sich mit einer plötzlichen Drehung los und stürzte aus dem Zimmer. Ihr Mann folgte ihr hinaus auf den Gang und rief ihr bittend nach, wie sie hinunterlief. Er hörte die Vorlegkette zurückrasseln und den Riegel klappern. „Das Schloß!" rief die alte Frau keuchend. „Komm herunter. Ich kann das Schloß nicht aufbringen!"
Aber ihr Mann suchte schon, auf Hände und Knie niedergekauert, auf dem Boden nach der heruntergefallenen Affenpfote. Wenn er sie nur finden könnte, bevor das Wesen da draußen vor der Türe hereinkam! Eine Salve von Klopftönen dröhnte durch das Haus und er hörte das Scharren eines Stuhls, den seine Frau den Gang entlangschleifte, um ihn gegen die Tür zu rücken. Er hörte das Knirschen des Schlüssels, wie er langsam im Schloß zurückgeschoben wurde — im selben Augenblick aber hatte er die Affenpfote gefunden und stieß atemlos seinen dritten und letzten Wunsch aus.
Das Klopfen hörte plötzlich auf, wenn auch noch sein Nachhall durchs Haus schallte. Er hörte, wie der Stuhl zurückgeschoben wurde und die Türe aufging. Ein kalter Wind fauchte das Treppenhaus empor. Ein langer lauter Seufzer der Enttäuschung und des Jammers seiner Frau gab ihm den Mut, erst zu ihr hinunter und dann weiter zu dem Gatter draußen zu laufen: Die schwankende Straßenlaterne gegenüber beschien eine stille und verlassene Straße.

(Aus dem Englischen von Hans B. Wagenseil.)

Am Aschermittwochmorgen

(H. Schill)



Wenn am Aschermittwoch viele
jammern, weil es mit dem Spiele
und dem Suffe nun zu Ende,
reibe ich mir meine Hände.

Ich bin Philosoph und habe
unter anderen die Gabe
mich an allem zu erfreuen.
Darum muß ich nichts bereuen.

Nicht, daß ich nicht gerne tanzte
oder nachts herumstrawanzte.
Auch ich habe meinen Kater,
der den Affen hat zum Vater.

Aber wenn mir brummt der Schädel,
wenn mir graust vor jedem Mädel,
ziehe ich mich tief nach innen
und verfalle in Besinnen.

Halte Orgien der Reine,
schwöre ab dem Schnaps und Weine
und genieße diese Lüste,
ohne die das Dasein wüßte.

Schneidelde

LIEBESBRIEFE

VON WILHELM KRISTL

Meine Jugendliebe wird sich nicht viel anders abgespielt haben als die Ihrige. Häufig trafen wir uns am Nachmittag — und am Abend setzten wir uns allsogleich hin und schrieben uns Briefe. Man hatte sich ja so viel zu sagen, zu beteuern, ein- und auszureden. Und so wie das verschämt stenographierte Wörtchen Kuß am Briefrand Seligkeit spendete, so artete oft eine Lapalie zur Tragödie aus.

Nun, jene Liebe ist längst verblüht — ähnlich wie die Ihre vermutlich. Geblieben sind die Briefe. Sie allein sind geblieben, obwohl in einem von ihnen geschrieben steht: „Selbst der Teufel kann mich von Dir nicht trennen. Diesen Satz kannst Du zweimal lesen..." Zweimal, nein zehnmal habe ich ihn gelesen und nunmehr las ich ihn — nach langer Pause — wieder. Aber diesmal fiel mir an den Briefen etwas auf, was den brieflichen Zeugen Ihrer ersten Liebe vielleicht fehlt. Als Brief Nummer eins geschrieben wurde, betrug das Porto innerhalb der Stadt eine Mark. Als der letzte Brief geschrieben wurde, betrug es fünfhundert Millionen Mark. Ordnet man diese Korrespondenz nach der Wertangabe ihrer Briefmarken, so hat man sie zugleich nach dem Datum geordnet; denn jede Woche wurden die schriftlichen Küsse teuerer.

Mir fiel auf, wie sehr dieses Rosa zärtlicher Schwüre beschattet wird von einer recht unpoetischen Zeit. Geld- und Magenfragen, sonst weiß Gott verpönt in den Gefilden reiner Herzensangelegenheiten, drängen sich fast unanständig in den Vordergrund, sind kaum zu zähmen, schießen in den Tulpenbeeten dieser Jugendliebe wie üppiges Unkraut in die Höhe.

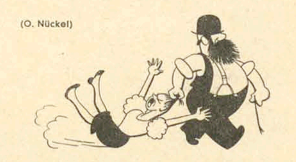
Da haben wir ein Rendezvous dem Glücksfall zu verdanken, daß sie ihre Mutter „mit drei Pfund Zucker versüßen konnte". Drei Pfund Zucker in der Inflationszeit — welches mütterliche Herz wurde da nicht gerührt! Dagegen konnten wir uns einmal nicht sehen, „weil die Trambahn wieder teuerer geworden ist, kostet schon hundert Mark". Ein andermal hängt unser Glück davon ab, ob „in Euerem Viertel Milch aufzutreiben ist", denn dann darf sie kommen. Ziemlich am Anfang der Korrespondenz kostet eine Tafel Schokolade fünfundsechzig Mark. Später, als für einen Brief schon eine Achthunderttausend-Mark-Briefmarke erforderlich ist, kommt ein halbes Pfund Bonbon auf fünfzehn Millionen. Bald darauf soll ich gleich einige Pfund Bonbons besorgen, falls es noch welche in dem Geschäft gebe. Eine Freudennachricht bedeutet die Erlaubnis, daß sie „mit zum Hamstern fahren darf". Von Devisenkursen ist die Rede. Einem Brief liegt eine Dinarnote bei. Irgendwann steht die Lira auf 47800. Vielen heißen Küssen ist noch schnell die Frage angehängt: „Hast du Aktien gekauft?" Wir waren doch alle „Aktionäre", weil jedes Papier noch begehrter war als das papierene Geld. Über ihre Freundinnen teilt sie mit, sie hätten ihr endlich geschrieben, „natürlich weil ab morgen die Post wieder teuerer wird". Und meiner Mutter soll ich ausrichten, daß der Liter Milch jetzt dann drei Milliarden kosten werde. Nachdem sie mir soeben versicherte, sie zähle die Stunden bis zu unserem Wiedersehn („genau fünfzig Stunden trennen mich noch von Dir"), platzt die Frage dazwischen: „Habt Ihr schon die Sau bekommen?" Damals wurde mir diese — sagen wir — Diskrepanz gar nicht bewußt. Ich erinnere mich noch heute, wie sehr uns alle jene Sau beschäftigt hat, in deren Besitz wir leider nie gelangt sind. Können Sie sich vorstellen, daß einem in den Zeiten der leergekauften Lebensmittelläden die Aussicht auf ein schwarz geschlachtetes Schwein nicht weniger erregen konnte als ein Stelldichein vor dem Telegrafenamt?

Immer elementarer werden die Bedürfnisse. Nach einem Jahr Briefwechsel finden Schokolade, Bonbons und Zucker keine Erwähnung mehr. Als das Porto auf fünfhundert Million hinaufgeklettert ist, Anfang November 23, erkundigt sie sich nach den versprochenen Kartoffeln. „Meine Mutter meint, Du hättest die Kartoffeln anderswo hingegeben. Hält Dich wieder mal für einen Lügner. Aber es macht nichts. Desto besser stehst Du bei mir, nicht?" Kartoffelsorgen und mütterliches Mißtrauen und dazwischen blüht die Liebe.

Dann kam die Goldmark. Die Währung konnte man stabilisieren, die Gefühle leider nicht. Es hatte nicht einmal des leibhaftigen Teufels bedurft, um sie von mir zu trennen; es genügte ein junger hübscher Mann.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Wir wohnen in einer kleinen Garnison im Nordosten Deutschlands. Unsere Hausangestellte ist jung, hübsch und unternehmungslustig. Eines Tages verschwand sie auf zwei Tage. Im Zweifel, ob wir die Polizei oder die Eltern des Mädchens anrufen sollten, entschieden wir uns für die Eltern. Der Erfolg gab uns recht. Unsere hübsche Anny erschien gleich darauf mit einem blutjungen Urlauber — im Elternhaus. Der Vater nahm sich sein Mädel vor und verabreichte ihr nach altem Brauch erst einmal eine ansehnliche Tracht Prügel. Dann nahm sie der treue Verehrer bei der Hand und brachte sie zu uns zurück. Im Treppenhaus wurde ich der unbemerkte Zeuge ihres Abschiedes. „Und was soll ich dir denn noch schenken?" fragte der offenbar ziemlich gebrochene Liebhaber. „Brauchst du etwas zum Anziehen?" — „Ach nee", sagte sie, „aber weeste wat", und sie griff an die von väterlicher Hand zerzausten Haare, „du könntest mir noch Dauerwellen machen lassen!"

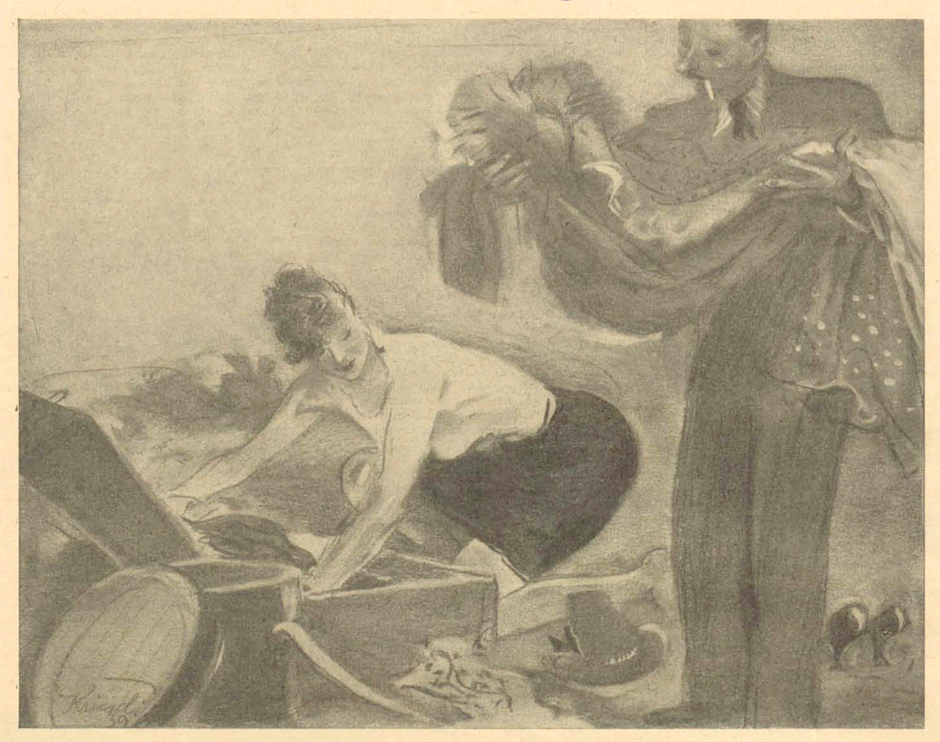

(O. Nückel)

*

Kastner hat zum ersten Male einen astronomischen Vortrag in der Sternwarte gehört. Auf dem Heimwege bemerkt er kopfschüttelnd zu seinem Freunde Scholle: „Also das andere kann ich alles begreifen. Daß man herausbekommen hat, wie groß die Sterne sind und in welcher Entfernung von uns sie stehen und welche Temperatur sie haben und wie sie zusammengesetzt sind, das kann ich verstehen. Aber woher man weiß, wie sie heißen, das ist mir rätselhaft."

Der Schuldige

(R. Kriesch)



„Warum nimmst du eigentlich alle deine Kleider mit?" — „Traurig genug, daß meine ganze Garderobe in die paar Koffer geht!"

Der Star / Von Hans Karl Breslauer

„Ah!" springt der Direktor der World-Film-Corporation von seinem Lehnstuhl auf und eilt der eintretenden Diva entgegen, „Miß Eveline — es freut mich, daß Sie gekommen sind!"

„Morning, Sir." Eveline Lindsay mimt so etwas wie ein Kopfnicken, reicht Direktor Moviekitch gnädig die behandschuhte Rechte, versinkt in ein Klubfauteuil und spielt, hoch über der Situation stehend, mit der Mähne ihres kleinen Seidenpinschers.

„Göttliche Eveline", sagt Direktor Moviekitch, „Sie haben sich also entschlossen, unseren Vertrag anzunehmen?"

„Entschlossen?" Eveline hebt überrascht die fliederfarbenen Augendeckel und schaut den Direktor der World-Film-Corporation erstaunt ablehnend an. „Entschlossen ist zuviel gesagt... ich möchte vorerst hören..."

„Please", wird Direktor Moviekitch sachlich, „wir bezahlen Ihnen wöchentlich dreißigtausend..."

„No, Sir..."

„Fünfunddreißig — "

„Vierzig!"

„All right!" seufzt Direktor Moviekitch. „Und Sie verpflichten sich..."

„Verpflichten?"

„Ich wollte sagen, Sie werden trachten, Ihr Gewicht auf einem Standard von 98 Pfund zu halten."

„Well... Weiter?" — „Solange Sie in unserem Vertrag stehen, dürfen Sie nicht heiraten..."

„Denke auch so nicht daran..." säuselt die Göttliche gelangweilt.

„Sie haben das Recht, sich Ihre Rollen selbst auszusuchen —"

„Yes — und auch den Partner, Sir!" wird Eveline ein wenig lebhafter. „Auch den Partner... Ich kann nur mit einem Partner spielen, der mir sympathisch ist..."

„Well... Alle vier Wochen müssen Sie eine besonders exzentrische Idee haben, die wir in Reklame umsetzen können!"

„Hab' ich jeden Tag..." zuckt die Göttliche die Schultern.

„Um so besser... Und dann müssen Sie einen durchaus einwandfreien Lebenswandel führen..."

Die Göttliche horcht auf. „Was ist das?"

„Ihre Sittenstrenge muß den Vorschriften der Frauenorganisation der United States entsprechen. Sie dürfen kein öffentliches Ärgernis erregen —"

„So — so —"

„— Ihr Privatleben muß streng moralisch sein, Sie müssen alles vermeiden, was —". Da springt Eveline Lindsay, die göttliche Eveline, auf, eilt zur Tür, reißt sie auf und ruft hinaus: „Miß Mary!" Evelines Ebenbild tritt ein und die Göttliche sagt, ihr Hündchen auf den Arm nehmend und gelangweilt den Raum verlassend: „Please, Sir, was diesen Punkt betrifft — besprechen Sie ihn mit meinem Double!"

SCHIFFBRUCH

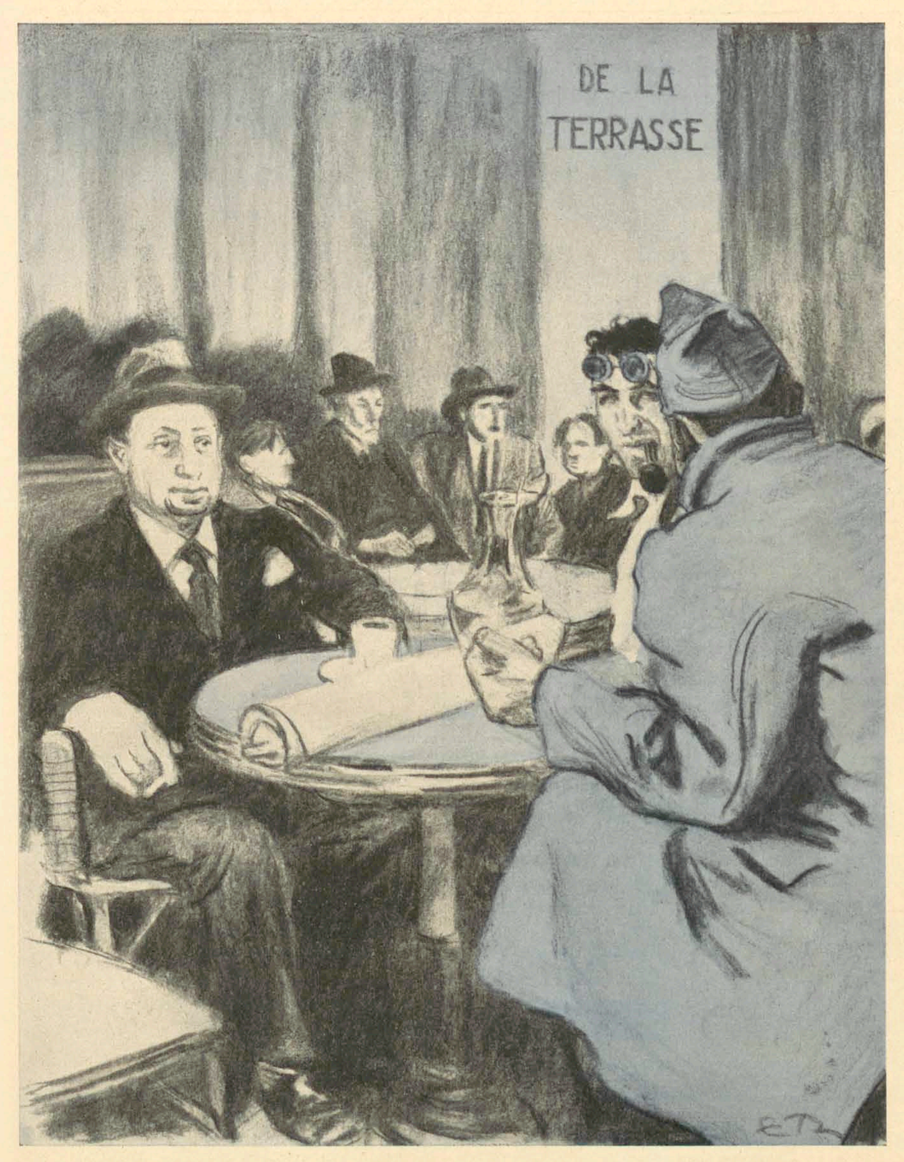
Als Carsten Osmers und Krischan Sehlbrede, beide damals noch von vorurteilsloser Heiterkeit und beklemmender Jugendkraft durchpulste Kapitänsanwärter, einander sozusagen aus heiterem Himmel in Rotterdam begegnet waren, liefen sie zu einer über viele Liegeplätze und Köhminseln ausgedehnten Wiedersehensfeier aus. Schließlich strandeten sie einträchtig an einer Eisenstange, die sie aus beruflicher Erinnerung heraus als „Reling" ansprachen, die aber in Wahrheit das Geländer vor dem Schaufenster einer Fischhandlung war.

Krischan Sehlbrede, aus zeitweiliger Entrücktheit erwachend, blinzelte, fuhr zusammen und stierte mit entsetzt aufgerissenen Augen: Da schwammen in grünlichem Wasser viele große lebendige Fische. Krischans zitternde Hand tastete nach dem Ärmel des Freundes.

„Carsten", sagte er mit gepreßter Stimme, „nimm die Mü — hick — Mütze ab und sprich ein G — gebet. Wir sünd gesunken."

Pariser Nachreden

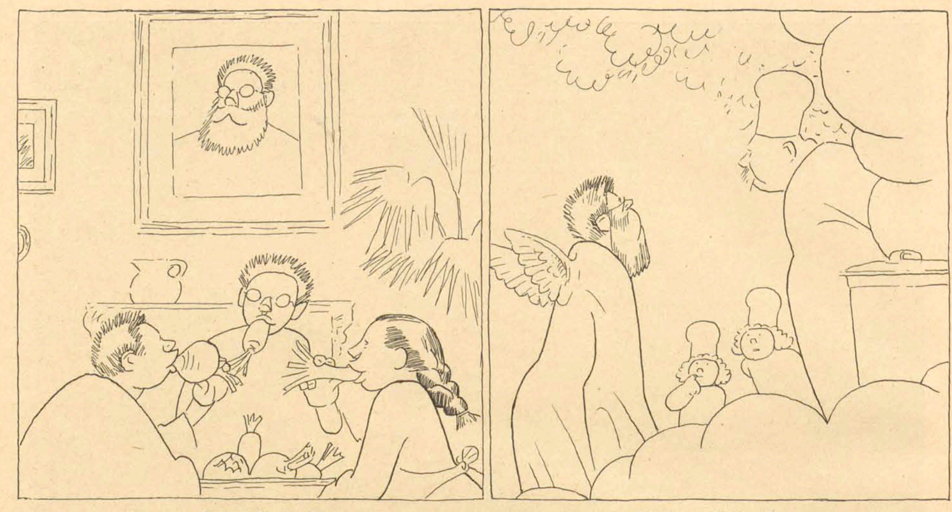
(E. Thöny)



„Was erzählen Sie wem, Herr Rotgardist, Kriege gehn eben zu Ende, aber unser Geschäft muß weitergehn!“

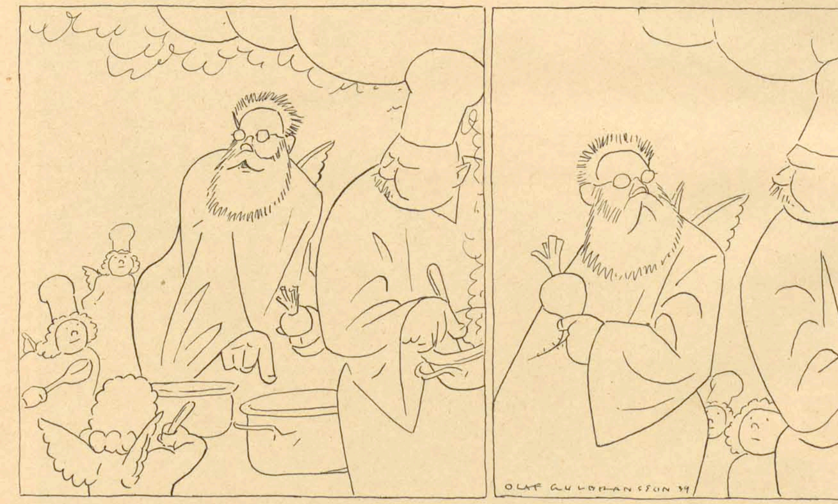
Im Himmel

(Ö. Gulbransson)



Den guten Doktor Bircher-Benner
verehren alle Rohkostbekenner.
Wie sollte auch die Welt gesunden,
hätt' er sein „Müsli" nicht erfunden!

Da er nun selbst zum Sterben kam,
den Weg er stracks gen Himmel nahm
und ist, beseelt von frohem Hoffen,
gleich in des Herrgotts Küche geloffen.



Hier haben die Engel — ungelogen —
Manna gekocht und auf Flaschen gezogen,
was unserem Doktor sehr mißfällt,
weil er bloß was vom Müsli hält.
„Kinder", rief er, „wie kann man nur!
Von Diätetik keine Spur!

Ihr lebtet, nähmt ihr das Manna roh,
zwofach in dulci jubilo.
Das täte euch Hallelujasängern
die Ewigkeit um ein paar Jährli verlängern!"
Worauf ihn der Küchenchef höhnisch frug:
„Dauert sie dir noch nicht lang genug?"

Ratatöskr

DER MILLIONÄR UND DIE BANK

VON PETER GRESSENBERG

Hinterwärts von Gürgewo liegt ein kleines Städtchen, ein Grenzflecken ist es mit einigen tausend Einwohnern und einer Kirche und zwei sich befehdenden religiösen Sekten und ungezählten Schnapsbuden. Dieses kleine Städtchen zählte vor Jahren zu seinen Besonderheiten — o Wunder des Fortschritts! — auch eine Bank. Eine richtiggehende, ganz offenkundig solide Bank mit Sparkonten, Scheckbüchern, Transaktionen und einem blaurot bemützten Türsteher. Die Sparkonten waren gering, die Transaktionen mehr als mäßig, das Mißtrauen der Bevölkerung zu diesem neuzeitlichen Institut übergroß. Und das Personal der Bank bestand, wofern man vom Kettenhund im Hof draußen absieht, außer dem besagten blaurot bemützten Schutzmann eigentlich nur aus zwei Personen: dem Direktor und dem Herrn Hauptkassier. Aber ganz so klein, wie man nun vielleicht denken mag, war die Bank wiederum nicht. Denn zu ihren Kunden gehörte der Bürgermeister, und der war der reichste Mann der Stadt, verkörperte selbst den Fortschritt, indem er seinen Mitbürgern ein gutes Beispiel gebend, eine runde Million auf der Bank liegen hatte. Der Herr Bankdirektor und der Herr Bürgermeister aber standen nicht an, zu hoffen, daß dieses gute Beispiel über kurz oder lang doch verfangen und weitere Einlagen nach sich ziehen werde. Die Kapitalien würden wachsen, völlig neue Perspektiven würden sich eröffnen, großzügige Unternehmen würden finanziert werden, kurz und gut, eine Zeit der Prosperität würde für das kleine, hammelduftende Städtchen hinterwärts von Gürgewo anbrechen.

Das Städtchen besitzt heute keine Bank mehr, und Pessimisten behaupten, es würde niemals wieder eine besitzen. Und wenn die alten und erfahrenen Leute des Städtchens schon seinerzeit dem reichen Bürgermeister mit scheelen Blicken nachsahen und behaupteten, es werde bestimmt kein gutes Ende mit ihm und seiner Million nehmen, so gab die Geschichte den alten und erfahrenen Leuten wieder einmal recht.

Kam da eines schönen Tages der Herr Hauptkassier zum Herrn Bürgermeister. Man trank einen starken Türkenkaffee, rauchte ein paar Zigaretten und sprach von den schlechten Zeiten, den Tabakpreisen und vom Podagra, bis schließlich der Herr Hauptkassier mit dem Zweck seines Besuches herausrückte. Er sei zwar ein ehrlicher Mann und ein guter Beamter, sagte der Herr Hauptkassier, er sei aber auch ein Freund des Herrn Bürgermeisters. Und deshalb müsse er ihm — aber streng im Vertrauen — verraten, daß es um die Bank gar nicht gut stehe, daß auch sie unter die Räder der Krise geraten sei und daß sie sehr bald den Konkurs anmelden müsse. Und daß er nichts gesagt habe, betonte der Herr Hauptkassier ...

In den nächsten Tagen behob der Herr Bürgermeister unter dem verständnisvollen Lächeln des Direktors und des Hauptkassiers seine Million, die schon vorbereitet im Tresor lag, trug sie nach Hause und nähte sie bis auf weiteres in sein Kopfkissen, darauf ihn nächtens schwere Träume quälten. Er träumte, daß seine vorsintflutlichen Mitbürger, denen er ein gutes Beispiel hatte geben wollen, ihm auf der Straße in hellen Scharen nachliefen und ihn mit seiner Fortschrittlichkeit verlachten. Er träumte, daß Räuber das Geld aus seinem Kissen hervorholen wollten und zu diesem Zweck seinen Kopf mit dumpfen Schlägen bearbeiteten. Und letzteres reichte schon ziemlich bedenklich an die kalte Wirklichkeit heran. Denn als der Herr Bürgermeister schweißgebadet erwachte, dröhnten dumpfe Schläge an die Tür des Zimmers. Unwirsch öffnete er und sah sich, keine allzu angenehme Begegnung mitten in der Nacht, zwei maskierten Männern gegenüber, die ihm die Pistolen unter die Nase hielten.

Die Verhandlungen zwischen den beiden Parteien waren kurz und erinnerten eigentlich kaum an die tagsüber gebräuchlichen Formen der Höflichkeit. „Gib dein Geld her!" knurrten die Eindringlinge. Daß er kein Geld besitze und arm sei und daß die Herren sich im Eingang verirrt hätten, wispelte der Bürgermeister, worauf er blitzartig am Boden lag und einen Pistolenlauf an der Schläfe fühlte. „Im Bett, im Kopfkissen!" keuchte der Bürgermeister und —

Da geschah etwas, was bestimmt keiner der an der nächtlichen Szene Beteiligten erwartet hatte. Ein deus ex machina erschien auf der Bildfläche und rief kategorisch: „Hände hoch!" Er hatte ein Gewehr in der Hand und war im übrigen ein untersetzter kräftiger Bursche, mit dem zu spaßen nicht ratsam schien. Er war der Neffe des Hausherrn, der bei einem nahen Regiment seine Wehrpflicht abdiente und am Abend zuvor auf einen kurzen Urlaub zu seinem Onkel gekommen war. Geweckt durch den nächtlichen Lärm, hatte er nach dem Rechten gesehen und mit strategisch geübten Blicken sofort die Lage übersehen und gerettet.

Und als die beiden Räuber unter dem Griff des Soldaten ihre Masken ablegten, da standen vor dem erstaunten Bürgermeister — o Ironie des Schicksals! — der Herr Bankdirektor und der Herr Hauptkassier!

Das kleine Städtchen aber besitzt seither keine Bank mehr, und Pessimisten behaupten, es werde niemals wieder eine besitzen ...

TAUWETTER

Von Klaus Josef Uhl

Aus weiter Schüssel troff
der Himmel wasserblau.
Ein Wolkenschwarm verschloff
sich übern Himmel grau.

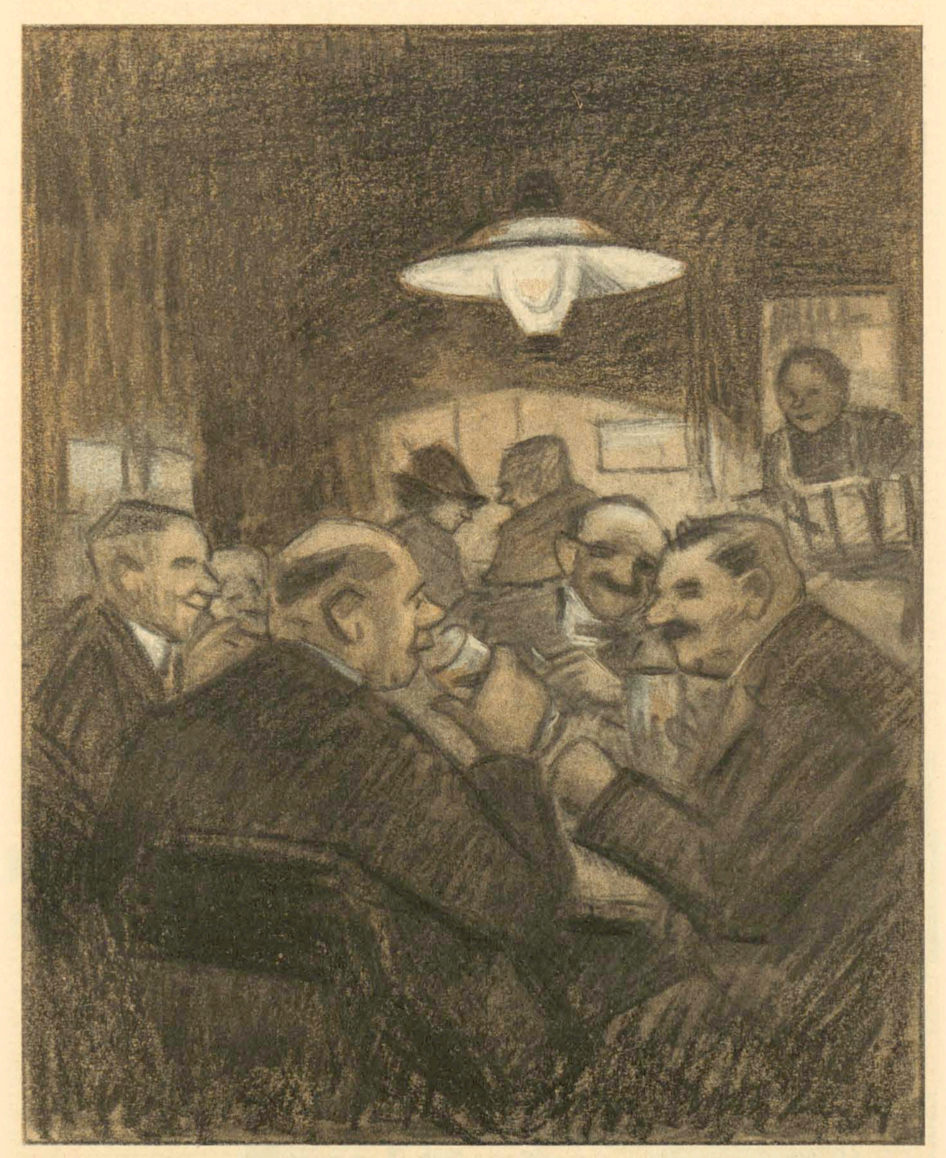
Die Ebne lag schneefahl.
Strom blähte gelben Schaum.
Jetzt standen wieder kahl
und schwarz Gesträuch und Baum.

Luft strömte frühlingslau
und fernklar überm Land:
Gebirge stand föhnblau
und scharf am Himmelsrand.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Saisonwechsel

(Wilhelm Schulz)



„So, jetzt ist's Schluß mit der Faschingsgaudi, jetzt wird's ernst! 's Starkbier is' scho' anzapft!“

München, 5. März 1939
44. Jahrgang / Nummer 9

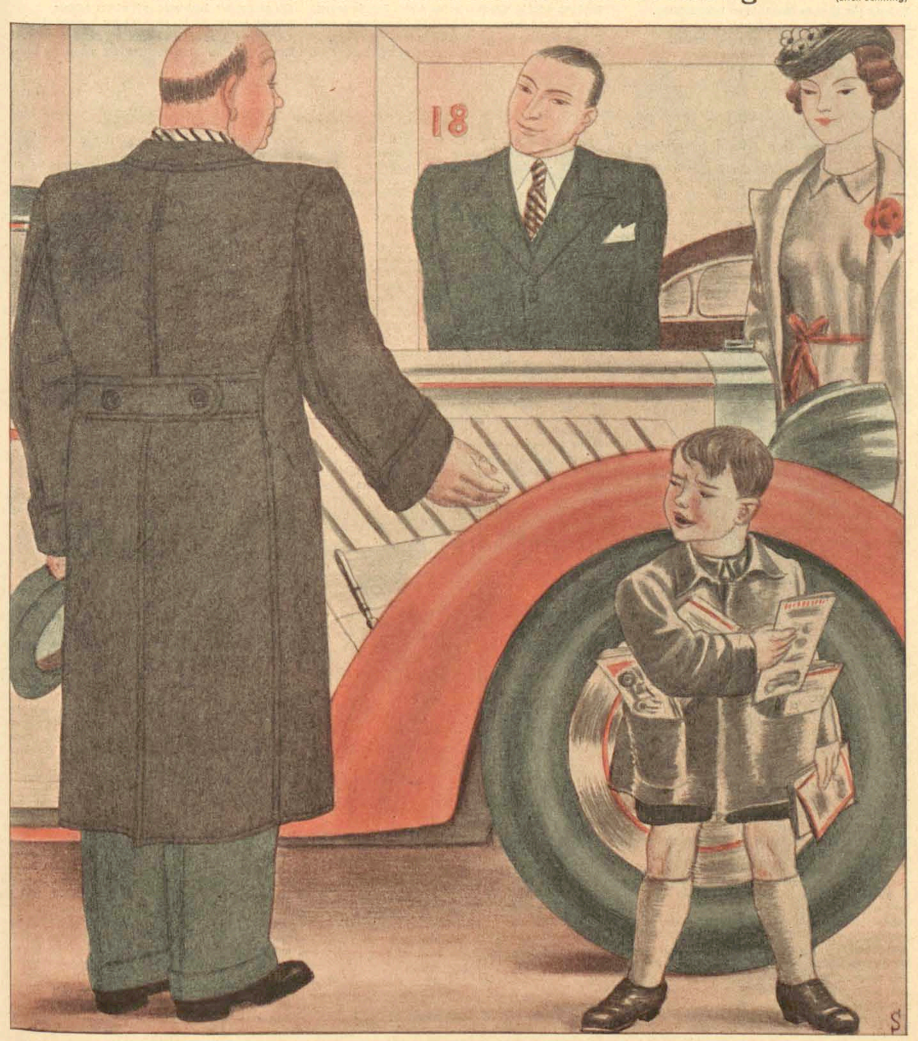
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

In der Berliner Automobilausstellung

(Erich Schilling)



„Papa, sei bitte ruhig, Du blamierst uns mit Deinen Fragen.
Ich erkläre Dir später zu Hause die Konstruktion."

Mainz am Rhein / Von Anton Schnack

„Goldenes Mainz" – Gewaltig hebt der Dom die steinernen Flügel.
Jedes Jahrhundert mauerte an dem massigen Bau.
Jenseits des Rheins laufen die Linien der Taunushügel,
Dämmernd und duftig in einem waldigen Blau.

Im Museum stehen Grabsteine, Denkmäler und Säulen
Mit römischer Inschrift und Jahreszahl,
Geschmückt mit Schwertern, Schildern und Keulen,
Mit Syrern und Spaniern und gallischen Reitern vom Rhônetal.

Sie kamen zum Rhein im Marschtritt der kalten Kohorten,
Speerspitzen und Dolchmesser gerötet von Blut.
Rost und Staub sind die Waffen und Lager geworden,
Doch in gewissen Augen blitzt noch südliche Glut.

Ich bin durch die engen Gassen der Altstadt gegangen,
Solche Gassen duften nach Keller, Seife und Feuchtigkeit.
Lasse dich nicht in alten Gassen von Träumen umfangen!
Beklemmend wirkt ein Übermaß von Vergangenheit.

Gutenberg hat zu Mainz das Antlitz der Erde verwandelt.
Vergessene Heilige sind in die Wände gebaut,
Doch rastloses Leben treibt vorbei, lärmt und handelt,
Himmel und Erde sind sich nah und vertraut.

Im Sommer hat die Sehnsucht die schaufelnden Dampfer bestiegen
Und ist gefahren rheinabwärts mit Ladies in übermodernen Shorts.
Und der Fahrende sah weiße Schlösser in Weingärten liegen,
Im Stromgrund glänzte das Gold des unseligen Nibelungenhorts.

Nach einiger Zeit werde ich manches vergessen haben,
Aber an dich werde ich denken, liebliche Hannemie.
Ach, man muß im Leben viele Wünsche begraben,
Was bedeutet schon eine Stunde flüchtiger Sympathie.

Du bleibst und siehst die Schiffe hinunterschwimmen
Und wechselst viele Tänzer zur Faschingszeit,
Die Sommer kommen und werden wie immer übern Wasser glimmen:
Vor einer Siebzehnjährigen liegt fast die Unendlichkeit.

Wie gut nach der Besichtigung verschwärzter Gebäude
Schmeckte der rheinhessische Wein in einem Stammlokal!
Die Männer darin hatten an Lärm und Gelächter viel Freude.
Wann, holdseliges Mädchen, sehen wir uns wieder einmal?

Ich erkläre ihr die Landkarte

Ich habe gefunden, daß die Frauen nicht das rechte Verhältnis zu den Landkarten haben. Aber vielleicht habe ich Pech gehabt oder vielleicht war es ein Glück, daß ich immer mit Frauen zusammengekommen bin, die die Landkarten nicht lieben, wo sie mir doch so gut gefallen, die Landkarten.

Gespräche über Landkarten verlaufen im Sande wie Wüstenflüsse, sie sind plötzlich zu Ende. Bei mir geht's meistens so:

Erna trifft mich wie ich vor einer Reise die Karte ansehe. Erna hat das Bedürfnis an meinem Leben teilzunehmen. Deshalb sagt sie vorwurfsvoll:

„Warum zeigst du mir eigentlich nicht vorher auf der Karte, wohin wir fahren?"

„Ich dachte, das interessiere dich nicht."

„Wenn mir es mal jemand freundlich und ohne nervös zu werden erklären könnte, würde es mich schon interessieren."

Ich zeige Erna also die Karte.

„Siehst du, erst fahren wir herunter..."

„Wieso herunter, ich denke wir fahren ins Gebirge."

„Natürlich, natürlich, aber das Gebirge liegt im Süden, und Süden ist immer unten auf der Karte."

„Aber hör mal, wenn ich die Karte umdrehe, dann ist's doch umgekehrt."

Ich habe diesen unerwarteten Flankenstoß nicht erwartet, deshalb sage ich gütig, erzieherisch:

„Man muß sie immer richtig vor sich hinlegen."

„Woran erkennt man das, daß sie richtig liegt?"

„Wenn Norden oben ist."

„Ah, das verstehe ich", sagt Erna. „Siehst du, wenn man mir etwas richtig erklärt, begreife ich es sofort. Der Nordpol ist immer oben." Und dabei zeigt sie gegen die Zimmerdecke.

„Gewiß, und der Südpol ist unten", und dabei deute ich unter den Schreibtisch, wo der Papierkorb steht.

„Immer?", fragte Erna. — „Jawohl, immer."

„Eigentlich unpraktisch, die könnten doch gut beieinander sein, wo es bei beiden so kalt ist."

„Tja — na lassen wir das", sage ich sehr vorsichtig. „Also siehst du, hier kommen wir ins Gebirge."

„Wo?"

„Da", und ich zeige Erna die Stelle, wo die Straße ins Gebirge tritt.

„Daaah?", sagt sie erstaunt. „Woher weißt du denn, wo wir jetzt gerade sind?"

(Ganz erstaunliche Frage, sehr gefährliche Frage!)

„Ich nehm's halt an."

„Na hör mal", sagt Erna etwas überlegen, „was du annimmst, braucht doch auf der Karte nicht zu stimmen. Ich kann doch wer weiß was annehmen."

„Aber sicher, man muß natürlich das richtige annehmen."

„Das brauchst du gar nicht so gereizt zu sagen, ich nehme immer das richtige an."

„Ich spreche ja von mir..."

„Ich weiß schon, du nimmst von vornherein an, daß du recht hast..."

„Aber das steht im Moment ja nicht zur Diskussion. Sieh mal her, wir sind jetzt im Gebirge; hier im Braunen. Gebirge sind immer braun."

„Alle?" — „Jawohl, Gebirge immer."

„Das finde ich aber sonderbar. Ich habe schon Gebirge in den verschiedensten Farben gesehen, namentlich blau. Man sollte die Gebirge so zeichnen, wie sie in Wirklichkeit sind, dann würde sich jeder Laie sofort auf der Karte zurechtfinden. Blaue Gebirge in der Ferne und grüne Gebirge mit Wiesen. Hör zu, das wäre was, worüber du mal in der Zeitung schreiben könntest, das wäre aufbauende Kritik und erzieherisch."

„Hm ja, das könnte man schon, aber es wäre doch nicht bis ins Letzte richtig", antworte ich mit aller Vorsicht. Ich versuche Abgründe zu überbrücken und erkläre weiter:

„Gebirge sind immer so gezeichnet, als ob man sie von oben sähe..."

„Was, von oben? Ja von oben kennen sie doch so wenige Leute; die paar Flieger und die, die mit dem Flugzeug reisen. Die anderen können doch nicht jedes Gebirge sofort von oben erkennen."

„Nun ja", sage ich kleinlaut und etwas ratlos, wie ich dieses ganz erstaunliche Argument einigermaßen entkräften könnte. Ich stammle: „Es ist so eine Sitte, mit der du dich abfinden mußt — und hier senkt sich die Straße wieder in das Flußtal."

„Zeig mal, wo?"

„Hier, wo der blaue Strich ist. Blaue Striche sind Flüsse."

„Soso, aber neulich sagtest du mir, schwarze Striche sind Flüsse."

„Ja, das war auf einer anderen Karte. Übrigens steht der Name des Flusses immer daneben."

„Wenn's dasteht, brauch ich's ja nicht zu wissen, da kann man's ja lesen, und was man lesen kann, brauchst du mir nicht zu erklären. Ich will nur das Allernotwendigste wissen."

„So, warum fragst du mich denn dann?"

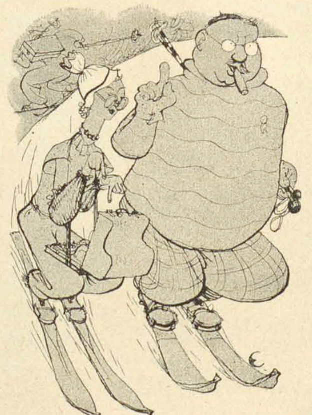
„Was, ich habe dich gefragt? Du langweilst mich immer mit diesem Kartenzeug. Ich hab dir schon so oft gesagt, wie nervös mich das macht, maßlos nervös."

Ich klappe die Karte zu.

Das ist nur ein Beispiel von vielen, wie ich versuchte, mir durchaus sympathische Frauen in das Wesen der Landkarte einzuführen. Foitzick

Freiluftbüro

(E. Croissant)



„... und erwarten umgehend Bescheid, stop. Stop im Text, Fräulein, nicht in der Fahrt!"

Ersprießliche Tabakbehandlung

Von Aage Jens Aagoson

Ich hatte ein Paket Tabak erworben, nicht etwa auf Helgoland, nein, weit entfernt, von einem Südamerikaner, der es von einem Zigeuner australischer Staatsangehörigkeit geschenkt bekommen hatte. Der Südamerikaner hatte ihn mir auf einem griechischen Schiff in arabischen Hoheitsgewässern verkauft, und er hatte eine ebenso vergilbte wie verjährte Fabrikbanderole um den Leib, der Tabak. Er war hübsch eingepackt. Ich schmuggelte ihn unter Lebensgefahr über viele Grenzen und schickte mich in Hamburg an, ihn zu Zigaretten zu verdrehen. Es ging nicht, er war gänzlich ausgetrocknet.

Meine Wirtin erlaubte mir, ihn auf ihre Veranda zu legen. Es schneite gerade so schön. Und Schnee ist nun einmal so gesund für Tabak. Ich rauchte einstweilen andere Zigaretten. Ich vergaß völlig die Tabakpackung auf der Veranda. Es frühlingte jählings. Haha, ihr würdet sagen „es lenzte", aber das heißt bei einem Seemann auspumpen und dergleichen, darum muß es frühlingen. (Früh lingt sich, was ein Häkchen werden will!) Aus meinem Tabakpaket war Brei geworden. Das heißt: aus dem Papier. Der Rest war strähniger Tabak, recht mulschig, ich kann nur sagen, ziemlich feucht, feuchter, als ich es mir zum Zigarettendrehen wünschen konnte. Und in diesem Mulsch hatte es begonnen, zu grünen! Mir konnte es gleich sein. Aber das grüne Leben in der braunen Soße rührte mich. Ich pflegte sein. Nach acht Tagen konnte ich verschiedene Arten von Keimen unterscheiden, und ich rief meine Wirtin herbei. Wir feierten ein Frühlingsfest, und am nächsten Tage pflanzten wir sie aus, die kleinen blaßgrünen Sprößlinge des Tabaks. Ein hartes Schicksal hieß mich abfahren. Aber als ich nach einem Jahr wiederkam, da hatte die gute Frau einen ganzen Blumenkasten — voll Rosen, Buchen, Kartoffeln und Tomaten.

(Angebliche Übersetzung aus dem Dänischen von Dirks Paulun)

Im Eifer für die Kunst

(O. Gulbransson)

„Was, das soll eine fliehende Amazone sein?“

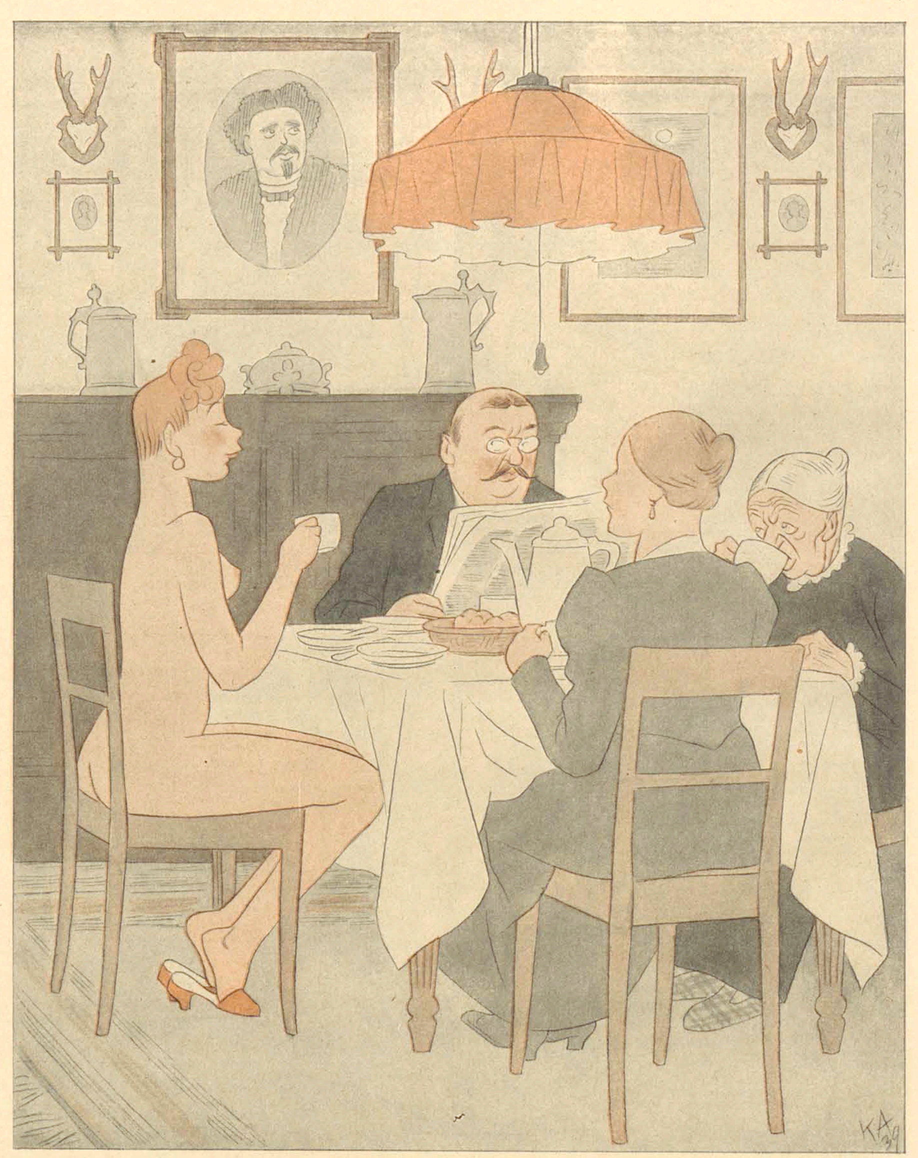
„Aber Herr Professor!“

„— — — — — —“

„Sehen Sie so!“

Fastenzeit

(Karl Arnold)



„Jetzt ziag di aba wieda o, der Fasching is do aus!"

EIN KÖNIG GEHT SPAZIEREN

VON MASSIMO BONTEMPELLI

Einem Könige widerfuhr es eines Sonntags, daß er einen Roman las, und zwar einen modernen. Der König las in lässiger Zerstreutheit, als seine Gedanken plötzlich mit ungewöhnlichem Interesse an einer Stelle haften blieben, die durchaus nicht eine der wichtigsten des Buches war; sicherlich hatte sich der Autor niemals einen derartig wirkungsvollen Eindruck davon versprochen. Es wurde umständlich und lebenswahr beschrieben, wie der Hauptheld des Buches, Lucio del Flora, einen Bahnhof betrat:

Nachdem er sich in der Bahnhofshalle an einem hölzernen Zeitungsstand alle Abendausgaben gekauft hatte, sah er auf seine Uhr. Es fehlten noch zwanzig Minuten bis zur Abfahrt seines Zuges. Er hatte also keine Eile. Seinen hellen Lederkoffer hatte er bereits dem Gepäckträger übergeben. Er ging noch einige Male in der Halle auf und ab, indem er eine leichte Zigarette rauchte und an die Frau dachte, die ihn in einem weltverlorenen Orte, dem Neste ihrer raffinierten Sünde und ihres Liebesrausches, erwartete. Er dachte auch an seine Großmutter, die ihn vor sechzehn Jahren, als er vierzehn und ein halb zählte, zum Bahnhofe seines Dörfchens, zur ersten Abreise seines Lebens begleitet hatte. Dann strich er die Asche von seiner Zigarette und die Erinnerungen aus seinen Gedanken und begab sich an die Sperre. Er zog das grüne rechteckige Kärtchen, das er in den Handschuh geschoben hatte, heraus und reichte es dem Kontrolleur mit der Dienstmütze, der es mit einem kurzen Rucke seiner Stahlzange lochte und ihm zurückreichte. Lucio del Flora nahm die Fahrkarte und ging durch die Sperre. Der Bahnhof...

Dieses war der Punkt, an dem der König überrascht die Lektüre unterbrochen hatte. Ihm war plötzlich dieser Gedanke gekommen: „Ich habe noch nie eine Fahrkarte gelöst. Ich bin soviel gereist, aber ich bin immer durch die Sperre gegangen und wieder herausgekommen, ohne je eine Fahrkarte vorzuzeigen." Und plötzlich fühlte der gute König den brennenden Wunsch, sich einmal auf einem Bahnhof eine Fahrkarte lochen zu lassen: sie zu lösen, sie zu überreichen, sie wieder entgegenzunehmen und dort einzutreten, wo die Züge abfahren.

Der König operierte nun so geschickt und mit so umsichtigen Hilfsmitteln, daß er sich drei Tage später auf einem Spaziergange durch die Stadt befand, allein und vor sich vier oder fünf Stunden voll Freiheit, voll alltäglichen, gewöhnlichen, unbekannten Lebens. Ein aufgeschlagener Mantelkragen, eine herabgezogene Hutkrempe, eine Veränderung der Schnurrbarttracht sicherten sein Inkognito, und der König, der ja ein intelligenter Mensch war, tauchte unter ins Unerkanntsein und in die Allgemeinheit, in die beiden Grundelemente jeder praktischen Freiheit.

Durch ein Pförtchen der Mauer, welche die königlichen Gärten umgibt, gelangte er in ein kurzes und einsames Gäßchen, dieses mündete in eine der breitesten und schönsten Straßen der Hauptstadt. Auf die Mauern der Häuser, die Schaufenster der Geschäfte und die gelben Außenseiten der Elektrischen fiel das grausame Licht des Nachmittags, in den Straßen der großen Städte wartet man den ganzen Tag auf das künstliche Licht.

Der König lehnte sich an eine Ecke und fühlte sich fürs erste unsicher. Der Boden der Stadt — es war die Hauptstadt seines Königreiches — schien ihm nicht fest zu sein, sondern leicht schwankend und unsicher: aber sofort gab er sich Rechenschaft darüber, daß das Schwanken in ihm war, und er lächelte darüber.

Aber inzwischen hatte er sich etwas eingewöhnt und schritt nun, immer längs der Mauern, gleichmäßig vorwärts. Das falsche Licht und der verwirrende Lärm erregten in ihm den Eindruck der Leere. Er versuchte, die Leute zu betrachten. Alle hatten große Eile. Dem Könige gelang es noch nicht, jeden einzelnen mit dem Blick zu erfassen: sie waren für ihn Teilchen nicht genau bestimmbarer Menschlichkeit. Er fühlte, daß er von neuem lächelte, aber er hatte schnell gelernt, daß für einen gewöhnlichen Menschen mehr dazugehört, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Plötzlich wurde der König auf rohe Weise einige Meter seitwärts gestoßen. Er wandte sich schnell um und sah ein Auto, das aus einer Seitenstraße einbog. Aus dem Auto schrie ihn eine Stimme an: „Sehen Sie nicht, daß Sie unter die Räder kommen?" usw.

„Entschuldigen Sie", sagte der König, „ich hatte nicht daran gedacht." Mit Hilfe dieses groben Zwischenfalles hatte er die gefährliche Seitenstraße überschritten. Er rückte sich wieder zurecht und kehrte um; denn er hatte große Lust, nach Hause zu gehen.

Indessen: als er die Augen aufschlug, las er auf einem großen Schilde das Wort: Café. Da überfiel ihn der Gedanke: „Ich will ins Café gehen." Und es reifte in dem König ein Programm: „Ich werde ein Weilchen ins Café gehen; denn es ist ein öffentlicher Ort; dann werde ich ein öffentliches Verkehrsmittel nehmen (ich weiß, daß es so etwas gibt) und mich zum Bahnhof fahren lassen."

Der Straßenübergang — da er den geeigneten Moment abzupassen wußte — war nicht schwierig. Viel verwickelter gestaltete sich sein Eintritt in den öffentlichen Ort. Der König war natürlich nie in seinem Leben in einem Café gewesen.

Er zögerte also lange vor der Glastür. Sie stand halb offen. Dahinter sah man in eine finstere Zone. Während der König noch zögerte, ging ein dicker Herr, dem man große Übung im täglichen Leben ansah, hinein. Der König folgte ihm auf dem Fuße, entschlossen, sich das Gebaren dieses Herrn zum Vorbild zu nehmen. Aber die fast völlige Finsternis im Innern ließ ihn von neuem innehalten. Die Augen waren ihm noch geblendet vom grellen Lichte der Straße. Dann stolperte er über ein vorspringendes Stuhlbein.

Allein, nach und nach erblickte er einen wahren Wald marmorner Platten kleiner Tischchen, die auf ihn zukamen. Ein anderer Mann ging vorüber und versank in der Dunkelheit. Nun gelang es dem König, beinahe alles zu sehen: sein Blick fand den ersten Gast wieder, der ihm ein Stückchen durch den Wald vorangegangen war und nun im Begriffe war, sich mit großer Selbstverständlichkeit an ein Tischchen linkerhand zu setzen. Auch der zweite Gast schritt vorwärts, aber er bog ohne ersichtlichen Grund nach rechts und setzte sich mit der gleichen Ruhe. Für einen Augenblick blitzte im König der Verdacht auf, daß vielleicht jeder der Besucher seinen bestimmten Platz habe. Jetzt ging jemand vorüber und stieß ihn. Einige Plätze waren frei. So zu Fuß und auf unbekanntem Gelände fühlte sich der König in Gefahr. Aber er wagte es. Er setzte sich eilends gleich hier hin, an das erste Tischchen am Eingange. Und befand sich auf einem sehr harten Stuhle. Von hier betrachtete er erneut die beiden selbstsicheren Männer: Sie ruhten auf einem Sofa, das rings an der Wand des Saales entlanglief, — der König hatte aber nicht den Mut, den Platz zu wechseln.

Er hatte kaum begonnen, die Gäste ein wenig zu beobachten, als sein Blickfeld plötzlich versperrt wurde durch ein umfangreiches Hindernis, das sich dazwischengeschoben hatte, — weiß und schwarz umrandet. „Was wünschen der Herr?" Diese Worte waren in einem unterwürfigen und gleichzeitig befehlerischen Tone vorgebracht, der dem König völlig neu war. Diese Frage lähmte ihn förmlich. Er war auf einen derartigen Überfall absolut unvorbereitet. Er fühlte die dringende Notwendigkeit, eine Antwort zu geben. Er suchte sie verzweifelt um sich herum. Seine Augen entdeckten hier und da auf den Tischchen in Kristallen oder Tassen die verschiedensten und unbestimmbaren Getränke. Was bestellt man sich in einem Café?

Der Kellner wurde gewalttätig: „Befehlen?"

Mit Trauermiene verkündete der König: „Kaffee."

Das Verschwinden der weißen Hemdbrust brachte ihm eine große Erleichterung. Er atmete auf. Er versuchte, es sich auf dem widerspenstigen Stuhle ein wenig bequemer zu machen. Aber da fühlte er einen Blick auf sich ruhen. Er unterschied sofort den Ort seiner Herkunft, der ein weibliches Gesicht war — drei oder vier Tischchen von ihm entfernt. Gerade als er jenem Blicke begegnete, löste sich dieser von ihm. Dafür erschien ein halbes Lächeln auf dem Munde der Frau, das dort, wie von einem Mechanismus festgedreht, haften blieb. Der Mund war rot, die Frau war jung: neben ihr saß eine andere, sehr alte mit einem sehr auffallenden Hute, unter welchem Büschel von gelben Haaren hervorquollen.

„Wem gleicht diese Alte?" fragte sich der König. Es fiel ihm ein, daß sie in auffallender Weise einer gewissen Hofdame ähnelte, die er vor einigen Tagen bei einer Feierlichkeit getroffen hatte. Er versuchte, derartig unehrerbietige Beobachtungen von sich zu weisen, und wandte die Augen von der Alten ab, aber er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Indessen war sein Blick unversehens zur Jungen zurückgekehrt, die von neuem begann, ihn zu betrachten, und die, als sie ihn lächeln sah, dem eigenen Lächeln, das ihr während der ganzen Zeit auf dem Munde haften geblieben war, ein leichtes Neigen des Kopfes anfügte.

Der König verstand, um was es sich handelte, und fühlte sich erröten. Um Komplikationen zu vermeiden, senkte er den Blick auf das Tischchen. Und bemerkte, daß man ihm den Kaffee gebracht hatte.

Er trank einen Schluck davon. Und fand ihn scheußlich. Er erinnerte sich, daß er schon einmal vor einigen Jahren einen ähnlich schlechten getrunken hatte, bei einem Galaessen am portugiesischen Hofe.

Der König wollte gehen, aber bevor er das Lokal verließ, wollte er sich noch den ganzen Kaffee einflößen, weil er fürchtete, einen Akt unerhörter Unhöflichkeit oder schlechtesten Geschmackes zu begehen, wenn er ihn stehen ließe. Die Frage der Bezahlung bereitete ihm ernsteste Schwierigkeiten. Der König wußte gewiß, daß er bezahlen müsse. Aber wie, wo, wieviel, an wen? Die anderen Gäste um ihn herum fuhren fort in ihrem müßigen Geplauder oder mit Rauchen oder dem Zeitunglesen, ohne Miene zu machen, aufzubrechen. Der König wollte nicht zu viel von seiner kostbaren Zeit hier drinnen verlieren. Der Kellner ging zweimal an ihm vorüber in großer Eile, triumphierend eine Serviette schwingend. War es angebracht, ihn zu befragen? Aber wie ihn rufen? Da trat geräuschvoll ein jovialer Herr ein und setzte sich an das benachbarte Tisch-

Der Sämann

Von Ratatöskr

Die Ordnung ist sein Elemente.
Doch mangeln ihm die starken Hände,
sie gegenüber groben Dingen
so, wie er möchte, anzubringen.
Kraftmeiern, das versteht nicht jeder.
Er ist halt bloß ein Mann der Feder.

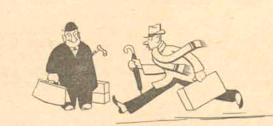
Was tun? Ein Sack voll Satzeszeichen,
Beistrichen, Punkten und dergleichen,
begleitet ihn von früh bis spät,
die er auf Manuskripte sät,
wo selbe zwischen Geistesblitzen
teils fehlen teils nicht richtig sitzen.

Nun freut sich jeder, falls er's liest,
wie hier die Saat des Guten sprießt,
und preist mit Recht den Herrn Redaktor
als schätzenswerten Ordnungsfaktor.

chen, fast an seine Seite. Und sagte: „Schönes Wetter, aber ich glaube, daß sich morgen der Wind drehen wird."
Der König blickte ihn bestürzt an. Diese Unterhaltung schien ihm über alle Maßen seltsam. Aber der andere bestand nicht auf einer Antwort, sondern fuhr fort: „Im vorigen Jahre um diese Zeit war es nicht so heiß."
Der König war durch die Beharrlichkeit, mit welcher der Herr dieses einzigartige Thema verfolgte, auf dem Gipfel des Erstaunens angelangt und schöpfte unbestimmbaren und ihn verwirrenden Verdacht. Er sah sich um. In diesem Augenblicke schlug ein durchdringendes und absonderliches Geräusch an sein Ohr; es verstummte, um sich dann stärker und ungeduldiger zu wiederholen. Der König sah, daß dieser Lärm von einem Individuum hervorgerufen wurde, das mit dem Teelöffel auf ein Tablett schlug, worauf der Kellner herbeieilte; dann fragte der Gast: „Was macht es?"
Der König paßte sich schnell dieser Sitte an, wie es jeder zu tun pflegt, der in unbekannten Ländern reist. Er bezahlte, machte den schüchternen Versuch eines lächelnden Grußes, erhob sich und ging, endlich auch dem Kellner zulächelnd; dieser aber dankte nicht, sondern setzte ihm, ein Tablett auf der Hand balancierend, eine eiskalte Miene entgegen. Der König hatte nicht gewußt, daß man ein Trinkgeld zu geben pflegt, und der Kellner wußte nicht, daß dies der König war.
Als der König glücklich wieder auf der Straße war, sah er eine Elektrische nach rechts vorüberfahren mit der Aufschrift „Zentralbahnhof". Gleich darauf fuhr eine andere in entgegengesetzter Richtung, die ebenfalls die Aufschrift „Zentralbahnhof" trug.
Nunmehr widerstand der König der Versuchung, die Elektrische zu benutzen, er fühlte auch instinktiv, daß ihn der Mangel jeder praktischen Erfahrung in große Schwierigkeiten gebracht haben würde. Als er eine haltende Droschke sah, stieg er ein und befahl energisch: „Nach dem Zentralbahnhof!" Er war ein guter Beobachter, und während der Fahrt entdeckte er von selbst die Anwesenheit und die Nutzanwendung des Taxenzählers.
In der großen Bahnhofsvorhalle erschien ihm noch einmal die Menschheit in Form einer langen Schlange, die ihren Kopf nach einem Schalter hin vorstreckte. Er stellte sich mit den andern in die Reihe. Aber als er eine Frau dazukommen sah, ließ er ihr, zu deren großer Verwunderung, den Vortritt. Schon kamen zwei andere und stellten sich dahinter. Der König hatte sich ein Programm aufgestellt: er wollte sich eine Fahrkarte lösen nach einer Stadt, deren Name oben über dem Schalter geschrieben stand, und mit dieser wollte er durch die Sperre gehen; dann würde er wieder hinausgehen und sagen, daß ihm der Zug vor der Nase davongefahren sei. Ab und zu rückte die Reihe um einige Zentimeter vor; der König konnte sich nur schwer Rechenschaft über dieses langsame Vorwärtskommen geben. Er erinnerte sich eines alten Märchens, in welchem sich ein König verkleidet zwischen seine Untertanen mischt, um zu erfahren, was sie von ihm reden. Er begriff, daß diese eine Geschichte längst vergangener Zeiten war. Inzwischen war ein stattlicher Jüngling dazugekommen, der zunächst neben der Reihe blieb und dann eine Unterhaltung mit der Dame begann, die vor dem König stand.
Indem er fortfuhr, so belanglos daherzureden, schob er sich in einem günstigen Augenblicke in die Reihe zwischen die Dame und den König. Dieser sagte nichts. Aber die beiden hinter ihm begehrten auf. Und weil der stattliche Jüngling tat, als kümmere ihn das nicht, richteten sie ihren Zorn gegen den König: „Wenn Sie sich den Platz wegnehmen lassen", erklärten sie, „haben wir nicht nötig, zurückzustehen!"
Und sie stellten sich vor ihn. Jetzt war der König der letzte. Die Zeit rückte vor, alles stampfte mit den Füßen; die Reihe rückte schneller vor; aus dem Innern des Schalters ermahnte eine rauhe Stimme: „In zwei Minuten wird geschlossen!"
Die letzten handelten rasch. Während der vorletzte bezahlte, und der König sich bereit machte heranzukommen, stürzte noch eine ältliche, keuchende Dame herbei mit einem unförmigen Koffer. Sie prallte fast auf den König, der zur Seite weichen mußte. Der Koffer fiel zur Erde. Die Dame bückte sich, um ihn aufzuheben. Der König war ihr behilflich; während sie beide so zur Erde geneigt waren, hörten sie einen dürren Ruck; als sie sich aufrichteten, war der Schalter geschlossen. Die Dame riß ihren unförmigen Koffer dem König aus den Händen und begann zu jammern. Ein vorübergehender Gepäckträger sagte: „Nehmen Sie eine Bahnsteigkarte, die Fahrkarte können Sie dann im Zuge lösen."
Die Alte stürzte an den Automaten für die Bahnsteigkarten. Der König blieb einen Moment verdutzt stehen. Die Alte ergriff ihr Billet und wandte sich an ihn: „Beeilen Sie sich, dann können wir zusammen gehen." — „Ich bin nicht so eilig", antwortete der König, „danke!"
Er ging hinaus; von einem Auto ließ er sich zur einsamen Straße längs der Mauer der königlichen Gärten bringen und erreichte dank seiner Vorsichtsmaßnahmen seine Gemächer ...

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Der Zug setzt sich gerade in Bewegung, als Heinz durch die Sperre stürzt. Er rast aufgelöst den Bahnsteig lang, muß es dann aber doch aufgeben. Der Zug ist schneller. „Sie wollten wohl den Zug noch gern erreichen?" fragt ein Neugieriger. Heinz japst noch, aber er antwortet doch:
„Welche Frage. Natürlich nicht. Ich wollte ihn nur zum Bahnhof hinausjagen."

Max Kleinert ist von seiner Frau mit Zwillingen beschenkt worden und geht zum Standesamt, um die Geburt anzumelden. Zuvor hat er das freudige Ereignis reichlich mit geistigen Getränken begossen, die sich ziemlich stark an ihm ausgewirkt haben. Daher ist er recht gesprächig und redet den Standesbeamten immer mit „Meine Herren!" an. Schließlich wird dieser ungeduldig: „Was wollen Sie denn mit Ihrem ‚Meine Herren'? Es ist doch außer Ihnen und mir niemand im Zimmer." Da wird Kleinert höchst nachdenklich, und nach längerem Schweigen murmelt er vor sich hin: „Ob es auch wirklich Zwillinge waren?"

DER RICHTIGE PLATZ FÜR HERRN POTTER

VON KÄTE BIEL

Als es zwischen ihnen so weit war, daß Frau Menke einen Heiratsantrag erwartete, kam — zusammen mit einem Blumenangebinde — ein Schreiben, das weniger als Antrag denn als Lyrik in Gestalt einer Offerte für Fußbodenbelag anzusprechen war.

Der Teppich / unter Deinen Füßen / bin ich — stand da, geschrieben von der kraftvoll männlichen Handschrift des Exporteurs Fritz Potter. Ilsemarie Menke war recht beunruhigt. Wie entsetzlich, daß Potter sich ihr als Teppich angeboten hatte. Sie brauchte keinen. Außerdem bezweifelte sie, ob ein Mann in einer derart zusammengedrückten Form einer Frau noch irgendwelches Vergnügen bereiten konnte.

Am Nachmittag tauchte, als Folgeerscheinung der morgendlichen Rosen, streng und ernst Herr Potter persönlich auf, bereit, sich selbst und seinen ganzen Besitz zu den vierunddreißigjährigen Füßen der Witwe Ilsemarie Menke niederzulegen, die von der Natur in Einzelheiten sehr nett und braunhaarig, wenn auch im ganzen vielleicht etwas zu dicklich ausgeführt war.

„Lieber Herr Potter", begann Frau Ilsemarie voll ernster Trauer, „es tut mir so leid! Aber ich kann Sie einfach nicht brauchen! In meiner Wohnung sind genügend Teppiche vorhanden. Und davon abgesehen: ich könnte mich niemals an einen Fußbodenbelag mit menschlicher Vergangenheit gewöhnen! — Ich würde nie vergessen, daß Sie vorher einmal der Konsul Potter gewesen sind! Ich würde in Gedanken versuchen, mit Ihnen zu reden und meine Mädchen würden mich für irrsinnig halten, träfen Sie mich in einer Plauderei mit einem Teppich an! — Es würde mir zeitlebens peinlich bleiben, im Morgenmantel über Sie hinwegzugehen! Überhaupt würde mir die ganze schöne Unbefangenheit meinen Möbeln gegenüber abhanden kommen. Beispielsweise habe ich bisher noch niemals Gardinen und Teppiche am Morgen begrüßt — Sie mögen das für einen Mangel an Herzenstakt halten, aber ich bin nun einmal eine harte Natur! — bei Ihnen wäre ich natürlich verpflichtet, eine Ausnahme zu machen! Und wie ist es: nehmen Sie dann Kaffee oder Tee? — Aber ich bin noch niemals einem frühstückenden Teppich begegnet. — Nein, das Leben ist kompliziert genug, ich werde mir nicht auch noch den Kopf über Speisefolgen für Teppiche zerbrechen! — Versehentlich wird wohl mal ein Tropfen Bratensauce oder ein Kuchenkrümel für Sie abfallen, und damit muß es dann auch genug sein. Welches Format hatten Sie sich gedacht? Wenn es nun einmal sein muß, dann bitte möglichst 5,5 mal 7, damit ich noch ein Stück von Ihnen abschneiden kann. Ich brauche auf dem Flur noch eine Brücke! — Oft werden Sie sich sehr langweilen, denn ich bin ein schweigsamer Mensch, und es gibt Tage, an denen ich minutenlang kein Wort rede. Natürlich könnte ich Ihnen, auch wenn ich fortgehe, den Rundfunk anstellen, aber schließlich werden die Nachbarn staunen, wenn ich erkläre, ich lasse die Musik zur Unterhaltung für meinen Teppich spielen ... Die Leute werden wirklich fürchterlich staunen, lieber Potter, denn die meisten Menschen wissen nicht, daß es eine Macht auf Erden gibt, die auch den Inhaber einer angesehenen Exportfirma mit Weltkenntnissen und langer Außenhandelspraxis in einen stillen, schlichten Wohnzimmerteppich verwandeln kann, und das ist —"

Hier hob Frau Ilsemarie, die mit Wucht und Zierlichkeit vor dem erblaßten Potter redend, hin und her gegangen war, schwärmerisch den Arm, während sich ihr übriger Körper in einer Geste von zwangloser Anmut gegen den Tisch lehnte, der jedoch in diesem Augenblick großartige menschliche Anwandlungen bekam, sich als der Klügere beranm und nachgab ...

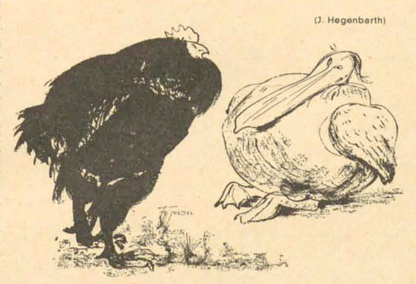
Deshalb endete das, was als reizende Pose begonnen hatte, ziemlich abrupt in einem dumpfen Zusammenprall von Frau Ilsemarie Menke mit dem als Bodenbelag vorhandenen Perser.

Infolge des jähen Positionswechsels klangen ihre abschließenden Worte nicht mehr so heiter und frei wie vorher, wenn sie auch den angefangenen Satz konsequent beendete. „Und das ist die Kraft der Liebe!" sagte sie, bedrückt auf dem Boden sitzend, und schräg zu Herrn Potter aufblickend. Es klang nicht sehr überzeugend.

Während der Bestürzte ihr beim Aufstehen half, sagte er in lächelnder Bitternis, die die ganze Enttäuschung seines Männerherzens plastisch aufzeigte: „Ich sehe, daß Sie in Ihrem Leben und Ihrem Heim keinen Platz für mich haben! — Nicht einmal als Bettvorleger können Sie mich brauchen!" Vielleicht hatte Frau Menke noch eine Weile strömend weiterreden wollen, doch das Eingreifen des Tischchens wirkte sich nicht unvorteilhaft auf ihre Entschlußkraft aus.

„Lieber Herr Potter", sagte sie zart und nachsichtig, „Sie haben mich ja vollkommen mißverstanden! — Aber warum sind Sie so wenig strebsam? Warum wollen Sie Bettvorleger sein?" Und dann machte Frau Ilsemarie, während sie versonnen den Potterschen Rosenstrauß betrachtete, mit elf weiteren Worten flugs aus der lyrischen Teppichofferte einen angenommenen Heiratsantrag.

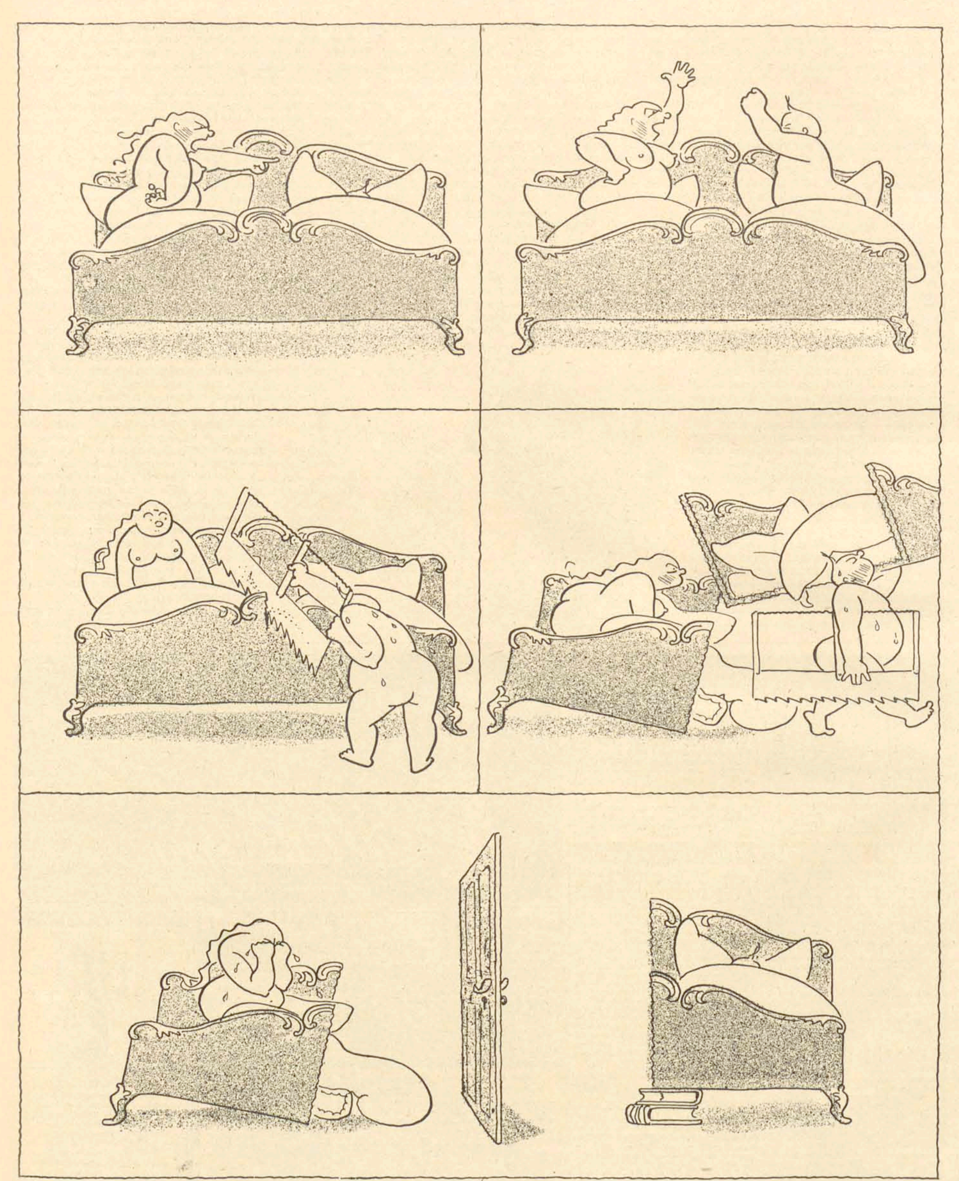
„Dreißig, fünfunddreißig Zentimeter höher — da wäre der richtige Platz für Sie ..."



(J. Hegenbarth)

Die beste Lösung

(Fr. Bilek)



Velazquez, Tizian, Goya usw. in Genf

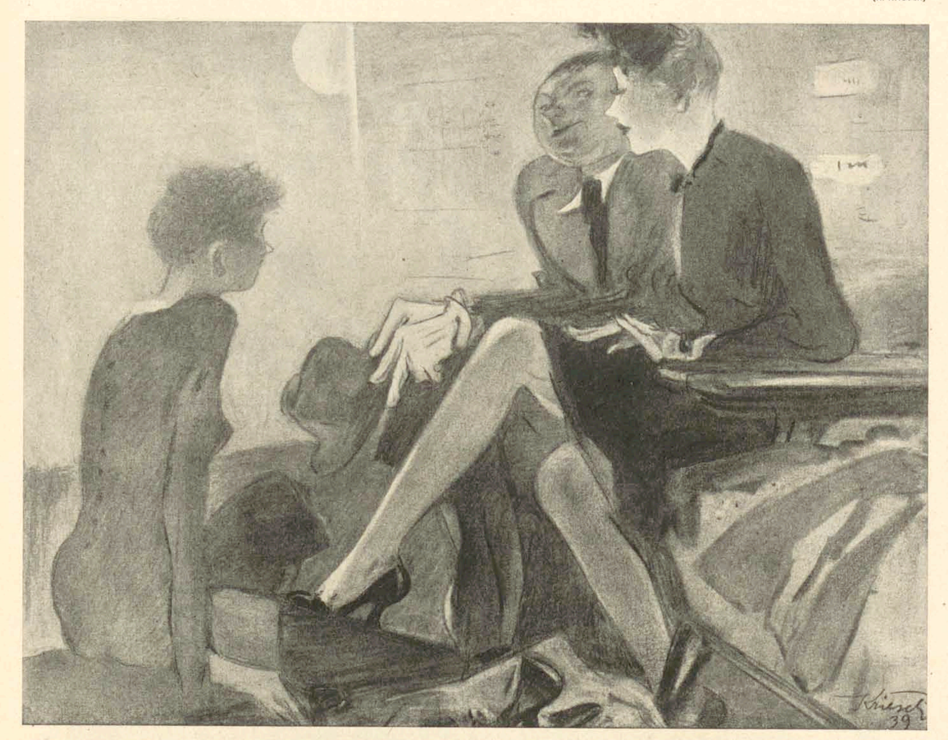
(E. Thöny)



„Aus dem Bereich der Kanonen sind unsere Werke ja heraus, aber wer wird sie vor dem internationalen Kunsthandel schützen?“

Der Erfahrene

(R. Kriesch)



„Fräulein, haben Sie noch mehr Modelle in der Art?" — „O ja, mein Herr, etwa fünfzehn verschiedene!" — „So, so! Also fünfzehn à zehn Minuten durch sechzig, macht zweieinhalb Stunden. Da werd ich dich also um sechs Uhr wieder abholen, Luise!"

Der Retter

Ein Vorfrühlingstag in einer dänischen Hafenstadt. Die Hafenmole ist voll von Spaziergängern, die die würzige Meeresluft und den frischen Frühlingswind genießen wollen, als dieses Idyll plötzlich durch einen gellenden Hilfeschrei jäh zerstört wird. Ein Kind ist weit draußen am Molenende ins Wasser gefallen. Es schreit und kämpft verzweifelt mit seinen kleinen Armen, doch wird es bald von der starken Meeresströmung unter Wasser gezogen. Die Leute laufen an der Unfallstelle zusammen und starren schreckgelähmt in das eiskalte Wasser hinunter. Keiner kann sich anscheinend zur Rettung entschließen, als plötzlich ein Mann eins, zwei, drei in Hut und Mantel ins Wasser springt. Er taucht unter, bekommt das Kind zu fassen und arbeitet sich schnaufend und prustend bis zur Mole hin, wo viele helfende Hände sich ihm entgegenstrecken und ihn und seine Bürde aufs Trockene ziehen. Als die schlimmste Aufregung sich gelegt hat, umringt man den Mann, klopft ihm auf die Schulter und beglückwünscht ihn in den höchsten Tönen zu seiner tapferen Rettungstat, bis der plötzlich alle Hände von sich abschüttelt und in die Worte ausbricht: „Jaja, es ist schon gut! Aber jetzt möcht ich zuerst den Kerl zu packen kriegen, der mich 'neingestoßen hat!"

*

Einfach

„Du", grinste mein Freund Fiebiger, als ich ihn dieser Tage traf, „gestern hätte ich beinah ein Pech gehabt... Wir hatten nämlich gestern abend einen Kameradschaftsabend... Alles war dort, die ganze Firma — unser Direktor natürlich auch. Na, und wie ich weggehen will, da regnet's, was nur vom Himmel herunterkommen kann... Teufel, denk ich mir, Teufel, was machst du jetzt?... Regenschirm hast keinen mit, ausborgen kannst dir auch keinen, mit dem Geld für eine Taxi schaut's noch schlechter aus — und wenn du zu Fuß nach Haus gehst, dann ist der neue Überzieher patschnaß und verliert die Fasson..."

„Was hast du also gemacht?" fragte ich.

„Was?... Den Überrock von unserem Direktor hab ich angezogen, er ist nämlich neben dem meinen auf dem Kleiderhaken gehangen..."

„Na und?"

„Was, na und?" Fiebiger sah mich verwundert an. „Wie ich heut in der Früh ins Büro gekommen bin, hab ich mich vielmals wegen der Verwechslung entschuldigt —"

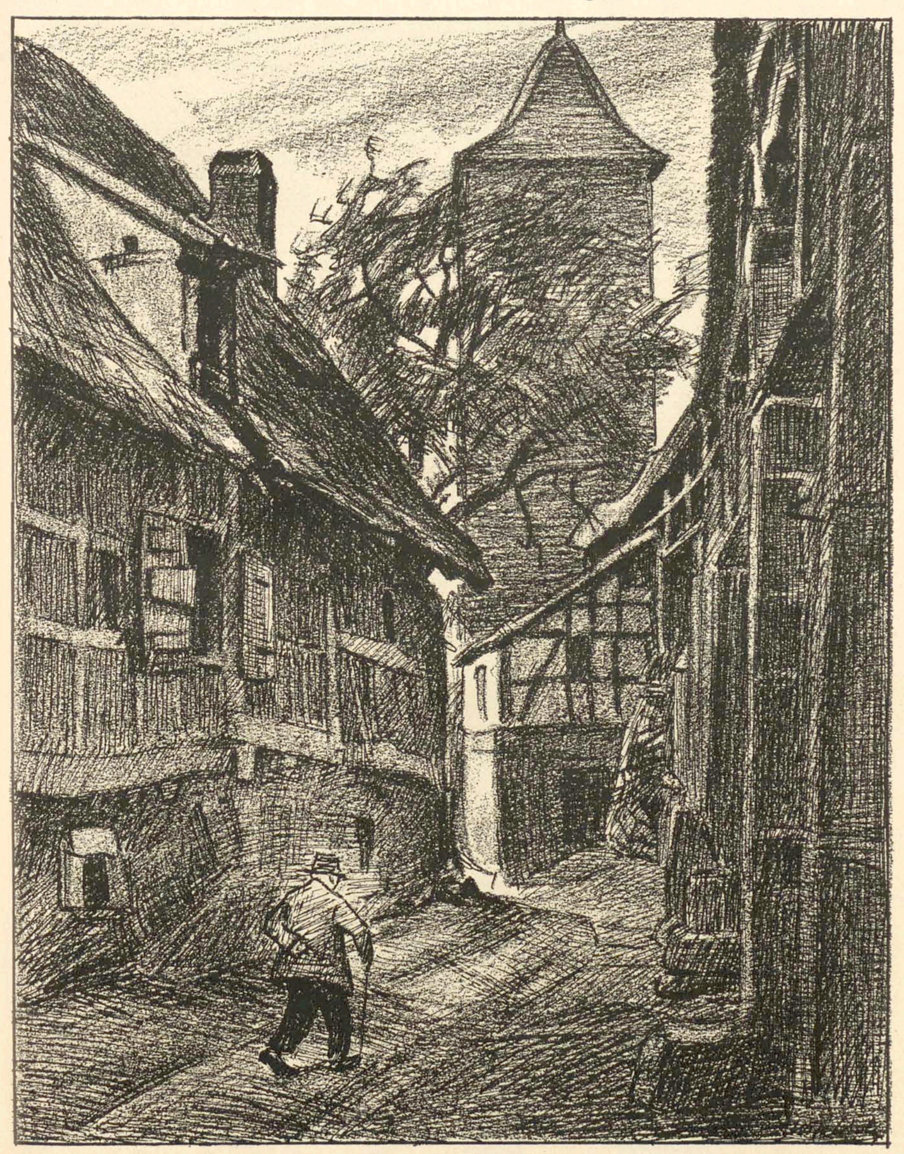
„Und deinem Rock ist nichts geschehen?"

„Mensch", grinste Fiebiger, was er nur grinsen konnte, „hast du eine lange Leitung... Was soll ihm denn geschehen sein — unser Direktor hat doch ein eigenes Auto!"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Erster Märzspaziergang

(Wilhelm Schulz)



Heut tönt vom Turm die Glock',
als riefe sie: werd' wach!

Schnell nehm' ich meinen Stock
und lauf der Sonne nach.

Kinopraxis

(K. Heiligenstaedt)



„Das sage ich Dir, der reiche Fabrikdirektor heiratet das Hirtenmädchen nicht; ein künstlerisch wertvoller Film geht nie gut aus!"

München, 12. März 1939
44. Jahrgang / Nummer 10

30 Pfennig

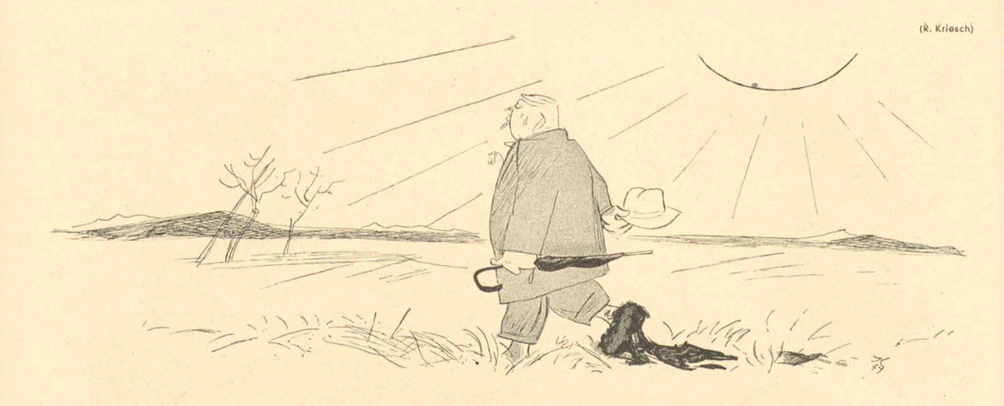
SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bulls Liebeswerben

(Karl Arnold)

„Lauter mit den Kastagnetten klappern, Marianne, Franco muß anbeißen!“


(R. Kriesch)

DIE SACHE MIT DEM FRÜHLING

Ich glaube nicht an das mit dem Frühling und der Liebe. Schließlich hat man ja auch so seine eigene Erfahrung, und da muß ich schon sagen, so ein Frühling ist kurz und die Liebe ist lang. Man hat nicht immer so viel Zeit wie man haben möchte, und gerade im Winter gibt es doch auch freie Stunden und was soll man mit den langen Winterabenden machen, immer nur gute Bücher lesen, geht doch auch nicht.

Vielleicht haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht. Als ich mich in Freundes- und Fachkreisen darnach erkundigte, wurden meine Beobachtungen bestätigt. Die wissenschaftliche Forschung beruht auf Beobachtungen, und so ist mein Glauben an das schlagartige Zusammentreffen von Lenz und Liebe etwas erschüttert.

Sehen Sie, da ist zum Beispiel mein Freund Max, der sagte mir, er sei keineswegs an den Frühling gebunden und es sei ihm durchaus nicht unangenehm; mein Freund Oskar aber, der sonst leicht zum Widersprechen neigt, bekundete, er möchte den Sommer durchaus nicht missen, und vom Herbst hielt er auch manches, vom Winter mit den dämmrigen Nachmittagen ganz zu schweigen. Die Herren sind branchekundig und deshalb starke Stützen meiner Theorie.

Mag vielleicht früher mal anders gewesen sein. Sitten und Bräuche kommen ab und manches ändert sich im Laufe der Jahre, nicht wahr?

Früher bei den schlecht geheizten Räumen versteht man's, Korridore waren kalt und die Nebenräume. Aber jetzt, wo die Zentralheizung in Gebrauch gekommen ist, weht ewiger Frühling und Sommer durch die Wohnung. Man kann sich in gutdurchgewärmten Cafés treffen und bei Geigenklang und Lambeth-Walk springen die Herzen auf.

Erstaunlich, welchen Einfluß der Zentralheizungsfachmann auf das Seelenleben der Europäer gewonnen hat. Er hat Ähnliches geleistet wie der Konservenfabrikant für grüne Erbsen und sonstige Gemüse. Sie haben uns von den Jahreszeiten unabhängig gemacht. In den Konservenbüchsen herrscht ewiger Frühling, Lenzfreuden für den Gaumen in verzinktem Eisenblech.

Und da sollen die Dichter noch vom Frühling singen!

Tun sie ja auch gar nicht. Sie kämen mit ihrer Frühlingskollektion zu spät. Sie müssen schon im Winter den Markt beschicken, weil die Zeitschriften sich schon früh für die Saison eindecken. Alles längst bekannte Tatsachen, nach denen in Fachkreisen und in den Werkstätten für feinere Gebrauchsliteratur schon seit langem gearbeitet wird. Nur in blutigsten Laienkreisen hat sich noch die veraltete Vorstellung von der produktionsfördernden Kraft des Frühlings für lyrische Bedarfsartikel erhalten.

Und dann ist da die Sache mit den Veilchen. Haben Sie schon mal Veilchen gepflückt, wohlriechende Veilchen, mitten in der wilden Natur? Wenn Sie es taten, beglückwünsche ich Sie. Wo in meiner Gegenwart Veilchen blühten, war es verboten, sie zu pflücken, oder sie waren mir in meiner Eigenschaft als Publikum zum Schutze empfohlen. Die Stadtgärtnerei hatte keine Mühen und Kosten gescheut, sie zum Blühen zu bringen, aber nur zum Blühen, nicht zum Abpflücken. Ich fürchte, ich werde einmal ohne selbstgepflückte Veilchen in die Grube fahren müssen.

Bei mir gibt es Veilchen das ganze Jahr hindurch. Sie werden mir, wenn ich mit einer Dame beim Abendbrot zusammensitze, von Blumenfrauen mit geringem Aufschlag zum Ladenpreis offeriert und stammen vermutlich aus das ganze Jahr arbeitenden Veilchenfabriken.

Und doch, die Märzsonne lockt und erfüllt uns mit dem bekannten neuen Hoffen. Die Damen stehen vor den Hutläden und ihr neues Hoffen erstreckt sich auf neue Modelle. Die Kunsthandlungen stellen Frühlingsmotive ins Fenster, und bei ihrem Anblick beschließt der Mensch einen Ausflug zu machen. Vielleicht gibt es doch noch irgendwo das ungeschützte Veilchen und die saisonbedingte Liebe, von der in älteren Gedichtsammlungen so schön gesungen wurde. Wir geben dieser Versuchung nach: Hinaus in die Natur, die Füße im Halbflüssigen und die Stirnen im Äther badend!

Foitzick

Sentimentales Chanson vom Mädchen Kitty

Von Anton Schnack

Ich bin Stenotypistin auf einem Büro,
Kitty ist mein Name.
Ein Südseefest verzauberte mich maskenfroh
Zu einer exotischen Dame.
Meine Zähne blitzten wie weißes Emaille,
Der Haut ward braune Schminke zuteil,
Muscheln und Tand
An Hals und Hand,
Hibiskusblüten im kohlschwarzen Haar
Machten mich dämonisch und wunderbar:
So wurde die Alltagskitty
Zum Mädchen aus Tahiti.

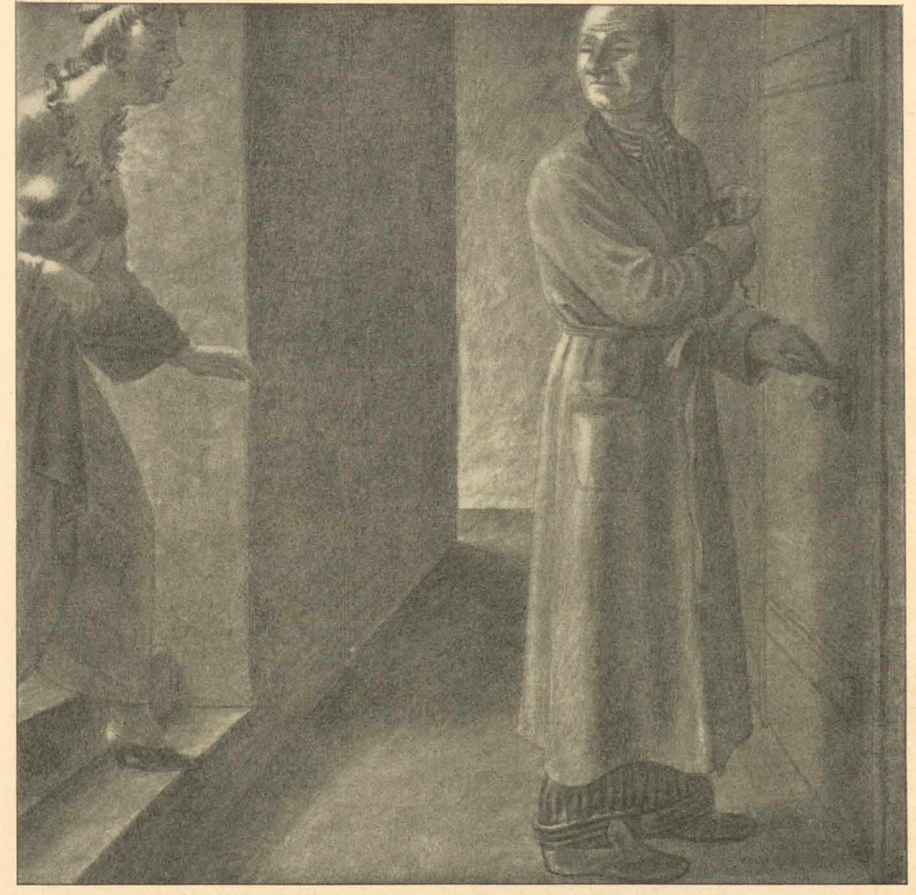
Es kam ein Käpt'n im Seemannsdreß
Und hatte mich schnell bezwungen.
Ich liebte ihn gleich und er küßte mich keß
Und wir tanzten engumschlungen.
Er entführte mich in eine Kajüte an Bord
Unter Jazzmusik fuhr das Schiff dann fort
Durch Wellengetriebe
zu der Insel der Liebe,
Wo der Palmenhain grünte am schäumenden Riff,
Ging vor Anker das herrliche Märchenschiff:
Ich landete als Königin Kitty
Am Zaubergestade Tahiti.

Tahiti – Paradies im fernen Ozean,
Eiland der Blumen und Blüten,
Wo die Augen den Himmel offen sah'n,
Als zwei Herzen in Liebe erglühten.
Das Meer war blau, der Himmel war blau,
Der Wind wehte süß und schmeichlerisch lau,
Palmblätter, gereiht
Als luftiges Kleid,
Die Nacht war mit silbernen Sternen betupft,
Ukulelesaiten wurden summend gezupft:
Käpt'n und Königin Kitty
Fanden das Glück auf Tahiti.

Mir ist noch immer, als sei ich dort
Auf der Insel, umschäumt von der Brandung,
Umschmeichelt von zärtlichem Musikakkord,
Ein Naturkind in leichter Gewandung.
Auf den Lippen brennt noch der heiße Kuß,
Während ich bereits stenographieren muß.
Gefühl und Verstand
Sind noch am fernen Strand.
Das Auge des Chefs blickt ungnädig auf mich,
Seine Worte treffen mein Herz wie ein Stich:
„Dösen Sie nicht, Fräulein Kitty!" –
Vorbei ist der Traum von Tahiti.

Der eifrige Luftschutzler

(Erich Schilling)



„Was machst Du denn hier im Weinkeller?" — „Ich will nur die letzte Luftschutzübung für mich noch einmal repetieren!"

Aus Romanen, die keine Veröffentlichung fanden

„... Angst, Schauder und Schrecken mischten sich in seiner Brust zu einem zähen Teig, der wie Pech an jedem seiner Gedankenfühler zu kleben schien ..."

„... Bitterer Ernst nagte an seiner Seele, und die Tragik des Bankrotteurs schien aus seinen Augen ..."

„... Etwas wie Pietät dehnte sich in der Brust ..."

„... Das Mädchen schaute sich auf die Fingernägel, die keinesfalls lackiert waren und eher einen abgeknabberten Eindruck machten ..."

„... ‚So long' winkte sie wildwestlich ..."

„... Oh, atavistische Gefühle regten sich in dem amerikanisch-kanadischen Mädchen ..."

„... Manuelle Waldarbeit würde er keine drei Stunden hindurch aushalten ..."

„... Hm, dieser wasserkantige Kerl mit dem Flachshaar war nicht umsonst alemannisch angehaucht und im wärmsten Gebiet Deutschlands geboren ..."

„... Ihr Busen hatte den Umfang einer Tonne und stritt mit ihrem Achterdeck um das Übergewicht ..."

„... Also auch der Mensch hatte katzen- und eulenartige Fähigkeiten, wenn es unbedingt sein mußte ..."

„... ‚Fabelhafte Frau' dachte er, und es stach ihn heftig in der Brust, wenn er sich vorstellte, daß sie geistig einem anderen gehörte ..."

„... ‚Huh, wie gruselig', sagte die Dame von vorhin und zeigte ihre Gänsehaut ..."

„... Der Blick ihrer wasserblauen Augen war hart und geschlechtslos ..."

„... Sie hatte ein Bein — allerdings unterhalb des Knies — über das andere geschlagen ..."

„... Bevor man zu den Bootshütten kam, mußte man eine schwache Stunde zu Fuß gehen ..."

Die ausgestreckte Hand

(E. Thöny)



„Bedauere sehr, mein Engel, ich habe momentan keine Hand frei."

Als mein Onkel Leo mit dem Zeppelin fahren sollte!

Von Ernst Handschuch

Mein Onkel Leo Pageither, der in einer größeren Stadt am unteren Main lebte, betrieb ein Ofengeschäft, und sein Ruf als Kachelofenbauer ging weit über die Stadt und ihre Umgebung hinaus. Er war ein etwas einfältiger, gütiger Mensch, der sein Leben und Wirken auf einigen wenigen teils angelesenen, teils selbst erdachten Grundsätzen aufgebaut hatte, die er peinlichst innehielt und von denen er auch nicht um die Breite eines Haares abgewichen wäre. Seine Frau, die Schwester meines Vaters, war schon lange tot, und Mariechen, sein einziges Kind, die wesentlich älter als ich war, versah ihm den Haushalt.

Aber wie nun kein Mensch völlig ohne Fehler ist, so hatte auch der brave Onkel seinen, und zwar war er lächerlich eitel. Freilich sah ihm niemand den Handwerker an, und man hätte ihn mit seiner goldenen Brille und dem gepflegten Spitzbart schon für einen städtischen Steuereinnehmer oder gar einen ländlichen Amtsrichter halten können. Ich hatte, als ich zu ihm ins Haus kam, um das Gymnasium der Stadt zu besuchen, seine Schwäche bald heraus und verstand es in der Folge, seiner Eitelkeit derart geschickt zu schmeicheln, daß ich ihn trotz seiner unumstößlichen Grundsätze und zum Leidwesen meiner Base schier um den Finger wickeln konnte. Denn dem Mariechen blieb es als einer Tochter Evas nicht verborgen, wie schlecht ihrem Vater, dem tüchtigen Handwerksmann, das eitle Gebaren anstand, und sie hätte nicht ein Sprößling des Onkels sein müssen, um es ihm nicht frank und frei zu sagen.

So gab es fast jeden Sonntag einen kleinen doch heftigen Streit und stets aus dem einen Grunde, weil es der Onkel nicht anders tat als im Gehrock und Zylinder in die Kirche zu gehen. Und immer endete der Zank damit, daß das Mariechen das Gotteshaus einer anderen Kirchengemeinde aufsuchte. Ich aber begleitete alsdann anhänglich den Onkel, obgleich ich tags darauf nicht weniger unter dem Spott und Gelächter meiner Schulkameraden zu leiden hatte. Die Leute, die uns auf der Straße und in der Kirche selber begegneten, kannten seine Schrulle und nahmen sie gelassen hin, wer indes fremd war, konnte glauben, der Onkel habe einen begründeten Anlaß zu feiern.

Es war um die Zeit, zu welcher der Graf Zeppelin mit seinem lenkbaren Luftschiff zum ersten Male über Deutschlands Gaue fuhr und seine kühne Erfindung im Munde aller war, als sich an einem Samstagabend im Stammlokal Pageithers eine Tafelrunde zusammenfand, an der auch sein Busenfreund, der schalkhafte Makler Spürrwein, teilnahm. Und weil der gute Onkel Leo durch eine auswärtige Arbeit verhindert war zu erscheinen, wählte Spürrwein ihn zum Opfer eines großangelegten Ulkes.

Mariechen und ich hatten eben zu Nacht gegessen, nachdem Onkels Teil in die Kochkiste gesenkt worden war, und es mochte etwa acht Uhr sein, als der Fernsprecher vom Flur her läutete. Meine Base verschwand, um das Gespräch abzunehmen. Ich hörte, wie sie unter anderem etliche Male und ziemlich verwirrt sagte: „Gegen zehn Uhr, Hoheit. Bestimmt gegen zehn Uhr, Herr Graf. Ja, spätestens zehn Uhr, Durchlaucht." Gleich darauf kam sie mit hochrotem Kopf in die Stube zurück, wo sie schon einige Zeit brauchte, bis sie sprechen konnte.

„Felix, was denkst du, das Fernamt hat sich eben gemeldet und dann der Graf Zeppelin von Friedrichshafen aus. Er hat in einer dringenden Angelegenheit mit dem Vater persönlich zu sprechen. Gott, was mag es nur sein. Ich bin ja so aufgeregt. Und gerade heute muß der Mann auswärts sein", stotterte sie.

„Na", meinte ich kühl und verbarg männlich die Erregung, die auch mich ob der Nachricht befallen hatte, „na, und wenn der Onkel schon da wäre, sässe er ja doch nicht hier, sondern im ‚Grünen Laub' am Stammtisch der Kegler. Und dann hast du ja gesagt, daß er spätestens um zehn Uhr zurück ist."

„Hab' ich das gesagt, Felix? Hab' ich das wirklich gesagt? Ach, da wird es mir schon leichter ums Herz. Gott, ein Graf und dazu ein so berühmter Mann." Und sie faßte mich, was sie zuvor noch niemals getan hatte, plötzlich an beiden Armen und drückte sie heftig.

Bei dem Mühlespiel, das wir später spielten, verlor sie Partie um Partie, was ich nur allzu gut verstehen konnte.

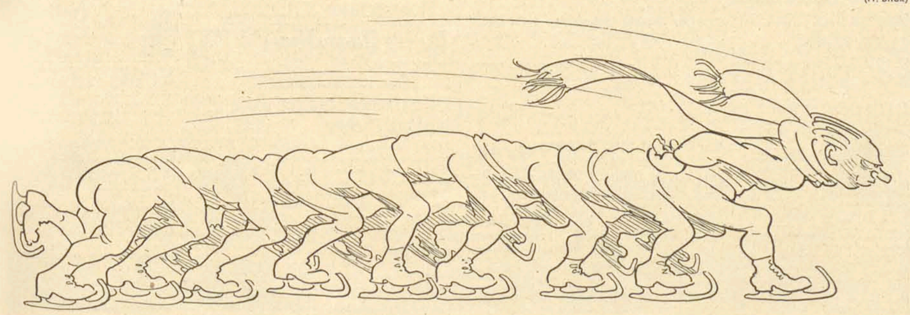
Kurz nach neun bereits kam der Onkel nach Hause. Er hatte einen grünen Lodenrock, weite Pumphosen vom gleichen Stoff und Wadenstrümpfe an, die Radfahrermütze und das unvermeidliche rundliche Handköfferchen aus braunem Rindleder hielt er in der Hand. Mariechen war, als sie ihn die Tür aufschließen hörte, hinausgelaufen, um ihm gleich von dem seltsamen Anruf zu berichten.

„Was sagst du da, Kind, der Graf Zeppelin aus Friedrichshafen hat angerufen? Hah, das ist eine Täuschung. Ein Irrtum ist das. Eine Verwechslung. Der Leo Pageither und der Graf Zeppelin, hahaha, wie sollten denn die schon zusammenkommen? Mariechen, du hast dich verhört. Aber wir werden es ja sehen, ob er noch einmal anruft. Wann hast du gesagt, daß ich zurück bin? Gegen zehn Uhr, und damit war er einverstanden, der Graf? — Na, dann gib mir mal rasch mein Essen. Felix, lach' nicht so dumm. Denn es kann schon gut möglich sein, daß der Graf angerufen hat. Warum auch nicht?" beruhigte er sich selber, ging in die Küche und wusch sich. Später begann er, von dem Kartoffelsalat und der Fleischwurst zu essen, die, wie ich mich heute noch genau erinnere, Mariechen in der Stube aufgetragen hatte. Gelacht aber hatte ich nicht; denn ich hatte ja nicht im geringsten an dem Anruf des Grafen gezweifelt. Der Onkel aß völlig abwesend zu Nacht, und aus der Art, wie er mit den Fingerspitzen seiner Linken hin und wieder über seinen Spitzbart strich, entnahm ich, daß er sehr aufgeregt war. Kaum hatte er jedoch Messer und Gabel weggelegt, als der Fernsprecher schrillte. Wie von einer Tarantel gestochen sprang er auf und stürzte in den Flur, wo er mit Mariechen, die von der Küche her gerannt kam, zusammenprallte. Es setzte von seitens des Onkels ein heftiges Donnerwetter, das von einem erschreckten Schrei Mariechens begleitet war, worauf eine in ihrer Plötzlichkeit fast feierliche Stille eintrat. Dann hörte ich den Onkel nur noch „Zu Befehl" und „Exzellenz" sagen, wobei er jedesmal die Absätze zusammenschlug. Das Gespräch dauerte ungefähr zehn Minuten. Als aber der Onkel, nachdem er, wie ich durch den Türspalt beobachtete, den Hörer mit einer tiefen Verbeugung eingehängt hatte, wieder in die Stube trat, war er schier um einen Kopf größer geworden. Seine Augen glänzten erregt, und die Haare seines Schnurr- und Spitzbartes waren eigentümlich gesträubt. Die Geste jedoch, unter der sich der zierliche Mann in seinen Sessel fallen ließ, werde ich niemals vergessen; denn sie enthielt seine ganze Eitelkeit. Das Mariechen indes stand wie versteinert in der Tür und wartete, bis ein Wort aus ihres Vaters Mund sie erlöse. Und ich selber, von der Entrücktheit des Onkels seltsam betroffen, muß gerade kein geistreiches Gesicht gemacht haben.

„Ja", begann er nach einer Weile aus tiefster Brust, „ja, nun fährt der Leo Pageither, Ofenhändler und Kachelofenbauer seines Zeichens, morgen mittag mit dem Schnellzug nach Friedrichshafen zum Grafen Zeppelin. Ein Uhr und fünfunddreißig Minuten geht er im hiesigen Bahnhof ab, schreibe es auf, Felix, schreibe es auf. — Und was wird der simple Leo Pageither bei dem Grafen und in der Werft tun? Einen Plan zu einem Kachelofen wird er entwerfen, zu einem mächtigen Kachelofen, der in das Luftschiff eingebaut wird. Es ist ihnen nämlich zu zugig in der Luft, den Herren, zu zugig und kalt ist es ihnen, und das ist ja auch nur allzu begreiflich. Doch der Graf soll den Leo Pageither nicht vergeblich gerufen haben, und er wird dem Mißstand abhelfen. Mit einem Kachelofen wird er abhelfen, wie er ihn bis heute noch niemals gebaut hat. Mariechen, pack' meine Reisesachen und mit dem Schlag zwölf wird gegessen morgen, verstanden? Denn um ein Uhr und fünfunddreißig Minuten fährt der Zug ab. Felix, hast du es auch genau aufgeschrieben? — Und wenn er zufrieden ist mit dem

Der Tausendfüßler

(Fr. Bilek)



Kachelofen, der Herr Graf Zeppelin, darf ich einmal mit ihm fahren in seinem Luftschiff. Kinder, Kinder, das hätte meine selige Bärbel noch erleben müssen, wo sie doch eigentlich einen Beamten hatte heiraten wollen." Und der Onkel begann wie toll mit den Händen auf die Lehnen des Sessels zu schlagen.
Das Mariechen schlich sich weinend hinaus, und ich selber zog mich vor der Einmaligkeit der Stunde still in meine Dachkammer zurück. Gott, wie sollte ich armseliger Quartaner denn auch schon eine Ahnung von einem Zeppelinluftschiff und einem Kachelofen haben...
Im „Grünen Laub" indes saß die Tafelrunde und krümmte sich vor Lachen, als der Makler Spürrwein, denn nur er und kein anderer war es, der den Onkel als Graf Zeppelin angerufen hatte, von dem Fernsprecher zurückkam und schadenfroh berichtete, daß der Leo in seiner Eitelkeit prompt auf den Leim gekrochen war. Ein Zeppelinluftschiff mit einem von Pageither entworfenen und eingebauten Kachelofen! Und morgen wollten sie alle in der Bahnhofswirtschaft sein, wenn er im Gehrock und Zylinder und dem unvermeidlichen Köfferchen zum Zuge ging.
Der Sonntagmorgen sah den Onkel merkwürdig gefaßt. Er badete sehr lange, rasierte sich überaus sorgfältig, zog seine beste Unterwäsche an, suchte Zeichengeräte und Papier und fand trotzdem noch Zeit, in die Kirche zu gehen. Der Großherzog selber hätte nicht edler und stolzer das Haus verlassen und wieder betreten können. Unter feierlichem Schweigen wurde Punkt zwölf Uhr das Mittagessen eingenommen, und ein anerkennender Blick, der Mariechen traf, sagte ihr, daß das Mahl dem bedeutungsvollen Tag durchaus angemessen war. Der Onkel genehmigte sich noch eine Flasche Wein, von der auch ich einige Schlücke trinken durfte. Gegen ein Uhr jedoch wurde er plötzlich unruhig. Er legte das Köfferchen, die Mappen und den Schirm zurecht, ja, er setzte gar schon den Zylinder auf. Dabei hatten wir noch keine zehn Minuten zum Bahnhof zu gehen.
Die Standuhr schlug eben eins, als es draußen schellte. „Ich bin für niemand mehr zu sprechen", sagte der Onkel sehr von oben herab zu Mariechen, als sie öffnen ging. Doch gleich darauf kam auch schon der lange Spürrwein zur Türe herein. „Sapperlot!" meinte der Makler polternd. „Sapperlot und Mahlzeit auch, aber seit wann läßt du dich vor deinem besten Freund verleugnen, Leo? — Potzblitz! Und was ist denn nur in dich gefahren, daß du jetzt gar schon im Gehrock und Zylinder zum Kegeln gehen willst?"
Der Onkel blickte seinen Freund mit großen Augen an. Stumm führte er ihn an das mittlere Fenster der Wohnstube, das er weit öffnete. Mit der Rechten deutete er derart heftig zu dem lieblich blau und weiß getupften Himmel hinauf, daß ihm die Manschette bis an die Fingerwurzeln fuhr.
„Dort oben wird er angefahren kommen, mein Lieber, und obwohl er euch alsdann auf die Köpfe spucken könnte, wird er es nicht tun", sprach er ebenso überlegen wie geheimnisvoll. Und als ihn der Makler verständnislos ansah, wiederholte er den Satz langsam und ausdrucksvoll.
„Wer wird mit wem dort oben angefahren kommen?" fragte der scheinheilige Spürrwein nun noch verständnisloser.
„Ich, der Leo Pageither, werde dort am Himmel angefahren kommen, und kein anderer als der Graf Zeppelin selber wird mich in seinem neuesten Luftschiff fahren. — Wenn du aber noch mehr wissen willst, so komme schon mit zur Bahn. Denn in einer halben Stunde reise ich mit dem Schnellzug zum alten Grafen nach Friedrichshafen." Und mit einer unnachahmlich großartigen Bewegung schloß der Onkel das Fenster.
Während der Spürrwein vor Unglauben fast blöde in die Stube stierte (oh, er war ein großer Schauspieler!), packte der Onkel seine Siebensachen zusammen, verabschiedete sich von uns und verließ mit dem Makler, der jetzt unausgesetzt den Kopf schüttelte, das Haus.
Als mein Onkel jedoch nach knapp einer halben Stunde schon zurückkehrte, war er ein völlig geschlagener Mann. Klein und gedrückt schlich er durch die Tür; in der Stube angelangt aber warf er, der sonst die Ordnungsliebe selber war, Zylinder, Koffer, Mappe, Schirm und Gehrock in blinder Wut auf den Boden. Mariechen indes, die ihn erschrocken fragte, ob er den Zug verpaßt habe, hieb er eine gewaltige Ohrfeige herunter, so daß sie laut aufheulend in die Küche rannte. Ich aber schlüpfte rasch hinter einen Vorhang und konnte nun sehen, wie er sämtliche Keglerbilder, auf denen sein Freund Spürrwein mitabgebildet war, von den Wänden riß und zerbrach. Eine geraume Zeit tobte und raste der Onkel so, um sich schließlich laut stöhnend auf das Sofa fallen zu lassen, wo er zuckend liegen blieb. Diesen Augenblick benutzte ich, um gleichfalls in die Küche zu flüchten. Dort saß meine Base in Tränen gebadet und hielt ihre mißhandelte Backe. Als ich ihr nach einer Weile erklärte, der Onkel müsse wohl wahnsinnig geworden sein, hieb sie mir ihrerseits eine kräftige Ohrfeige herunter und verschwand.
Zwei Tage und Nächte lag der Onkel noch im Bett, und mehrere Wochen hindurch zeigte er sich nur, wenn es sich durchaus nicht umgehen ließ. Solchermaßen schämte er sich.
Mit Spürrwein, der ihm am Bahnhof, eben als er die Fahrkarte nach Friedrichshafen lösen wollte, unter dem Hohngelächter der plötzlich auftauchenden Stammtischrunde gestand, daß er es war, der ihn als Graf Zeppelin scherzhaft angerufen, hatte er ein für alle Male gebrochen. Und er kegelte erst dann wieder, als der Makler aus dem Verein ausgetreten war und der Vorstand sich bei ihm entschuldigt hatte.
Im Gehrock und Zylinder indes ging er nur noch an den hohen Feiertagen zur Kirche. Und das war Mariechen schließlich eine Ohrfeige wert.

Krach im Kinderzimmer

(Fr. Bilek)



„Wenn ich das vorher gewußt hätte bei unseren beschränkten Raumverhältnissen . . .!"

Musikalisch umrahmt

Wir spielten jeden Mittwoch im Automobilklub und strengten uns damals nicht besonders an. Mit den Musikalien mußte gespart werden, rund 25 Stücke lassen sich schwer strecken; mehr hatten wir nicht, es wurde im allgemeinen doch wenig bezahlt und ein paar Mark gingen für Essen und Trinken weg.

Der Anblick einer abgebräunten Milzwurst, das traditionelle Freiessen für Musikanten, verursachte uns derartige Übelkeit, daß wir lieber nach der Karte speisten und selbst bezahlten.

Die feine Gesellschaft — zu jener Zeit besaßen nur Leute mit hohem Einkommen ein Auto — war viel zu zartfühlend, um Bier an den Tisch bringen zu lassen oder im Vorbeigehen einige Silberlinge abzulegen, wie anderswo oft geschehen. Dafür brauchten wir auch nicht auf Wunsch zu spielen, Largo von Händel, Ave Maria, der Kalif von Bagdad. Ich entsinne mich dieses Abends hauptsächlich, weil der Ziehharmonika-Ludwig einen putzigen Tiroler aufgegabelt hatte, der ohne Quartier und Gepäck, aber mit einer Harfe belastet war. Wir fragten ihn nach dem „Koaser Franzl", damit seine Augen leuchten sollten. Sie glänzten wirklich. Dann gehörte noch ein mondsüchtiger Gitarrist zu uns.

Der für kleinere Festlichkeiten gedachte Saal des Hotels war von Herren in Frack und Smoking und Damen im kleinen Abendkleid angenehm belebt. Ludwig kannte zufällig ein Vorstandsmitglied und zeigte keinen Standesdünkel, als er ihm freundschaftlich zuprostete. Sein Bart sträubte sich wie ein Reiserbesen.

Etwas ängstlich spielten wir eine halbe Stunde ohne nennenswerten Erfolg. Der lustige Tiroler zupfte wie ein Maschinenmensch, ich hörte jedoch keinen Ton, während Ludwig behauptete, es klinge gewaltig und schön. Der Findling sah gar nicht nach Seele aus, und eine schöne Musik entsteht doch wohl nur mit ihrer Hilfe? Wir machten auf Befehl Stimmung: „Jetzt trink ma noch a Flascherl Wein" und „Nach Hause gehn wir nicht."

Die Gäste standen schunkelnd auf den kleinen Tischen, immer noch vornehm, denn sie stießen nicht ein einziges Glas um, was mich erschauern ließ wie eine Gespenstergeschichte. So schnell die Fröhlichkeit gekommen war, endete sie auch wieder. Wir tranken ein paarmal, wischten den Mund ab und rauchten Zigaretten.

Zu unserem Erstaunen wurde ein Holzrahmen herbeigeschleppt, und wahrhaftig, sie spannten eine Filmleinwand vor unsere Köpfe, nur Ludwig konnte, wenn er sich anstrengte, darauf hinschielen. Das Licht wurde abgeschaltet. Wir sollten den unsichtbaren Film illustrieren und kamen uns ziemlich laienhaft vor. Ludwig glaubte eine Landschaft entdeckt zu haben, orgelt leise den Walzer „Erinnerung an Herkulesbad", dann zischte er aufgeregt: „Beerdigung, Kriegerverein!"

Ich setzte den Violinbogen an zum „Morgenrot", und später, als der Kollege ein noch traurigeres Gesicht machte, zum „guten Kameraden". Es wurde sehr schwierig. „Kirche, Pfarrer hebt Kelch." Mir fiel im Augenblick nichts Heiligeres ein als: „Wenn ich einmal der Herrgott wär", und bei einer Flugzeugaufnahme: „Was kommt dort von der Höh".

Trotz der Dunkelheit merkte ich, wie verdächtig gläsern Ottos Augen waren. Kam wieder der verflixte Mond?

In einem Tonfilm wäre ich doch einigermaßen durch Gespräche und Geräusche ins richtige Geleise gekommen. Ich schwitzte so stark, daß meine Finger unrein vom Griffbrett abglitten. Als ich gerade im Begriff war, vollkommen zu verblöden: Eine Brieftaubenszene untermalte ich mit dem Schwanenlied aus Lohengrin, war plötzlich Schluß. Die Lichter wurden aufgedreht.

Otto, der Gitarrespieler, gab sich einen Ruck und sagte: „Da kommt der Generaldirektor von der Agfa", stand auf und pflanzte sich vor den würdevollen Herrn, der etwas angewidert einhielt. Wir hörten Otto flüstern und sich bedanken. Er war Arbeiter der Optikbranche und hatte den Generaldirektor um Anstellung ersucht.

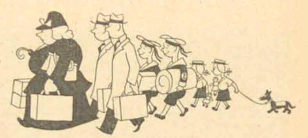
Ich wunderte mich über die eigenartige Programmgestaltung. Den Ruf nach moderner Musik beantworteten wir mit „Ramona", einzigem Schlager und Stolz unseres Repertoires.

Gegen zehn Uhr verschwanden die Leute, wir tranken das Bier aus und verpackten die Instrumente. Ein jovialer Mann wünschte gute Nacht und gab jedem von uns die Hand, nur bei Otto waren seine Abschiedsaufdringlichkeiten ohne Erfolg, denn der ließ den Kopf über die Gitarre hängen und schlief so fest, daß wir ihn einfach nicht wecken konnten. Er war uns schon oft im Zug auf der Plattform zusammengesunken und hatte geschlafen.

Vor Jahren erlitt er beinahe den Erstickungstod, als hinter der Musikbühne, im Wirtsgarten, vom Schlachthaus Ammoniakgas herausquoll und wir vergaßen, ihn auf der Flucht mitzunehmen. Wir kannten seine Zustände. Im Mondjahr 1936 hätte ich nicht mit ihm spielen mögen.

Hanns Poltner

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Eine Mutter befand sich mit ihren sechs Kindern, drei Zwillingspaaren, unterwegs von Stuttgart nach Karlsruhe. Als der Schaffner zur Prüfung der Fahrkarten erschien, sagte sie, auf ihre Kinder deutend: „Die beide Büble da send dreizehn' und zahle den volle Preis. Die dort send neun und zahle die Hälfte, und die zwei Maidle da send drei Jahre alt und zahle gar nix."

„Ja", erwiderte der Schaffner, „komme denn bei Ihne immer Zwillinge?"

„Noinoi, Herrle", entgegnete die Frau, „manchmal kommt au' nix."

Ich habe einen „Ungarischen Hirtenhund" — ein wunderschönes Tier mit einem schneeweißen, silberig glänzenden und seidenweichen Fell.

Neulich, an einem warmen Vorfrühlingstage, gehe ich mit ihm an der Isar spazieren. An den Uferböschungen liegen bereits einige Leute und sonnen sich. Als mein Hund an ihnen vorübergeht, richtet sich ein jüngerer Mann auf und ruft begeistert:

„Herrgott, is' dös a schöner Hund!"

Und zu mir gewendet: „Was is' jetzt dös für eine Rasse?"

„Das ist ein ‚Ungarischer Hirtenhund'", klärte ich den Frager auf.

Dieser bestaunt den Hund aufs neue und nach einer langen Pause schweigender Bewunderung sagt er:

„San halt schöne Leut, die Ungarn!"

„Ich habe gestern einen interessanten Vortrag über die Kugelgestalt der Erde gehört. Also stellen Sie sich vor, wenn Sie von Berlin nach Potsdam wollen, dann können Sie natürlich immer gerade aus nach Westen fahren. Sie können aber auch über Rußland, Asien usw. fahren und kommen dann eines Tages auch nach Potsdam."

Der andere sieht ihn mißtrauisch an. „Sagen Sie mal — — —, Sie sind wohl Taxichauffeur?"

Ausflug in die Unendlichkeit

(Ch. Girod)



Alina, die weiße Missi und die schwarze Mamba

Von L. v. Reppert-Rauten

Eines Tages brachte der Burenfarmer Zentgraf die weiße Missi in seinem kleinen, klapprigen Auto mit. Von dieser Änderung im Farmhaushalt war zuvor nichts angedeutet worden; und zunächst meinte das Bastardmädchen Alina auch, es handele sich nur um den flüchtigen Besuch einer Verwandten des Bas. Sehr bald aber wurde es deutlich offenbar, daß diese hellhaarige, milchwangige Missi mit den schnellen blauen Augen kein harmloser Verwandtenbesuch war. Der Jungbastard Dirk, der sich schon seit langem bemühte, Alinas Hand und Herz zu gewinnen, und daher stets mit allen Sinnen auf der Lauer lag, hatte es gleich behauptet. Doch Alina vermochte es einfach nicht zu glauben. Es war so schön gewesen, eine Art Königin auf der Farm zu sein, nur nach Belieben zu arbeiten und in dem kleinen Farmstore, wo Zucker, Kaffee und Tabak, wo buntfarbige Kattunballen und viele andere Herrlichkeiten aufbewahrt wurden, fast selbständig zu schalten. Das sollte nun mit einem Schlage alles aufhören? Undenkbar! Man mußte diese verfluchte Missi wieder los werden — so oder so... Man konnte ihr das Leben auf der Farm durch hunderterlei Dinge gründlich verleiden, ehe sie allzu festen Fuß faßte. Oder man konnte... aber mit dieser zweiten etwas grausamen Möglichkeit spielten Alinas Gedanken einstweilen nur. Heute hat Alina sich besonders schön gemacht: sie trägt eine blendend weiße Sonnenhaube und ein langes rotgeblümtes Kattunkleid, das dicht unter der hohen, üppigen Brust eng abgeschnürt ist. Träge und lüstern streicht sie um das Haus, um den Store, der so unerwartet für sie ein verbotener Garten wurde. Jetzt hörte sie den verhaßten, ewig rasselnden Schlüsselbund, und da fegt auch schon die Missi aus der Küche und schreit: „Mach, daß du hier aus dem Wege kommst, Alina!" Alina verschwindet wütend um das Haus. Gleich darauf begegnet sie dem Bas und lacht ihn vielsagend an. Aber seine Augen durchblicken sie wie einen Schleier. Zornig verzweifelt fährt Alina auf: „Bas ich will nicht..." Zentgraf läßt sie nicht ausreden. Er durchschneidet die Luft heftig mit der Hand, knurrt: „pack dich!" und läßt sie stehen. Am Abend macht Dirk eine geheimnisvolle Bemerkung. So, als sei es gar nichts besonderes, sagt Dirk:

„Vielleicht geht die schwarze Mamba einen Besuch machen im Zimmer der weißen Missi — wenn du willst, Alina."

Sein mageres gelbes Gesicht, die zusammengekniffenen Augen spiegeln die Verschlagenheit seines Denkens deutlich wider.

Zunächst versteht Alina noch nicht so ganz; aber dann wird es hell in ihrem Hirn. Sie überlegt, daß Dirk als Schlangentöter bekannt ist, ja, daß er sogar lebendige Schlangen an die verrückten Weißen verkauft. Und denkt: die schwarze Mamba ist die tückischste und giftigste Schlange Südafrikas, — ja, es wäre vielleicht gut, wenn sie der weißen Missi einen Besuch machen könnte... Alina lacht ein wenig zu Dirks Worten. Ihre dunklen Negeraugen, die seltsam glühend in dem jugendweichen, rosiggelben Mischlingsgesicht stehen, winken verheißungsvoll, als Dirk schließlich erregt fragt:

„Wirst du mich belohnen, Alina?"

„Ai, Dirk, ich will... wir werden sehen." —

Am folgenden Tage mit sinkender Sonne ist Dirk damit beschäftigt, unter dem von der Regenzeit ausgewaschenen Ufer des kleinen trockenen Riviers, das sich in der Nähe des Farmhauses vorüberwindet, einen länglichen Kasten zu verbergen. Aus dem Kasten dringt ein böses Fauchen. Dirk nickt befriedigt. Dann nähert er sich vorsichtig dem Farmhause. Stille — das Haus ist leer. Er lauscht hinaus und hört bei den Kralen die Rufe der Viehjungen, das Blöken der Schafe, dazwischen die Stimmen des Bas und der Missi. Sie sind dabei, das Kleinvieh zu zählen. Eine günstige Stunde. Dirk eilt zum Rivier zurück, zieht den Kasten aus dem Versteck hervor und ist in wenigen Minuten wieder beim Hause angelangt. Am Ende der Seitenveranda, von der aus der Blick in die Einsamkeit des Busches und über die fernen Berge schweift, liegt das Zimmer der Missi. Er öffnet die Tür ein wenig, klemmt den Kasten zwischen Türflügel und Pfosten, zieht vorsichtig den Schiebeverschluß auf: zischend schießt eine etwa zwei Meter lange, schwarze Mamba ins Zimmer. Türe zu, erledigt, verschwinden. Dirk denkt: eine Schlange gerät leicht in ein Haus. Es muß ja auch gar nichts Schlimmes geschehen. Das muß Gott machen... Und weiter denkt Dirk an Alina. —

Aber auch Alina weiß, daß im Hause zu dieser Stunde eine Überraschung nicht zu befürchten ist. Das Zählen der Schafe wird noch eine gute Weile dauern. Man kann wohl ohne Sorge indessen das Zimmer der weißen Missi mal ein wenig näher untersuchen.

In der gleichen Minute, da Dirk gleichmütig pfeifend beim Schafkral auftaucht, schlüpft Alina neugierig und voll boshafter Gedanken in das Zimmer der Missi. Ein einfacher heller Raum: an der einen Wand steht das Bett, hinter der Tür ein Schrank, vor dem Fenster ein Tisch, daneben ein primitiver eiserner Waschständer unter einem Spiegel. Alina hat die Tür geschlossen. Während sie einige Sekunden horchend verharrt, wandern ihre Blicke begehrlich suchend durch den Raum und bleiben, gleichsam magisch hingezogen und neidvoll erinnernd, an der rot und gold schimmernden Halskette hängen, die vor ihr auf dem Tisch am Fenster liegt. Wenige Schritte nur, ein rasches Ausstrecken des Armes: die Kette ist in ihrer Hand. Man könnte sie doch wenigstens einmal zur Probe anlegen. Gleich darauf steht sie vor dem Spiegel. Eitel betrachtet sie das farbig und funkelnd untermalte Bild ihrer hübschen Larve, in der jugendliche Weichheit und katzenhafte Wildheit sich reizvoll paaren. Alina ist so in ihren eigenen Anblick versunken, daß sie nicht bemerkt, wie seitwärts hinter dem Schrank ein

Die Ursache

(K. Heiligenstaedt)



„Du bist zu mir nur liebenswürdig, Hilde, wenn du Geld von mir brauchst.“ — „Wie kommst Du mir denn vor? Ich bin immer zu Dir liebenswürdig!“ — „Ja, leider!“

Erinnerungen

(R. Kriesch)



„Sehen Sie, Frau Müller, wo jetzt der Putzkübel steht, da stand der Sektkühler und hier, wo ich mit dem Staubsauger bin, da saßen Karl und ich . . .“ — „Hat der auch so geschnauft wie das Ding, Fräulein Mali?“

langer, schwarz glänzender Leib sich schattenhaft hervorwindet. Jetzt will sie eine neue Wirkung ihres Spiegelbildes versuchen und verändert mit kurzem Ruck ihre Stellung. Scharfes, warnendes Zischen trifft ihr Ohr. Ohne Bewegung des Kopfes drehen sich Alinas Augen langsam zur Seite und weiten sich zu starrem Entsetzen.

Die Mamba hat sich mitten vor der Tür zu Kniehöhe aufgerichtet. Als habe auch sie einen Schmuck angelegt, ist der Hals dicht unterhalb des Kopfes hell schimmernd aufgebläht. Der peitschenschlanke Körper ruht in stillen Windungen auf dem Fußboden; nur der gereckte Vorderleib schwingt ganz sachte hin und her. In wutgesteigerten Skalen wiederholt sich kurz nacheinander züngelndes Fauchen. Die kleinen bösen Augen schießen ihre stechenden Blicke mitten in Alinas Blickzentrum hinein. Auf Doppelarmlänge steht Alina ihr gegenüber und jetzt erfaßt ihren Körper von innen her ein Beben, das zwanghaft allmählich von dem gleichen Rhythmus getragen wird, in dem die sich leise wiegende Schlange bewegt. Es ist wie der Auftakt zu einem unheimlichen, ekstatischen Tanz von Mensch und Reptil. Dumpfe Hitze herrscht in dem Raum. Doch Alina friert. Eine wahnsinnige Angst läßt sie den drohenden Giftbiß schon jetzt fast körperlich fühlen. Vor ihren furchtfiebernden Augen wächst der Schlangenleib, weitet seinen gierig geöffneten Rachen, um sie hinunterzuwürgen wie Frosch oder Vogel. Noch behütet sie der Bannkreis der Erstarrung, der jeden Schrei, jede gefährliche Bewegung unterdrückt.

In diesen entscheidenden Augenblicken werden draußen Schritte und Worte laut. Die Mamba wird unruhig. Hinter Alina dicht am Fenster erscheint ein Gesicht — das Gesicht der Missi, die im Vorübergehen eine menschliche Silhouette in ihrem Zimmer bemerkte. Zunächst erkennt sie nur Alina mit der Halskette. Doch die seltsame Starre des Mädchens hält sie davon ab, gegen die Scheibe zu klopfen. Ihre Blicke suchen den Raum ab.

„Zentgraf, die Mamba!“ hört Alina rufen und hört die knurrige Antwort des Bas. —

Die weiße Missi oder die schwarze Mamba, denkt Alina, die Missi oder die Mamba . . . Dann reißt sie mit einem blitzschnellen Ruck die Schürze ab, wirft sie über den Kopf der Schlange und springt über den Tisch zum Fenster, das sie aufreißt, um bewußtlos hinaus zu sinken.

Im Hause fällt ein Schuß: ersterbendes Fauchen, Flüche des Bas. Alina schlägt erschreckt die Augen auf und blickt in ein helles, blond umrahmtes Gesicht.

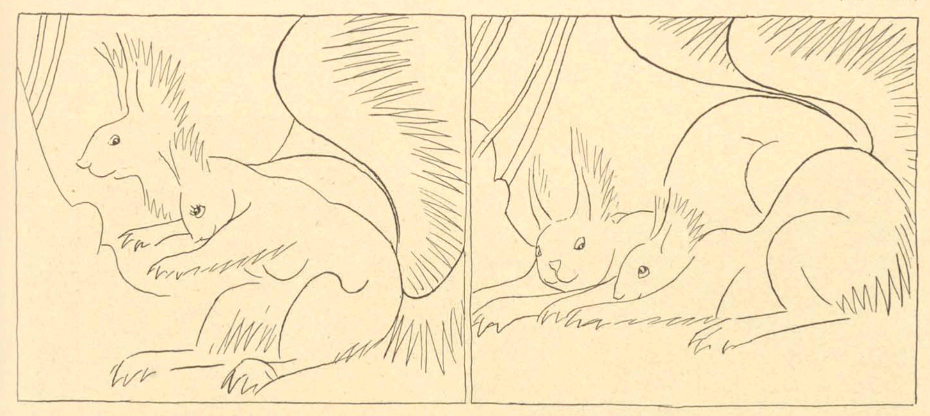
Die Missi lächelt spöttisch und sagt: „Gefällt dir meine Halskette, Alina? — Du solltest sie aber besser doch nicht umlegen — sie birgt einen schlimmen Zauber.“

Auch Alina lächelt ein wenig. Sie denkt an Dirk.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Frühlings Erwachen

(O. Gulbransson)



Nun fängt das auch schon wieder an
beim Eichhornweib und Eichhornmann:
sie jagen sich und plagen sich,
versagen und vertragen sich.

Für alles andre sind sie taub.
Sie hetzen blind durchs welke Laub,
rund um den Stamm, hinab, hinauf . . .
Die Liebe höret nimmer auf.

Die Menschen beiderlei Geschlechts
ergötzt der Anblick des Gefechts.
E r wendet fragend sich zu i h r :
warum nicht eigentlich auch w i r ?

Und unverweilt und kreatürlich
(bloß etwas mehr diskret natürlich)
stürzt man zu zweit ins Himmelreich . . .
Das Endergebnis bleibt sich gleich.

Ratatöskr

Geht heim, geht heim, geht heim!

(Wilhelm Schulz)



„Des hätt'ns von meiner Alten auf d' Platt'n aufnehma
solln, nachher hätt's noch viel mehr 'zog'n!"

München, 19. März 1939
44. Jahrgang / Nummer 11

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bull in Verlegenheit

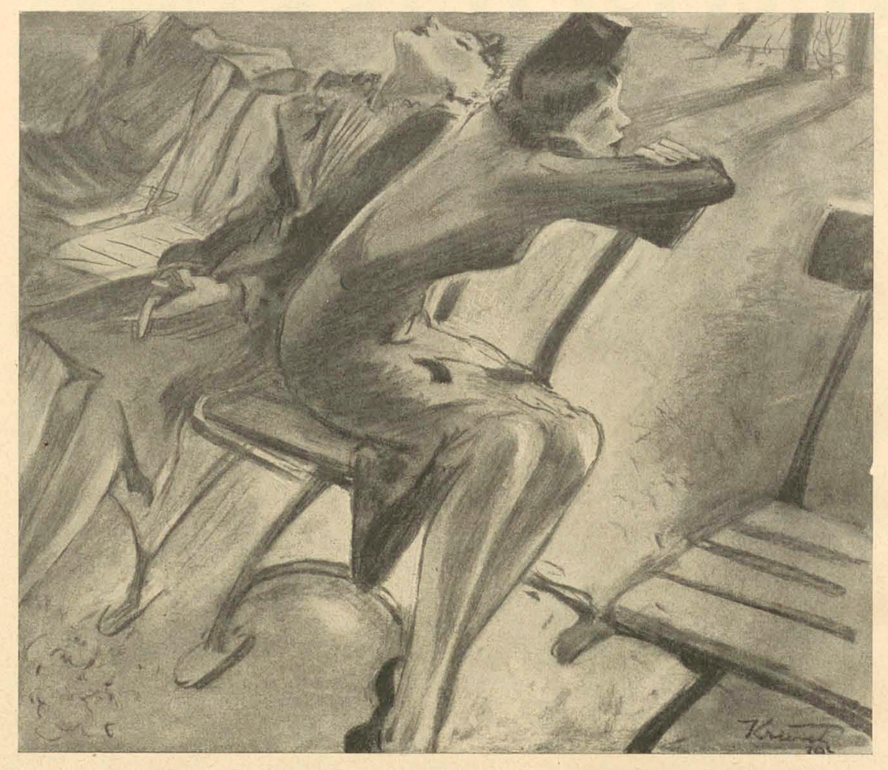
(Erich Schilling)



„Goddam, das kommt von dem verflixten Scharmuzieren mit den Töchtern Zions, derweil schwimmen mir meine arabischen Felle davon.“

Frühlingssonne

(R. Kriesch)



„Nun schaust du seit zehn Minuten zu dem Blonden hinüber, Margit — kommt er denn immer noch nicht?"
„Nein, er hat sich neben diese aufdringliche Person gesetzt, die hat so lange weggeschaut, bis ers gemerkt hat!"

WO BLEIBEN SIE?

Ich frage mich immer, was wird aus den Puderdöschen, den vielen, vielen Puderdöschen?
Eines Tages sagt man zu Ihnen: „Du, ich brauche eine neue Puderdose!", oder man sagt es garnicht erst, sondern Sie bringen schon von selbst ein neues Puderdöschen mit, eines dieser entzückenden Dinge aus geheimnisvoller Emaille und noch viel geheimnisvollerem Metall, das kein Bergmann aus der Erde holt, sondern nur eine chemische Formel hat und goldner ist als Gold und silberner als Silber und eine Edelmasse ist. Aber hier komme ich zu weit in die Chemie, marsch zurück in die Bijouterie!
Ja, entzückend sind diese Puderdöschen und vergänglich wie Frühlingsblüten und junge Mädchen auf ihrem Wege zur Ahnfrau und Sippenmutter. Also, eines Tages heißt es: Ich brauche ein neues Puderdöschen! Ja, was ist denn aus dem alten geworden? Ist es verloren? Nein, es ist sogar noch da. Ist es zerbrochen? Nein, es ist noch nicht unter die Räder gekommen. Es sieht noch ganz ordentlich aus, aber sie braucht ein neues Puderdöschen, weißt du, so eins wie Isa hat. Mann, reden Sie jetzt keinen Unsinn und sagen Sie nicht: „Geht da mehr rein, oder ist der Spiegel größer, oder ist es praktischer" oder gar: „Ich finde das alte doch recht hübsch". Mann des Friedens, es soll doch so eins wie Isa's sein, so mit Emaille und graviert und mit einem Anfangsbuchstaben und mit einem Lederriemchen und Troddeln aus verchromter Preßhefe. Das trägt man doch jetzt.
Lassen Sie sich um Gottes willen nicht einfallen, ihr ein Puderdöschen von Ewigkeitswert zu schenken, etwa aus geschmiedetem Bandeisen, dick mit Gold eingelegt.
Was nützt ihr ein Puderdöschen, aus dem man sich womöglich noch als Großmutter die Nase pudern könnte, das so wertbeständig ist, daß Kind und Kindeskinder mit ihm noch den Glanz ihrer Nasenspitze dämpfen könnten. Die elegante Frau will nicht den Bedarf ihres Lebensabends an Puder ewig gleicher Dose entnehmen.
Also her mit dem neuen Döschen der Saison!
Aber mich peinigt die Frage: Was wird aus den alten, aus den hübschen modischen Dingen, die dazu dienten, manche Träne zu trocknen und süße Erregungen unter einem leichten Hauch von — wie ich vermute — Reismehl zu verdecken?
Ich kenne die Statistik nicht, die angeben könnte, wie groß der Verbrauch an Puderdosen jährlich ist. Nach meinen Erfahrungen möchte ich behaupten, daß auf jeden wohlgepflegten Kopf oder auf die Nase zwei Stück pro Jahr kommen, gering gerechnet. Eine Lawine von Puderdosen wälzt sich über das Land und ein Geröllfeld von verbrauchten und veralteten Dosen bleibt übrig. Aber wo bleiben sie? Schön, ein oder zwei Jahre mögen sie in der Toilettenschublade störend und Unordnung verursachend in der Nähe anderer Metallteile weiblichen Schmuckbedürfnisses ausharren. Aber dann?
Ich weiß nur eine Lösung: Vielleicht schlagen sie sich im Erdboden nieder, dort wo die Wirtschaftsgegenstände der Steinzeit und Bronzezeit lagern, so ein bis zwei Meter über diesen, eine ganz hübsche Schicht von respektabler Dicke, weit über den Schnurkeramikern und Bandkeramikern. Künftigen Archäologen ist sodann vorbehalten, sie wieder auszugraben und auf Grund ihrer Funde unsere Epoche die Zeit der Puderdosenkultur zu nennen und die Döschen als kultische Totenbeigaben anzusprechen.

Foitzick

Eisfischerei

(O. Gulbransson)

Man nehme eine Säge,

schneide handliche Platten aus dem Eise,

natürlich nur solche mit eingefrorenen Fischen.

Auf diese Weise halten sie sich tagelang frisch!

Die peinliche Mitteilung

(K. Heiligenstaedt)



„Jedes Stück in diesem Zimmer hat mein Verlobter von einer Reise mitgebracht . . . !“
„Na, da bin ich aber neugierig, was er Ihnen von seiner Hochzeitsreise mitbringt . . . !“

(H. Lehmann)



Die Nacht der großen Höflichkeit

Von Georg von der Vring

An einem warmen Frühlingsabend überschritten Adrian und Anna Hand in Hand den Korso und bogen in einen Weg, der ins Feld hinauslief. Der volle Mond trieb hinter den Wolken dahin; überall, auf Weg und Gras, auf Schutthalden und Stapelplätzen, sowie fern auf den fensterlosen Wänden hoher Gebäude lag ein unruhiges Zwielicht.

„Wie gut, daß Mama gestern den Einfall hatte, abzureisen", sagte Anna.

„Wie gut von ihr", nickte Adrian.

„Wie schön, wenn sie recht, recht lange fortbliebe."

„Wie schön von ihr."

„So spät wie heute haben wir uns noch nie getroffen."

„Wäre Mama dageblieben, so müßtest du jetzt schlafen."

„Ich schlafe aber nicht! Wie wundervoll!"

„Anstatt zu schlafen, gehst du mit mir spazieren."

„Herrlich! Herrlich!"

Anna tat einen Sprung, umhalste den Freund und rief:

„Niemand stört uns heute. Frei bin ich! Vogelleicht bin ich! Dein bin ich!"

„Kleine Taube!" Adrian hob sie empor und trug sie eine Strecke. Sie hatte ihr gutes Gewicht.

An einem Hang legten sie sich ins Gras, plauderten und küßten. Eben jetzt leuchtete in ihren Herzen jene Goldkugel: die ewige Liebe. Zwar waren bereits Widerstände aufgetaucht. Die Mutter wünschte sich nämlich einen anderen Schwiegersohn, einen älteren, stattlicheren, vornehmeren, höher beamteten. Adrian aber liebte Widerstände.

Sie küßten sich und waren wie trunken. Dann stieg eine schwere Traurigkeit in ihnen auf. Sie mußten nach so vielen Küssen scheiden, denn sie waren ja noch nicht Mann und Frau.

Sie standen auf. Anna ordnete ihr Haar. Da hörten sie jemand heranstampfen. Im Licht des Mondes, der sich inzwischen vom Gewölk befreit hatte, kamen ein Soldat und ein Mädchen die Böschung herunter. Sie hielten einander umschlungen.

„Ist hier ein guter Platz?" fragte der Soldat angeregt. „So sollen Sie bedankt sein."

„Hier ist ein sehr guter Platz für Sie", versetzte Adrian. „Wir gehen fort."

„Durchaus nicht nötig!" rief der Soldat. „Hier ist Raum genug für vier Leute. Stoßen wird man sich auf keinen Fall." „Komm, Adrian", sagte Anna.

„Gute Nacht denn", rief der Soldat und warf sich zu seinem Mädchen ins Gras. „Schade, daß Sie schon gehen! Und besten Dank für den Platz!"

„Keine Ursache!" gab Adrian zurück.

Sie gingen und sprachen nicht. Sie wählten noch einen Umweg. Links und rechts standen die grell beschienenen Lattenzäune von Gärten. Hand löste sich aus Hand. Das ganze unerfüllte Leben war in ihren Gedanken.

Plötzlich blieb Anna stehen und griff seitwärts, ihm an den Arm. Rechts, zwei Schritt neben dem Wege, lag ein Mann. Er lag auf dem Rücken, die Beine gespreizt, die Arme zurückgeworfen, regungslos. Das Gesicht und die Knoten der Fäuste schimmerten weiß im Mondlicht; wohl vier Schritt hinter den Fäusten, ebenso hell, lag ein Strohhut. Erschrocken gingen die beiden vorüber. Dann fragte Anna: „War er tot?"

„Sicherlich war der tot."

„Sollten wir nicht lieber nachschauen?"

„Ich denke nicht. Vielleicht liegt er nur und schläft."

Sie gingen weiter. Die Nacht war vorgeschritten, der Traum zerstört. Der Heimweg war arg. Dann geschah dies: Anna faßte in die Tasche und sagte:

„Mein Hausschlüssel ist fort!"

„Hast du ihn zu Hause vergessen?"

„Gewiß nicht. Ich hielt ihn doch vorhin in der Hand."

Sie kamen überein, daß er nur an der Böschung verlorengegangen sein könne und schritten hastig den Weg zurück. Der Mann lag noch regungslos an der gleichen Stelle; doch kümmerte es sie nicht mehr, ob er tot sei oder nur schlief. Voll Unbehagen ließen sie ihn im Rücken und erreichten den Grasplatz.

„Sie haben sich inzwischen besonnen?" rief ihnen der Soldat entgegen. „Bravo!"

„Wir haben den Hausschlüssel verloren", sagte Adrian unruhig.

„Das wäre des Teufels!" rief der Soldat. Er stand auf, zog eine Taschenlampe hervor und beleuchtete den Platz. „Haben Sie hier gesessen? — Also hier, ein wenig weiter! Sehen wir auch dort nach. Den Augen eines Scharfschützen entgeht nichts. Hier ist er aber nicht!"

„Auch hier ist das Gras zerdrückt", sagte Anna.

„Bitte sehr, eine Haarspange!" sagte der Soldat und überreichte sie. „Mit einer Haarspange fängt es gewöhnlich an, kleine Dame! Und auf dem Hausschlüssel wird der Zapfenstreich geblasen, junger Mann! Na, was habe ich gesagt? Hier!"

In der Tat, der Schlüssel war gefunden. Ebenso erfreut wie Anna und Adrian war der Soldat. Sein Mädchen aber begann, ungeduldig zu werden und rief nach ihm.

„Gute Nacht", sagte der Soldat. „Haben Sie jetzt alles, was sie brauchen? — Bist du kalt, Pauline?"

„Alles", sagte Anna. „Und vielen Dank. Gute Nacht!"

„Keine Ursache! Gute Nacht! — Wo bist du denn kalt, Pauline?"

Adrian und Anna schlugen jetzt den geraden Weg zum Korso ein. Sie waren wieder munter geworden und eilten sich.

„Daß ich gar nicht müde bin!" wunderte sich Anna. Adrian unterdrückte ein Gähnen. Er sah auf die Uhr, es war halb drei.

„Und du Armer mußt nun zu Fuß gehen! Vor vier fährt keine Straßenbahn."

„Es macht mir nichts. Ich gehe eben."

Sie gelangten in die ersten Straßen des vornehmen Viertels. In dem Licht der Laternen hingen die vorjährigen Fruchthülsen der Akazien, schwarz, entleert und vergessen. Die Straßen lagen totenstill. Die kurzen Schatten des Mondes und die langen der Laternen durchkreuzten einander verwirrend. Vor dem Hause, in dem Anna wohnte, machten sie Halt und küßten weiter. Jetzt mußte geschieden sein. Verzweifelt glühte Mund auf Mund.

Nach einer Weile näherten sich leichte und eilige Schritte. Ein Mann tauchte auf. Er kam geradeswegs auf die Laterne zu, unter der die beiden standen. Sie hörten ihn kommen, ließen voneinander und warteten, bis er vorüber wäre. Der Mann aber lüftete neben ihnen den Hut, einen hellen Strohhut, hielt ihn in der Schwebe und sagte: „Guten Abend!" Sein Gesicht war noch jung, aber überaus blaß, sein Haar so dunkel und strähnig wie die Fruchthülsen der Akazien. Er blickte an den Gesichtern der beiden vorbei, in die Bäume hinauf, und flüsterte:

„Ich bin es. Ich erlaubte mir, Ihnen zu folgen, und ich bitte Sie deswegen von Herzen um Verzeihung. Ich bin der, den Sie gesehen haben."

„Der wie tot dalag?" entfuhr es Adrian.

„Der Tote, ja", lächelte der Fremde und blinzelte ins Gezweig hinauf. „Sie haben es bestens erraten. Ich würde Ihnen gern eine Erklärung abgeben."

Anna rief: „Wir glaubten bestimmt, Sie wären tot! Wie gut, daß es ein Irrtum gewesen ist!"

„Ich hörte Sie herankommen", fuhr der Herr fort. „Eben, als ich mich ausgestreckt hatte, vernahm ich Ihre Schritte und sodann Ihre Stimmen. Ich hörte Sie die völlig verfrühte Ansicht äußern, daß ich bereits tot sei. Um den Irrtum aufzuklären, bin ich Ihnen gefolgt. Es hat somit niemand einen Grund zu irgendeiner Beunruhigung."

Immer noch hielt er den Hut in der Hand, als ob er etwas erwarte, oder als ob er die Augen vor dem Laternenlicht beschirmen wolle.

Anna rief: „Wie freundlich ist das von Ihnen! Wie gut, Adrian, daß der Herr nicht tot war!"

„Das wäre also geklärt", sagte der Fremde. „Bevor ich wieder dorthin gehe." Er bedeckte sich, griff in die Tasche und tastete nach seiner Waffe.

„Weshalb dorthin zurück?" fragte Anna betroffen.

„Und aus welchem Grunde lagen Sie dort an dem Weg?" fragte Adrian. „Sie schliefen doch nicht! — Sie bereiteten etwas vor? Sie übten etwas ein?"

„Ein wenig Theater, ja. Ganz wie Sie es auszudeuten belieben."

„Ich mache einen Vorschlag", sagte Anna leise. „Sie, mein Herr, gehen noch auf einen Augenblick mit in die Wohnung hinauf."

Der Fremde zog die Hand aus der Tasche und hob sie abwehrend.

„Ich habe noch etwas kalten Pudding!" lockte Anna.

„Kommen Sie doch mit!" bat Adrian und griff an des anderen Schulter. „Gerade darum, weil Sie nicht wollen."

„Sie wohnen in diesem Hause?" fragte der Fremde. „Sie sind Bruder und Schwester? O nein! Sie sind ein Liebespaar, wenn ich es aussprechen darf!"

„So ist es", gab Anna zu. „Und deshalb müssen wir schleichen wie drei Katzen."

„Ich gehe mit Ihnen", erklärte der Herr.

Sie stiegen die mit Läufern belegten Treppen zum zweiten Stock empor und setzten sich ins Empirezimmer. Das Gaslicht summte. Anna ging, um den Pudding zu holen. Adrian öffnete eine Schachtel mit Zigaretten und sagte:

„Ich habe noch eine Frage: Weshalb teilten Sie uns nicht sofort mit, daß Sie nicht tot seien? Warum ließen Sie uns zweimal vorübergehen, ohne uns aufzuklären?"

Anna brachte die Teller mit dem gelben Pudding und goß jedem roten Saft darüber.

Der Fremde hielt den Blick in eine leere Zimmerecke gerichtet, und er sagte:

„Warum! Immer noch warum! Meinen Sie nicht, daß eine Dame erschrickt, wenn jemand, den man für tot hält, plötzlich aufsteht oder auch nur spricht?"

„O ich verstehe Sie gut!" rief Anna. „Essen Sie doch!"

Vorfrühling

Von Bastian Müller

Noch steht das trübe Winterwasser
auf der Weide am Erlengraben,
bald werden die weißen Fohlen
dort frühlingshungrig traben.

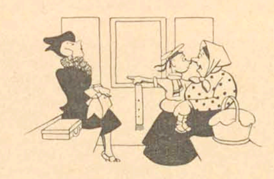
Schon gleiten die schwarzen Boote wieder,
nachts ist die Luft von Nässe warm,
und Gänse fallen reisemüde
auf des Flusses toten Arm.

Bei dem letzten Winterfroste
stach der Mann das fette Schwein,
bei dem nächsten vollen Monde
wird die große Hochzeit sein.

Der Fremde, den Strohhut am Knie, schaute in seinen Teller und löffelte. Als er den Pudding gegessen hatte, erhob er sich. Er setzte gegen das scharfe Gaslicht den Hut auf und flüsterte: „Ich sah Sie sehr traurig an mir vorbeigehen. Ich habe Ihre Traurigkeit störend empfunden und fast die meine darüber vergessen. Jetzt aber ist alles anders, nicht wahr? Dank, auch für den Pudding."
„Vielleicht wäre es besser für Sie, wenn Sie bei uns blieben", sagte Anna. „Es ist schon spät."
„Zum Gehen ist es nie zu spät", versetzte der Fremde. „Zum Bleiben allerdings." Er ging zur Tür.
„Vielen Dank für den Bescheid", sagte Anna. „Leben Sie wohl! Ich denke, daß jetzt alles anders und besser ist. — Du bleibst doch, Adrian?"
„Einen Augenblick bleibe ich noch."
„Auch für mich ist jetzt alles wieder anders", lächelte der Herr voll Spott. „Gute Nacht!" Ob es jetzt besser oder schlechter für ihn sei, verschwieg er.
Adrian begleitete ihn hinunter und schloß ihm auf. Dann waren die beiden wieder im Empirezimmer. Die Standuhr nebenan tat drei gewaltige Schläge, die lange nachsummten. Anna setzte sich dem Liebsten auf die Knie. Sie fragte:
„Bin ich dir nicht zu schwer?"
Adrian verneinte. Er zog sie an sich.
„Jetzt sind wir ganz allein", hauchte Anna. „Und keiner ist tot! Wie schön!"
„Jetzt lädt er seine Pistole", flüsterte Adrian.
„Wer?"
„Jetzt hebt er sie. Er schaut dabei schief zum Mond hinauf." „Pfui!"
„Jetzt drückt er ab." „Nein!"
„Bums! Jetzt ist einer tot."
„Nein! Nein!"
„Und jetzt, Achtung, kommt der Soldat gerannt und holt uns zu Hilfe."
Sie lauschten. — Würde es klingeln? — Nichts, vollkommene Stille.
Wenn jetzt etwas hörbar wurde, so konnten es nur draußen die verdorrten und vergessenen Akazienhülsen sein, die der Frühwind, der sich erhoben hatte, zum Rascheln brachte.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Eine Mutter fährt mit ihrem Buben heim, in eine norwegische Kleinstadt. Auf einer Station steigt eine Dame ein und nimmt den beiden gegenüber Platz. Mit großen Augen starrt der Bub auf die grellrot geschminkten Lippen der Dame und meint dann: „Du, Mutter, warum hat denn die so rote Lippen?"
„Pst! Pst! Sei still!" beschwichtigt ihn die Mutter. Ein Weilchen später zieht die Dame ihre Handschuhe aus, und die ebenso stark gefärbten Fingernägel kommen zum Vorschein. Worauf der Bub: „Du, Mutter, hat die die Maul- und Klauenseuche?"

*

In der Schweiz lag das Stift der vornehmen Fräuleins. Vor den Männern schützten sie sieben Tore. Seit Jahren hatte kein Mann das Stift betreten. Heute aber —
„Es ist ein Mann im Haus!" schrie die Stiftsdame.
„Unmöglich!"
„Doch — doch!"
„Haben Sie ihn gesehen?"
„Nein."
„Warum glauben Sie es dann?"
Die Dame stöhnte:
„Der Sitz vom WC. ist hochgeklappt."

In China herrscht der Brauch, daß die Ärzte für jeden Patienten, der ihnen gestorben ist, eine Lampe über die Tür ihres Hauses hängen.
Eines Tags schickte ein Engländer, dessen Hausarzt verreist war, seinen Boy aus, um einen anderen Arzt zu holen. Er beauftragte ihn dabei, Ausschau zu halten, bei wem die wenigsten Lampen hingen.
Nach längerem Suchen fand der Boy einen, an dessen Haus nur eine einzige Lampe ausgehängt war. „Dr. Koo" stand auf dem Türschild und darunter in einer blumenreichen Sprache allerlei Löbliches über die Kunst des Doktors, den Magen aufzuschneiden u. a.
Der Boy nahm den Arzt mit und berichtete dem Engländer, daß diesem Doktor während seiner ganzen Praxis nur ein einziger Patient gestorben sei. „Seit wann praktizieren Sie denn?" fragte der Engländer. „Seit gestern", erwiderte Dr. Koo unter einer höflichen Verbeugung.

*

Blaß, mit zitternden Knien, lehnte der alte Bokelmann am Geländer der Bahnsteigtreppe. So fand ihn sein Freund Katenkamp.
„Dschohann, was is denn das mit dir?" fragte er bestürzt. „Du beberst dscha man so un büst ganz wittschen ume Nase."
„Heinrich", stöhnte der alte Bokelmann, „mich kannste man abschreiben. Ich wollt meine Frau abholen, weil daß sie dscha in Pyrmont war, un nu kam der Zug an, un sie warer garnich in."
„Aber Dschohann!" sagte Katenkamp vorwurfsvoll. „Wie kannste dich da wohl so um haben! Denn kömmt sie eben mit'n nächsten."
„Das is es dscha nich, Heinrich!" sagte der alte Bokelmann. „Ich denk ümmer, wenn ich mich man nich verbiestert hab un se all seit gestern da is —? Ich bün dscha seit vorgestern nich mehr zu Hause gewesen!"

FRAU BRODMERKEL

Frau Brodmerkel stirbt, seit ich in ihrem Viertel wohne. Ich wohne hier seit zwanzig Jahren.
Als ich sie vor zwei Jahrzehnten kennenlernte, seufzte sie: „Sind Sie froh, daß Sie gesund sind. Bei mir geht's bergab. Ich mach's nimmer lang."
In der Zwischenzeit sind wir uns öfters begegnet; auf einem Hausball, beim Faschingszug, auf dem Oktoberfest, kurz, auf all jenen Plätzen, die eben mit Vorliebe von Leuten aufgesucht werden, die es nimmer lang machen.
Mit der Gelegenheit ist sie einundsiebzig Jahre alt geworden. Längst ist sie Witwe und bewohnt zwei Zimmer mit der herrlichsten Aussicht auf die Isarauen. Dieser Ausblick scheint wie ein Lebenselixier auf sie zu wirken. Wenn sie schon nicht an ihm gesundet, so gibt er ihr wenigstens die Kraft, dem Tod zu trotzen.
Ihr eigentliches Leiden ist unbekannt; auch ihr selber. Genau siebenundzwanzig Ärzte hat sie konsultiert. Nur von einem spricht sie mit Achtung; er allein habe sie verstanden. Leider ist er vor Frau Brodmerkel gestorben. So steht sie ohne den rechten ärztlichen Beistand da und stellt häufig selber Diagnosen. Mal läßt sie was verlauten von der Milz, mal von der Niere; es ging auch schon die Rede von einem Kropf, der nach innen wuchere. Eines Tages hat sich Frau Brodmerkel sämtliche Zähne reißen lassen. Sie war zur Überzeugung gekommen, daß an allem nur die Zähne schuld seien. Seitdem hat sie viel Kummer mit dem falschen Gebiß. Sonst ist ihr Zustand der alte geblieben.
Ich tröste sie immer. Aber in letzterer Zeit ist sie recht ungeduldig geworden. Neulich traf ich sie auf der Straße:
„Aber Frau Brodmerkel, jetzt seh'n Sie doch wenigstens wieder besser aus."
Unwirsch fiel sie mir ins Wort: „Ich pfeif Ihna drauf, wenn's mit die Füß' nimmer stimmt."
Damit ging sie ein wenig mühsam und ein wenig betont mühsam ihres Weges.
Frau Brodmerkel hat eine Schwiegertochter. Die wohnt einen Stock tiefer. Auf Wunsch der Schwiegermutter wurden beide Wohnungen mit einer Klingelleitung verbunden. So kann Frau Brodmerkel jederzeit die Schwiegertochter herbeiläuten, wenn sie ihrer bedarf. Die Schwiegertochter behauptet, die Alte habe nur deshalb die Leitung legen lassen, um dauernd kontrollieren zu können, ob sie zu Hause sei; sie bevorzuge zum Klingeln jene Stunden, wo sich andere Frauen zum Kaffeekränzchen oder fürs Kino anziehen würden. Im übrigen sei die Kranke kerngesund und finde ihr Vergnügen daran, ihre Umgebung mit Leidensgeschichten in Atem zu halten und zumal sie, die Schwiegertochter, zu schikanieren. Besonders unerbittlich ist die Schwiegertochter, seitdem ihr ein Ausspruch Frau Brodmerkels zu Ohren gekommen ist. „Ich wär' schon längst gesund", soll die Witwe im Treppenhaus geäußert haben, „wenn mir nicht eine bestimmte Person die Krankheit wünschen tät'."
Die Hausinwohner und wir von der Nachbarschaft sind in Parteien gespalten. Ein Teil neigt mehr zur Alten, ein anderer mehr zur Jungen hin. Manche sagen auch: „Wer lang kränkelt, lebt lang."
Aber heute vormittag bildeten wir eine geschlossene Front gegen die Schwiegertochter. Ehrlich entrüstet war alles. Da hatte uns die Nachricht von einem regelrechten Schlaganfall Frau Brodmerkels überrascht. Verschiedene Frauen, die sogleich zur Witwe geeilt waren, schilderten ausführlich alle Merkmale eines überaus bedenklichen Zustandes und überprüften daheim ihre Trauerhüte. Daß nun doch eintreffen würde, was uns Frau Brodmerkel seit zwanzig Jahren prophezeit hatte, ging jedem von uns nahe. Beschämt schwiegen die Zweifler. Aber die Schwiegertochter zeigte sich herzloser denn je.
Nachmittags lief sie mir in die Hände, ein wohlduftendes Päcklein tragend. Ich frage nach der Kranken.
„Meine Schwiegermutter? Ja, sind Sie auch drauf reingefallen? Grad muß ich ihr a halbes Pfund warmen Leberkäs bringen. D' Hauptsach' ist, daß mir heut' meine Redoute verpatzt ist."
Hätte Frau Brodmerkel nach einer Bouillonsuppe verlangt, wir würden es verstanden haben. Aber ein halbes Pfund warmen Leberkäs — so benimmt man sich nicht nach einem angeblich lebensgefährlichen Schlaganfall. Frau Brodmerkel ist noch nie so aus der Rolle gefallen wie diesmal.

*

„Wissen Sie's schon", stürzt in diesem Augenblick, da ich das Blatt aus der Schreibmaschine herausziehen will, die Nachbarin ins Zimmer, „soeben ist d' Frau Brodmerkel gestorben."

W. L. Kristl

ALTE FREUNDE

VON JOSEPH MARIA LUTZ

Ein schnauzbärtiges Münchner Männergesicht rennt die Maximilianstraße hinunter — ein schnauzbärtiges Münchner Männergesicht rennt vom Platzl herauf. Da die beiden Gesichter jeweils auf gut durchwachsenen körperlichen Unterlagen sich befinden, stoßen zwei Männer unsanft mit den Bäuchen zusammen. Schon will beiderseits Zorn aufwallen. Zwei starkumbuschte Augenpaare färben sich grünlich, bissig lauerndes Lächeln legt sich über zwei Gesichter, indes zwei bodenständige Hirne nach besonders vollmundigen bayerischen Fachausdrücken abträglicher Art suchen. Da verklärt sich plötzlich das eine schnauzbärtige Männergesicht; eine Hand greift mit gutmütigem Prankenschlag nach der Schulter des andern und schiebt ihn ein bißchen von sich weg.

„Ja, was siehg i' denn?" prustet ein breites Lachen, „ja, wia werd' mir denn? Sie san ja do der... no ja, der Dingsda..., der Dings, von der Dingstraß'?"

Jetzt verklärt sich auch das andere schnauzbärtige Gesicht: „Freili' bin i's — werd' scho' stimma müass'n! Und Sie, Sie san der..."

Der andere läßt ihn nicht ausreden.

„Richti', richti' — hat 'n scho'", und nun mit schmalziger Gefühlslage in der Stimme weiterfahrend, „wia lang ham uns jetzt mir zwoa scho' nimmer g'sehng?"

„Werd' so a zwanzg, fünfazwanzg Jahre her sei'", kommt prompt die Antwort, indes zwei Augen weit die Maximilianstraße entlangschweifen. Ein schnauzbärtiges Männergesicht blickt prüfend in ein anderes.

„Verändert ham mir uns scho' — kaam mehr zum kenna."

„Ja no, alte Hecht'n san mir halt wor'n..."

„Bemooste Karpfen — aber allaweil no' mitschnappen."

Neckisch stößt die Faust des einen ein paarmal an den Bauch des andern:

„Aber 's Herz is jung blieben!"

Der so freundlich Apostrophierte kräht vor Vergnügen. —

„Richti' — 's Herz! 's Herz is jung blieben. — Er is halt allaweil no' der alte Bazi wia dazumalen."

„So lang's no' geht, muaß ma' mittoa", fühlt sich der so freundlich Angesprochene zu bemerken verpflichtet. Und jetzt kommt ein feuchter Schimmer in seine Augen:

„Aber mir ham doch allaweil ‚du' zuanander g'sagt — mir wer'n doch auf unsere alten Tage jetzt net per ‚Sie' wer'n mitnander."

„Freili' ham mir ‚du' g'sagt zuanander."

Eine feste Männerhand legt sich treuherzig in eine andere. —

„Also nacha, grüaß di' God, alte Hütt'n, windschiafe!"

„Servus, alter Spitzbua, durchdrahter!"

Wieder schauen ein paar schnauzbärtige Männergesichter verträumt lächelnd die Maximilianstraße entlang.

„San mir ja scho' in der Schul ganz G'wasch'ne g'wes'n, mir zwoa."

„Freili', freili' — hat sich nix g'fehlt, was des anbelangt —"

„Taugt schon gar nix!"

„Der Lehrer hat a Kreuz g'habt mit uns."

„Aber sonst war'n mir guat."

„Sehr guat sogar!"

„Stückl ham mir g'liefert, mir zwoa."

Wieder schaut der eine die Maximilianstraße hinunter, als müsse er von dort die Erinnerungen heraufholen. Sein Blick bleibt an einem Obstlerkarren haften, der unten bei den Anlagen steht. —

„Woaßt es no', wia mir allaweil d' Äpfel g'stohln ham von die Obstlerkarrn?"

„Natürli' woaß i's no'!"

Beider Blicke hängen nun liebevoll am Obstlerkarren.

„Der oane hat d' Obstlerin tratzt — und der ander hat derweil d' Äpfi druckt."

Vom Obstlerkarren weg geht der andere weiter den Weg ins Jugendland. —

„Und wia mir d' Fenster ei'g'schossn ham mit der Schleuder."

„Und d' Dachziegel aa, weil des so schön g'schnackelt hat."

„Krüppi war'n mir scho', ganz elendige!"

Eine Dame kommt aus einem Geschäft heraus, nestelt noch an ihrer Geldbörse herum und verwahrt sie dann in der Handtasche.

„Und einen leeren Geldbeutel auf d' Straß hing'legt", beginnt der eine wieder, „und einen Faden hi'bunden, und hinter der Haustür paßt, bis sich wer buckt hat danach, und dann den Geldbeutel z'ruckzogen. Wia die damisch g'schaugt ham!"

Lachen schüttelt die beiden, daß sie blau anlaufen. —

„Fallt einem do' nix G'scheits ei' in dem Alter."

„Der Schrecken der Straße waren wir Buam — die reinsten Teifin war'n mir!"

Ein feiner Herr mit steifem Hut geht vorbei und dreht sich entrüstet nach so viel derber Fröhlichkeit auf der Straße um.

„Ja", beginnt der eine wieder und betrachtet mit Kennerblick den steifen Hut des Herrn, „und mit 'm Blasrohr den Herren auf der Straße vom Dachfenster aus die steifen Hüat eing'schossn."

Auch der andere schaut sachverständig dem Mann mit dem steifen Hute nach. —

„Heut siehg i's no', was die alten Herren für Kniebeugen g'macht ham, wenn ma' den Huat schö' troffen hat."

„Und jetzt san mir halt selber alte Herren", bemerkt der eine, fügt aber zum Trost hinzu, „aber Gocks hat mir doch no koaner oan eintrieben."

„Und mit 'm Geldbeutel hat mi' aa no' koa so a Krüppi tratzt." —

Ein Mädchen wippt vorbei; wie ferne Frühlinge grüßt augenblickslang Veilchenduft aus seidenkühlem Kleid.

„Und dann, wie mir dazumalen erst in die schöne Zeit der jungen Liebe kemma san", beginnt der eine und blickt dem Mädchen nach und schnüffelt ein bißchen den Veilchenduft ein. — „Kreuzteifi aufanand, is' dir da aufganga."

Der andere macht eine resignierte Handbewegung.

„O mei' — hör mir auf mit der Liebe!"

„Warum — du werst doch des sel Gschpusi net g'heirat ham?"

„Was fallt dir denn ei", beruhigt der eine, „natürli' hab i's net g'heirat."

Wieder stippt die Faust ein wenig an den Bauch des Gegenüber. —

„Aber koane Guatn war'n mir net bei die Weiber — gel, alter Lump!"

„Sowas, wia mir zwoa waren, gibt's heutzutags aa nimmer."

„Oft denk i' dro an dieselbe Zeit — —"

„Mir ham gar koan Karneval braucht, bei uns war das ganze Jahr Kirta."

Ein schweres Braufuhrwerk schwankt die Maximilianstraße herunter und biegt umständlich vor den beiden zum Platzl hinunter ein.

„Und 's Bier hat uns halt g'schmeckt", sagt der eine und schaut wehmütig dem Braufuhrwerk nach.

„O mei, war'n des Zeiten", bestätigt der andere gerührt. Sein Freund will ihn aufheitern, damit er nicht gar auf trübe Gedanken kommt:

„Woaßt es no'", beginnt er, „wia s' mi' amal vom ‚Mathäser' hoam fahrn ham müass'n in d' Augustenstraß'."

Die Augenbrauen des andern ziehen sich erstaunt zusammen. —

„Wohi'?" frägt er ungläubig.

„Zu mir hoam in d' Augustenstraß'!"

„Ja, du hast doch deiner Lebtag in der Klenzestraß' g'wohnt."

„Jetzt, glaab i', spinnst", sagt der eine und sieht den andern mißtrauisch an, „i' hab no' nia in der Klenzestraß' g'wohnt."

Dem andern geht vor Staunen beinahe das Maul aus dem Leim. —

„Ja, du bist doch der Krieglinger aus der Klenzestraße??"

„Ja, gar koan Schei' — i' bin der Metzgermoaster Dirrigl aus der Augustenstraß' — allaweil scho'!"

Unerhörte Resignation senkt sich auf die Züge der so merkwürdig Ernüchterten.

„Jetzt des is guat, und ich halt Ihnen die ganze Zeit für den Krieglinger aus der Klenzestraß'!"

Der Metzgermeister schaut den andern auch immer prüfender an.

„Nacha san Sie vielleicht aa gar net der Fuchsbichler vom Rindermarkt?"

„Na, i' bin doch der Meier aus der Bräuhausstraß'."

„Jetzt des is ausgezeichnet", sagt der andere.

„A so verändert man sich", sagt der andere.

„Daß Sie nacha Äpfi g'stohln ham?" beginnt der eine nach einer Pause wieder.

„Freili' hab i's g'stohln", bestätigt der andere eifrig.

„Und mit der Schleuder ham Sie aa g'schossn?"

„Natürli!"

„Und d' Leut in derselben Zeit mit'm Geldbeutel tratzt und die steifen Hüat ei'trieben?"

„Fehlt sich nix, stimmt auffallend."

Die beiden werden allgemach wieder fröhlicher gestimmt. —

„Nacha waren Sie also doch der gleiche elendige Krüppi als wia i'?"

Es klingt fast wie ein Jubelschrei.

„Ganz der gleiche — ich hab doch aa a schöne Jugend g'habt", kommt freudig die Bestätigung.

Jetzt aber räuspert sich der Metzgermeister aus der Augustenstraße und senkt verlegen seine Stimme:

„Aber des mit die Weiber, des wo mir so raus g'rutscht is, des nehm i' halt nacha z'ruck."

Der Meier aus der Bräuhausstraße wehrt energisch ab. —

„Nix z'rucknehma, kann scho' dableiben."

Die Augen des Metzgermeisters bekommen einen feuchten Glanz.

„Und des mit dem Bier stimmt aa?"

„Mit'm Bier aa!"

Die Hand des einen legt sich wieder warm auf die Schulter des andern. —

„Nacha kennen mir uns ja doch — wenn mir uns aa net kenna."

„Was hoaßt, net kenna? Wenn mir uns doch die ganze Zeit so guat unterhalten!"

„Nacha brauch i' vielleicht gar nicht ‚Sie' zu Eahna sagen?" tastet der Metzgermeister vorsichtig weiter.

Der andere jubelt: „Bleibt scho' beim ‚Du', alter Bazi!"

„Haut scho', zünftige Bretterhütt'n."

Der Metzgermeister faßt seinen Freund unter und zieht ihn fort. —

„Woaßt was, jetzt kehrn mir ei' und trinken eine Maß — wo mir uns doch so lang net kennt ham und san so alte Freund mitnander."

Zwei schnauzbärtige Münchner Männergesichter schreiten strahlend dem Hofbräuhause zu.

Märztag in der Stadt

Von Fritz Knöller

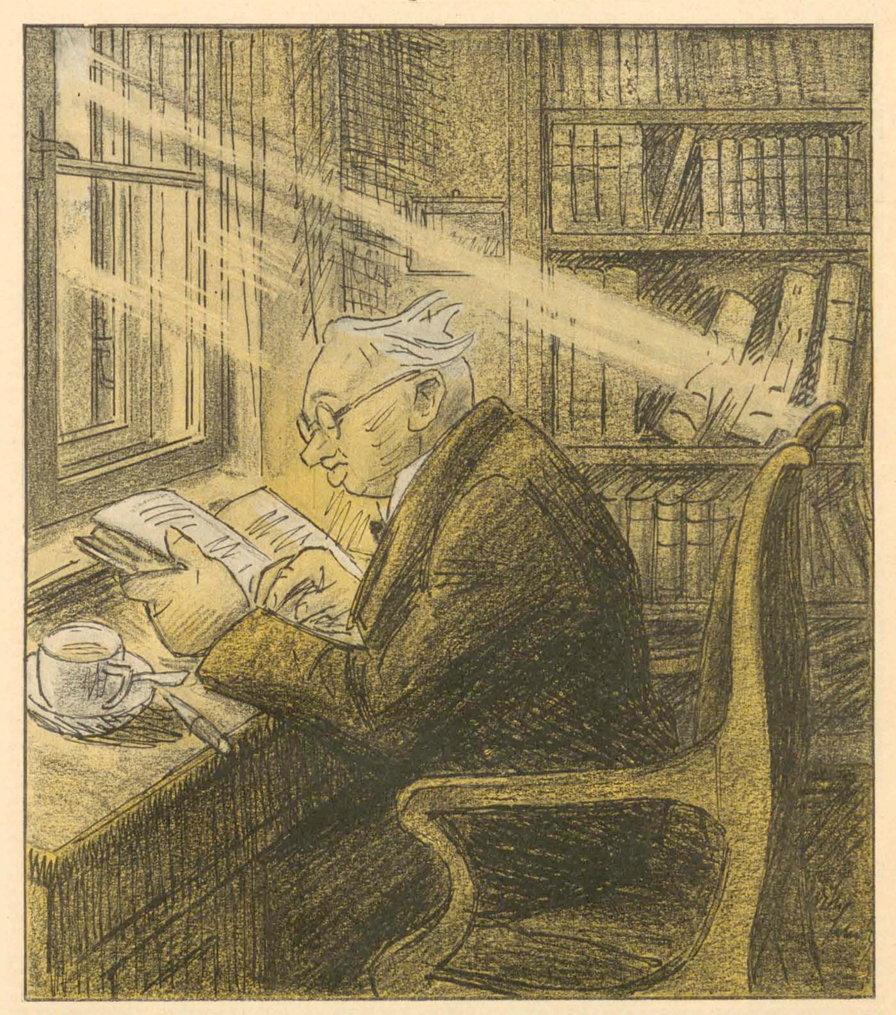
Am Dach der letzte Schnee verloren ruft.
Ein blauer Wind die Ziegel trocken reibt.
Den blinden Staub er durch die Straßen treibt
wie Erdenkorn, das seinen Acker sucht.

Die schwarzverstummten Bäume tun sich auf
dem Felderboten. Es pfeift den erdensüßen Lauf
der Star. Doch unter ihm, da tost die Straße
und schreien Räder, Wagen in eine morgenblasse

Welt. Wie eine Riesenbiene schwärmt die Straßenbahn
vorbei, und die Maschinen in Fabriken stanzen
hell das Gleichmaß dieses Tags. Der Himmelsplan
ergießt sein sonnenreines Licht in jede Falte,
ein Greis hebt dankbar hoch sein Haupt, das alte.

Morgenbesuch

(Wilhelm Schulz)



Durchs Fenster flitzt ein Sonnenstrahl.
Im Hintergrund dräut ein Regal,
von Büchern schwer. Das Strählchen spricht
und lacht dazu: „Es werde Licht!"
und streichelt, um sie zu beglücken,
die Leinewand- und Lederrücken.

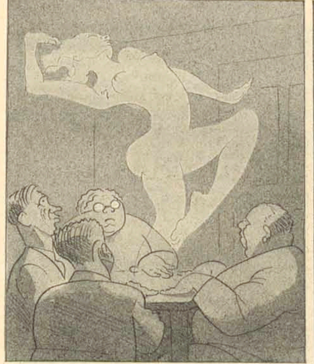
Ein dicker Band in Folio
verwundert sich und graunzt: „Wieso?
W i r haben doch kein Licht nicht nötig!
Im Gegenteil: wir sind erbötig,
an alle, die sich ernst bestreben,
soviel wie möglich abzugeben
vom eignen immanenten Glanz . . .
du arroganter Firlefanz!"

Der Strahl entflieht mit einem Satze:
„Da bin ich also fehl am Platze?
Na, denn man zu . . . Pardon . . . adè!"
und witscht durchs Fenster stantepe,
um draußen bei den Gartensachen
sich nützlich und beliebt zu machen.

Ratatöskr

Die Versuchung

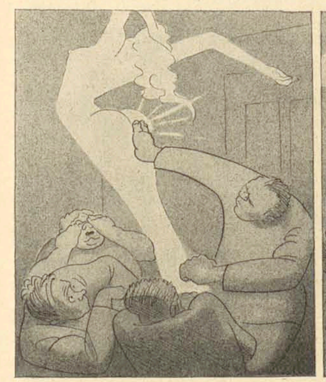
(Fr. Bilek)



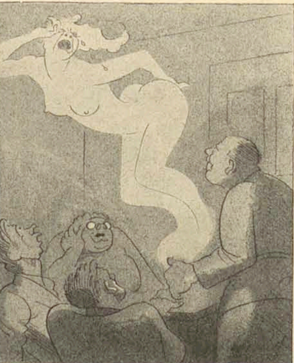
„Jetzt erscheint der Geist der Tänzerin Mizzi!"



„Donnerwetter . . . !"



„— — — — — — — — — — — —"



„Verzeihung, ich konnte nicht widerstehen!"

DIE SUCHAKTION

Von Käte Biel

Niemand hätte je von Frau Scholl gedacht, daß sie — Denn sie ist eine Dame von eiserner seelischer Konstitution und unzerbrechlichen Grundsätzen, gesegnet mit einem fettigdunklen Haarbällchen auf dem Kopf und einer spitzen Zunge, mittels welcher sie sich einerseits um die zwangsläufige moralische Verbesserung ihrer Nachbarinnen und andererseits als liedersingende Angehörige einer kleinen Sekte abseitig Frommer sehr verdient macht. In beklagenswerter Meinungsverschiedenheit mit ihrem Mann ist sie außerdem noch eine konsequente Gegnerin des Alkohols, weshalb sich auch die ehelichen Machtverhältnisse längst eindeutig zu ihren Gunsten geklärt haben.

Bis dann allerdings —

Die Sache passierte an jenem Tag, als Dünnebecks auszogen, die schrecklichen Dünnebecks, die es Jahre hindurch fertiggebracht hatten, von einem unbeträchtlichen Zwergpinscher riesige Mengen Hundehaare zu ernten und auf einem Teppich aus dem Fenster zu schütten. Trotz vieler Proteste erwiesen sie sich als zäh in ihrem Tun, weshalb Frau Scholl die bittere Vorstellung in sich großzog, der Clan der Dünnebecks schwirre insgeheim mit Kämmen durch die Straßen, um alle erreichbaren Hunde auszusträhnen und das Ergebnis später mit einem Dankseufzer direkt über ihrem Küchenbalkon niedersinken zu lassen.

Anläßlich des Auszugs von Dünnebecks ließ Frau Scholl dann nicht nur in ihrer Seele Dankchoräle singen, sondern auch im Treppenhause blasen, und noch am Nachmittag, als sie sich darüber aussprach, verschönte ein Schimmer von Weichheit und Güte ihr hartes Frauengesicht.

„Also die Möbel hatten Dünnebecks ja beinah' alle unten, und da hab' ich denn die Straßenmusiker geholt, hatten ja gerade bei Petersen sein' Geschäftsjubiläum gespielt, na, und wie denn die Möbelleute die alte Wimmerkiste runtertrugen, kam denn ja die Dünnebeck hinterher, und mußt' ja immer hübsch langsam gehen, von wegen das Klavier von ihr, und da hat denn die Kapelle angefangen zu spielen! War ja direkt feierlich, sag ich Ihnen, ordentlich mit Gefühl haben sie das gespielt, ‚Nu danket alle Gott!', Trompeten hören sich doch so schön an, und so laut! Und ich hatt' 'ne Lachträne im Auge, die hab ich extra drinbehalten, damit die Dünnebeck sehen soll, wie ich mich freue, hätt' ja 'ne Zwiebel genommen, wenn das nicht gegangen wär! Na, und die Dünnebeck fragt denn ja auch ganz spitz, wofür ich denn Gott danke? Und hab ich natürlich gesagt, für mein' lieben Otto, weil der nächste Woche dreiundfünfzig wird! — Sie hat sich dann ja mächtig geärgert, mit'm ganz roten Kopf! Das war mir dann ja drei Mark für die Musik wert! War ja zu schön!" Und Frau Scholl lächelt noch in der Erinnerung einige Augenblicke lang, um gleich darauf aber wieder mit ihrem Privatschicksal zu hadern.

„Na, für mein' Mann, da hätt' ich ja nu nie Gott gedankt! — Wär' ja 'ne neue Mode, für solchen Mann noch Gott zu danken!"

Am Abend ist Frau Scholl dann in ihre kleine Sekte gegangen. Dort singt sie Lieder und ist fromm. Herr Scholl begleitet sie niemals. Es ist nicht so, daß nicht auch in seiner Seele ein schwacher Funke des Lichts glühe, der unter Bibelsprüchen und Predigten aufflammen könnte, aber solange die Behörden beispielsweise davon absehen, den Sektierern die Erlaubnis zum Ausschank von Grog und Bier zu geben, kommt es bei Herrn Scholl eben nicht in gleicher Weise zum Ausbruch menschlicher Hochwertigkeit wie bei seiner Gattin.

Er geht lieber an den Stammtisch. Immerhin wirkt sich das Übergewicht von Frau Scholl dahin aus, daß er pünktlich um zehn zurückkehrt.

An diesem Abend erscheint er nicht. Frau Scholl wartet fassungslos über eine Stunde. Dann macht sie sich auf, pfefferscharfen Groll im Herzen und auf der Zunge, und beginnt ihn zu suchen.

Sie geht in den „Weißen Elefanten": Otto ist nicht da.

Sie geht in die „Blaue Tulpe": Otto ist nicht da.

Sie geht zu Gastwirt Groth, und auch hier trifft sie ihren Otto nicht, wohl aber Herrn Breimüller, auf den man aus geschäftlichen Gründen Rücksicht zu nehmen hat, und deshalb erzählt Frau Scholl mit harten Worten, warum sie mitternachts zu einsamem Kneipenbesuch gezwungen ist. Herr Breimüller grinst mitfühlend, und dann kommen zum erstenmal nach vielen Jahren wieder kleine Mengen von Grog über Frau Scholls gestählte Zunge und schwemmen etwas Härte fort.

Später reißt sie sich los und geht in' „Grünen Kringel". Hier ist ebenfalls kein Otto zu sehen, doch das befreundete Ehepaar Schrötter stürzt sich aufjubelnd auf die suchende Gattin, mit herzlichem Zuspruch und weiterem Grog, und weil das Leben schließlich so ist, daß auch das Mitglied einer frommen kleinen Sekte nicht immer mit einer wilden Wut im Herzen herumlaufen, sondern gelegentlich getröstet sein möchte, brechen sie zu dritt auf, um gemeinsam nach dem schwärmenden Otto zu fahnden.

Gegen vier Uhr morgens trennt sich Frau Scholl von Herrn und Frau Schrötter.

Sie ist noch immer ohne Otto, aber in ihrer Seele hat sich etwas Hartes gelöst. Triebhaftes und kleinlich Böses ist geläutert zu Güte und Verzeihenwollen. Eine Fülle von Grog und Bier in heiterem Durcheinander im Leib, marschiert sie stillschwankend und fromme Lieder singend durch die nächtlichen Straßen.

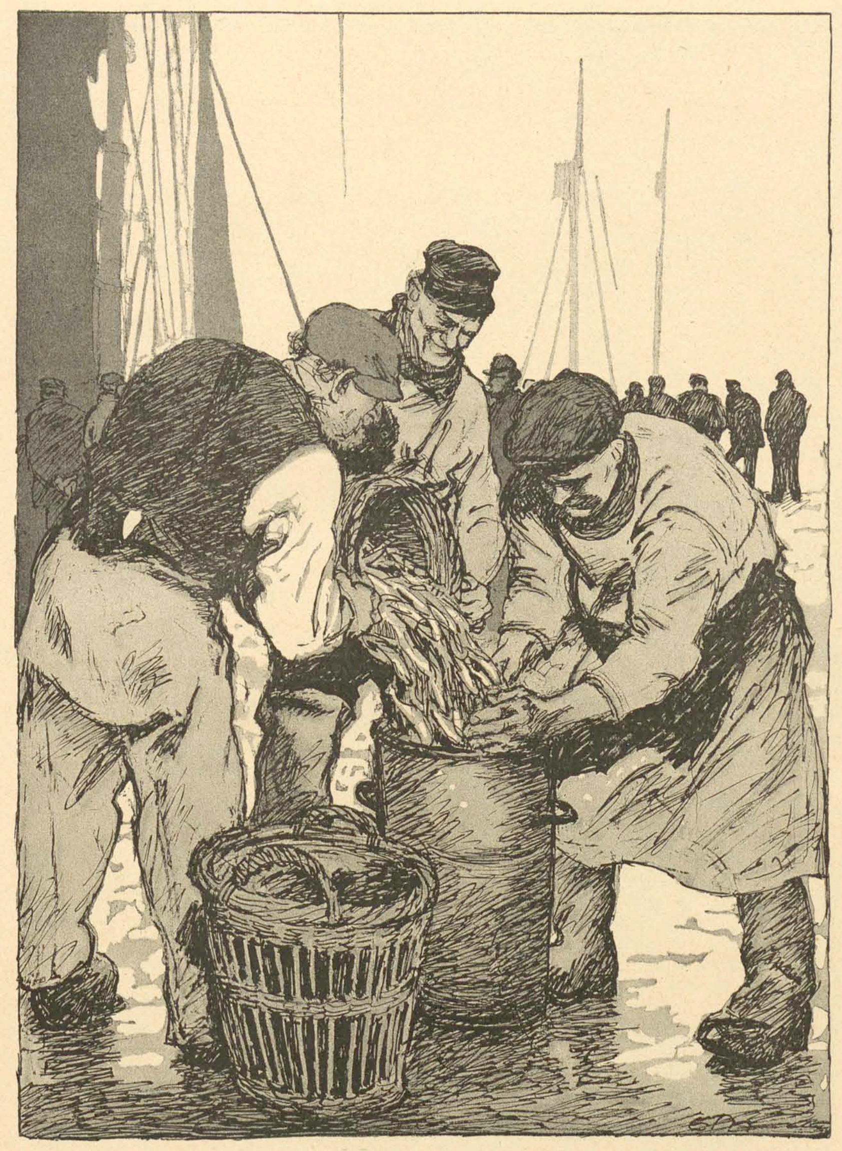
Sie hat einen kleinen Zusammenstoß mit einem Schutzmann, der ihr anfangs mit beruflicher Energie entgegentreten will, sie dann jedoch verwundert, da er sie auch in ihrem Alltagsdasein kennt und schweigsam — trotzdem sie ihn des öfteren herzlich zum Mitsingen auffordert — nach Hause geleitet. —

Seitdem sind die Machtverhältnisse zwischen Herrn und Frau Scholl sehr viel ausgeglichener. Denn Herr Scholl spricht mitunter mit Ernst und Trauer von dem ungünstigen Eindruck, den es erweckt, wenn eine anständige verheiratete Frau allein eine Bierreise durch neun Kneipen unternimmt und anschließend im Morgengrauen im Treppenhause Lieder singt.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. Vj. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Erklärung

(E. Thöny)



„Wat seggt din Fro dato, wenn du besapen to Hus kummst?“ — „Erstens kam ick nich besapen to Hus und tweetens bün ick denn so besapen, dat ick nich mark, wat de Olsch seggt.“

C'est la politique

(Karl Arnold)



„Wenn der Vatikan nun ganz besonders für die Demokratien eintritt, dann müßt ihr Kommunisten doch aus Dankbarkeit auch in die Kirche gehen ..." — „Naturellement, Mademoiselle, mit Gott für Stalin und die Internationale."

München, 26. März 1939
44. Jahrgang / Nummer 12

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Letzte Chance

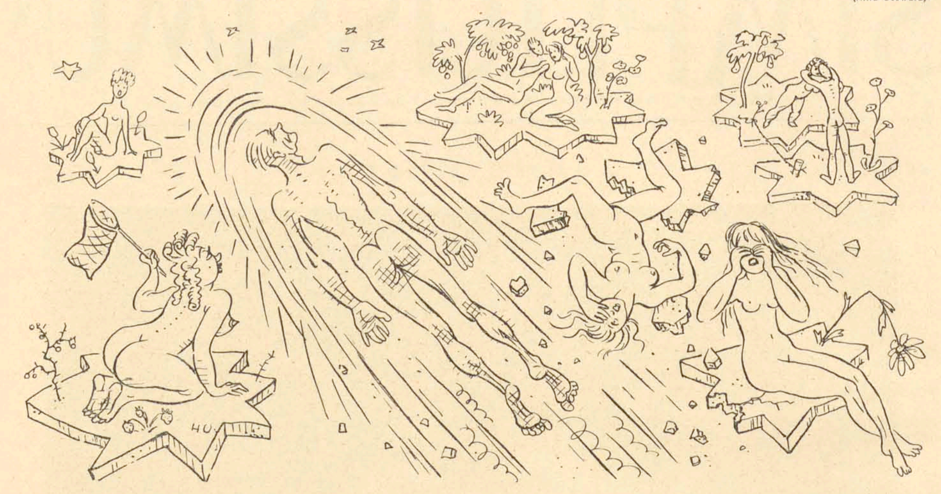
(E. Thöny)



„Im Sommer war's dir hier zu heiß, im Herbst warst du traurig über den Blätterfall, im Winter war die Bank verschneit — jetzt keine neuen Ausflüchte, mein Lieber, jetzt ist Frühling!"

DER KOMET

(Hilla Osswald)



DIE BLAUE JACKE

Herr Direktor Möller und die Dame sind miteinander verheiratet, wie man nur verheiratet sein kann, mit allem Drum und Dran. Aber das werden Sie ja gleich selbst merken.
Herr Direktor Möller und die Dame gehen spazieren, nicht im Park, nicht durch die ungebändigte Natur, sondern durch die Straßen.
Es muß da wohl ein besonderer Grund vorgelegen haben, denn im allgemeinen schlendert ein verheiratetes Ehepaar nicht durch die Straßen der Stadt, als ob sie gar nicht verheiratet wären. Daß sie aber wirklich verheiratet sind, können Sie schon daran erkennen, daß er nicht gerne an den Schaufenstern stehen bleibt, in die sie hineinschaut, und sie die Schaufenster langweilig findet, vor denen er längere Zeit stehen bleibt.
Wären sie nicht miteinander verheiratet, würden sie so tun oder sich zum mindesten einbilden, daß sie beide vor den gleichen Schaufenstern gerne stehen bleiben.
Woran man das merkt, ist nicht leicht zu sagen. Man kann es eigentlich nur an einem mehr oder weniger beflissenen, leicht nach vorn gebeugten Rücken erkennen oder den vergeblichen Versuchen, den Aufenthalt vor so einem Fenster früher abzubrechen als der andere.
Nun stehen Möllers vor dem Schaufenster eines eleganten Herrengeschäftes und, ich muß schon sagen, die Dame hält sich wacker, man sieht es ihr kaum an, daß ihr die Schlipse, gestreiften Hemden, Schweinslederhandschuhe, Gürtel und Spazierstöcke ziemlich schnuppe sind, zumal der Geburtstag ihres Mannes nicht in drohender Nähe ist. „Sieh mal die Jacke!" sagt er.
„Welche Jacke, die braune da?" „Nein, die blaue!" „Die blaue? Na, hör mal, die finde ich einfach scheußlich, viel zu blau!"
Er versucht, an der blauen Herrenjacke etwas zu verteidigen: „Aber ich finde sie eigentlich ganz originell, mal was anderes; so eine hellblaue Jacke zu einer hellgrauen Hose, weißt du..."
„Na ja, wenn man jung ist..."
Der Hieb sitzt, ein Frontalangriff von prachtvoller Durchführung, ein Kinnhaken von klassischer Form. Ich vermute, etwas Ähnliches hat Aspasia auch zum älteren Perikles gesagt, als er sich mal einen Chiton mit rotem Mäanderband in altgriechischer Kurbelstickerei zulegen wollte. Aber richtig, ja, die waren ja gar nicht miteinander verheiratet, na, da mag sie's erlaubt haben.
Herr Direktor Möller versucht aufzuholen: „Heutzutage können auch gesetztere Herren solche Farben tragen."
Möller hätte das nicht sagen sollen, Möller hätte die Jacke einfach läppisch finden müssen, denn jetzt kommt der zweite Prachthieb, eine Meisterleistung von ihr:
„Aber gewiß, wenn diese Herren schlank und groß sind, dann können sie sich solche Farben leisten."
Aus dieser kurzen Bemerkung wird man sofort erkennen, daß Herr Direktor Möller weder mager noch groß ist. Wir brauchen gar nicht hinzuschauen, wir wissen, Herr Möller ist eher klein und vollschlank.
Ach, wie gerne hätte Herr Möller so eine hellblaue Jacke, in der man ausgesehen hätte wie ein Filmliebling in den fotografierten, knapp bemessenen Mußestunden oder wie ein ferner Engländer in seinem Bungalow, vor dem die Freunde Polo spielen. Er hätte wie seine Idealgestalt ausgesehen, falls er schlank und groß und drahtig gewesen wäre.
Die Dame macht den Gegner vollkommen fertig, sie sagt nur noch abschließend: „Wenn es nach dir ginge, würdest du dich wie ein Bubi anziehen."
Noch einen Abschiedsblick wirft der Herr Direktor auf die Jacke in dem Schaufenster und beschließt, vor dem nächsten Damenhutladen seiner Frau in bezug auf die heutige Hutmode etwas recht Häßliches zu sagen. Foitzick

SIEBEN SCHORNSTEINE

Von Hellmut Draws-Tychsen

Auf einem langen, endlos langen Dach
Standen sieben Schornsteine,
Und ich dachte endlos nach:
Welches ist der meine?
Welches ist die Zauberküche
Mit dem Zauberherde?
Tausend wunderbare Bratgerüche
Sanft entsteigen Töpfen, Tellern, Tassen,
Wollen meinen Mund umfassen,
Voll von gastlichster Gebärde.

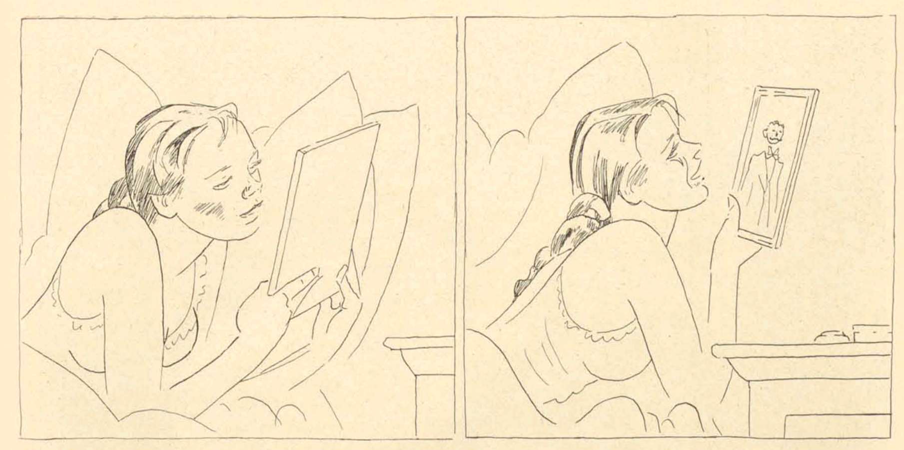
Artischocken, Poi und Curryreis,
Silberkarpfen, Bachforellen,
Renntierlenden, Bärenschink u
Mir zu gutem Schmause winken.
Meine Augen förmlich quellen;
Meine Stirn wird tropenheiß....
Und als Nachtisch Pücklerbomben,
Mangos, Mispeln, Datteln, Duriane,
Ganze Hekatomben
Trüffeln, Puddings, Marzipane.

Sündig öffne ich die Lippen,
Möchte wie Schlaraffen schlürfen
Also dürfen,
Oder nur ein wenig nippen
Von den schönen Sachen,
Die da unsichtbare Hände machen
In der Zauberküche
Auf dem Zauberherde;
Leicht ich wohl ob aller Wohlgerüche
Lustig und auch launisch werde....

Ja, so dichte ich und denke,
Während ich die Arme ganz verzückt verschränke
Und mich in den Traum der Tafel senke,
Die mich trostvoll ladet
Zu dem Irrwahn, wünschevoll begnadet.
Doch der Rauch ist keine Zauberschenke!
Plötzlich raucht's aus allen sieben
Röhren, Rüche, Träume stieben....
Und zurückbleibt mir im Magen
Hunger nur und Unbehagen.

Kollisionen

(O. Gulbransson)



Cläre ist in Sachen Otto
hemmungslos von Glut entfacht,
und so stellt sie denn sein Photo
zärtlich auf den Tisch der Nacht.

Oben thront das Ideale,
aber unten wohnt verschmitzt
jene Vase oder Schale,
woran ein Henkel sitzt.

Rohe Kräfte spürt man walten,
die man leider oft vergißt,
und man fühlt, wie zwiegespalten
doch das Menschenleben ist.

Oder kann es Trost gewähren,
wenn man immerhin erkennt,
daß bei Clären die zwei Sphären
eine Marmorplatte trennt?

Ratatöskr

Zwei Wege

(Erich Schilling)



„Der Unterschied zwischen Ihnen, Herr Gandhi, und uns Deutschen ist der: Sie wollen verhungern, um sich durchzusetzen, und wir setzen uns durch, weil wir nicht verhungern wollen!"

DREI RATTEN

Von Bruno Wolfgang

Die Ratten gelten allgemein als häßliche, verabscheuungswürdige Geschöpfe. Das ist ein Unrecht. Solche Geschöpfe gibt es nicht, und kann es nicht geben. Wenn wir die allzu enge Basis des Nutzens und der Bequemlichkeit für den Menschen verlassen, schrumpfen vor dem weiteren Blick die Wertmaßstäbe zusammen. Die Natur kennt sie nicht, und von der Höhe eines Gottes aus müssen alle Geschöpfe gleich wert oder unwert erscheinen. Sie dienen einem Gesetz, das wir nicht kennen, und was wir Haß und Liebe nennen, hat keinen Sinn mehr. Es ist durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß auch die stets behauptete Ausnahmestellung des Menschen in der Welt ihren Sinn verliert.

Warum sollte man also nicht einmal von Ratten ein wenig Gutes sagen? In den alten Bürgerhäusern der ehrwürdigen Stadt Iglau gehörten sie zu den selbstverständlichen Mitbewohnern. Die Kinder liebten es, von der sicheren Höhe der „Pawlatschen" in das Halbdunkel der engen Höfe herunterzuspähen, wo die grauen Gäste ohne Scheu herumschlichen. Onkel Hieronymus fing sich einmal eine solche Ratte und setzte sie in einen leeren Vogelkäfig. Er fütterte sie und machte sie zahm. Er behauptete sogar, daß sie, wenn auch nur einfach und bescheiden, zu singen verstehe. Er steckte sie häufig in die rechte Rocktasche, wenn er Besuche machen ging, und pflegte mit ihr die Damen zu erschrecken. Einmal erschien er beim Nachmittagskaffee der Frau Bürgermeisterin und zog im geeigneten Augenblick seinen Liebling hervor. Während die meisten Damen die Flucht ergriffen, erhob die Frau Bürgermeisterin ein entsetzliches Geschrei und sank in einen Stuhl. Die Ratte erschrak, irrte im Zimmer umher und suchte nach einem Versteck. Endlich glaubte sie eines gefunden zu haben. Sie kroch an dem säulenförmigen Bein der Frau Bürgermeisterin hinauf und wühlte sich unter dem Mieder fest, wo sie zitternd stecken blieb. Onkel Hieronymus mußte sie persönlich aus dieser Lage befreien und machte sich dadurch den Bürgermeister zum Todfeind, weil dieser behauptete, daß Onkel Hieronymus sein Befreiungswerk über Gebühr ausgedehnt habe.

Da die Ratten alte Häuser bevorzugen, ist es nicht weiter erstaunlich, daß der Schauplatz nun in den Diokletianspalast zu Split hinüberwechselt. Dort ging im vorigen Herbst ein Wiener Ehepaar durch die wundervollen engen Gassen, in denen die Geschichte von zweitausend Jahren ihre mächtigen Bogen über das schäumende südliche Leben spannt. Sie betraten gegen Abend einen kleinen Platz, nicht viel größer als ein Zimmer im Norden. Plötzlich schrie die junge Frau auf. In der Mitte des Platzes saß ein kleines Tier und knabberte wie ein Eichhörnchen an einer Speckschwarte, die aus der Küche des Hotels Slavia ins Freie geworfen worden war. Die Ratte erschrak nicht im mindesten und ließ sich durch die Fremden nicht stören. Der Mann wollte sie verjagen. Da trat ein Kellner aus dem Restaurant und sprach in bestem Wienerisch: „Keine Angst, sie tut nichts. Sie ist ein liebes Viecherl und sie kommt jeden Abend um die selbe Zeit. Sie hat gar keine Furcht vor den Menschen. Man muß sie nur zu behandeln verstehn. Die Herrschaften sind aus Wien, nicht wahr. Ich bin auch aus Wien. Einen Monat bleibe ich noch, dann fahre ich wieder nach Hause. Wenn die Herrschaften noch nichts gefunden haben, bei uns bekommen Sie erstklassige Pension um 60 Dinar." Er trat behutsam näher und legte der Ratte einen kleinen Fleischbrocken hin, den sie annahm. Als der andere eine Annäherung versuchte, zog sie sich langsam in das Dunkel zurück und verschwand hinter einem Palmenkübel.

Und nun wandern wir noch ein Stück weiter nach Süden, nach Palermo. Dort lebte ein alter Schiffskapitän im wohlverdienten Ruhestand. Er war ein Freund der Kinder und sah ihnen öfters bei ihren Spielen zu. Eines Tages traf er eine Gruppe kleiner Jungen dabei an, wie sie sich mit einer gefangenen Ratte vergnügten. Sie hatten sie an eine Schnur festgebunden und schwangen sie im Kreise oder gewährten ihr scheinbar die Gelegenheit zur Flucht, um sie dann grausam zurückzureißen. Dem Kapitän tat die Ratte leid und er knüpfte mit den Buben Verhandlungen zu ihrer Befreiung an. Diese wollten lange nichts davon hören. Schließlich kaufte er ihnen die Ratte um einen Preis ab, der für einen gemästeten Truthahn ausgereicht hätte. Die Jungen übergaben ihm die Schnur und liefen davon, um ihr Geld zu verwerten.

Der Kapitän stand nun da und hielt die Schnur in der Hand. Am anderen Ende saß die Ratte und sah ihn mißtrauisch an. Er versuchte sie zu packen, um den Strick abzulösen. Da zischte sie ihn böse an. Die Vorübergehenden blieben stehen und begannen mit Interesse zuzusehen. Er dachte nun daran, die Schnur abzuschneiden. Doch er hatte kein Messer. Er ersuchte die Umstehenden. Aber niemandem fiel es ein, ihm ein Messer zu leihen. Dann wäre ja die interessante Sache viel zu schnell zu Ende gewesen. Der Kapitän mußte sich entschließen, einem der Zuschauer sein Messer abzukaufen. Er zahlte den höchsten Preis, der wohl jemals in Palermo für ein Messer gezahlt wurde. Die Leute hielten ihn längst für einen Narren. Nun trennte er mit einem raschen Schnitt die Schnur durch und erwartete, daß die Ratte sofort in dem nahen Kanalgitter verschwinden werde. Das tat sie aber unbegreiflicherweise nicht, sondern galoppierte mitten in der engen Straße weiter. Alle Zuseher und unaufhörlich zuströmendes Publikum ihr nach. Der Kapitän suchte die Verfolger aufzuhalten. Die einen lachten, die anderen schimpften. Eine alte Frau, die von oben zusah, goß ihm auf alle Fälle einen Kübel Spülwasser auf den Kopf. Schließlich stürzte eine johlende Bubenschar aus einer Seitengasse und erschlug die Ratte. Ein großer Aufwand war umsonst vertan. Denn nichts ist schwerer, als ein fremdes Schicksal zu wenden, und sei es auch nur das eines kleinen verachteten Tieres.

Harte Worte

(Hanna Nagel)



„Was hat er gesagt — wie aus 'nem Eskimofilm sehen wir aus? Für den Herrn sollen wir wohl 'n Hawaifilm, so mit Blütenketten, in 'n Schnee legen . . . . ."

Der rettende Ruwerwein

VON REINHARD KOESTER

Ganz unvorhergesehen war ich nach sehr langer Zeit wieder einmal nach München verschlagen worden, aber da ich noch am gleichen Abend wieder abfahren mußte und es ungewiß war, ob mir noch einige Stunden freie Zeit blieben, hatte ich nicht versucht, alte Freunde zu benachrichtigen. Darum ging ich, als mit dem Mittagessen auch die geschäftlichen Besprechungen beendet waren, langsam, behaglichen Schrittes zum Hofgarten-Café, wo man im Sommer am ehesten Bekannte traf.

Die Ludwigstraße lag in breitem, hellem Mittagslicht und war genau so menschenleer, wie sie vor fast dreißig Jahren gewesen war —: damals, als ich den Lockungen des Künstlerparadieses „Klein-Paris" erlegen war und damit der Tradition einer alten Juristenfamilie ein jähes Ende gesetzt hatte. Auch die Ludwigstraße wirkte zu Anfang des Jahrhunderts als trauriges Sinnbild einer jäh abgebrochenen Epoche der Macht- und Prachtentfaltung, denn es erschien sinnlos, daß die engen Gassen der winkligen Altstadt an der Feldherrnhalle plötzlich in diese monumentale Ausfallstraße mündeten, da sie nur ins Leere führte! Dort im Norden lag doch nur unser altes Schwabing, der Münchner Montmartre ohne Berg, das eine solch pompöse Verbindung zum Stadtmittelpunkt kaum rechtfertigte, wenn es auch die Seele des alten Münchens war. Wie oft waren wir nach weltverlorenen Atelierabenden, die auch im Sommer manchmal bis zum Morgengrauen dauerten, in der Mittagsglut gleich aus dem Bett durch diese schattenlose verödete Straße ins Hofgarten-Café geschlichen — zweifellos eines der schönsten Garten-Cafés der Welt, in dem es damals ebenso zweifellos den schlechtesten Kaffee der Welt gab. Aber dafür traf man dort alle die Leute, die entweder mit dabei gewesen waren oder denen man davon erzählen konnte, — man sah die Frauen, die man zu gewinnen suchte, indem man sie malte oder andichtete, oder die man verfluchte, weil sie einen verraten hatten, — und man konnte die um fünf Uhr früh unterbrochenen Kunstgespräche fortsetzen, für die man beim Rasieren neue schlagende Argumente gesammelt hatte. Es war wunderschön im Münchener Hofgarten, so schön, daß der Wirt die Gäste seelenruhig über den schlechten Kaffee schimpfen lassen konnte, denn sie kamen doch wieder und tranken zwei oder drei Tassen von dem „scheußlichen Zeug". Nach dem Krieg war der Kaffee besser geworden, aber das Leben nicht schöner. Und darum war ich gespannt, wie jetzt der Kaffee schmecken würde. Wenigstens redete ich mir das ein, denn in Wahrheit fieberte ich in Wunsch und Erwartung, einen alten Freund zu treffen, so unwahrscheinlich das auch war. Und dann geschah es, als ob es ganz selbstverständlich gewesen wäre, daß ich dort Andreas Dübeling, den alten Querkopf, traf, den ich nahezu zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, und eine Viertelstunde später waren die zwanzig Jahre ausgelöscht und jeder unserer Sätze begann mit: „Weißt du noch —?", „War das nicht —?", und „Denkst du noch dran —?".

Als wir sechs Stunden später in einer kleinen Weinstube bei einer Flasche Mosel saßen, schraken wir beide plötzlich gleichzeitig auf und sahen uns dann mit einem verlegenen Lächeln an, denn jetzt erst wurde es uns bewußt, daß wir fünf oder zehn Minuten lang einander schweigend gegenübergesessen hatten, ohne es zu bemerken: wir waren im wahrsten Sinne des Wortes „erschöpft". Aus dem verlegenen wurde ein resigniert-melancholisches Lächeln, denn eigentlich ist es doch bitter, zu erkennen, daß der sich so wild gebärdende Most einer fast zehnjährigen gemeinsamen „Sturm- und Drangzeit", mit dem man die Keller der Welt zu füllen gehofft hatte, schließlich nur ein paar Erinnerungsflaschen für wenige Stunden abgab... Und wie wir früher nach einer berauschten Nacht am Morgen oft alle Taschen durchwühlt hatten in der Hoffnung, noch einen Taler zu finden, so kramten wir beide nun, jeder sichtlich bemüht, es vor dem anderen zu verbergen, in den verschwenderisch ausgeplünderten Erinnerungskisten herum, um für die Stunde, die bis zur Abfahrt meines Zuges noch blieb, eine vergessene Kostbarkeit zu entdecken.

Andreas Dübeling hatte sich zu diesem Zweck die Weinkarte vorgenommen, atmete erleichtert auf, winkte den Kellner zu sich und bestellte, indem er den Wein nur mit dem Finger auf der Karte bezeichnete. „Soll mich wundern", meinte er mit einem geheimnisvoll-humorigen Lächeln, das ich an ihm nicht kannte, „ob dieser Wein Erinnerungen in dir weckt —? Damals war es freilich ein noch junger 1911er und jetzt ist es ein eigentlich schon viel zu alter 21er, aber sie haben hier noch ein paar Flaschen 21er Ruwer, der nicht firn ist und noch alle Süße dieses himmlischen Sonnenjahres in sich hat." Mit dem Lächeln, das nicht mehr von seinem Gesicht wich, zeigte er mir das Etikett, als der Kellner den Wein mit einer feierlichen Bewegung auf den Tisch stellte. Am bewölkten Horizont meiner Erinnerung wetterleuchtete es, aber das Licht war nicht hell genug, um das erkennen zu lassen, was ich suchte. Tief hängte ich die Nase in den Wein, aber die Blume der Jugend war erloschen. Dann aber, als Zunge und Gaumen den Geist des köstlichen Weins erfaßt und aufgesogen hatten, zuckte der ersehnte Blitz, der alles jugendhell beleuchtete! Und ich nickte nur und sagte: „Das war an deinem fünfundzwanzigsten Geburtstag — weißt du noch? — und du wolltest uns etwas sagen um Mitternacht — mir, und Max Faltich und Hugo von Kneitz — und als es Mitternacht war, dachten wir alle nicht mehr daran, daß du uns etwas sagen wolltest und später wolltest du uns nicht mehr sagen, was du uns sagen wolltest —: weißt du noch? Das ist mehr als zwanzig Jahre her. Willst du mir heute sagen, was du uns sagen wolltest?"

„Ja", nickte Andreas, „aber erst beim letzten Glas."

— — Es war gegen alle Gewohnheit gewesen, daß Andreas Dübeling damals nur uns drei, den allerintimsten Kreis, zu seinem Geburtstag eingeladen hatte, denn sonst pflegte er diesen Tag mit einer unerschöpflichen Bowle zu feiern, und vor allem mit Frauen. Aber da war eine kleine Russin gewesen, ein richtiges tolles Teufelsweibchen, wie es nur in der damaligen „Bohème" möglich war, und die war ein paar Wochen vorher spurlos verschwunden. Solange sie unter uns weilte, blieb es verborgen, wer — oder ob überhaupt einer — sich ihrer Gunst rühmen konnte. Aber als sich nach ihrem Verschwinden immer hartnäckiger das Gerücht behauptete, sie sei mit einem reichen alten Kunsthändler nach Paris entflohen, um sich dort mit ihm trauen zu lassen, lockerten sich allmählich die Zungen vieler, die um sie trauerten, bis schließlich jeder, der in der Bohème etwas gelten wollte, Andeutungen fallen ließ, die in ihrer Gesamtheit ein erschreckendes Bild weiblicher Hemmungslosigkeit ergeben hätten, — wenn sie alle wahr gewesen wären. Nur Andreas Dübeling sprach nie ein Wort von ihr, trank aber viel in jener Zeit und verließ immer unter irgendeinem Vorwand den Tisch, wenn ihr Name genannt wurde. Das fiel jedoch allgemein nicht auf, weil er als launisch, unberechenbar und leicht gekränkt galt. Nur wir drei — Max Faltich, der Maler, der sie in einem sehr leichten Faschingskostüm gemalt hatte, Hugo von Kneitz, der Zyniker, und ich — ahnten, daß Andreas der einzige war, dem das Teufelsweibchen einen ernsthaften inneren Stoß versetzt hatte. Und da wir uns auch, jeder in seiner Weise, recht lebhaft um sie bemüht hatten, sahen wir dem Geburtstagsfest zu viert mit gemischten Gefühlen entgegen. Zumal es nicht wie sonst in Dübelings gemütlicher Junggesellenwohnung stattfinden sollte, sondern im Nebenzimmer einer kleinen, aber sehr vornehmen Weinstube. Und plötzlich wußte ich, daß es dieselbe Weinstube war, in der ich jetzt mit dem alten Jugendfreund diesen zauberhaften Wein trank, der über fünfzehn Jahre die im Sommer 1921 aufgesogene Sonne in sich bewahrt und zu einer milden berauschenden Süße verarbeitet hatte...

Ich blickte mich um: kein Zweifel, die Nische, in der wir saßen, war beim Umbau aus jenem Nebenzimmer von damals entstanden. Darum also war Andreas so zielsicher auf diesen Tisch zugesteuert, der eigentlich für zwei Leute, die Jugenderinnerungen austauschen wollten, zu groß war! „Prost!" sagte Andreas und hob sein Glas mit diesem rätselhaften Lächeln, das mir an ihm fremd war. „Erinnerst du dich übrigens noch an die kleine Stasja, die damals unseren Kreis unsicher machte?" Und als ich beklommen nickte: „Trinken wir diesen Schluck auf ihr Wohl!"

Wir tranken. Aber wenn ich ehrlich sein soll, muß ich bekennen, daß mir dieser Schluck nicht recht mundete. Genau so war es an jenem Geburtstagsabend gewesen: trotz der erlesensten Weine, die Andreas auffahren ließ, war zuerst keine warme Stimmung aufgekommen. Und das lag nicht allein daran, daß wir damals diese Spitzenweine noch nicht kennerisch zu würdigen wußten, weil unser Beutel uns solche Genüsse nicht gestattete. Dübelings Vater aber besaß ein Weingut an der Mosel, und die Mutter schickte ihrem Sohn allmonatlich eine Kiste besonders guter Kreszenzen — „zur Kräftigung seiner Gesundheit", wie sie dazu schrieb, und mit der flehentlichen Mahnung, sie nicht in einem unwürdigen Zechgelage zu vergeuden. Wie überhaupt nicht geleugnet werden kann, daß Dübeling zu der Zeit, als wir ihn kennenlernten, ein verwöhntes Muttersöhnchen war und ein arger Querkopf. Er gehörte zu der Art von Melancholikern, die urplötzlich wie ein isländischer Geysir einen Sprudel ausgelassenster Lebensfreude hochwerfen können, um im nächsten Augenblick wieder in Schwermut zu versinken.

„Vor zwei Jahren habe ich Stasja wiedergesehen", klang es weltverloren. „Als Wirtin eines kleinen

Siegellack spiegelt sich

Von

Georg von der Vring

Scheint der Regen durch die Fliesen,
Drin ein zweiter Himmel glänzt,
Ins Gewölb hinabzuschießen,
Das der Fliesenstein begrenzt.

Mein' ich, gleicherweis gespiegelt,
Lieber dort als hier zu sein;
Doch das Dort ist mir verriegelt
Durch den gleichen Fliesenstein.

Stunden später, wenn die Bläue
Hinter Häusern kommt herauf,
Rag' ich machtvoll und aufs neue
In die obere Wölbung auf.

Emigranten-Kabaretts am Montmartre. Sie ist sehr dick geworden, was sie aber nicht hindert, selbst aufzutreten und russische Lieder zu singen. Manchmal auch deutsche, wenn die politische Atmosphäre nicht allzu geladen ist. Ich habe lange mit ihr gesprochen — und das war sehr gut. Und noch besser war es, daß wir damals an meinem Geburtstag so gute Weine getrunken haben — und nur Weine der guten Mutter Mosel und ihrer lieblichen Töchter Saar und Ruwer, die Freude und Leben sprühen..." Er schenkte die Gläser voll, hob die Flasche gegen das Licht und verteilte den Rest. „...denn damals..." Er setzte sein Glas in leichte schwingende Bewegung, ließ den Wein Luft atmen, sog die hauchdünne, kaum noch spürbare Blume in sich und hob das Glas zum Gruß: „Trinken wir auf unsere Jugend und unsere alte Freundschaft!"

Jetzt klangen die Gläser zart und hell aneinander und dieser Schluck glitt sanft über Zunge und Gaumen in die Kehle und ließ Herz und Hirn willig aufblühen in tiefster Hingabe an die unendliche volle Süße und innige Würze. „Ich weiß", nickte ich dann, „du hast geglaubt, auch wir hätten dich mit Stasja betrogen! Und du wolltest..." Dübeling schüttelte den Kopf. „Nein, nicht euch. Nur mich. Aber in eurer Gegenwart, wenn die Uhr Mitternacht schlug. Ich hatte mir Gift besorgt — Zyankali. Damit ist es im Bruchteil einer Sekunde geschehen und keine Hilfe mehr möglich. Und dann..." Ein hilfloses, zugleich Mitleid erregendes und zum Lachen reizendes Lächeln umspielte seinen Mund. „Ich wollte mir doch etwas Mut antrinken zur ‚großen Szene' — und dann wurde es doch so nett und gemütlich und fidel — weißt du noch? Offen gestanden: ich habe es einfach vergessen! Und als ich gegen Morgen daran dachte, war es zu spät, denn — weißt du noch? — da saßen wir vier in meiner Wohnung und sangen... Und auch die wohlvorbereitete Rede an die ungetreuen Freunde hatte ich völlig vergessen."

„Prost!" lachte ich. „Das letzte Glas auf die Lebensretter von Mosel, Saar und Ruwer!"

„Ober!" rief Andreas, „noch eine Flasche von dem da. Es wäre Undankbarkeit gegen das Schicksal, wenn wir es bei dem einen letzten Glas bewenden ließen."

Gemüt

(R. Kriesch)



„Willst du wirklich wegen Tantchens Tod auch deine braunen Pumps schwarzfärben?" — „Warum nicht? — Und außerdem wird Otto, wenn er sieht, daß ich in Schwarz bin, mich aufzuheitern suchen und mir den passenden Silberfuchs schenken!"

DAS ARGUMENT

Von Arnold Weiß-Rüthel

Mit zu den markantesten Gestalten der bayerischen Anwaltskammer gehörte der Rechtsanwalt Mößmer I, ein kraftbayerischer biederer Mann, dessen in unverfälschtem Dialekt vorgebrachte und immer schlagende Argumente nicht selten zu größter Heiterkeit Anlaß gaben.

Nachfolgende Begebenheit trug sich zu vor dem Schwurgericht München: Ein stämmiger Bursche aus dem Niederbayrischen stand vor den Schranken des Gerichts, angeklagt eines Vergehens der Notzucht, begangen an einer derben, blitzsauberen Stallmagd, über deren Geisteszustand die Geschworenen jedoch nicht einig werden konnten. Die Frage bedurfte unbedingt der Klärung, war sie doch für die Beurteilung des Falls und damit für das Schicksal des Angeklagten von größter Bedeutung. Um also an Hand eines drastischen Beispiels zu erweisen, wie es um den Geisteszustand der ländlichen Schönen bestellt war, überreichte ihr der Vorsitzende ein Exemplar der inzwischen eingegangenen „Augsburger Abendzeitung" und forderte das Mädchen auf, einen bestimmten Artikel daraus laut und vernehmlich vorzulesen. Die Schöne tat dies mit einer leiernden, weinerlichen Stimme, aus der man heraushören konnte, daß ihr der Inhalt des Gelesenen unverständlich geblieben war. Aufgefordert, diesen Inhalt mit eigenen Worten wiederzugeben, versagte die Ärmste vollends und erbrachte damit den Beweis einer zum mindesten nicht überragenden Geistesverfassung.

Nun meldete sich Mößmer I zum Wort und sprach: „Hohes Gericht! Meine Herren Geschworenen! Ehe wir uns weiter mit dem Geisteszustand der Zeugin befassen, bitte ich Sie, sich erst einmal folgende Situation vorzustellen. Also ... da kimmt unser Simmerl, net wahr, eines schönen Morgens im Mai, verstehn S'..., im Mai also kimmt er hinauf in die Menscherkammer, bloß um zu schaun, ob die Weiberleut schon alle bei der Arbeit sind oder nicht. Und, sapristi, da steht dieses dralle und mit allen Reizen der Jugend ausgestattete Geschöpf vor dem Spiegel, net wahr, vor dem Spiegel steht's, angezogen wie Eva vor dem Fall, verstehn S', steht's also da, frisch und gesund, rund und durchwachsen, net wahr..., d' Sonn scheint herein, grad glacht hat s', im Mai, es ist ein Morgen, wie er eben nur im Mai sein kann, net wahr, ein Morgen im Wonnemonat Mai, im Monat der Liebe und Triebe, net wahr, steht's also da vor dem Spiegel, des Maderl do, des blitzsauberne, angetan wie Eva vor dem Fall, und der Simmerl, net wahr, der steht a do, verstehn S'..., ja, jetzt muß ich Sie schon fragen, meine Herren: Hätten Sie sich in einem solchenen Fall erst etwas aus der ‚Augsburger Abendzeitung' vorlesen lassen?"

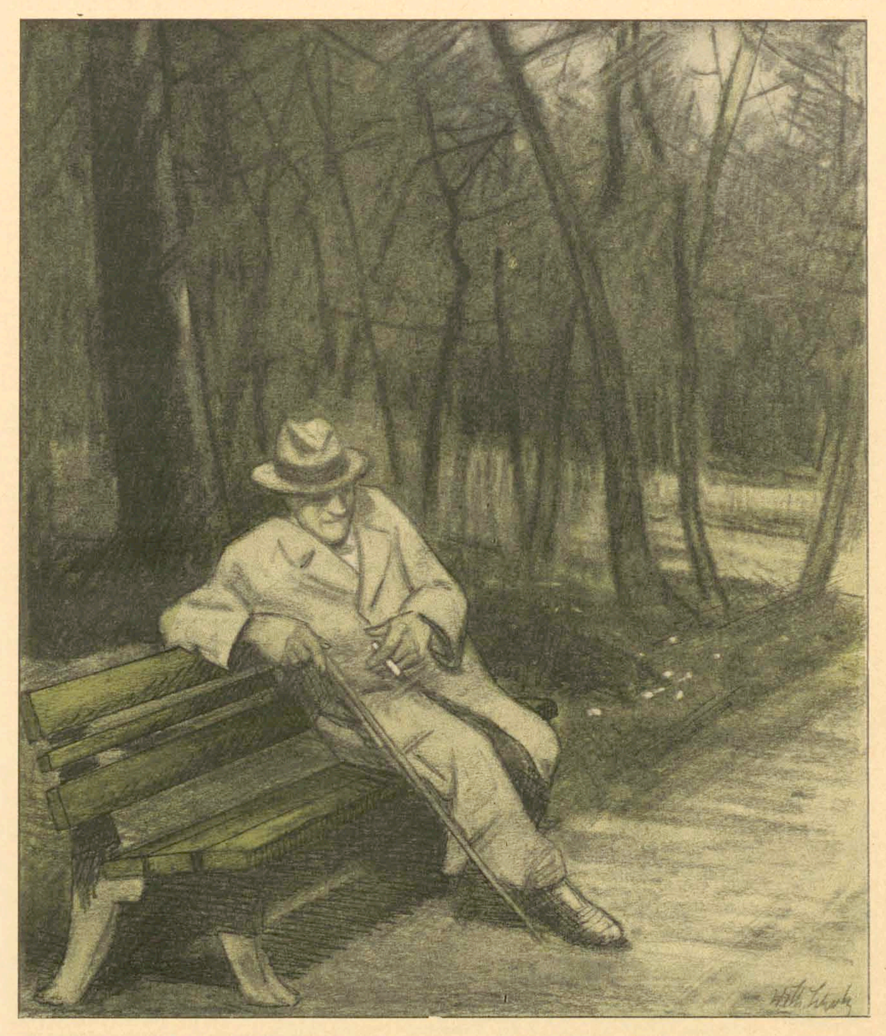
HAUS IM HOF

Wir feierten eine Bauernhochzeit. Für jeden gab es fünf Maß Freibier. Mancher vertrug nur zwei und gab seine Bierzeichen dem, der zehn zu vertragen glaubte. Als ich in vorgerückter Stunde den Ort im Hof aufsuchte, der seine Bestimmung mit zwei Nullen deutlich zu erkennen gab, ertönte aus dem verriegelten Häuschen die mir wohlbekannte Stimme meines Nachbars Niedermoar in den verzweifeltsten Ausbrüchen:

„Heiraten hätt i die Gurgel net sollen! Heiraten hätt i die Gurgel net sollen!" „Was hast denn, Niedermoar?" rief ich über die Planken hinüber. „Ah, du bist's, Feichten", kam die Antwort, „zwegen der Kälten hat mir mei Alte heit zwoa Unterhosen anzogen und i damischer Teifi hab an die zwoate nimmer drauf denkt — —"

Vorfrühling

(Wilhelm Schulz)



Geht auch der Wind noch immer kalt,
Laß ich mich doch verführen,
Da draußen in dem stillen Wald
Den Frühling aufzuspüren.

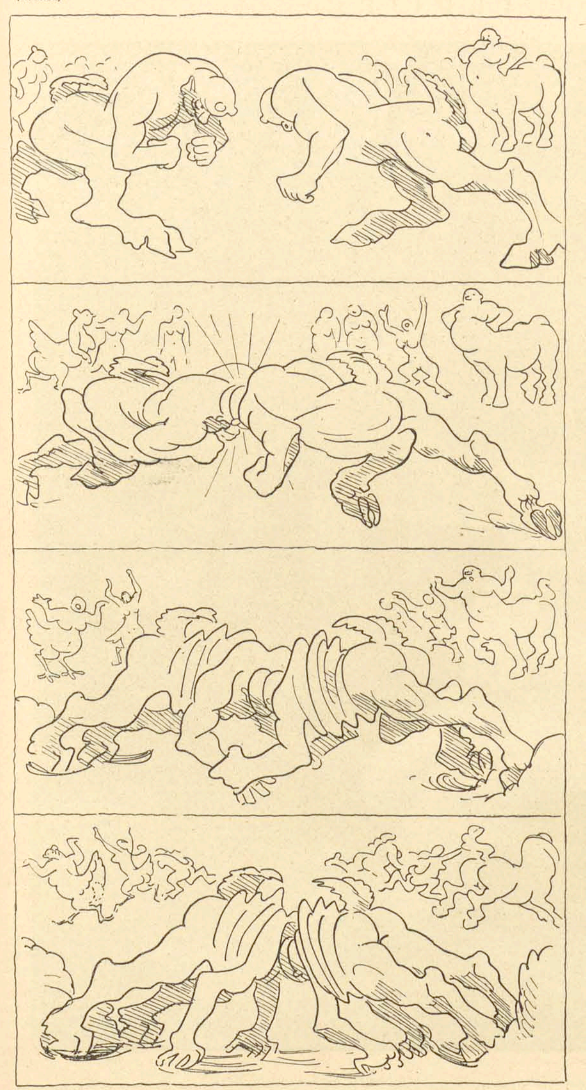
Und fehlen ihn zu grüßen da
Die Flöten noch und Geigen,
Sind andre Musikanten nah,
Die Vöglein auf den Zweigen. —

Und in der ganzen weiten Rund
Beginnt ein reges Leben,
Die ersten Blümlein, weiß und bunt,
Zur Feier sich erheben.

Bald schwenkt der Wald bei dem Juchhei
Auch seine Blätterfahnen.
Mein Herz, mach dich vom Winter frei,
Laß dich nicht länger mahnen!

Wilhelm Schulz

(Fr. Bilek)



Kopfarbeiter

Hans Bitterböck und die Liebe

Von Josef Robert Harrer

Sie fragen, wer Hans Bitterböck ist? Schlagen Sie wahllos ein illustriertes Blatt auf! Und wenn Ihre Augen bei einer ganz besonders hübsch gezeichneten Dame stehenbleiben und verliebt über hundertkarätige Beine, über zweihundertkarätige — wie sagt man nur schnell —, kurz, andere Körperteilchen streichen, die den Damen vorbehalten sind, dann, ja dann wissen Sie, wer Hans Bitterböck ist!

Hans ist jener Zeichner, der die appetitlichsten Frauen und Mädchen zeichnet. Außerdem ist er mein Freund, was zum Verständnis der Handlung festgehalten werden muß. Wir sind eigentlich drei, die zusammengehören: der junge Schriftleiter, der Zeichner Hans und ich. Der Schriftleiter fördert die Kunst Bitterböcks durch Aufträge, die seiner Phantasie und seinem wunderbaren Talent alle Freiheit lassen.

„Bitterböck, zeichne, was du willst! Nur mach die Frauen schön! Mach sie schöner, als es die Natur versteht, die auch eine große Künstlerin ist!"

Und Bitterböck läßt seinen Stift und seine Farben in Frauenschönheit schwelgen, die man nicht auf Schritt und Tritt zu sehen bekommt, nämlich in Wirklichkeit.

Oft sprechen wir, wenn Bitterböck nicht dabei ist, mit Neid und Sehnsucht von den Modellen, die Hans zu seinen prächtigen Zeichnungen anregen. Einmal deuteten wir es an; da sagte er in seiner bescheidenen Art: „Kommt doch in mein Atelier! Schaut zu, wenn ich —"

Wir kamen sofort... Ach, kein Modell, nichts war zu sehen, was an lebendige Weiblichkeit erinnerte! Da wußten wir, was wir bisweilen geahnt hatten: Hans zeichnete nicht nach Modellen; er zeichnete aus seiner Phantasie, aus seiner Sehnsucht nach Schönheit, aus seinem edlen Durst nach holder Weiblichkeit.

„Wie muß erst seine Kunst gesteigert werden, wenn er handfest verliebt ist? Wenn ein nettes, schöne Mädchen mit ihm in einer Kaffeehausnische sitzt, ihn verliebt ansieht, ihm die Malerwangen streichelt und mit betörender Stimme ‚Bitterl' zu ihm sagt!" meinte der Schriftleiter. (Bitterl ist nämlich der Name, wie wir den Zeichner rufen.)

Ich bekam den Auftrag, Bitterl mit einem solchen weiblichen Wesen bekannt zu machen. Es ging schneller, als wir gedacht hatten. Eine Freundin meiner Frau, Kornelia mit Namen, sprach von einer bevorstehenden Tanzunterhaltung. Mein Entschluß stand fest; ich lud auch Bitterl ein. Kornelia kannte seine Zeichnungen; sie gestand, daß sie auf den Schöpfer dieser entzückenden Werke neugierig sei. Das müsse ja ein hundertprozentiger Casanova sein, einer, der in jeder Rocktasche zwei, drei schöne Mädchen trage...

Der Tanzabend kam. Drei Stunden später waren Bitterl und Kornelia ineinander verliebt wie Tauben, die zum Wettbewerb eines Liebespreisausschreibens trainieren.

Kein Knopf paßte besser in das Knopfloch als dieser rasche Erfolg in unseren Plan. Bitterl ging mit verklärten Augen durch die folgenden Tage. Man konnte kein vernünftiges Wort mit ihm sprechen. Am fünften Tage sagte der Schriftleiter:

„Bitterl, ich brauche dringend bis morgen vier Zeichnungen, und zwar zu diesem Thema!"

Er erklärte es dem Zeichner. Dieser lächelte wie ein Engel im siebenten Himmel, der eben einen Haupttreffer gemacht hat, und sagte:

„Vier Zeichnungen, ja, das ist —. Also, eigentlich —."

„Was ist mit dir, Bitterl? Züchtest du Holzwürmer in deinem Gehirn?... Vier Zeichnungen, vier Zeichnungen, natürlich schöne Frauen! Und bis morgen! Zu diesem Thema!" — Bitterl lächelt.

„Ja, ich habe gehört... Aber bis morgen? Ich weiß nicht! Ich muß vorerst Kornelia anrufen, ob ich sie heute abend treffen kann. Ich, ich kann nämlich nur mehr zeichnen, wenn Kornelia neben mir sitzt und mir von Zeit zu Zeit einen Kuß..."

Wir sahen einander an. Die Sache nahm ja eine schreckliche Richtung! Wir wußten nun, daß es Bitterls erste Liebe war. Um kurz zu sein: Bitterl rief an, Kornelia hatte Zeit, am nächsten Tag kam Bitterl mit den Zeichnungen... Ach, mit was für Zeichnungen! Mit Zeichnungen, die man nur dadurch besser machte, daß man sie sofort in den Papierkorb warf. Ja, die Liebe hatte aus Bitterl einen Menschen gemacht, der kaum so gut zeichnet wie ich. Und ich bin kein Zeichner!

Unser Plan lag auf der Hand. Kornelia mußte aus dem Dasein Bitterls gerissen werden wie das auch noch so wunderbar leuchtende und verlockende Unkraut aus dem

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. VJ. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Acker. Wenn Kornelia diese Zeilen liest, wird sie mir zürnen. Gute Kornelia, ach, sie läßt es mich längst fühlen. Denn unser Plan! Also: der Schriftleiter und ich würfelten, wer Bitterl das Mädchen rauben müsse. Ich verlor und bekam den Auftrag. Ich betörte Kornelia, ich fand in ihr ein reizendes Mädchen, ich führte ein Doppelleben; denn meine Frau durfte nichts davon wissen. Bitterl ging herum wie ein sichtbar gewordener Geist aus einem Spukschloß. Er funkelte mich an, ich sagte: „Bitterl, was kann ich dafür, wenn ich den Frauen besser ..."
Aber dafür wurden seine Zeichnungen so wunderbar, so sehnsüchtig, so verlockend, daß ich mit dem Lob, das ich seinen Werken gerne schenkte, mein schlechtes Gewissen besänftigen konnte.
... Und einige Wochen später?
Die Geschichte zwischen Kornelia und mir ist aus; der Schlußpunkt der Geschichte besteht aus drei Sommerkleidern, die ich meiner Frau zur Besänftigung kaufen mußte. Bitterl aber zeichnet weiter in seiner schönen Art die schönsten Frauen, obwohl Kornelia zu ihm zurückgefunden hat. Kornelia, die nun seine Gattin ist! ... Aus dem schönen Schiff der Ehe blickt Bitterl wieder sehnsüchtig nach unsichtbaren Trauminseln ...
Da soll noch jemand behaupten, daß die Ehe nichts für den Künstler ist!

*

TAUBEN

Seit Jahren züchte ich weiße Pfautauben und seit Jahren werden es immer weniger. Ich hatte meinen Nachbar in Verdacht. Als mir gestern wieder zwei wertvolle Tiere vom Ausflug nicht zurückkehrten, nahm ich mir den achtjährigen Jungen des Nachbars vor.
„Georg, hat's bei euch gestern nicht Tauben gegeben?" — „Sell schon."
„Waren sie weiß?" — „Na. Zach waren's."

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Unlängst, ich wartete auf die Straßenbahn — bei uns in Wien sagt man: auf die Elektrische —, stürzte eine wohlbeleibte Frau auf eine magere, in ein Umhängetuch gewickelte Person zu und rief empört:
„Guat, daß i Ihna treffen tua ... Was wollen Se sei? A Kartenaufschlagerin auf wissenschaftlicher Basis? A Schkiromantin? ... Jo — a Schmarrn san S' ... Vorigen Summer war mei Tochter bei Ihna und dera hab'n S' g'sagt, daß auf a Unterhaltung geh'n wird, daß dort'n an Herrn kenna lerna und an Mann finden wird — und daß nachher a Kind habn wird ..."
„Na", versetzte die Frau im Umhängetuch, „na und hat es vielleicht net g'stimmt?"
„G'stimmt?" empörte sich die beleibte Frau. „G'stimmt? ... Auf aner Unterhaltung war's — a Kind hat's aa — aber Mann hat's no immer kan!"
„Entschuldigen scho", die magere Frau zog das Umhängetuch enger um die Knochen, „do kann do i nix dafür, wann Ihna Tochter de Reihenfolg net einhalten tuat!"

Klug und nützlich ist es, zumal in entscheidungsvoller Zeit, dem Gespräch kundiger und erfahrener Männer zu lauschen. Infolgedessen hörte ich mit gespannter Aufmerksamkeit der Unterhaltung der drei Herren zu, die spät abends den Rauchwagen der letzten nach Horn fahrenden Straßenbahn bestiegen und deren Charakterköpfe in der ganzen bremischen Kaufmannschaft bekannt waren.
Der Erste schien unzufrieden. „Warum hat er nich die Zähne gespült?" fragte er.
„Das konnter er dscha nich", sagte der Zweite. „Er hatte dscha keine."
„Nee", sagte der Dritte. „Die hatte ich dscha, und wollt se mir dscha natürlich nich rausziehen lassen."
„Zo", sagte der Erste. „No, denn war er dscha auf dscheden Fall kaputt."
Bevor mich das Befremden über diese rätselhaften Vorgänge überwältigte, löste der Zweite die unerträgliche Spannung. „Ich spül in so'n Fall ümmer 'n Solo", sagte er.
Aufatmend stellte ich fest, daß der abwesende Vierte nicht einen Körperschaden, sondern dem Skatspiel und der bremischen Mundart zum Opfer gefallen war: Das Schicksal hatte es ihm nicht vergönnt, die Zehn zu spielen — —

Eine dänische Kompanie befand sich am Schießstand, und infolge der großen Kälte waren die Schießresultate äußerst mangelhaft. Ein Rekrut besonders zeichnete sich durch fabelhafte Fehlschüsse aus. Am Ende wurde dies dem Feldwebel zu dumm, und er wendete sich an den Mann mit der Bemerkung: „Das ist ja schauderhaft! Was sind Sie eigentlich von Beruf?"
„Schuhmacher, Herr Feldwebel!"
„So! Na, wenn Sie beim Besohlen der Stiefel der gleiche Idiot sind wie beim Schießen, dann tut mir Ihre Kundschaft wahrhaftig leid!"
Worauf der Rekrut in strammer Haltung erwiderte: „Melde dem Herrn Feldwebel gehorsamst, daß ich die Stifte nicht auf dreihundert Meter einschlage!"

Im Schaufenster

(K. Heiligenstaedt)



„Die neuen Röcke müssen zweiundvierzig Zentimeter überm Boden endigen, bei anständigen Frauen also immerhin noch die Knie bedecken!"
„Gott, ja, aber doch nur, wenn anständige Frauen das Pech haben, so lange Beine zu besitzen!"

München, 2. April 1939
44. Jahrgang / Nummer 13

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Chronistin Clio

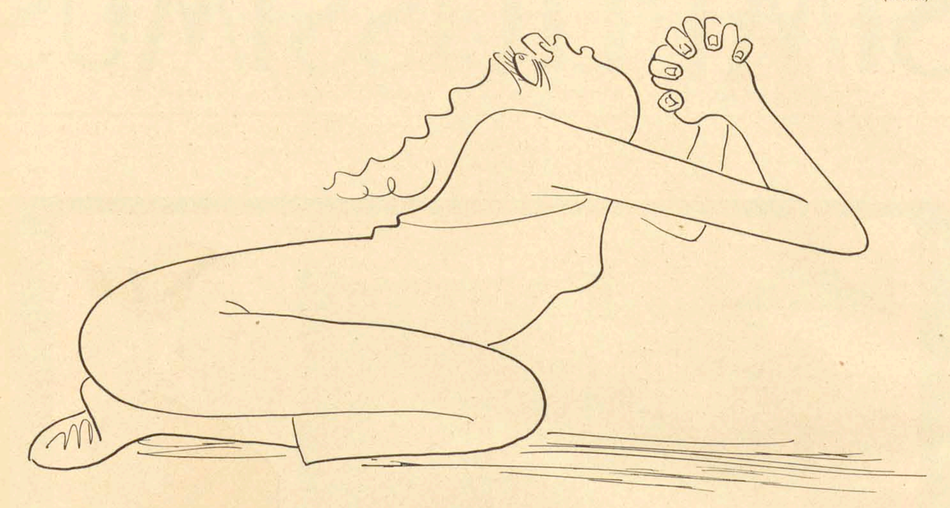
(Karl Arnold)



„Langsam, langsam! Bei diesem Tempo komme ich ja mit der Niederschrift der Ereignisse nicht mehr nach!“

Gebet an die Muse

(Fr. Bilek)



NACH ZIMT

Eben habe ich irgendwo gelesen: „Ihr Haar duftete nach Zimt." Unsinn, ich habe es nicht irgendwo gelesen, ich habe es sogar in einem ganz bestimmten Roman auf Seite 157 gelesen. Ich werde Ihnen den Roman nicht verraten, es ist auch gar nicht notwendig, denn in vielen Romanen und Geschichten unter dem Strich duften jetzt Haare nach Zimt. Ich bin überzeugt, die Verfasser dieser Wohlgerüche denken dabei an etwas Schönes, etwas Hochexotisches, wissen Sie, so ein Mädchen mit bronzefarbener Haut. Bronzefarbene Haut ist auch ausgezeichnet. Bei dieser Farbe kann sich jeder denken was er will, wie er sich halt Bronze vorstellt, womöglich mit leuchtendgrünen Flecken, wie man sie in Altertümermuseen sieht.

Hach! Bronzefarben mit Zimtplätzchengeruch, wie Weihnachtsgebäck! Nein, so wird es nicht gemeint sein, sondern wie Zimt von blauen Küsten, in der Nähe von Palmen, daß einem die Schauer der Ferne nur so den Rücken hinauf rieseln und wieder hinunter.

Nach Zimt also roch der Dame Haar. Na schön, wird ihr wohl der Friseur irgendeinen Zimt hineingerieben haben, wobei er sagte, das sei das Neueste und danach röche man jetzt am vorteilhaftesten, die Flasche koste nur sieben Mark achtzig.

Gewiß beugt sich ein Herr über sein duftendes Lieb und schnuppert an der Rinde vom Zimtbaum; er findet es nur in der Ordnung, daß ihr Scheitel nach Zimt duftet, während er es gar nicht schätzen würde, wenn die Zimtsterne nach dem Haar einer noch so fernen Geliebten röchen. Wenigstens schreiben das die Autoren nie.

Die Haarschilderer gepflegter Romane haben es jetzt nicht leicht. Wird sich da einer noch trauen, vom herrlichen kastanienbraunen Haar der Verführerin zu sprechen oder gar vom Blondhaar? Jede Leserin würde sofort rufen: „Mein Gott, was kann die Person dafür, die Farbe ist halt in dieser Woche vorzüglich ausgefallen." Manche würden vielleicht an den Dichter schreiben:

„Werter Herr, können Sie mir die Adresse des Friseurs der Dame auf beigebogener Karte mitteilen. Ihnen im voraus dankend..."

Die Haarfarbe ist jetzt aus der poetischen Schilderin weiblicher Reize gestrichen, denn jede Farbnuance kann von einem guten Friseur verhältnismäßig preiswert beschafft werden. Dem Dichter bleibt nur die Möglichkeit, das Haar vollkommen unverbildeter Naturkinder zu besingen, aber erstens passen die nicht in jede Geschichte und zweitens ist auch das gefährlich, denn es gibt nur noch ganz wenige einsame Inseln ohne Damensalon, vielleicht im südlichen und nördlichen Polarmeer.

Also lassen wir die Haare nur Düfte entströmen, berauschende, nach Zimt, nach Ingwer, nach frischgemähtem Heu, nach reifenden Kornfeldern. Bevorzugt bleiben immer Kolonialwaren und Objekte der Landwirtschaft.

Foitzick

Der Zaunigel

Von Ratatöskr

Im späten Herbst verkroch er sich
mit einem runden Bauche
und döste, bis der Winter wich,
nach gutem altem Brauche.

Nun ist er endlich wieder wach
und nicht mehr traumversponnen.
Zwar fühlt er sich noch etwas schwach,
doch positiv gesonnen.

Das lange Fasten machte schlank
und hat den Bauch vertrieben.
Die Stacheln aber, Gott sei Dank,
die Stacheln sind geblieben.

Ist er auch heut noch unbeleibt —
er wird's schon wieder schaffen.
Hauptsache war und ist und bleibt:
ein' gute Wehr und Waffen!

Nur keine Überraschungen

Von Jo Hanns Rösler

Die Sache begann ganz harmlos, Otto hatte seinen vierzigsten Geburtstag und kam am Abend ahnungslos aus seiner Kanzlei nach Hause. Schon in der Tür empfing ihn seine liebe Frau.

„Ich habe heute eine Überraschung für dich, Otto!"

„Zeig her!" sagte Otto, wie Männer eben sind.

„Nein, nein. Es ist eine wirkliche Überraschung! Darf ich mit dir machen, was ich will?"

„Mach, was du willst!"

„Dann laß dir die Augen verbinden! Aber nicht schwindeln!" Otto ließ sich die Augen verbinden. Otto ließ sich an der Hand in ein anderes Zimmer führen.

„Jetzt kommt die Überraschung, Otto!"

Sie kam nicht. Ein Telefongespräch kam dazwischen.

„Bleib stehen, Otto! Rühr dich nicht! Ich bin gleich wieder da! Aber nicht schauen und nicht schwindeln!"

Otto schaute nicht. Otto hatte etwas ganz anderes im Augenblick zu tun. Wenn man den ganzen Tag im Büro gesessen ist und dann die Bewegung des Heimwegs macht, dann rührt sich der Körper und bekommt wieder Luft. Dann lösen sich allerorts die kleinen Stockungen, es rührt sich, es ballt sich zusammen und mit Getöse fährt es hinaus. Das ist das Signal des Feierabends, jetzt erst ist der Körper erlöst von der Enge der Tagesarbeit, die Erde hat uns wieder! So war es auch jetzt bei Otto, der mitten im Zimmer stand und mit zufriedenem Lächeln diesem köstlichen Tone lauschte, einen zweiten genau so trefflichen folgen ließ und ihm freundlich zunickte, als wollte er sagen: recht so, recht so, hinaus mit dir Bruder an die Frühlingsluft!

Da kam auch schon seine Frau zurück.

„Erledigt, Otto!", rief sie, „jetzt kannst du die Binde abnehmen!" Otto nahm die Binde ab.

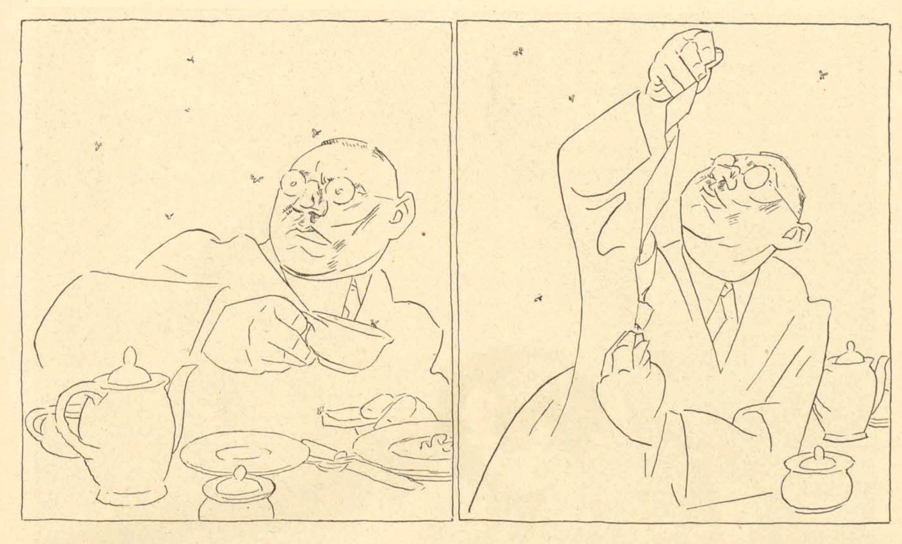
O hätte er dies nie getan!

Denn was er da als Überraschung seiner Frau vor sich sah — —

Rings um den Tisch, im feierlichen Festgewand, saßen die Wohlangesehenen der kleinen Stadt, mit ihren Frauen zum feierlichen Geburtstagsschmaus um den bereits gedeckten Tisch versammelt. Und nicht einer fehlte, auf den es ankam.

Der Fliegenfänger

(O. Gulbransson)



„Jetzt hört meine Tierliebe aber auf!“

„Ein prima Fliegenfänger g'hört her!“

OLAF GULBRANSSON 39

„Kruzitürken, ich seh' koa Flieg'n nimmer!“

„Den bring' i um, der dös neumodische Zeug erfunden hat!“

Im neuen Heim

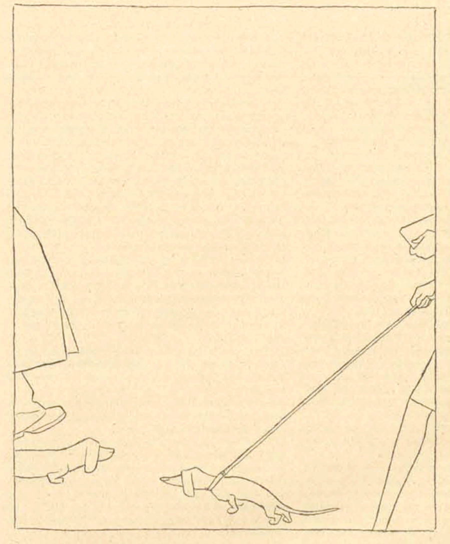
(K. Heiligenstaedt)



„. . . wenn die paar Blümchen schon dreißig Mark kosten,
bin ich ja neugierig, was der Garten kosten wird! . . . “

Oh, diese Dackel!

(Karl Arnold)

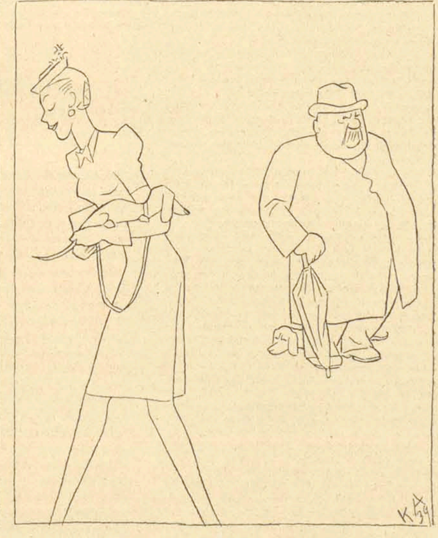


„Hier bleiben, Fiffi!"

„Mei Waldl wird Eahneran Hund net glei fressen!"



„Nein, aber Fiffi ist eine Hündin!"



„Do brauchen S' koa Angst hab'n, Freilein, mei Waldl und i haben 's nimmer mit die Weiber!"

Barbenesse und die drei Frauen

Von Oskar Wöhrle

Als der Barbenesse Bierers Schlößchen kaufte, hatte es sicher noch keine fünf Jahre auf dem Kupferdach. Trotzdem ließ er Maurer und Gipser, Zimmerleute, Schreiner und Parkettleger kommen, und die hatten monatelang zu tun, bis ihm alles nach Wunsch war. Die beiden Glaser nicht zu vergessen, die das Bad und die beiden Schlafzimmer pompös mit Spiegelwänden ausstatteten. Dieser Spiegel wegen hatte sich das Dorf beim Einzug der neuen Herrschaft zum mindesten auf eine schöne Frau gefreut. Aber was da aus der Kutsche stieg, blendete niemanden. Weder durch Anmut, noch durch Form oder Zierlichkeit.
Lieni, der Schmied, sagte hinterher zu seinem Nachbarn: „Wenn ich dem Barbenesse sein Geld gehabt hätte, verlaß dich darauf, ich würde mich getraut haben, ein saubreres Weib zu angeln!"
Worauf ihm aber der Schuhmacher Zink zur Antwort gab: „Schmied, kann denn der Barbenesse seine Augen nicht auch an die Magd hängen?"
Diese Frage war wohlgetan.
Die erwähnte Magd nämlich, die mit aus dem Welschland gekommen war, war ein so appetitliches Ding, daß sie nicht lange im Verborgenen blieb. Es ging wohl kaum ein Mannsbild am Schlößchen vorbei, das sich nicht nach dem Küchenfenster den Hals verrenkte, und die Kirche war nie voller besucht, als wenn die Kleine vorn im Chor im Stuhl ihrer Herrschaft saß. Doch sie tat, als ob sie von der allgemeinen Aufmerksamkeit nichts merkte. Ernst und streng schaute sie das ganze Hochamt über in ihr schwarzgebundenes Buch, und wenn sie jemals die Augen hob, dann nur, um ihrer Namenspatronin Maria lächelnd zuzunicken, die im blauseidenen Sternenmantel überm Nebenaltar stand. Die hübsche Beterin konnte sich diese Vertraulichkeit schon herausnehmen; denn seit der ersten Woche ihres Hierseins war sie Mitglied des Jungfrauen-Vereins, Augapfel des Pfarrers, und trug das Vereinsabzeichen, die silberne Marienmedaille, an einem blauen Seidenband um den schöngeschwungenen Hals.
Ihren Pflichten als Magd kam sie im Haus des Herrn Barbenesse rühmenswert vorbildlich nach. Es gab keine Fleißigere, es gab keine Aufmerksamere, es gab keine Willigere.
Wie bei vielen reichen Leuten, schien auch beim Barbenesse das Leben auf Filzschuhen zu laufen. Nie ein lautes Wort, nie Geschelte, nie Geschrei. Es herrschte eine Ruhe wie im Kloster.
Nur einmal in der Woche wurde diese heilige Stille unterbrochen, nämlich an den Donnerstagnachmittagen, wenn Madame Barbenesse in den Strickstrumpf für die armen, unbekleideten Negerkinder ging.
Sie war kaum auf der anderen Straßenseite drüben, da wurde die Küchentüre geworfen, Pfannen rasselten, und es fing drin auf dem Herd ein Braten und Brotzeln an, daß es jedem, der vorbeikam, mit Gewalt die Nase nach oben zog.
Sicher wird das Mägdlein nicht allein all das gegessen haben, was sie da mit kundiger Hand bereitete, und sicher wird auch der Herr Barbenesse nicht allein all das getrunken haben, was er bei dieser Gelegenheit höchst eigenhändig aus der verschlossenen Abteilung seines Weinkellers holte. Wenigstens ließ das muntere Klirren von Messern und Gabeln und nicht minder das der Gläser auf ein fröhliches zu Zweit schließen. Nach diesem Tischkonzert wurde es auf eine Stunde vollkommen still im Haus.
Der Lieni in seinem Aussagedrang behauptete zwar, das sei die Zeit, in der die Spiegel im Bad und im Schlafzimmer abgenützt würden. Aber einen Beweis vermochte er dafür nicht zu erbringen; es sei denn, man nehme das als Bestätigung, daß nach Verlauf dieser Stunde das Mägdlein aus dem oberen Stockwerk kam und wie eine Nachtigall durchs ganze Schlößchen sang.
„Hä, warum trällert sie denn nachher?" fragte der Schmied. Aber natürlich ist diese Frage einfältig; denn es lassen sich hundert andere Gründe finden, die ein Mädchen zum Singen bringen, als nur ein Mann! Und vollends der glatzköpfige Barbenesse!
Jedenfalls, wenn die Madame abends aus dem Strickstrumpf heimkam, war alles in schönster Ordnung; der Herr saß im Wohnzimmer über seinem Hauptbuch, die Geldkassette neben sich, und die Magd hantierte in der Küche und fegte hochroten Gesichts zum hundertsten Male das Tafelsilber, so daß die Frau mahnen mußte: „Aber Maria, gönnt Euch doch mal Ruhe!" Darauf sagte die Maria regelmäßig mit sanftem Augenaufschlag: „Ich tu's gerne, Madame!", worauf Madame ebenso regelmäßig erwiderte: „Ich weiß, mein Kind!"
Von dieser Seite aus war also der Friede im Hause Barbenesse nicht in Gefahr, eher von einer anderen. Das waren die Stadtfahrten des Herrn, die im zweiten Jahre einsetzten, die allvierzehntäglichen, unaufschiebbaren Geschäftsreisen
Sobald ein Mann, der vorher ziemlich unpünktlich war, auf einmal pünktlich wird, sobald er anfängt, von seiner Reise Blumensträuße heimzubringen, ist Gefahr im Verzug. Das weiß sogar eine mittelmäßig begabte Frau. Madame Barbenesse ließ sich nicht länger als ein halbes Jahr hinters Licht führen. Eines Abends, als sie ihn von der Bahn abholte, sagte sie inquisitorisch zu ihm:
„Gestehe, du hast in Mülhausen ein Verhältnis!"
Herr Barbenesse fuhr aus dem Polster hoch wie von einer Armee von Taranteln gestochen. Stein und Bein schwur er, daß Madame mit ihrem Verdacht auf dem Holzweg sei. Aber je mehr er sich ereiferte, desto gemessener wurde sie. Zum Schluß zog sie überlegen die Lippe hoch und sagte messerscharf:
„Ich bitte dich, sorge dafür, daß mir dieses Weibsstück nie vor die Augen kommt, sonst gibt es ein Unglück!"
Weibsstück! Barbenesse glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Weibsstück! Dieses Wort hörte er von den Lippen seiner Frau zum erstenmal. Nun, wenn's auf ihn ankam, da konnte Madame noch lange warten, bis es ein Unglück zu geben hatte. Wahrhaftigen Gottes, er konnte sich beherrschen, ihr die Mülhauserin sozusagen in Parade vorzuführen. Wozu hat man doppelte Buchführung gelernt! Ordnung muß auch in der Liebe sein, nicht nur in Geschäften. Das war von jeher sein Grundsatz gewesen.
Ein guter Grundsatz, ein löblicher Grundsatz und wahrscheinlich auch ein bewährter. Er hatte nur den einen Fehler, vom Schicksal selber zunichte gemacht zu werden, und zwar zu einem Zeitpunkte, wo der gewiegte Herr Barbenesse nichts mehr dafür konnte, weil er tot war und im Sarge lag.
Sehr schnell war sein Sterben gekommen, überraschend schnell. Der Wagen einer Basler Seidenfabrik hatte ihn mit dem Kotflügel gefaßt und an den Randstein vor der Apotheke geschleudert.
Madame Barbenesse hatte gar nicht geschrien, als ihn die vier Mann nach Hause brachten. Nur das Magdlein Maria hatte losgeheult und getobt, als ob man sie überfahren hätte und nicht den Herrn. Sie hatte auch vollen Grund, zu schreien. Sie schrie in diesem Augenblick bereits für zwei; denn die Strickstrumpfdonnerstagnachmittage waren nicht fruchtlos geblieben.
Nach der Aufbahrung saß Madame stundenlang neben dem Sarg und sah das Gesicht ihres Mannes an. Barbenesse lag da auf dem weißen Sägespänkissen, still und friedlich, noch mit dem Okasascherz auf den Lippen, mit dem er sich von dem Apotheker verabschiedete, eh' er rückwärts in den Tod lief.
„Jetzt kann er mir nichts mehr sagen", dachte sie. „Jetzt ist er tot und hat sein Geheimnis, das heißt seine Lüge gegen mich, mit sich in den Sarg genommen."
Aber sie hätte keine Frau sein müssen, wenn sie nicht doch noch den Versuch gemacht hätte, den Toten zu überführen.
Stundenlang suchte sie in seinem Schreibtisch, wühlte in jeder Lade, stöberte in jedem Fach des Sekretärs. Tausend und aber tausend Zettel kehrte sie um. Aber nichts, keine Zeile, kein Hinweis. Die Tür, die sich da hinaus öffnete, blieb verschlossen, und schließlich gab sie das Suchen auf und sagte mit dem bittern Groll der Hintergangenen:
„Nun wird er mit seiner Sünde zur Hölle fahren!"
War's eine Höllenfahrt, so war's wenigstens eine schöne; ein Begräbnis, wie man's sonst im Dorf nur sah, wenn der Bürgermeister zu Grab gebracht wurde oder der Hauptmann der freiwilligen Feuerwehr.
Als der Sarg drunten war und vom Pfarrer mit Weihwasser gesegnet, drängte sich unter den Trauergästen eine blonde Frau vor, die niemand kannte. Als Madame Barbenesse diese erblickte, wußte sie im gleichen Augenblick: Da steht deine Rivalin!
Die Seele der Fünfzigjährigen tat ihre Schleusenkammern auf. Eine Blutwoge sprang ihr zum Herzen. Die verweinten Abende fielen ihr ein, die schlaflosen Nächte. Aller zurückgedrängter Kummer meldete sich wieder. Und da sie die Diebin jung sah und schön und sich selber alt und verblüht, setzte sich die rote brandende Herzwoge in Wut um. Und sie ballte die Fäuste, daß das schwarze Glacéleder sprang.
Wie Dolche kreuzten sich die Augen. Haß stieg in den beiden Frauen hoch. Eine fremde Kraft hob ihnen die Hände.
Noch ehe es die Umstehenden fassen oder gar hindern konnten, hatten sich die beiden angefallen. Eine hätte die andere getötet, wenn sie gekonnt hätte. Aber es kam anders. Da es die Nacht hindurch geregnet hatte, war der Lehmboden des Gottesackers glatt und glitschig. Im Eifer des Kampfes rutschte die eine aus und riß die andere mit sich ins Grab hinunter, mitten auf den Sarg. Erst nachdem die zwei auf dem schweren eichenen Deckel aufgedröhnt waren, kamen sie wieder zum Bewußtsein, und mit dem Bewußtsein kamen die Tränen, und mit den Tränen kam die Scham.
Es dauerte eine ganze Weile, bis die Totengräber sie draußen hatten aus dem lehmigen Viereck. Und nachher, als das Rettungswerk getan war, blieb das Trauergefolge, notabene: das ganze Dorf, immer noch wie eine Mauer stehn, wich nicht und wankte nicht, sondern wollte sehen, welchen Ausgang die Geschichte wohl nähme.
Vorweggesagt: den unerwartetsten.
Die Tränen hatten in Madame Barbenesse allen Zorn, alle Wut, alle Feindschaft ausgelöscht, und auch die blonde Mülhauserin hatte ihre scharfen Krallen vergessen und ließ sich von der Witwe wie ein Lamm vom Kirchhof führen.

An meinen Hund

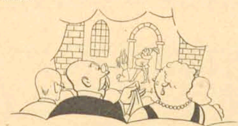
Von

Joseph Maria Lutz

Ich bin nur ein Mensch
und habe viele Fehler,
aber du weißt, daß ich gut bin,
mein Hund, und daß ich dich liebe.
Und wenn du einst vor Gott trittst
(bleib lange bei mir, mein Hund!)
dann werden deine Augen ihm sagen:
ich bin einsam im Paradies ohne ihn
und meine Seligkeit
ist Warten auf sein Kommen.
Denn er war gut und hat mich verstanden,
ob ich auch nicht seiner Art bin.
Und du wirst Gott bitten für mich
mit der Schlankheit deiner zärtlichen Füße
und mit der rührenden Weichheit der Ohren.
Und du wirst vor Gott
die schmeichelnde Gebärde
des Spiels spielen,
über das ich so oft
gelächelt habe.
Und auch Gott wird lächeln über dies Spiel
wie ich
und wird dich lieben und — mich,
weil ich gut war zu dir
und dich geliebt habe,
mein Hund.

Sie ist gar nicht mehr nach der Stadt zurückgefahren, sondern gleich bei Madame Barbenesse geblieben.
Es sind in dem schönen Haus mit den Spiegeln im Bad und in den Schlafzimmern in den Tagen hernach eine Menge Gespräche geführt worden, in denen der verstorbene Herr Barbenesse nicht besonders gut wegkam. Besonders nicht, weil inzwischen durch das Mägdlein Maria auch das Geheimnis der Donnerstagnachmittage offenkundig geworden war.
Als erste ausgesprochene Strafe wurden die Photos des Herrn mit dem Gesicht zur Wand gehängt.
Doch lehre mich einer das Herz der Frauen kennen! Als das Mägdlein Maria niedergekommen war (zum Schreck und zur Bestürzung des Jungfrauenvereins, der sich sofort dieses räudigen Mitglieds entledigte), standen Madame Barbenesse und die Blonde aus Mülhausen gemeinsam Pate.
Madame fand von da ab keine Zeit mehr, in den Strickstrumpf für unbekleidete Negerkinder zu gehen; sie hatte genug damit zu tun, einen schreienden, strampelnden Europäerjungen nicht nackt daliegen zu lassen. Wie vernarrt ist sie in das krähende, sich blähende kleine Menschenwesen. Die Bilder des Herrn Barbenesse sind wieder umgedreht, und nun stellt sie jeden Tag freudestrahlender fest, wie sehr der kleine Emil ihrem Seligen gleicht.
Eigentlich müßte sie sagen: „unserem" Seligen; denn sie und die Blonde aus Mülhausen und das Mägdlein Maria haben sich zu einem unauflöslichen Band zusammengeschlossen.
Damit hat sich eine große Wandlung vollzogen. Bestimmt ist der lebende Barbenesse nie so hoch im Kurs gestanden wie der tote.
Je länger er unterm Boden liegt, desto mehr nimmt er irdische Gestalt an. Er platzt bald vor Leben. Das ganze große Barbenesse-Haus ist voll von ihm.
Wer weiß, ob er durch seine drei Frauen mit der Zeit nicht noch ein Heiliger wird.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Ich sitze im Schauspielhaus. Ein hochtrauriges Drama von Erschütterung wird gegeben. Neben mir sitzt ein älteres Ehepaar. Die Frau weint im ersten Akt, heult im zweiten Akt. Nun bietet ihr der Gatte sein noch unbenütztes Taschentuch an. Da höre ich die Frau schluchzen: „Laß nur, Emil, der dritte Akt geht auch noch hinein!"

In unserem Hause wohnt seit drei Monaten ein höherer Marineoffizier a. D. Wir treffen uns bisweilen und sprechen ein paar Worte miteinander. Nun fragte ich neulich die Frau unseres Hauswarts: „Sagen Sie, bitte, welchen Rang hat eigentlich unser neuer Hausgenosse? Wie redet man ihn an?" „Na", erwiderte sie, „ich sage immer ‚Herr Kapitän' zu ihm. Und dabei fühlt er sich ja augenscheinlich ganz wohl!"

„Weil's wahr ist!" schüttete sich dieser Tage mein Hausherr, dem ich auf der Treppe begegnete, springgiftig das Herz aus. „Nix als wia ärgern muaß ma sich mit de Frauenzimmer. Jetzt macht mir mei Alte auf amal Vorwürf, daß ich vor der Hochzeit ganz anders zu ihr g'wesen bin... Auf d' Händ hab ich s' tragen, sagt s', zärtlich bin ich zu ihr g'wesen, Putzerl hab ich zu ihr g'sagt —"
„Na", meinte ich, „und warum ist das jetzt nicht mehr der Fall?... Es geht mich ja nichts an, aber Sie haben doch immerhin eine gute Partie gemacht... So eine fesche, riegelsame Witwe mit Geld findet man nicht jeden Tag..."
„Erlauben S'", unterbrach mich mein Hausherr, „wia meinen S' das?"
„So wie ich es gesagt habe — und wie es die Frau Gemahlin zu meinen scheint!"
Da warf mir mein Hausherr einen wenig schmeichelhaften Blick zu und sagte:
„Sie, Herr, können S' mir vielleicht so einen Trottel zeigen, der was dem Pferd nachrennt, auf dem was er eh schon sitzen tuat?"

Im Theater zu H. ist Hauptprobe zu einem ernsten Schauspiel. Der Direktor ist unzufrieden und meint zu der Hauptdarstellerin: „In diesem Kostüm können Sie unmöglich auftreten!"
„Aber Herr Direktor", erwidert diese gekränkt, „als Abendkleid ist es allerneuestes Pariser Modell!"
„Schon möglich, aber wenn Ihr Partner in der tragischen Szene des zweiten Akts sagt: ‚Camilla, du verbirgst mir was!', dann brüllt das Publikum vor Lachen!"

Ein bekannter Afrikareisender, Graf R., hatte einen Vortrag gehalten, nach dessen Beendigung sich einige der prominenten Zuhörer mit dem Vortragenden zu einem kleinen Abendessen versammelten. Als nach dem Essen der Graf mit einer Tasse Kaffee in der Hand dastand, trat eine der Teilnehmerinnen auf ihn zu und fragte: „Sagen Sie, Herr Graf, war es Ihnen wirklich unmöglich, etwas für Ihre Begleiter zu tun, als die Eingeborenen sie gefangen und in den Urwald verschleppt hatten?" „Gnädige Frau", erwiderte der berühmte Mann, „als ich so weit vorgedrungen war, waren sie schon von der Speisekarte gestrichen."

Medaillon eines französischen Mädchens, namens Madeleine

Von Anton Schnack

Man sah sie sehr bedachtsam geh'n in dem Platanenwald
Und sich nach Veilchen mit verklärtem Antlitz bücken.
Sie hatte einen Bologneserhund dabei.

Der roten Junikirsche ähnlich war der Lippenspalt,
Das Herz voll ernster Liebe und bescheidenem Entzücken.
Sie zählte sechzehn und es war junger Mai.

Der Himmel flimmerte mit violettem Rand
Und eine Wolke flog auf seinem Schilde.
Das Mädchen hieß Madeleine, der Vater war Notar.

Sie sang ein Volkslied, darin Trauer stand,
Die Hummeln drehten Orgeln durchs Gefilde,
Die Hügel von Burgund wölbten sich umrißklar.

Auf eine runde Scheibe Porzellan
Wurde Madeleine gemalt —
Monsieur Riban sieht auf dem Medaillon.

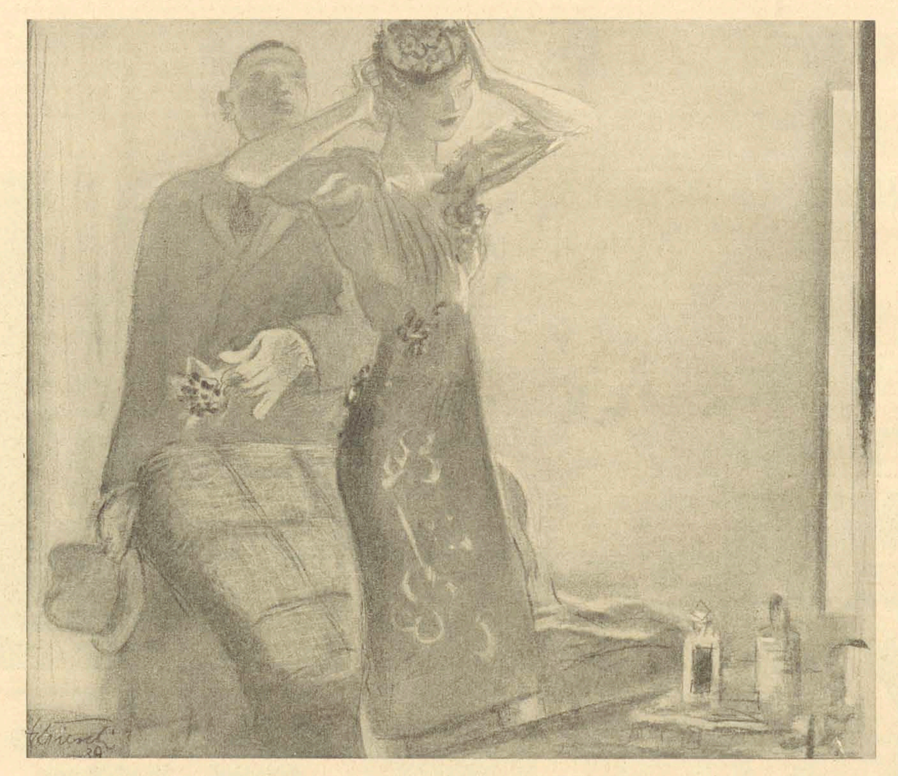
Weit über hundert Jahre sind wie Staub vertan,
Doch pinselfrisch die warme Leuchtkraft strahlt,
Im Haar glüht unverblaßt ein Kranz aus Mohn.

Julien, der junge Hirte, hat den Blumenkranz geschenkt
An jenem Maimittag voll Duft und Farben,
Im Arm den Mädchenleib, betäubt von Küssen.

Nicht immer wird der Weg von Liebenden ins Glück gelenkt —
Das Mädchen und der Hirte aus Verzweiflung starben,
Man fand sie tot im Ginster, durchnäßt von Regengüssen.

Die Blumenmode

(R. Kriesch)



„Ich finde diesen Blümchenschmuck doch reichlich bunt!"
„So, und gestern auf der Wiese hast du dieselben Blumen entzückend gefunden!"

Der Teufel von Versailles

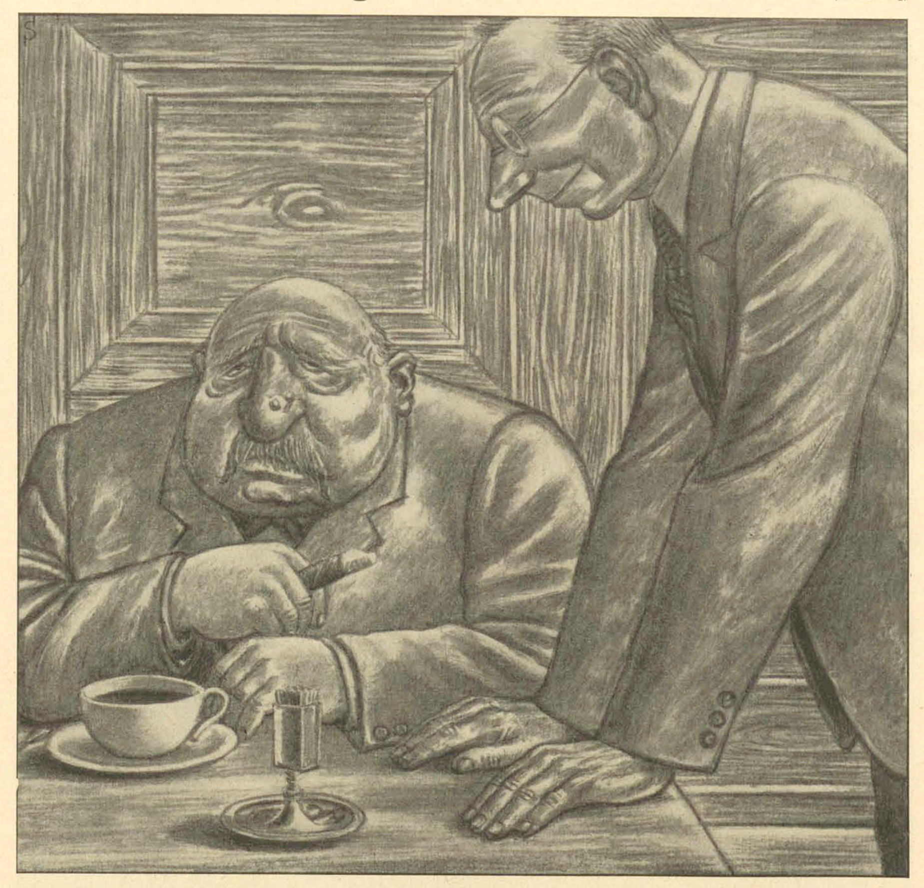
(Wilhelm Schulz)



„Jetzt ist mir schon wieder ein Flügel meines Prachtpalastes eingestürzt.
Lug und Trug scheinen doch nicht der richtige Mörtel zu sein!"

Gegen den Strom

(Erich Schilling)



„Ja, Herr Huber, Sie haben doch früher nie einen Kaffee getrunken?"
„Ja, wissen S', seitdem er knapp wird, schmeckt er mir!"

Der lachende Josef

Von Gottfried Kölwel

In der Fastenzeit kam alljährlich ein seltsamer Gast in unser Haus. Es war der lachende Josef. Wir nannten ihn so, weil er ständig lachte. Dabei war sein Gesicht ganz rot und ballonhaft aufgequollen. Um den großen Mund wulsteten die Lippen, die Augen dagegen waren sehr klein und versanken beim Lachen im Fett.

Eigentümlich war es, daß der lachende Josef fast immer schwitzte, sooft er durch die Haustüre in den Gang trat, und sich mit einem roten Schnupftuch trocken wischte. Das hing wohl teils mit seiner Fettleibigkeit zusammen; Josef war nämlich ein Riese, über zwei Meter groß und dick wie ein Faß; Hände hatte er wie Tatzen. Dabei war er hilflos wie ein Kind; ja, wir Kinder fühlten uns ihm weit überlegen; galt er doch als ein harmloser Irrer, von dem man wußte, daß er sich sogar vor Käfern und Spinnen fürchtete. O Gott, o Gott! sagte er immer, wenn er lachend in das Haus eintrat, wie um sich zu entschuldigen, aber gleich darauf stellte er sich breitbeinig mitten im Hausgang auf, nahm plötzlich eine ernste, weihevolle Miene an und begann mit seiner überaus lauten, schallenden Stimme mehr zu predigen als zu singen:

Der Winter tut den letzten Lauf,
es schmilzt ihm weg der Schnee,
der Herr steht aus dem Grabe auf,
ihm tut kein Mal mehr weh.
Halleluja!

Dieser lachende und predigende Josef nun hatte eine weitere Eigenart, eine Angst vor der Sünde nämlich, von der alle Leute wußten und die also manchmal dazu benutzt wurde, um ihn zu necken. Wenn man ihn fragte, ob er denn nicht bald heiraten wolle, ging sein Gesicht zwar auseinander, daß man ihm durch die Zähne, über die große Zunge hinweg bis auf den Gaumen sehen konnte, aber gleich darauf bemerkte man, wie er diesen Gedanken an die Heirat von sich abwehrte. Er fing mit den Armen an zu gestikulieren, als müßte er einen leibhaftigen bösen Geist von sich abwehren. Dieser Geist aber war nichts anderes als die Eva aus dem Paradiese, die den Apfel pflückte und so das ganze Menschengeschlecht in das ewige Verderben stürzte...

Da geschah es nun, daß Josef wieder einmal in

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. VJ. 38: 20014. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

unserer Küche saß und sich das Essen, das er neben einem Geldgeschenk stets erhielt, ganz besonders schmecken ließ. Josef hatte nämlich neben seiner Angst vor der Sünde stets einen gewaltigen Appetit. Die Brühe rann ihm über das fette Kinn fast bis in den Halskragen hinab, und er half mit Händen und Zunge nach, um jeden Tropfen für den Magen zu retten. Da hörten wir draußen im Gang plötzlich lautes Kichern und Lachen. Josef ließ sich nicht stören, sondern wischte mit dem Brot auch noch die letzten Speisereste aus dem Teller, damit ja nichts vergeudet sei und alles Eßbare den ihm bestimmten Weg zum Magen gehe. Mit einemmal, gerade als es draußen im Gang wieder still geworden war, hörte man die Klinke der Küchentür schnappen, wie wenn draußen jemand mit Gewalt daraufgeschlagen hätte. Es zeigte sich auch bereits ein schmaler Spalt, doch schien niemand hereinzukommen. Ich lief an die Türe, um weiter aufzumachen und zu sehen, wer denn draußen wäre.

Da stand wirklich jemand draußen, reglos, stumm, an die Mauer gelehnt. Es war eine Frauensperson mit weiten Röcken, einem engen Mieder und einem verführerischen Lächeln im Gesicht. „Eva" stand auf einem Zettel, den man ihr um den Hals gehängt hatte, und so erkannte ich sofort die ganze Situation: Die Knechte und Mägde, die schon darauf gewartet hatten, daß der lachende Josef wieder in die Gegend komme, hatten diese große, innen mit Stroh gefüllte Puppe aus den Überbleibseln der Fastnachtskleider angefertigt, um den Prediger bei seiner Ankunft zu schrecken. Tatsächlich hatten sie nicht falsch gedacht. Denn kaum hatte ich dem noch immer essenden Josef lachend zugerufen, daß die Eva draußen vor der Türe stehe und auf ihn warte, da ließ er alles liegen und sein stets rotes Gesicht schien für einige Augenblicke blasser zu werden. Die sonst so kleinen Augen wurden groß, der große Mund dagegen klein, so sehr preßte er die Lippen aufeinander. Dabei perlte ihm der Schweiß über die Stirn, als er durch die geöffnete Tür draußen die Puppe stehen sah. Er hatte sich inzwischen von seinem Sitz erhoben und schleifte, während er sich mit den Händen bald am Tisch, bald an der Anrichte, bald am Herd stützte, die Füße schwer über das Küchenpflaster. Man merkte ihm an, daß er, während er ängstlich um sich blickte, am liebsten zum Fenster hinausgesprungen wäre. Aber das Fenster war vergittert und so gab es für ihn nur einen Ausweg, nämlich durch die Türe, die zum Wohnzimmer führte. Er griff auch plötzlich nach der Klinke der Stubentür, aber, so sehr er auch gegen die Tür drückte, sie ging nicht auf. Irgend jemand hatte sie verriegelt.

Also gab es für den furchtbar erschrockenen Josef nichts anderes, als durch die Küchentür, an der Puppe vorbei, in den Hausgang zu entfliehen. Mit einem Satz, wie ich so schnell noch keinen Schritt beim lachenden Josef gesehen hatte, sprang er, die Puppe zur Seite stoßend, über die Steinstaffel, in den Gang hinaus. Aber siehe da! Während er glaubte, glücklich zu entkommen, fing Eva aus dem Paradiese zu laufen an. Knechte und Mägde, die sich versteckt gehalten hatten, waren nämlich plötzlich lachend aus den Türen zu beiden Seiten des Ganges herausgesprungen, und ein Knecht hatte die Puppe erfaßt und lief, indem er sie hochhob und vor sich her trug, dem fliehenden Josef nach. Er lief ihm nach bis auf die Straße, während Josef gestikulierend und schreiend das Weite suchte. Jawohl: Ein Riese, ein scheinbar gewaltiger Riese lief vor einer Strohpuppe davon, vor einer Strohpuppe, die den Namen Eva trug...

Uns Kindern dünkte diese Flucht so komisch, daß bald nach dieser Begebenheit folgender Vers unter uns entstand:

Der Josef flüchtet aus dem Haus,
die falsche Eva ruft ihm: He!
Dem Josef geht der Atem aus,
uns tut der Bauch vor Lachen weh.
Halleluja!

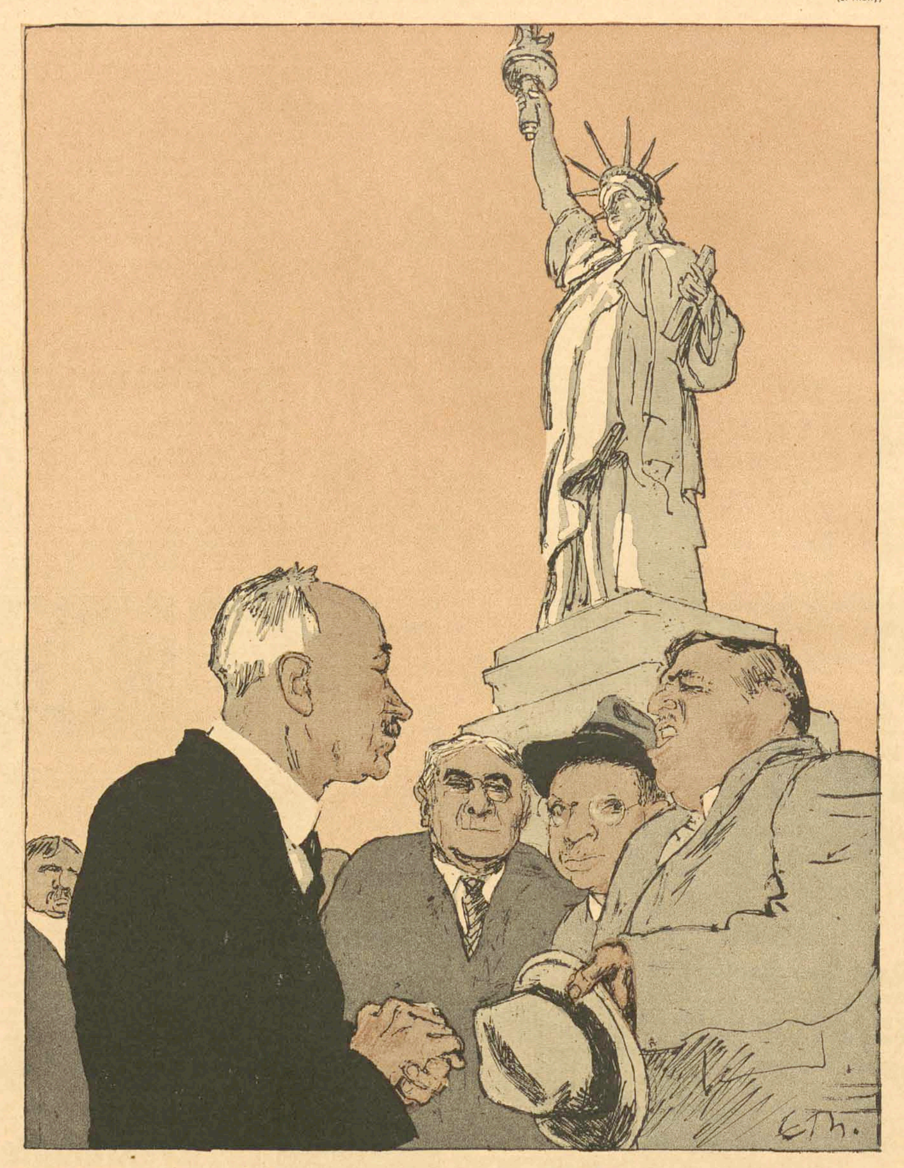
Damals sang auch ich diesen Vers mit und lachte, ohne freilich zu begreifen, daß dieser Fall, der uns Kindern so komisch erschien, eigentlich gar nicht so sehr zum Lachen war. Denn war es im Grunde nicht erschütternd, daß dieser baumlange und faßdicke, dieser riesige, scheinbar von Kraft strotzende und stets lachende Mensch so schwach und furchtsam war? Welch eine Fratze der Natur! Welch ein teuflisches Zerrbild des gesunden Lebens! Nein, das begriffen wir damals noch nicht, wir lachten nur und waren fröhlich, während der arme Josef wohl unsägliche Angst ausstand. Ja, er muß wohl unsäglich unter dieser Erscheinung gelitten haben, denn er kam von diesem Tag an nie wieder in meine Heimat und wir haben auch nie wieder etwas von ihm gehört.

(H. Jaeger)

„Sah' ein Knab' ein Röslein steh'n . . ."

Benesch der Letzte

(E. Thöny)



„Ich geb' Ihnen 'nen guten Rat, Mister Benesch!
Lassen Sie Ihre Rückfahrkarte nach Prag verfallen!"

München, 9. April 1939
44. Jahrgang / Nummer 14

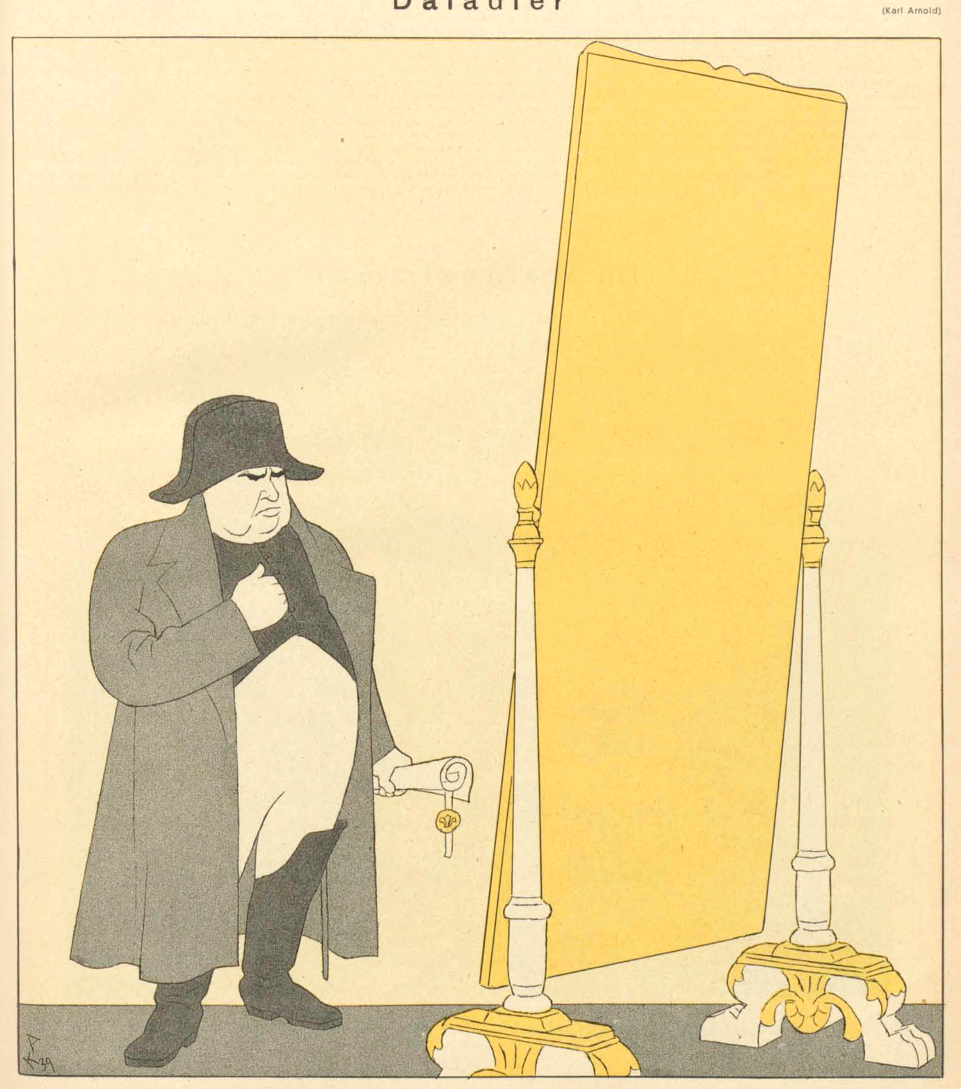
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Daladier

(Karl Arnold)



„Die Demokratien sind in Gefahr, laßt uns autoritär werden!"

DIE FRÜHJAHRSKUR

Von Walter Foitzick

Wenn der Saft in die Zweige steigt, wenn die Knospen schwellen und wenn im lokalen Teil der Zeitungen die Frühlingsbetrachtungen blühen, beschließen ich und meinesgleichen, eine Frühjahrskur zu machen. Wir gebrauchen unvermittelt aus der Mode gekommene Ausdrücke, wie „alter Adam" und „schlechte Säfte" und äußern die Absicht, uns einmal ordentlich durchzuspülen, was in uns teils medizinische, teils hauswirtschaftliche Vorstellungen erweckt, von Großreinemachen und Lüften und Matratzenklopfen und vielen vorzüglichen Putzmitteln, deren Namen uns durch die winterliche Zeitungslektüre fast so vertraut geworden sind wie die Fachausdrücke der Weltpolitik, sagen wir mal wie Blickpunkt, Wirtschaftsraum und Durchstoßen.

Also eines Tages ertappen wir uns, wie wir vor einem Schaufenster stehen, vor dem wir sonst nicht stehenzubleiben pflegen, in dem in sauberen Schälchen und Gläschen allerlei Tees aufgebahrt sind. Es stecken Schilder mit den sie betreffenden Krankheiten drin.

Sie kosten fast gar nichts, diese Tees aus heimischem Wieswuchs, wenn man bedenkt, was man sonst für Getränke bezahlt, und gesund sind sie auch noch.

Wie einfach ist ihre Zubereitung, ein bißchen Aufkochen oder Aufbrühen, es macht gar keine Mühe. Und dann die Gewässer nicht zu vergessen. Mein Gott, was gibt's da für verschiedenes Wasser in Flaschen. Wer hätte das gedacht, und alle so bekömmlich und heilend. Man sehnt sich fast nach einem leichteren Leiden, um es mit diesen Edelwässern fortzuspülen, namentlich, wenn man an einem Morgen vor dem Schaufenster steht, an dessen Vorabend man manches andere als Wasser getrunken hat. In solchen Momenten ist einer reif dazu, eine Frühjahrskur zu beschließen.

Was ist denn auch weiter dabei? Man steht um zwei Stunden früher auf als sonst, frühstückt nicht, trinkt nur so ein Täßchen von dem duftenden Blütentee und läuft darauf ein bis zwei Stunden ins Büro. Wetter spielt keine Rolle. Wissen Sie, man will den Körper mal richtig durcharbeiten. Unterwegs nimmt man dann noch ein heilsames Wässerchen. Den Tag verbringt man mit der üblichen Arbeit und mit Diät, leichter Diät.

Na, das wäre noch schöner, wenn einer so etwas nicht fertigbrächte, nur drei bis vier Wochen, wo man sich doch nachher wie neugeboren fühlt.

Man fühlt schon vorher, wie wohl man sich fühlen wird. Die Giftstoffe müssen heraus aus dem Körper. Diese Giftstoffe wollen schwimmen, teils in Mineralwassern, teils in Blütentees. Ich beneide die Giftstoffe geradezu um diese heilsamen Bäder. Abends, wenn man zum Stammtisch kommt, wird einfach ein Fläschchen Mineralwasser verlangt. Die andern sollen sehen, was man für eine energiegeballte Kraftnatur ist, diese andern, die mit Giftstoffen bis an den Hals gefüllt sind, diese Schwächlinge, die sich zu keiner Frühjahrskur entschließen können.

Heraus mit den Schlacken! Ich habe in solchen Momenten das Gefühl, ich sei ein Hochofen oder verwandtes Industrieunternehmen, das nach fachmännischer Überarbeitung schreit. Ich schreie wie der Hirsch nach frischem Mineralwasser, aber nur leise.

Aber ach, wie kurz ist so ein Frühling in unseren Breiten. Er genügt kaum dazu, alle Entschließungen für eine Frühjahrskur zu fassen und sich in Bekanntenkreisen nach den erfolgreichsten Methoden zu erkundigen, und sich zu überlegen, welchen weiten Weg man ins Büro nehmen könnte, welchen Formen der Diät, natürlich mit einigen Einschränkungen, man sich hingeben sollte.

Bis zu solchen Entschlüssen habe ich es jedes Jahr gebracht, und ihre heilsame Wirkung zeigte sich schon an der Zunahme des federnden Ganges, allgemeinem Wohlbehagen und gesammelter Energie. Wie erst, wenn die Energie so unbändig würde, daß es wirklich zu einer Frühjahrskur käme.

Im Wartezimmer

(R. Kriesch)



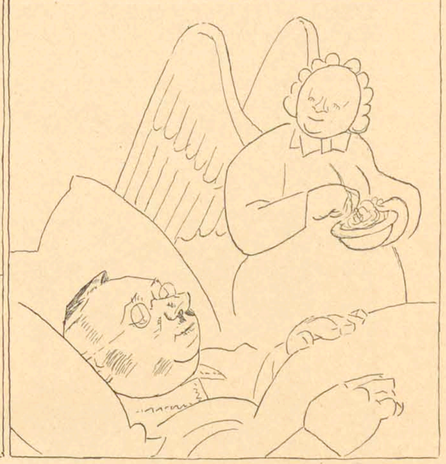
„Soso, auf der Brust haben Sie 's, Fräulein? Das kann aber nur ein inneres Leiden sein!"

Herrn Mayers Schutzengel

(O. Gulbransson)



Bei Nacht, da liegen die Menschen stumm
in ihren Federkissen,
und Schutzengel sitzen liebreich herum
wie brave Diakonissen.



Herrn Mayers seiner ist doppelt brav
und außerdem aktiv und heiter.
Er wacht nicht bloß über seinen Schlaf,
er pflegt und betreut ihn noch weiter.



Drum schlägt er flugs den Seifenschaum
und schleift das Messer in Rage
und schabt ihm mitten im schönsten Traum
die Stoppeln aus der Visage.

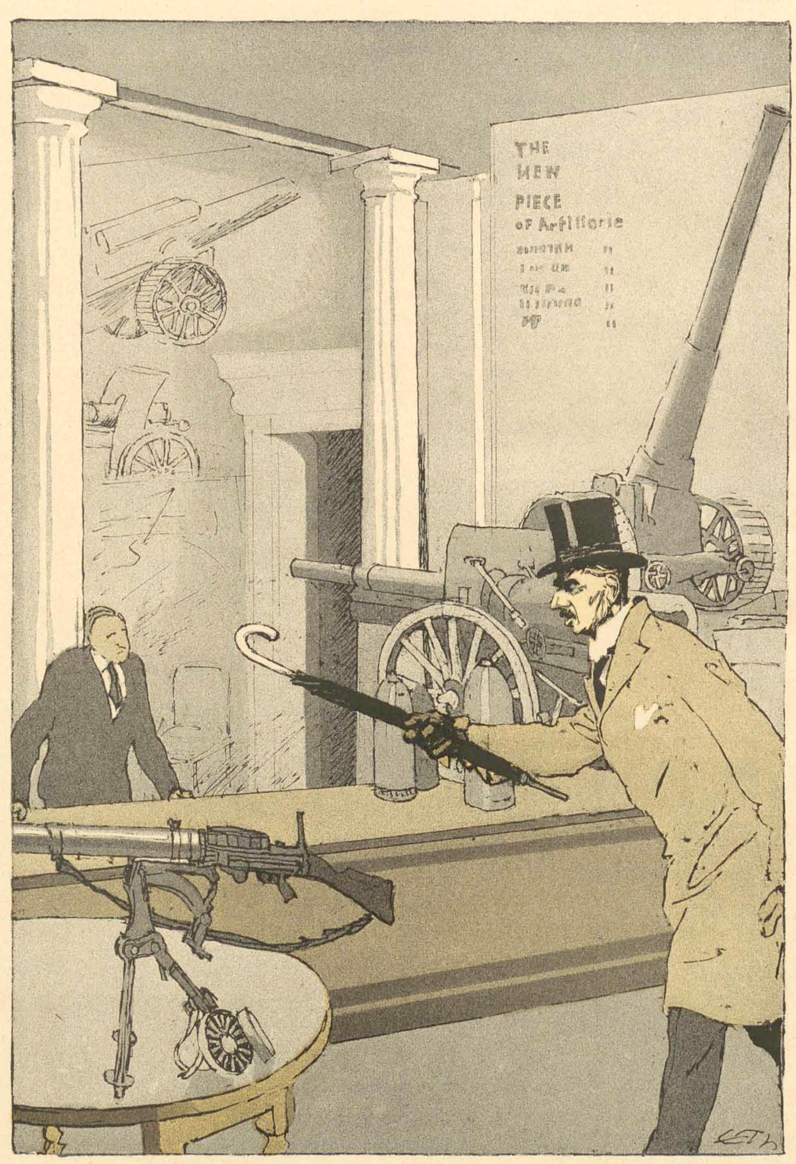


Wie hübsch, wenn Mayer dann morgens bemerkt:
„Nun bin ich wiedergeboren,
bin frisch gebacken und neu gestärkt
und obendrein auch schon rasoren!"

Ratatöskr

Chamberleins neuer Kurs

(E. Thöny)



„Bitte, Herr Armstrong, arbeiten Sie ihn um!“

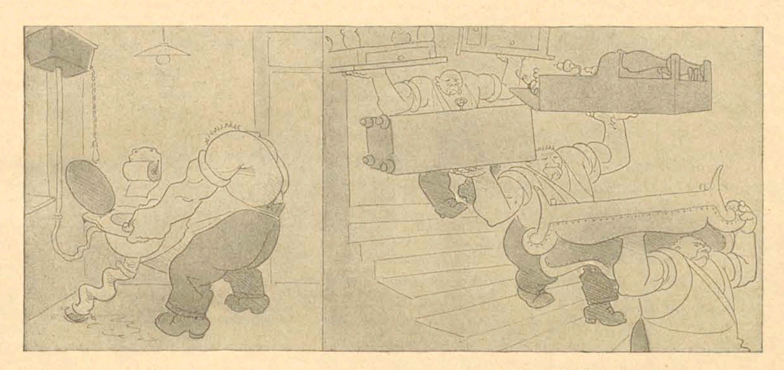
Umzug

(Fr. Bilek)



„Da war'n ma, Fräulein!"

„Dös wer'n ma glei ham!"



„Sooo!"

„Is dös all's?"



— — — — — — —

„Alsdann, pack' ma's wieder!"

PANTOMIME / VON HEINRICH SAILER

Im Tivoli zu Kopenhagen gibt es eine Pantomimen-Bühne, und Olesen ist ein berühmter Pierrot. In den Anlagen rund um das Theater stehen die Statuen vieler berühmter Pierrots, die einmal gelebt und das Volk belustigt haben. Wenn Olesen nicht mehr lebt, wird auch seine Statue hier stehen. Es gibt da auch Statuen von Harlekinen. Ein närrischer Garten ...

„Du kannst es nicht", sagte Wivel.

„Ich kann es doch", behauptete Olesen.

„Und ich sage dir, daß du mit den Wimpern zuckst!"

„Wenn ich mit den Wimpern zucke, zahle ich dir —"

„Stell dir vor, wenn du niesen mußt!"

„Ich werde eben nicht niesen!"

„Eine Mücke kann sich ja auf deine Nase setzen!"

„Ich werde stillhalten!"

„Und du kannst einen Wadenkrampf bekommen!"

„Ausgeschlossen!"

„Wenn es nun Regen gibt, hast du keinen Regenschirm!"

„Ich habe ja nie einen Regenschirm!"

„Und ich sage dir, du kannst es nicht", schrie Wivel außer sich.

„Ich kann es doch", sagte Olesen.

Dieses unsinnige Gespräch endete mit einer Wette: Olesen mußte sich verpflichten, sich an einem Sonntag als das Denkmal eines Pierrots aufzustellen. Wenn das Denkmal plötzlich niesen mußte oder auch nur mit den Wimpern zuckte oder sich sonst irgendwie bewegte, so hatte Olesen die Wette verloren.

An jenem Sonntag, an dem die Wette ausgetragen wurde, ging Olesen früh daran, sich in das Denkmal eines Pierrots zu verwandeln. Er verwandelte sich in ein weißes Gespenst, mit weiß geschminktem Gesicht, das keine Augen mehr zu haben schien, mit weißer Perücke und mit weißer Kappe, die mit einer weißen Feder geschmückt war. Er trug ein weißes Trikot und weiße Schuhe und weiße Handschuhe. Als er in den Spiegel sah, erschrak er selbst, weil er wie die Leiche eines Pierrots aussah, die man mit Gips und weißer Schminke einbalsamiert hatte.

Einen weißen Sockel unter dem Arm, ging Olesen von der Theatergarderobe zu dem weiten Rasenplatz, wo die Statuen der Pierrots und Harlekine aufgestellt waren, eine Versammlung zu Stein erstarrter Narren. Eine letzte Zigarette rauchend, setzte er den Sockel nieder und stieg hinauf, sich in einer wirkungsvollen Pose übend. Um diese Zeit war der Tivoli noch menschenleer; es war niemand da, der hätte feststellen können, daß da eine neue Statue aus dem Boden gewachsen war, die sich ziemlich sonderbar benahm und sogar eine Zigarette rauchte.

An diesem Vormittag kam Wivel mit sechs Limousinen vorgefahren, die sämtlich überfüllt waren, da er alle Freunde in den Tivoli eingeladen hatte. Eine dicke Zigarre im Mundwinkel, schritt Wivel die Galerie der Pierrot-Statuen ab und konnte Olesen nicht sofort herausfinden. Alle Statuen waren einander zum verwechseln ähnlich, alle standen auf dem gleichen weißen Sockel, und welche der Statuen Olesen war, ließ sich kaum entscheiden. Olesen war jedenfalls ein täuschend echtes Denkmal. Plötzlich aber sah Wivel, daß vor der einen Statue der noch rauchende Rest einer Zigarette lag und daß die weiße Feder der Statue, die an der Kappe befestigt war, sich im Wind ein wenig regte. Die Statue mit der wehenden Feder, vor der ein Zigarettenstummel lag, mußte Olesen sein!

„Guten Tag, alter Junge", sagte Wivel und schlug der Statue vertraulich auf die Schulter; der Statue fiel es aber gar nicht ein, dem Mann mit der dicken Zigarre ebenfalls auf die Schulter zu schlagen.

Und auf allen Bänken in der Nähe hatten Wivels Freunde Platz genommen.

„Ein Skandal ist es", rief Wivel plötzlich ganz empört, „daß die Direktion des Tivoli unsere guten alten ehrwürdigen Pierrot-Statuen so verkommen läßt! Wenn es sich auch nur um Denkmäler von Spaßmachern handelt, man muß sie wie die Denkmäler von Ernstmachern achten! Diese Statue da ist ja ganz verstaubt! Gärtner, nehmen Sie Ihren Gartenschlauch!"

Der Gärtner, der die Anlagen besprengte, hatte volles Verständnis dafür, daß der Mann mit der dicken Zigarre sich so darüber aufregte, daß die

Osterliedchen

Von Max Friedrich

Wenn sich die Osterblumen nun
Im Schoß der Wälder regen,
Dann will ich wieder Wanderer sein
Auf vielen grünen Wegen.

Dann will ich nicht im Bett mehr ruh'n,
Dann schlaf' ich auf der Heide –
Dann stört mich kein Laternenschein,
Und nicht dein Strumpf von Seide!

Leb wohl, mein Kind! Du tröstest dich –
Ich weiß! – mit einem andern.
Und dieser Trost beruhigt mich:
Ich kann in Frieden wandern!

Direktion des Tivoli die Pierrot-Statuen verkommen ließ, und er richtete den Wasserstrahl auf die Statue mit der wehenden Feder. Ein Platzregen ging auf Olesen nieder, der unerschüttert standhielt, und aus dem Platzregen wurde ein Wolkenbruch, das Wasser troff nur so an der Figur aus Gips hinab. „Das war not", sagte der Gärtner und verstand gar nicht, warum die Leute auf den Bänken in schallendes Gelächter ausgebrochen waren, selbst der Mann mit der dicken Zigarre, der eben noch so empört gewesen war, bog sich vor lachen.

Mehr und mehr Menschen tauchten auf den Gartenwegen des Tivoli auf und kamen auch an der Galerie der Pierrots vorüber. Wivel hielt einen Spaziergänger an: „Kennen Sie diese Statue?", erkundigte er sich, mit den Augenlidern zwinkernd. Der Spaziergänger sah hin: „Ach", entgegnete er, „die ist von Thorwaldsen und wurde 1897 hier aufgestellt!" Alle Menschen, die vorbeischlenderten, nahmen es als unbestreitbare Tatsache hin, daß hier die Statue eines Pierrots stand und hier seit 1897 gestanden hatte.

Eine gefährliche Probe hatte die Statue zu bestehen, als unter dröhnender Blechmusik eine Gesellschaft alter Herren in schlotternden Fräcken und mit eingebeulten Zylindern aufmarschierte, die riesige Kränze mit bunten Kranzschleifen mit sich trugen. Viele Passanten sammelten sich an und sahen erstaunt zu, wie mit Musik die Kränze vor der Statue niedergelegt wurden. Einer der alten Herren hielt eine lange Rede, — mit steinerner Melancholie sah die Statue auf die blödsinnige Versammlung nieder und regte sich nicht. Es war ja klar, daß Wivel diese Gesellschaft bestellt hatte.

Als die Versammlung abgezogen war, hob Wivel einen kleinen Kieselstein vom Boden auf und warf ihn der Statue mitten ins Gesicht. Es war eine Gemeinheit von Wivel und Olesen hätte es sich verbitten müssen, — die Statue aber bewegte nicht einmal den Mund. Da begannen auch Wivels Freunde, die Statue mit Kieselsteinen zu bewerfen, aus allen Richtungen kamen die kleinen Steine angeflogen und prallten an der reglosen Figur wieder ab. Es war ein Rekord an Reglosigkeit, die diese Statue zum besten gab.

Wenn die Statue nicht schon so weiß gewesen wäre, so hätte sie erblassen müssen, als Wivel sich anschickte, ein feines Pulver aus einer Tüte in die Luft zu schütten. Es war Niespulver. „Wenn Olesen nicht niest, so lasse ich einen Arzt für Nasenkrankheiten kommen", rief Wivel und nieste selbst kräftig auf. Der Wind ließ das Pulver in der Luft zerstäuben, Wivel und seine Freunde niesten ohne aufzuhören, es niesten in einem Umkreis von fünfzig Meter alle Menschen, die des Weges kamen, allein die Statue nieste nicht. Sie hatte wohl auch kein Taschentuch.

Auf einmal, als Wivel gerade abgewendet stand, um sich seine dicke Zigarre, die ausgegangen war, wieder anzuzünden, stieß er einen Schrei aus: ein Stein war ihm an den Kopf geflogen und die Statue mußte ihn geworfen haben. Alle hatten den Stein in der Luft fliegen sehen, man hatte aber nicht gesehen, daß die Statue die Hand gehoben hatte. „Habe ich dich endlich ertappt, mein Junge?", schrie Wivel wütend und schlich wie ein Verschwörer auf die Statue zu, alle starrten die Statue wütend an, die es gewagt hatte, mit einem Stein zu werfen, in einem Augenblick, als keiner hingesehen hatte. Wivel schlug barsch lachend auf die Statue ein, es waren Ohrfeigen, die es in sich hatten, man konnte sich doch nicht einfach von einer Statue mit einem Stein bewerfen lassen. Der Pierrot aber nahm die Ohrfeigen mit einem eingeschnitzten Lächeln hin, bis Wivel die Hand zu schmerzen begann. „Verflucht", stöhnte er und nahm davon Abstand, auf eine Statue einzuschlagen.

„Mann, was machen Sie da?", fragte ein Schutzmann, der aus einiger Entfernung zugesehen hatte, wie da ein Mann mit einer dicken Zigarre die Statue eines Pierrots mit Ohrfeigen bedachte.

„Diese Statue", schrie Wivel, „ist gar keine Statue, diese Statue ist ein Mensch, es handelt sich um eine Irreführung des Publikums, die nicht streng genug geahndet werden kann!"

Der Schutzmann runzelte die Stirn und sah die Statue grimmig an. Irreführung des Publikums war ein Vergehen, das man sich tatsächlich nicht bieten lassen konnte. „Kommen Sie 'runter vom Sockel", forderte er die Gestalt auf, die sich jedoch auf dem Sockel recht wohl zu fühlen schien. „Mann, ich zähle bis drei; wenn Sie bis drei nicht 'runter und verduftet sind, erkläre ich Sie für verhaftet!" Der Schutzmann zählte langsam bis drei, und die Statue war verhaftet. Es war nun die Frage, was man mit einem verhafteten Denkmal anfangen sollte. „Sind Sie taub?", schrie der Schutzmann und rüttelte die Statue an den Schultern, daß sie, wenn sie noch nicht taub gewesen wäre, das Gehör verloren hätte. „Widerstand gegen die Staatsgewalt", zeterte der Schutzmann und nahm plötzlich mit Staunen wahr, daß ein kleiner Hund dicht vor der Statue das Bein gehoben hatte. Es mußte wohl doch eine Statue sein, wenn sie dem kleinen Hund nicht einen Fußtritt gab, — grollend war der Schutzmann abgezogen.

„Olesen hält sich wie ein Löwe", gab Wivel zu und paffte eine mächtige Rauchwolke in die Luft. „Und doch werde ich ihm die Wette nicht gewinnen lassen! Hier habe ich einen Apfel! Ich lege diesen Apfel auf das Haupt der Statue! Nun will ich versuchen, den Apfel von dort herunterzuschießen!" Wivel maß eine Distanz von nur zwölf Schritten ab und zog eine Pistole aus der Tasche. Er legte an und richtete den Lauf mit ausgestrecktem Arm auf das Haupt des Pierrots, minutenlang zielte er und fuchtelte mit der Pistole. „Kann leicht ins Auge gehen", bemerkte er und spannte den Hahn. Ohne Zweifel wäre die Statue erschossen worden, wenn der Schuß losgegangen wäre, aber der Schuß ging nicht los, weil in diesem Augenblick — weil in diesem Augenblick nämlich die Frist abgelaufen war, die man für die Wette vereinbart hatte. Es war zwölf Uhr. Und mit dem Glockenschlag zwölf Uhr stieg Olesen vom Sockel, während Wivel noch immer dastand und die Pistole auf die Statue gerichtet hielt, die überhaupt nichts mit Olesen zu tun hatte. Olesen hatte dieser Statue nur die wehende Feder an die Kappe gesteckt und den noch rauchenden Zigarettenstummel vor sie hingeworfen. Er selbst hatte in einiger Entfernung auf einem anderen Sockel Aufstellung genommen.

„Aber du kannst ja noch nicht einmal den Apfel treffen", sagte Olesen und schlug dem Mann mit der dicken Zigarre von hinten auf die Schulter.

EIN HEIMWEHKRANKER TAG

VON BASTIAN MÜLLER

Ich hatte gar keine Lust zur Piazza hinaufzusteigen, aber ich mußte es, denn ich hatte Babette diesen Abend versprochen. Sie war noch nicht da. So setzte ich mich auf die Mauer und wartete. Ich schaute über die Gärten und den Friedhof unten im Tal, und die langen Hügelrücken hinweg, die sich ins Hinterland ziehen, und betrachtete die klaren Umrisse der Meeralpen. Wie eine Mauer schließen sie die Welt gegen Norden ab. Sie zeigen dem Süden ihren kahlen ausgedörrten Leib.

Ich mochte den Mauerplatz eigentlich sehr gern. Es saß sich schön darauf. Ich hatte oft eine ganze Stunde darauf gesessen und die Gärten, die Hügel und die Umrisse der Meeralpen angesehen. Sie waren heute genau wie sonst, aber ich mochte sie heute nicht besonders. Vielleicht lag es an der Luft. Sie war voll Sommer. Am Morgen hatte es geregnet. Es sah so aus, als sei es der letzte Regen des Frühlings gewesen. Mit einem Gewitter in der Nacht hatte es angefangen. Ich hörte vorhin, daß es über Ventimiglia besonders schwer wütete. Auch bei uns war es ganz toll. Die Nacht wurde von Blitzen zerrissen. Der Feigenbaum an meinem Fenster stöhnte wie ein Sterbender. Und die Luft war trocken. Es war Sommerluft. Eisstücke hagelten auf die Ziegel des Daches, als würde eine Karre Kies aufgeschlagen. Auch der Regen, der gegen Morgen herabprasselte, konnte nicht gegen die trockene Luft an. Er spülte die Eisstücke durch die Gosse hinunter, und um neun war alles wieder staubig und grau.

Unten in Signora Rosas Haus öffnete sich Babettes blaues Fenster. Sie schaut hinauf und winkt. Einen Augenblick später sehe ich ihren roten Mantel durch die Büsche der Orangen. Sie verschließt das Gartentor und kommt herauf zum Platz. Wir schlendern dann gleich weiter, die Via Vittorio Emanuele hinunter, bis ganz ans Ende, wo die Gärten aufhören und die Straße auch. Dann gehen wir am Bach entlang, durch den Schilfwald. Da wo das Meer die Steinbänke anspült, der Bach endet ohne ins Meer fließen zu können, ist ein Tümpel. Ein Angler wirft die Leine mit leisem Pfeifen ins Wasser. Babettes roter Mantel hängt wie eine Flagge ohne Wind um ihre schlanken Beine. Wir gehen über den Strand am Meer entlang. Von den Badekarren kommt ein Mensch uns entgegen. Als wir uns begegnen, sehe ich einen alten Mann. In seiner Hand trägt er einen leeren Farbtopf. Der Mann ist wohl derjenige, der die Badekarren neu bemalt hat. Das ist eine schöne Frühlingsarbeit. Aber der Mann scheint das nicht zu wissen. Seine Augen sind trübe, gebeugt und alt geht er vorüber, dem fahlen Schilfwald zu. Er geht, als suche er den stillsten Winkel seiner Heimat, um dort zu sterben.

Babette schmiegt sich an. Und die Wellen klatschen gegen den flachen Strand.

Weiter hinter legen wir uns auf Babettes Mantel. Über uns ist der Himmel und zwischen uns und dem Himmel die erste Luft des Sommers. Hinter uns steigt die Nacht von den Bergen. Babettes Atem streift warm mein Gesicht. Plötzlich ist sie über mir wie ein schwüler Tag. Ihr Haar duftet nach Teer.

Ich kann es nicht ertragen.

„Babette ..." sage ich, und weiter weiß ich nichts mehr. Ich lege sie vorsichtig neben mich. Sie wendet ihr Gesicht ab, schaut zur Seite, wo das Leuchtfeuer von Bordighiera blinkt. Über dem Meer, das hinter der dritten Welle endet, versinkt eine orange Glut. Aus dem Rauschen der Brandung kommt ein wenig Kühle. Fern sind die Schreie spielender Kinder. Wir liegen da und Babette sagt kein Wort. Die Brise weht Spritzer der Gischt auf uns.

Nun möchte ich wissen, was sie denkt.

Ich versuche es zu erraten. Es kommt nichts dabei heraus. So starre ich vor mich hin, in den Himmel und die Sommerluft. Plötzlich ist etwas vor dem Himmel, es fließt und ist frisch, und dann erkenne ich den Fluß bei uns zu Hause. Es ist der Rhein, der Niederrhein, wie er an unserem Dorf vorbeifließt. Und es sind die grünen Wiesen, die sich bis nach Holland ziehen. Ich sehe mich plötzlich selber vor unserem dunklen Hause stehen, am hellen Mittag, in die Luft starren, durch die krausen Zweige des Birnbaums, sehe einen gelben Zeppelin fliegen, ganz nah dem Blau des Himmels und leuchtend wie ein Maiskolben...

„Ich möchte etwas trinken", sagt Babette neben mir und leckt sich dabei lachend über den Flaum auf ihrer Oberlippe. Wir stehen auf und gehen zurück, vorbei am Schilfwald und dem Bach. Das junge Mondlicht überzieht die fernen Berge.

Wir gehen ins Tiberio, ganz hinten durch und setzen uns auf das kleine Sofa neben dem Tisch mit dem Grammophon.

Babette schaut mich nickend an und ist ganz fidel. Sie scheint mir ein bißchen gute Laune machen zu wollen. „Soll ich den Orgelkasten mal aufdrehen?" fragt sie.

Wir trinken erst einen Assenzio und lassen die Gläser gleich wieder füllen. Und dann legt Babette eine Platte auf und trällert schon ein bißchen vorweg. Und — na, mir geht es gleich besser.

Aber dann orgelt das Grammophon los und ich frage Babette, ob sie verrückt geworden ist. Sie spielt da wahrhaftig einen Wiener Walzer. Und dabei weiß sie genau, daß ich nichts mehr hasse, als gerade so was.

„Ooch, laß man", sagt sie, „ich suche gleich was anderes."

Ich lehne mich zurück und warte, bis es ihr gefällt, was anderes aufzulegen. Und das dauert eine ganze Ewigkeit. Immer neue Schnörkel kommen und drehen sich zu einem aber Neuen und dann kenne ich den Walzer mit einem Mal wieder... Die Frau von oben, in unserem Hause am Rhein, sang den Walzer immer und meine Mutter, die fast nie laut sang, summte ihn oft leise mit. Ich denke eine ganze Weile an meine Mutter, und dabei gewinne ich die Walzermusik ein bißchen gern. Ich denke auch an meinen Vater, der mich manchmal, wenn ich ihn zum Feierabend am Fabriktor abholte, mit ir Anna Zons Wirtschaft nahm und mir ein Glas rote Limonade bestellte, mir auf die Schulter klopfte und der Wirtin sagte, der Apfel fiele nicht weit vom Roß. Ich denke an den großen Buchenwald bei uns, in dem es selbst im heißen Sommer kühl ist, und ertappe mich darüber, daß ich die Walzermelodie leise mitsumme.

„Wollen wir gehen?" fragt da Babette. Sie muß mich all die Zeit angestarrt haben.

Wir nicken den anderen guten Abend zu und gehen die steile Straße hinauf. Oben auf dem Platz ist es weiß und leer. Nur der Mond malt mit den Schatten der Platanenzweige Teppiche auf den Staub.

Oben auf dem Platz bleibt Babette fragend vor mir stehen. Es ist ja ihr Abend.

Wir stehen einen Augenblick schweigend da. Ich sage ihr dann, ziemlich leise, gute Nacht.

Sie bleibt stehen, und ich spüre ihre Blicke auf meinem Rücken. Ich gehe an der Kapelle Unserer Lieben Frau vorbei, Schritt für Schritt. Ich habe gar keine Lust, meine Beine voreinander zu setzen. Ich schaue mir die fremden Dinge an. Aus einer weißen Hauswand prustet ein Eselskopf in die laue Nachtluft, die voll ist vom beklemmenden Duft der Mimosen. Ich liebe das alles, aber heute ist ein ganz verdammter Tag. Wie ein unerreichbarer Apfel duftet vor mir der Fluß und das Land meiner Kindertage.

Die Sensation des Abends

Von Ernst Hoferichter

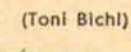
Ich nenne keine Namen! Also, am letzten Samstag war ich zu dem literarischen Zirkel bei Geheimrats Anzenberger, Goethestraße 118, Gartenhaus — eingeladen.

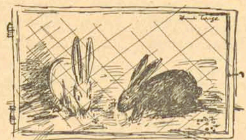
Und nicht nur wegen der Lachsbrote ging ich hin. Diese Abende waren breit und weit berühmt wegen des Geistes, der dort neben den Kalten Platten serviert wurde. Für diesmal aber war noch dazu der Vortrag des Privatgelehrten Dr. Wimmer angekündigt, der aus seinem unveröffentlichten Manuskript „Vom Ich" lesen wird.

Und je weniger man selbst Geist hat, um so mehr erlebt man an ihm seine Verpflichtung. So war denn auch der Anzensbergerische Salon bis an die Nippesgrenzen mit ausgewählten Gästen gefüllt. Und die Sensation an Kulturellem konnte beginnen!

Das Glas gewöhnliches Wasser stand auf dem Vortragspult bereit. Aus dem Nebenraum hörte man schon das Räuspern des Gelehrten, kurzum — alles war zur Nahrungsaufnahme an Geist gerüstet.

Da öffnete sich noch einmal die Gardine, die aus klirrenden Glasperlen gefädelt war — und herein trat eine verspätete Dame. Sie mußte mehreren Gästen näher bekannt gewesen sein, denn sie wurde mit „Ah" und „Oh" begrüßt.


(Toni Bichl)



„Was glaubst du, werden wir nach unserem Tode?" — „Sehr einfach, Zobel oder Nerz!"

Der Vortragende hatte bereits begonnen, war weitausholend sogar über die alten Griechen ein paar Jahrtausendkilometer zurückgegangen — als man von der hintersten Sitzreihe ganz deutlich die geflüsterten Worte vernahm: „Wa-as? Elf Kilo sagen Sie? Das ist ja unglaublich!"

„Und in knapp drei Wochen!" gab es Antwort zurück.

Ein Dutzend Augenpaare drehten sich vorsichtig, sozusagen in Raten, nach rückwärts. Da sich darunter auch mein Paar befand, konnte ich sehen, wie die soeben angekommene Dame ihr Abendkleid vom Körper nach außen zupfte. Offenbar wollte sie damit plastisch machen, was sie — —

Auf dem Rednerpult rankte sich inzwischen die Metaphysik der Babylonier in die Höhe. Man merkte, daß es in abstrakte Regionen ging, denn der Gelehrte nahm zum Sprechen auch die Hände zu Hilfe. — „Wie haben Sie das gemacht...?"

„Mit Tomaten fing ich an, dann geschabten Rettich und..."

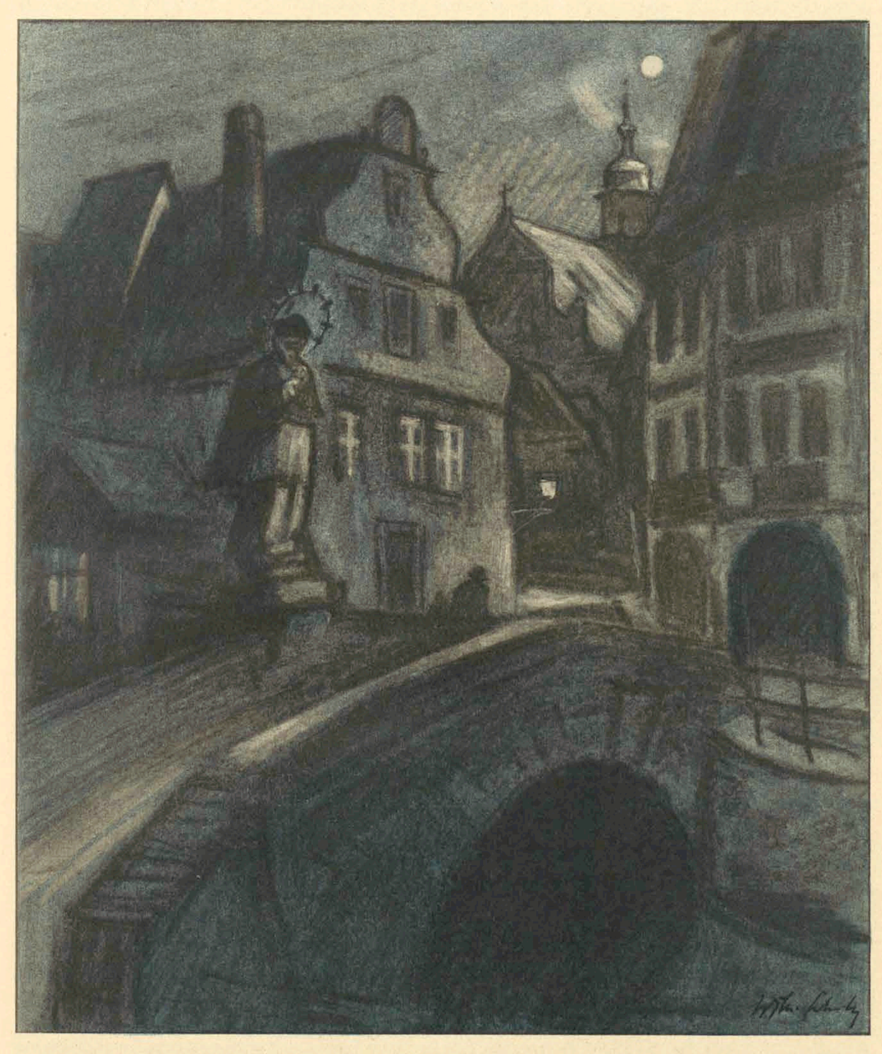
„Psssst...!" schnitt den Satz in der Mitte ab und trug die Aufmerksamkeit wie auf einem Servierbrett nach vorne.

Aber gerade das Nicht-zu-Ende-Gesprochene reizte jetzt zum Weiterdenken. Die Stille, die nunmehr vom Vortragenden mit Problematik ausgefüllt wurde, hatte einen salatgefärbten Unterton bekommen. Sie wurde quasi kontrapunktisch. Die Tomaten und der Rettich blieben im Salon und verlangten nach dem, was das ‚Pst' abgehackt hatte. Als der Redner eine kleine Pause verkündete, ging ein Atmen durch die Zuhörerschaft. Es wurde vom Gelehrten als Erholung von der dargebrachten Tiefe gedeutet.

Die Dame in der hintersten Sitzreihe war alsbald wie eine Autopanne umringt. Schale um Schale, wuchs der Kreis wie eine Zwiebel an. Bereitwilligst erklärte sie den Neuhinzutretenden immer wieder — wie sie um elf Kilo abgemagert war. Frauen, die ein Lebendgewicht von zwei Zentner ihr eigen nannten, stenografierten sogar mit. In allen Gesichtern lag der Anblick dessen, was

St. Nepomuk in Böhmen

(Wilhelm Schulz)



Der Johann von Pomuk
Ist in Böhmen ersoffen.
Seitdem ist viel Wasser
Durch die Moldau geloffen.

Ist in Böhmen ersoffen
Und heut hört man ihn loben;
Auf allen den Brucken
Steht er längst wieder oben.

Warum steht er oben?
Weil s'n erst hab'n ertränkt.
So geht's an der Moldau.
Ja — wer hätt sich dös denkt?

Wugg Retzer

Der Lügenfeldzug

(Erich Schilling)



Die Demokratien haben ihre treuesten Truppen restlos mobilisiert, um Deutschland einzukreisen!

die Dame verloren hatte. Was hier fehlte, wurde vor dem geistigen Auge aller erst recht augenscheinlich erlebt.

„... dieses Fett zu einem Ballen gerollt, das gibt eine hübsche Menge!"

„Bitte, überzeugen Sie sich selbst", sprach die Dame wieder und bot sogar den Herren ihre Arme zur Prüfung dar. Berührungen, die sonst zum Skandal geworden wären, durften jetzt im Interesse dieses Wunders ohne gelüstenden Beigeschmack vorgenommen werden.

„Wie war das mit dem geschabten Rettich?"

„Vielleicht ist die Dame so freundlich und spricht zu uns allen ein paar aufklärende Worte...?" Und schon wurde sie von einem zuvorkommenden Herrn ans Rednerpult geführt. Und sie erzählte, beantwortete Fragen und wurde nicht müde, immer lebendiger zu werden. Um zu demonstrieren, wie man gelbe Rüben zu Brei zerreibt, benützte sie in der freudigen Hingabe das Manuskript, das der Gelehrte auf dem Pult zurückgelassen hatte.

Es war Mitternacht geworden, als die Frage gestellt wurde — wo die elf Kilo Fett eigentlich hingekommen seien...?

Während die abgemagerte Dame auch davon bereitwilligst Auskunft zu geben begann, hörte ich vom Badezimmer her ein leises Plätschern. Ahnungsvoll näherte ich mich der trüben Quelle. Da saß der Privatgelehrte am Rand der Wanne und das Zimmermädchen legte nasse Tücher um sein Haupt und Herz. — —

Beim Abschied versprachen alle, am nächsten literarischen Abend mit Freuden wiederkommen zu wollen.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Man hat schon mitunter Glück in der Welt. Ich kam dieser Tage nach Budapest und sollte einem gewissen Herrn Rakkosch Grüße eines unserer gemeinsamen Bekannten bestellen. Als ich an seiner Wohnung läutete, öffnete mir eine entzückende junge Person. „Kann ich Herrn Rakkosch sprechen?" fragte ich.

Die junge schöne Person sah mich lächelnd an: „Mein Mann ist verreist", sagte sie, „er kommt erst morgen früh zurück — wenn Sie so lange bei mir auf ihn warten wollen?"

*

In M. wurde die große Kunstausstellung eröffnet. Da ich mich mehr für Menschen als für Bilder interessierte, betrachtete ich die Menschen, die die Bilder betrachteten. Ich fand mein Meisterwerk. Es war ein Ehepaar, nicht mehr jung an Jahren, das mit einem Ausstellungskatalog in der Hand von Saal zu Saal zog. Plötzlich erklang die schrille Stimme der Frau: „Streich doch die Bilder im Prospekt an, die wir gesehen haben, Hugo! Sonst kann es uns noch passieren, daß wir uns ein Bild zweimal angucken — —"

Bei Sauerbruch schlief einmal während des Kollegs ein Student ein, der eine Faschingsnacht durchschwärmt hatte. Plötzlich erwachte er. Sauerbruch unterbrach seinen Vortrag und bemerkte: „Es tut mir leid, daß ich durch meine Vorlesung Ihren guten Schlaf stören mußte."

*

Kaum lenzt es, sitzt die Frau an der Tür des ihrer Obhut anvertrauten, stillen, grüngestrichenen Häuschens und strickt.

Dieser Tage war ich, der Not gehorchend und dem Triebe, dort zu Gast und hörte, wie die Schlüsselbewahrerin zu einer Frau, die ihr Gesellschaft leistete, sagte:

„Alsdann, den manen S', Frau Wokurka, der was da vorbeigangen is?... Der will Ihna heiraten?... Na, i tät mi bedanken dafür... Da hätten S' ja de Höll auf Erden... Den kenn i scho a paar Jahr —"

„Ich bitt Ihnen", versetzte die mit Frau Wokurka angesprochene Gastin, „warum denn?... Er hat a ganz a schöne Pension — und für a Wittfrau, wie i ane bin, ist er a gute Partie —"

„Hör'n S' mir auf, mit der guaten Partie!" sagte die Frau, die immer an der Türe sitzt, „da kenn i eahm viel besser, wann i eahm aa nur vom Sehn kennen tua... Jeden Tag geht er zwamal da vorbei, der Geizhals, der notige... Und glauben S' ja net, daß Ihnen der was vergünnen tät, der Schmutzian, wo er mi no niamals was verdienen lassen hat!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43191 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Herrenfahrer

(K. Heiligenstaedt)



„Merkst du was? Die erste Drossel!" — „Donnerwetter, ja, und ich habe noch den Frostschutz im Kühler!"

München, 16. April 1939
44. Jahrgang / Nummer 15

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im amerikanischen Senat

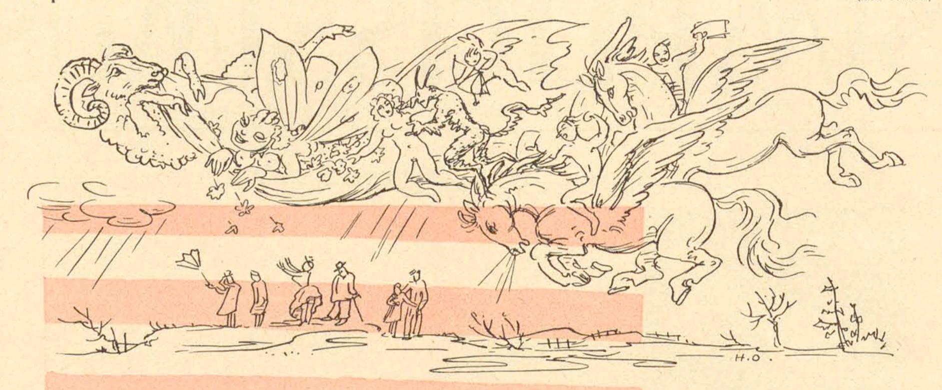
(E. Thöny)



„Wir werden also von nun ab unsere Sitzungen mit einem Gebet eröffnen. Unser politischer Freund, der hochwürdigste Herr Erzbischof von Canterbury hat sich zuvorkommenderweise bereit erklärt, uns mit den erforderlichen Texten zu beliefern."

Aprilwetter

(Hilla Osswald)



WORAN MANS MERKT

Von Walter Foitzick

Ich kann Ihnen natürlich nicht alle Merkmale aufführen, ich muß mich auf zwei typische Fälle beschränken.

Sehen Sie, das geht zum Beispiel so: Da fragen Sie eines Tages ganz harmlos: „Na, Edith, was hast du heute vormittag gemacht?" Edith wird Ihnen mit geradezu penetranter Harmlosigkeit antworten: „Ach, ich war mal im Museum."

„Im Museum", werden Sie erstaunt ausrufen, „was machst denn du im Museum?"

Die befragte Dame wird Ihnen, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, sagen, daß sie sich unter anderem über die Umbrische Malerschule unterrichtet habe.

Ich rate Ihnen, unterdrücken Sie Ihr Erstaunen darüber, daß sich Edith ausgerechnet über die Umbrische Malerschule unterrichten wollte, wo sie doch sonst zu solchen Bildungsanstalten wie Museen keine besondere Neigung verspürt.

Nehmen Sie die Sache gefaßt und möglichst unauffällig zur Kenntnis.

Es ist ein Symptom, sage ich Ihnen, ein untrügliches Merkmal. Keine Frau auf dem ganzen Erdenrund beginnt sich ohne besonderen Anlaß für mittelitalienische Malerei zu interessieren. Da steckt was dahinter. Ich kann es Ihnen genau sagen, was dahinter steckt, es steckt wer dahinter. Ich will es Ihnen klar und deutlich machen, so eine Edith hat ganz kürzlich einen Herrn kennengelernt, einen Herrn mit ausgesprochenen geistigen Interessen, oder noch genauer gesagt, einen Herrn, der mit bildender Kunst irgend etwas zu tun hat, und der hat von italienischer Malerei gesprochen. Als er aber auf die Umbrische Malerei zu plaudern kam, fühlte Edith, daß auf diesem Gebiet ihr die näheren Kenntnisse mangelten. Jetzt will sie die Scharte auswetzen, weil in ihr der Ruf zum Umbrischen stark geworden ist.

Ich sage Ihnen, wenn Frauen so etwas tun, dann steckt immer ein Kerl dahinter. Unter uns wollen wir ihn ruhig Kerl nennen, obwohl er ein so feinsinnig gebildeter Charakter ist, dieser Kerl. Wenn Frauen plötzlich ins Museum gehen, führt ihr Weg über alte Leinwände zum lebenden Künstler. Wenn sie dann mit dem Museumsbesuch aufhören, ist der Fall erledigt oder schon sehr weit fortgeschritten.

Das ist der eine Fall, wenn auch einer der häufigsten und am klarsten erkennbaren. Nun zu Nummer zwei.

Bei ihm handelt es sich um schon an sich künstlerisch interessierte Frauen oder um solche, bei denen der Umgang mit den Werken der Kunst und deren Herstellern zum täglichen Brot gehört. Die bekommen niemals schlagartig den Drang zum Museum. Bei ihnen stellt sich mit Urgewalt, sagen wir mal der Trieb zu etwas Landwirtschaftlichem ein. Sie fragen unvermittelt nach dem Unterschied zwischen oberbayerischem Fleckvieh und schwerem Oldenburger Schlag. Sie, die bisher das Huhn nur von der Speisekarte kannten, lassen unvermittelt eine Leghenne in die Unterhaltung einfließen oder sonst etwas Rassisches aus der Ökonomie. Hier muß ich Ihnen sagen, daß einer dahinter steckt, der beim Morgengrauen auf die Felder reitet und mit der Reitpeitsche gegen die Stiefel schlägt, daß es nur so klatscht. Eine prachtvolle Abwechslung für geistig interessierte Damen. Dieser Mann ist so wenig beschwert mit Kunst und Literatur, es geht viel Frische von ihm aus ...

Nun werden Sie mich womöglich fragen, was einer tun soll, der ein vitales Interesse an obengenannten Damen hat, wenn sie plötzlich ins Museum gehen oder in die Landwirtschaft. Ja, da bin ich überfragt. Ich bin immer nur bis zur Feststellung der Tatsache gekommen, wie seinerzeit meine Lehrer, die mir ins Zeugnis schrieben: „Der Schüler F. beschäftigt sich mit Nebendingen."

Traum

Von Dr. Owlglaß

... Und ich betrat ein Haus.
„Hier mußt du leise gehn!"
gab man mir zu verstehn.
„Sonst fliegst du gleich hinaus!"

Aus meinem groben Schuh
— nun ja, die Sache will's —
schloff ich in einen Filz,
mausgrau, und schlurfte zu

im toten Haus herum.
Da strichen andre viel,
ein wirres Schattenspiel,
vorbei und nickten stumm.

Und war nicht einer froh.
„Memento mori" stand
auf einer kahlen Wand.
Ich grübelte: Wieso? — — —

Ein Wiehern brach herein;
dran bin ich aufgewacht ...
Wer ist's, der da so lacht?
... Wird wohl der Grünspecht sein.

DIE MACHT DES WILLENS

Von Wilhelm Hammond-Norden

Kennen Sie die alte Frau Lohmann? Nein? Die müssen Sie aber kennenlernen. Sie ist eine prächtige alte Dame. Sie ist schon uralt. Wahrscheinlich wird sie überhaupt nicht sterben. Das hängt mit Ihrer Versicherungsgesellschaft zusammen. Ich will es mal der Reihe nach erzählen.

Als Frau Lohmann siebenundsechzig Jahre alt war, starb ihr Mann. Der Verstorbene hatte zu Lebzeiten dafür gesorgt, daß seine Frau nach seinem Tode keine Not litte. Er hatte eine Versicherung abgeschlossen, dergestalt, daß seine Frau vom Tage seines Hinscheidens an eine monatliche Rente von zweihundert Mark erhielt.

Frau Lohmann verstand nicht viel von geschäftlichen Dingen, aber sie empfand diese monatlichen Überweisungen als angenehm, sie konnte gut und bequem davon leben, ja, sie brachte regelmäßig ein hübsches Sümmchen auf die Sparkasse. Sie wollte dereinst lachende Erben hinterlassen.

Mit der Zeit schien ihr die Sache mit der Rente zu unglaubwürdig. Sollte das nun wirklich bis in alle Ewigkeit so weitergehen? — Frau Lohmann begab sich in das Büro der Versicherungsgesellschaft, um dort Gewißheit zu erhalten.

Am Schalter saß ein freundlicher junger Mann. „Wie kommt es", begann Frau Lohmann, „daß Sie mir jeden Ersten zweihundert Mark schicken?"

„Ihr Mann hat früher entsprechende Prämien gezahlt." „Ja — und wie lange bekomme ich die zweihundert Mark?" — „Solange Sie leben, Frau Lohmann!"

„Und wenn ich nun neunzig Jahre alt werde?" — „Dann bekommen Sie bis zum neunzigsten Jahr Ihre Rente!" „Ganz bestimmt?" — „Ganz bestimmt, Frau Lohmann!"

„Ist das nicht ein schlechtes Geschäft für Sie?" „Ach, Frau Lohmann, das gleicht sich aus!"

Die alte Dame dachte ein Weilchen nach. Dann begann sie neu zu fragen: „Und was ist, wenn ich sterbe?" — „Dann ist damit die Versicherung erloschen!" — „Was heißt das? Hört die Rente dann auf?" — „Ganz recht!"

„Und wenn ich nun nächstes Jahr sterbe?" — „Na, das wollen wir doch nicht hoffen!" — „Hoffen nicht — aber wenn?" — „Dann ist die Rente erloschen!"

„Das finde ich aber ungerecht!" — Der junge Mann war ein Muster an Geduld. Er versuchte, klarzustellen. „Sehen Sie mal, niemand kann ja wissen, wie alt Sie werden. Sie können — Verzeihung — im nächsten Jahr sterben."

„So? Vorhin haben Sie gesagt, wir wollen es nicht hoffen!"

„Natürlich wollen wir es nicht hoffen!" — „Ach, junger Mann, verstellen Sie sich doch nicht. Wenn die Dinge so liegen, dann müssen Sie es ja sogar

Die lateinische Schwester

(Erich Schilling)



„Als meine Schwester Italia noch klein war, konnte ich sie so gut leiden, aber jetzt wo sie groß ist und sich für dasselbe interessiert wie ich, gefällt sie mir gar nicht mehr!"

hoffen. Darum mache ich Ihnen einen Vorschlag: Wenn ich nächstes Jahr sterbe, dann zahlen Sie die Prämie noch fünf Jahre lang meinen Kindern. Dabei machen Sie immer noch ein gutes Geschäft, wenn Sie bedenken, daß ich hundert Jahre alt werden könnte!"

Der junge Mann schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. Das durfte er nicht. Das überschritt seine Befugnisse.

Da wurde Frau Lohmann böse und ihr Gesicht wurde ganz alt und gehässig, während Sie sagte: „So, nun werde ich mich rächen! Ich sterbe überhaupt nicht. Merken Sie sich das!" Und sie verließ das Büro. Der geduldige junge Mann sah ihr staunend nach.

Frau Lohmann aber tat zur selben Stunde einen Schwur. Alt wollte sie werden. Uralt. Steinalt. Damit die Rente nicht aufhörte. Die Rente und ihr Leben waren eins. Ohne Rente kein Leben, ohne Leben keine Rente. Wollte sie die Rente retten, so mußte sie ihr Leben retten. Frau Lohmann hatte einen eisernen Willen. Sie wurde siebzig, sie wurde achtzig und fünfundachtzig. Dann bekam sie eine Lungenentzündung, und alle dachten: nun hat ihr letztes Stündlein geschlagen. Aber die Kranke dachte nur an ihre Rente, das gab ihr Mut und Kraft, und als ihr, es war gerade Ultimo, der Betrag ins Krankenhaus nachgeschickt wurde, da genas sie von Stund an.

Jetzt ist sie wieder ganz mobil. Dreiundneunzig Jahre zählt sie. Und sie ist noch rüstig. „Ja", sagte sie neulich zu mir, „das hat die Gesellschaft nun davon. Hätte sie sich auf die fünf Jahre für meine Kinder eingelassen, dann läge ich längst unter der Erde. Aber nun — ich denke gar nicht daran. Ich bin eine gutmütige Person. Aber wenn man mir dumm kommt, dann kann ich aasig werden!" — Sehen Sie — so ist Frau Lohmann. Sie müssen Sie mal kennenlernen. Eine prächtige alte Frau!

Der Liebesbrief

(K. Heiligenstaedt)



„Das ist ja allerhand, so unverblümt seine Absichten zu schreiben."
„Er spart eben überflüssige Verpackung!"

Der Sprengwagen

(O. Gulbransson)

— — — — — — — —

„Sauerei, Sauerei!“

„Da kommt schon wieder so ein Karren . . .“

„Eigentlich ganz praktisch!“

MEIN TELEFON

VON ERIK STOCKMARR

Irgend etwas stimmt da nicht mit meinem Telefon. Tagtäglich werde ich von Leuten angerufen, die falsch verbunden sind, und die nun ihrem Ärger darüber Luft machen, indem sie mich mit einer Flut von Schimpfworten überschütten. Anfangs bin ich bestrebt gewesen, Böses mit Gutem zu vergelten und benahm mich recht höflich und liebenswürdig. Aber da sich das als fruchtlos erwies, habe ich wirksamere Maßnahmen ergriffen.
Lag ich neulich behaglich auf der Couch ausgestreckt und las Kipling, als das Telefon plötzlich läutete. Eine junge Dame war es, die mir liebevoll ins Ohr flüsterte:
„Hallo, bist du es?"
„Jawohl, ich bin es", antwortete ich (was ich ja faktisch auch bin).
„Nein, du bist es nicht."
„Aber natürlich bin ich es."
„Wie geht es dir, Liebling?"
„Danke, so leidlich."
„Du bist doch nicht etwa krank?"
„I bewahre, bloß ein bißchen unwohl ist mir zumute, ich habe mir einen Zahn ziehen lassen."
„Ach du Ärmster, das ist ja furchtbar. Ich nehme sofort ein Auto und bin gleich bei dir, Liebling."
„Sehr nett von dir. Vergiß bitte nicht, eine Kiste Zigarren mitzubringen. Zigarre, das betäubt nämlich den Schmerz."
Knack knack, und schon war sie weg die mir unbekannte junge Dame, die nun im nächsten Augenblick bei irgendeinem ebenso desorientierten Herrn mit einer Kiste Zigarren hereinschneien wird. Er wird entzückt sein ob der noblen Überraschung, und auch sie nicht minder erfreut, „Liebling" mit einem Mund voller gesunder Zähne vorzufinden.
Gerade legte ich mich auf die Couch zurück in dem stolzen Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben, als es gleich darauf ein zweites Mal klingelte.
„Hallo!" rief eine andere Mädchenstimme durch den Draht. „Hallo!" erwiderte ich.
„Deine Stimme klingt ja heute so sonderbar, Schnucki."
„Ich bin leicht erkältet, ist nicht weiter schlimm."
„Hättest du Lust, Schnucki, ein bißchen spazieren zu gehen?"
„Aber natürlich. Du weißt doch, daß ich Spaziergänge ebenso gern habe wie du."
„Ach wie lieb du doch heute wieder bist. Also abgemacht, in fünf Minuten treffen wir uns drüben an der Zeitungsbude."
„All right."
„Sage mal, Schnucki, hast du was dagegen, daß Felix auch mitkommt?"
„Nicht im geringsten. Selbstverständlich kommt Felix mit", (ich kannte ja Felix gar nicht, warum sollte er daher nicht)... —
Zwanzig Minuten Frieden, ehe es erneut Sturm läutete. Sie war es abermals, mit der ich soeben gesprochen hatte.
„Wo bleibst du denn nur, Schnucki?"
„Ich?" sagte ich.
„Jawohl du. Ich warte nun schon eine Viertelstunde auf dich, und auch Felix hat schon längst kalte Füße. Er nießt immerzu, er kann den Wind nicht vertragen."
„So sage ihm, er möge sich einen steifen Grog mixen, frühzeitig zu Bett gehen und einen kalten Umschlag machen. Im übrigen bin ich gar nicht mehr dein Schnucki nach dieser Geschichte mit Felix."
Es krachte und rumorte am anderen Ende, so daß ich ebenfalls den Hörer auflegte, ohne jemals zu erfahren, wie es Felix weiterhin erging. Aber ein kalter Umschlag tut ja bekanntlich immer gut. —
Wieder eine kurze Pause. Doch auch sie währte nicht lange; es war wirklich als risse sich jedermann darum, mit mir ins Gespräch zu kommen. Diesmal war es ein Herr.
„Hallo, hallo!" rief er. „Ist dort Sofus?"
„Wat denn, wat denn Männeken. Wen woll'n Sie denn. Vater oder Mutter, den Sohn oder die Tochter. Oder allemann zusammen?"
„Wie bitte?"
„Ja danke, schon gut. Rufen Sie gefälligst bei der Hundebadeanstalt an." —
Abermals war es ein Mann, der an der Strippe hing.
„Ich möchte gern mit Fräulein Sophie sprechen."
„Das möchte ich auch, aber sie will von uns beiden nichts wissen."
„Wie bitte?"
„Jawohl, dessen dürfen Sie versichert sein. Einen schönen Gruß an zu Hause."
Aber er ließ sich nicht abschütteln.
„Wo ist Sophie", rief er aufgeregt. „Ich will wissen, wo Sophie steckt. Hier ist Friedrich."
„Nur ruhig Blut, lieber Friedrich."
„Wo ist Sophie?"
„Wo soll sie anders sein. Vor einer Stunde fuhr sie ins Entbindungsheim."
„Wo ist sie? Sophie, meine Verlobte?"
„Ja so freuen Sie sich doch, Mann. Der Arzt meinte, es gäbe Zwillinge. Gratuliere." —
Ruhe und Frieden waren diesmal von etwas längerer Dauer, so daß ich um etliche Seiten in meinem Kipling weiterkam. Ein Mann vom Lande, ein Bauer wohl, meldete sich als nächster am Apparat.
„Ist dort der Zirkus?" „Ja bitte."
„Ich möchte gern zwei Billets für morgen abend."
„Gern."
„Gibt es auch ein gutes Programm?"
„Ein gutes Programm? Phänomenal geradezu! Sie bekommen den dicksten Mann der Welt zu sehen, der so fett ist, daß er sich jedesmal umdrehen muß, will er sich im Nacken kratzen. Sein Vater starb im Alter von 99 Jahren aus Gram darüber, daß er die 100 nicht erreichte. Und dann Professor Pim-Pam, der auf seinem gewaltigen Rauschebart 23 erwachsene Männer zu tragen vermag..."
Aber er, der Mann vom Lande, hatte bereits sang- und klanglos eingehängt.
Fünf Seiten Kipling, sodann die Stimme einer Frau, die sich in meine Leitung eingeschlichen hatte.
„Herr Bäckermeister Kleie? Senden Sie mir bitte ein wenig Teegebäck."
„Gern, mein Teekindchen."
„Hihi, Herr Kleie, wie charmant Sie wieder einmal sind. Ja und dann noch: ein halbes Roggenbrot und 10 Brötchen."
„Soll geschehen, mein Lockenköpfchen. In fünf Minuten wird der Bote bei Ihnen sein und das Ganze durch den Briefschlitz werfen."
„Was Sie nicht sagen?"
„Tja, eine kleine Neuerung, die wir eingeführt haben, das da mit dem Briefkasten. Wir schneiden das Roggenbrot in Scheiben und formen die Brötchen so flach, daß sie bequem durch den Briefschlitz hindurchgehen. Alles Dienst am Kunden. Auf Wienerschnitzel, gnädige Frau." —
In der Nachbarschaft wohnt ein Kaufmann, dessen Telefonnummer nahe an die meine grenzt, was natürlich zu unzähligen Verwechslungen Anlaß gab. Die Leute bestellten oft Zucker oder grüne Seife bei mir, und standen gewiß enttäuscht und verärgert da, weil sie beim Abendbrot die bestellten Waren vermißten. Aber es soll — und das tröstet mich — gesünder sein, das Abendessen ohne grüne Seife zu genießen als mit. —
Ein neuer Kunde in „meinem Laden", ein Mann.
„Hallo, wollen Sie mir 12 Flaschen Rotwein schikken und zwar sofort?"
„Hat sich was, mein Freund", antwortete ich, „den trinke ich lieber selber aus."
„Nein, solch eine Unverschämtheit. Eine bodenlose Frechheit..."
Und nun ereignete sich etwas ganz Drolliges. Während ich am Telefon stand und die Schimpfkanonade über mich ergehen ließ, wanderte mein Blick unwillkürlich zum Hause gegenüber. Im dritten Stock sah ich dort einen Mann in rotgestreiftem Pyjama, der ein Kind auf dem Arm hielt und mit krebsrotem Gesicht in den Fernsprecher hineinschimpfte. Da ging mir plötzlich ein Licht auf, daß er es war, mit dem ich mich herumzankte; denn deutlich konnte ich erkennen, wie er mit der Faust auf den Tisch schlug, und hörte es gleichzeitig. Auch das Kind konnte ich weinen sehen und hören.
„Wollen Sie mir nun endlich erklären, wieso Sie mir den Rotwein nicht liefern wollen", tobte er unentwegt. „Eine Frechheit sondergleichen. Was in aller Welt bilden Sie sich denn ein!"
Ich räusperte mich vernehmbar und sagte in ruhigem Tone:
„Nun aber hübsch den Mund gehalten, mein lieber Mann. Jetzt wollen wir uns einmal über Ihr Benehmen unterhalten. Sie erdreisten sich, mich in einem rotgestreiften Pyjama anzurufen, und reden mit der Zigarre im Mund. Ja, es geniert Sie keineswegs im Beisein des unschuldigen Kindleins, das Sie auf dem Arm halten, grob zu werden. Sie sind erstaunt, was? Tja, das Fernsehen habe ich schon vor langem erfunden. Nehmen Sie gefälligst die linke Hand aus der Tasche. Und damit Sie unterrichtet sind, ich experimentiere augenblicklich an einer neuen Erfindung, den ‚drahtlosen Ohrfeigen'. Wenn es Ihnen recht ist, kann ich Ihnen gleich einmal eine Kiste voll davon ins Haus schicken."
Da ließ er entgeistert das Kind in den Papierkorb fallen, warf die Hörmuschel von sich und flüchtete sich in das Innere des Kleiderschrankes. Dort sitzt er vermutlich heute noch.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen v. Werner Rietig)

(Zeichnung: J. Hegenbarth)



SCHLUSS MIT KUSS

Von Josef Robert Harrer

Letztens saß ich in der Straßenbahn einem jungen, hübschen Mädchen gegenüber. Es hatte gescheite Augen und Beine, die man nicht unter den Scheffel stellen braucht; das Mädchen tat das auch nicht, sondern es löste die Schnur von einem kleinen Paket und zog ein neues Buch heraus. Auf dem Umschlag sah man das Bild eines Liebespaares, das verzückt in die untergehende Sonne blickte. Also: Schluß mit Kuß!

Das Mädchen begann sofort zu lesen. Die Straßenbahn hatte aber noch keine dreimal gehalten, als das Mädchen hastig weiterblätterte und den Schluß las. Dann nickte es befriedigt und fuhr wieder vorne in der Lektüre fort. Ja, es stimmte: Schluß mit Kuß! Was auch kam: es ging gut aus. Es war ein modernes Mädchen, das bestimmt im Hundertmeterschwimmen eine anerkennenswerte Zeit aufwies. Und dennoch unterschied es sich nicht von den Leserinnen auf der ganzen Welt. Es mußte neugierig nachsehen, ob es auch wirklich ein happy end gab.

Für dieses Mädchen und für alle anderen habe ich eine Geschichte geschrieben. Hier ist sie!

*

Annie und Fred liebten einander abgöttisch. Sie träumten voneinander. Wenn Freds Hühneraugen schmerzten, weinte Annie. Und wenn Annie über Kopfweh klagte, konnte Fred die ganze Nacht nicht schlafen.

Kurz, es waren zwei verliebte junge Menschen, die die ganze Umgebung in helles Licht tauchten, auch wenn schwarze Wolken den Himmel bedeckten.

Aber! Meistens kommt es so! Die Eltern! Sie wollten nicht, daß die beiden einander heirateten. Annies Mutter hatte schon einen Bräutigam für die Tochter; und Freds Vater wollte den Sohn in eine fremde Stadt verheiraten, an die Tochter eines Geschäftsfreundes. Da gab es Tränen. Da gab es Lebensüberdruß. Und eines Tages —

*

Ich weiß, daß nun hundert von hundert Leserinnen rasch einen Blick auf den Schluß werfen werden. Dort werden sie lesen:

„Da drückte er sie fest an sich. ‚Für immer vereint!' flüsterte sie. Ein endloser Kuß öffnete ihnen die Tore des ewigen Glückes ..."

Gott sei Dank! Schluß mit Kuß! Und nun werden meine Leserinnen wieder weiterlesen, wo sie aufhörten. Denn nun wissen sie, daß die beiden trotz allem zusammenkommen. Die Geschichte geht weiter!

*

Und eines Tages — Fred und Annie hatten eine heimliche Zusammenkunft vereinbart und die wunderbarsten Ausreden vorbereitet — eines Tages fand sich Annie in ihrem Zimmer eingesperrt. Sie tobte. Sie weinte. Sie war dem Wahnsinn nahe. Zur gleichen Zeit erhielt Fred ein Schreiben. Er riß es auf. Eine fremde Handschrift! „... will ich Ihnen verraten, daß Ihre Annie, der Sie so sehr vertrauen, heute nicht kommen kann, weil sie sich mit einem anderen trifft! ..."

Da zog Fred den Revolver aus der Tasche und schoß sich eine Kugel in den Kopf. Zur gleichen Zeit stürzte sich Annie aus dem Fenster ...

*

Meine Leserinnen fühlen das Herz bis in den Hals klopfen. Die arme Annie, der arme Fred. Aber alles wird gut ausgehen. Man hat ja schon den Schluß gelesen! Dort stand: „... endloser Kuß öffnete ihnen die Tore ..." Also kann man weiterlesen! Um so schöner wird es werden. Fred hat sich wahrscheinlich nur verletzt und Annie ist bestimmt auf ein Blumenbeet gefallen. Ja, so wird es sein. Denn schließlich ... Nein, schließlich:

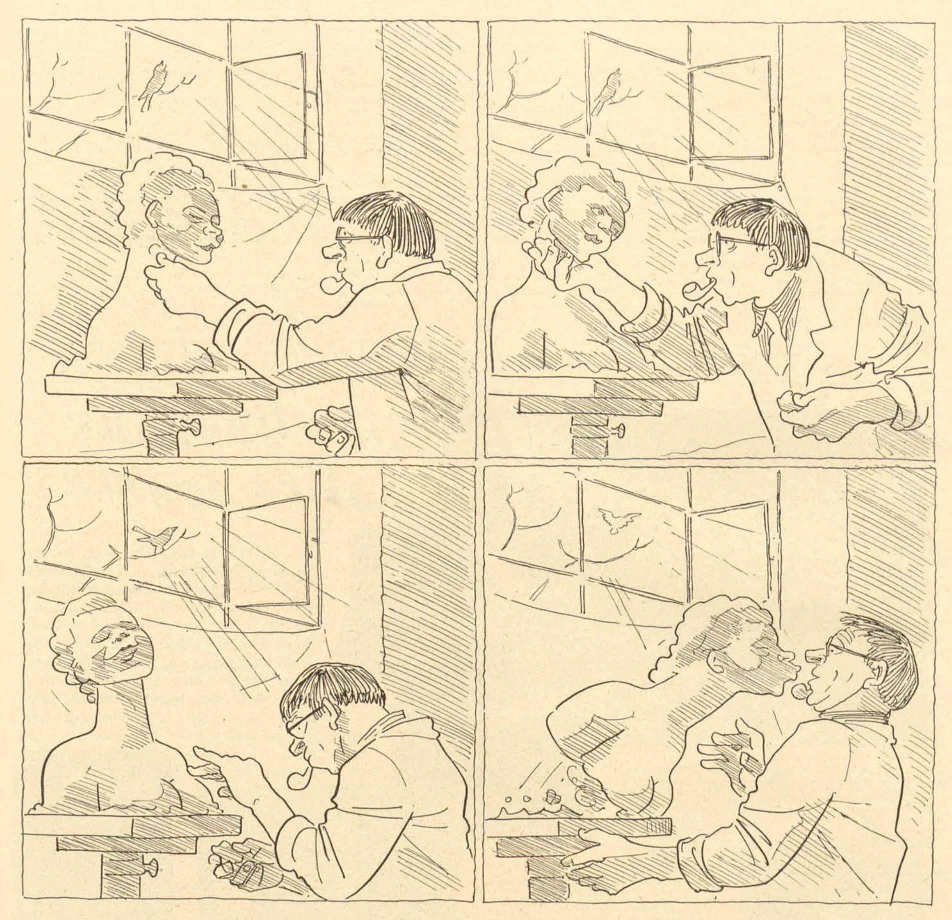
*

... Während so das unglückliche Paar durch das Schicksal getrennt wurde, gab es zwischen dem Chauffeur von Freds Vater und dem Stubenmädchen Lissie eine hübsche Szene. „Ja, ich liebe dich!" sagte sie.

Da drückte er sie fest an sich. „Für immer vereint!" flüsterte sie. Ein endloser Kuß öffnete ihnen die Tore des ewigen Glückes.

Die verliebte Plastik

(Fr. Bilek)



DISTELIGES LOS

Eine Distelin hatte ihren silbernen Becher verschüttet.
Nun wuchsen auf die Sämlinge, in eines Wagenrades Rund gestreut.
Ein Distelvolk wuchs auf, ein herrlich gezacktes,
ein violettblütiges, ein wunderbar nichtsnutziges,
und mittendrin, siebenfach gestachelt, siebenfach gebärtet,
der bärtige silbrige Distelfürst.

Heiland! fluchte der Bauer, der die Kornverderber sah.
Prachtvoll! schrie der Dichter und betrank sich am Silberglanz.
Stumm blieb der Esel, der nähertrott, und schalt nicht und lobte nicht,
aber seine Speicheldrüsen flossen über ob des distligen Anblicks,
und mit seiner ledernen Zunge griff er zu, raufte ab und fraß
die ganze Silberdistelherrlichkeit in seinen silbergrauen Eselswanst.

Eine Distelin hatte ihren silbernen Becher verschüttet.
Die Erde nahm gnädig die Überflut auf.
Lebenlassend hat sie Antwort gegeben, die ewig gleiche,
ewig gutmütige Erdenantwort: Wachse und wehre dich!
Aber, die der Egge entgingen und der malmenden Walze,
die der Stecher nicht faßte oder die rupfende Knechtshand,
noch die sensige Schneide, noch der lärmende Schliff der Maschine,
dürfen doch nicht froh sein, die Distelköpfigen,
sie mögen gestachelt sein, wie sie wollen!
Trotzdem sie sich der Bischöfe Farben zulegten, violett
sich pinselten, wie die gottfrohen Heiligen,
frißt zum Schluß doch das Schicksal sie auf.
Das Schicksal? — Jawohl, das eslige Maul!

Oskar Wöhrle

Einkreisung

(Karl Arnold)



„Wie soll man Pakte abschließen, wenn nicht alle anpacken?“

Unterm Frühjahrshut

(R. Kriesch)

„Und da sagte der unverschämte Mensch zu mir, ich hätte einen beschränkten Horizont!“ — „Ja, mit dem Hut!“

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Lieber Simplicissimus

Ein berühmter Gynäkologe erzählte in einer Gesellschaft, daß eine seiner Patientinnen nach der Lektüre der drei Musketiere Drillinge zur Welt gebracht habe. Kaum hatte er geendet, als ein Herr aufsprang, sich eilig verabschiedete und nach Hause ging. Später stellte sich heraus, daß seine junge Frau auch Mutterfreuden entgegensah. Sie las gerade den Roman „Sieben vor Verdun".

In unserem Nachbarhaus ist ein kleines Schreibwarengeschäft. Der Verkauf findet in der Wohnung statt. Deshalb ist auch kein Schaufenster vorhanden. Statt dessen befinden sich an der Hauswand einige Auslagekästen. In einem ist nun augenblicklich folgendes zu sehen. Hinter der Glasscheibe hängen schön ausgerichtet Kommunionkerzen, eine größer und schöner als die andere. Quer über die Scheibe ist ein gut sichtbares Schild geklebt: „Alles zur Verdunkelung!"

Am Eingang zum Friedhof in R. ist ein beinahe lebensgroßes Gemälde, das den Osterbesuch der Frauen am Grabe Christi darstellt. Die Worte des am leeren Grab beim weggewälzten Stein stehenden Engels an die fragend blickenden Frauen: „Den Ihr suchet ist nicht hier, er ist auferstanden" stehen auf dem Bild. Vermutlich in der Annahme, daß die Auskunft des Engels nicht allen verständlich und erschöpfend ist, ist unter dem Bild auch noch eine Tafel angebracht mit der Aufschrift: Auskunft bei der Friedhofverwaltung.



Allein im Süden

(M. Dudovich)



„Der gute Heinz mit seinen Warnungen vor den leidenschaftlichen Männern des heißen Südens! Zur Strafe sollte ich ihm schreiben, daß es sowas wirklich gibt!"

München, 23. April 1939
44. Jahrgang / Nummer 16

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Erzbischof von Canterbury und der Satan

(E. Thöny)



„Aus bester Quelle weiß ich, daß Deutschland die Absicht hat, Ihr höllisches Reich zu vernichten. England bietet Ihnen deshalb jeglichen Beistand an!“

Der Traum des Jockeys

(Fr. Bilek)



ERFÜLLTE WÜNSCHE

Es gibt ein sehr merkwürdiges Sprichwort, das lautet: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter in Fülle." Ich möchte dem Erfinder dieses Bruchstückes der Weisheit der Völker im Spruchtum nicht ohne weiteres recht geben. Vielleicht verteidigt sich der Mann und sagt: „Herr, warten Sie doch ab, Sie haben noch nicht das richtige Alter erreicht." Ich würde ihm antworten, daß ich auf verschiedenen Gebieten nicht so lange warten möchte, weil ich fürchte, daß mir manches im Silberhaar nicht mehr soviel Spaß machen könnte, wie zu der Zeit, da ich es mir brennend gewünscht hatte.

Da ist zum Beispiel das Pfeifen auf den Fingern. Sie kennen doch diesen Pfiff, bei dem man beide Zeigefinger irgendwohin in den Mund steckt, die Zunge an eine ganz bestimmte Stelle legt und dann bläst. Es ertönt ein Pfiff, ein gellender Pfiff, ein herrlicher Pfiff. Ach, wie oft habe ich mir in der Jugend gewünscht, so pfeifen zu können.

Sie werden mir zugeben, daß dies kein vermessener Wunsch ist, und doch muß ich gestehen, das Sprichwort hat mich ausgeschmiert, und ich kann bis heute nicht nur nicht in Fülle auf den Fingern pfeifen, sondern es entringt sich mir auch nicht das kleinste Pfifflein dieser Art, obwohl es kaum wohl eine Stelle in meinem Munde gibt, wohin ich nicht schon meine Zeigefinger gelegt habe. Eben, wie ich dieses schreibe, habe ich wieder einen vergeblichen Versuch gemacht; es blieb still um mich.

Was nützt es mir, wenn ich eines Tages als uralter Mann endlich auf den Fingern pfeife und aus einem Lehnstuhl hinterm Ofen hervor gellende Pfiffe ertönen lasse, die mir seinerzeit, als ich Cowboy spielte, so wertvoll gewesen wären. Nein, meine Herren, wenn es so kommt, dann pfeife ich auf das ganze Fingerpfeifen.

So geht's mir womöglich mit anderen Wünschen auch. Da hab' ich mir zum Beispiel bei einer ganz bestimmten Gelegenheit gewünscht, dem R. zu begegnen und ihm eine rechts und links hineinhauen zu können. Ich gestehe, es war mal einer meiner Herzenswünsche. Na, und was soll ich Ihnen sagen, neulich erfüllte mir das Schicksal diesen Wunsch und ich treffe ihn. Merkwürdigerweise habe ich ihm weder eine rechts noch eine links hineingehauen, sondern nur gesagt: „Na, wir haben uns jetzt aber lange nicht gesehen. Wie geht's denn Ihrer Frau Gemahlin?" Ich kann mir auch schwer vorstellen, daß ich mir diesen Herzenswunsch im Greisenalter erfüllen werde, obwohl es mir das Sprichwort versprochen hat.

Wenn ich an erfüllte Wünsche denke, fällt mir immer der Oscar von Miller ein, der Schöpfer des Deutschen Museums für die Geschichte der Naturwissenschaft und Technik in München. Bei dem habe ich immer den Eindruck gehabt, daß er wenigstens im Alter in Fülle hatte, was er sich in der Jugend wünschte, denn ich glaube, er hat sich damals eine Maschine gewünscht, an der man, ohne daß ein Aufsichtsbeamter etwas dagegen hat, herumschrauben und drehen kann. Sehen Sie, das war wohl der eigentliche Anlaß zur Gründung des Deutschen Museums. Dem Oscar von Miller hat das Schicksal ein ganzes Haus voll Maschinen beschert, an dem er und alle anderen Knaben nach Herzenslust herumdrehen konnten. Auf ihn paßt das Sprichwort.

Ich will übrigens nicht ungerecht sein, bei mir hat es auch mal gestimmt, bei den Semmelbröseln nämlich. Es wird auch Ihnen aufgefallen sein, daß, wenn es Erbsensuppe gibt, nur immer in begrenzter Menge in Butter geröstete Semmelbrösel vorhanden sind, niemals soviel, wie man sich eigentlich gewünscht hätte. Na, und mal richtig von Herzen Semmelbrösel zur Erbsensuppe zu haben, danach hatte ich mich immer gesehnt. Ich fürchtete schon, ohne eine Fülle von Semmelbröseln einstens in die Grube fahren zu müssen, da schickte mir eines Tages eine Dame mehrere Pfund solcher Wunschbrösel. Wenn ich mich recht erinnere, sind sie niemals in die Erbsensuppe gekommen.

Aber das muß ich schon sagen, wenn ich dereinst vor meinem diensttuenden Erzengel stehen werde und er wird mich fragen, falls er sich dafür überhaupt interessiert, was mir das Leben gewährt und was es mir versagt hat, dann werde ich der Wahrheit die Ehre geben und der Semmelbrösel gedenken, von denen ich schon in verhältnismäßig jungen Jahren einmal eine Fülle hatte.

Foltzick

Mondnacht

Von Georg Britting

Nun kommt der Mond herauf.

Fürchte ihn nicht,
wenn er auch
wie eine Feuerkugel
Glut um sich spritzt,
die Wipfel der Bäume in Brand setzt,
daß bald der Wald
dort am Hang auflodert
in seinem Licht.

Sieh, er beruhigt sich jetzt
und brennt gelassen dann
hoch in der Nacht,
die ewige Lampe, die tröstlich
jeglichem leuchtet
in die Stube hinein,
der schlagenden Herzens allein
mit bestaubtem Gewand
am Herd sitzt,
und dem Fuchs noch,
der im Röhricht am See
das klagende Reh jagt,
unhörbar dem weidenden Vieh,
herläutend vom Waldrand,
und der tiefträumenden Magd.

Boulevard-Frühling

(Karl Arnold)



„Du wirst sehen, Marcelle, nach dem neuen Pakt mit den Russen können unsere Freunde, die Komintern, viel aktiver arbeiten!" — „Naturellement! Und die englisch-französischen Bourgeois nennen das kollektive Sicherheit."

Stunde der Erwartung

(M. Dudovich)



„Nun ist es so gemütlich hier und er wird wieder von Liebe reden — wenn ich nur wüßte, ob es seinen strengen Ansichten genügt, daß ich schon dreimal ‚nein' gesagt habe?"

MANFREDS VERSUCHUNG

VON WILLFRIED TOLLHAUS

Manfred gehörte zu jenem Dreifünftel der Menschheit, das sich fast ausschließlich von Reis nährt. Das tat er aus keiner anderen Überzeugung als der, daß ein Mensch seinen Unterhalt aus dem Erlös seiner Arbeit oder den Zinsen seines Vermögens bezahlen müsse. Beides zusammen genommen reichte bei ihm nur für Reis, denn Manfred war ein Dichter, dessen schöne, melancholische Bücher mit Recht gelobt und mit Unrecht nicht gekauft werden.

Da seine Figur schmal und röhrenförmig aufwuchs und sich nur durch den kühnen Schnitt seines Profils erweiterte, glich er einem senkrechten Antennenstock mit einer Drahtglocke. Dieser Vergleich hat auch insofern seine Berechtigung, als er sich ohne Schwierigkeiten auf den Empfang aller Lebensstationen einschalten konnte. Zuweilen stellte er „Gasthaus" ein. Dann roch er Kalbsnierenbraten oder den würzigen Duft eines auf dem Rost gebratenen Steaks. Auch sein Geschmackssinn gehorchte seiner Imaginationskraft. Er konnte sich wundervoll das saftige Fleisch einer Kalbshaxe in seinem Munde denken. Nur sein Magen wollte Realität. Er war sich bewußt, daß er lediglich mit Reis gefüllt werde.

Soweit ist alles sehr einfach und glaubhaft. Weniger leicht wird mir abgenommen werden, daß der erfolgreiche Verleger Platzke, dessen beliebter Autor Bernhard Schnorke mit seinen Romanen: „Dein auf ewig, Mann aus Stahl!" und „Vor Lotte werden alle klein!" wieder einmal unerhörte Erfolge erzielt hatte, literarische Gewissensbisse bekam und sich entschloß, gleichsam als Sühneopfer einen Roman von Manfred zu verlegen, — was er so verlegen nannte.

Er schrieb ihm: „Ich verfolge Ihr Schaffen mit steigendem Interesse, besuchen Sie mich!" So kam es, daß Manfred eines Tages mit dem sanften Lächeln des Reisessers vor dem fleischlichen Gebirge saß, das mit Platzke angesprochen wurde. Ein sonores Organ, das mit Bordeaux gepflegt schien, tönte auf ihn herab. „Der mangelhafte buchhändlerische Erfolg Ihrer Arbeiten erklärt sich aus Ihren düsteren Stoffen. Man zahlt nicht sechs Mark und achtzig, um sich bedrücken zu lassen. Folgen Sie dem Rat eines Freundes! Schreiben Sie mir ein Buch mit dem Titel: Platz für Bob!"

Manfred fand das Gespräch so interessant, wie wahrscheinlich Sven von Hedin die Unterhaltung mit dem Dalai Lama.

Platzke spürte bereits seinen Sieg. Er beschrieb mit der volumnösen Rechten einen Kreis, zog seine geballte Hand in dessen Mitte zurück, streckte sie dort jäh aus und schnellte sie wie einen Pfeil auf den obersten Westenknopf des Dichters. Diese Geste wiederholte er bei allen wichtigen Momenten seiner jetzt folgenden Ansprache.

„Inhalt: Bob, der Sohn eines kleinen Beamten, will aus der Enge seiner dumpfen Welt heraus! Er lernt Maschinenschlosser, erspart sich das Geld zum Technikumbesuch, wird Flugzeugkonstrukteur und kommt bereits mit zwanzig Jahren in das Konstruktionsbüro eines großen Workes für Flugzeugbau." — Neue Kreisbewegung:

„Ich schürze den Knoten: Ein neidischer Rivale beobachtet, daß Bob Dinge zeichnet, die nicht zu seiner Arbeit gehören. Er wittert Spionage. Als nun gar nicht nur das Auge des Chefs, sondern auch das seiner blonden Tochter auf Bob fällt, stellt er ihm eine Falle und erzwingt seine Festnahme."

Manfred bemerkt dazu: „Er schafft also Platz für Bob im Untersuchungsgefängnis".

Platzke ließ sich nicht stören: „Jetzt sieht Bob die wahren Gesichter seiner Freunde! Sogar sein Chef ist unsicher geworden. Nicht aber seine Tochter. Sie dringt in das Gefängnis ein und sagt ihm, daß sie ihn liebt. Da deckt Bob seine Karten auf. Er hat das ‚Ein-Mann-Luft-Torpedo' erfunden, das die Strecke Europa—Amerika in vier Stunden zurücklegt."

Platzke weidete sich an den großen Augen Manfreds. Er hielt ihren Ausdruck für Bewunderung.

„Der Schluß kann grandios werden! Eine herrliche Aufgabe für einen Dichter!"

Manfreds Rückenhaut müßte sich nach seiner Meinung jetzt anfühlen wie geeistes Knäckebrot.

„Warum soll Schnorke die Tausende verdienen?" klang es jetzt zu ihm herüber. — Auch Manfred fand keinen überzeugenden Grund dafür.

„Mein Verlag baut sich auf Gemeinschaftsarbeit auf. Ich, der Verleger, gebe die Ideen und bespreche jedes Kapitel mit dem Autor. Solange Sie für mich arbeiten, bekommen Sie ein Tagegeld von Reichsmark zwanzig."

Nunmehr überraschte Manfred Platzke durch eine originelle Geste. Er fuhr nämlich mit dem kleinen Finger der linken Hand ins Ohr und schüttelte es, wie man es tut, wenn man Wasser im Gehörgang hat. Als er festgestellt hatte, dies wäre nicht der Fall, begriff er, daß er gefragt worden sei, ob er in der nächsten Zeit zwanzig Mark täglich vereinnahmen wollte.

Der Verleger Schnorkes akzentuierte jetzt sehr scharf: „Wohlverstanden: Ich bin nicht verpflichtet zu drucken, was Sie schreiben. Wenn ich es aber drucke, bekommen Sie die üblichen zwölf Prozent von meinen Nettoeinnahmen, garantiert mit Reichsmark fünftausend bei Erscheinen des Romans."

In diesem Augenblick war Manfred ohne Frage nicht mehr bei Besinnung. Vielleicht, daß ihn die sprachliche Gewalt seines Gegenübers überwältigt hatte. Er sah nicht mehr Herrn Platzke vor sich, sondern ein kleines freundliches Männchen mit Schlitzaugen, das mit gekreuzten Beinen vor ihm auf dem Tisch saß. Er kannte es gut. Es war Mr. Reis, der drei Fünftel der Menschheit ernährte und der ihn mit seiner Freundschaft auszeichnete. Er nickte ihm zu: „Iß Reis und du bleibst gesund!" Die Erscheinung löste sich so rasch auf, wie sie gekommen war. An ihrer Statt stand jetzt eine Kellnerin, die eine Kalbshaxe mit Kartoffelsalat servierte.

Nun stellte sich Herr Platzke mit einem Stück weißen Papiers zwischen die saubere Kellnerinnenschürze und das leckere Nickeltablett. „Dies ist der Vertrag. Unterschreiben Sie."

Manfred nestelte an seinem linken Manschettenknopf. Er hatte das Gefühl, er müsse mit einem Tropfen Blut unterzeichnen. Aber es ging ganz bürgerlich zu. Mephisto reichte ihm seinen Füllfederhalter.

So schrieb er denn seinen edlen Namen unter dies Dokument Satans und legte die sieben Zwanzigmarkscheine, den Judaslohn der ersten Woche, in die abgewetzte Ledertasche, die ihm seine Tante Josefine zur Konfirmation geschenkt hatte. Danach schüttelte ihm Platzke die Hand und teilte ihm mit, daß Bob 1910 geboren sei und trotzdem er Krieg und Inflation erlebt habe, ein sonniger Junge geworden wäre. Im Jahre 1924 stehe er am Anfang des zweiten Kapitels: Lehrzeit, über das später gesprochen werden könnte.

Damit war Manfred entlassen. Er ging im Schritt eines Somnambulen zu dem bayrischen Bierhaus, dessen appetitliche Speisekarten er sonst nur als Passant im Aushängekasten zu lesen pflegte. Es erwies sich, daß Kalbshaxen angezeigt waren.

Er betrat das Lokal ohne jedes Zeichen von Ungeduld, durchaus wie ein Mann, der täglich in ihm zu verkehren pflegt.

Die Portion war etwas kleiner, als er sie in seinen Träumen gesehen hatte. Er liebäugelte zunächst mit dem Gedanken, daß er sich noch eine zweite reservieren lassen wolle, merkte aber bald, sein an Reis gewöhnter innerer Mensch müsse erst auf schwere Kost trainiert werden. Immerhin war der Zustand, in den er sich jetzt — auch mit Hilfe eines halben Bock — versetzte, wohlig. „Du betreibst" — redete er auf sich ein während er eine Zigarre zu zwanzig Pfennigen anzündete — „eine Art von literarischem Kunstgewerbe. Es ist in jedem Fall nahrhafter als das Dichten schlechthin. Im übrigen wirst du das, was Schnorke unanständig machte, anständig machen. Das Milieu des Vaterhauses, diese Jugend, auf die Krieg und Nachkriegszeit wie ein Verhängnis liegen, kann voll heimlicher Tragik sein."

Schon sah er die Gestalt des Vaters. Ein Geduckter stand vor ihm. Ein „Stehkragenproletarier" ohne Hoffnung.

Manfred bestellte Kaffee und Apfeltorte. Wie anregend war diese ganze Restaurantatmosphäre

Der Kunstdichter

(Maçon)



„Soso, a Dichter san S'! No ja, hat a seine guaten Seiten, brauchen S' koa Mehreinkommensteuer zahln!"

für die geistige Produktion. So wie er künftig leben würde, hatte er sich die private Existenz eines Dichters überhaupt immer gedacht.
Als er an diesem Nachmittag in seiner Mansardenstube einpassierte, fand er, nunmehr sei ein ausführlicher Mittagsschlaf angebracht. Beim Erwachen dachte er an saure Nieren und Schinken mit Spiegelei. Die Verwirklichung dieser Illusionen füllte den Abend. Selbstverständlich kreisten seine Gedanken trotzdem um Bob. Er beschloß, täglich von 9 bis 13 Uhr Platz für ihn zu schaffen.
Am nächsten Morgen begann er sein bisher gesammeltes Gedankenmaterial zu ordnen. Es ließ sich nicht leugnen, daß er noch erheblich irritiert durch die Überlegungen wurde, wie heute sein Mittagessen zusammengestellt sein würde. „Ich muß mich zunächst vollkommen sättigen", sagte der Systematiker Manfred. „Das wird der Konzentration dienlich sein." Es wurde an diesem Tage: Graupensuppe mit Einlage, Fischfilet nach der Müllerin, Sauerbraten mit Kartoffelklössen, Käsekuchen.
Diese Methode der Ausschaltung von ablenkenden Gedanken erwies sich als fruchtreich. Nach fünf Tagen legte Manfred Herrn Platzke das erste Kapitel in achtzehn Schreibmaschinenseiten vor. Sein Arbeitgeber fand es „grandios", aber zu düster. Er war dafür, den Vater „ins Komische" zu transponieren.
Nach diesem Gespräch glaubte sich Manfred zu Gänsebraten mit Rotkohl und einer halben Flasche Bordeaux berechtigt.
Da er, wie manche Dichter an sich ein Pedant war, buchte er genau seine Unkosten und berechnete ihre Anteilquote an seiner Einnahme. Der Prozentsatz schwankte zwischen 55 und 65. Er hoffte, ihn später zu senken.
Den Vater Bobs versah er jetzt mit einem galligen Humor. Er schlug vor, ihn während der Lehrzeit sterben zu lassen, damit er keine weiteren Umstände verursache. Platzke stimmte in der Voraussetzung zu, daß diese traurige Familienangelegenheit den Glanz des sonnigen Bob nicht verdunkele. Manfred lieferte das Kapitel: „Lehrzeit" nach siebzehn Tagen und kassierte inzwischen 300 Mark für Tagegelder. Auf Wunsch Platzkes mußte er das reizende Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer noch etwas stärker herausarbeiten und Bob einige treffende Bemerkungen über die Verhältnisse des Jahres 1926 machen lassen, was 1939 ziemlich einfach war.
Manfred hatte sich jetzt eine Methode erarbeitet, durch die er sich einen Überblick verschaffen konnte, wie sich jene zwei Fünftel der Menschheit, die nicht von Reis leben, ernährten. Zu diesem Behufe aß er bei jeder Mahlzeit zwei Hauptgerichte, eine Suppe und einen Nachtisch. Es kam ihm bereits vor, als ob sein Beinkleid etwas eleganter säße. Die Unkostenquote hatte sich allerdings auf 68 vom Hundert erhöht. Immerhin besaß er einen Barbestand von RM. 183, der ihn veranlaßte, gelegentlich die Anschaffung eines gebrauchten Autos in Frage zu ziehen.
Bob besuchte jetzt bereits das Technikum. Manfred fand, sein Naturburschentum gehe ihm etwas auf die Nerven. So ein Kerl, dem alles glückt, muß ja ein Maulheld werden. Platzke war anderer Meinung. Er fand Bob sehr sympathisch, zählte dreihundertundsechzig Mark ohne Umarbeitungswünsche, was Manfred so deprimierte, daß er sich mit einer Schwedenplatte Appetit zum Mittagessen machen mußte.
Da Bob nunmehr zum aktiven Flugzeugbau überging, hielt es sein geistiger Vater, während er das vierte Kapitel schrieb, für richtig, selbst einen sonntäglichen Rundflug auf Unkostenkonto zu unternehmen. Es bekam seinem Magen sehr schlecht... Die näheren Umstände seien verschwiegen.
Als er sich an diesem Tage zum Essen setzte, las er die Speisekarte ohne die Zahlenreihe zu beachten und hielt sich nur an den Buchstabentext. Dabei fiel sein Blick auf „Milchreis mit Zimt". Es war, als rühre ihn eine Freundeshand an.
Er führte gerade den ersten Löffel zum Mund, da saß ihm plötzlich wieder Mr. Reis gegenüber. Seine Stimme klang traurig und vorwurfsvoll: „Endlich ißt du einmal wie ein Dichter."
Manfred wurde wehmütig: „Laß mich die andere Seite des Lebens kennenlernen. Ich kehre dann zu dir zurück."
Mr. Reis erwiderte: „Dichter sind wie Jungfrauen. Jungfrauen müssen darauf verzichten, die andere Seite des Lebens kennenzulernen, wenn sie Jungfrauen bleiben wollen."
Während Manfred feststellte, Milchreis habe einen wundervollen sanften Geschmack, hörte er den

Arbeitspferde

Von Ernst Vollrath von Sittmann

Sie warten geduldig und schnuppern die Erde
Mit samtweichen Mäulern, rosigblaß.
Junghalme Gras,
Vom Baum die Rinde — das mögen die Pferde.

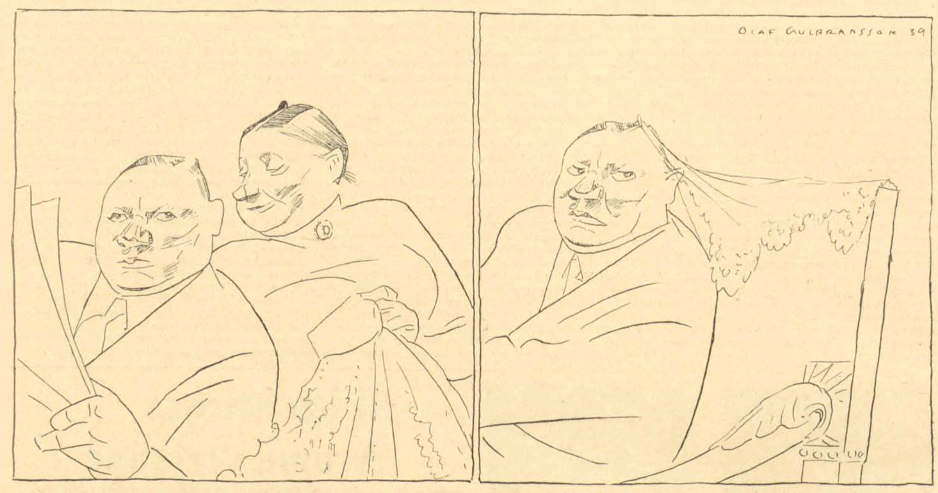
Sie werfen die Köpfe hoch und zur Seite.
Die Riemen klatschen. Das blanke Geschirr
Läutet im Walde. Es liebt das Geklirr
Der einsame Fuhrmann als helles Geleite.

Derb klopft er den Rücken der Kameraden.
Ein Ruck und die Räder mahlen im Sand;
Vor den polternden Wagen, mit Stämmen beladen,
Sind stählerne Muskeln gespannt.

Mann aus dem Osten weiter in einem Tonfall reden, der halb Sprechen, halb Singen war.
„In welcher Gesellschaft lebtest du früher, Manfred? Diese absonderlichen Männer und Frauen mit ihren dunklen Schicksalen waren ein erlesener Umgang. Jetzt verbringst du deine Zeit mit diesem lächerlichen Pausback Bob. Findest du ihn nicht ekelhaft? Bedenke, welches Geschlecht wird entstehen, wenn du ihn mit dieser Cheftochter verheiraten wirst, die würdig ist, auf der landwirtschaftlichen Woche als Edelgans prämiiert zu werden."
„Ich habe einen Vertrag unterschrieben", stöhnte Manfred auf.
„Nicht mit Blut", antwortete Mr. Reis. „Ich halte nur Verträge, die mit Blut unterschrieben sind."
„Was ißt der Herr noch?" fragte der Kellner.
Manfred kämpfte einen harten Kampf, ehe er antwortete: „Noch einmal Milchreis."
Nach diesem Erlebnis haßte Manfred den geistigen Bastard, den er gemeinsam mit Herrn Platzke gezeugt hatte. Er haßte auch das Mädchen, das ihn liebte und fettete es mit jenem tranigen Gemütsschmalz ein, das der Ausdruck seiner tiefsten Mißachtung war. Als Platzke dies Kapitel las, jauchzte er auf: „Das hätte auch Schnorke nicht gekonnt!"
Dies Wort schlug wie ein Blitz in Manfred. Es verwandelte ihn in dem Augenblick, in dem es ihn erreichte.
In seinem Gesicht stand wieder das Lächeln der Reisesser. „Herr Platzke", sagte er, „ich muß Ihnen die Mitteilung machen, daß ich mich mit Bob verfeindet habe. Ich denke, den Verkehr mit ihm abzubrechen."
Es bereitete einige Umstände, bis Platzke sich diese Worte ins Geschäftliche übersetzt hatte. Dann fragte er, ob Manfred wisse, was Reichsmark 5000.— (in Worten fünftausend) bedeuteten?
Der Dichter verbeugte sich und erwiderte: „Für fünftausend Mark kann man 20 000 Pfund Reis kaufen. Das deckt 100 000 Mahlzeiten für eine Person. Es muß natürlich unpolierter Reis sein, denn Ratten, die nur mit poliertem Reis ernährt werden, verhungern nach 17 Tagen. Aber mit unpoliertem Reis, vermengt mit Tomaten, Äpfeln, geriebenem Käse, der sehr billig ist, Zucker und Zimt, könnte ich mich mit diesem Quantum einhundertundfünfundzwanzig Jahre ernähren. Wozu so weit vorausdenken?"
Als er es sagte, stand er mit leicht gesenktem Kopf da und machte mit der Hand die kreisende Bewegung, die er von Platzke gelernt hatte.
Der Mitvater Bobs begriff, hier sei ein edler Geist zerstört. Er wurde melancholisch. Die bisherigen Tagegelder Manfreds hatten 680 Mark betragen. Dies Kapital durfte nicht verloren werden. Aus diesem Selbstgespräch heraus fragte er mit sanfter Stimme: „Und wer schafft Platz für Bob?"
Da stieß Manfred aus dem Zentrum seiner Kreisschwünge blitzschnell auf Platzkes Westenknopf vor und gellte ihn an: „Schnorke!"
Kein Zweifel, hier lag Tobsuchtsgefahr vor.
„Man muß einen Geisteskranken wie einen Normalen behandeln", dachte Platzke, ging zu seiner Schreibmaschine, klapperte etwas herunter und legte es Manfred vor. Dieser las: „Hierdurch trete ich alle Rechte an den ersten vier Kapiteln des gemeinsam mit Herrn Platzke begonnenen Romans ‚Platz für Bob' an Herrn Platzke gegen die einmalige Zahlung von RM. 300.— (dreihundert) ab."
Der Dichter strich mit der Sicherheit, die gerade Irre haben können, die 300 durch und setzte dafür 600.—. Dann gab er das Blatt mit einer majestätischen Bewegung zurück.
Platzke hatte ihm gegenüber jenes seltsame Gefühl, das Furcht und Liebe vereint und in der Südsee „Tabu" genannt wird. Er holte schweigend zwölf Fünfzigmarkscheine und reichte sie ihm. Das Leben eines Verlegers ist diese Summe bestimmt wert.
Nun ging Manfred zur Tür, drehte sich, ehe er sie öffnete, noch einmal um und hob den langen Zeigefinger seiner rechten Hand, wie es Propheten zu tun pflegen, wenn sie ankündigen wollen, daß sie jetzt etwas Bedeutendes hören lassen würden und sagte: „Auch Verleger bleiben gesund, wenn sie Reis essen."
Dabei hatte er den verklärten Ausdruck der wahrhaft Weisen und der gänzlich Unheilbaren.

Die treue Gattin

(O. Gulbransson)



Sie konnt' sich's nicht abgewöhnen,
solang sie beisammen war'n,
das Leben ihm zu verschönen
vermittels Häkelgarn.

Draus schuf sie Deckchen in Mengen
für Sofa, Stühle und Tisch.
Recht oft blieb Heinrich drin hängen
als unfreiwilliger Fisch.

Und als sie nun gar die Kommode
mit einem Mantel umgab,
da ärgert' er sich zu Tode
und flüchtete blindlings ins Grab.

Doch soll dessen teurer Bewohner
drum nicht vergessen sein:
ein kunstreich gehäkelter Schoner
verklärt seinen Leichenstein.

Ratatöskr

Die Fabel vom guten Britenleu

(Erich Schilling)



„Ihr lieben Tiere, kommt in meine Höhle, da seid ihr sicher vor dem bösen deutschen Adler." — „Nein, lieber Löwe, es führen wohl viele Spuren hinein, aber keine heraus!"

Frühlingsregen

(R. Kriesch)



„Gräßlich, dieser Regen, und grad heute hab' ich ein Rendezvous!"
„Na, er wird sein Schäfchen schon ins Trockne bringen!"

DIE BRÜDER

Von Bastian Müller

Die Brüder waren aus dem Ausland zurückgekehrt. Die Leute wunderten sich, daß sie zu so einer schlechten Zeit wiederkamen. Auf den Bergen lag der Schnee. Die Rebstöcke waren braun. Im Tal fiel Regen. Aber die Brüder waren zurückgekommen, weil es ihnen draußen nicht sonderlich gut ergangen war. Das Brot war sehr knapp gewesen, vom Wein gar nicht zu reden.

Immerhin, einige der alten Bekannten ließen es sich nicht nehmen, das Wiedersehen zu feiern. Abends trafen sie sich im Kranenturm.

„Wie war es in Rom?" fragten die Leute.

Der Jüngere erzählte von Rom.

„Wie war es auf dem Vesuv?" fragte Regine, die Tochter des Tischlers Böse.

Der Jüngere erzählte vom Vesuv.

„Wir hatten in Castellamare Arbeit", sagte der Ältere. — Aber daß die Brüder in Castellamare Arbeit hatten, wollte niemand wissen.

„Wie stand es mit den italienischen Damen?" fragte der Sohn des Fährmanns, Julius mit Namen.

„Als fremdgeschriebener Maurer hat man nicht die beste Auswahl", lachte der Jüngere.

Regina wollte wissen, ob es denn gar nichts mit der Liebe gewesen sei während der drei langen Jahre, da sie nun gewandert waren.

„Na, einmal in Bologna!" sagte der Jüngere und blinzelte dem Bruder zu.

„Ja, er hatte überall etwas", sagte der ältere Bruder gedehnt.

„Ja, in Bologna hatten wir Arbeit, da aßen wir in einer kleinen Osteria, und da war so eine Tochter, so eine wie du, Regina, aber total schwarz ..." „Doch nur die Haare", lachte Regina. „Natürlich nur die Haare ... Aber sonst alle Achtung!" sagte der Jüngere. Der Ältere trank den heimischen Wein. Er sah vor sich hin, während er den Worten des Bruders zuhörte. Manchmal sah er Regina an. Es blieb ihm nicht verborgen, daß sie großes Gefallen an der Erzählung aus Bologna hatte. Sie wollte immer mehr wissen. Eigentlich war es der ältere Bruder gewesen, der Delia aus Bologna zuerst gesehen hatte, aber dann hatte der Jüngere sie gewonnen. Es war fast überall so gewesen. Der Ältere war nur gut, wenn es hieß Arbeit suchen und einen soliden Eindruck machen. Zu mehr taugte er nicht. Das Glück war dem Jüngeren hold.

„In der Schweiz", erzählte der jetzt, „in Laufen, da habe ich wahrhaftig einmal Fuhrmann gespielt." Er lachte. Der andere trank wieder von dem heimischen Wein. „Und warum?" fragte Regina. Es war eine neue Liebesgeschichte.

Über allem wurde es spät. Im „Pfalzgrafen" war der Samstagabendball. Als der Jüngere mit der Schweizer Geschichte fertig war, schlug Regina vor etwas zum „Pfalzgrafen" hinüberzugehen.

„Ich möchte sehen, was du von den Italienerinnen gelernt hast", sagte Regina, „die sollen ja so fabelhaft tanzen!"

„Könnte ich nicht sagen", meinte der Jüngere.

Es war eigentlich gar nicht mehr notwendig, daß er mit Regina noch zum Tanz ging. Es war schon wieder soweit. Er hatte eben ein großes Glück bei den Damen.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43191 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Andererseits konnte es nichts schaden, für die Zukunft. Regina, die Tochter des Tischlers Böse, war die beste Empfehlung bei den anderen Schönen. Wen sie erhörte, der mußte etwas Besonderes sein. Soviel wußte auch der Heimgekehrte schon.
Der Ältere winkte: „Zahlen."
„Wie geht's daheim?" fragte ihn Regina. Sie sah wohl, daß es ihm nicht besonders ging.
Julius, des Fährmanns Sohn, hatte keine rechte Lust zum „Pfalzgrafen" zu gehen. Er war mit Regina gekommen und hatte die ausländischen Geschichten mit angehört.
„Komm doch mit", bat sie ihn.
„Wie wär's, wenn wir noch einen Schoppen trinken würden?" fragte Julius den Älteren.
„Lieber nicht", sagte der.
Sie brachen auf. Regina hakte sich bei dem Jüngeren ein. Sie war sehr glücklich. Über dem Markt schien der helle Mond. „Er hat schon lange nicht mehr geschienen", sagte Regina, als habe es viel zu bedeuten, daß er heute da oben stehe.
Vor den Stadttoren brauste ein Fernzug nach dem Süden.
„Ich glaube, ich geh' nach Hause", sagte der Ältere.
„Dann geh' ich mit", sagte Julius.
Oben zog eine Wolke vor den Mond. Regina wollte noch immer zum „Pfalzgrafen". Man konnte auf dem Markt die Musik schon hören.
Weil der Ältere und Julius nach Hause wollten, blieb die ganze Gesellschaft stehen.
„Ein Walzer", sagte Regina selig lauschend.
„Weißt du, daß ich gar keinen Walzer kann", sagte der Jüngere. Es war wahr.
„Ach, du lügst!" lachte Regina.
„Nee, du sollst sehen. Ich geh gar nicht mit, weil ich keinen Walzer kann."
„Und in Bologna?" sagte Regina herausfordernd und stellte alle Abenteuer in Zweifel.
„Da haben wir italienisch getanzt, Tarantella und von der Tarantel gestochen. Und jetzt geh ich."
Niemand wußte recht, was das bedeuten sollte.
Julius mußte Regina nach Hause bringen. Sie wollte auch nicht mehr zum „Pfalzgrafen".
„Warum bist du nun nicht mitgegangen?" fragte der Ältere. Es war ihm gar nicht recht, daß er ein Störenfried war.
„Ach, ich hatte keine Lust mehr."
„Aber du bist doch wohl hoffentlich nicht wegen mir nicht mitgegangen?" wollte der Bruder wissen.
„Nein, daraus hätte ich mir nichts gemacht", sagte der andere.
„Das sollst du doch auch nicht. Ich kann nämlich auch nichts dafür, aber ich hatte heute keine Lust daneben zu sitzen und zuzusehen, wie ihr tanzt. Das ist langweilig für mich. Ich mach mir nichts daraus. Aber du hättest gerne mitgehen können, wo wir wieder zu Hause sind, da brauchen wir ja nicht immer zusammen zu sein. Nun kann ja jeder seine Wege gehen."
„Natürlich", sagte der Jüngere. Er dachte daran, daß er auf ihrer Wanderung auch manchmal seine eigenen Wege gegangen war, obwohl sie ausgemacht hatten zusammenzuhalten.
„Aber ich habe keine Lust, wo wir nun wieder zu Hause sind, solch eigene Wege zu gehen. Komm, wir kehren noch eben bei der ‚Rose' ein und trinken ein Bier. Wir haben so lange kein ordentliches Bier gehabt."
Später kam Julius in die „Rose" und wunderte sich, die Brüder zu treffen.
„Wir wollten noch ein Bier trinken", sagte der Jüngere, weil es dem Älteren etwas peinlich war, daß sie nicht nach Hause gegangen waren. Vielleicht verstand Julius das falsch.
„Ich hatte noch genug von den ausländischen Damen", sagte der Jüngere. „Mir lag nichts an Regina."
Die anderen wunderten sich. Sie hatten doch gesehen, wie groß ihr Gefallen an ihm war.
Aber der Jüngere sagte: „Wir wollten nämlich unter uns Brüdern Heimkehr feiern. Ganz ohne Damen. Damen bringen Männer nur auseinander."
Darauf stießen sie an.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)

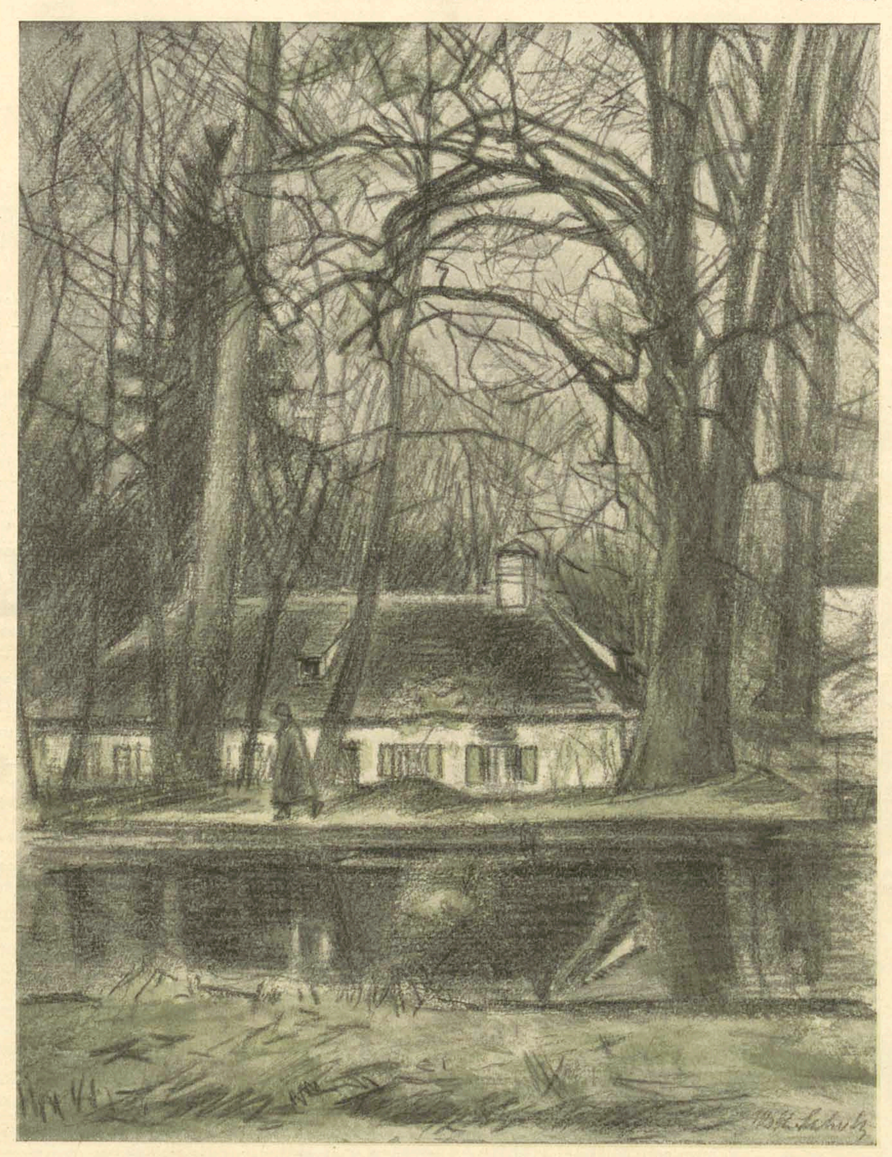


Die Frau des Hauses fragt ihre neue Hausangestellte: „Wie heißen Sie denn mit Vornamen?" Antwort: „Isolde." Die Dame: „Isolde, aha! Nun, hoffentlich haben Sie keinen Tristan." „O nein, gnädige Frau, da können Sie unbesorgt sein, ich bin ganz gesund."

„Ja, ja", sagte die alte Leimerin und stieß den Spaten nachdrücklich in die schwarze Erde, indem sie mit dem linken Fuß kräftig nachhalf. „Ja, ja, mei Bua, der wär halt a guater Schaufeer für Eaner!" Dann hob sie die Scholle hoch, drehte sie mit einem geschickten Schwung und zerstückelte und verteilte sie, fast zart mit dem Spaten darüberstreichend. — Die Alte half mir im Garten die Beete umgraben, während ich an einer Hecke herumschnipselte. — „Aber ich brauche ja gar keinen Chauffeur, Leimerin", gab ich zur Antwort. „I hab halt nur so gmoant", meinte sie und stützte sich mit dem Ellbogen auf den Spaten, um etwas zu verschnaufen. „Grad achzehn Jahr wär er alt!" — „So?" — „Ja, und a fescher Bua wär er aa!" — „Hat er denn das Autofahren gelernt?" — „Na, na." — „Was macht er denn dann jetzt?" — „Ah", sagte da die Leimerin und begann wieder mit dem Umgraben des Beetes, „der is tot geboren!"

Am Wasser hin

(Wilhelm Schulz)



Immer am Wasser hin
lauf' meinen Träumen ich nach.

Und die Wolken, sie ziehn,
und in den Bäumen wird's wach.

Such' ich, Narr der ich bin,
mehr als ein schirmendes Dach? O.

München, 30. April 1939
44. Jahrgang / Nummer 17

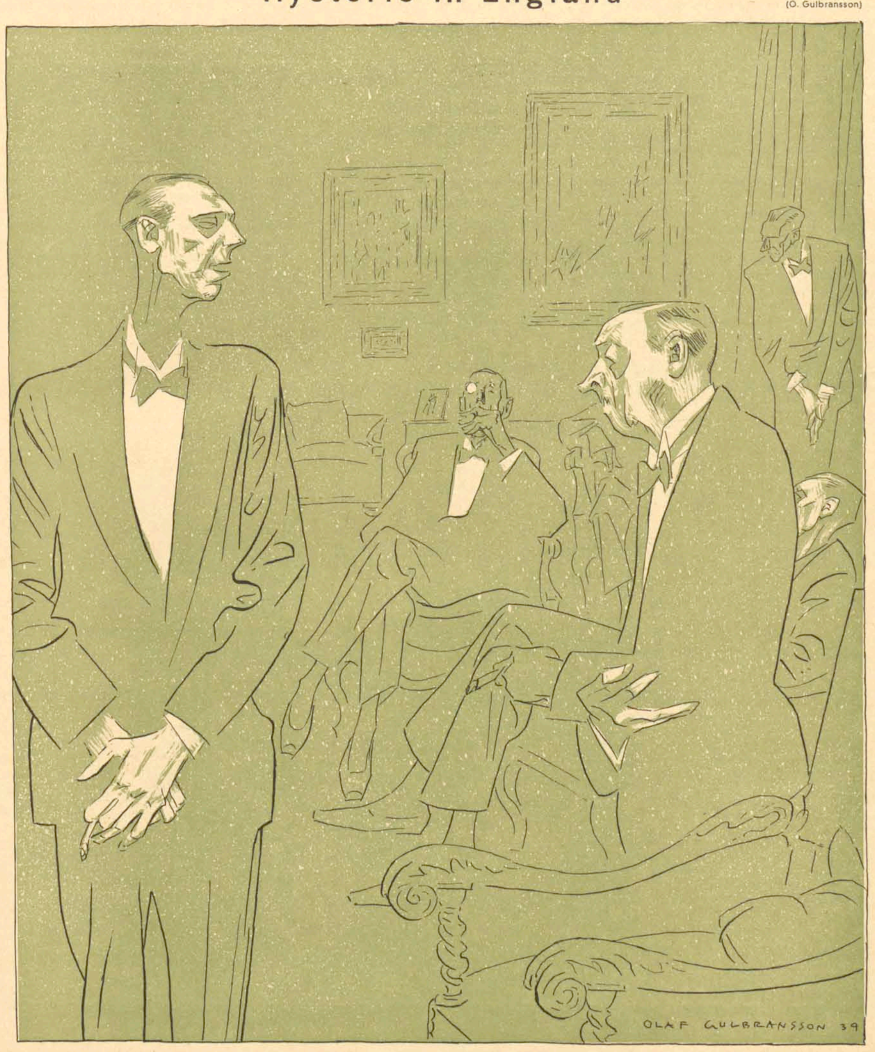
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Hysterie in England

(O. Gulbransson)



„Und wo bleibt denn heute die Dame des Hauses, unsere reizende Gastgeberin?"
„Sie läßt sich entschuldigen, sie sitzt auf dem Dach und übt am Flakgeschütz!"

DAS AQUARIUM

Von Walter Foitzick

Mit den Goldfischen fing es vor Jahren an. Diese lebten, wenn ich mir diesen wohlwollenden Ausdruck gestatten darf, in einer Glaskugel und freuten sich bestimmt darüber, daß wir außerhalb des Glases waren. Vielleicht glaubten sie auch, daß nicht wir sie hielten, sondern sie uns, so wie sich Ameisen gewisse Läuse halten, um sich an ihrem süßen Seim zu erfreuen. Doch darüber bin ich nicht genau orientiert.

Dann habe ich mich lange Jahre des Aquariums enthalten, weil es als Umzugsgut durchaus nicht geeignet ist. Fische sind nur in gefrorenem Zustand leicht transportabel und ich besaß keinen Kühlwagen.

Vor einiger Zeit entrang sich mir wieder der Schrei: „Ein Aquarium muß her!" Dieser Schrei verhallte nicht ungehört und eines Tages stand so ein gläsernes Gefäß auf meinem Arbeitstisch. Als gewissenhafter, akademisch gebildeter Mensch studierte ich erst einmal die einschlägige Fachliteratur, aus der ich ersah, daß ich ein biologisches Aquarium haben wollte. Ein biologisches Aquarium ist eines, das sozusagen ganz für sich lebt, ein kleiner Naturausschnitt, in dem sich der Fisch so wohl wie der Fisch im Wasser fühlt.

Hei, jetzt ging ein Einrichten los, mit Torferde und Flußsand, dreimal gewaschenem Flußsand, und allerlei Anpflanzungen! Ich stellte geradezu einen englischen Park unter Wasser her und ließ sich ihn einleben. Als ich der Meinung war, daß er sich genügend eingelebt hatte, besiedelte ich ihn vom Blatt weg mit allerlei Getier, Fischen und Schnecken. Oh, ich hatte noch große Pläne. Die Pflanzen wuchsen und bildeten ein undurchdringliches Dickicht, genau so wie ich es mir am Amazonas denke. Die Fische schwammen und die Schnecken fraßen vorschriftsmäßig von den Algen, die sich ohne mein Zutun bildeten. Die Algen, müssen Sie wissen, sind das Grüne, was die Scheiben undurchsichtig macht. Diese haben die Schnecken gemäß Anleitung abzuweiden. Meine Schnecken waren anscheinend davon nicht genau unterrichtet, denn sie schafften es nicht. Man hätte ihnen ein appetitanregendes Mittel geben müssen, aber von einem solchen war in meiner Fachliteratur nicht die Rede.

Ich kann Ihnen sagen, so ein Aquarium bietet immer wieder Überraschungen. Wenn die Fische neben dem ihnen von mir gereichten Futter Appetit auf was Lebendiges hatten, gebaren sie einfach Junge und fraßen sie dann auf. So praktisch ist die Natur. Ich finde, in meinem Aquarium geht es überhaupt zu wie in den größeren Naturausschnitten, in denen sich nur der Starke durchkämpft.

Die Schwachen versagten und ich rief den andern zu: „Leben ist Kampf!" Ich muß schon sagen, ich habe meine Fische an den Kampf ums Dasein gewöhnt. Nur keine Verweichlichungen!

Nicht alle haben die spartanische Erziehung ausgehalten. Man ahnt gar nicht, wie lebenstüchtig einer in so einem biologischen Aquarium wird, wenn es genau den natürlichen Bedingungen entspricht. Die Natur ist nicht sentimental. Als Vertreter der Natur durfte auch ich nicht sentimental sein.

Was ein richtiger Aquariumfisch ist, muß einen ordentlichen Puff vertragen können. Ich sage Ihnen, die Fische, die übriggeblieben sind, gehen mit mir jetzt durch dick und dünn. Ich hoffe, daß sie durch unser Zusammenleben eingesehen haben, daß auch ich, ihr Betreuer, in einem biologisch richtigen Naturausschnitt lebe.

Einer schönen Seele

Von Ratatöskr

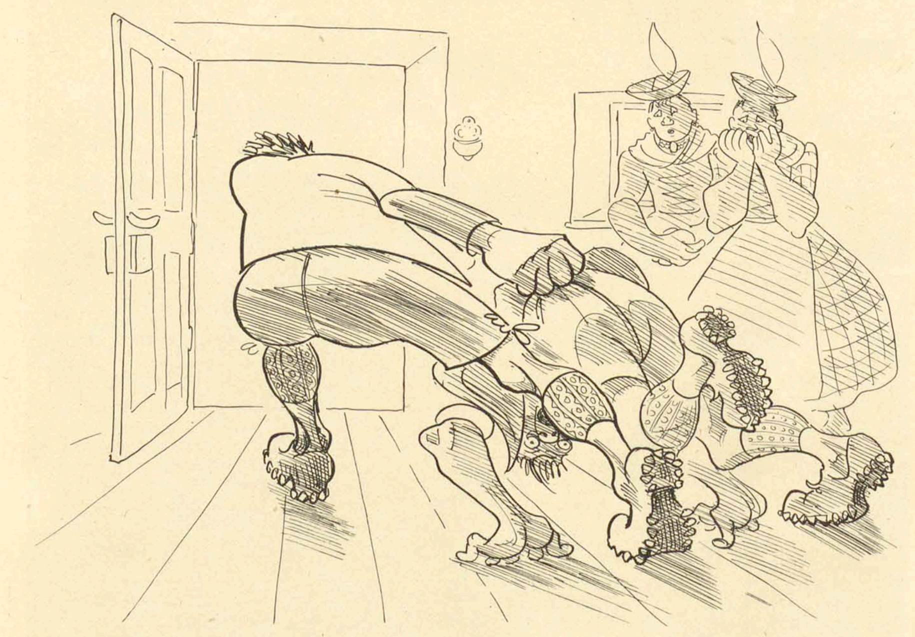
Du bist zu zart besaitet,
mein gutes Kind.
Was andern rasch entgleitet,
das macht dich tränenblind.

Wenn andre sich versteifen,
dann wirst du mürb.
Du kannst das nicht begreifen:
friß, Vogel, oder stirb!

Zum Kampf mit dem Geschicke
tun Nerven not,
so dick wie Batzenstricke
und zach wie Knäckebrot.

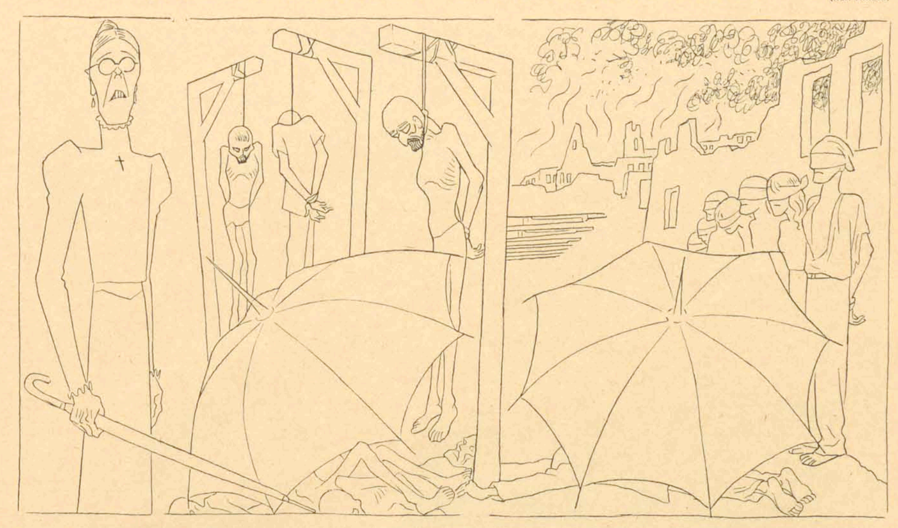
Der Hinauswurf

(Fr. Bilek)



Miss Britannias Schirmherrschaft

(Karl Arnold)



Miss Britannia, die alte Gouvernante, hat sich das Weltmoralmonopol angeeignet. Ihre humane Tätigkeit gab ihr auch das Recht dazu. — Zum Beispiel beschützte sie Indien, nahm auch die Irländer in ihren Schutz,

räumte in Süd-Afrika auf und half den Buren, schaffte Ordnung in Kanada, Ägypten, Palästina und in vielen anderen Teilen der Welt. — In München tauchte Britannias Schirm zu aller Freude mit neuer Friedensbeigabe auf, aber es war eine Täuschung, denn in London hat sich dann die Form des Friedensschirmes leider etwas geändert.

Kronzeuge Marschall Haig

(E. Thöny)



„So, Sie wollen sich bei uns anwerben lassen, Mister Winston Churchill? Tja, ich lese da gerade in dem Buch Ihres Freundes Duff, Haig habe mal gesagt, er wolle Sie nicht in seiner Schwadron haben!“

Anknüpfung

(R. Kriesch)



„Interessieren Sie sich auch für Liebesgeschichten im Film, Fräulein?"
„Das könnte Ihnen so passen! Ich geh' nur rein wegen dem Beifilm ‚Flundern unter sich'!"

Was ist ein Schriftsteller?

Von Edmund Bickel

Was ein Bäcker ist oder ein Hausbesitzer, weiß man, aber was man unter einem Schriftsteller versteht, ist fast genau so unklar, als wenn Sie Ihre Bekannten fragen: „Was ist ein Jumbo?". Vielfach wird auch ein Schriftsteller mit einem Bittsteller verwechselt, so etwa wie Konservatoristen mit Erzeugern von haltbar gemachten Lebensmitteln oder Wassermädchen mit Kellnerinnen. Einen Ober hält dagegen kein Mensch für einen Pikkolo.

Früher hatte jeder bessere Schriftsteller einen Bubikopf und Schulden. Aus Selbsterhaltungstrieb nannten sie sich dann Dichter. Heute ist das einfacher. Sobald man etwas schreibt, was manchmal gedruckt wird, sinkt man selbsttätig in den Augen seiner Mitmenschheit zum Schriftsteller herab. Geht es trotzdem gut, dann gründet man einen Verein, liest es diesem vor, und dann steigt man zum Dichter auf, auch wenn es sich nicht reimt.

Eigentlich ist es ganz einfach: Man setzt oder legt sich hin, denkt nach oder auch nicht, schreibt es mit einer Zeile Abstand auf, und wartet, bis man das Geld dafür bekommt. Dieses heißt Honorar, wofür es leider keinen Ersatz in Form eines deutschen Wortes gibt. Das Hono kann man auch weglassen. Die Hauptsache ist das rar, das immer mit kleinen Buchstaben geschrieben wird.

Wie auch bei der Waschfrau, ist es beim Schriftsteller: Es kommt auf das Wie an. Sauber muß es sein und billig. Sonst lassen die Schriftleiter anderswo waschen. Es sind ja auch nur Menschen, manchmal nur hochgekommene Schriftsteller. Manchmal kommen die Schriftleiter erst ins Büro, wenn an dem betreffenden Tag schon alle leider angebotenen Manuskripte mit dem Ausdruck tiefster Zerknirschung abgelehnt sind. Das sieht man ihnen aber kaum an, weder den Schriftleitern noch den Manuskripten.

Ganz schwierig ist, was man wem schicken soll. Der „Simplicissimus" will z. B. ganz etwas anderes haben, als die „Zeitschrift für weibliche Posaunenbläser und verwandte Berufe". Es wird einem ganz schrecklich übel genommen, wenn man das verwechselt. Dabei wäre es oft viel netter, wenn sie gelegentlich tauschen würden, auch für den Schriftsteller. Diese Zeilen würden beispielsweise im „Zentralblatt für Heilgymnastik" eine Sensation bedeuten, während sie hier wahrscheinlich kaum auffallen.

Damit ist aber die Frage, was ein Schriftsteller ist, genau so wenig gelöst wie die nach dem Jumbo. Da es weder versprochen noch beabsichtigt war, kann das auch ruhig unterbleiben. Wer es unbedingt wissen will, sehe im Konversationslexikon nach. „Jumbo" steht aber nicht darin. Das ist einer der wenigen Unterschiede zwischen einem Schriftsteller und einem Jumbo im Licht der öffentlichen Meinung. Gescheiter wird man aber auch vom Lexikon nicht. Die Hauptsache ist, daß sie dem Schriftleiter gefallen.

HÜBSCHES MÄDCHEN IM MAI

VON HANS BETHGE

Paris. Ein Donnerstag im Mai, kurz nach Tisch. Ich saß auf der Terrasse des Café Clôserie des lilas im Quartier Latin, gegenüber dem Tanzlokal von Bullier. Ein holder Frühlingstag, sonnig und warm; die Mädchen, die vorübergingen, trugen hochrote Päonien auf der Brust und lächelten, Frauen schoben zweiräderige Karren mit dem buntesten Blumenallerlei durch die Straßen und priesen es an, zwanzig Centimes das Bündel — ein strahlender Tag.

Ich saß auf der schmalen Bank an der Hauswand der Clôserie des lilas und trank eine Tasse Kaffee. Neben mir saß ein Mädchen mit hellrotem Haar und getuschten Augenbrauen, ein schlankes Geschöpf in weißem Frühlingskleid, offenbar eine Grisette. Sie las in der Zeitung, nun legte sie das Blatt beiseite und sagte, indem sie das Auge leicht erhob: „Das ist ja alles Unsinn." Sie wollte offenbar ein Gespräch beginnen.

„Wieso Unsinn?" fragte ich.

„Die Zeitungen lügen, man sollte sie gar nicht lesen. Übrigens sind heute Rennen in Longchamp, fahren Sie hinaus?"

„Ein guter Gedanke — der Tag ist herrlich."

„Ich gewinne auf allen Rennen, ich habe gute Verbindungen", sagte sie, „wenn Sie wollen, fahren wir zusammen."

„Gut", sagte ich, „ich habe nichts vor, also fahren wir."

Wir schlenderten plaudernd den Boulevard Montparnasse hinunter bis zur Rue Vavin, dort stiegen wir in den Métro.

Sie hieß Yvonne, hatte keine Eltern mehr und wohnte oben auf der Höhe von Montmartre. Früher sei sie Schneiderin gewesen, sagte sie, jetzt sei sie Modell in den Ateliers der Maler, — das sagen sie freilich alle. Als wir bei der Porte Maillot den Métro verließen und wieder ins Tageslicht traten, sahen wir das bunte Getriebe zahlreicher schnell fahrender Droschken und Kremser um uns her. Sie hatten alle das gleiche Ziel: Longchamp. Wir sprangen auf einen buntbewimpelten Kremser, der noch einige freie Plätze zeigte, gerieten in eine lustig zwitschernde Gesellschaft und fuhren so durchs Bois, gut gelaunt und erwartungsvoll, während der Kutscher eigentümlich schnalzende Laute ausstieß und die lange Peitsche knallend durch die sonnige Luft über die Gäule schwang.

Vereinzelte lila Akazien blühten schon im Bois, auf den Bänken saßen die drallen bretonischen Ammen mit ihren Kleinen, aus dem Zoologischen Garten brüllten die Raubtiere herüber, wild und hemmungslos.

Im Longchamp war großes Treiben. Schöne Frauen der Gesellschaft wiegten sich in kostbaren Frühlingstoiletten, sie trugen sie wie Königinnen, Kurtisanen suchten mit ihnen zu wetteifern, Kavaliere streiften hin und her, mit blanken Zylindern, die man damals auf amerikanische Art in den Nacken zurückgeschoben trug, mit hellen Gamaschen und Ferngläsern, die ihnen an gelben Lederriemen über den Schultern hingen — ein frohbewegtes, weltstädtisches Bild, wie es so schön und von so seligem Glanz umflossen nur in Paris zu treffen ist.

Yvonne ging sogleich zum Totalisator und kam dort ins Gespräch mit einigen jungen Leuten, die glattrasierte Gesichter hatten und Anzüge nach englischem Schnitt trugen, offenbar Trainer oder Stallburschen. Sie unterhielt sich, lachte mit ihnen, kam dann wieder zu mir und sagte: „Jetzt weiß ich, welche Pferde ich zu wetten habe." Ich gab ihr Geld und sie setzte.

Die Glocke ertönte, alles schwärmte auf die Tribünen, die Pferde mit den in grellfarbige Seidenblusen gekleideten Jockeis auf dem Rücken begaben sich tänzelnd zum Start, und nun begann das Rennen, jenes reizvolle Bild der über die Rasenfläche im Sonnenlicht dahinjagenden Pferde, kleine, interessierte Rufe im Publikum wurden laut, und schließlich kam die große Erregung über die Menge, als die Pferde mit weitgestreckten Beinen das Finish liefen.

Yvonne klatschte in die Hände, ihr Favorit hatte gesiegt.

„Gewonnen!", sagte sie lachend, „siehst du, ich habe es gesagt, ich habe Glück bei den Pferden. — Nur bei den Männern habe ich keins, zu meinem Schmerz", fügte sie mit komischer Ironie hinzu.

Die Menge strömte zu den Kassen, Yvonne unterhielt sich wieder mit den glattrasierten jungen Leuten in den englischen Anzügen, dann begann das Spiel von neuem, und so ging es den ganzen leuchtenden Frühlingsnachmittag. Drüben stand die Parkwand des Bois in smaragdenem Maigrün, blühende Kastanien schimmerten federweiß herüber, und eine Zeitlang kreiste ein Flieger in kecken Kurven über der Rennbahn.

Bei Schluß der Rennen hatte Yvonne ein hübsches Geld gewonnen, sie zeigte es mir triumphierend in ihrem Ledertäschchen und sagte:

„Jetzt trinken wir Tee im Bois, — ich lade dich ein."

Wir sahen noch zu, wie die Menge sich draußen zerstreute, elegante Frauen, den Schimmer des Frühlings auf den Lippen, stiegen mit ihren Begleitern in rotlackierte Mailcoaches und federnde Victorias, die breitere Menge nahm wieder die Kremser und Droschken in Beschlag, viele gingen zu Fuß, auch Yvonne und ich gesellten uns zu diesen, wir schlenderten gemächlich ins Bois hinüber, kamen durch einen bezaubernden schmalen Gang, der ganz von blühendem Goldregen überwölkt war, und nun lag ein von gepflegten Blumenbeeten umgebener Restaurationspavillon vor uns, das Pré catelan, hinter dessen großen Glasscheiben die elegante Welt Tee trank, lachte und flirtete. Wir schritten hinein, die Stimmen schwirrten wie Bienengesumme durcheinander, es war fast alles besetzt, schließlich fanden wir noch ein leeres Tischchen; Yvonne bestellte Tee und Kuchen. Eine diskrete, fast orientalisch wirkende Musik erklang, in einer Ecke wurde getanzt, schmale Frauen mit einem weichen, biegsamen Schwung der Hüften, anzusehen wie exotische Vögel, und modisch gekleidete, in ihrer Ausdruckslosigkeit sich merkwürdig ähnlich sehende Herren, die neben der rassigen Eleganz der Frauen nur wenig in die Erscheinung traten.

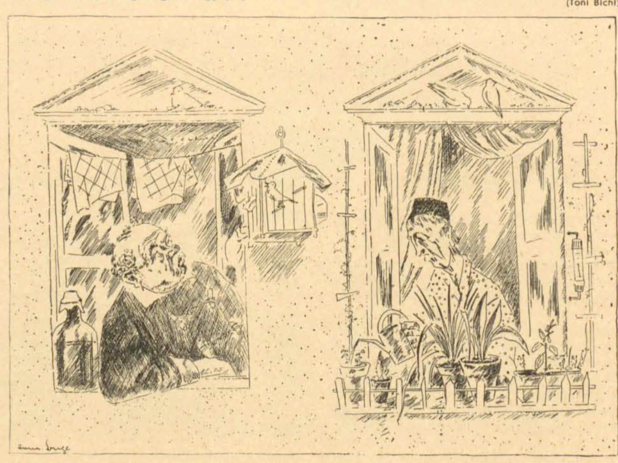
Yvonne rauchte Zigaretten und führte den Tee mit gutem Anstand zum Munde, sie bekam Lust, zu tanzen, und wir drehten uns ein paarmal in dem kleinen Kreis, sie tanzte leicht und gefällig, mit etwas geneigtem Kopf, sie lag elastisch und sicher in meinem Arm, mit einer hübschen, liebenswürdigen Geste. Ich begann sie im stillen lieb zu gewinnen, — ein reizendes leichtbeschwingtes, ganz pariserisches Ding, mußte ich denken, es war ein gescheiter Gedanke von ihr, daß sie in der Clôserie des lilas das Gespräch mit mir herbeigeführt hatte.

Es begann zu dämmern. Der Pavillon leerte sich; Yvonne und ich wanderten Arm in Arm durch den Park, in dem die lauen Düfte der Fliederbüsche trieben, wir kamen an den großen See, ließen uns auf einer der Bänke hin, die an seinem Ufer stehen, und sahen den Schwänen zu, die steif und hochmütig in dem schneeigen Glanz ihres Gefieders über die dunkelgrüne Fläche zogen. Ich legte den Arm um Yvonnes Schultern, sie waren voll und warm, sie lehnte sich ein wenig an mich, plauderte frisch und unbefangen in die duftige Dämmerung, und es war etwas Hingebendes in ihrer Stimme, das ich zu lieben begann.

Nachher, als die Dunkelheit hereinbrach, bestiegen wir das Oberdeck eines Omnibus und fuhren nach Montmartre, wo Yvonne wohnte und wo sie, wie ich wohl merkte, jeden Winkel kannte, jede Bar, jede Chansonette, jeden Tanzsaal. Von Montmartre, seinen Künstlern, Cafés und populären Sängerinnen sprach sie überhaupt am liebsten,

Die Fenster auf

(Toni Bichl)



„Merken Sie, wie 's nach Frühling riecht, Herr Nachbar?"
„Ich weiß net, ich hab g'meint, es ist Ihr Schellfisch!"

sie war dort oben geboren, es war ihre Heimat, die sie liebte und die sie um nichts hätte preisgeben mögen.

Wir fuhren durch die flimmernde Stadt. Tausende von Wagen rollten unablässig an uns vorüber, man fragte sich, woher sie alle kamen, einmal gerieten wir ins Gedränge, die Kutscher schimpften wild aufeinander los, dann löste sich der Knäuel wieder, wir kreuzten die großen, lichtüberfluteten Boulevards, wo sich die Menschen und Fuhrwerke zu Dämmen stauten und die neuesten Abendblätter von aufgeregt laufenden Camelots ausgeschrien wurden, dann führten die Straßen bergan, und schließlich hielten wir auf der Place Blanche, dem belebten Zentrum von Montmartre, wo die Cafés im Glanz der Lichter strahlten und sich der gespenstische Umriß der roten Mühle, des alten Wahrzeichens dieser Gegend, wie ein Phantom in die verschwommene Abendluft hob.

Yvonne wollte bei Peré Antoine zu Abend essen. Die Wirtschaft liegt ziemlich hoch, es ist ein kleiner, abgelegener Platz, mit einigen Bäumen bestanden. Unter den Bäumen waren Tische gedeckt, primitive Windlichter flackerten darauf, und eine für dieses Viertel typische Gesellschaft saß herum, aß, plauderte und lachte. Da waren Künstler der Bohème in Sammetjacken, manche trugen das Haar in langen Locken, manche hatten phantastische Barette auf dem Haupt und altertümliche Pelerinnenmäntel, wie sie kein Mensch mehr trug, über die Schulter geworfen. Sie saßen mit ihren Freundinnen da, mit Grisetten und Modellen, manche saßen auch abseits, rauchten aus Tonpfeifen und waren in erregte Unterhaltungen über die Dinge der Kunst vertieft. Ferner sah man einzelne Bürger mit ihren dicklichen Frauen, die sich hier einmal ein Abendessen im Freien leisteten, und an einigen Tischen ziemlich zweifelhafte, aber malerische, Absinth trinkende Gestalten, rote Tücher um den Hals geschlungen, verwegen blickende Apachen.

Yvonne schmauste mit Behagen, zum Schluß nahmen wir Erdbeeren mit süßer Sahne, sie ließ die Beeren voll genießerischer Lust auf der Zunge zergehen und richtete dabei die Augen mit der Komik eines Gassenjungen zum Himmel. Ein älterer Mann, blaß und hager, trat mit einer Geige in den Bereich der Tische, und eine Straßensängerin mit hochgetürmter Haartracht, aus der melancholisch eine halb verwelkte Rose grüßte, sang zu der Geige die neuesten Gassenhauer, ziemlich frech und nicht besonders melodisch.

„Es ist Blanche", sagte Yvonne, „der Alte ist ihr Vater, die Mutter ist im Irrenhaus. Auch Blanche spricht mitunter schon wirres Zeug, sie findet keinen Geliebten mehr, weil sie so närrisch ist, darüber kommt sie mitunter in Wut, dann schlägt sie nach ihrem Vater, sie wird wohl auch im Irrenhaus enden."

Wir lauschten auf die Lieder der armseligen Blanche, rauchten einige Zigaretten, Yvonne spielte trällernd mit der zerknüllten Seidenpapierserviette, und ich sagte: „Es war ein schöner Tag, Yvonne. Was machen wir jetzt?"

„Jetzt gehen wir zu mir und trinken Tee", erwiderte sie und legte ihre Hand schmeichelnd auf meine, „du mußt doch sehen, wo ich wohne, — ganz oben, in einem kleinen Atelier, einsam, aber vornehm wie eine Prinzessin, mit dem Blick über die zahllosen flimmernden Lichter der Stadt."

„Gut", sagte ich lachend, — „trinken wir Tee bei Prinzessin Yvonne. Gehen wir."

Wir schritten durch ein paar Straßen mit uralten Häusern, dann gerieten wir in eine schlecht beleuchtete Gegend, wo man keinen Menschen mehr sah und nur noch Baracken und einzelne verwahrloste Ateliergebäude standen, aus Holz und mit Dachpappe gedeckt, schließlich kam eine lange, graue Mauer, an der wir entlang gingen, ein Ende vor uns brannte endlich wieder eine Laterne. Als wir in den Lichtkreis der Laterne kamen, trat aus dem Dunkel ein Mann hervor, groß, ein Tuch um den Hals geschlungen, mit weiten Velourhosen, ein Apache. „Geben Sie Ihr Geld", sagte er, indem er mir den Weg vertrat. „Mein Geld?" fragte ich zögernd.

„Schnell", entgegnete er, „ich habe einen Schlagring bei mir."

Er hieb mit der rechten Hand gegen die Mauer, daß es krachte und der Mörtel niederstürzte. Es schien ein sehr wirkungsvolles Instrument zu sein. Ich griff in die Brusttasche, holte das Portemonnaie heraus und gab es ihm. „Bitte", sagte ich, „es ist das beste, was ich tun kann."

„Ihre Uhr", sagte er kurz.

Ich knöpfte die Uhr von der Weste los und reichte sie ihm.

Jetzt flüsterte ihm Yvonne, die in seinen Rücken getreten war, etwas zu, ich konnte es nicht verstehen.

„Sie haben noch ein Portemonnaie in der Tasche", sprach er nun, „geben Sie her." Ich holte es hervor, reichte es ihm und sagte: „Hier. Wünschen Sie noch etwas?"

„Nein", meinte er lächelnd, — „es ist genug, Sie können nach Hause gehen. Gute Nacht, mein Herr."

Er grüßte, indem er die Finger flüchtig an die Mütze legte.

Yvonne winkte mir kameradschaftlich zu, mit erhobener Hand. Dann hängte sie sich in den Arm ihres Freundes und entschwand mit ihm in der Finsternis. Ich stand und sah ihnen nach, verwirrt durch den unerwarteten Ausgang meines Erlebnisses. Welch gefährliche Spitzbübin, meine reizende kleine Yvonne! Sie war offenbar die Sklavin dieses verbrecherischen Menschen, und ich gestehe, ich begriff es gut, daß sie seine Sklavin war und daß sie mich seinetwegen verriet. Er war ein Apache von glänzender Haltung und hatte die Gelassenheit eines Gentleman. Er war herrlich in seiner Ruhe und Sachlichkeit, seine Sprache war bestimmt und kühn, er hatte das Gesicht eines Adlers. Er war der schönste Apache, den ich je gesehen habe.

Zu leicht befunden

Kommt ein Vogel geflogen,
ein Zitronenfalter
im Greisenalter
von ungelogen
zweiundsechzig Tagen.

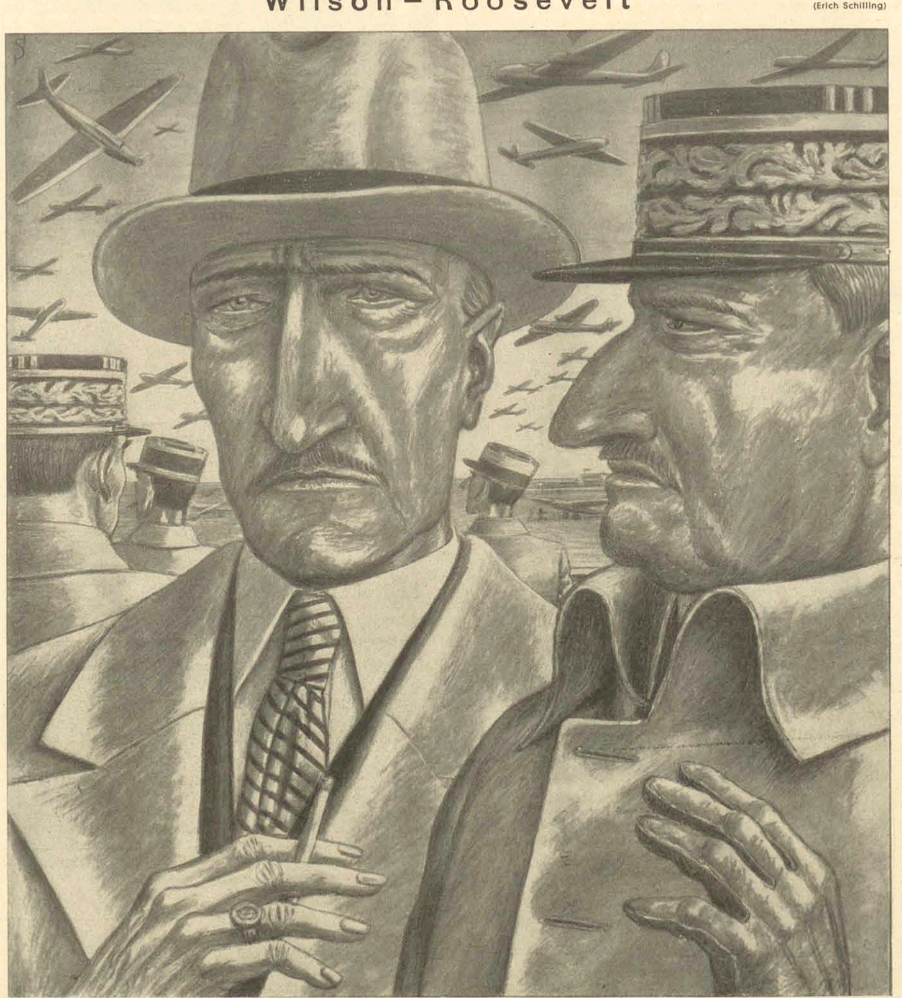
Kommt ein Vogel geflagen,
setzt sich nieder auf mein Hand
und begunt zu klagen:
es sei ihm genant,
aber er sei falsch benannt.

Zweifelsohne sei sein Wille der beste,
aber eine Zitrone,
selbst eine ausgepreßte,
sei er zu seiner Schande
zu falten nicht imstande.

Dirks Paulun

Wilson — Roosevelt

(Erich Schilling)



„Schade, daß wir nicht mehr 1918 schreiben, damals haben die Deutschen noch an amerikanische Präsidenten geglaubt."

Morgengang

(Wilhelm Schulz)



Bin nah bei meiner Liebsten gsî —
grau blickt ihr Fenster in der Früh,
dahinter geht sie hin und her . . .
Horch! Hörst du? Da! Ein Nußhä-her

von Baum zu Baum, von Ast zu Ast . . .
Die graue Bank vergönnt mir Rast.
Ein Erdbeerblatt, frisch ausgeschlupft,
ich hab es leis vom Stock gerupft.

. . . Die Wasser fließen fort und fort . . .
War ich's, der saß am selben Ort?,'
der träumend streifte hin am Fluß?' . . .
O Wind, komm, trag ihr meinen Gruß,

zum blanken Fenster trag ihn 'nauf,
ist's zu, so rüttle dir es auf,
und sag ihr, Wind, doch sag es auch:

in Blüten steht der Haselstrauch!
— — und frag sie, Wind, doch frag es leis,
ob sie von Liebe gar nichts weiß . . .

H. Hardt

EHELICHE FRÜHLINGSFAHRT

VON REINHARD KOESTER

Jedes Jahr fährt Vater Hugo Fielitz am Sonntag nach Frühlingsanfang mit seinem Eheweibe Augusta, geborene Grobsch, von Berlin-Neukölln mit der Stadtbahn ins östlich Grüne. Das hat seinen guten Grund, denn damit will er sich freikaufen für seine Herrenpartie am Himmelfahrtstag. Vater Fielitz erzählt gern, Mutter Fielitz dagegen ist sehr schwerhörig, darum muß Vater Fielitz sehr laut sprechen und ist gewohnt, für einen größeren Zuhörerkreis zu reden.

„Weeste noch, Juste, wie wa friha mit'n Kremsa sind losjebraust? Da haste Friedaken, ho heite eene jesuchte Sekretärin is, noch een Jummihöseken anziehn missen, weil det sonst in die Polsta jing, und Fritze, der lange Lulatsch, hat trotz seine zwölf Jahre imma so in de Neese jepolkt, det ihn da Zeijefinga um een Haar wär abjebrochen, als der eene Jaul hochjing, weil Paule, wo ooch uff'n Bock saß, ihn mit sein Schmettalingsnetz jrade an die kitzlichste Stelle unta'n Schwanz jepiekt hat, weil a jloobte, er will äppeln, und diesen Sejen Jottes wollta uffangen for unsa Jemisebeet uff'n Balkong. Denn damals jab es noch keen kinstlichen Dinga wie Ziankali und so, aber wat die Pferdeäppel warn, die warn in Barlin ooch schon rar jeworden von wejen die bejinnende Motorisierung von die Pferdedroschken. Und da schickten wa Fritze und Paule sonnahmds ahmds uff die Suche und for'n Elma kriechtense een Sechsa for die Sparbichse, und wenn die Sparbichse denn voll war, durftense mich zu'n Jeburtstaach eene Kiste Ziejarn koofen. Jotte nee, war det imma eene Freude for die Kinda!

Da reden die Leite imma dicke Teene von die neumodischen Vakehrsmittel und saren, mit de Stadtbahn biste rascher in's Jrine. Stimmt ja jar nich! Friha hatte ick Jottes freie Natur sozusaren jleich nehman, und nu muß ick zu sie rausfahrn, weil se da allens vabaut ham — is nich so? Mit'n Kremsa war ick ville rascha in se. Aba damit will ick nischt jejen die Stadtbahn jesaacht ham, det is da Zuch da Zeit, vastehste? Und nu stell da vor, det det nicht nur in Jroß-Barlin so is, sondan ooch in Zossen und Hamburch und Königswustahausen und Leipzich! Da wird denn Jottes freie Natur imma mehr in die Enge jetrieben bisse schließlich keen Platz mehr hat. Aba bis dahin ham wa denn wieda Kolonien und denn jeht's ruck-zuck mit'n KdF.-Fluchzeuchomnibus nach Afrika riba. Ob det jloobst oda nich. Da wern denn die Neja staun'n, det se weiß wern, wenn wir da mit'n Luftkremsa komm'n anjebraust. Und Stullenpakete brauchste da nich mitnehm'n, Juste, weil't da Bööme jibt, wo Brot uff wächst, und wennste een Affen ärjast, schmeißta dir mit Kokosnisse und Datteln und Feijen und Tomaten und Kaffeebohnen. Nur mit Bockwirste mit Kartoffelsalat schmeißta nich. Aba allens kannste von die Kolonien ooh nich valangen.

— — Siehste, nu komm wa nach Köpenik. Da jab et so vor Sticka vierzich Jahren eene Stampe, jleich links neben den Bahnhof, wenn ick mir recht erinnre, da hat eene Bockwurst — aba sooo lang, sar ick dir! — fuffzehn Pfennje jekost't mit een Berch Kartoffelsalat, det de jloobst, den zwingste nich. Und een prima Doppelkorn een Sechsa. Aba zu den haste Sie jesaacht! Valleicht hätte ick dir jar nich lieben jelernt, Juste, wenn ick da nich eene Braut hätte jehabt, wo von die Bockwirste an een'n Sonntachnachmittach jleich Stücka drei vadrickt hat. Nee, ha'ck ma jesaacht, als ick an andern Morjen uffwachte, so'n Mächen is valleicht jut for die Liebe, aber for't Heiraten nich. Denn wo käm ick da hin? Und wo ick dir kennen jelernt ha', da haste kaum eene Bulette runtajewircht und denn war Schluß.

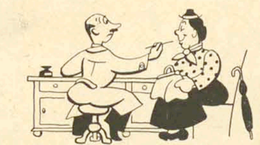
— — Nu aba nich jleich i'n Daualauf! Wat det Motorboot is, det fährt, wenn et seine Zeit is, da hilft Loofen ooch nischt. Und Sport is eene knorke Sache, aba selba mitmachen tu ick det mit meine siemundsechzich Jahre nich mehr. Hättste Nurmin heiraten soll'n. Lieba trinken wa eene Molle und warten ab, bis die Leite sich ham valoofen. Friha ja, da ha'ck det Jedrängle jern jehabt, weilste dir da so pöapö und sachtekens an een Mächen hast randrängeln könn'n und wennste jemerkt hast, die hat det ooch jern, denn war Kurzschluß. Aba dariba sind wa nu mit de Zeit rausjewachsen, is nich so, Muttchen? Und an dir drängelt sich ooch keena mehr. Aba eene Molle bleibt eene Molle, und wenn sich da een Korn randrängt, denn vazeihste ihn det jern. Wat saachste zu den kleenen Bierjarten da? So wat jemitliches! Und in det Boot schupsense sich, als wenn et bei een Heringsschwarm hieß: ‚Freiwillije vor!' Komisch: in die Zeitungen steht, von't Land streemense in die Jroßstadt, und hiea siehste, wie se von de Jroßstadt uff't Land streemen. Keen Mensch is zifrieden mit den, wat a hat — is nich so? Sie, Frollein, bringense mich mal eene Molle und meiner Frau Jemahlin een kleenet Halbundhalb. Wat? Nee, keenen Schnaps, sondan een Becher Malzbier mit een Schuß Hellet. Een

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

anständja Mensch trinkt an Sonntachnachmittach keen Schnapa. Aba mir könn'nse so'n kleenet Kompott zu die Molle bringen.
Siehste det Häuschen da driben, Muttchen? So wat mißten wa ham. In de nächste Klassenlotterie nehm ick mit den dicken Justaf zusam' een Achtellos. Det jroße Los is nich mehr, aba wennste jewinnst, springt for jeden eene kleene Laube raus. Und denn laden wa zu't Erntefest Frau Piesecke in, wo du in'n Dod nich leiden kannst, und denn platzt die vor Neid. Ick kann se ooch nich leiden, aba wenn se platzt, möchte ick lieba nich zujejen sein. Wat zu ville is, is zu ville. Und denn kloppe ick mit den dicken Justaf und den Herrn Buchhalta Stakuweit iba uns een Skat uff eijenem Jrund und Boden! Wär det eene Freide for die Kinda!
Siehste woll, det Motorboot is ejal ibafillt. Pickevoll. Findste nich, det et hiea ville scheena is, wie in't Müggelschlößchen oda so? Wenn ick ma jetzt noch eene Ziejarre in't Jesichte ramme, denn sind wa doch beede restlos jlicklich, wat meenste, Muttchen? Und for det dämliche Jedrängle uff den Motorboot hin und retuhr kann ick ma jut und jerne Sticka vier Mollen jenehmijen. Außadem war mir det ehm schon so, als ob mir een Droppen uff die Neese jeknallt wär, und denn wern wa womeechlich pitschenaß und die Sonntachsausjehkleedasche is hin und wa holn uns den Dod, wenn de Kajite ibafüllt is. Wat saachste, Muttchen? Der Himmel is klar? Det is in'n April imma so, und denn is a plötzlich nich mehr klar, aba klar is, det de mitten drin sitzst in den scheensten Wolkenbruch!
Na, scheen, Frollein, wenn se mir so drängeln, denn bringse mir noch eene Molle, bis die Wettalare sich jeklärt hat. Sieh mal, Juste, da komm' zwee Herrn, die ham woll ooch nich die rechte Traute zu eine längere Wassafahrt. Im Jejenteil, die machen uff mir den Eindruck, als obse een'n dritten Mann zum Skat suchten, wie? Paß mal obacht! Det seh ick die an die Neese an.
— — Ob hiea Platz is? Na jewiß doch, meine Herrn, platzen se Ihnen ruhich. Wat meine Frau und ick sind, wir ham nämlich beschlossen, det Jedrängle uff den Motorboot nich mitzumachen, vastehnse? Vor allem von wejen die unjeklärte Wettalare. Und jrad ehm saachtse: paß mal obacht Vata, saachtse, da komm'n zwee Herrn, die sehn aus, als suchtense een'n dritten Mann zum Skat! Nee, sare ick zu sie, nee, Muttchen, sare ick, da irrste dir aba jewaltich. Wir saren nämlich Vata und Muttchen zueenanda, weil wa Sticka drei lebendje Kinda zur Welt jebracht ham. Sehnse, meine Herrn, so sind die Weiba: imma jloomse een Mann hätte nischt anderes in'n Koppe als Skatkloppen!
— — Is et die Meechlichkeit? Sie sind ooch umjejang' mit den Jedanken? Na, denn bringse mal die Karten, Frollein, und uff den Schreck eene Molle mit Bejleitung. Jotte nee, is det eene Freude for die jute Frau! So sindse nu mal, die Weiba: imma woll'nse Recht behalten!

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Um Zwillingsgeburten statistisch zu erfassen, sind die Ärzte unlängst angewiesen worden, bei ihren Kranken diesbezügliche Nachforschungen anzustellen.
Als die Resi das Krankenhaus verläßt, fragt der Arzt sie beim Ausfüllen des Formulars: „Noch eins: sind Sie ein Zwilling?"
„A Zwilling? — Na, i bin a Krebs."
„Ach gehn Sie mit Ihrem Horoskop! Ich will wissen, ob Sie einen Zwillingsbruder oder eine Zwillingsschwester haben."
„Na."
„Gut. Also kein Zwilling."
„Ma Zwillingsschwester is scho as kloans Kind g'storb'n."
„Wie? Dann sind Sie ja doch ein Zwilling! Warum sagen Sie das nicht gleich?"
Resi, ganz verschämt: „A ledig's Kind hab i aa."

Ein englischer Graf, bekannt als großer Pferdeliebhaber, besuchte einmal seine Stallungen. Und wie es so kam, wühlte er im Hafer und sein Siegelring rutschte vom Finger und die Stute „Stella" fraß Hafer mit Siegelring. Da der Siegelring ein altes Familienstück war, rief der Graf seinen Stallburschen.
„Jonas", sagte er, „die Stella hat meinen Ring gefressen. Paß gut auf, wenn es so weit ist, denn ich will den Ring wieder haben!"
Nach einigen Stunden kam Jonas aufgeregt angelaufen.
„Herr Graf!" rief er, „Herr Graf, jetzt muß der Ring gleich kommen!"
„An was merkst du denn das?"
„Ja, Herr Graf; die ersten Pferdeäpfel haben schon das gräfliche Wappen!"

Frühling in Werder

(K. Heiligenstaedt)



„. . wenn du jetzt noch deinen Hausschlüssel vergessen hättest, Lotte, wäre ich selig — —“

München, 7. Mai 1939
44. Jahrgang / Nummer 18

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Harte Worte

(R. Kriesch)



„Hach ja, Liebe ist eine komische Sache, wenn man sie genau betrachtet!“
„Wieso? Was mußt du ausgerechnet die Liebe betrachten, dumme Gans!“

Die schwebende Jungfrau

Von Hans Leip

Meine erste Liebe war
eine Dame auf dem „Dom",
und sie kam wie jedes Jahr
als das „schwebende Phantom".

Über ihrer Bude schwang
sie auf mächtigem Plakat
engelgleich im Schwebehang
ohne Spur von Apparat.

Still gab ich den Groschen hin,
stand gespannt im grauen Zelt,
und sie ward als Königin
ihres Faches vorgestellt.

Lila Seide ihr Gewand,
ach, wie war sie zart und klein!
Und ein Mann mit bleicher Hand
schläferte sie redend ein.

Nieder sank sie, steif und stumm.
Wie ein Holz ward sie gelegt
auf ein Sammetpodium
und blieb vorerst unbewegt.

Nur die Hand des Mannes strich
bleich. Noch glaubte man es kaum,
da, ganz langsam hob sie sich
seiner Hand nach in den Raum.

Und verhielt wohl augenhoch,
und ein Reifen, den er frei
über ihren Körper zog,
war Beweis, wie echt es sei.

Von der bleichen Hand gelenkt,
ward sie langsam wie ins Grab
auf dem Samt zurückgesenkt,
ward erweckt und sprang herab.

Oh, wie war der Beifall groß,
und sie knixste ohne Zahl,
und ich konnte nicht mehr los,
und ich blieb zum andernmal.

Ob sie wohl ein Engel war?
Ich war gleich in sie verliebt.
Mancher glaubt mit sieben Jahr,
daß es wirklich Engel gibt.

Und sie sah mich lächelnd an,
als sie an zu sammeln fing.
All mein Domgeld gab ich dann.
Bleib! so sprach sie. Doch ich ging.

Wartete, wo hinterm Zelt
ich den bunten Wagen fand.
Rings die Nacht war grell erhellt,
während ich im Dunkeln stand.

Spät kam sie und müd heraus.
Staunend faßte mich ihr Blick.
Doch dann lachte sie mich aus
und verriet mir ihren Trick.

Erde ist der Augen Preis,
irdisch bleibt, was uns erscheint,
und kein Reifen ist Beweis
dessen, was das Herze meint.

DER ELEGANTE OBSTESSER

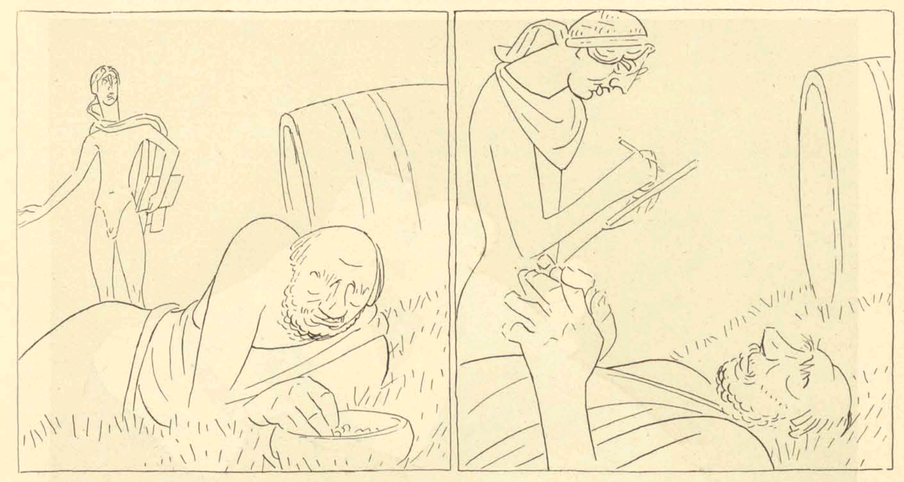
Schön ist die feine Lebensart schon, aber sehr schwierig. Gestern war ich wieder einmal in einem sehr feinen Restaurant, um zu sehen, wie man's macht. Sie glauben vielleicht, wenn man's einmal gelernt hat, das genüge für immer. Sie irren. Die feine Lebensart und besonders die feine Essensart ist in stetigem Flusse, deshalb gehe ich gelegentlich in Restaurants, wo die Welt verkehrt, die weiß, wie man essen muß, und lasse mich aufpolieren.
Manches ist mir allerdings bis zum heutigen Tage nicht gelungen, und niemand hat es mir bisher erklären können, wie man zum Beispiel Strohkartoffeln ißt. Wissen Sie, Strohkartoffeln, das sind ganz feingeschnittene Hobelspähne aus Kartoffeln, ganz kroß gebacken. Man kann sich stundenlang damit beschäftigen, eine Portion Strohkartoffeln mit Hilfe einer Gabel zu essen. Eine Danaidenarbeit. Strohkartoffeln rutschen immer von der Gabel, und wenn es nach mir ginge, so würde zu ihnen immer ein eßbarer Gleitschutz gereicht werden, oder man müßte die Strohkartoffel sommern wie Autoreifen. Daran hat bisher noch niemand gedacht. Wir werden, wie Gott uns geschaffen, vor die Strohkartoffeln gestellt und müssen uns mit ihnen auseinandersetzen.
Jetzt will ich Ihnen mal die Sache mit dem feinen Essen historisch erklären. Sie haben sicher vor einigen Jahren den Film gesehen, in dem der englische König Heinrich VIII. Geflügel ißt. Bei der historischen Genauigkeit heutiger Filme hat dieser Heinrich VIII. sicher historisch richtig gegessen. Und wie tat er es? Bemerkenswert einfach. Er riß den Tieren Schenkel und Flügel oder auch ein größeres Trum aus, knabberte die Stücke ab und schmiß die Knochen hinter sich. Man kann annehmen, daß damals alle besseren Herren auf diese Weise Hühnchen gegessen haben, auch wenn sie nicht König von England waren. So sehr der Film unser heutiges Leben befruchtet, diese Art, Geflügel zu essen, hat bei uns noch nicht Eingang gefunden, obwohl von vielem behauptet wird, daß das Wahre und Natürliche auch gleichzeitig das Schöne sei.
Versuchen Sie mal in einem besseren Restaurant, sich so nach den Gesetzen des Wahren und Natürlichen zu benehmen. Sie werden hinausgeschmissen, mein Herr!
Davon spreche ich nur, um den Wandel der Tischsitten selbst in Herrscherkreisen anschaulich zu machen.
Bei dem Besuch in dem feinen Restaurant sah ich, daß mein Brauchtum im allgemeinen noch auf der Höhe war. Im Suppeessen hat sich nichts geändert, auch Fische und Braten werden ziemlich altertümlich verzehrt. Aber das Obst! Sie nehmen hoffentlich nicht an, ich sei darüber erstaunt gewesen, daß man nicht wie Adam in den Apfel biß. So geschult bin ich schon lange, daß ich weiß, daß man am gepflegten Tisch den Apfel schneidet und schält. Kommen Sie mir da nicht mit den alten Vitamingeschichten.
Was ich neu lernte, ist, daß der gebildete Mensch den Apfel auf der Gabel schält. Also so: Tempo eins, den Apfel in vier bis acht Teile zerschneiden; Tempo zwei, die Gabel in ein Stückchen stoßen; Tempo drei, das Stückchen hochheben und mit zierlicher Hand skalpieren. Beileibe darf es nicht mit Fingern berührt werden. Aus Erfahrung weiß ich, daß die Apfelstücke dabei fortspringen und mit Vorbande vom Tisch ins All hopsen. Achten Sie darauf nicht, vielleicht merkt man am Nebentische nicht, woher die Apfelscheiben kommen. Am besten ist es, Sie üben diese Kunst erst zu Hause. Sie hat viel Ähnlichkeit mit dem Tischtennis. Geben Sie die Sache nicht gleich auf, wenn's zuerst nicht gelingt. Eines Tages werden Sie auch ein Rastelli oder Sauerbruch der Obstbehandlung sein. Foitzick

ICH STEHE DA DRÜBEN / VON ERNST KAMMERER

Täglich passiert es tausendmal. Zwei Herren, die aussehen wie andere Herren auch, zwei Durchschnittsherren also, stehen sichtlich beieinander und voreinander. Trotzdem fragt der eine den anderen: „Wo stehen Sie?" Und der andere antwortet nicht etwa: „Hier stehe ich, das sehen Sie doch", — nein, er geht darauf ein, daß man ihn fragen kann, wo er steht und sagt: „Ich stehe da drüben, über der Straße, ich bin der zweite von links neben dem Omnibus." Drauf der erste Herr mit unerschütterlicher Ruhe: „Ach ja, ich sehe, da stehen Sie. Mich können Sie nicht sehen, ich stehe um die Ecke."
Was ist das? Ist das eine Zersetzung, eine Sepsis der Sprache? Soll ich nicht mehr ich bedeuten, soll ich genau so viel bedeuten wie er, daß man vom Auto sagen kann: Da stehe ich, und meint, da steht er, der Wagen nämlich.
Gott behüte, wenn es nur eine Wandlung der Sprache wäre, dann wäre es ja einfach. Die Sprache wandelt sich, das weiß man. Aber es ist keine Wandlung der Sprache. Ich hat nicht etwa die Bedeutung er angenommen. Ich heißt nach wie vor ich. Und von den Dingen, die nicht ich sind, spricht man nach wie vor mit er, sie und es. Aber der Wagen ist ich. Anstandshalber sagt man natürlich auch: Er steht in der Garage. Es würde sich nicht gut machen, zu sagen: Ich stehe in der Garage und muß nächstens ein Frostschutzmittel einnehmen. Man sagt auch: Er ist schneller als jeder andere. Daß man in diesem Fall nicht ich sagt, geschieht nicht etwa deswegen, weil man es empfindet, daß der Wagen bloß ein Ding ist, sondern vielmehr aus dem ganz anderen Grund, daß man sich selber mit so viel wunderbarer Schnelligkeit gar nicht gleich zu setzen wagt.
Kennen Sie jemand, der einen Wagen hat, an dem etwas auszusetzen wäre? Ein Vater wird von seinem Sohn sagen: Er ist mir zu lebhaft, oder, er ist mir zu fad. Er wird sagen: Ich zu meiner Zeit hab es besser verstanden mit den Mädchen. Oder er wird sagen: So bunt haben wir es nicht getrieben mit den Mädchen. Jedenfalls wird sich der Vater für die vollendetere Ausgabe des Menschen halten, die leider unweigerlich dahinstirbt, indes in der Person des Sohnes nur eine geschwächte Erinnerung an die väterliche Vollkommenheit auf der verarmten Erde zurückbleibt. Wenn man einen Menschen lang genug kennt, wird er auch über die Fehler seiner Frau zu reden bereit sein. Oft genügt es dazu, daß man ihn eine Stunde kennt. Bei manchen dauert es ein Jahr. Es gibt auch Kavaliere, die nie über ihre Frau klagen. Aber sie sind so selten, daß sie hier füglich ausscheiden können. Der einzige Mensch, über den der Mensch nicht jammert, das ist er selber. Wenn man von ein paar Trübseligen, von ein paar Büßern und von den seltenen Lebensnüchternen absieht, kann man wohl sagen, daß der Einzelmensch in schönem Einverständnis mit sich selber dahinlebt.
Und der Einzelmensch unserer Zeit ist um das Auto vermehrt worden. Das Auto ist ein Körperteil. Nicht etwa ein banaler Körperteil, in dem man sitzend rollt. Nein, ein Körperteil vom Rang des Herzens oder des Hauptes, ja, eher mehr als weniger. Über den Sohn und die Frau klagt der Mann. Über sich selber nicht und über sein Auto nicht. Die Reparaturwerkstätten stehen voll von kranken Wägen. Aber wenn man die Autofahrer fragt: Haben Sie viel Reparaturen?, dann heißt es: Nein, nein, ich hab keine Reparaturen drauf. Und wenn sie gestern erst eine Rechnung bezahlt haben, daß sie blaß geworden sind und beschlossen haben, also gut, dann gibt es eben keinen neuen Anzug, sie werden es nicht zugeben. Die Fehler des Autos werden verschwiegen.
Denn es ist nicht eine Wandlung der Sprache, daß man vom Auto ich sagt, es ist eine Wandlung der Person. Und das geht so weit, daß sich der Mensch mit seinem Ich gar nicht mehr vom Wagen trennen kann. Sein Ich ist dort auf dem Parkplatz. Was hier vor uns steht, ist nur ein Inhalt fürs Auto, ein Autokern. Da in einem Menschen nicht immer so viel konstruktive Gedanken enthalten sein müssen wie in einem Auto, ist schon was dran. Wer ist denn der Mensch, der hier vor uns steht? Reden wir nicht drüber. Das Beste, was an ihm ist, glänzt dort drüben mit spiegelndem Lack, kühner Kühlernase und erotischer Stromlinie. Der Mensch hier fühlt sich nur als die Stimme, als den Lautsprecher seines Autos und drum sagt er: Ich stehe da drüben. So groß ist die Liebe zu den Autos. Soll man die Leute, die da drüben stehen, deswegen auslachen? Aber nein, man soll sich freuen, daß es so viel Liebe auf Erden gibt. Seit den Minnesängern war das nicht mehr da.

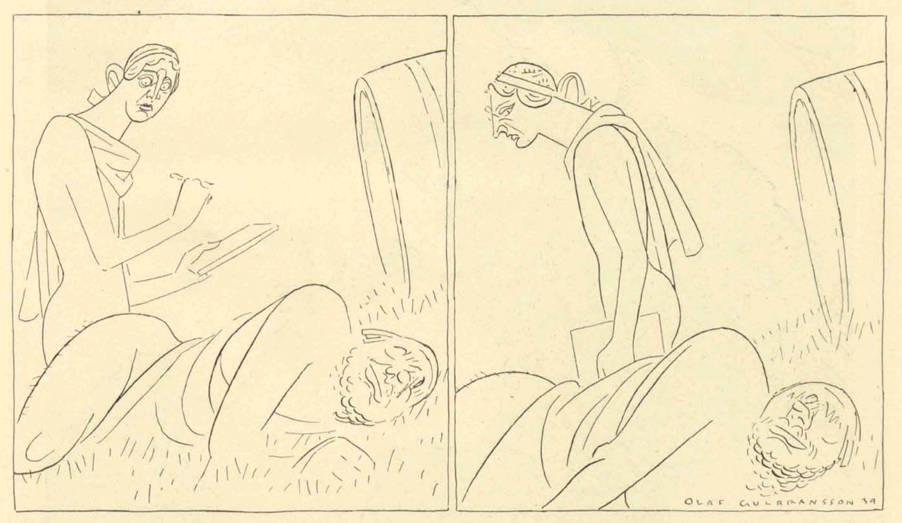
Diogenes

(O. Gulbransson)



Heut gab's zu Mittag Erbsenbrei.
Diogenes ist grad dabei,
vor seiner Tonne zu verdauen
und sinnend in die Luft zu schauen.

Da tritt ein Literat herzu
und bittet um ein Interwiuh:
er schriebe gern was Angenehmes
bezüglich seines Weltsystemes.



Jedoch Diogenes bleibt stumm.
Er denkt bloß grad und dreht sich um:
„Wie kann sich so ein Kerl erfrechen!"
— und läßt die Erbsen für sich sprechen.

Wodurch es denn zustande kam,
daß jener schleunigst Abschied nahm
und den, der ihn so tief verletzte,
ins Reich der Zyniker versetzte.

Ratatöskr

USA. — UDSSR.

(E. Thöny)



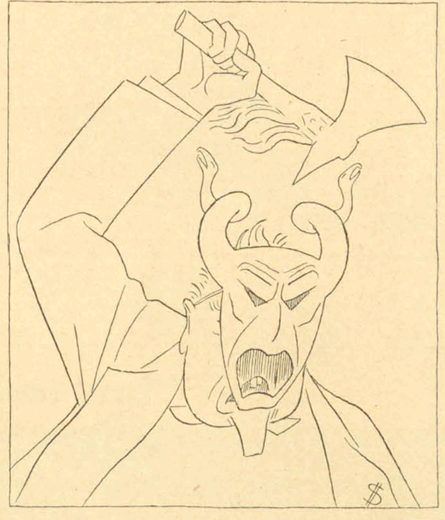
„Sehen Sie, Mr. Stalin, so denken wir uns die Rettung des Kapitalismus!“

Jonathans Politik der unbegrenzten Möglichkeiten

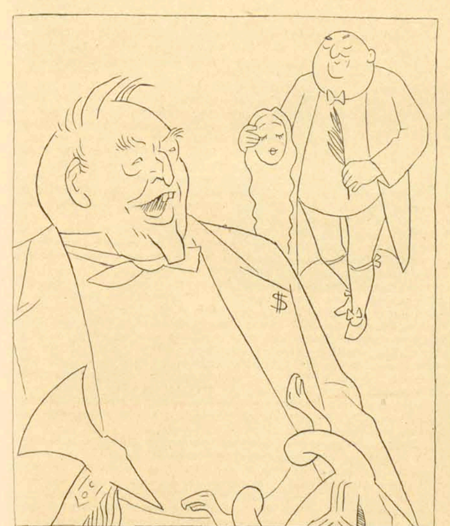
(Karl Arnold)



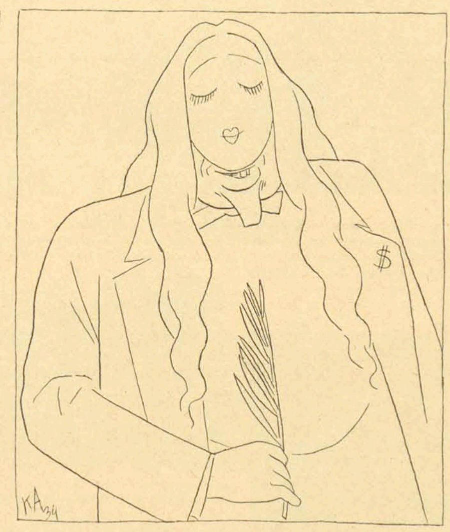
„Diesen totalitären Staaten werde ich kommen! Binden Sie mir mal die große Kriegsbemalung vor!"



„Waffen! Schafft Waffen! Krieg! Nieder mit den totalitären Staaten!"

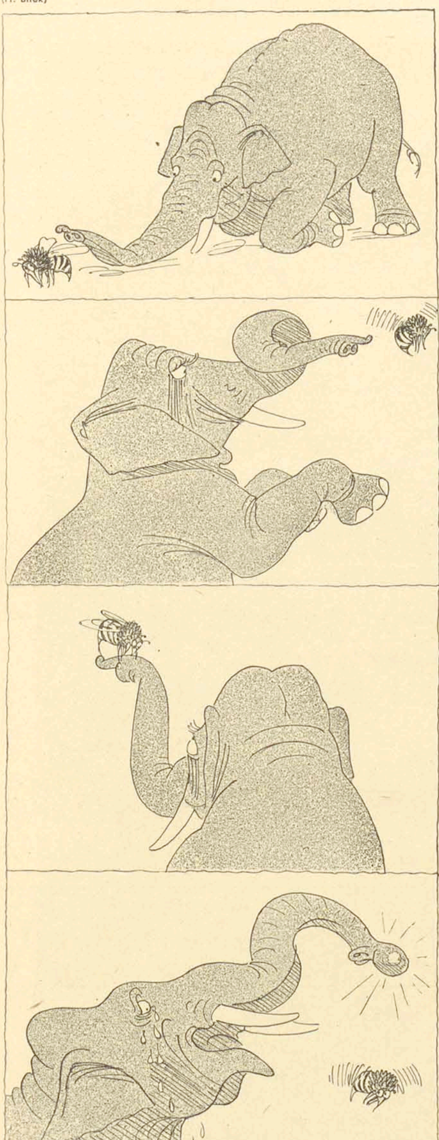


„Sonderbar, das zieht nicht, niemand will uns angreifen. Bringen Sie mal schnell die Friedensgarnitur!"



„Sehet ich komme zu euch in Frieden und zum Schutze der großen Demokratien sowie Luxemburg, Liechtenstein und Monaco — Halleluja!"

(Fr. Bilek)



Hoffnungslose und unglückliche Liebe des Elefanten zu einer Wespe

MOTOR GEFOPPT / VON RICHARD MATTHEUS

Die Endstation der Straßenbahn lag still und verlassen da. Hier am Rande der großen Stadt standen verstreut ein paar einzelne Häuser, gleichsam willkürlich hingewürfelt in die dürftige Landschaft. Dazwischen breiteten sich kleine Gärten aus, die augenscheinlich nur mühsam in Grün und Frucht gehalten werden konnten. Drüben erhob sich eine große Fabrik, die diese spärliche Gegend mit lärmendem Leben erfüllte und wohl die Ursache war, daß die Straßenbahn ihre Strecke soweit hinausgeschoben hatte.

Ein älterer Herr, seiner Kleidung nach den besten Kreisen zugehörig, ging in dieser Vormittagsstunde hier emsig auf und ab, blickte zu Boden, als suche er etwas, blieb stehen und sah in die Wolken. Streifte sein Blick die Umgebung, schüttelte er mit dem Kopf. Er war weit und breit allein und hatte es seinem Gehaben nach sehr eilig, von hier weg — und wieder unter Menschen zu kommen.

Endlich kam die Straßenbahn. Sie schaltete aber an der Endstation eine Viertelstunde Betriebsruhe ein. Fahrer und Schaffner stiegen gemächlich von ihrem Wagen, setzten sich auf eine Bank, wickelten ihr Brot aus und stellten die Kaffeeflaschen bereit. Es war die wohlverdiente Frühstückspause. Jener Herr sah ein Weilchen zu, nickte und ging weiter auf und ab. Er schien ärgerlich zu sein. Mit einem Male aber leuchtete sein Gesicht auf. Das war ein glänzender Einfall. Er stieg auf den Vorderteil des Wagens, blieb hinter dem Führerstand stehen und benahm sich so, als bewundere er von dieser höheren Warte aus die Umgebung. Da lagen ja die Kurbel und der Stromschlüssel. Spielerisch strich er mit der Hand über sie hin, lachte gluckernd in sich hinein, ergriff sie in einer überraschenden Eingebung, setzte sie ein und drehte. Ob er, bar der geringsten technischen Ahnung, wohl den Wagen von der Stelle bringen würde! Er fuh· schon und gewann nach ein paar Metern bereits eine erhebliche Geschwindigkeit.

Die beiden Beamten auf der Bank hatten den Vorgang nicht bemerkt. Nachdem sie gefrühstückt hatten, lasen sie ihre Zeitung und reckten erst die Köpfe, als der Wagen mit kräftigem Läuten in die Kurve einbog und verschwand. Was war geschehen? War der Wagen von selber losgegangen? Aber hier stand doch vorhin ein Fahrgast, der nun ebenfalls verschwunden war! Sie sprangen hoch, lärmten und liefen hinterher. Das war natürlich vergeblich.

Die Strecke lief hinter der Kurve in gerader Linie in die Weite. Dort hinten war eine Haltestelle. Sie sahen, wie der Wagen dort ordnungsgemäß hielt. War der Teufel in ihn gefahren und lenkte ihn? Sie liefen zur nahen Fabrik, um von dort den Vorfall zu melden. Am Eingang des Tores lehnte ein Fahrrad. Der eine Beamte schwang sich hinauf und jagte dem flüchtigen Wagen nach, während der andere zum Fernsprecher eilte, um den nächsten Verkehrsposten zu verständigen. Ein Straßenbahnwagen war entflohen. So was war ja noch nicht dagewesen. Der Hausmeister der Fabrik mußte lauthals lachen, als er endlich die Ursache der Aufregung begriffen hatte. Zwei enteignete Straßenbahner, die ihren Wagen verloren, na so was! Diebstahl war das, schlechthin Diebstahl einer beweglichen Sache.

Herr M. — wir wollen der beflissenen Nachwelt gegenüber seinen Namen verschweigen — fühlte sich anfangs an seinem Führerstand reichlich unbehaglich und unsicher. Als aber der Wagen anzog und die Räder rollten, als er nach einigen Schaltungen feststellte, wie genau der Motor seinen Handgriffen gehorchte, hatte er sich rasch in die neue Lage gefunden. Die Gewalt über den Wagen verlieh ihm Ruhe und ein wunderbares Gleichgewicht. Er sauste auf den geschliffenen Schienen sicher mit seinem Gefährt dahin, daß sein Gefühl kräftig erhoben wurde, der Mund irgendein Lied laut sang und der Fuß dazu das Läutwerk gehörig bewegte. Es war ein herrliches Fahren, wie er es nie erlebt hatte.

Dort hinten kam die erste Haltestelle. Sollte er sie beachten oder einfach überfahren? Halten, natürlich, das mußte erprobt werden. Den Motor gedrosselt, die Bremsen angezogen, der Wagen stand. Das klappte, als ob es tausendmal geübt wäre. Ein altes Mütterchen stieg ein und setzte sich in eine Ecke. Herr M. gab seinem Wagen freien Lauf und fuhr singend zur nächsten Haltestelle. Es klappte wieder. Hier stiegen schon mehrere ein. Kurz vor der dritten Haltestelle überholte ihn ein Radfahrer. Es war der Schaffner des Wagens, der schweißgebadet mit letzter Kraft dieses Rennen an sich riß. Er schrie und gestikulierte. Als Herr M. ihn erkannte, winkte er ihm freundlich zu und ließ den Wagen auslaufen.

„Habe ich das nicht fein gemacht? Sie wollen gewiß Ihren Wagen wieder übernehmen. Es ist alles in der besten Ordnung. Bitte, überzeugen Sie sich selbst!", sagte Herr M. zu dem Beamten, der kein Wort zu verstehen schien oder die Sprache verloren hatte. Ehe Herr M. lächelnd vom Wagen herunterstieg, steckte er den Kopf durch die Vordertür und fragte verbindlichst: „Waren die Herrschaften mit meiner Fahrt zufrieden?" Die Fahrgäste hatten überhaupt nicht bemerkt, daß ein Unbefugter an der Kurbel stand. Von der Haltestelle eilte im Laufschritt ein Schupowachtmeister herbei. Der fehlende Fahrer des Wagens traf im Auto ein. „Nun sind wir ja vollzählig", sagte Herr M., den man äußerst vorsichtig behandelte und freundlichst einlud, im Wagen Platz zu nehmen, wo er nun neben einer Leibwache saß, die ihn nicht aus den Augen ließ.

Er wurde sogleich dem Polizeirichter vorgeführt. Es stellte sich heraus, daß Herr M. ein sehr angesehener und bekannter Kaufmann in der Stadt war. Der Richter glaubte, Herr M. sei plötzlich irre geworden und wollte ihn einem Arzt überstellen, um dessen Gutachten zu hören.

Herr M. lehnte das mit sehr ernster Miene ab: „Es ist ein Irrtum anzunehmen, ich sei irre geworden. Ich will keine Entschuldigung, denn ich habe mit vollem Bedacht gehandelt." — „Aber das tut doch kein vernünftiger Mensch!"

„Hm, wer ist denn ein vernünftiger Mensch? Steht das im Gesetzbuch? Können Sie mit Sicherheit unterscheiden, wer ein vernünftiger Mensch ist und wer nicht? Sehen Sie! Der sogenannte vernünftige Mensch beruht doch nur auf sehr allgemeinen Annahmen."

„Spielen Sie zu Hause gerne mit der Eisenbahn Ihres Sohnes oder ähn-

lichem technischen Spielzeug?" — „Nein, nein, es ist auch kein Jugendwahn bei mir ausgebrochen."

„Na, hören Sie mal, Sie werden doch zugeben, daß es eine verrückte Idee ist, an der Endstation auf einen Straßenbahnwagen zu steigen, die Kurbel einzusetzen und auf eigene Faust loszusausen."

„Es tut mir sehr leid, aber ich muß das entschieden bestreiten. Diese Idee ist nicht nur nicht verrückt, sondern obendrein durchaus gesund und natürlich. Ich bin ein technisch völlig ahnungsloser Mensch, habe mich nie mit der Technik beschäftigt und auch nie eine Neigung dazu gehabt. Das ist die wichtige Voraussetzung für meine Tat. Sie wissen, was die Maschine für den Menschen heute bedeutet, daß viele, ja vielleicht die ganze zivilisierte Menschheit unter der Vorstellung seit mindestens hundert Jahren leidet: die Maschine ist der Feind des Menschen. Ja, sie dient uns nicht, wie es sich gehört, sondern sie hat sich sogar zu unserem Herrn und Tyrannen aufgeworfen. Je mehr Maschinen auf der Welt, desto weniger Raum auf Erden für den Menschen, das ist eine Zwangsvorstellung, ein Alptraum geworden, den ich durch meine Tat zerstört habe. Denn was beweist sie? Sie beweist, daß jedes Kind, daß der Ahnungsloseste mit Maschinen umgehen und sie sich dienstbar machen kann, so einfach und kinderleicht ist die Maschine geworden, denn sie ist wohl kompliziert im Bau, unwahrscheinlich primitiv aber in der Handhabung, so daß ein Kind dazu imstande ist. Primitive und Kinder können wohl eine Weile tyrannisieren, haben aber nicht die Eigensch.ft, Herren der Welt zu sein. Jene Zwangsvorstellung hat also meine Tat zerbrochen. Deshalb ist wohl jener unbedeutende Vorfall überhaupt eine Tat. Das ist alles, was ich erklären kann."

Der Richter schüttelte den Kopf: „Ich verstehe das alles nicht so ganz. Wenn es so wäre, müßte die Menschheit Sie für ihren großen Befreier und einen Idealisten halten, ich aber muß das Gesetz achten und Sie wegen groben Unfugs, Anmaßung eines öffentlichen Amtes und Verkehrsgefährdung in Tateinheit in eine Geldstrafe von dreihundert Mark nehmen."

„Ich nehme das Urteil an", sagte Herr M. „So viel wird jene Erkenntnis wert sein." Worauf er sich sehr höflich verabschiedete.

HANS KARL, WARUM SO EILIG / VON JOSEF ROBERT HARRER

Als sich Hans Karl dem Stefansplatz näherte, zeigte die Verkehrsampel gelbes Licht. Hans Karl hatte es sehr eilig; vielleicht bildete er sich die Eile nur ein. Jedenfalls entfuhren ihm die einzigen drei Worte Spanisch, die er kannte, und diese drei Worte waren ein respektabler Fluch. Denn eben, als er die Fahrbahn überqueren wollte, verwandelte sich das gelbe Licht in ein zurückweisendes rotes. Im allgemeinen hielt sich Hans Karl an die Verkehrsvorschriften; als er aber sah, daß eben der Verkehrspolizist mit einer jungen Dame sprach, benützte er diese Gelegenheit zu einem Verstoß gegen das rote Licht. Er trat aus der Schar der anderen braveren Passanten heraus und schlängelte sich zwischen den Fahrzeugen durch. Kaum aber hatte er die andere Straßenseite erreicht, rief eine laute Stimme: „He, warum so eilig? Stehenbleiben!"

Hans Karl wandte sich um. Es gab ihm einen Stich, als er den Verkehrspolizisten auf sich zukommen sah.

„Warum halten Sie sich nicht an die Verkehrsvorschriften?" fragte der Polizist mit strenger Stimme.

Hans Karl machte ein unschuldiges Gesicht.

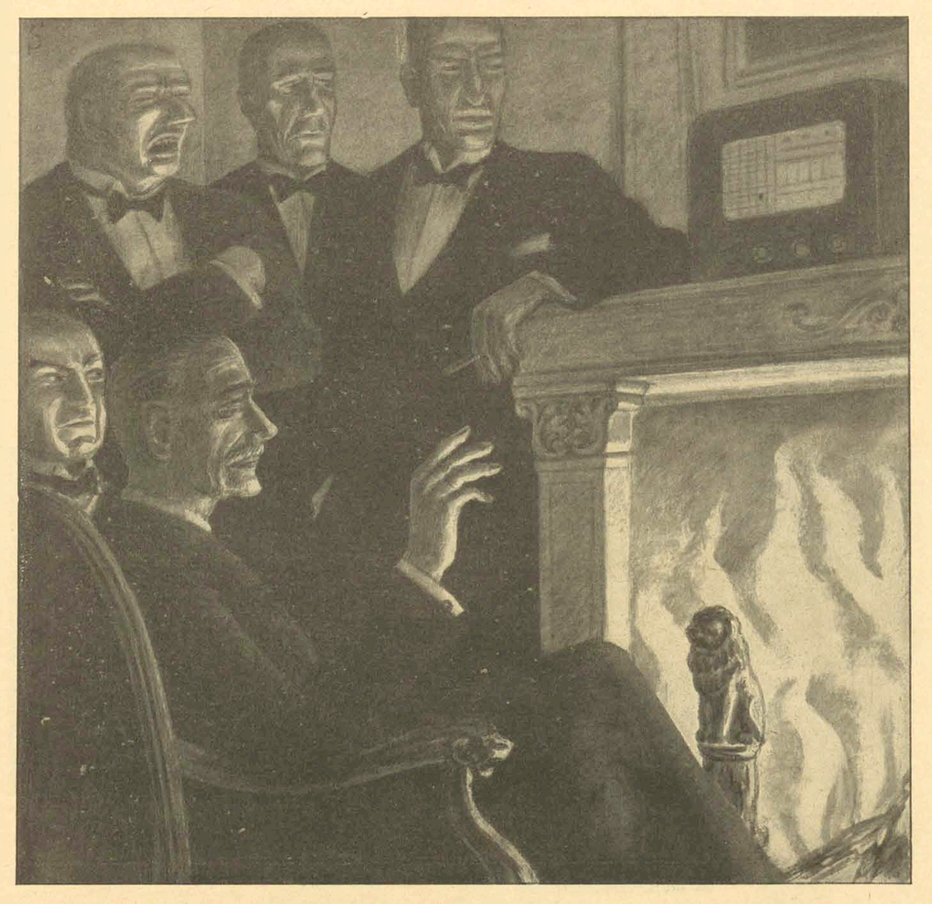
„Sollte ich mich geirrt haben? War denn nicht grünes —"

„Nein, rotes! Übrigens eine ungeschickte Ausrede! Die anderen Leute warten doch auch! Sie müssen Strafe zahlen!"

Da kam Hans Karl ein wunderbarer Einfall. Der Polizist war jung und hübsch; er würde ihn be-

Downingstreet Nr. 10 am 28. April

(Erich Schilling)



„Was soll man als gelernter Diplomat dazu sagen, wenn jemand die Vernunft sprechen läßt?“

stimmt verstehen. So sagte er: „Ich gebe zu, daß ich das rote Licht gesehen habe!“

„Das dachte ich mir auch!“ erwiderte der Polizist lächelnd. „Und warum haben Sie nicht auf das grüne Licht gewartet?“

„Ich will es verraten! Ich bin einer Dame nachgegangen. Da ich fürchtete, sie aus dem Auge zu verlieren, kümmerte ich mich nicht darum, daß der Übergang gesperrt war.“

Hans Karl wurde wesentlich leichter, als er bemerkte, daß der Polizist schmunzelnd das Notizbuch und den Bleistift wieder einsteckte. Ja, es kam im Leben immer wieder darauf an, daß man erfinderisch war, daß man rasch eine Ausrede zur Hand hatte. Hans Karl war eben nicht umsonst ein einfallsreicher Schriftsteller. Jetzt riß ihn eine erfundene junge Dame aus der Klemme.

„Das ist begreiflich“, meinte der Polizist. „Ich will diesmal ein Auge zudrücken! Werden Sie aber die Dame noch erreichen?“

Hans Karl blickte suchend um sich. Da sah er eine junge Dame knappe hundert Schritte entfernt vor einem Schaufenster stehen. Diese Dame muß es sein, dachte er.

„Ich habe Glück! Dort steht sie vor dem Fenster des Modehauses!“

„Die Dame im grünen Mantel? Die mit den blonden Locken?“

Hans Karl nickte.

„Das ist doch die Dame, die vorhin mit mir gesprochen hat!“

„Möglich! Dann wissen Sie ja selbst, ob es begreiflich ist, wenn man ihretwegen die Verkehrsvorschriften übertritt!“ erwiderte Hans Karl.

Da wurde das Gesicht des Polizisten wieder ganz Behörde. „Ja, aber jetzt muß ich Sie erst recht aufschreiben! Sie werden Strafe zahlen!“

„So sehen Sie doch! Jetzt geht die Dame wieder weiter! Ich werde sie nicht mehr einholen!“

„Das sollen Sie auch nicht mehr!“ sagte sachlich der Polizist.

Langsam zog er das gefürchtete Notizbuch. Er nahm den Bleistift, spitzte ihn umständlich und fragte dann nach Hans Karls Daten.

„Ich habe es so eilig! Verstehen Sie doch! Waren Sie noch nie verliebt?“

„Eben, weil ich es bin. Sie müssen nämlich wissen, die Dame ist meine Braut!“

Das Resultat

(K. Heiligenstaedt)



„Gestern nacht habe ich meinen Mann stundenlang ausgefragt, wo er gewesen ist!“
„Na und was ist dabei herausgekommen?“ — „Dieser Hut!“

BILANZ / VON W. L. KRISTL

Jeder hat so seine Leidenschaft. Der eine spielt, der andere liebt, der dritte sammelte Schmetterlinge. Ich zum Beispiel bin von fremden Sprachen besessen. Seit meiner Jugend schlage ich mich mit ihnen herum. Ich komme nicht los davon.

Schuld daran ist eine Lehrmethode, nach der ich innerhalb sechs Wochen wie ein hundertprozentiger Italiener hätte parlieren sollen. Ich rechnete aus: Alle sechs Wochen eine fremde Sprache, ergibt in einem Jahr mindestens acht. Wenn du zwei Jahre lernst, kannst du sechzehn Sprachen und verdienst so viel wie ein Generaldirektor. Sofort bestellte ich die Unterrichtsbriefe, kaufte mir Hefte, arbeitete einen Stundenplan aus und begann Italienisch laut Prospekt „wie ein Kind" zu lernen. Ich war damals sehr jung, jedoch gerade kein Kind mehr. Allerlei unkindliche Einfälle lenkten mich deshalb hartnäckig davon ab, daß casa zu deutsch Haus und valigia zu deutsch Handkoffer heiße. Zur rechten Zeit fand ich eine andere Methode. Diese verwarf entschieden den Mißbrauch des menschlichen Gehirns zum Vokabellernen. Der Vater des Systems verkündete: „Sie lernen bei mir dadurch eine fremde Sprache, daß Sie nichts lernen dürfen." Das war mein Fall. Einen Lehrer, der den Schülern das Lernen verbot — einen idealeren gab es nicht. Da ich nach den italienischen Erfahrungen nicht mehr für Neapel schwärmte, dagegen umso heftiger für die Urwälder Brasiliens, wählte ich zur Abwechslung Portugiesisch. Es war ja herrlich, sich einfach eine Sprache aus der Preisliste heraussuchen zu können. Die neuen Unterrichtsbriefe kamen. Mit Feuereifer drang ich bis zur dritten Lektion vor. Dann spielte mir ein tückischer Zufall einen lebendigen Portugiesen zu. Ich wollte den Senhor überraschen und bediente mich seiner Muttersprache. Andächtig hörte er mich an. Schließlich gestand er: „Verzeihung, ich verstehe nicht. Sie sprechen schweres Deutsch für mich." Unter mir wankte der Boden.

„Warum lernen Sie eigentlich nicht Englisch, mein Lieber. Wenn Sie englisch können, kommen Sie durch die ganze Welt." Ich strich von den sechzehn Sprachen fünfzehn und schrieb mich bei einem Englisch-Kurs ein. Während des ganzen Unterrichts durfte kein deutsches Wort fallen; ein Grundsatz jener Schule. Ich weiß nicht, ob Sie englisch sprechen. Aber ob Sie's glauben oder nicht, nach einem Vierteljahr war ich so weit, daß mir dieses Idiom buchstäblich körperliches Unbehagen bereitete. Dreimal in der Woche mußten wir alle so tun, als sei unsere Zunge zwischen zwei steinharten Griesknödeln eingeklemmt. Eine fürchterliche Würgerei.

Nun stand ich wieder auf der Straße ohne Fremdsprache, also nach den Sprachprospekten „als halber Mensch". Zum Glück verdiente ich als halber Mensch immerhin so viel, daß ich mir die andere werdende Hälfte etwas kosten lassen konnte. So nahm ich einen Privatlehrer, um mich, wie man so sagt, auf's Französische zu stürzen. Das Französische begeisterte mich sofort. Ich rate heute noch jeden dazu, und hätte es damals spielend gelernt, würde nicht die Grammatik einen so seltsamen Zauber auf mich ausgeübt haben. Diese Grammatik schläferte mich nämlich ein. Der Anblick genügte. Kaum griff der Lehrer nach dem Buch, fielen mir die Augen zu. Nur schwarzer Kaffee vermochte während der Stunde dem Verfall meiner Kräfte zu steuern. Ein ganzes Jahr quälten wir uns ab, ich und der Lehrer. Dann wirkten die immer stärker werdenden Dosen Coffein. Ich hatte eine schwere Herzneurose.

Mir war ohnehin gesagt worden, daß man eine Sprache nur dort richtig lerne, wo sie gesprochen werde. Warum sinnlos seine Gesundheit opfern, wenn man im Ausland doch von vorne anfangen mußte! Auf diese Weise bin ich den Sprachen in ihre Heimat nachgereist.

Passen Sie auf: Also zuerst ging ich in die italienische Schweiz. Tatsächlich kehrte ich nach einem Jahr Kanton, Tessin, mit sehr beachtlichen Kenntnissen in meiner ersten Fremdsprache zurück. Leider war ihre praktische Bedeutung etwas beschränkt. Ich hatte nämlich in der italienischen Schweiz nicht Italienisch, sondern — Schwyzerdütsch gelernt. Das zweitemal fuhr ich direkt nach Italien und beherzte obendrein den Rat eines Freundes: „Wenn du die Sprache lernen willst, such' dir ein kleines Mädchen. Da geht's am schnellsten." Offen gestanden, sagte mir von allen Lehrmethoden diese am besten zu. Die

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43191 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Unterrichtsstunden an den Ufern des Gardasees flogen wie Minuten dahin. Keine Müdigkeit, kein Schlaf stellte sich ein. Es war wirklich nicht meine Schuld, wenn ich trotzdem nicht sehr tief ins Italienische eingedrungen bin. Was hätten Sie an meiner Stelle getan, wenn Sie von der hübschen Signorina nach vier Wochen gefragt worden wären: „Wann sprichst du mit meinen Eltern?" Ich wollte Italienisch lernen und sollte zum Standesamt! Und ich schätzte, daß ich bei dieser Methode mindestens fünfmal heiraten müsse, versuchte ich auch nur die wichtigsten europäischen Sprachen zu lernen.

Schweren Herzens schied ich von dem Lande Dantes; ich wandte mich den des Cervantes zu. Lassen Sie sich gleich warnen: Wählen Sie zum Sprachenlernen keinen schönen Ort und wohnen Sie nicht bei Landsleuten. Ich tat beides. Ich ging nach Malaga und zog zu Landsleuten. War ich im Hause, mußte ich unentwegt tarocken; endlich hatten sie den lang gesuchten dritten Partner gefunden. War ich fort, erlag ich jedesmal im Nu den Reizen der Natur, der Bodegas und anderer schöner Gegenden. Manchmal las ich ja ein spanisches Wort auf und trug es stolz nach Hause. Stets war es eines, das sich zu meiner Verwunderung zum gesellschaftlichen Umgang wenig eignete. „Liebe Freunde", sagte ich nach dem achten Monat Andalusien, „in Mallaga Spanisch lernen, ist unmöglich. Ich bin aber nicht zum Vergnügen hierher gekommen. Drum fahre ich jetzt in die gottverlassenste Provinz". Freiwillig ging ich in die Verbannung, zwölf Zugstunden weit in das Land hinein. Eine spanische Familie nahm mich als Pensionär auf. Niemand redete und verstand deutsch. Alles ließ sich gut an. Da bekam ich am dritten Tage eine Zimmernachbarin. Wer war die Dame? Es war eine jener Engländerinnen unbestimmbaren Alters, die in den verborgensten Winkeln unseres Planeten aufzutauchen pflegen. Gleich beim ersten gemeinsamen Mittagessen stellte sich folgendes heraus: Erstens sprach die Engländerin besser deutsch als ich; zweitens hatte sie sieben Jahre zu Wien die Schule besucht; drittens zeigte sie sich selig, gerade mich reden zu hören, denn mein Deutsch erinnerte sie ganz besonders an ihre Jugend an der blauen Donau. Als ich nach Malaga zurückkehrte brachte ich an neuerworbenen Kenntnissen nur das Rezept für einen Wiener Apfelstrudel mit.

Schweiz, Italien, Andalusien, Kastilien — wahrscheinlich hätten Sie nach solchen Erfahrungen resigniert. Ich nicht. Ich versuchte es noch einmal und siedelte nach Portugal über. In einem Dorf, das absolut keimfrei von Ausländern war, ließ ich mich nieder. Keine Seele verstand mich in der kleinen Herberge. Ich mußte mit Händen und Füßen reden und die aufregendsten Nachrichten in der Zeitung verwandelten sich für mich in freundliche Bilderrätsel. Das lang Ersehnte, ich hatte es erreicht. Zwei Monate später rückte ich aus. Schnurstracks nach Lissabon fuhr ich und mit einem Schiff nach Hamburg. Wissen Sie warum? Weil nach zwei Monaten meine ganze portugiesische Umgebung deutsch geredet hat!

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

„Oh du mein", sagte dieser Tage unsere Bedienerin zu meiner Frau, „daß i so was hab derleben müassen, das hätt' i net für möglich g'halten... Stell'n S' Ihna nur vor, gnä Frau, mei Alter... alsdann, wissen S', jetzt auf seine alten Täg fangt er mit der Fräul'n, de was bei mir auf'n Kabinett wohnen tuat, a G'spusi an!... Kinnen S' Ihnen vorstellen, gnä Frau, wia i da dazwischen g'fahren bin?" — „Das kann ich mir allerdings vorstellen!" entgegnete meine Frau. „Sie haben diese Person sicherlich gleich hinausgeworfen!"

„Aber, gnä Frau", kopfschüttelte unsere Bedienerin, „wia Sie Ihnen das vorstellen... Mein Alten hab i aussig'schmissen, wo do de Zimmerfräul'n allerweil pünktlich ihr'n Zins zahlen tuat! A so a anständige Person find't ma do net alle Täg!"

Im Mai

(Wilhelm Schulz)



Ein Hündlein bellt, es schauen
Die Leut zum Fenster raus.
Viel junge Burschen ziehen
Da in den Mai hinaus.

Weiß keiner auch von ihnen,
Wo abends er macht halt,
Ob nicht als Herbergsvater
Ihm winkt allein der Wald.

Und ob dann andern Tages
Wo schöne Mädchen sind,
Sein Herz nicht geht verloren
Als wie der Hut im Wind.

Sie ziehen lustig weiter
Im Maiensonnenschein,
Laut mit Gesang, es stimmen
Die Vögel all mit ein.

Den Ranzen leicht am Rücken,
Den Stab fest in der Hand.
O selig, wer mit ihnen
Jung wandern kann ins Land!

Wilhelm Schulz

München, 14. Mai 1939
44. Jahrgang / Nummer 19

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Anno 1589

(Zum dreihundertfünfzigsten Jubiläum des Hofbräuhauses)

(Wilhelm Schulz)



„Da ist ein Vetter von mir auf einer Nordlandreise in eine Stadt namens Regensburg kemma. Und was moanans, die Leut da droben trinken aa a Dunkles und mit der Sprach hat er sich aa net schwer tan!"

Zum Muttertag

(J. Klimm)



„Mein liebes Kind, du kleiner Fant,
auch dich braucht einst das Vaterland.
Wie aber fändest du durchs Tor,
gäb's nicht ein Mutterland zuvor?"

O.

WEGE ZUR KLEINEN UNSTERBLICHKEIT

VON WALTER FOITZICK

Die Wege zur Unsterblichkeit sind zahlreich, aber steil. Man schreibe einen Faust, man erobere Indien, man errichte eine mittlere Pyramide, man bemale eine Decke bedeutend und kunsthistorisch wichtig, und man kann darauf rechnen, unsterblich zu werden, manchmal für Jahrtausende, bisweilen für kürzere Zeit. Schlagerkomponisten bringen es nur auf eine Unsterblichkeit von einigen Saisons, obgleich vielleicht dieses oder jenes Gedichtchen vom römischen Dichter Catull seinerzeit auch ein Schlager gewesen ist. Und einer der damaligen Schriftsteller hat sogar behauptet, daß er mit seinen Gedichten ein Monument errichtet habe, dauerhafter als Erz. Was soll ich Ihnen sagen, der Mann hat recht behalten. So spielt der Zufall oft wunderbar.

Doch all dies ist die große Unsterblichkeit, die mit dem Konversationslexikon und die, bei der man in aller Munde ist.

Es gibt auch die kleine Unsterblichkeit. Seit ich sie begriffen habe, habe ich mich mit der Tätigkeit des Listenausfüllens versöhnt.

Ich schreibe dieses, um auch andere freundlich zu stimmen, wenn sie Fragebogen ausfüllen müssen. Ich sage Ihnen, jeder Fragebogen, den einer ordnungsgemäß ausfüllt, ist ein Stückchen Weg zur kleinen Unsterblichkeit. Er wird irgendwo eingereiht und aufgehoben werden. Ach, wie herrlich ruhen Ihre Geburtsdaten und die Geburtsdaten Ihrer Kinderchen und die Steuern und selbst die Steuerabzüge und Ihre militärische Dienstzeit und der Tag Ihrer ersten Impfung und der Tag Ihres letzten Autozusammenstoßes und all die kleinen Daten, die Ihrem Leben Glück und Glanz und Kummer verliehen, in diesen schönen schwarzen Pappsärgen der Amtsstuben.

Wenn ich die Göttin der Ordnung jemals in Fresko auf eine Hauswand zu malen hätte, ich würde ihr eine von diesen Pappschachteln als Symbol in die Hand geben, als Symbol der absoluten Ordnung. Auch Sie werden ebenso wie ich nicht glauben, daß jemals so ein Zettel verlorengehen könnte, und wenn es doch geschehe, es ist dafür gesorgt, daß sein Inhalt nicht verlorengeht, denn, wenn Sie bedenken, wie oft Sie in Ihrem Leben das Datum Ihrer Geburt in eine Liste eingetragen haben, so müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn sich nicht der eine oder der andere Ihrer ausgefüllten Geburtsdaten in ferne Jahrhunderte hinüberrettete.

Ich glaube an den ewigen Bestand ordnungsgemäß ausgefüllten Aktenmaterials. Ich erinnere nur an die Tontäfelchen von Babylon und Ninive. Babylon und Ninive versanken in Staub, aber die Aktennotiz auf dem Tontäfelchen lebt.

Da spricht ein altes amtliches Protokoll davon, daß der Ritter Hugibert dem Domherrn Huber seine Burg Pfundshausen verkauft habe. Niemand würde heute mehr von der Burg Pfundshausen etwas wissen, wenn nicht pflichtgetreue Kanzleibeamte Kauf und Kaufpreis zu Pergament gebracht und damit den edlen Herrn von Pfundshausen ein Zipfelchen der Unsterblichkeit gereicht hätten.

Seitdem ich solches bedacht habe, ist es mir eine Lust, Listen mit meinen Geburtsdaten und allem Zubehör zu versehen. Vielleicht, vielleicht ist so ein Zettel zu Höherem bestimmt, und ein Strafmandat wegen falschen Überschreitens der Fahrbahn kann in Jahrhunderten schlagartig Licht in Dunkelheiten bringen und in wissenschaftlichen Werken einer grauen Zukunft als das bekannte Foitzicksche Strafmandat weiterleben.

*

Das kleine Fahrrad, das umfiel

Es war eine große Straße, voll von Autos, Omnibussen, Lastkraftwagen. Ein junger Soldat kam aus einer Seitenstraße heraus, stellte sich an den Randstein und schaute zu, wie es auf der Straße zuging. Die Autos, Omnibusse, Fahrräder und Lastkraftwagen fuhren vorbei.

Dann kam ein Mädchen auf einem Fahrrad. Es war eine appetitliche junge Person. Ihr Rock flatterte, während sie radelte. Der Soldat sah sie schon von fern und wandte kein Auge von ihr, bis sie ganz nahe war. Ihm gegenüber, an der anderen Straßenseite, sozusagen am anderen Ufer des Verkehrsstroms, hielt sie, stieg ab und lehnte ihr Fahrrad an den Randstein.

Der Soldat sah hinüber und sein Gesicht sagte: Ich bin ein Soldat und ich hätte heute Ausgang. Aber das junge Mädchen sah den Soldaten nicht. Es ging in ein Geschäft hinein. Es hatte hier was zu besorgen.

Währenddessen kam ein dickes Auto daher, das kurz hinter dem kleinen Fahrrad am Randstein parken wollte. Das dicke Auto streifte das Fahrrad wie ein Frosch, der nach der Fliege schnappt. Das Fahrrad fiel um. Der Mann im dicken Auto merkte es gar nicht. Er hielt, stieg aus und ging weg.

Der Soldat ging zwischen den Autos über die Straße und stellte das Fahrrad auf. Dann kehrte er auf seinen Platz zurück und sah zum Fahrrad hinüber. Das appetitliche Mädchen kam aus dem Geschäft. Da stand sein Fahrrad wie vorher. Daß in der Zwischenzeit etwas passiert war, konnte es nicht wissen. Es stieg auf und fuhr weg. Sein Rock flatterte.

Nachdem ihr der Soldat nachgeschaut hatte, bis sie verschwunden war, ging er auch weg. Andere Autos und Fahrräder kamen und rollten vorbei, und da die Straße kein Gedächtnis hat, war der kleine Vorfall im Nu weggewischt und vergessen. Nur das dicke Auto stand noch eine Zeitlang am Randstein. E. K.

USA. - PRESSE

(Karl Arnold)



„Nun ist es wieder nichts mit dem Krieg und ich hatte mir schon Northcliffes gesammelte Kriegsgreuellügen gegen Deutschland kommen lassen!"

Allein

(Erich Schilling)



„Er wollte wie ein Käuzchen rufen, dann sollte ich kommen. Ach, nun war es wirklich nur ein Käuzchen!"

Die Revuetänzerin

(R. Kriesch)



„Es läutet schon und ich hab' die Wimpern noch nicht angeklebt!"
„Und wenn Sie den ganzen Kopf weglassen, — das fällt niemand uff!"

Brill hat ein gutes Herz

Von Wilhelm Hammond-Norden

Es war im Jahre 1930, in der Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs. Ich war damals kaufmännischer Angestellter bei Hegedorn & Printer, und manchmal schickte mich mein Chef aufs Gericht, wenn es galt, die sogenannten „kleinen Termine" wahrzunehmen, Zahlungsklagen und dergleichen. Ich tat das sehr gern, denn es gab immer allerlei zu sehen und zu hören.
Wieder einmal saß ich im Sitzungsraum des Amtsgerichts, aber ich war noch nicht „dran". Der Richter rief: „Langer gegen Brill!" An das Pult mit dem Schild „Beklagter" stellte sich ein kleiner, zerfahrener Mann: Herr Brill. Auf der anderen Seite stand groß und massig der Elektrotechniker Langer.
Der Richter warf einen Blick in die Akten und sagte: „Herr Brill, stimmt das: Herr Langer fordert von Ihnen 30 Mark für ausgeführte Reparaturarbeiten in Ihrer Wohnung?"
„Jawohl, Herr Richter!"
„Warum haben Sie noch nicht bezahlt?"
„Ich hatte kein Geld!"
„Und wie denken Sie sich den weiteren Verlauf der Angelegenheit?" Brill schwieg. Er dachte sich nichts. Der Richter schlug vor: „Vielleicht in Raten?" Brill bedauerte: „Ich habe in der vergangenen Woche den Offenbarungseid geleistet." Er sah den Kläger traurig und mitleidsvoll an. Der Richter gab zu: „Da wird nicht viel zu machen sein. Einen Schuldtitel bekommen Sie natürlich, Herr Langer. Aber im übrigen ..."
Die Parteien traten ab. Dann kam ich an die Reihe: „Hegedorn & Printer gegen Kampermann!" Ich trat ans Pult, Herr Kampermann ließ sich nicht sehen. Da er auch nach dem zweiten Aufruf unsichtbar blieb, beantragte ich das Versäumnisurteil. Dann verließ ich den Raum.
Auf dem Flur fand ich Brill und Langer in lebhaftem Gespräch. Der große Elektrotechniker hatte den kleinen, zappeligen Mann am Arm gepackt und sprach eindringlich auf ihn ein: „Wissen Sie, ich habe für mancherlei Verständnis, und wenn einer mal kein Geld hat, deshalb braucht er noch lange kein Lump zu sein. Aber Sie, Sie durchschaue ich jetzt. Sie haben doch von vornherein gewußt, daß Sie nicht würden bezahlen können. Widersprechen Sie nicht, auch das nehme ich Ihnen ja weiter gar nicht übel. Aber: daß Sie mich außerdem noch im Preis gedrückt haben, das, Herr Brill, das trage ich Ihnen nach. Sie wissen doch, daß ich erst 40 Mark für die Arbeit haben wollte. Aber dann haben Sie gebettelt und gehandelt, bis ich mit 30 Mark einverstanden war. Mann, wozu haben Sie mir auch noch den Ärger bereitet — wenigstens das hatten Sie doch nicht nötig!"
Da belehrte ihn der kleine, zerfahrene Herr Brill: „Ja, sehen Sie, Herr Langer, das sagen Sie so. Aber was kann einer gegen sein gutes Herz? Natürlich, ich hätte es mir leicht machen können, ich hätte nicht betteln und handeln sollen, die Sache wäre viel glatter gegangen. Aber ich habe Ihren Preis aufs äußerste heruntergedrückt, um Ihren Verlust möglichst gering zu machen. Hätte ich nicht mit Ihnen gefeilscht, dann hätten Sie jetzt 40 Mark verloren. Nun sind es nur dreißig, und Sie haben also bare 10 Mark gespart, nicht wahr?..."
Langer hielt den Arm des Kleinen noch immer fest. Jetzt schüttelte er ihn kräftig, dann schüttelte er, Langer, seinen Kopf und dann stürmte er hinaus, an Brill und an mir vorbei, hinüber in eine Kneipe. Er hat dort wohl einen doppelten Kognak auf Brills gutes Herz getrunken.

DER ZAUBERER

VON KÄTE BIEL

Ingrid hatte weiter keine Wunschvorstellungen, die sie abseits vom Wege führten. Sie träumte im allgemeinen nur das, was andere junge Mädchen auch zu träumen für vernünftig hielten.
Gelegentlich aber gingen ihre Gedanken weniger diszipliniert spazieren, und leider hatte sie gerade in einem solchen Augenblick das Glück, unvermutete Erfüllung zu finden.
Es war eine entsetzlich peinliche Geschichte, die Ingrid schließlich sogar in einem völlig indiskutablen Zustand aus einer Badewanne in ein fremdes Bett entführte...
Allmorgendlich begegnete ihr an der Straßenbahnhaltestelle ein junger Mann, der ebenso wie sie, der Stätte seiner Arbeit zustrebte. Obgleich er ihr gefiel, stieß es sie dennoch etwas ab, daß er niemals Interesse für ihre leuchtend blauen Augen verriet.
An jenem Morgen nun betrachtete sie, gezwungen auf die Bahn zu warten, die Auslage des großen Spielwarengeschäfts, wo sich zwischen allerlei elegantem Plüschgetier auch ein hübsch und zweckmäßig ausgestattetes Bauernhaus befand, und dies erweckte in Ingrid die lächelnde Vorstellung, daß es leicht wäre, diesen kühlen jungen Mann in einen glühend Verliebten zu verwandeln, müßte er eine Zeitlang ihr Gefangener in einem so hübschen beengten Heim sein. Und dann dachte Ingrid in aller Unschuld noch weiter vor sich hin, daß sie ihn gut behandeln, mit Eierkuchen und Kaviarbrötchen ernähren und ihm erst nach zwei Wochen die Freiheit wiedergeben würde. Bis dahin hätte er eine leidenschaftliche Neigung zu ihr gefaßt, und sie könnte ihn mit freundlicher Kälte abweisen, oder ihn heiraten. Das dachte Ingrid.
In dieser Sekunde kam ein Ereignis, das den Reiz großer Seltenheit besitzt, ein beschäftigungsloser Zauberer vorüber, ein Dämon vom Aussehen eines freundlichen älteren Bankbeamten.
Er entdeckte Ingrids geheimen Wunsch — und erfüllte ihn auf der Stelle.
Deshalb geschah es, daß sich der siebenundzwanzigjährige Diplomvolkswirt Schliephake plötzlich zu seiner wilden Überraschung in Gesellschaft zweier liebenswürdiger Kühe in einem warmdunstigen Stall befand. Als er stolpernd und halb betäubt gegen die Tür stürzte, kam er in eine ländlich stilisierte Wohnküche, wo, gleichermaßen erschüttert wie er, mit leeren träumenden Augen ein junges Mädchen umherging.
„Hier waren doch eben noch Schienen...? — Und wie kommen denn Sie hierher?" flüsterte sie verwirrt.
„Genau das, was ich Sie fragen wollte!" murmelte Schliephake schwach. „Ich weiß nämlich nicht, wie ich hierher komme!"
Ingrid sah sich scheu um. Die geblümten Gardinen, die Inneneinrichtung, die blanken Töpfe, das Geschirr —
„Ich glaube, wir sind plötzlich irrsinnig geworden!" sagte sie erschreckt.
„Keineswegs!" antwortete eine ganz fremde Stimme. Von irgendwoher schleierte es ein bißchen, und dann stand ein blasser Herr vor ihnen und lächelte verbindlich.
„Sie sind nur ausgezeichnet verzaubert! Unfälle ausgeschlossen, denn ich arbeite bereits seit 1200 Jahren in dieser Branche. Referenzen über mich bitte in ‚1001 Nacht'...!"
Ingrid brach in ein schreckliches Weinen aus. „So ernst habe ich es mit dem Wunsch nicht gemeint!"
Und Herr Schliephake, nichts begreifend, sagte erbittert: „Ich habe an keiner alten Zinnlampe gerieben, wie es in den Erzählungen der Dame Scheherezade für Ihr Erscheinen vorausgesetzt wird! Ich muß ins Büro, lassen Sie mich gefälligst hier heraus!"
„In genau zwei Wochen!" erklärte der Zauberer mit dämonischem Gelächter, „nur die junge Dame darf sich jede Nacht von zwölf bis eins irgendwohin wünschen. Sie darf spuken, wie es in Ihrem Jargon heißt!"
Ingrid fiepte wie ein krankes Kätzchen, und Schliephake machte einen drohenden Schritt auf den Zauberer zu, aber dieser schwebte weich unter den Händen des Diplomvolkswirts heraus. Geisterhaft kichernd verglitt er ins Nichts.
Dort, wo er gestanden hatte, befand sich plötzlich ein riesiger Korb mit Lebensmitteln.
Die beiden, mitten im realen Leben schiffbrüchig Gewordenen, blickten sich aufgeregt an. „Jetzt hat er sich in Delikatessen verwandelt! Und wir essen ihn womöglich in Gestalt von Spargelkonserven, Pumpernickel, Kaviar und —"
Ingrid fuhr auf. „Menschenfresserei ist schon nicht hübsch. Aber Gespensterfresserei is unausdenkbar grauenvoll!"
Schliephake war ein Mann der Tat. Er nahm sein Taschenmesser und ging an verschiedene Dinge heran. Das Ergebnis seiner Kostproben schien ihn zu befriedigen. „Hier, versuchen Sie ruhig! — Das ist echter Schinken und nicht etwa eine Portion geräucherter Zauberer!"
Ingrid aß und schwieg. — Reichte der Inhalt ihrer Puderdose für zwei Wochen? Und konnte man auf dem Herd da wohl Eierkuchen backen?
„Übrigens heiße ich Harald Schliephake!" sagte er in ihr Schweigen hinein.
Ingrid nannte ihren Namen, und während ihr Mund noch mit bewegten Worten über die Entsetzlichkeit dieser Verzauberung redete, richtete ihre Seele sich schon im neuen Zustand ein.
„Ich begreife nichts!" sagte Schliephake düster, nachdem er festgestellt hatte, daß sich vor allen Fenstern unsichtbare Gitter befanden.
Ingrid betrachtete ihn gerührt. Wie typisch männlich, jetzt Logik anwenden zu wollen! — Wenn es keine Erklärungen gab, dann gab es eben keine! — Sie ging munter hin und her, sah alles an, öffnete Küchen- und Wandschränke, schaltete Licht ein und aus und blickte befriedigt in gefüllte Mehl-, Zucker- und Gewürzdosen. Und nachdem sie die Anwesenheit von hundert Hühnereiern wahrgenommen hatte, bekam sie vollends das verträumte Gebaren einer Hausfrau, der wunderschöne Kochrezepte einfallen, mit denen sie ihre Lieben überraschen will.
Schliephake geriet inzwischen in einen Raum voll buntkarierter Zweibettigkeit, die ihn mit banger Sorge erfüllte. „Komische Anordnung", sagte er nervös, zu Ingrid zurückkommend, „an der einen Seite der Wohnküche der Kuhstall, an der anderen das Schlafzimmer!"
„So?" murmelte Ingrid flüchtig. „Daran ist die Spielzeugindustrie schuld. Dies ist ja nur ein auf menschliche Größenmaße gebrachtes Puppenhaus!"
„Ich habe eine glühende Sehnsucht danach, in einem nüchternen Büro zu sitzen! Mein Gott, wie märchenhaft romantisch ist das reale Leben! Was tun wir hier? Ohne Radio und Zeitungen!" stöhnete der Diplomvolkswirt verzweifelt.
Ingrid fühlte jetzt bereits für den jungen Mann jene unpersönliche Zärtlichkeit, mit welcher man Schmuckstücken, Büchern, Hüten, netten Hunden, die einem selbst nicht gehören, zugeneigt ist... Natürlich mußte er ihr, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, zur Hand gehen, Geschirr trocknen, Kaffee mahlen, Konservendosen öffnen — und außerdem den Kuhstall versorgen.
Sie verfiel automatisch in die Rolle einer Gastgeberin. „O Sie werden sich hier wohlfühlen!" sagte sie lächelnd. „Sie müssen allerdings ein bißchen arbeiten! — Vielleicht besorgen Sie jetzt etwas frische Milch von den Kühen? Melken können Sie doch?"
„Zufällig!" murmelte Schliephake, und er verschwand im Stall, während Ingrid sich eilig in das Schlafzimmer begab und sofort eine Fülle von Umzugsgedanken hatte, die erst der Überlegung wichen, ob es wirklich so ein unbedingtes Glück sei, einsam und verlassen im Zimmer eines Spukhauses zu liegen. So beschloß sie denn, sich über das Schlafzimmer keine Sorgen mehr zu machen.
Als sich um die Mittagszeit Herr Schliephake und Fräulein Spann zum Essen zusammenfanden, schien ihnen das Verzaubertsein nicht mehr ganz so greulich wie im Anfang. Sie hatten sich manches zu erzählen und Ingrid berichtete, daß ihre Eltern verreist seien und nicht in Unruhe geraten könnten. „Und wenn ich heute abend spuken darf, Herr Schliephake, so werde ich mich nach Hause wünschen und verschiedenes mitbringen, was wir brauchen!"
„Die Zeitung!" rief er, „und ein Schachspiel!"
„Und Vatis Reserve-Rasier-Apparat!" sagte sie lächelnd.
In diesem Augenblick flog ihr die ganze Seele des Diplomvolkswirts zu. „Ich danke Ihnen!" sagte er schlicht. —
Um genau 24 Uhr entdeckte Schliephake, daß er ganz allein war. Ingrid hatte sich verflüchtigt. Melancholisch begann er taktvoll zu sein und eines der Betten aus dem traulichen Zusammenhang mit dem anderen herauszureißen. Es tat ihm etwas leid, denn sie standen harmonisch zusammen.
Als die Uhr eins schlug, saß Fräulein Spann wieder auf dem Küchenstuhl und blinzelte schläfrig.
„Herzlich willkommen!" sagte er und freute sich heftig.
Sie lächelte. Aber dann schrie sie auf. „Mein Koffer!"
„Sie haben keinen Koffer mitgebracht!"
„Doch!" sagte sie traurig. „Alles war drin. Hausschuhe, Küchenschürzen und Lavendelwasser, und ein Spiegel und ein Kleid und Taschentücher und Gummihandschuhe und das Kochbuch. Und das Bügeleisen und der Fotoapparat... Und auch das Rasierzeug..."
„Wahrscheinlich kann man nur in den Zauber wieder zurücknehmen, was schon von Anfang an dabei war!" murmelte er ergeben. „Übrigens sollten Sie jetzt gleich ins Bett gehen. Mein Schnarchen wird Sie nicht stören. Ich schlafe nämlich im Stall!"
Ingrid schwieg einen Augenblick. Dann wünschte sie ihm freundlich gute Nacht.
Beide lagen noch lange wach. Ingrid starrte gegen die Decke. Was sollte sie ohne Kochbuch anfangen? Sie würde immer wieder Eierkuchen machen müssen — mit Schinken, mit Kirschen, mit Spargelsalat, mit Bohnengemüse... Es würde furchtbar langweilig für ihn werden!
Auch der Diplomvolkswirt starrte gegen die Decke. Er wußte: das Unvermeidliche würde kommen. Schon morgen! — Arme Ingrid, sie würde viele Illusionen verlieren...
Am nächsten Tag hatten sie sich in der Verzauberung schon recht geläufig eingerichtet. Die einzige vorhandene Waschschüssel wurde zwischen ihnen hin und her geliehen, und nach dem Morgenkaffee saß Ingrid sehr brav da und nähte

Im Sorgenstuhl

Von Katatösfr

Tritt man zu seinem Frühstückstisch am Morgen,
wie man's gewohnt,
drohn schon die Wolken nimmersatter Sorgen
am Horizont.

Wer setzt sich gern direkt in diese Nesseln?
Man sucht zu fliehn.
Der Aufenthalt in Sorgenpolsterſesseln
ist vorzuziehn.

Nun mag es unsertwegen donnern, blitzen:
wir stücken früh,
solang wir noch besagten Stuhl besitzen
als Parapluie.

mit großen Stichen Schürzen. Auch Schliephake mußte sich mit einer solchen begnügen, weil Ingrid über den Schnitt eines Overalls denktechnisch nicht ins klare kommen konnte.
Am späten Nachmittag entdeckte Ingrid, daß sich ihr Gefangener nicht unwesentlich verändert hatte. Er sah düsterer aus, jedenfalls auf der unteren Gesichtshälfte. Ein Bart kündigte sich an. Während der nächsten Tage spielte sich das Alltagsleben immer besser ein. Morgens trieben sie am geöffneten Fenster zusammen Gymnastik und versuchten auch einen Dauerlauf durch die Einraumwohnung. Ingrid entging es indessen nicht, daß Schliephake sich so viel im Stall aufhielt. Sie ahnte auch weshalb: sein Aussehen war ihm peinlich. Einmal sah sie in geheimem Grauen, daß er versuchte, sich mittels eines geschärften Küchenmessers seines Bartes zu entledigen. Sie ersann in tiefem Mitleid immer neue, schönere Gerichte, ohne ihn dadurch zu öfterem Verweilen veranlassen zu können. Er flüchtete gleich wieder in den Stall. War es nicht genug, dachte Ingrid bitter, daß er dort schlief?
Hier griff der Zauberer abermals ein. Vermutlich aus der Erwägung, daß ein allzu beschäftigter Mann unfähig ist, sich zu verlieben.
Eines Morgens standen zwei lebensgroße Holzkühe, begleitet von einer Kiste Dosenmilch, im Stall, und Ingrid jubelte auf. „Jetzt müssen Sie die Kühe nur noch abstauben und bohnern, Herr Schliephake, und können mir etwas mehr Gesellschaft leisten. — Überdies würde ich mir an Ihrer Stelle ruhig einen Bart wachsen lassen..."
„Sie sind ein herrliches Mädchen!" rief Schliephake begeistert. „Es ist mir eine furchtbare Vorstellung, Sie jemals wieder zu verlieren!"
Sie tauschten nun mit größerer Offenheit das beiderseitige Vor- und Innenleben aus, wechselten mit dem Kochen ab und kamen sich in menschlicher Beziehung recht nahe, besonders als Herr Schliephake am elften Tag durch ein eigenhändig bereitetes Gericht sich Magenschmerzen herbeigekocht hatte und Ingrid ihn rigoros mit Wassersuppen zu ernähren trachtete, worüber er mit lauten und heftigen Worten klagte, so daß eine Art milden Ehekrachs zwischen ihnen ausbrach.
Am vermutlich letzten Abend ihrer Verzauberung wünschte Ingrid die Spukstunde auszunützen. Sie hatte in der elterlichen Wohnung allerlei aufzuräumen, und als sie das getan hatte, entschloß sie sich, noch rasch ein Bad zu nehmen.
Dabei träumte sie im lauen duftenden Wasser und merkte nichts davon, daß es gefährlich spät wurde — Plötzlich schlug es eins —
Als sie aufwachte, lag sie, fast bis zur Nasenspitze eingewickelt, in einem Bett. Gesondert und doch neben ihr befand sich, gegen die Wand gepreßt und nur von seiner Küchenschürze und etwas Heu gewärmt, Herr Schliephake und sah zu gleichen Teilen bärtig, gequält und befangen aus.
„Guten Morgen!" sagte er, „es ist wie ein Märchen!"
Ingrid wollte sich aufrichten. Sie unterdrückte die Absicht rechtzeitig.
Zu ihrer grenzenlosen Empörung befand sie sich im gleichen Zustand wie in der Badewanne.
„Gerade Märchen", sagte sie atemlos, ihre Entrüstung an dem naheliegendsten Gegenstand, dem unglücklichen Diplomvolkswirt, auslassend, „haben besonders moralisch zu sein, Herr Schliephake!"
„Vielleicht ist dieses hier", erwiderte der Angesprochene ernst und männlich, „auf eine tiefere Art moralisch, Fräulein Spann? — Weil wir entsprechend den Forderungen der Natur eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben?"
„Das weiß ich nicht!" murmelte Ingrid matt, „ich weiß nur, daß diese Situation eine besondere Bosheit des Zauberers ist!"
„Das ganze ist mir natürlich sehr peinlich!" erklärte Schliephake bedrückt.
„Und mir erst!" sagte Ingrid würdevoll. „Das ist mir nämlich noch nie passiert! — Stehen Sie jetzt bitte auf und kochen Sie Kaffee!"
Da Schliephake sich nicht des erhaltenen Auftrags an Ort und Stelle entledigen konnte, erhob er sich erleichtert.
Etwas wehleidig und verärgert folgte Ingrid ihm, nachdem sie ihre Kleider, die separat herbeigezaubert worden waren, auf einem Stuhl entdeckt und angezogen hatte. Zum letztenmal saßen sie sich frühstückend gegenüber. „Wenn Sie einem Mann, der keineswegs schnarcht und der neben einem vorübergehenden Bart auch ein treues Herz besitzt, jetzt ein gutes Wort sagen wollten, Fräulein Spann..."
Ingrid lächelte verträumt. „Ich hätte hier gern noch Gardinen gewaschen!" flüsterte sie, und er verstand glücklicherweise, daß diese Worte einer fremden exotischen Sprache waren, die übersetzt bedeuteten: Ich liebe dich.
Rasch erhob er sich und wollte sie küssen —
Aber da schlug es halb neun.
Und alles war fort, was eben noch dagewesen war — —
Sie standen an der Haltestelle, genau wie vor zwei Wochen. Die Straßenbahnschienen glitzerten in der Sonne und der Zauberer ging mit leisem Lächeln als unauffälliger Bankbeamter an ihnen vorüber. Er hatte auch das Zerknitterte und Ungebügelte von ihnen getan und sie in den gleichen frischen und adretten Zustand versetzt, in dem er sie übernommen hatte.
„Und es ist doch ein Märchen, Ingrid!" murmelte der Diplomvolkswirt.
Um Ingrids hübschen Mund flutete ein kleines Lächeln unbeugsamer Entschlossenheit. „Es ist Wirklichkeit, Harald! — Du liebst mich glühend und ich werde dich heiraten!"
Und dann kam die Straßenbahn und fuhr beide ihrem Alltagsdasein entgegen...
Diese Geschichte, die Harald und Ingrid gelegentlich im vertrauteren Freundeskreis erzählen und die erstaunliche Aussagen über das Können eines beliebigen Durchschnittszauberers macht, wird nicht selten in bezug auf ihren Wahrheitsgehalt angezweifelt.
Aber es gibt einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß sich der Diplomvolkswirt und Fräulein Spann, seinerzeit sich völlig fremd und ohne das geringste Interesse, einander glücklich zu machen, dennoch zu dieser lobenswerten Tätigkeit zusammengefunden haben: Und das ist das Baby Helga, das rund und rosig aus seiner Wolle herauslächelt. (Im übrigen ist es Herrn und Frau Schliephake natürlich viel zu prosaisch, sich einfach an einer Straßenbahnhaltestelle kennengelernt zu haben.)

Vom Winde verweht

(O. Gulbransson)

Der Sturmwind bläst, der Regen rauscht,
Hier hat sich etwas aufgebauscht!

Herr Huber scheu vorüberflieht,
Wobei er scharf zur Seite sieht.



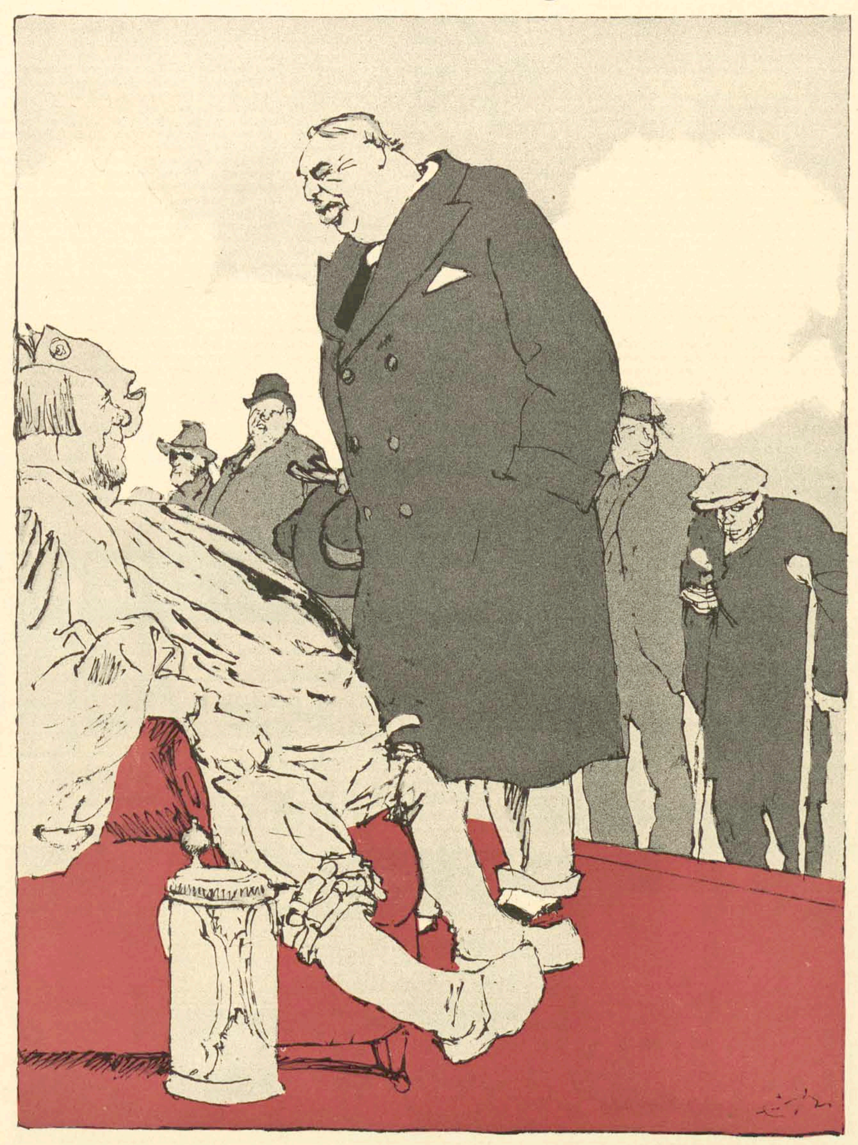
Es geht den Huber gar nichts an,
Doch hat er seine Freude dran,



Da bläst der Wind die Formen aus,
Herr Huber geht betrübt nach Haus!

Wehrpflicht in England

(E. Thöny)



Falstaff: „Wollt Ihr mich meine Leute auswählen lehren, Herr Belisha? Frage ich nach den Gliedmaßen, den Sehnen, der Statur, dem großen und starken Ansehen eines Menschen? Auf den Geist kommt es an, Herr Belisha, auf den Geist!"

Shakespeare, König Heinrich der Vierte, I., 3. Akt, 2. Szene

ERLEBNIS AUF DEM LANDE

VON ERNST HOFERICHTER

I.

So nah, daß man vom Heuboden aus eine Bierflasche ins Wasser schmeißen konnte, lag der Hof des Vogelbauern am See.

Es war das schönste Anwesen weit und breit. Gelb, wie Tafelbutter, glänzten die Häuserwände und das himbeerrote Ziegeldach ähnelte einem Aufstrich von Marmelade. Gleich einem gut gepflegten Vollbart wuchs wilder Wein um die Fensterläden und der Rauch stieg friedlich als eine silberne Quecksilbersäule zu hohem Barometerstand an...

Die ersten Sommerfrischler, die entdeckerisch mit Columbusgefühlen das Gehöft aufspürten, riefen: „Aaah, welche Idylle ...!" Der Vogelbauer hörte diesen Schrei der Fremden — es dauerte nicht lange und er vermietete drei, vier leerstehende Menscherkammern an die sauerstoffhungrigen Städter.

Das Wort „Idylle" blieb in ihm — und er schnitzelte davon kleine Stücke in seine Reden hinein: „... Jawoi, zwoa Uedüller mit drei Bettstattel san noch frei ...!"

Einer sagte es dem andern und bald hatte es sich herumgesprochen, daß das Haus hielt, was die Fassade versprach. Hier war's nicht außen hui und innen pfui. Die Betten blühten geblumt wie Maienwiesen, im Stall lagen die Kühe blitzblank nebeneinander und erinnerten an die silbernen Dessertlöffel auf einem Samtetui.

Und die Fremden wurden gleichzeitig zu Staubsaugern und Sendboten. Sie sogen die bäuerliche Welt in sich hinein und verteilten Gaben aus ihrer mitgebrachten Bequemlichkeit. Bald lernte der Vogelbauer das Wunder eines Huthalters, die Pracht eines Rettichschneiders und die Mystik der Thermosflasche kennen.

Er sah seine Gäste stundenlang abwechselnd in der Sonne und im Wasser liegen, Romane lesen, Gramola spielen und in der Nase bohren.

All dieses Tun und Lassen ließ ihn ein Leben im Paradiese ahnen. Und schon mengte sich in seine Flüche beim Ackern, in den rieselnden Schweiß des Mähens der Wunsch: „... Nix möcht' i werd'n in mei'm Leben — als wia a Sommerfrischler..!" Was sich aber der Vogelbauer einmal in den Kopf gesetzt hatte, das düngte und odelte er mit so viel Eigensinn, daß die Welt ungleich wurde...

II.

Bald sah sie um ihn her so aus.

Der Hof war gut genährt und feist herausgefuttert. Das Anwesen konnte also eine Kraftprobe schon ertragen. Und der Vogelbauer wunderte sich — wie schnell man im Leben zum Dasein eines echten Sommerfrischlers aufsteigen konnte. Er schlief bis zehn Uhr mittags in seinem eigenen Fremdenzimmer, brotzeitelte im Bett und setzte sich mit einer fingerdicken Zigarre vors Haus, war ein Gast unter Gästen, hing sich zur Rechten und zur Linken einen Fliegenfänger auf und trank mit der kuhwarmen Milch die tierische Wärme des Rindes in sich hinein.

Bald übernahm er auch brockenweise die Weltbilder seiner Sommerfrischler. Er beurteilte Wiesen und Felder nicht mehr nach Hektar und Tagwerk, sondern sah in ihnen gestickte Teppiche, die sich vor seine Füße mit Schuhnummer sechsundvierzig auszubreiten beliebten.

Der Stier, dessen sinnliche Lust er geschäftlich über mehrere Gemeinden hin ausbeutete, wurde vor seinen poetischen Augen zum heiligen Tier. Und der Vogelbauer überließ es seinen eigenen Neigungen, damit es dem kosmogenischen Eros Genüge tun könnte.

Überhaupt strich er die schnöde Nützlichkeit aus seinem Denken und Handeln. Das Gras ließ er wachsen bis zum Dschungel. Die Schweine gewöhnte er an menschliche Sauberkeit, lockte sie vom Misthaufen weg und parfümierte sie mit Quelques Fleures.

Um in der Feldwirtschaft nicht als prosaisch und geschäftlich nüchtern zu gelten, säte er auf die Äcker den Samen von lieblichen Blumen — und bald wogte, blühte und duftete es um den Vogelbauerhof kilometerweit nach Veilchen, Vergißmeinnicht und Rosenhainen...

An den Abenden saß er auf seinem Balkon. Und da die Nachtigall weder auf einem Tannenbaum noch sonst irgendwo auf der oberbayerischen Hochebene zu schlagen gesonnen war, ließ er sie aus dem Gramola singen.

Dazu ging die Sonne rosafingerig im Purpurabendkleid des goldenen Westens unter. Die Sterne zogen als hochkaratige Brillanten auf und durchfunkelten das schwüle Nachtleben des Firmamentes — — —

So hatte der Vogelbauer Traum und Phantasie seiner Sommerfrischler verwirklicht, war selbst zum Sommerfrischler geworden und brauchte ihnen nichts mehr nachzufühlen. Und wenn der Mensch nicht der Baum wäre, der sich immer andere Blätter wünscht, dann wäre hier die Geschichte schon zu Ende...

III.

An einem himmelblauen Tag sommerfrischelte der Vogelbauer bis an die Grenze des poetischen Nichtstuns.

Er setzte sich in den Schatten des blühenden Kastanienbaumes, ließ sich von den Bienen umsummen und gähnte in ihren Fleiß hinein.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Dazu blätterte er in illustrierten Zeitungen. Da war die Bilderserie aus Amerika zu sehen: „Was machen unsere Millionäre in den Ferien...?" Ein Ölmagnat spaltete Holz, der reichste Mann von Texas stand in einer Kiesgrube und schaufelte Sand — und der König der Einbrecher jätete in den Feldern nach Disteln und Dornen.

Dieser überspitzte Luxus gab ihm einen großen Eindruck. Es überrieselte ihn wohlig wie eine erfrischende Brause. Augenblicklich fühlte er, daß ihm diese Feinheiten zu einem hundertprozentigen Ferienkind noch gefehlt hatten. Und was amerikanische Millionäre können, das wollte er sich auch noch leisten... und sie dabei sogar übertrumpfen!

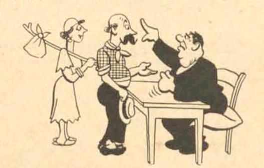
Sogleich lief er in den Stadel, holte die Sense — und bis zum Abend hatte er das Feld mit den Vergißmeinnicht niedergemäht. Bei jedem Hieb und Schweißtropfen sah er die reichsten Männer der Welt vor sich — und denen wollte er zeigen, was ein waschechter Sommerfrischler von früh bis nachts zu arbeiten vermochte — — —

So war ein Jahr vergangen und der Vogelbauer hat es vor lauter Millionärspielen zu einem Mustergut gebracht, das als vorbildliche Arbeitsleistung in einem illustrierten Blatte abgebildet wurde.

Aber kein Gott und kein Teufel konnte ihm ausreden, daß er wieder zum Bauern geworden war. Und immer wieder sagte er zu sich und den andern: „... I bin a Sommerfrischler, daß höher nimmer geht... Und dö Arwat is mei schönste Gaude und Freud...!" — — —

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Es liegt schon einige Zeit zurück, da hatten die Bürgermeister der bayerischen Landgemeinden bei Einlieferung von Zigeunern, Landstreichern und sonstiger Personen, die sich etwas zuschulden kommen ließen, ein Formular auszufüllen, auf dem außer den Zeilen für Vor- und Zuname, Beruf, Geburtstag und -ort, Grund der Verhaftung usw. noch eine Spalte für „Besondere Bemerkungen" vorgesehen war. Eines Tages wurde in F. durch den Gendarmen ein ziemlich wild aussehender Mann eingeliefert. Auf dem Formular, das der Bürgermeister sehr gewissenhaft ausgefüllt hatte, war unter „Besondere Bemerkungen" eingetragen: „Es ist leider nicht möglich, die besonderen Bemerkungen, die der X. Y. bei seiner Festnahme gemacht hat, hier wiederzugeben."

Die deutsche Rechtschreibung, sagt man, sei eine Erfindung weltfremder, tüftelnder Professoren. Kein Mensch könne sie beherrschen und dies sei auch ganz überflüssig. Ganz besonders unnötig sei die Unterscheidung der Groß- und Kleinschreibung. Ob das wirklich so ist? Urteilen Sie lieber selbst!

Kurz vor Ostern stellt der Lehrer das Aufsatzthema:, „Mein Osterwunsch". Der kleine Fritz, Sohn eines sehr bekannten Rechtsanwalts in St. schreibt dazu: „Zu Ostern wünsche ich mir ein neues Fahrrad. Ich weiß nicht, ob mir mein Vater eines schenken wird. Ich hoffe es aber; denn bei meinem Alten klappern schon die hinteren Kotflügel." Der Vater, dem der Lehrer das Heft zur Durchsicht geben ließ, soll beim Lesen dieser Sätze sehr gelacht haben. Aber der kleine Fritz hat nicht herausgebracht, warum er das tat.

„Ein stark abgehetzter Mann springt in ein Mietauto, dem Fahrer zurufend: „So, nun fahren Sie wie der Teufel!" Was dieser auch befolgt, daß alle Passanten zur Seite stieben und die Verkehrsschutzmänner mehrmals ihre Notizbücher zükken, ohne daß das Auto im geringsten sein Tempo mäßigt. Der Fahrgast sitzt drinnen wie auf Kohlen, nach einer Viertelstunde schreit er dem Führer nach vorn zu: „Sind wir denn nicht bald da?" Schreit der Führer zurück: „Dann sagen Sie mir erst mal, wo Sie hinwollen!"

Cook's Reisende

(M. Dudovich)



„Unerhört, wie einen diese Beduinen anstarren, wenn man sein Gesicht nicht verhüllt hat!"

München, 21. Mai 1939
44. Jahrgang / Nummer 20

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bull und der polnische Adler

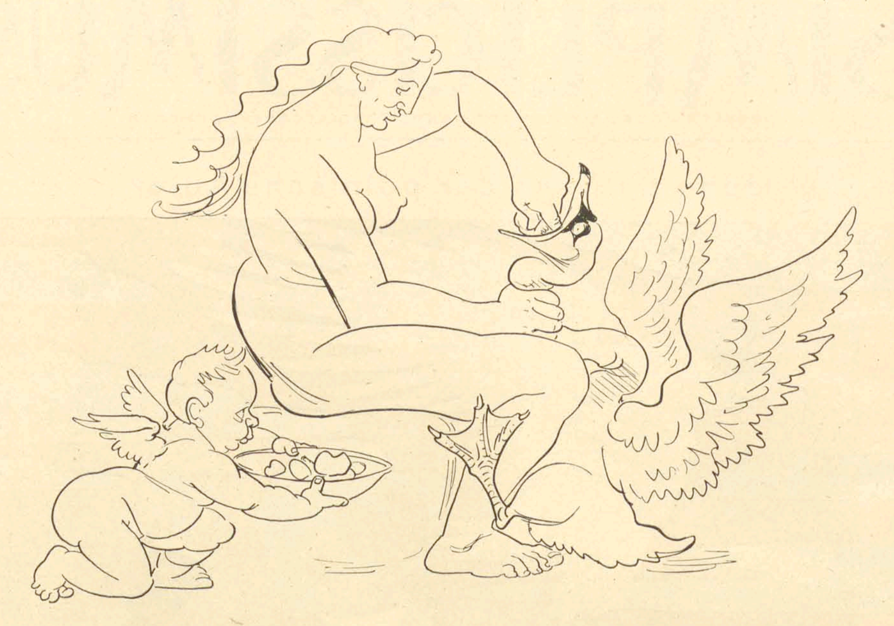
(Erich Schilling)



„Soll ich ihn fliegen lassen? Soll ich ihn nicht fliegen lassen?“

Leda mästet ihren Schwan

(Fr. Bilek)



WENN ES ZIEHT

Wer zieht? Niemand zieht! Es zieht! Der Ruf: „Es zieht!" hallt durch Wohnungen, Säle, Büros, Theater, Eisenbahnwagen, überhaupt durch alle Räume, die irgendwo eine Öffnung haben. Und welcher Raum hätte die nicht? Der vollkommen zugelötete Zinksarg ist vielleicht der einzige Platz auf Erden, wo es nicht zieht, aber er ist trotzdem nicht so ganz erstrebenswert.

Wo Menschen beieinander sind, ist immer einer da, dem es zieht. Wohlgemerkt: dem es zieht, nicht den es zieht.

Merkwürdig, daß es einem ziehen kann und daß es nicht möglich ist, daß es einem regnet oder ihm der Sturm bläst. Regnen tut es immer allen, aber ziehen meistens nur einigen.

Über den Zug können sie sich nicht einigen. Was dem einen unangenehme Zugluft ist, ist dem andern ein erfrischender Wind. Öffnen Sie mal in einem Eisenbahnabteil ein Fenster, und sofort werden sich die Anhänger der beiden Welt- und Luftanschauungen voneinander trennen, wie Streu vom Weizen.

Die Begriffsbestimmung des Zuges ist noch nicht einwandfrei gelungen. Herr Müller sagt: Zug ist, wenn nur ein Körperteil vom Luftstrom getroffen wird, die andern aber mollig geschützt bleiben. Prof. Mayer hat sich dahin ausgesprochen, daß von Zugluft dann geredet werden kann, wenn man sie gar nicht spürt, aber hinterher Rheumatismus bekommt. Tante Martha gebraucht Zug als Schimpfwort für den ihr unangenehmen Wind, denn sie sagt: sie gehe nicht auf die Berggipfel, weil es dort so zugig sei.

Zum Donnerwetter, kann denn nicht endlich einmal einwandfrei festgestellt werden, wann es eigentlich zieht?

Die besten Kenner von Zug sind die Eisenbahnschaffner. Sie werden immer wieder herbeigerufen, damit sie amtlich feststellen, daß es zieht. Sie tun es, und schließen das Abteilfenster. Die andern Reisenden, denen es nicht zog, sagen dann, nachdem der Beamte das Abteil verlassen hat, gedämpft zueinander: „Man erstickt ja." Die Fronten haben sich gebildet: Hier die Ersticker und dort die Zuggegner. Es ist Feindschaft gesetzt zwischen ihnen seit den Tagen des Paradieses oder zum mindesten seit den Tagen kurz danach, denn, da Kains Opferrauch nicht gerade zum Himmel stieg, hat es damals bestimmt gezogen. So alt ist der Zug schon.

Wenn das Paradies ein vollkommenes Paradies gewesen ist, müssen Adam und Eva in ihrer Ansicht über die Schädlichkeit der Zugluft gleicher Meinung gewesen sein, denn sonst hätte einer der beiden ersten Menschen rufen müssen: „Man erstickt ja hier im Paradiese", sooft der diensttuende Erzengel die Fenster schloß. So ein Eisenbahnabteil ist aber kein Paradies, und deshalb zeigen sich hier die Folgen der Erbsünde in gegensätzlichen Meinungen über die Frage, ob es zieht oder nicht. Deshalb hat auch der liebe Gott in einer seiner weisesten Inkarnationen als Verkehrsminister bestimmt, daß, wenn es auch nur einem der vorhandenen Reisenden zieht, die Fenster geschlossen zu halten sind. Als Erzengel dient hier der Zugführer.

Wer dieses eherne Gesetz einer Beförderungsordnung einmal begriffen hat, wird Sieger bleiben über seine Feinde, die ja von Natur aus die andern Mitreisenden im Abteil sind. Er wird für hermetisch geschlossene Fenster sorgen und die eingeschlossene Luft verteidigen, wie die Löwin ihr Junges. Mit der sicheren Miene des innerhalb der Vorschriften Wandelnden kann er abwarten, bis der letzte der Ersticker sein Abteil verlassen hat, um dann das Fenster in aller Ruhe zu öffnen. Es ist eine alte Erfahrung, daß sich in einem Abteil niemals nur Gleichgesinnte über das Wesen der Zugluft finden.

Foitzick

Rat

Wie? Du glaubst, dein inn're Wert
sei den andern wichtig?
Nur wer was von dir begehrt,
preist dein Tun als richtig.

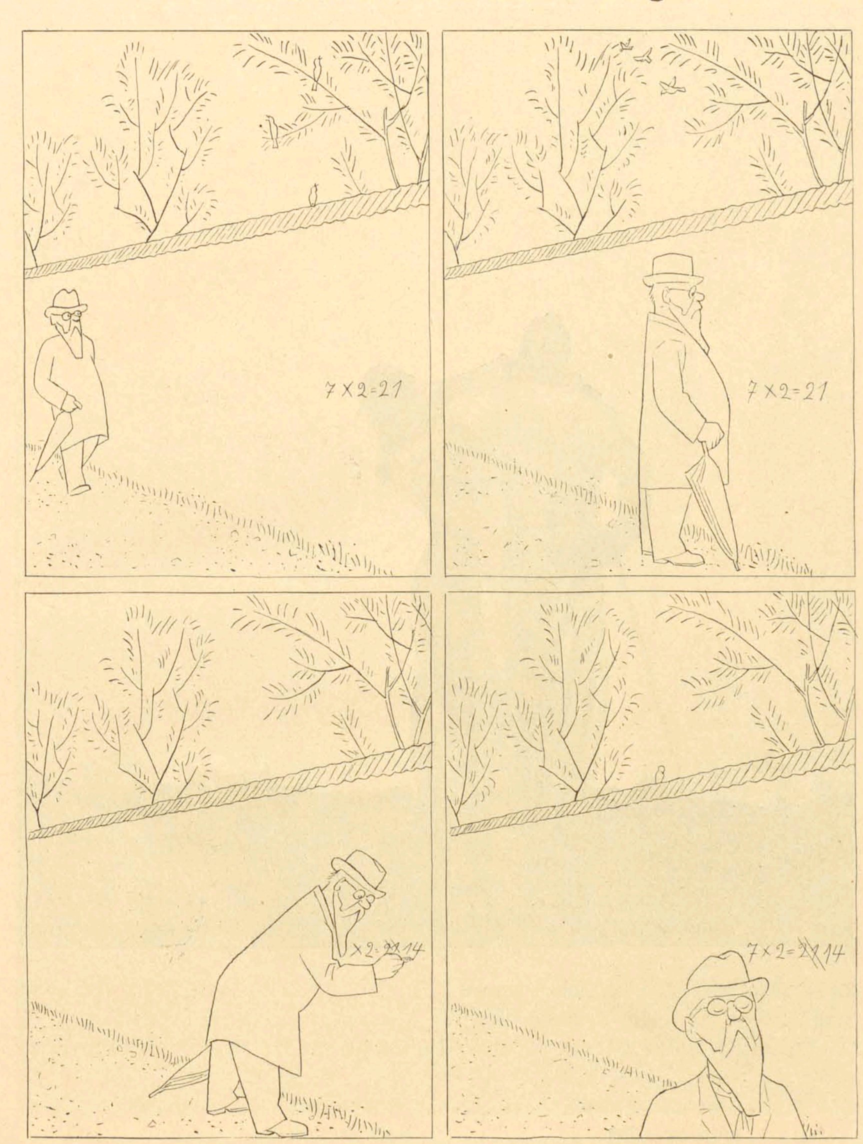
Wenn dich Schmeichelei umhaucht,
wenn sie dich umschwänzen,
so geschieht's, weil man dich braucht.
— Zieh' die Konsequenzen!

Lächle über Dunst und Wahn
pfiffig und gerieben
auf dem letzten Backenzahn,
der dir noch verblieben.

Ratatöskr

Gewissenhaft auf allen Wegen

(Karl Arnold)



Am frühen Morgen

(O. Gulbransson)



Gabst ein Röslein mir —
sag dir Dank dafür.
Junges Röslein in der Rosenzeit!

Gingen miteinand',
Hand streifte an Hand,
und die Welt war grau verhangen weit.

Aber alle Flur
schien mir schöner nur,
voll der still bewegten Traurigkeit.

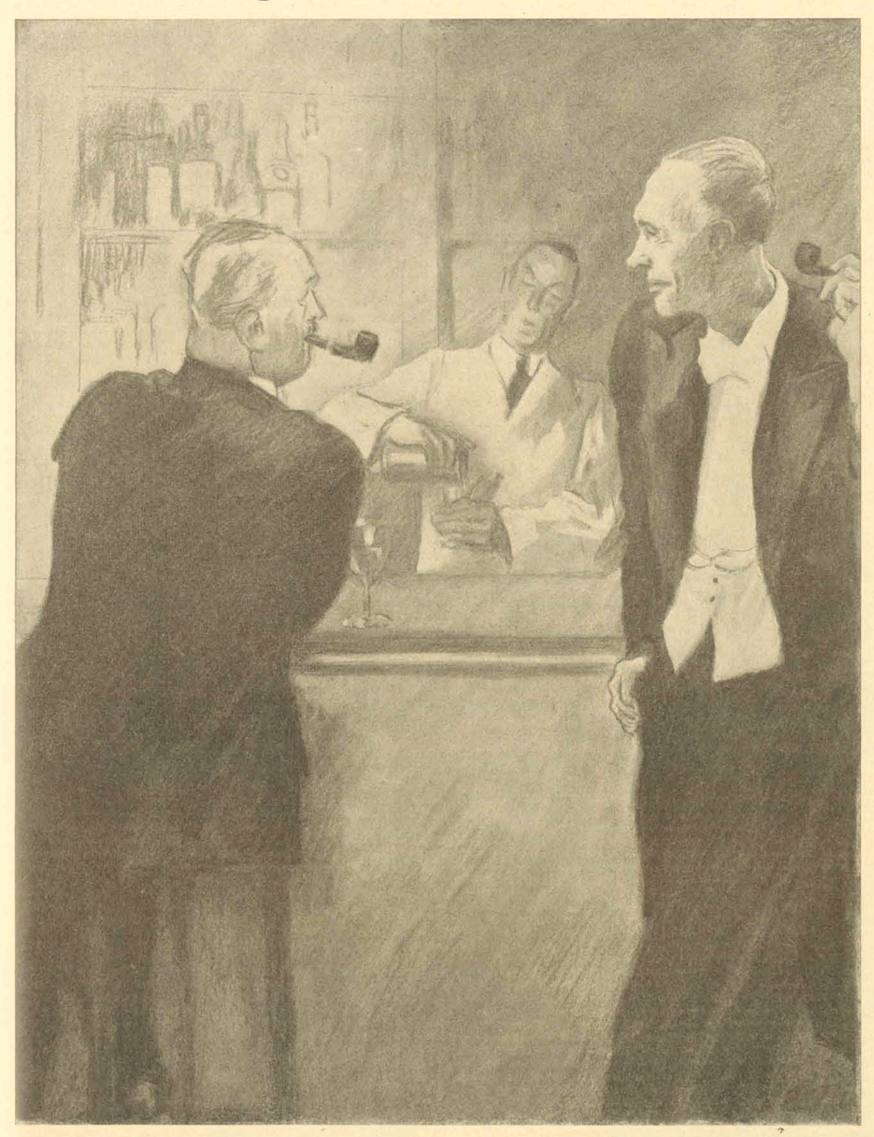
Nun dein Schritt verhallt,
fern im hohen Wald,
horch ich lange, lang horch ich dir nach . . .

Zart streicht Sommerluft,
dunkler Vogel ruft — —
und ich spüre dich in Vogel, Luft und Bach!

H. Hardt

Englands Reservatrechte

(E. Thony)



„Unserem Bundesgenossen Frankreich haben wir die traditionelle Freiheit von der Wehrpflicht geopfert, aber das geheiligte Weekend kann uns keine Macht der Welt entreißen!"

DIE FAHRT NACH LADENBURG

VON ERNST HANDSCHUCH

Der Bäcker Gensfleisch, den sie im Dorf den „Baron" heißen, hätte bequem genug nach dem Städtchen Ladenburg laufen können. Denn er braucht nur von dem ersten Stock seines väterlichen Hauses, das schon auf einem vorgeschobenen Hang des Odenwaldgebirges steht, nach Westen in die oberrheinische Tiefebene zu schauen, um den einprägsamen Umriß der alten Römersiedlung greifbar vor sich zu haben. Aus seiner Mitte grüßt die ehrwürdige doppeltürmige St.-Gallus-Kirche, das Wahrzeichen der Stadt, die so seltsam verträumt und unwirklich geworden ist, herüber, links von dem spitzhütigen Türmchen des jüngeren evangelischen Gotteshäuses und rechts von einem nüchternen Wasserturm wirkungsvoll abgeteilt. Und in knapp einer Stunde wäre der Gensfleisch mit seinen jungen, langen Beinen über den glatten „Galgenweg", der wie eine lauernde Schlange in den flachen Gevierten der Felder liegt, hinübergegangen. Aber der „Baron" wollte weder laufen, noch dachte er daran, daß in dem Städtchen, das er am Abend aufzusuchen vorhatte, der Erfinder des Kraftwagens, Carl Benz, geboren worden ist und viele schöpferische Jahre seines erfolgreichen Lebens verbracht hat.

Als er nämlich bei dem Kohlenhändler Knieröck, der außer seinem schwarzen Handel auch noch einen Last- und Personenwagenbetrieb unterhält, für die neunte Abendstunde den sechssitzigen Mercedes-Benz, den der Knieröck meistens nur für seine Jagdfahrten verwendet, bestellte, bewegte ihn allein der Gedanke, bei seiner derzeitig Angebeteten, einer reizenden Tochter Ladenburgs, die ihn im Gasthaus „Zur Rose" am Marktplatz zu dem daselbst stattfindenden Tanz erwartete, einen besonderen Eindruck hervorzurufen. Er mietete den schweren Wagen gleich für die ganze Nacht, und der Knieröck, der den Gensfleisch gut kannte, hielt ihn im Preis nicht allzu hoch. Denn einmal benötigte er das Gefährt für diese Zeit ja doch nicht und zum anderen fuhr als Schofför der dicke Odermatt mit, ein lebenslustiger Geselle, der, obgleich er verheiratet und von gewaltigem Leibesumfang ist, sich wegen der zu erwartenden Genüsse gerne bereit erklärte, auf eine Entlohnung für diese Fahrt zu verzichten. Freilich hatte der Vater Gensfleisch für derartige Einfälle seines Sohnes kein Verständnis, und um einen Streit zu vermeiden, mußte die Sache schon geheim bleiben. Weil der Knieröck indes Haus und Geschäft im Unterdorf hat, war dies eine Kleinigkeit.

Schlag neun Uhr fand sich der junge Gensfleisch, in der Tat vom Scheitel bis zur Sohle ein Baron, bei dem Kohlenhändler ein, und wenige Minuten später brausten der Odermatt und er in die schwarze, regnerische Februarnacht. Unterwegs berichtete der „Baron" dem Dicken, daß er dem Mädchen erzählt habe, er sei der Sohn eines Sägewerksbesitzers aus dem badischen Odenwald, der über einen eigenen Wagen und Fahrer verfüge. Der Mercedes gehöre also ihm, und er, der Odermatt, sei der Schofför. Der Odermatt, der es sich schon so halb und halb gedacht hatte, was da käme, lachte derart schmalzig, daß seine listigen Äuglein schier in seinem speckigen Gesicht verschwanden. Mit dem Schwindel erklärte er sich, zumal, da ihn der Gensfleisch freizuhalten versprach, gerne einverstanden. Die Lüge aber ließ sich um so leichter durchführen, als der Wagen nicht als Droschke gekennzeichnet war und der Odermatt in Erwartung der Dinge seinen blauen Sonntagsanzug angezogen hatte.

Das Mariechen, so hieß das Mädchen, übrigens ein blutjunges, entzückendes Kind, das in der Nähe des Rathauses wohnte, war denn auch nicht wenig überrascht, als es den Gensfleisch einem so schönen und schweren Wagen entsteigen sah, und seine Überraschung verwandelte sich gar in eine restlose Bewunderung, wie es den gewichtigen Odermatt so dienstbeflissen um ihn bemüht fand. Und obgleich es nur wenige Schritte bis zur „Rose" waren, ließ sie sich gerne dorthin fahren. Hatten die Nachbarn an den Fenstern und die Leute auf der Straße nicht neidvoll geblickt, als sie in den Wagen stieg? Ihr war es wenigstens so vorgekommen.

Es gefiel ihr sehr, daß Gensfleisch den Fahrer mit an seinen Tisch nahm und ihn schier wie einen Freund behandelte, und sie hatte gar nichts dagegen einzuwenden, als er dem lustigen, dicken Burschen auch einmal erlaubte, mit ihr zu tanzen. Überhaupt die Stunden flogen nur so dahin, und sie mußte immer wieder feststellen, wie gut der Gensfleisch tanzte und wie vorteilhaft seine schlanke, tadellos gekleidete Gestalt von den anderen Gästen abstach. Ach, sie war ja so glücklich, ihn in sich verliebt zu wissen, und sie konnte nur beseligt mit dem Köpfchen nicken, als er sie bat, du zueinander zu sagen. Und selbst der Schofför durfte sie Fräulein Mariechen nennen.

So tranken sie manche Flasche Wein, ließen keinen Tanz aus, und als die Musikanten gegen zwei Uhr morgens abbrachen, war Mariechen gleich damit einverstanden, mit ihrem schlanken Wilhelm und seinem dicken Fahrer noch einmal um das alte Ladenburg herumzufahren. Einmal, zweimal, dreimal ging es in die Runde. Der Gensfleisch indes küßte noch besser als er tanzte, und der Odermatt sah stets brav und unentwegt geradeaus. Nur wenn sie jeweils an den Ausgangspunkt ihrer Rundfahrt gelangten, blickte er kurz zurück. Dann aber sah Wilhelm sie derart sehnsüchtig an, daß sie nimmermehr hätte nein sagen können, und die Fahrt begann von neuem. Von Mal zu Mal indes wurde sie inniger, war doch die Nacht schwärzer noch geworden und goß der Regen jetzt in Strömen nieder.

Weil alle Märchen aber einmal ein Ende haben und der Odermatt überdies Zeichen der Ungeduld gab, was freilich nur der Gensfleisch bemerkte, hielt der sechssitzige Mercedes-Benz endlich vor Mariechens Haus, in das sie nach einem letzten, verzehrenden Kuß rasch entschlüpfte.

„Das kostet dich ein Fünfmarkstück, Baron", brummte der Odermatt, als er den Wagen gegen die Bergstraße wendete. „Oder glaubst du vielleicht, ich hätte dich für umsonst so geduldig Liebeskarussell gefahren? — Hast halt ein Mordsglück bei den Weibsleuten."

„Genehmigt, Odermatt. Doch jetzt fahre los. Denn um vier Uhr spätestens muß ich in der Backstube sein, und erst recht, weil der Alte so arg gemault hat, wie ich fortgegangen bin. — Na, in zehn Minuten sind wir daheim."

Der Odermatt war eben aus Ladenburg herausgefahren und in den „Galgenweg" eingebogen. Vor den schwerverhängten Höhen der nahen Bergstraße konnte man trotz des dichten Regens schon die wenigen Lichter ihres Dorfes sehen. Wenn das Mariechen gewußt hätte, daß sie so nahe zu Hause waren... Und wie besorgt hatte sie beiden noch zugeredet, ja vorsichtig in dem verregneten Odenwald zu fahren...

Beide hatten wohl den gleichen Gedanken. Denn der Odermatt lachte schmalzig und der Gensfleisch fiel meckernd ein. „Wenn die bloß wüßte...", kam es wie aus einem Munde. Doch kaum waren sie an den berühmten Baumschulen vorbeigefahren, als der Motor seltsam zu stottern anfing. Jäh ließ auch das Tempo nach, die ruckartigen Bewegungen wurden immer heftiger und trotz der verzweifelten Bemühungen Odermatts, der schimpfend schaltete und den Gashebel trat, blieb der Wagen mählich, aber sicher stehen. Laut fluchend suchte er nach einem Umhang, den er endlich auch fand, stieg aus dem Wagen und hob die Haube. Unter dem Scheine der Taschenlampe hatte er bald gefunden, woran es fehlte. Das Benzin war restlos aufgebraucht.

Dem Gensfleisch, der ihn vorher etliche Male vergeblich gefragt hatte, was los sei, schrie er die Feststellung rauh ins Gesicht. Ach, wenn das einfältige Mariechen jetzt hätte sehen können, wie sehr sich der biedere Fahrer verwandelt hatte. Alle Schuld traf natürlich den Bäcker; denn er und kein anderer war es gewesen, der ihn veranlaßt hatte, so oft und närrisch die Runde um Ladenburg zu fahren. Und freilich war es kein Wunder, daß dabei das Benzin bis zum letzten Tropfen ausgegangen war.

Nun saßen sie beide in der Patsche. Denn der Odermatt sollte um halb sechs die Milch mit dem Lastwagen nach Mannheim fahren, und der Gensfleisch wollte gar um vier Uhr in der Backstube stehen. Wie indes die Uhr unerbittlich zeigte, war es bereits halb vier. Der Gensfleisch sprach kein Wort, sondern fügte sich ergeben in sein Schicksal. Dadurch bewies er aber, daß er den Spitznamen „Baron" schon zu Recht trug. Der Odermatt hingegen gebärdete sich wie ein Berserker, und weder der Gensfleisch noch die Stadt Ladenburg, das Mädchen Mariechen und gar der Erfinder des Kraftwagens wurden von seinen grimmigen Flüchen verschont. So tobte er etwa zehn Minuten. Dann jedoch erklärte er dem Bäcker, der immer noch still im Wagen saß und sich die Begegnung mit seinem Vater ausmalte, daß sie den Wagen nach Hause schieben müßten. Denn sie könnten unmöglich darin sitzenbleiben oder ihn gar auf der engen Straße stehen lassen. Jetzt freilich verlor der „Baron" die Haltung und fing greulich zu schimpfen an, indes, all seine Einwendungen halfen ihm nichts, und dieweil der dicke Odermatt durch die Tür ans Steuer griff und also lenkte und schob, stieg er aus und setzte die schmale Schulter an. Eine halbe Stunde hindurch mühten sie sich so ab, ohne daß sie wesentlich vorangekommen waren. Von außen und innen her überaus naß, sahen sie sich einander stumm und eindringlich

Frühling am See

Gottfried Kölwel

Blauer Wind und blaues Wasser!
Silbern spritzt es durch die Luft.
An das Ufer weht ein nasser,
auferstehungsfrischer Duft.

Bäume, süß davon gepackte,
an den Ästen schmal und dünn,
schwarze Leiber, pudelnackte,
kleiden sich ins erste Grün.

Ätherleicht auf blauen Wogen,
froh befreit aus allem Zaum,
wie durch einen Siegesbogen,
schweben Vögel durch den Raum.

Als glückseliges Geleite
folgen ihnen Aug und Ohr,
alle Nähe, alle Weite
wird zu einem Zaubertor.

Angelockt von all dem Glänzen,
lebensneu und lebensjung,
bis zur Sonne, ohne Grenzen,
tut das Herz den goldnen Sprung.

an. Doch abermals begannen sie, den schweren Wagen wacker zu schieben und zu drücken. Denn eine Februarnacht ist schon lang. Die wenigen Lichter ihres so nahen Dorfes blinkten hoffnungslos verloren.

Dem Bäcker kam die Erleuchtung. „Weißt du auch, Odermatt, daß wir zwei ausgemachte Rindviecher sind? Denn in der Zeit, während der wir uns schon abplagen, hättest du längst schon heimlaufen und beim Knieröck einen Reservetank holen können."

„Himmelherrgottsackerment! Und das fällt dir Backofengeist jetzt erst ein. Bloß halb so naß brauchten wir zu sein, wenn du eher daran gedacht hättest. Los, in den Wagen und ein Stück geschlafen. In einer Stunde spätestens aber bin ich wieder da."

Er warf dem „Baron" eine Decke zu, in die sich dieser fröstelnd einwickelte, schlug sich den Umhang sorgfältig um die Schultern und stapfte davon.

Eine gute halbe Stunde brauchte er, bis er vor Knieröcks Haus gelangte. Eine nicht minder reichliche Viertelstunde benötigte er dazu, seinen verschlafenen Chef wachzubringen. Als der aber seinen kläglichen Bericht vernommen hatte, brach er in ein Gelächter aus, das wiederum zehn Minuten verschlang.

„Reservetank", prustete er endlich, „Reservetank. — Daß ich nicht platze. Da brauchst du doch nur die zwei hinteren Sitze hochzuklappen, dann findest du einen von zehn Liter. Ei, du dämlicher Schafskopf, das hättest du aber wissen dürfen. Und nun scher dich zum Teufel, wo du schon lange hingehörst. Wenn du aber zum Milchfahren nicht zeitig genug da bist, sollst du sehen, was dir geschieht."

So unsanft wurde der „Baron" noch nie aus dem Schlafe gerüttelt, selbst von seinem Vater nicht. Und der Schlaf war zudem ein recht dumpfer gewesen. Hatte er doch geträumt, das Mariechen stehe auf der Straße und sähe ihn, den großartigen Gensfleisch, in einer so jämmerlichen Verfassung.

Das Mariechen indes war der Odermatt, der ihn rauh auf die Straße stieß, die Sitze hochnahm und mit einem Wutschrei den Kanister herausriß, um seinen Inhalt eilends in den Tank rinnen zu lassen. Jetzt aber mußte der Bäcker laut lachen, und er trat in seiner unbändigen Schadenfreude, die er über den Odermatt empfand, dem Dicken derart heftig an den feisten Hinteren, daß dieser fast vornübergefallen wäre.

„Hab's verdient", knurrte er bissig und ließ den Motor anlaufen. „Und mehr noch hab ich es verdient, daß ich um meine Bettruhe komme."

„Jawohl, recht geschieht es dir; denn meine Arbeit hat der Alte jetzt geschafft, und was er mir sagt, macht mir nichts mehr aus, wenn ich an dich und den Reservetank denke", grinste der „Baron".

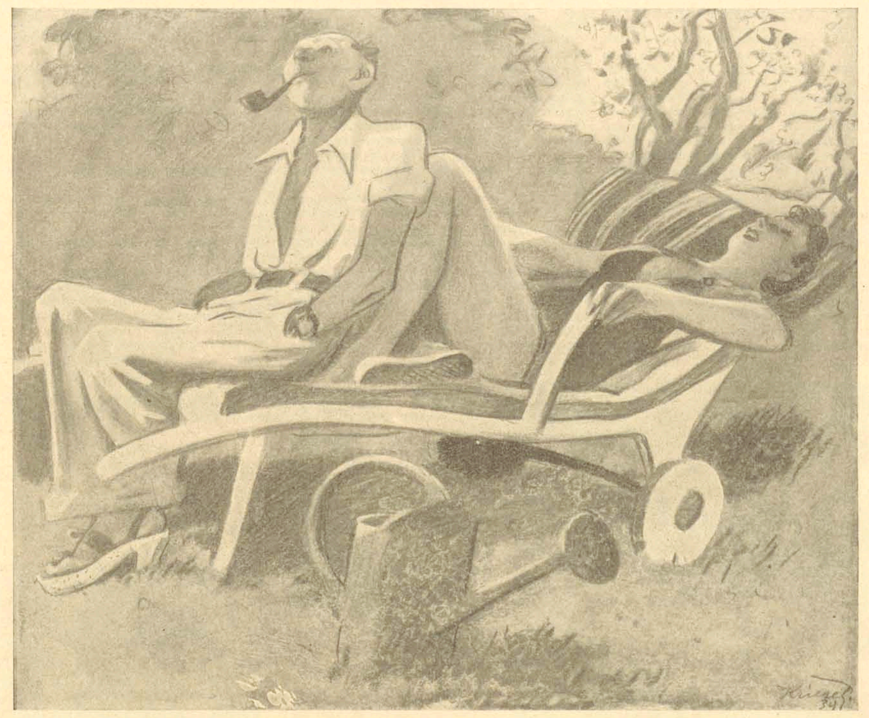
Als sie sich indes vor dem Haus des Bäckers zum Abschied die Hand reichten, versprachen sie sich beide, nichts von dem ihnen so grausam widerfahrenen Pech zu anderen verlauten zu lassen. Sie vergaßen dabei aber völlig den Knieröck; denn der hat mir ihre peinliche Geschichte, angeblich nur zur Warnung, jedoch brühwarm erzählt.

NACH DER JAGD

Kurz vor Weihnachten war Treibjagd in C. Die Strecke wurde gehörig im Städtchen totgetrunken. Das Horn des Nachtwächters hatte längst „Gute Nacht" gerufen, als wir uns trennten. Ich ging mit dem Weidgenossen F. K. über den Marktplatz. Während ich den Mond suchte, verlor sich K. zwischen die auf dem Markt in dichten Massen aufgebauten Weihnachtsbäume. Er rief um Hilfe. Endlich hatte ich ihn befreit. „Und da", lallte K., „behau — hup — haupten die Leute immer, wir hä — hätten keine Urwälder mehr!"

Bequemlichkeit

(R. Kriesch)



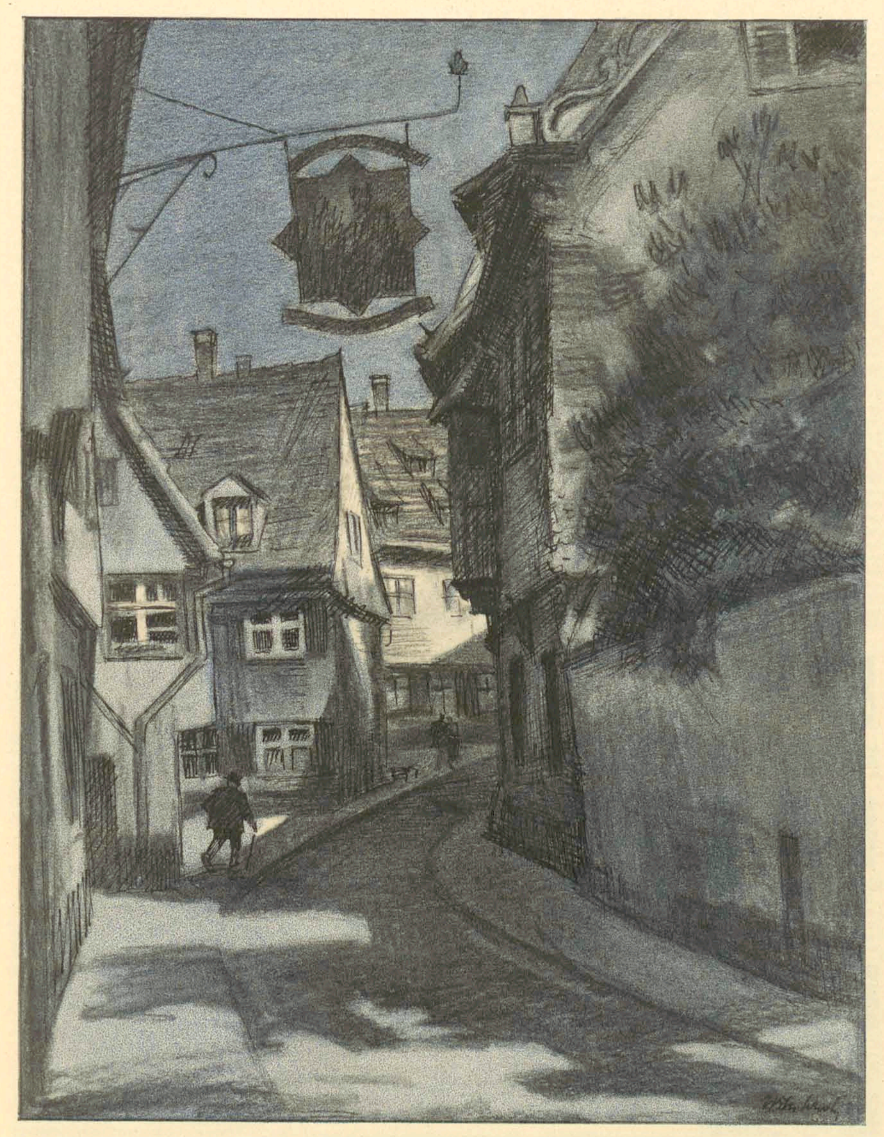
„Glaubst du vielleicht, Karl, es ist angenehm, stundenlang mit angezogenen Knien zu liegen?"
„Keineswegs! Drum wollte ich dich gerade bitten aufzustehn und mir ein Glas Wasser zu holen!"

ZIZI / VON HANS KARL BRESLAUER

Madame Godard — ihre Freundinnen nannten sie Zizi und dieser Kosename aus der Pensionatszeit war so gut gewählt, daß man keinen passenderen finden konnte — winkte, Ecke der Rue d'Antin stehenbleibend, zärtlich zurück und huschte vergnügt lächelnd über die Straße, als eine einschmeichelnde Stimme dicht neben ihr sagte:
„Verzeihung, Madame —"
Madame Godard musterte, befremdet das fürwitzige Näschen hebend, den eleganten älteren Herrn und sagte abweisend:
„Sie scheinen sich zu irren, mein Herr!"
„Es ist schon längst mein sehnlichster Wunsch gewesen, Sie kennen zu lernen!", ließ sich der Herr nicht abschrecken, und Madame Godard, deren hochmütigen Blick ein geschmeicheltes Lächeln milderte, sagte kokett:
„O lala... Die Männer sagen das zu jeder Frau, der sie zufällig begegnen!"
„Dann gestatten Sie mir wenigstens, daß ich mich vorstelle, Madame... Mein Name ist Luvoisier!"
„Luvoisier!?... Sie sind der Besitzer des Warenhauses Luvoisier?" — „Erraten, Madame!"
Das ist eine Chance, überlegte Madame Godard blitzschnell, eine außerordentliche Chance!... Das ist einer der vielen Zufälle, die uns den Film so liebenswert machen — und wer sagt, daß das Leben weniger Phantasie hat?... Mein Mann, der nicht mehr zu den Jüngsten zählt, ist einer der aberhundert kleinen Angestellten des Warenhauses Luvoisier, und wenn ich diese Gelegenheit beim Schopf packe, muß es mir gelingen, ihn zum Abteilungschef, zum Personaldirektor oder vielleicht gar zum Prokuristen avancieren zu lassen... Und aus dieser Erwägung heraus wurde aus Madame Godard das, was ihr Kosename sagte: die bezaubernde Zizi.
„Wie nett!" strahlten ihre blauen Augen. „Wie ich mich freue! Wissen Sie, daß mein Mann bei Ihnen angestellt ist?" — „Ich weiß es!" nickte Luvoisier lächelnd. — „Woher wissen Sie es?" staunte Zizi. „Ich habe Sie schon oft mit ihm gesehen!"
„Mich?... Mit meinem Mann?" — „Jawohl!..."
Luvoisier blieb vor einem Kinopalast stehen, bat Madame, ihm ein Stündchen zu schenken, saß nach der Vorstellung mit ihr in einem fröhlichen Montmartre-Lokal, und als sie sich gegen elf Uhr in eine Autodroschke setzte — seine Begleitung hatte sie im Hinblick auf den allzu neugierigen Hausbesorger abgelehnt — sagte sie vergnügt:
„Und mein Mann — auf den habe ich vergessen!"
„Dafür werde ich ihn nicht vergessen!" lachte Luvoisier. „Er hat Geschmack", Zizi lachte ausgelassen und Luvoisier küßte abschiednehmend ihre Hand, „das beweist seine reizende Frau!"
„Dann", lehnte sich Zizi aus dem Wagen, „dann wird er vielleicht doch noch Abteilungschef!"
„Wir werden sehen! Er ist ein sympathischer junger Mann, dessen hervorragende Fähigkeiten ich schon lange zu schätzen weiß!"
„O — lala —" trillerte Zizi, vor deren Augen lustige Sektkobolde tanzten, „— oh, dieser Spaßvogel... Wie nett er sein kann! Auf Wiedersehen!" Zizi winkte Luvoisier zu, lehnte sich in die Ecke des rasch dahinrollenden Wagens und versuchte, ihre Gedanken in Ordnung zu bringen.
Nett... Sehr nett... Aber ich weiß wirklich nicht — hab ich ihm den Namen meines Mannes gesagt?... Wie soll er sich erinnern, wenn er ihn ernennen will?... Zizi, Zizi — du bist kindisch! So rasch geht es nicht — und übrigens — er hat mich ja schon oft mit ihm gesehen, folglich weiß er auch, wer mein Mann ist... Ich möchte nur wissen, wo er mich mit ihm gesehen hat? Wo?...
Als Herr Godard am nächsten Abend griesgrämig aus dem Büro nach Hause kam, schälte er sich aus dem Überrock und knüpfte den dicken Shawl auf, den er, ewig eine Erkältung befürchtend, dreifach um Hals und Brust geschlungen hatte, und keifte:
„Dieses ungesunde Frühjahrswetter... Lach nicht... Da, nimm meine Überschuhe... Denk nur, diese Gemeinheit, diese bodenlose Gemeinheit und Ungerechtigkeit... Zwanzig Jahre sitz' ich nun schon in der Bude — ich hab dir's hundertmal vorgerechnet, Zizi — und heute hat der Lump von einem Luvoisier den geschniegelten Gecken Sylvaine, du kennst ihn, der noch keine zwei Jahre bei uns ist — zum Personaldirektor ernannt!"

Mondnacht

(Wilhelm Schulz)



Silberheller Mondenschein,
Große Schatten dunkeln drein.

Selten tönt ein lauter Schritt,
Nimmt die Ruh der Gasse mit.

Nur, wo zwei Verliebte sind,
Flüstert's leise wie vom Wind.

BLUMENHEIM / VON ERIK STOCKMARR

Ach ja, die Eheleute Mortensen, die lebten wie die Turteltauben in ihrem stillen Glück, der Zweizimmerwohnung mit Zentralheizung und Warmwasserversorgung, daß man sie fast beneiden konnte. Und doch sollte ihr Reichtum an Glück und Liebe eine weitere Steigerung erfahren, als Mortensen seiner Frau eine Laube kaufte. „Blumenheim" tauften sie sie, und Frau Mortensen schwelgte in Seligkeit, wenn sie des Abends auf der weißen Gartenbank vor der kleinen Holzhütte sitzen durfte, um ihrem Mann bei der Arbeit zuzuschauen. Dieser schuftete im Schweiße seines Angesichts in aufgekrempelten Hemdsärmeln, mit Spaten und Schubkarren und gebärdete sich im übrigen wie ein Neuansiedler in Kanada. Ihn hatte die Leidenschaft gepackt, mit Leib und Seele Gärtner zu sein — oder, wie er selbst von sich sagte: Kolonist. Aus seinem Fleckchen Erde sollte ein Garten erstehen, wie ihn noch keine Laubenkolonie gesehen hatte, und im Geiste sah er sich bereits als zweiter Obergärtner im Garten Eden.

„Als allererstes", sagte er zu seiner Frau, „werde ich einen kleinen Rasenplatz anlegen, wo man sich nach Feierabend behaglich ausstrecken und die Mücken in die Flucht rauchen kann."

Und er kaufte Grassamen, den besten, den er am Orte bekam, und streute ihn aus wie ein Sämann auf dem Felde. Doch als die ersten Pflänzchen sproßten, zeigte es sich, daß es simples Unkraut war, durchsetzt von einigen spärlichen Grashalmen, was an allen Enden und Ecken des Gartens hervorschoß. Eine sonderbare Laune der Natur, dachte Mortensen. Und es war ein Unkraut, das seine Wurzeln einen halben Meter tief in die Erde senkte. Mortensen versuchte, diese Unholde herauszureißen; aber da entstanden Löcher von der Größe eines Granattrichters und legten die nackte Erde bloß. Und als es gar noch zu regnen begann, da löste sich ringsum alles in eine braune, zähe Sauce auf, so daß Mortensen von neuem beginnen konnte, daraus einen Garten zu machen.

Mortensen hatte so lange in dem falschen Glauben gelebt — wie so viele andere auch —, daß die Pflanzen allein wachsen, wenn man sie bloß in die Erde steckt und tüchtig begießt und ihnen hin und wieder bei besonderen festlichen Anlässen auch noch einen Roßapfel spendiert. Aber er lernte bald einsehen, wie irrig diese Meinung war. Denn der Boden um „Blumenheim" war sandig und trocken, nur Mohr- und Runkelrüben und andere Wurzelgewächse wuchsen dort. Aber daran war es auch nur das Kraut, was sich entfaltete, aus den Früchten wurde nichts. Das einzige, was wirklich gedieh — außer einem hohen Maulwurfshügel —, waren die Radieschen, ob man sie säte oder nicht. Steckte Mortensen eine Zwiebel in den Boden, schossen Radieschen daraus hervor anstatt der Tulpen. Legte er dagegen Radieschensamen aus, so entwickelte sich daraus unweigerlich Unkraut, und die Radieser kamen an anderer Stelle zum Vorschein, wo sie eigentlich nicht hingehörten, oder gar in des Nachbars Garten. Ein Zustand, der selbst einem kahlköpfigen Mann hätte graue Haare bereiten können. Aber bei Mortensens aß man Radieschen zu allen Mahlzeiten, selbst beim Kaffeetrinken.

Mortensen huldigte anfangs auch dem gründlichen Mißverständnis, daß Laubenerde ganz gewöhnliche Erde sei. Was nun aber so eine richtige Laubenerde ist, so enthält diese neben ihren sonstigen Bestandteilen noch eine ganze Reihe anderer, wie Mauersteine, Glasscherben, tote Katzen, alte Stiefel und Strümpfe, ausgediente Korsetts und verrostete Konservenbüchsen und dergleichen mehr. Aber natürlich will der Boden auch atmen und muß daher von allen diesen Fremdkörpern befreit werden.

Und so sah man Mortensen oft zu nächtlicher Stunde mit einer toten Katze oder diversen Konservenbüchsen usw. sich davonschleichen, um sich seiner Altertumsfunde zu entledigen, so gut es eben ging.

Nachdem also besagte Reinigung stattgefunden, konnte sich Mortensen nunmehr dem Anbau des Bodens zuwenden — will sagen, zunächst der Zubereitung. Aber auch das ist eine Wissenschaft für sich. Mortensen grub und wendete die Erde ein paarmal um, hackte und hackte und grub abermals.

„Kalk ist es, was dem Boden nottut. Kalk und Stickstoff und ein entsprechender Zusatz von Phosphorsäure. Außerdem tüchtig Torfdüngung", sagte der Nachbar zur Rechten.

„Was Torfdüngung? Das taugt gar nichts", meinte der Nachbar zur Linken. „Und Kalk? Pah, davon hat die Erde sowieso schon viel zu viel. Und denn das mit der Phosphorsäure? Nee, Holzkohle brauchen Sie. Richtige, schöne Holzkohle."

„Holzkohle?" erklärte ein dritter. „Hat man solchen Quatsch schon je gehört! Nee, frische Maulwurfserde mit Flußsand und ein bißchen altes Farnkraut beigemengt, das sind feine Sachen."

Und der vierte: „Was Farnkraut? Ach du großer Gott! Nein, eine Handvoll Erde von des alten Tordenskjolds Grab, das ist das einzig Richtige. Doch tun Sie am besten noch etwas Mäusedreck

Mairegen

Von Fritz Knöller

O wolkenblaue Regenstunde!
O reifer Hauch vom Himmelsmunde!
Es steht die Saat auf grünen Zehen
und hört den Wassergott vorübergehen.

Auf Dächern wirbelt er mit Silbertrommelschlegeln
und läßt die Traufen regenselig stöhnen.
Im Wirtshaus sonntagsfroh die Bauern kegeln,
ans Fenster hören sie den Donner dröhnen.

Nach einer Weile ist der Tropfenschwarm
in eine andre Welt verflogen. Das Taggestirn
stößt auf die Wolkentür mit starkem Arm
und wirkt der Erd' ein Festgewand
aus goldnem Zwirn.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43191 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

hinzu und die Asche von den Schnurrhaaren einer Katze, die eines natürlichen Todes gestorben ist."

Noch hundert andere Rezepte hätte Mortensen bekommen können, doch er versuchte es zunächst einmal mit Torfdüngung. Der Nachbar zur Rechten nickte anerkennend und sagte: „Das gibt einen ganz prächtigen Grund, das kann ich Ihnen nur versichern." Und auch Frau Mortensen sah der Arbeit ihres Mannes mit Stolz zu und lauschte mit innerer Anteilnahme seinen gelehrten Ausführungen über Holzkohle, Stickstoff und Mäusedreck.

„Ach du lieber Gott!" rief ein fünfter aus. „Mit Torf düngen Sie? Mann, Sie ruinieren sich ja Ihr ganzes Gemüse damit. Verwenden Sie lieber echten, unverfälschten Stallmist."

Also kaufte Mortensen Stallmist, echten und unverfälschten. „Die Naturprodukte", sagte er zu seiner Frau, „sind selbstverständlich immer noch die besten."

Aber erst mußte der Torf einmal wieder aus dem Boden geholt und dieser von neuem bearbeitet werden.

„Außerdem", meinte der jüngste Ratgeber, „müssen Sie einen entsprechenden Zusatz von Superphosphat geben, wenn Sie Erbsen oder Bohnen züchten wollen. Kohl dagegen braucht Kali- und Stickstoffdünger. Und auch auf den Sauerheitsgrad der Erde müssen Sie so gut achten, daß dieser so dicht wie möglich bei 6,8 liegt." —

In gespannter Erwartung verfolgte Mortensen das Wachstum der ersten zarten Pflänzchen, die sich zeigten und streichelte sie und sprach ihnen zärtlich zu. Sie gereichten ihm zur höchsten Freude, diese ersten Keime, die er der Erde abgerungen hatte, — abgesehen von den Radieschen, die ja im Grunde nicht sein Verdienst waren. Und er fühlte sich stolz wie ein werdender Vater. Doch benahm er sich zurückhaltender als dieser; noch wußte er nämlich nicht, ob die jungen Keimlinge sich zu Bohnen oder Kohl entwickeln würden, während ein Vater doch immerhin sicher ist, daß ihm seine Frau ein Kind gebiert. Aber Mutter Erde erschien Mortensen nun einmal als launenhaft, und er atmete erleichtert auf, als es sich zeigte, daß es diesmal Kohlkinder und Bohnenjunge waren, denen er zum Leben verholfen hatte — und nicht bloß Radieschen. Darum trug er den Kopf hoch und trällerte vergnügt vor sich hin. Er fühlte sich als ein Schöpfer.

„Siehst du", sagte er zu seiner Frau, „Stallmist. Ich habe es ja gleich gesagt."

Damit die Pflanzenkinder nun nicht Durst leiden sollten, schaffte er einen Gartenschlauch an. Nun ist m. E. in einem Schrebergarten mit Schlauch zu sprengen ungefähr dasselbe, als wollte man nach einer Heuschrecke mit Kanonen schießen. Ein dicker Strahl schoß aus der Mündung hervor, als er die Wasserleitung andrehte, und bohrte sogleich ein tiefes Loch in die Erde, daß die Mohrrüben und Radieschen Mortensen nur so um die Ohren flogen. Verzweifelt spritzte er nach rechts und nach links und tat etliche akrobatische Sprünge, wobei sich das Schlangenungeheuer ihm um die Arme und Beine wickelte. Alles mähte der Wasserstrahl nieder und auch die Nachbarsfamilie scheuchte er vom Kaffeetisch auf. Im nächsten Augenblick hatte er die ganze Erde aufgewühlt und die Laube in- und auswendig besprengt. In seiner höchsten Not hielt Mortensen die Schlauchmündung über seinen Kopf und spritzte lotrecht in die Luft. Wie ein dekoratives Denkmal stand er da, als verkörpere er die Laokoongruppe.

Es dauerte ein paar Tage, ehe Mortensens Garten wieder wie ein Garten aussah.

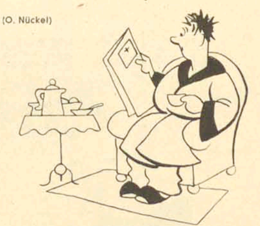
„Sie sollten sich einmal Ihre Pflanzen genauer ansehen", meinte der besagte Nachbar Nr. 4.

„Ich warnte Sie ja gleich davor, Stalldünger zu verwenden; denn der ist heutzutage oft voll mit Sägespänen und allerlei Chemikalien. Nun haben Sie die Blattrollkrankheit und den Kohlbruch in Ihr Gemüse gekriegt, und nun können Sie zusehen, wie Sie das wieder loswerden. Den Kohl schmeißen Sie man am besten gleich auf den Mist und auch die Bohnen. Aber dann graben Sie den Boden noch einmal gründlich um. Wenn ich Ihnen außerdem einen guten Rat geben darf, schaffen Sie sich erst einmal Ameisengift und Raupenleim an, bevor Sie wieder von neuem anfangen. Und auch Schwefelkalk und Naphtalin nicht zu vergessen, sowie eine Blattlausspritze und Maulwurfspatronen. Und dann, wie gesagt, neben tüchtig Torfdüngen die Asche von den Schnurrhaaren einer toten Katze und reichlich Mäusedreck. Nicht gleich die Flinte ins Korn geworfen. Frisch auf zu neuem Wagen!"

Frau Mortensen aber setzte als erstes erst einmal das Kaffeewasser auf, und Mortensen ging in den Garten und pflückte eine Handvoll Radieschen.

(Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von W. Rietig)

Lieber Simplicissimus



(O. Nückel)

Eines Morgens liest Wippermann seine eigene Todesanzeige in der Zeitung. Eine kribbelnde Gänsehaut auf dem Rücken, ruft er seinen Freund Süßmilch an:

„Hallo, Egon — hast du meine Todesanzeige gelesen?"

„Ja", stammelt Süßmilch, „von wo sprichst du?"

In einem Londoner Club saßen vier ältere Herren schweigend um einen Tisch.

Der erste seufzte.

Der zweite tat einen noch tieferen Seufzer.

Der dritte stöhnte laut auf.

„Zum Donnerwetter!" Der vierte schlug auf den Tisch. „Wann hört ihr endlich mal auf zu politisieren?!"

An einem rheinischen Amtsgericht wirkt ein Rechtsanwalt, den die Kollegen wegen seines würdevollen Auftretens unter sich „Gott Vater" nennen. Als er in einer Ehescheidungssache recht salbungsvoll sein Sprüchlein dahergesagt hatte, begann der gegnerische Anwalt seine Entgegnung mit der Bemerkung, sein Gegner habe wieder einmal gesprochen wie Gott Vater. Worauf dieser in seiner Erwiderung prompt zurückkam: „Mein verehrter Herr Kollege hat mich als Gott Vater bezeichnet. Das ist ein Irrtum. Denn wenn ich Gott Vater wäre, dann hätte ich ihm längst schon einmal den Heiligen Geist geschickt."

Gegenüber

(K. Heiligenstaedt)



„Schau nicht rüber, Bob, es gibt immer Frauen, die sich gehen lassen!"

München, 28. Mai 1939
44. Jahrgang / Nummer 21

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Lesefrüchte

(K. Heiligenstaedt)



„Hilde meint, Männer über fünfundvierzig seien ab zehn Uhr abends müde und ungefährlich."
„So — — und woher weiß Hilde das?" — „Aus Büchern, sagt sie."

Feuchter Frühling

(K. Kriesch)



DIE SACHE MIT DEM TASCHENBLEISTIFT

Von Walter Foitzick

Ich weiß, Sie haben einen Taschenbleistift. Ich vermute, Sie haben den Taschenbleistift nicht in der Tasche, sondern irgendwo. Wenn Sie den Taschenbleistift aber doch in der Tasche haben, so besitzen Sie ihn gewiß erst kurze Zeit; Sie werden ihn geschenkt bekommen haben. Solche Bleistifte kauft man nicht selbst, sondern man erhält sie als Geschenk von lieber Hand. Sie sind kein Hauptgeschenk, sondern ein Nebengeschenk, Zuwaage für andere Geschenke.
In vielen Fällen werden Taschenbleistifte auch gefunden. Man findet sie in der eigenen Tasche, man weiß aber nicht, wie sie dahinein gekommen sind. Von Diebstahl kann hier nicht gesprochen werden. Wenn man sie geschenkt bekommt oder zufällig bei sich findet, sagt man: „Ah, wie praktisch", und schraubt etwas an ihm herum.
Taschenbleistifte sind immer zum Schrauben. Daran erkennt man überhaupt einen Taschenbleistift. Das Technische ist sehr interessant an ihnen und deshalb nimmt man sie erst mal auseinander. Wenn man länger daran schraubt, fällt das schwarze Stängerl raus, mit dem man schreibt. Vielleicht findet man es dann wieder auf dem Fußboden. Wenn nicht, tut man einen neuen Farbstift hinein, der sich irgendwo in dem Bleistift in einer Geheimkammer aufhält.
Man hat mit so einem Bleistift zuerst alle Hände voll zu tun und das ist schön, denn während dieser Zeit braucht man nicht mit ihm zu schreiben, sondern kann sich nur so mit ihm beschäftigen.
Der Taschenbleistift besteht immer aus Materialien, aus denen Bleistifte sonst nicht bestehen, zum Beispiel aus Gold oder Silber oder Metallen, die so ähnlich aussehen wie Gold oder Silber, und natürlich auch aus Preßstoffen. Was bestünde nicht heutzutage aus Preßstoffen! Niemals wird ein Taschenbleistift angespitzt, er darf gar nicht angespitzt werden, denn sonst wäre es kein Taschenbleistift, sondern ein ganz hundsordinärer praktischer Bleistift.
Leute, die berufsmäßig schreiben, wie Rechtsanwälte, Dramatiker und niedere Schriftsteller, schreiben niemals mit einem Taschenbleistift, weil sie keinen bei sich haben. Das versteht sich von selbst, denn Schreiner, Autoschlosser und Grobschmiede haben in ihrer Freizeit auch keine Taschensäge, keinen Taschenschraubstock oder Taschenvorschlaghammer bei sich.
Selbstverständlich haben die Schriftsteller und die andern Schreibtischler massenhaft Taschenbleistifte zu Hause, die ihnen geschenkt wurden, damit sie sie benützten, wenn ihnen zufällig mal unterwegs irgend etwas einfiele. Aber vielleicht fällt ihnen zufällig gar nichts unterwegs ein.
Je mehr Taschenbleistifte einer bei sich hat, desto weniger benötigt er sie. Da sind z. B. die Buben, die immer einige Taschenbleistifte in dem reichhaltigen Sortiment ihres Tascheninhalts bei sich tragen. Sie haben sich nichts aufzuschreiben. Sie haben die Bleistifte nur wegen des Technischen und wegen des Auseinandernehmens bei sich. Auf diese Weise werden die Taschenbleistifte verbraucht, sonst hätten sie ewigen Bestand und wir würden in Taschenbleistiften ersticken. Die Buben vertreten im Haushalt der Technik die Stelle, die im Haushalt der Natur die Milben und Würmer und Käfer einnehmen, die Abgestorbenes wieder zu Erdkrume machen.
Ich glaube, auf diese gemeinnützige Tätigkeit der Buben wurde bisher noch zu wenig hingewiesen.
Früher konnte man durch die Taschenbleistifte hindurchsehen. Wenn man das tat, sah man den Drachenfels am Rhein oder das Bad Elster oder den Wasserfall in Bad Gastein, oder die Kurpromenade von Karlsbad oder die Peterskirche von Rom oder andere wichtige Stätten der Erinnerung. Jetzt kann man durch keinen Bleistift mehr hindurchsehen, weil das kitschig geworden ist. Ich bedaure es aufrichtig, denn ich habe auf diesem Wege viel von den Sehenswürdigkeiten der Welt zuerst kennengelernt, und die Taschenbleistifte erfüllten damit einen guten und belehrenden Zweck.

Pfingsten

Von Ratatöskr

Wieder einmal ersehnt die Gemeine,
daß ihr der heilige Geist erscheine,
der, was ihr hoffentlich alle wißt,
eine Taube himmlischer Herkunft ist.

Wenn er (oder sie) nun wirklich käme
— wie man ihn (sie) wohl entgegen nähme?
Im ganzen nämlich ist — Gott sei's geklagt —
der Artikel Geist nur wenig gefragt.

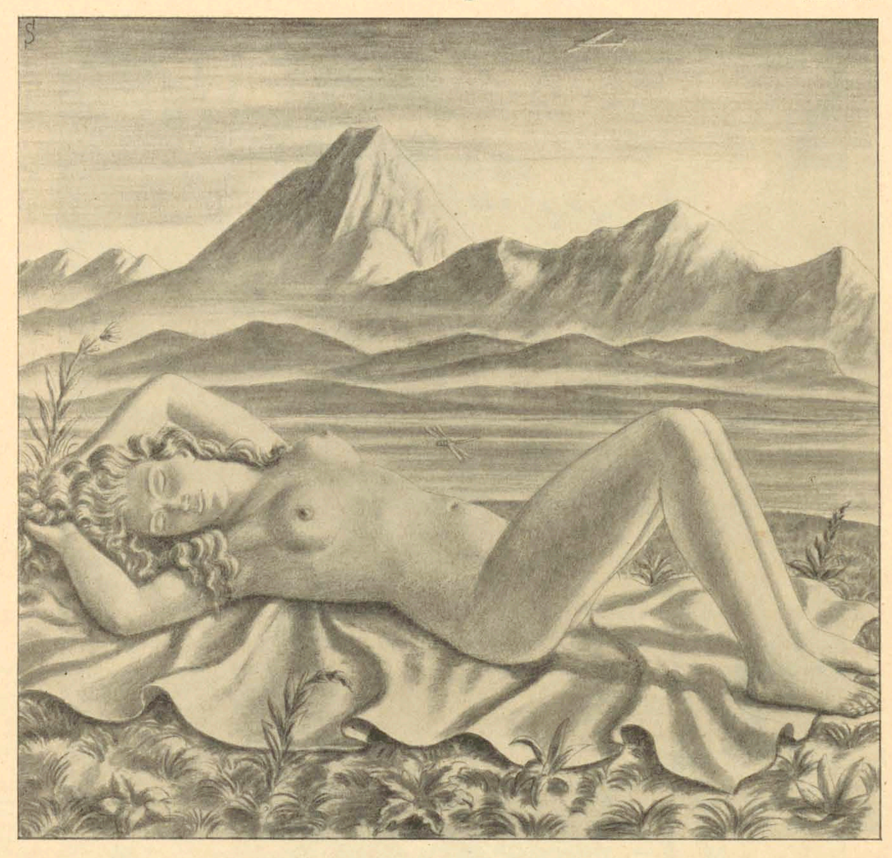
Wobei ich jedoch die Vermutung höge,
falls er (sie) **gebraten** ins Maul uns flöge,
womöglich tranchiert und auch sonst recht bequem,
daß dann jedermann riefe: nochmals von dem!

Warum heißt die Goethestraße Goethestraße? / Von Jo Hanns Rösler

Manche Menschen haben oft die sonderbarsten Einfälle. „Theodor, ich muß mal recht dumm fragen —" „Frag nur, Mathilde, frag nur!"
„Sag mal, warum heißt eigentlich die Goethestraße Goethestraße?" „Wie?"
„Warum heißt die Goethestraße Goethestraße?"
Theodor schlug halb verärgert, halb belustigt auf den Tisch: „Das heiße ich eine wirklich dämliche Frage, Mathilde! Warum heißt der Baum Baum und der Meier Meier?"
Mathilde schüttelte energisch den Kopf: „Das kannst du nicht in einen Topf werfen, Theodor! Straßennamen haben doch Sinn und Bedeutung. Die Bahnhofstraße führt zum Bahnhof, die Hafenstraße zum Hafen und die Rathausstraße zum Rathaus. Die Goethestraße führt aber nie und nimmer zu Goethe. Warum heißt also dann die Goethestraße Goethestraße?"
Wenn Männer nicht weiter wissen, tun sie so, als ob sie es ganz genau wüßten. Theodor sagte darum: „Weil Goethe hier seine berühmte Glocke geschrieben hat."
„Aber Theodor! Wenn dich jemand hört! Goethe hat doch niemals die Glocke geschrieben?"
„So? Wer soll sie denn dann geschrieben haben?" spottete Theodor, „etwa der Papierwarenhändler Meier von gegenüber? ‚Festgemauert in der Erden steht die Form aus Lehm gebrannt', das ist Goethe, reiner, unverfälschter Goethe!"
„Unsinn, Theodor!" meinte Mathilde, „die Glocke ist von Schiller."
„Da siehst du wieder, wie du dumm daherredest", sprach Theodor empört, „von Schiller ist der Tell mit dem trefflichen Schlußwort: dem Manne kann geholfen werden! Wer solch praktische Sätze schreibt und auch die Sache, wo der Mann mit seiner Frau spazierengeht, die vor jedem Modeladen stehenbleibt: ‚Siehst du den Hut dort auf der Stange?' und er antwortet: ‚Komm! Laßt uns gehen!' — nein, nein, Mathilde, Schiller kannte das Leben in- und auswendig, der hat niemals solche verworrene Dinge wie die Glocke geschrieben! Außerdem, schon daran mußt du es merken: Glocke — Goethe — Goethe — Glocke — o — ö — mit zwei o in der Mitte — Glocke — Goethe — aber Schiller — Glocke — das klingt gar nicht, das ist unmöglich!"
Mathilde war sanft wie eine Taube. „Wir wollen uns nicht streiten, Theodor!"
„Tun wir ja gar nicht, Mathilde. Ist ja auch letzten Endes ganz wurscht, wer die Glocke geschrieben hat. Wie sagt der große Dichter: Name ist Schall und Rauch."
„Bei Straßennamen aber nicht", begann Mathilde wieder, „das muß doch seinen Grund haben, warum eine Straße Goethestraße heißt."
„Hat es auch, Mathilde, hat es auch! Siehst du, wenn sie so eine Stadt bauen, da setzen sie hierhin den Bahnhof und dorthin das Rathaus, dort bauen sie die Kirche und daneben ein

Morgen

(Erich Schilling)



Theater. Nun ist die Stadt fertig. Jetzt haben sie auch zugleich die Straßen. Da läuft die Bahnhofstraße, da die Rathausstraße, dort kommt die Kirchenstraße oder Domgasse, je nachdem, Mathilde, du verstehst? Und dann nennen sie die Straße zum Theater eben die Theaterstraße. Nun brauchen sie aber noch kleine Straßen, so dazwischen, so mehr drumrum um die Gebäude. Und da wählen sie nun Symbole."

„Was für Dinge?"

„Die Symbole, Mathilde! Bleiben wir gleich beim Theater. Vorn läuft die Theaterstraße. Nun muß doch hinten auch eine Straße sein, wo die Schauspieler hineingehen. Und diese hintere Straße muß auch einen Namen haben. Und da setzen sie sich nun hin und denken nach, was mit dem Theater zusammenhängt."

Mathildes Miene erhellte sich. — „Warme Würstchen!" rief sie.

„Was haben denn warme Würstchen mit dem Theater zu tun?"

„In der Pause gibt es immer welche, Theodor!"

„Aber das ist doch kein Symbol für ein Theater!"

„Warum nicht?" meinte Mathilde, „für manche Leute sicher."

„Man kann doch eine Straße nicht Warme-Würstchen-Straße nennen!" Mathilde lächelte nur.

„Ich habe einmal eine Straße gekannt — in Köln — die hieß Frankfurter Straße." „Na und?"

„Frankfurter sind doch auch warme Würstchen!" Theodor verschlug es die Rede.

„Deine Phantasie spricht Bände, Mathilde! Zum Glück denken nicht alle Leute so. Und sie suchen jetzt ein Symbol des Theaters. Und in erster Linie gehören zum Theater die Dichter, die großen Dichter des Volkes, Schiller, Kleist und nicht zuletzt Goethe. Goethe war der größte deutsche Dichter und ihm verdankt das Theater unendlich viel." Theodor hatte gesprochen, Mathilde schwieg. Aber nicht lange.

„Und?" fragte sie. „Wieso und?"

„Du wolltest mir doch erklären, warum die Goethestraße Goethestraße heißt?"

Theodor griff sich verzweifelt an den Kopf.

„Aber das habe ich dir doch eben erklärt!!"

„Du hast es mir erklärt? Da müßte ich es doch auch verstanden haben! Erklären heißt, es jemandem verständlich machen."

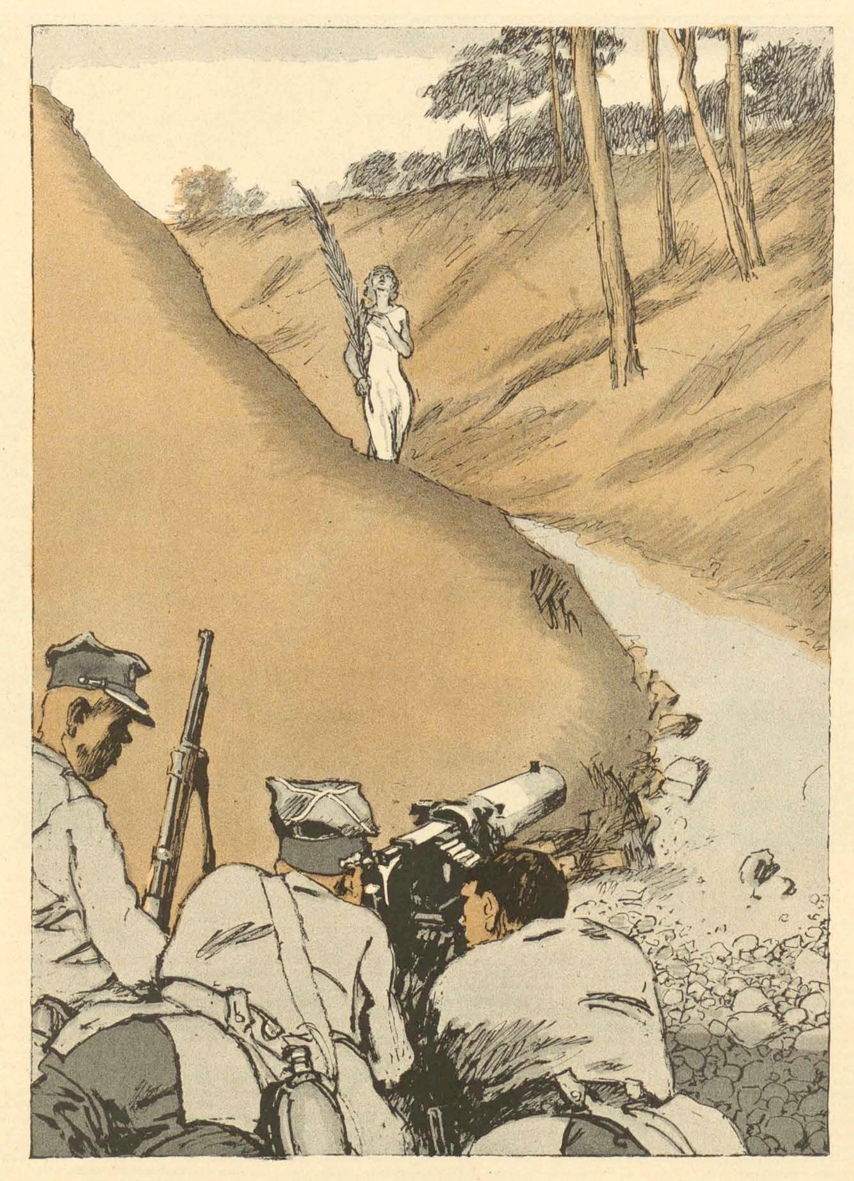
„Jemandem ja!" schrie Theodor, „aber nicht dir! Dir kann man ja nichts verständlich machen! Du kannst es und du willst es einfach nicht verstehen!"

Da lächelte Mathilde und sagte: „Weil alles, was du erzählt hast — vom Theater, Symbol und den Dichtern — ganz falsch war. Ich weiß, warum die Goethestraße Goethestraße heißt."

„Da bin ich begierig!" „Weil sie auf den Platz führt, wo das Café Goethegarten liegt."

Polnischer Korridor

(E. Thöny)



„Durch diese hohle Gasse muß er kommen . . .“

Juno und Paris

(Fr. Bilek)



ONKEL COSMO

VON H. E. BATES

Mein Onkel Silas und mein Onkel Cosmo gehörten zwei verschiedenen Welten an; aber sie waren Männer vom gleichen Schlag.

Onkel Cosmo war ein kleiner Mann von schmucker Erscheinung mit gewichtigem Schnurrbart, an seiner rechten Hand einen Goldring und ein weinfarbenes Petschaft an seiner goldenen Uhrkette, und einen grünen Filzhut auf dem Kopf. Er trug einen schneidigen Spazierstock mit Silberkrücke, rauchte Zigarren und sah genau aus wie das, was er war: ein Stutzer. Wenn Onkel Silas das schwarze Schaf für die eine Hälfte der Familie war, so Onkel Cosmo das schwarze Schaf für die andere. Er tat gewohnheitsmäßig etwas Schreckliches, das ihm wohl niemand vergab: er verlebte seine Winter im Ausland. Er sandte uns dann Ansichtskarten von Orangenhainen in Mentone, vom Golf von Neapel, vom Vesuv, von den Gondeln Venedigs, von sich selbst in einem Strohhut an Weihnachten in Pompeji, und schrieb schwungvoll: „Morgen weiter nach Griechenland und Port-Said, vor der darauffolgenden Spritztour nach Ceylon". Er stand im Rufe — wenn auch niemand das je aussprach —, eine Geliebte in Nizza zu haben, und etwas von einem Skandal in Colombo wurde gemunkelt. Jedesmal wenn er im Frühjahr nach Hause zurückkehrte, brachte er uns frisch vom Baum gepflückte Orangen mit, sizilianische Töpfereien, orientalische Kissen, Muscheln aus der Südsee, Klumpen goldgeäderten Quarzes und die Kriegsbeile eingeborener Häuptlinge, nebst einer Anleitung, wie man Spaghetti zu essen habe. Er drehte sein Petschaft und erzählte wunderbare Geschichten von heißen Geisern auf fernen südlichen Inseln, von Bananen (20 Stück für einen Pfennig), und wie er in Kairo fast ein Duell mit einem Franzosen ausgetragen habe. Ein Weltmann, von höflichen Manieren, ein Damenheld, war Onkel Cosmo, ein Mann, der allerhand Eindruck machte. Der einzige nicht von Cosmo beeindruckte Mensch war mein Onkel Silas. „Du bist viel herumgekommen, Cosmo", pflegte er zu sagen, „aber du hast nicht viel geleistet".

„Wer hat nicht? Ich bin über die halbe Erdkugel gereist, Silas, während du hier sitzt und preisgekrönte Stachelbeeren züchtest."

„Mag sein", sagte Silas, „mag sein. Aber wir haben nur dein Wort zum Bürgen. Nach dem zu urteilen, was wir davon wissen, könntest du ebenso gut den Winter in einer Pension in Brighton verbringen."

„Silas", sagte Onkel Cosmo, „ich könnte dir Geschichten von Orten zwischen hier und Adelaide erzählen, daß du vor Neid gelb würdest. Orten..."

„Schön, also erzähle. Niemand hindert dich."

„Ich will dir erzählen. Nur eben dies: Da gibt es eine Wüste in Assyrien, die nie eines Menschen Fuß betreten hat und die so breit ist, daß man drei Jahre brauchen würde, um sie auf einem Kamel zu durchqueren. Nun, eines Tages —."

„Hast du jemals diese Wüste durchquert?"

„Nein, aber..."

„Dann wie zum Teufel weißt du, daß man drei Jahre braucht, um sie zu durchqueren?"

„Ja, sie ist..."

„Was ich mir dachte", sagte Silas. „Ganz was ich mir dachte. Du *hörst* diese Sachen, Cosmo, du hörst vieles, und du bist viel herumgekommen, aber du hast nicht viel ausgerichtet. Jetzt, nimm einmal die Frauen: wie steht es mit dieser Liebschaft in Nizza?"

„Ich habe nie eine Liebschaft in Nizza gehabt!"

„Da haben wir's. Ganz wie ich mir's dachte. Viel Geschwätz und nichts dahinter."

„Sie wohnt in Monte-Carlo!"

„Nun, das ist nichts so Wunderbares!"

In seinem Stolz verletzt, holte Onkel Cosmo tief Atem, trank einen Schluck von meines Onkels Silas Wein, als ob es Rattengift wäre, machte wieder einen blasierten Mund und sagte: „Du scheinst mich nicht recht zu verstehen. Es handelt sich nicht nur um eine Frau in Monte-Carlo, Silas. Da ist eine andere in Cannes und eine in Marseille und zwei in Venedig. Ich habe eine andere, die in einem alten Palazzo in Neapel wohnt, zwei mit denen ich machen kann, was ich will, in Rom, ein Griechenmädchen in Athen und zwei kleine Syrierinnen in Port-Said. Sie essen mir alle aus der Hand. Weiter ist da die Nichte eines Cicomtes in Colombo und eine Norwegerin in Singapore, und ich habe vergessen, ob vier oder fünf französische Mädchen in Schanghai. Dann natürlich in Japan..."

„Wart einen Augenblick!" sagte Silas. „Ich dachte, du würdest zu deiner Erholung reisen?"

„Dann ist da in Honkong eine Russin, die eine Schildkröte tätowiert hat auf ihre..."

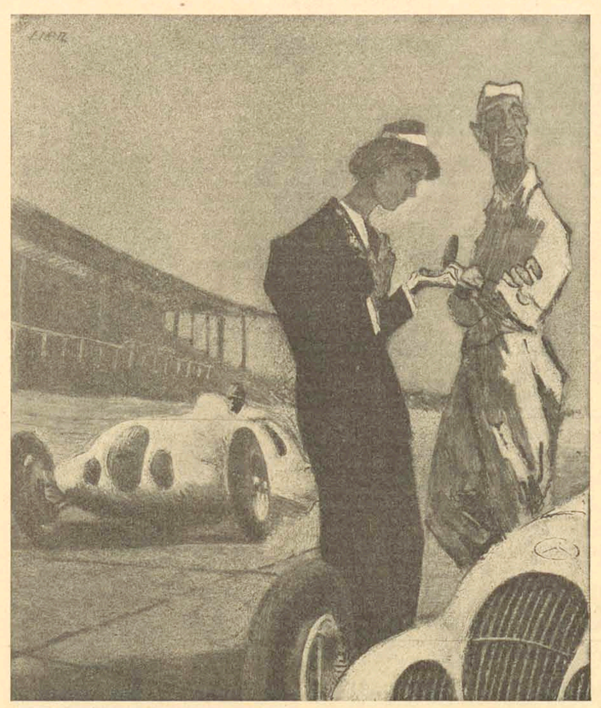
„Nun, auch daran ist nichts Wunderbares. Im ‚Schwan' in Harlington gab es ein Barmädchen, die einen Kuckuck oder etwas dergleichen tätowiert hatte auf..."

„Jawohl, es war ein Kuckuck", sagte Onkel Cosmo. „Ich weiß das, denn ich habe sie dazu veranlaßt, sich das machen zu lassen. Sie liebte mich. Ja, es war ein Kuckuck. Und daher kam es, daß man immer zu sagen pflegte, man könne den Kuckuck in Harlington früher als sonst irgendwo in England sehen."

Mein Onkel Silas war nicht beeindruckt. Er richtete seine blutunterlaufenen Augen zur Decke und sah unerschüttert zweiflerisch, böse und ungerührt drein. Wenn mein Onkel Cosmo dann fortfuhr, das Abenteuer der beiden Nonnen in Bologna zu erzählen, übertrumpfte es mein Onkel Silas mit dem Abenteuer der drei Adventistinnen in Skegneß. Erzählte Onkel Cosmo die Geschichte, wie er im Hemd von einem französischen Ehemann in Biarritz mit gezückter Pistole gestellt worden war, tischte mein Onkel Silas

Der Talisman

(A. Lier)



„Mach rasch mit dem Nasepudern, Ella, — ich brauch die Puderdose, daß ich nachher den Leuten ein Maskottchen vorzeigen kann, von dem ich mich nach altem Rennfahrerbrauch nie trenne . . ."

auf, wie ihm ein Wildhüter in Bedfordshire mit einer Doppelflinte den Hut vom Kopfe geschossen hatte. Je höher sich mein Onkel Cosmo verstieg, desto besser behagte es meinem Onkel Silas. „Habe ich dir jemals", fragte Onkel Cosmo, „von den drei Wochen erzählt, die ich in einem Schloß in Arles mit der Frau eines französischen Grafen verlebte?"

„Nein". sagte Silas. „Aber habe ich dir je von dem Monat erzählt, den ich mit der Tochter der Herzogin in Stoke-Castle verbrachte? Der Lady Susanna. Du kannst dich an sie erinnern?"

„Tja, ich... Wie lang ist das her?"

„Es war im Winter 93. Du müßtest dich ihrer entsinnen. Sie pflegte zweimal die Woche nach Harlington hinunter zu kutschieren, mit einem Lakaien in einem Dogcart."

„War sie schwarzhaarig?"

„Das ist sie! Schwarz. Lange Haare, schwarze Augen und lange schwarze Wimpern. Berückend."

„Nun, Silas, da du schon davon sprichst, muß ich dir..."

„Wart einen Augenblick, Cosmo. Du weißt, was man von diesem Mädchen zu sagen pflegte?"

„Hm... nja..."

„Sie habe nie in ihrem Leben einen Mann angeschaut. Kalt wie ein Fisch. Niemand durfte sie berühren. Kerle von überallher waren hinter ihr her gewesen — ganz London. Nichts zu machen, Cosmo. Sie aß nur eben im Schloß, sah zum Fenster hinaus und malte Bilder. Verstehst du? Du kennst doch das Schloß in Stoke? Es steht unten am Fluß."

„O freilich, Silas! Sehr gut, sehr gut."

„Die Gärten erstreckten sich bis herunter zum Fluß", sagte Silas. „Nun, in jenem Winter war aus Langeweile die Versuchung zu groß für mich und ich fischte dort manchmal unerlaubterweise Aale und Grashechte. Verstehst du? Um sechs Uhr eines Morgens kam ich unter der Schloßmauer daher, mit Aalen in einem Korb, und sie erwischte mich." „Wer?"

„Sie. Die Schwarzäugige. Sie saß unter einem Torbogen der Mauer mit ihrer Staffelei und malte. Es wurde gerade hell und sie erzählte mir später, sie habe die Morgendämmerung über dem Fluß gemalt. ‚Sie haben Fische gewildert', sagte sie. Was hätte ich erwidern sollen? Ich war ertappt. Sie hatte mich auf frischer Tat erwischt und sie wußte es." — „Was hat sie getan?"

„Nun, Cosmo, sie tat etwas Komisches. Sie sagte: ‚Ich werde nichts verraten, wenn Sie ins Schloß hinaufkommen und mich Ihr Bild malen lassen, so wie Sie jetzt aussehen. Mit alten Kleidern und Aalen und allem!' Und ich sagte: ‚Also gut!' und wir gingen hinauf zum Schloß und sie fing gleich noch an diesem Morgen das Bild an. ‚Die ganze Familie ist für den Winter verreist, und ich bin abgesehen von dem Lakaien und Butler ganz allein hier', sagte sie. ‚Von heute ab kommen Sie jeden Morgen und fangen Ihre Aale, und dann kommen Sie hinauf ins Schloß und lassen mich Sie malen'."

Und mein Onkel Silas fuhr fort zu berichten, wie er über eine Woche getan, was ihm von ihr geheißen, bis sich zuletzt etwas ereignete. Es regnete einen ganzen Tag lang und die darauffolgende Nacht hindurch in Strömen, und als er am nächsten Morgen zum Fluß hinunterging, fand er eine Überschwemmung vor und die kleine zum Schloß hinüberführende Steinbrücke vom Wasser weggerissen. Das bedeutete einen Umweg von sechs Meilen, und es war fast acht Uhr, als er das Schloß erreichte. Er schlüpfte wie gewöhnlich durch die Seitenpforte hinein, stieg die Treppe hinauf und trat in das Zimmer des Mädchens, — und dort, vor einem großen Drehspiegel, stand sie und malte sich selbst als Akt!

„Und damit war alles zu Ende?" fragte Cosmo.

„Nein, Cosmo, damit fing es erst an. Sie tat etwas Komisches, etwas sehr Komisches. Sie fuhr ganz einfach fort zu malen. ‚Ich dachte, Sie kämen nicht', sagte sie, ‚daher malte ich wieder an diesem Selbstbildnis weiter. Gefällt es Ihnen?' Nun, ich stand so, daß ich ihre Rückseite in Fleisch und Blut sehen konnte, ihre Seitenansicht im Bild und ihre Vorderansicht im Spiegel, und ich war in eitel Verlegenheit. ‚Nun', sagte sie, ‚vielleicht mögen Sie es nicht, weil es noch nicht fertig ist?' Lassen Sie mich meine Kleider anziehen und dann wollen wir zusammen frühstücken, und Sie sagen mir, was Sie davon halten.'"

Dann fuhr mein Onkel Silas fort zu erzählen, wie sie gefrühstückt und über das Bild gesprochen hätten und er so etwas gesagt hätte wie er sei nicht in der Lage, das Bild nach so kurzer Bekanntschaft mit dem Modell zu beurteilen. ‚Sie werden mich morgen wiedersehen', sagte sie, und so ging das weiter: sie malte sich als Akt und Silas war Zuschauer bis endlich, wie Silas sagte, ein Monat verstrichen war und er fast jeden Aal im Fluß gefangen hatte.

„Du hast mich sie kalt nennen hören", sagte Silas. „Daß sie nie einen Mann ansah und nie einen wollte? Das ist ein Märchen, Cosmo. Glaub das nicht. Es ist wahr, sie hat Männer nie angesehen. Aber einen Mann sah sie an. Und du weißt, wer das war."

„Und wie ging es zu Ende?' fragte Cosmo.

„Wie es zu Ende ging? Etwas Tolles geschah, Cosmo, etwas Tolles. Es gab zwanzig Schlafzimmer im Schloß und wir schliefen in jedem einzelnen davon. Dann, eines Nachts, war ich ein wenig angesäuselt und muß ins falsche Zimmer gegangen sein. Wie ich eintrat, sah ich sie mit einem andern Mann im Bett liegen. Sie stieß einen Schrei aus. ‚Mein Mann' rief sie, und ich rannte wie ein geölter Blitz davon und die Regenröhre hinunter. Das Tolle ist, daß sie gar nicht verheiratet war, und zwar nie, und ich niemals herausfinden konnte, wer der Bursche war."

„Du bist nie dahintergekommen?" sagte Onkel Cosmo. „Nun, es war vor langer Zeit und ich glaube sagen zu dürfen, daß es mir nicht das Herz bricht, wenn ich es dir jetzt sage. Ich weiß zufällig, Silas, wer dieser Mann war."

„Du weißt es?"

„Ja." Onkel Cosmo holte tief Atem, zwirbelte seinen gewichsten Schnurrbart und versuchte gleichzeitig reuevoll und triumphierend auszusehen. „Silas", sagte er, „ich gestehe es nur ungern. Nur ungern... Aber es war ich!"

Etwa eine Minute lang sagte mein Onkel Silas nichts. Er machte starre Augen und blickte zum Fenster hinaus. Er blickte hinunter auf den Wein in seinem Glas. Und endlich blickte er hinüber zu Onkel Cosmo selbst. „Cosmo", sagte er schließlich, „du bist viel herumgekommen und hast allerhand gehört, aber du hast nicht viel gesehen. Weißt du nicht, daß es überhaupt kein Schloß in Stoke gibt? So wenig wie einen Fluß?"

Onkel Cosmo sagte nichts.

„Und weißt du nicht mehr, wo du im Winter 93 warst?"

Onkel Cosmo sagte nichts.

„Hast du mir nicht erst gestern erzählt", fuhr Silas fort, seine Hand am Weinglas, „daß du in jenem Jahr in Barbados ein wenig vertraulich mit der Tochter eines Bischofs gestanden habest? Nun, ist das nicht einigermaßen rätselhaft?"

Aber mein Onkel Cosmo hatte nichts darauf zu sagen.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

DAS ATTENTAT

VON JOSEF MARTIN BAUER

Peter Eisgruber stand vor dem Strafrichter und hatte sich zu verantworten wegen Beleidigung, tätlicher Bedrohung, gefährlicher Körperverletzung und noch einiger auf der gleichen Linie liegender Delikte. Zwar erweckte er in keiner Weise den Eindruck eines hemmungslosen oder gar brutalen Mannes, aber er bestritt auch nicht, die zweiundvierzigjährige, ledige, mit ihm weder verwandte noch verschwägerte Anna Dehmel über die dreizehntrittige Treppe geworfen und in unzweideutiger Weise mit noch gröberen Tätlichkeiten bedroht zu haben für den Fall, daß sie nicht sofort und für immer seine Wohnung verließ.

Verschüchtert stand der unbedeutende Mann vor dem klobigen Richtertisch und beantwortete schnell, ohne Überlegen, ohne Übertreibung oder Beschönigung jede Frage. Als jedoch der Vorsitzende wissen wollte, was denn die Gründe dieser unverantwortlichen Handlungsweise gewesen seien, stockte der Angeklagte und wurde verlegen und als endlich eine Antwort kam, ging ein schallendes Gelächter durch den Saal, so daß der Vorsitzende mit der Ausweisung der Zuhörer drohen mußte.

Eisgrubers ganze Antwort aber war nur gewesen: „Ich habe es getan, weil sie mich zu gut behandelt hat." Mehr war für den Augenblick nicht zu erfahren, darum brach der Vorsitzende die Vernehmung des Angeklagten ab und ließ die Zeugin Anna Dehmel in den Saal rufen.

Anna Dehmel war groß und kräftig, sie überragte, als sie neben Peter Eisgruber stand, den Mann um einen halben Kopf, ihr Lächeln aber war kindlicher, als die robuste Gestalt dies ahnen ließ, und mit flinken, lebhaften und gütigen Augen schaute sie zu den Männern auf, die an Peter Eisgruber die gerechte Strafe vollziehen sollten. Die etwas spitze, etwas neugierige Nase wandte sich flink von einem Fragesteller zum anderen.

„Können Sie dem Gericht einen Grund sagen, Fräulein Dehmel, für die brutale Handlungsweise des Angeklagten?" „Nein, Herr Vorsitzender."

„Sie haben ihm den Haushalt doch zur vollen Zufriedenheit geführt?"

„Ja", sagte Anna bescheiden, „wenigstens war ich bestrebt, zu seiner Zufriedenheit zu arbeiten."

„Der Angeklagte Eisgruber ist wohl ein jähzorniger, leicht aufbrausender Mann, der seine Unzufriedenheit mit Jähzornstaten zum Ausdruck brachte?"

„Herr Vorsitzender — was Herrn Eisgruber betrifft, so ist er bestimmt ein sehr ruhiger und besonnener Mann. Er hat nie mit Büchern oder sonstigen Gegenständen nach mir geworfen, er war gut zu mir, er hat mich vor zwei Monaten erst noch aufgebessert. Nur etwas leichtsinnig war Herr Eisgruber, zu wenig besorgt um die Ordnung im Haus, um die Gesundheit, um all die Dinge, die das Leben erhalten." „Dann verstehe ich nicht recht", stöhnte der Vorsitzende, „was der Grund seines jähen Anfalles war."

„Das verstehe ich auch nicht, Herr Richter. Aber — wenn ich Ihnen sage: es war ein richtiges — ein — na, wie nennt man das nun wieder?"

„Ein Attentat", warf der Angeklagte von seinem Platz her ein.

„Ja. Ein Attentat. Das ist das richtige Wort dafür." Und plötzlich sich besinnend wandte sie sich dem Angeklagten zu, ernst und mitleidig: „Sie sind ja heiser, Herr Eisgruber! Sie haben sich verkühlt in diesem überhitzten Saal. Ich weiß doch: zu viel Hitze ist noch schlimmer als zu große Kälte. Da verkühlt man sich doppelt leicht, und wie ich Sie kenne, werden Sie morgen stockheiser sein." Dabei nestelte sie aus ihrer Handtasche Fahrscheinheft, Schlüsselbund, Spiegel und noch einige bedeutungslose Sachen hervor, bis sie das gefunden hatte, was sie suchte. „Nehmen Sie doch diese Tabletten, Herr Eisgruber! Alle zwei Stunden zwei Tabletten, oder in fortgeschrittenen Fällen noch besser jede halbe Stunde eine Tablette! Einfach im Mund zergehen lassen wie ein Lutschbonbon!"

Da stand Peter Eisgruber auf und schaute hilflos, bittend den Vorsitzenden an. „Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Herr Vorsitzender, dann lassen Sie mich bitte in Haft nehmen!"

Ein Raunen der Verwunderung ging durch den Saal, dann lachte jemand auf den Zuhörerbänken, er lachte verhalten, girrend, indem er sich bemühte, das Lachen niederzuzwingen. Und dieses nicht niederzuringende Lachen steckte endlich alle an bis auf den Angeklagten und die Zeugin. Der Vorsitzende aber mußte dennoch streng sein. Er hatte selbst alle Mühe, das Lachen zu erwürgen, als er Peter Eisgruber fragte, warum er in Haft genommen werden wolle. „Ich meine nicht eine entehrende Haft", stotterte Herr Eisgruber, „ich möchte nur so etwas wie eine Schutzhaft." Er war sichtlich verärgert über das Gelächter, das nun von neuem losbrach, und sein Zorn wirkte kindlich und grotesk, als er zu toben begann: „Sehen Sie, Herr Vorsitzender, Sie erleben es jetzt selbst, Sie hören es mit eigenen Ohren, wie sie es macht. Und da wundern Sie sich — —."

„Ich wundere mich höchstens darüber, daß Fräulein Dehmel nach all dem Vorgefallenen sich mit solcher Liebe Ihrer annimmt."

„Darüber brauchen Sie sich gar nicht zu wundern. Sie ist ja immer so. Sie treibt das nun schon sechs Jahre so mit mir, und wenn einem dann eines Tages die Geduld reißt, wird man vor Gericht gebracht und muß sich verantworten, weil man sich endlich einmal doch wehren mußte gegen diese liebevolle Fürsorge, die auch den besten Mann eines Tages zur Raserei bringt." „Das verstehe ich nicht", lächelte der Vorsitzende. „Nein", knurrte Peter Eisgruber, „das verstehen Sie auch nicht." — Da aber mischte sich Fräulein Dehmel ein und betrachtete mitleidsvoll den Angeklagten. „Wenn Sie das so weitermachen mit Ihren Zornausbrüchen, werden Sie keine fünfzig Jahre alt. Es ergeht Ihnen ganz so wie Ihrem Vater, der mit achtundvierzig Jahren schon gestorben ist."

„Mein Vater ist bei einem Schiffsunglück ertrunken und aus diesem Grund nur achtundvierzig Jahre alt geworden." „So?" fragte Anna Dehmel etwas kleinlaut. Dann aber hatte sie sich sofort wieder gefaßt und sie klagte in mildem Vorwurf: „Warum hat der Mann auch auf ein Schiff gehen müssen? Es passieren doch so viele Unfälle mit Schiffen, daß man es sich überlegen sollte, so ein unsicheres Ding überhaupt zu betreten. Sie tun mir leid,

Vatersorgen

(R. Kriesch)



„. . . und sei, bitte, möglichst zurückhaltend, mein Kind, ich weiß genau, welche Gefahren auf solcher Reise einem jungen Mädchen drohen — schließlich bin ich ja selbst ein Mann." — „Du — Papa?"

Herr Eisgruber, daß Sie Ihren Vater so früh und auf so tragische Weise verlieren mußten." Bös und schneidend aber warf Eisgruber ihr seine Antwort hin: „Dem ist es wenigstens erspart geblieben, daß er mit Ihnen zusammenleben mußte." Da heulte Anna los. „Habe ich Ihnen vielleicht den Haushalt nicht mustergültig geführt? Habe ich nicht gesorgt für Sie, daß man für ein hilfloses Kind nicht besser sorgen könnte?"
„Ich bin aber kein Kind!" brüllte Peter in den Saal, und der Vorsitzende versuchte vergeblich das Wort wieder an sich zu reißen. „Sehen Sie, Herr Vorsitzender, so war das bei Anna Dehmel und bei mir. Sie hat mir den Haushalt aufs allerbeste geführt, und wenn ich es heute richtig betrachte, dann habe ich ihr wohl unrecht getan, als ich sie über die Treppe warf."
„Dreizehn Trittstufen hoch", klagte Anna Dehmel und bedauerte sich selbst sowohl wie den Mann, der dieses nun büßen mußte.
„Dreizehn Trittstufen, jawohl!" sagte Eisgruber unbeirrt. „Meine Haushälterin hat mir nie etwas zu Leid getan. Sie war gut zu mir, sie war liebevoll und freundlich vom Morgen bis zum Abend, sie ließ meinen Schreibtisch nie verwahrlosen, sie stellte die Uhren zweimal jeden Tag, damit ich nie zu spät zum Dienst kam, sie hielt meine Anzüge, meine Wäsche, meine ganze Wohnung in bestem Stand, sie stellte mir täglich Obst, Konfekt, Keks und alles Mögliche auf den Tisch, aber — —"
„Aber Sie haben ihr diese Fürsorge auf solche Weise gelohnt", murmelte vorwurfsvoll der Richter. Peter Eisgruber wurde hilflos, er konnte nicht erklären, was er erklären wollte. Dann aber sprudelte er es doch heraus:
„Sie hat mich mit ihrer Ordnungsliebe, mit ihrer Fürsorge, mit ihrer allzugroßen Aufmerksamkeit zur Raserei gebracht. Auf die Dauer hält der Mensch es nicht aus, daß er nicht husten darf, ohne daß sogleich die Krankenschwester mit Tabletten kommt, auf die Dauer werden einem die sorgsam gebügelten, faltenlosen Hemden zum Verdruß, auf Jahre hin kann man es nicht vertragen, wenn Montags Äpfel, Dienstags Keks, Mittwochs Aprikosen, Donnerstags Erdbeeren, Freitags Pralinen, Samstags Bananen, Sonntags gemischte Früchte auf dem Tisch stehen. Es wird fürchterlich, wenn die Uhr jeden Tag am gleichen Platz steht. Es ist entsetzlich, wenn man die Kopfwehtabletten hastig in einer Apotheke einnehmen muß, weil daheim sonst fürsorgende Hände sogleich Tee brauen. Jaja, Sie haben recht, Herr Vorsitzender, Anna war tatsächlich eine Perle, aber wenn man zuweilen Gefallen finden möchte an rauhen, ungleich geschliffenen Kieselsteinen, dann kommt man vielleicht dazu, daß man die Perlen zertritt. Diese Anna Dehmel hat mich mit soviel Liebe, soviel Fürsorge umsorgt und gequält und mißhandelt, daß ich in meiner Ordnung und Sauberkeit und Gesundheit eines Tages zur Raserei kommen mußte. — Was dann eines Tages geschehen ist, das haben Sie ja in den Akten stehen." „Es war nicht so schlimm", warf Anna Dehmel kleinmütig ein.
„Doch! Es war schon schlimm, es war brutal." So sagte der Angeklagte.
„Nein", meinte Anna, „das mit den Drohungen war nicht so ernst gemeint. Und das mit der Treppe — ich glaube, er hat mich gar nicht hinuntergestoßen. Ich bin wohl fehlgetreten und selbst gestürzt." Da schüttelte der Vorsitzende den Kopf und schloß die Akten.
Peter Eisgruber aber begriff erst, als er bereits den Saal verließ, was geschehen war. Denn Anna Dehmel ging an seiner Seite, sie rieb einen kaum sichtbaren Mauerflecken von seinem Anzug und sagte leise, daß sie es künftig anders machen werde. Peter Eisgruber ging stumpfsinnig neben ihr her. Er machte es endgültig anders und heiratete seine Anna Dehmel.

Der störrische Sowjet-Bär

(O. Gulbransson)



„Stör mir meine Kreise nicht!“

VERKEHRSSÜNDER / VON HANS KARL BRESLAUER

Als Aladar, ganz gegen seine Gewohnheit, um eine Stunde später in den Klub kam, fielen die Bridgepartner scheltend über ihn her:

„Was ist das für eine Art?... Sie lassen uns eine Ewigkeit warten —"

„Meine Herren", sagte Aladar verstimmt, „ein unvorhergesehener Zwischenfall... Ich bekam heute meinen neuen Buick und machte, um den Wagen auszuprobieren, einen kleinen Ausflug —"

„War sie blond oder brünett?" scherzte Direktor Gröbner.

„Auf der Rückfahrt", überhörte Aladar den Einwurf, „hatte ich einen Zusammenstoß mit einem Motorradfahrer. Er schlug Lärm, aber glücklicherweise war es schon dunkel und die Landstraße wenig belebt, so daß jedes Aufsehen vermieden wurde, und er sich mit meiner Visitenkarte und dem Versprechen reichlichen Schadenersatzes begnügte." „Und was hat Sie nun wirklich so lange aufgehalten?" lachte Direktor Gröbner. „Diese Karambolage mit dem Motorrad oder die reizende Begleiterin? Uns werden Sie nicht einreden, daß Sie den Buick allein ausprobierten!"

„Was ihn aufgehalten hat?" sagte Hugo Wendlinger. „Aber, bester Direktor, wie können Sie so naiv fragen! Glauben Sie, daß ein Verkehrssünder die Wahrheit sagt?"

Direktor Gröbner wollte am nächsten Morgen eben das Haus verlassen, als sich ein Herr bei ihm melden ließ, der zögernd zwischen Tür und Angel stehen blieb und verdutzt sagte: „Ich — ich wollte Herrn Direktor Gröbner sprechen —"

„Der bin ich!" entgegnete Direktor Gröbner.

„Entschuldigen", murmelte der Besucher, eine Visitenkarte aus der Tasche ziehend, „— Direktor Egon Gröbner — Gartenstraße 20 —." — „Stimmt!"

„Dann —" schüttelte der Besucher den Kopf, „dann verstehe ich nicht —." „Darf ich fragen, was Sie nicht verstehen?" sagte Direktor Gröbner lächelnd, und der Besucher reichte ihm die Visitenkarte. „Ist das Ihre Karte?" — „Allerdings, und wie kommen Sie dazu?" — „Die Karte hat mir ein Herr gegeben, der mich gestern mit seinem Auto niederstieß —." — „Ach", rief Direktor Gröbner überrascht.

„Ja — mein Motorrad ist kaputt — mein Sportanzug total zerfetzt —." — „Tut mir sehr leid — aber —" „Es sieht beinahe so aus", meinte der Besucher ärgerlich, „als ob dieser Herr die Absicht gehabt hätte, mich zu täuschen. Er fuhr wie ein Rasender —"

„Haben Sie sich die Wagennummer nicht gemerkt?" — „Leider nein... Ich war zu aufgeregt. ... Es ging alles so schnell — und wer vermutet in einem Menschen, der einen Buick fährt —" —

„Hm —", überlegte Direktor Gröbner, dem es klar war, daß Aladar sich in der Karte vergriffen haben mußte, „— hm —."

Der Besucher musterte Direktor Gröbner mißtrauisch und wurde etwas lauter: „Sie werden ja wissen, wer von Ihren Bekannten einen Buick hat? Und daß es sich um einen Herrn Ihrer Bekanntschaft handelt, das beweist Ihre Karte, die er bei sich hatte... Wissen Sie, daß es beinahe so aussieht, als ob Sie mit diesem Hochstapler unter einer Decke steckten!" — „Ich verbiete mir jede Verdächtigung!" brauste Direktor Gröbner auf und der Besucher schrie ihn an: „Dann sind Sie eben auch ein Schwindler!"

In diesem Augenblick kam, angelockt von dem Lärm, Frau Gerda in den Salon, sah den Gatten fragend an und sagte ängstlich: „Egon — weshalb regst du dich so auf?" — Der Besucher fuhr blitzschnell herum.

„Gnädige Frau", rief er, sich der schönen Frau nähernd, „Sie werden mir hoffentlich sagen, wer der Herr war, der mir gestern diese Visitenkarte gab — Sie saßen ja neben ihm am Volant!"

Kleinstadtscherzo

Von Hellmut Draws-Tychsen

Die Marktfrau hökert keck mit Flundern;
Vier fette wiegen knapp ein Kilo.
An Speichern kannst Du stolz bewundern
Getreidesäcke hoch im Silo.

Paar Buben balgen sich um schlechte Birnen,
Die irgendwo im Rinnstein liegen;
Schweiß träuft von blond umlockten Stirnen;
Die Hände reißen, bis die Fetzen fliegen.

Im Winkel raunzt ein Droschkenkutscher,
Dem brach ein Rad von seiner Karre.
Ein Kleines brüllt um seinen Lutscher.
Zwei Mütter feilschen über einer Schnarre.

So gehen Tage, kommen Tage.
Paar Windeln baumeln an der Leine.
Ein Mann führt seine Maid zum Hage.
Ich ärgere mich; ich habe keine.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43 191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

DER ERFOLG / VON H. EBBINGHAUS

Es war schon Spätnachmittag, — und der arme, gehetzte Staubsaugervertreter hatte trotz aller seiner Mühe an diesem Tage noch keinen einzigen Apparat verkaufen können. Aber einen letzten, — einen allerletzten Versuch wollte er doch wenigstens noch machen. Und so läutete er denn mit einem tiefen Seufzer der Erschöpfung bei Frau Müller.

Frau Müller öffnet ihm selbst und empfängt ihn, wie man so sagt, mit offenen Armen! „Ach, treten Sie doch nur näher!! Auf Sie habe ich schon die ganze Woche gewartet! Und erklären Sie mir Ihren Apparat nur ja recht schön ausführlich!"

Der Staubsaugervertreter atmet hörbar auf! Hier also, hier winkt ihm endlich die Belohnung für seine Tagesmühsal und Plage! Hier wird er also endlich einen Auftrag bekommen! Denn wie soll er Frau Müller sonst wohl verstehen?! Und so läßt er denn alle Schleusen seiner Beredsamkeit springen! Er redet wie ein Buch, redet, wie ein Volkstribun im alten Rom, redet wie ein billiger Jakob auf der Dult, redet, redet, redet mit Engelszungen und der Ausdauer eines Lautsprechers, bis ihm die Lippen in Fransen herunterhängen.

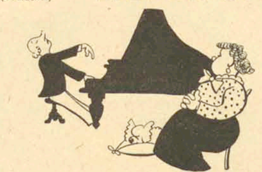
Frau Müller aber strahlt übers ganze Gesicht bei jedem neuen Vorzug des Staubsaugers, den er ihr anpreist. „Weiter, nur weiter!" nickt sie, wenn in seinen Ausführungen oder in seiner praktischen Vorführung des Staubsaugers eine kleine Stockung eintritt. Aber endlich ist er fertig, unwiderruflich fertig! Er hat nichts mehr auszuschmücken oder hinzuzufügen. Er hat alles gesagt, was auch mit der wildesten Phantasie nur irgend zu sagen ist. Und deshalb fragt er nun nur noch das eine, — den kleinen, schicksalsschweren Satz: „Wann sollen wir den Apparat liefern, gnädige Frau, — und welche Ratenzahlungen wären Ihnen angenehm?"

Da aber spricht Frau Müller verschämt lächelnd: „Einen Augenblick mal, mein Herr!" Und dann ruft sie hinaus: „Eduard! Eduard! Komm doch schnell einmal herein!" Und zu dem Vertreter: „Das ist nämlich mein Mann. Ach, — und würden Sie nun die Freundlichkeit haben, alles vor ihm noch einmal zu sagen? Wissen Sie: Ihr Vortrag hat mir nämlich großartig gefallen, ganz großartig! Und mein Mann ist nämlich auch Staubsaugervertreter. Aber er verkauft schon rein gar nichts. Und da habe ich mir gedacht, jetzt, nachdem ich selber gehört habe, was Sie können, jetzt soll er von Ihnen mal lernen, wie man's richtig macht!"

Und wer es nicht glaubt, der hätte dabei sein müssen: — auch Staubsaugervertreter können in Ohnmacht fallen!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Wir hatten einen Gast. Herr Hulle nannte er sich. Herr Hulle war ein großer Sänger vor dem Herrn und eines Tages ließ es sich nicht mehr umgehen, Herrn Hulle um die Proben seiner Kunst zu bitten. Wie selig eilte er nach Hause und holte seine Noten! Wie sorglich schichtete er bei uns seine Noten auf einen Stuhl! Jedoch der Zufall wollte es anders. Meine Frau setzte sich versehentlich auf diesen Stuhl und blieb darauf sitzen. Herr Hulle zitterte um seine Noten. Endlich stieß er verzweifelt hervor: „Gnädige Frau, das sind Noten für eine Singstimme!"

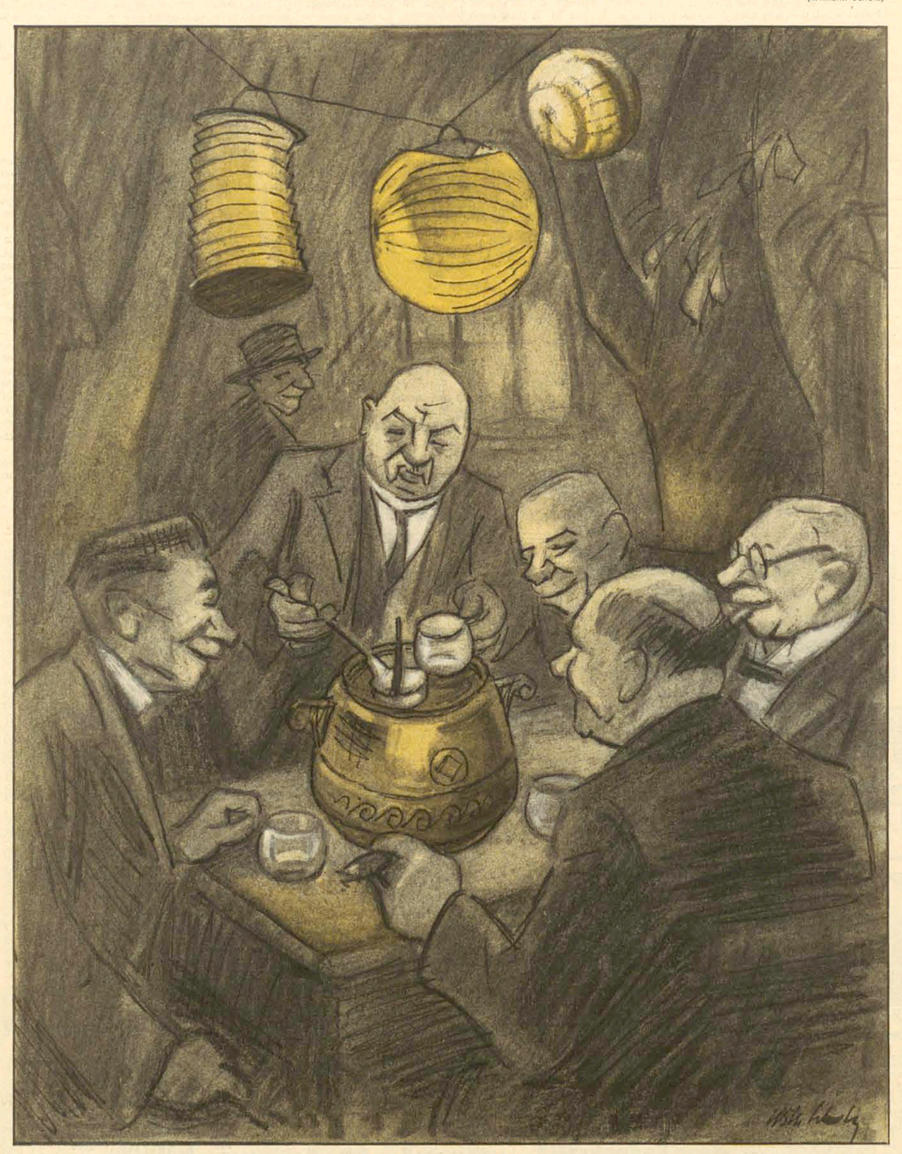
Die Verkehrsampel Joachimstaler Straße-Kurfürstendamm wechselt eben von Gelb zu Rot über; da versucht ein Radfahrer den Fahrdamm noch schnell zu überqueren, wird aber von meinem eben anfahrenden Auto erfaßt. Das Fahrrad sieht böse aus, scheinbar ist auch der Radfahrer, ein etwa 11jähriger Junge, verletzt, und so bringe ich ihn dann schleunigst zu einer Rettungsstelle. Nach sorgfältiger Untersuchung stellt der Arzt glücklicherweise keinerlei Beschädigungen, abgesehen von einigen leichten Schrammen, fest, und er entläßt den Jungen mit den Worten: „Das ist noch mal gut gegangen, aber sag' mal, warum wäschst du dir denn nicht den Hals und die Ohren?", worauf prompt die Antwort zurückkommt: „Kann ich denn wissen, daß ich überfahren werde!".

Vor ein paar Jahren sah sich der Bürgermeister von Ostende veranlaßt, gegen allerlei Unsitten im Badeleben einzuschreiten. Gleichzeitig wurde auch das Ausstellen und Aufstellen „unbekleideter menschlicher Figuren" schlechthin verboten. Ein paar marmorne Damen mußten aus den städtischen Anlagen verschwinden, und ein Herkulesbrunnen wurde abgebrochen.

Eine Woche später stand in einer Kunsthandlung der Hauptstraße eine kleine Bronze-„Flora" von Maillol, mit einem Hemd angetan, im Schaufenster, und ein Pappschildchen besagte: „Preis (ohne Hemd): 750 Frs."

Die Männer-Bowle

(Wilhelm Schulz)



„Zimtstangerl tuat ma doch net in die Erdbeerbowle!"
„Jessas, dös is ja mei Virginia, die wo i solang g'sucht hab!"

München, 4. Juni 1939
44. Jahrgang / Nummer 22

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

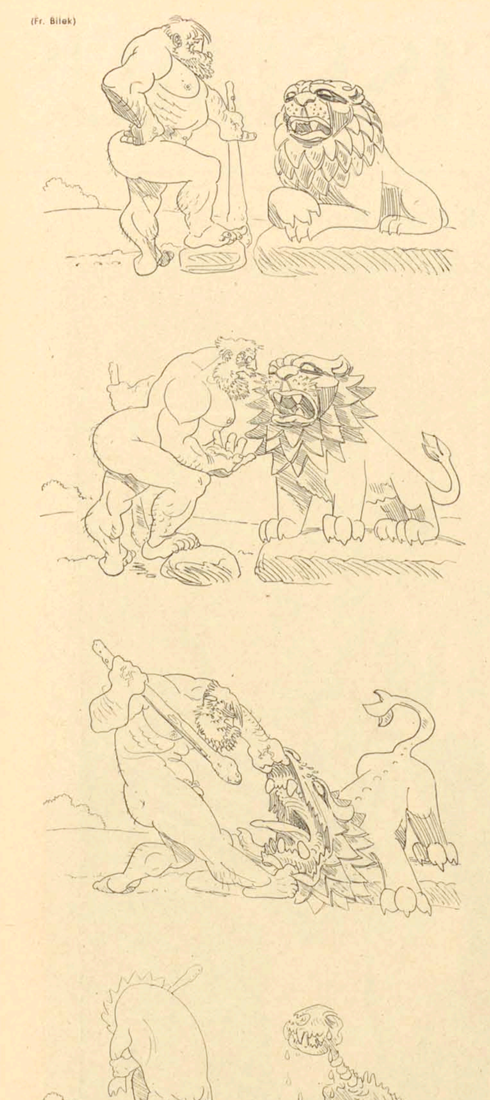
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Polnische Studenten

(E. Thöny)



„Kommilitonen! Daß uns die ganze Erde gehört, geht schon daraus klar hervor, daß sie zwischen zwei Polen liegt!“



(Fr. Bilek)

Herkules und der Löwe

GARDEROBENSPIELE

Den Ruf „O bitte sehr, nach Ihnen!" hört man sehr selten an der Garderobe, an der Kleiderablage nach Theatervorstellungen, Konzerten, Vorträgen und anderen geistigen Erfrischungen. Viel eher hört man die Äußerung „Unhaltbare Garderobeverhältnisse!" Das sagen die Hintenstehenden. Die Vornstehenden sagen nichts mehr. Sie strecken flehend die Händchen über den Tisch zu den mütterlichen Frauengestalten, wie Kindlein, die um ein Guti betteln.

Am Garderobetisch ist der Tummelplatz der Ellenbogennaturen. Ich habe junge Damen mit engelgleichem Antlitz gesehen, die sich als Meisterinnen im Durchzwängen der Schulterblätter erwiesen und, wenn sie nicht im ersten herrlichen Ansturm den Gegner niederwarfen, mit wohlgezielten Schulterstößen den Feind zermürbten.

Aber diese Anwendung brachialer Gewalt führt uns nur in die vorderste Linie, von da ab sind auch die härtesten Kämpfer dem Wohlwollen der Garderobefrauen oder dem Zufall, der diesen die Nummer in die Hand spielt, ausgeliefert. Es sei denn, man bediene sich der Suggestion, jenes Hilfsmittels, mit dem die Zauberkünstler arbeiten. Sie wissen doch, daß es jedem besseren Zauberer gelingt, daß eine von ihm gewollte Karte aus dem Spiel gezogen wird. Dieses Mittel wendet der geschickte Garderobenkämpfer an. Der Kampf mit geistigen Waffen ist wohl erlaubt.

Erstes Beispiel: Sie stehen als der unbekannte Garderobeempfänger vorne in der Kampfzone. Wenn die Garderobefrau in Ihrer Nähe ist, sagen Sie halblaut „sooo!" Dieses sooo muß den Ton haben, den einer anwendet, wenn er Vorarbeiten erledigt hat und nun zur Hauptsache kommt. Die Vorarbeiten, das sind nämlich die andern, und die Hauptsache, das sind Sie. Ich sage Ihnen, das Experiment gelingt fast immer. Die Frau wird Ihrem gewinnenden und aufmunternden Tonfall unterliegen.

Noch eleganter ist die Methode, die Garderobenummer der Frau mit einer Geste zu überreichen, wie man ein Veilchensträußchen offeriert. Man fällt auf in der Reihe der fordernden Hände. Ich habe gesehen, wie Leute aus der dritten Reihe heraus alle Vordermänner auf diese Weise schlugen.

Behalten Sie diese Geheimmittel für sich, denn sie funktionieren nicht, wenn alle sie anwenden.

Foltzick

Andorranisches Sauflied

Von Hellmut Draws-Tychsen

Ich will nicht mehr Eueren Schwarzwein saufen,
Herr Wirt!
Ich kann mir auch Champagner kaufen,
Der sirrt.
Champagner ist ein edeles Wasser;
Euer Schwarzwein macht mich täglich blasser,
Dumpf, dämlich und verwirrt.

Was grinst Ihr so geckisch, wenn ich Euch frage,
Herr Wirt!
Ich hau' Euch gleich eine in die Visage,
Dass es klirrt.
Ich hab' schon gezecht in vielen Landen
Und immer hat man mein Räuschlein verstanden
Und sich in der Rechnung geirrt.

Heda, Tulpe, noch eine Flasche!
Kellermeister pack an!
Wenn ich den Kerl mit dem Rotohr erhasche,
Verhau' ich den Mann.
Rote Ohren und grüne Strümpfe
Sind zwei Dinge, auf die ich schimpfe,
Weil ich sie nicht leiden kann.

Ich will, dass alle Männer singen
Im Bass
Und ihre Kehlen gluckernd springen
Wie der Wein im Fass.
Ich kann nun einmal den Stumpfsinn nicht leiden
Und steh ich auch hoch beim Wirt in den Kreiden,
Meine Börse wird dennoch am Ersten nicht blass.

Holla, ihr Kerle mit schäbigen Fratzen,
Grimasserei . . . .
Fuchsrote Kater und strohgelbe Katzen
Fauchen herbei!
Aber ich nehm einen Knüppel in die Hand,
Dresche dröhnend gegen die kalkweisse Wand:
Kater und Knüppel platzen entzwei.

Letzte Fragen

(O. Gulbransson)



„ENTSCHULDIGEN S—, JETZ WEISS J NIMMER, SAN SIE VORIGES JAHR G'STORBEN, ODER WAR DAS IHR HERR BRUDER?"

— „NA, DAS MUSS SCHO J G'WESEN SEIN, DENN MEIN BRUDER HAB J ERST VORGESTERN TROFF'N."

Einsam

(K. Heiligenstaedt)



„Dreimal habe ich seine Einladung, bei ihm Tee zu trinken, abgelehnt — und jetzt, wo endlich das neue Kleid fertig ist, sagt er respektvoll, er wage es nicht, mich nochmals zu bitten . . .“

Nachtgefecht

(Erich Schilling)



„Ich habe Ihnen Treue versprochen, Herta, und doch sind Sie zu Ihrem Hund besser als zu mir!"
„Da ist auch ein Unterschied, lieber Freund, mein Hund spricht nicht von Treue, der ist treu!"

Die Puppe / Von Heinrich Seiler

Reisener war in der Friedrichstraße vor einem Schaufenster stehen geblieben, in dem etwa hundert Wachsfiguren ausgestellt waren — Mädchen mit silberblondem und blauschwarzem Haar, schlank gewachsen und von einer fast heidnischen Schönheit. Das Schild über dem Schaufenster verkündete: „Büsten und Wachsfiguren." Sein Blick hatte sich auf eine der Wachsfiguren gerichtet, die ein hinreißendes Gesicht hatte, mit ganz schwarzem Haar, die Augen waren von einem strahlenden phantastischen Grau. Ein rätselhaftes Lächeln war um den Mund eingraviert. Ein geheimnisvoller Reiz ging von diesem Antlitz aus, das einen Mann bezaubern und verzaubern konnte. Als Reisener die Puppe wohl fünf Minuten lang betrachtet hatte, schien es ihm plötzlich, als blinzelte sie ihm leise mit den Augen zu. Auf dem Sockel befand sich die Bezeichnung 112 a. Entschlossen betrat er das Geschäft; der unwiderstehliche Drang, diese Puppe zu kaufen, die von einer so unwahrscheinlichen Schönheit war, hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht mehr los. Ein Verkäufer eilte ihm entgegen: „Was steht zu Diensten, mein Herr?" — „Ich will die Figur 112 a kaufen. Was kostet das?", entgegnete er. — Verneigung des Verkäufers: „Wenn Sie ein Dutzend nehmen, erhalten Sie einen Preisnachlaß. Wollen Sie ein Dutzend, mein Herr?" — „Auf keinen Fall! Ich benötige nur eine einzige Figur", entgegnete er und war bleich vor Erregung, als er die Puppe 112 a erstand. Es war doch ein etwas sonderbarer Handel, den er da abgeschlossen hatte.
„Die Puppe muß ein Kleid haben! Berechnen Sie die Kosten für ein Kleid gleich mit!" Es war Reisener plötzlich eingefallen, daß für die Bekleidung der Puppe aus Gründen der Schicklichkeit

gesorgt werden mußte. Die Puppe war nämlich nackt...

Als Reisener am Abend in seine kleine Junggesellenwohnung kam, die mit vielen Büchern, einer Schreibmaschine auf dem Schreibtisch, einem Grammophon, einer Couch und etlichen Kakteen auf dem Fensterbrett ausgestattet war, hatte man die Wachsfigur schon abgeliefert. Leise stöhnte er vor sich hin, weil er in einer unberechenbaren Aufwallung fast ein ganzes Monatsgehalt für die Puppe ausgegeben hatte; er begriff selbst nicht, wie er zu einer so romantischen Aufwallung gekommen war. Vielleicht lag es daran, daß er sich immer nach einer Frau gesehnt hatte, die so hübsch wie die Puppe war.

Er ging daran, das Paket auszupacken und trug die Puppe, die von menschlicher Größe war, zu einem Sessel. Man hatte ihr ein hübsches blaues Kleid und sogar Strümpfe und Schuhe angezogen. Eine ganze Zeitlang stand er in die Betrachtung der Puppe vertieft da, über die im Lampenschein ein seltsames Leuchten gekommen war. Was für ein herrliches Geschöpf, es fehlte dieser Puppe nur das Leben, um vollkommen zu sein! Auf einmal trat die Wirtin ein, das Abendbrot auftragend.

„Entschuldigen Sie, daß ich nicht angeklopft habe", sagte sie und sah die junge Dame mit sauersüßem Lächeln an. „Besuch, Herr Reisener? Soll ich noch ein Gedeck auflegen? Ich kann ja rasch noch ein paar Eier kochen", sagte sie und zog im nächsten Augenblick die Stirn in Falten. Ihr Gesicht verdüsterte sich und das Tablett wäre ihr fast aus den Händen gefallen, entgeistert sah sie auf Reiseners seltsame Besucherin.

„Beruhigen Sie sich, liebe Frau", sagte Reisener lächelnd. „Das ist eine Schaufensterpuppe, und die ißt keine Eier! Erschrecken Sie nicht, ich hatte noch einmal den Wunsch gehabt, mit einer Puppe zu spielen. Ist das nicht eine wunderschöne Puppe?" — „Plemplem", sagte die Wirtin und sah ihn mit Verachtung an.

Als Reisener mit dem Abendbrot begann, war er fast in Versuchung, der Puppe ein Glas Tee anzubieten, ein Brötchen mit Ölsardinen, ein wenig Corned beef. „Mögen Sie vielleicht eine Tomate, mein Fräulein?", fragte er sogar. Mit gefrorenem Lächeln und einem seltsam erstaunten Ausdruck schien die Puppe ihn zu betrachten. Er fühlte sich gar nicht mehr allein! Er war nicht mehr einsam! Mit etwas Phantasie konnte man in der Wachsfigur ein geheimnisvolles Leben ahnen! Nein, so etwas war in diesem Zimmer noch nicht vorgekommen...

„Tanzen Sie nicht?", fragte er, als er mit dem Abendbrot fertig war. „Haben Sie vielleicht Lust zu tanzen? Ich habe ein Grammophon da, — soll ich etwas Tanzmusik machen?" Die Puppe antwortete aber nicht, und er schien sich sogar darüber zu wundern, daß sie keine Antwort gab. Es war eine überaus schweigsame Puppe!

Weil er annahm, daß die Puppe für Tanzmusik war, ging er in den Nebenraum, um die Schallplatten zu holen. Er legte eine der Platten auf, eine gedehnte und schwebende Musik setzte ein, und die Musik schien das Zimmer in einen märchenhaften Raum zu verwandeln. „Tanzen wir, mein Fräulein", sagte er, sich verneigend.

Behutsam hob er die Puppe aus dem Sessel, und in einer seltsamen optischen Täuschung schlug sie die Augen zu ihm auf. Als er langsam mit ihr im Raum umherglitt, war es ihm, als strömte die Musik in sie hinein und erfüllte sie mit Leben. In seinen Arm gelehnt, schwebte die Puppe in geschmeidigen Drehungen dahin. Vielleicht war ein Mechanismus in ihr, der es ihr gestattete, zu tanzen; vielleicht war auch eine kleine Vorrichtung in ihr, die es ihr gestattete, — sich zu verlieben! Auf einmal konnte er einen leisen Duft wahrnehmen, der ihr entströmte. Sanft ging ihre Brust auf und nieder. Atmete sie? Das ist ja allerhand, dachte er und trug sie in den Sessel zurück. Beim Tanzen war ihr Strumpf ein wenig verrutscht. Er bückte sich, nahm ihren Rock etwas in die Höhe und zog den Strumpf glatt. „Was erlauben Sie sich!", sagte die Puppe erbost und versetzte ihm einen so kräftigen Stoß, daß er zurücktaumelte.

Reisener griff sich entsetzt an die Stirn, als hätte sich die Puppe in ein Gespenst verwandelt. Atemlos starrte er sie an. War es möglich, daß sie ihm soeben einen Stoß versetzt hatte? Unerklärliche Mechanismen waren plötzlich in ihr ausgelöst. Sie streckte den Arm aus und griff nach dem Teeglas auf dem Tisch, das sie mit einem Schluck leerte, wie man ihn niemals einer Puppe zugetraut hätte. Seine Erstarrung löste sich nicht. Er hielt die Hand noch immer an die Stirn gepreßt und konnte nicht atmen. Sein Herz schlug in einem dumpfen Wirbel.

„Kann ich das Ei haben? Ich habe nämlich noch nichts gegessen", sagte die Puppe mit hell klingender Stimme. Wie betäubt sah er sich das Wunder einer Puppe an, die ein Ei verzehrte, nicht ohne sich des Salzstreuers zu bedienen. Verdammt, dachte er, ein Arzt muß her, ich muß wahnsinnig geworden sein!

Als die Puppe das Ei verzehrt hatte, schien sie in die Erstarrung zurückzusinken. Reisener konnte keine Lebenszeichen mehr an ihr entdecken, stand aber noch immer regungslos da und wagte nicht, sich zu rühren. Es mußte sich allerdings nicht immer gleich um Wahnsinn handeln. Es konnte auch eine ganz leichte Nervenüberreizung sein: seine Phantasie hatte sich selbständig gemacht und gaukelte ihm Zauberspiele vor! Die Tatsache, daß die Puppe ein Ei gegessen hatte, konnte unmöglich eine Tatsache sein! Seltsame Hirngespinste..

„Bitte, machen Sie noch etwas Tanzmusik", forderte die Puppe ihn plötzlich auf, ihn abermals in einen Zustand wilden Schreckens versetzend.

Da wich er vor ihr zurück. „Sofort, mein Fräulein! Ich hole rasch eine neue Tanzplatte und bin gleich zurück! Zünden Sie sich inzwischen eine Zigarette an", stammelte er und eilte entgeistert aus dem Zimmer. Es fiel ihm aber gar nicht ein, eine neue Platte zu holen, die Sache war ihm unheimlich geworden, er lief über den Korridor und rief nach der Wirtin, als wäre Feuer ausgebrochen.

Die Wirtin lag schon im Bett und zog sich den Schlafmantel über: „Was ist los, Herr Reisener? Ist etwas passiert?"

Er ergriff die Frau am Ärmel: „Kommen Sie! Die Puppe hat ein Ei gegessen! Es spukt! Kommen Sie", rief er.

„Ach du lieber Himmel", jammerte die Wirtin eingeschüchtert und ließ sich widerstrebend über den Korridor und in das Zimmer ziehen, in dem der Spuk stattgefunden hatte. Sie stieß einen Schrei aus, und auch Reisener hätte fast aufgeschrien: die Wachsfigur war überhaupt nicht mehr da!

Er wankte, die Luft vor seinen Augen begann zu flimmern. Sein Gehirn hatte gleichsam zu funktionieren aufgehört und nahm nur noch den phantastischen Gedanken auf, daß die Wachsfigur nicht mehr da war und das Zimmer selbständig verlassen haben mußte. Auf eigenen Beinen und aus eigener Kraft...

„Haben Sie das Ding etwa aus dem Fenster geworfen?", fragte die Wirtin bebend.

„Auf mein Wort — nein! Ich stehe vor einem Rätsel!"

Einer Ohnmacht nahe, rang die Wirtin stöhnend die Hände.

Die ganze Nacht lang ging Reisener wie ein Gehetzter im Zimmer umher und fand keine Ruhe, sich nur für eine Minute niederzulegen. Er hatte unter der Couch, hinder der Gardine, im Schrank nach der verschwundenen Puppe gesucht, ohne sie zu finden; sie hatte sich gleichsam in Luft aufgelöst. Wenn das Lächeln der Puppe und der Umstand, daß sie ein Ei verzehrt und mit ihm getanzt hatte, nur holde Illusionen gewesen waren, das Verschwinden war keine Illusion! Es ließ sich nicht daran rütteln, daß sie nicht mehr da war!

Um neun Uhr am nächsten Vormittag suchte Reisener das Geschäft für Büsten und Schaufensterfiguren in der Friedrichstraße auf, um über das Geschehnis mit der Puppe Bericht zu erstatten. Der Verkäufer hörte höflich-aufmerksam zu und hatte eine bedauernde Miene, als wäre es bisher noch niemals vorgekommen, daß eine Puppe dieser Firma auf diese Art abhanden gekommen war.

„Mich trifft nicht das geringste Verschulden", beteuerte er.

„Wen trifft dann ein Verschulden?" fragte Reisener.

Fassungslos sank Reisener auf einen Stuhl nieder, als ein Mädchen erschien, das eine so außerordentliche Ähnlichkeit mit der Wachsfigur hatte, daß er im ersten Augenblick annahm, es sei die Puppe selbst, die geradewegs auf ihn zukam. Sie war schlank und hochgewachsen, schwarzhaarig und mit ganz hellen Augen, und sie wiegte sich ein wenig in den hohen Hüften.

„Unser Fräulein Nestel hat nämlich für die Wachsfigur 112a Modell gestanden", erklärte der Verkäufer.

Vor Reisener neigte das Mädchen den Kopf, wie ein junger Mann vor einem anderen jungen Mann. „Ich bin jederzeit bereit", sagte sie mit einer sachlichen Geste, „Auskunft über die Angelegenheit zu geben."

Die Ähnlichkeit... Reisener nickte mit dem Kopf und ahnte, daß dieses Mädchen es gewesen war, das das Ei gegessen hatte. „Ich kann mir schon einiges denken", stammelte er.

„Nein, Sie können sich gar nichts denken", unterbrach sie ihn streng. „Sie haben hier gestern eine Wachsfigur gekauft, zu der ich Modell gestanden habe, und das hat mich entrüstet! Unsere Wachsfiguren sind nur für Schaufenster bestimmt, nicht aber für irgendeinen jungen Mann, der sich in eine Puppe vergafft hat! Mir hat es nicht gepaßt, mein Ebenbild — und noch dazu in unbekleidetem Zustand — im Zimmer eines jungen Mannes zu wissen!"

„Von einem unbekleideten Zustand", widersprach Reisener, „kann gar keine Rede sein! Ich hatte die Puppe bekleiden lassen."

„Ich habe also die Puppe wieder abgeholt", fuhr sie fort. „Als ich Ihr Zimmer betrat, hielten Sie sich gerade im Nebenraum auf, um eine Schallplatte zu holen. Ich hatte gerade noch Zeit, die Puppe zu verstecken und mich selbst in den Sessel zu setzen. Sie hielten mich für die Puppe und tanzten mit mir; der Gedanke, es mit einer Wachsfigur zu tun zu haben, saß so tief in Ihnen, daß Sie mich auch dann noch für die Puppe hielten, als ich mir ein Glas Tee und das Ei nahm... Ich hatte nämlich noch gar nichts gegessen und fand Sie überdies viel netter, als ich Sie mir vorgestellt hatte! Dann schickte ich Sie hinaus, um eine neue Schallplatte zu holen, und ergriff mit der Puppe die Flucht! Das ist alles! Gehen Sie zur Kasse, mein Herr, und lassen Sie sich den Preis für die Wachsfigur zurückzahlen!"

„Ich habe verstanden", sagte Reisener nach einer Weile, „und bitte Sie um Entschuldigung, daß ich nicht widerstehen konnte, die wunderschöne Puppe zu kaufen! Es war sicher ein Verbrechen von mir! Wenn Sie aber eines Tages wieder einmal noch gar nichts gegessen haben und mich überdies viel netter finden sollten, so würde ich mich sehr freuen, wenn Sie auch in Zukunft ab und zu mein Abendbrot mit mir teilen würden!"

Da lächelte die Puppe 112a und bot ihm die Hand.

Kannegießer

Von Dr. Owlglaß

Indes sie blindlings schalten,
die ewigen Gewalten
— sie kennen keine Ruh —,
hockt ihr um eure Krüge,
tut schwatzend euch Genüge
und liefert euren Senf dazu.

Bisweilen, meine Lieben,
glaubt ihr auch mitzuschieben.
Ihr dünkt euch wunder was.
Und *werdet* doch geschoben,
getunkt bald, bald erhoben,
zum Schluß zerscherbt wie Glück und Glas.

— Bloß *ihr*? ... Mich packt ein Ahnen,
ein bang verleg'nes Schwanen,
ob nicht auch *wir* so sind:
verkappte enge Spießer,
Maulhelden, Kannegießer
und Spreu in Gottes Wirbelwind —?

Der vierzigste Geburtstag

VON BRUNO WOLFGANG

Unser alter Kriegskamerad erzählte: Es war im Jahre 1916. Wir saßen in der riesigen Kaserne des Kriegsgefangenenlagers von Krasnaja Gora. Es war wieder einmal Frühling und keine Rede von Frieden und Heimfahrt. Wir sahen schon seit Jahr und Tag nichts als die kahlen Bretter des Zaunes, den Stacheldraht davor und die Ziegelmauer des Kaserngebäudes. Es zog uns alle mächtig hinaus. Ungefähr eine halbe Stunde jenseits des Zaunes lag eine Sägemühle, die zeitweise in Betrieb stand, wie an dem Rauch zu erkennen war, der dem aus der weiten Ebene aufragenden schwarzen Schornstein entstieg. Im Lager ging das Gerücht um, daß der Sägemüller eine schöne Frau habe, die immer da sei, während er zumeist auf Reisen gehe, um Holz einzukaufen. Die Sägemühle wurde für die meisten von uns eine Insel romantischer Sehnsucht. Die Phantasie gaukelte uns das Bild der schönen Russin vor, die dort auf Tigerfellen ruhte, während hier Hunderte von Gefangenen auf ihren dürren Strohmatten schmachteten. Gab es keine Brücke, die hinüber führte?

Es gab eine. Der Lagerkommandant ging damals auf Urlaub. Sein Stellvertreter zeigte wenig Ehrgeiz, die Bewachung wurde etwas nachlässiger. Es entstand eine kleine Lücke im Stacheldraht und in aller Stille lockerten sich zwei Bretter im Zaun. Und eines Tages hatten wir dort einen geheimen Weg ins Freie, der zu kleinen, heimlichen Separatausflügen diente.

Ganz im Vertrauen gesagt, auch ich hatte eine kleine Schwäche für die Sägemühle. Mein vierzigster Geburtstag stand vor der Tür und ich konnte die peinliche Vorstellung nicht los werden, daß an diesem verdammten Geburtstage gewissermaßen ein eiserner Vorhang herabgelassen wird, eine Knochenhand sich ausstreckt und winkt: „Komm, alter Mann, das Stück ist aus." Ich gestehe, dieser Gedanke war für mich fürchterlich und ich hatte das Gefühl, ich müsse noch rasch vor dem Geburtstag irgendein Abenteuer — das letzte — erleben. Also machte ich mich eines Tages so schön, als es unter diesen Verhältnissen und in diesen Jahren noch möglich war, und kroch um die Mittagszeit durch den Zaun. Ich sprach leidlich russisch und hoffte, durch Wendungen feinster westeuropäischer Höflichkeit auf das russische Frauenherz Eindruck zu machen. Uberdies hatte ich mir auf alle Fälle meinen alten Rasierapparat eingesteckt, um ihn draußen zu verkaufen, falls sich Gelegenheit dazu fände oder gar der Sägemüller anwesend wäre.

Er war nicht anwesend. Anwesend aber waren zwölf Kameraden aller Waffengattungen, welche genau den gleichen Einfall gehabt hatten wie ich. Die Russen haben viel Sinn für Gastfreundschaft. Die Sägemüllerin brachte einen dampfenden Samowar. Als sie mich erblickte, lachte sie: „Oh, noch einer? Nimm Platz, Alter, trink Tee." Das war hart. Ubrigens war die Frau keineswegs hübsch, auch nicht mehr jung, aber vermutlich hätten wir sie alle zur Miß Ostasia gewählt, wenn es solche Dummheiten schon damals gegeben hätte.

Der Tee war gut. Aber plötzlich kam den meisten von uns der Schluck in die unrechte Kehle. Draußen stampften schwere Männerschritte und die Frau sagte: „Oh, mein Mann!" Ein Koloß trat ein, in grüngelber, russischer Bluse, eine Revolvertasche am Gürtel. „Seid gegrüßt, meine Herren, ihr wollt also..."

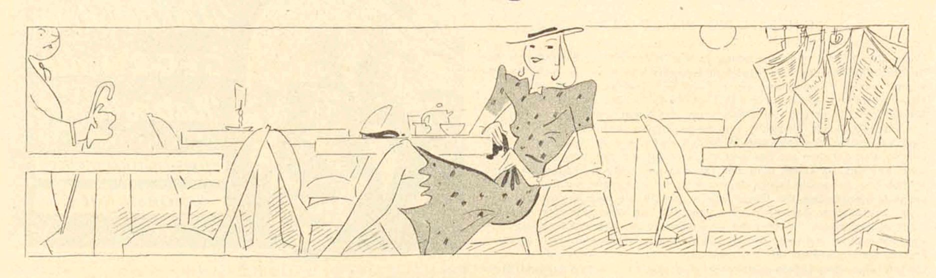
„Verkaufen wollen wir!" riefen einige eifrige Stimmen, und plötzlich hatte jeder etwas in der Hand, eine Uhrkette, ein Tascheneßbesteck, bunt gestickte Hosenträger und sogar eine Feldbinde. Ich präsentierte einladend meinen Rasierapparat. Der Sägemüller begann dröhnend zu lachen. „Heute seid ihr ja noch mehr als gestern. Na, bleibt nur sitzen. Wir wollen nun etwas Besseres trinken." Er brachte eine große flache Blechflasche, die Frau stellte jedem ein Wasserglas hin, das er mit gelblichem Schnaps von unerhörter Schärfe füllte. Er selbst trank sein Glas auf einen Zug leer. Aber uns machte es fürchterliche Schwierigkeiten. Am besten schnitt Kamerad Wurmhöfer ab, der drei Viertel des Schnapses in seinen Vollbart goß und so auf den Boden ableitete — erdete, wie die Rundfunktechniker sagen.

Der Riese brachte dann noch einen ungeheuren Schinken, der wahrscheinlich von einem sibirischen Mammut herrührte, dazu einen Sack voll Wecken. Seine Frau wärmte draußen mehrere Dutzend Fleischpirogen von gestern mit saurer Rahmsauce. Dann fiel dem Sägemüller ein, daß er noch ein Faß Gurken im Keller habe. Herbei! Dazu ungeheuer scharfen chinesischen Paprika, Speck und etwa zwanzig russische Fleischkonserven. Wir schnauften schon alle wie Fettgänse und erwogen ernstlich, ob es uns noch möglich sein werde, durch das Loch im Zaun zurückzukriechen. Schließlich kaufte uns der Hausherr alles ab, bezahlte und küßte uns. Er war schon ziemlich betrunken. „Alles gebe ich euch", brüllte er, „alles kaufe ich euch ab. Aber versuche keiner, sich bei meiner Frau einzuschleichen. Wenn ich einen erwische, dann wird er auf meiner Kreissäge reiten, so wahr es einen Gott gibt!"

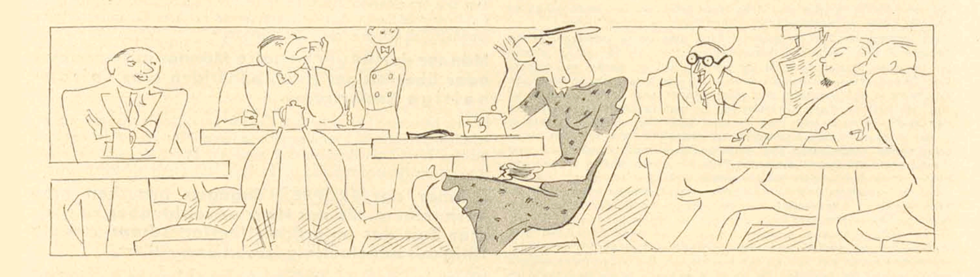
Das wollte nun keiner, nicht einmal Kamerad Schluck, der von der Kavallerie war. Wir versicherten herzlichst, daß solche Dinge bei uns in Europa gar nicht Sitte seien und daß auch keiner von uns im geringsten daran gedacht habe. Dann empfahlen wir uns. In die Sägemühle gingen wir nicht mehr. Das Loch im Zaun wurde uns bald wieder vernagelt. Die Bewachung wurde wieder streng. Die Außenwelt versank für uns wie ein Traum. Ich wurde hinter dem Stacheldraht vierzig, einundvierzig, zweiundvierzig, dreiundvierzig, vierundvierzig, und als ich endlich wieder in Freiheit war und die erste Frau sah, mußte ich alle meine Kraft zusammennehmen, um nicht zu heulen wie ein Schloßhund. Schluß. Sprechen wir nicht mehr von den vergangenen Zeiten.

Im Zeitungscafé

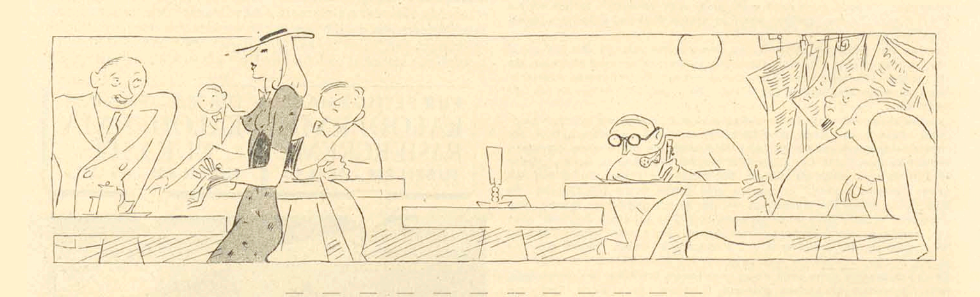
(R. Kriesch)



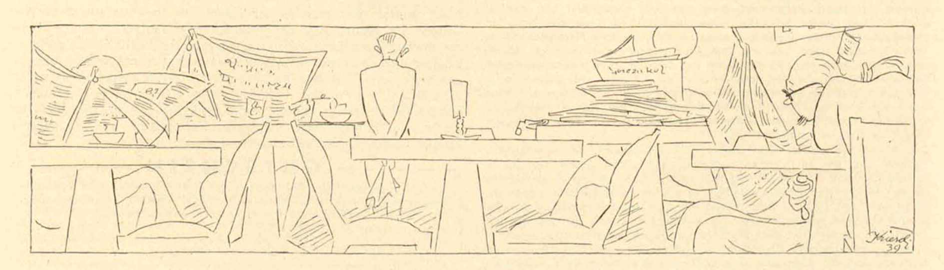
— — — — — — — — — — — — — — — —



— — — — — — — — — — — — — — — —



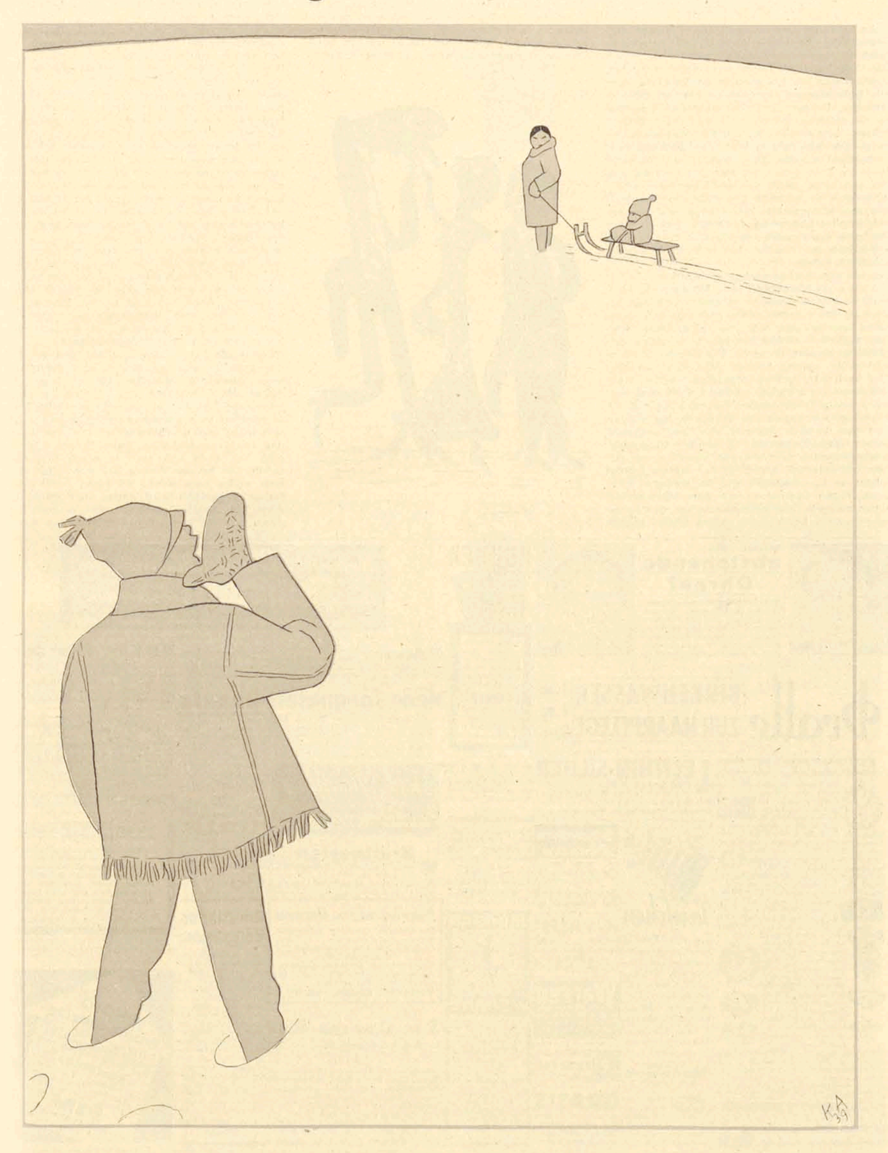
— — — — — — — — — — — — — — — —



— — — und damit war die Störung behoben!

Neuer Erfolg der Märchenmadame Tabuis

(Karl Arnold)



„Hallo Selma! Nicht so weit nördlich, man sagt, daß deutsches Militär den Nordpol umzingelt!"

Der Mittagsschlaf

Von Edmund Bickel

Liebe und Haß, Tugend und Laster dienen seit undenklichen Zeiten als Vorwand oder Entschuldigung für sogenannte ideelle Prestationen. Diesen Ausdruck habe ich leider nicht selbst erfunden, sondern eine mir befreundete Behörde, die aber aus Bescheidenheit ungenannt bleiben möchte. Gewitter, Orkane sämtlicher gesetzlich gestatteter Windstärken und die meist von unerfreulichen Folgen begleiteten Ausbrüche feuerspeiender Berge sind ebenfalls in Wort, Ton, Bild und Tanz verherrlicht worden. Kein Wunder, daß so viele Leute ins Kino gehen, wo man das alles auf einmal und in so leicht verständlicher Form erhält. Aber eine so wichtige und nützliche Naturkraft wie den Mittagsschlaf haben sogar viel bessere Schriftsteller übersehen. Jedenfalls gibt es über ihn keine erwähnenswerte Literatur. Kein noch so unbedeutender Forscher hat sich damit wissenschaftlich befaßt.

Das soll entschieden nachgeholt werden.

Wo käme die Menschheit ohne Mittagsschlaf hin?! Bedenkt man nur, welche volkswirtschaftliche Bedeutung ihm zukommt, dann muß man sich damit näher beschäftigen. Während seiner Dauer werden alljährlich riesige Beträge für unnötige Genußmittel erspart, da keine Rauch- oder Eßwaren verbraucht werden können. Man sieht, es geht also auch ganz gut so. Menschen werden friedlich, wenn sie schlafen, machen keinen oder meistens wenig Krach. Meinen Freund Julius muß ich allerdings ausnehmen. Die Baupolizei hat wiederholt den Versuch gemacht, ihm den geräuschvollen Gewerbebetrieb in seiner Anderthalbzimmerwohnung zu untersagen, obwohl er nur seinem Mittagsschlaf nachging. Auf diesem Gebiet leistet er Übermenschliches. An weniger wichtigen Tagen beginnt er mit dem Mittagsschlaf schon morgens, ehe er aufwacht, um dann ohne nennenswerte Anstrengung gegen elf Uhr abends gleich den seit frühester Kindheit gewohnten und nötigen Nachtschlaf zur Durchführung zu bringen. Diesen seinen unermüdlichen Anstrengungen hat er es aber auch zu verdanken, daß er es zu etwas gebracht hat. Nämlich zu einem Gewicht von runden hundert Kilogramm. Da er nämlich früher Österreicher war, kann er sich nicht entschließen, zwei Zentner zu sagen. Außerdem stellen hundert Kilo weniger vor als zwei Zentner. Er ist ein bescheidener und netter Mensch, der sich bestimmt freut, wenn er das liest.

(Schäfer-Ast)



Grand compliment

Ehe wir uns mit der Technik des Mittagsschlafes beschäftigen, sei zunächst untersucht, wann und von wem er erfunden wurde.

Wie alle großen Errungenschaften war es fast blanker Zufall. Adam saß friedlich auf einem Baum, nachdem er einen Bund Bananen vertilgt hatte. Damals kosteten sie viel weniger als heute. Irgendwo muß er, wie ja auch in dem bekannten Sündenfall, den Halt verloren haben, und rutschte ab. Im fetten, weichen Gras darunter schlief er weiter und wurde so nicht nur Erfinder des Mittagsschlafes, sondern auch der Vorfahre von Darwin und meines Freundes Julius, der offensichtlich erblich belastet ist. Wäre Adam auf seinem grünen Zweig hockengeblieben, dann müßte man beispielsweise solche Betrachtungen wie diese hier weder schreiben, noch lesen.

Jedenfalls müssen wir uns damit abfinden, daß man kaum mehr um den Mittagsschlaf herumkommt. Er ist eine Naturgewalt, der man sich zu fügen hat, will man sich nicht den ganzen Abend verderben. Angeblich sind es nur Männer, die ihm verfallen sind. Wenigstens behaupten die meisten Frauen es. Wissen wir, ob sie nicht doch hinter unserem Rücken mittagsschlafen?

Ob man die Schuhe dazu auszieht, und den Kragen anbehält oder umgekehrt, ist Gefühlssache. Ganz gewandte Techniker können sogar die Augen dabei auflassen. Das ist aber nur durch jahrelange Bürotätigkeit an verantwortlicher Stelle zu erlernen. Im allgemeinen genügt es, wenn man sich sofort nach dem Mittagstisch in einem ruhigen und leicht verdunkelten Raum hinlegt. Wer es eilig hat, kann sich auch in einen Klubsessel setzen. Das hat den Vorzug, daß man sagen kann, man wollte über etwas Wichtiges nachdenken. Frauen gegenüber wird dieser Trick gerne benutzt. Allerdings ist es keiner, weil er doch nicht geglaubt wird, aber gute Gattinnen tun wenig-

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43 191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

stens so, wofür man ihnen dann auch wieder etwas anderes glaubt. Alles übrige ergibt sich dann selbst. Man wacht auch meistens wieder auf, mein Freund Julius ausgenommen. Der muß darauf oft bis zum nächsten Tag warten. Frisch und gestärkt kann man dann am Abend länger aufbleiben, ohne deshalb am darauffolgenden Morgen früh aufwachen zu müssen.
Es gibt alle möglichen Arten von Mittagsschlaf. Sie sind ziemlich gleich empfehlenswert. Nur davor muß man sich hüten, daß man nämlich träumt, man könne nicht schlafen. Als Gegenmittel sei empfohlen: Man lerne diese Betrachtung gut auswendig und spreche sie sich langsam halblaut vor. Bei Nichterfolg Geld zurück!

*

Der Seppl war's!

Dies soll sich kürzlich ereignet haben. War da mit KdF. eine Berlinerin nach R.... in Oberbayern gekommen. Fand auch Freude und — Freunde. Der Freund stellte sich auch kavaliersmäßig vor: I hoaß Seppl. Das genügte ja auch. Daß der Name richtig war und Seppl eine bekannte Persönlichkeit in R. war, stand für die Kraftsuchende fest. Denn wie oft hörte sie den Namen erwähnen. Schnell vergehen 14 Tage — und wie viel kann doch in dieser kurzen Frist geschehen. Kurz — für unsere Kraftlerin geschah sehr viel.
Nach der landesüblichen Zeit kam ein Brief aus Berlin an die Gemeinde R. worin mitgeteilt wurde, daß der Seppl zu verständigen sei, er habe einen kräftigen gesunden Sohn erhalten, er solle sich äußern, wie er sich zu seinen Pflichten stelle.
Die Seppls in R..., vierzehn an der Zahl, kratzen sich den Krauskopf und haben nur ganz dunkle Erinnerungen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Der Kapellmeister probt mit dem Operettenchor ein neues Tanzlied, dessen Text mit den geistvollen Worten beginnt: „Rasch will ich küssen, rasch will ich küssen!" Die Melodie verlangt, daß diese Worte in eiligstem Tempo gesungen werden. Der Kapellmeister treibt darum den Chor an, diesen Text möglichst flink herunterzuschnurren, aber es geht immer noch zu langsam, immer wieder muß er von vorne anfangen lassen. Wütend klopft er endlich ab und brüllt seinen Chor an: „Meine Damen, Sie müssen dieses ‚Rasch will ich küssen!' so schnell singen, daß die Zuhörer beim Wort rasch das a schon vor dem R hören!"

Im letzten Sommer war's. Wo? In Oberbayern. Wir kamen zur Bahnstation in B.... und bemerkten, daß wir erst in einer Stunde Anschluß hatten. So beschlossen wir, in dem recht nett und gemütlich aussehenden Gasthof, lese Bahnhofhotel und Restauration, Abendbrot zu essen. Wir bestellten uns jeder ein Gulasch mit Kartoffeln. Als das Essen kam, sahen wir, daß sich in jeder Schüssel nur ein kleines Kartoffelstückchen nach Artgenossen sehnte. Dieses Sehnen wurde von unseren hungrigen Mägen voll und ganz verstanden, so bestellten wir jeder noch einmal Kartoffeln extra. Aber auch diese „Portion" bestand nur aus drei kleinen Stückchen dieser anscheinend so „kostbaren" Erdfrucht, siehe Preis: Salzkartoffeln fünfunddreißig Pfennig. Als ich zahlte, konnte ich doch nicht umhin, der Kellnerin eine Bemerkung über die kleine Portion zu machen. Um die Gute nicht zu kränken, brachte ich meine Beschwerden im heimatlichen Dialekt und mehr scherzhaft hervor. Worauf die freundliche Hebe, ebenfalls im Dialekt, entgegnete: „Ja, hätten S' do glei g'sagt, daß koane Berliner san, dann hätt's scho noch was kriagt!"

Nicht nur die Presse Amerikas, nein, auch die des Balkans versteht sich auf Schlagzeilen. Das Theater der Hauptstadt eines Landes, dessen Name schamhaft verschwiegen sei, gastierte dort mit Shakespeares „Romeo und Julia" in einem kleinen Städtchen der Provinz. Erfolg und Beifall waren gewaltig, und so verbeugte sich am Schluß mit den Darstellern auch der Spielleiter im feierlichen Frack vor dem Publikum.
Am nächsten Tage berichtete die eine der beiden Zeitungen des Städtchens, — die „große Morgenausgabe mit den allerersten Nachrichten" —: Der Erfolg des gestrigen Gastspiels war so gewaltig, daß man den Verfasser des Stückes telefonisch herbeirufen mußte, damit auch er sich der begeisterten Menge zeigen konnte!" — Gut. Wie aber hieß nun die Schlagzeile der zweiten der beiden Zeitungen des Städtchens, — die „weltumspannende Abendausgabe mit den allerletzten Neuigkeiten"?: „Hat der Spiritismus recht?!" „Geistererscheinung im hiesigen Stadttheater?!" „Seit Hunderten von Jahren verstorbener Dichter durch tobenden Beifall von den Toten erweckt und ans Telefon gerufen?!"

Die Prognose

(Wilhelm Schulz)



„Wie alt is er denn nacha, der Sepperl?“ — „Zwoa Jahr wird er im Juli.“ — „Mei, sowas kloans und wia lang dauerts, a paar Jahrl no und na braucht er aa an Bierwärmer wia i!“

München, 11. Juni 1939
44. Jahrgang / Nummer 23

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Wohlwollen

(O. Gulbransson)



„Du liebst mich also, Horst Ulrich?" — „Dir gönne ich mich!"

EIN HEMD WILL HERAUS

Ein Ärmel hing bis zur Schulter heraus. Der andere Ärmel, auf den sich das Hemd gewissermaßen stützte, war nur bis zum Ellbogen herausgekommen. Dann war der Deckel des Wäschekorbs zugeworfen worden und seitdem hing das Hemd mit eingeklemmten Ärmeln da. Es konnte nicht heraus, obwohl es heraus wollte. Der Deckel des Wäschekorbes war zu schwer.

Unter ihm wisperten ein paar Taschentücher. „Bei einem Junggesellen hat man es wirklich schlecht", sagten die Taschentücher. „Man bleibt eine Ewigkeit in den Taschen, bis man endlich mal gewechselt wird. Und wenn man schon ganz schwarz ist, so macht ihm das gar nichts aus. Ja, ich war neulich, als ich auf dem Bahnhof bei einem Abschied zu winken hatte, so schwarz und verkrüppelt, daß ich am liebsten vor Scham rot geworden wäre." — „Und ich hatte neulich bei einer Ankunft zu winken, sehen Sie mich an, ob ich dafür noch getaugt habe", sagte ein anderes Taschentuch. Die Taschentücher kamen überein, daß man bei Junggesellen viel zu winken hätte und daß es ein anstrengender Dienst sei. Außerdem hat unser Herr so wenig Takt, daß er mit dem gleichen Taschentuch mehreren verschiedenen Frauen winkt, das macht ihm gar nichts aus.

Ein breites, gutmütiges Kopfkissen verwies den Taschentüchern ihre losen Reden. „Man muß diskret sein und man muß immer hoffen, daß es mal zu einer Ehe kommt", sagte das Kopfkissen. „Für mich jedenfalls ist die einzige Beförderung, die ich im Leben erreichen kann, die, daß ich vom einfachen Bett zum Ehebett aufsteige. Aber ohne Diskretion ist das nicht zu schaffen. Ach, das einzige, was mir fehlt, ist jetzt im Wäschekorb meine Federnfüllung mit dem guten, roten Barchentüberzug. Ich bin gewohnt, den Bauch voll Federn zu haben. Mit leerem Magen hier unter vorlauten Taschentüchern im Dunkeln zu liegen, das ist wirklich hart."

Ein Handtuch, das auch noch da war, sagte nichts. Es war ein wenig erkältet von der täglichen Berührung mit kaltem Wasser. Ein Unterbeinkleid äußerte bescheiden: „Unsereiner kommt wenig ans Licht. Was soll man viel sagen? Man wärmt und mehr kann man nicht tun."

„Wenn nur jeder so pflichttreu wäre", sagte das Weibchen eines Strumpfpaares. Der männliche Socken wußte darauf nichts zu antworten. Er fühlte sich schuldbewußt. Er war seinem Weibchen mit einer Florstrümpfin, die nur zum Frack getragen wurde, untreu gewesen. Das arme, baumwollene Weibchen war traurig, das versteht sich. Aber wenn man die Sache allgemeinmenschlich oder allgemeinstrümpflich anschaut, muß man zugeben, daß es eben schwer ist, einem Wesen aus Flor zu widerstehen.

Inzwischen kam die Mutter des Junggesellen auf Besuch. Mütter kommen dann und wann und sehen nach dem Rechten. Die Mutter führte die Aufwartefrau ihres Sohnes vor den Wäschekorb und sagte: „Hier hängen zwei Ärmel eines Hemdes heraus."

Mehr sagte die Mutter nicht. Aber es klang, als hätte sie gesagt: Höchste Zeit, daß ich gekommen bin. Eine Luderwirtschaft ist das. Man läßt ja meinen Sohn bei lebendigem Leib verkommen. Man kann sich eben auf niemand verlassen. Aber das soll anders werden, so wahr ich die Mutter bin. Die Aufwartefrau und das Hemd hörten das ganz deutlich heraus. Die Aufwartefrau öffnete den Deckel des Wäschekorbs und warf die beiden Ärmel zum übrigen hinein, so daß das Hemd auf den Grund des Wächekorbes niedersank und zwar auf einen Kragen, der gerade sagte: „Niemand auf der Welt hat es schöner als ein Kragen. Jeden Tag eine andere Krawatte."

Das Hemd deckte den leichtsinnigen Kragen zu und dachte: Warum ist die Mutter so bös? Ich wollte doch selber heraus. Dafür kann die Aufwartefrau nichts.

Die Aufwartefrau sagte kein Wort. Die Wahrheit ist nämlich, daß der Herr Junggeselle selbst das Hemd so unordentlich in den Wäschekorb geworfen hatte. Er war spät heimgekommen und war nicht mehr ganz nüchtern gewesen. Aber glaubt ihr, daß die Aufwartefrau seiner Mutter das verraten hätte? Nein, das hätte sie ihr nie verraten.

E. K.

Einem Autisten

Von Ratatöskr

Niemand lebt und webt für sich,
und wir müssen uns vertragen.
Aber dich hört man nur klagen:
Ich und Ich und Ich und Ich!

Keiner sei so freudenleer.
Keiner sei wie du dem Leben
ausgeliefert, preisgegeben.
Keiner hab's wie du so schwer.

— Ist denn Leben bloß Pläsier?
Mußt dich halt dazu bequemen,
es so, wie es ist, zu nehmen.
Gib dich ihm, so gibt sich's dir.

ROSA TULPEN

Gestern ging ich im Hofgarten an dem Beet vorbei, auf dem die Tulpen stehen. Es sind rosa Tulpen, die vermutlich so einen Namen haben wie „Schöne von Wimbledon", einen Namen, wie ihn nur Zuchtblumen und Zuchtstuten haben. Ich bemerkte, daß ein Teil der Tulpen fehlte. Ich blieb erst unachtsamerweise stehen, dann aber besann ich mich, daß jeder Verbrecher an den Ort der Tat magisch hingezogen wird, und so ging ich weiter, weil ich nicht der Täter war und infolgedessen hier nichts zu suchen hatte.

Trotzdem zog es mich immer wieder zu den Tulpen, die nicht da waren, die zum Zwecke des Gemeinnutzes geblüht hatten und aus Gründen des Eigennutzes abgeschnitten worden waren. Ich mußte immerfort nachrechnen: Fünfzig Tulpen à zwanzig bis dreißig Pfennig macht insgesamt zehn bis fünfzehn Reichsmark. Tulpen sind kein Gegenstand des täglichen Bedarfs, und es klaut sie auch keiner aus Nahrungssorgen.

Ich stelle mir die Sache so vor: in einer schwülen Spätmaiennacht — unterbrechen Sie mich nicht damit, daß es in diesem Jahr keine schwülen Spätmaiennächte gegeben hat! Wer Maiennacht sagt, muß auch schwül sagen, lehren Sie mich die Liebe kennen! — also in so einer Nacht gingen er und sie durch den Hofgarten. Er hatte den Arm um sie gelegt.

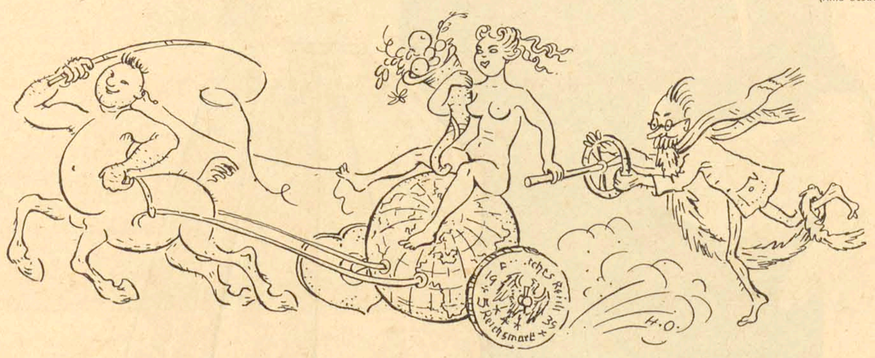
Sie sagte: „Sieh mal die schönen Tulpen!" Ich bin überzeugt, die Blumen waren ihr vollkommen schnuppe, aber sie paßten gut in die Situation und die Dame hatte sich schon die ganze Zeit überlegt, was man jetzt Poetisches sagen könnte. In ihm aber rührte sich darob fürchterlich der Ritter, der für sein Mädchen fast alles tut. Und er tat fast alles und brach die Tulpen, so für zehn bis fünfzehn Reichsmark, und wenn sie nicht geflüstert hätte: „Arthur, ich glaube, es kommen Leute", er pflückte heute noch, so stark war er in die Ritterlichkeit hineingeraten.

Weil es aber schon sehr spät geworden war, brachte er die Dame und die Tulpen nach Hause, die Tulpen, die sie unter dem Popelinmantel trug, was ihre Figur stark entstellte.

In ihrem, sagen wir mal „Kämmerlein" dachte sie noch einmal „stolzer Räuber", dann aber fiel ihr rechtzeitig ein, daß so viele Tulpen nur bei festlichen Empfängen und größeren Hochzeitstafeln vorkämen, und niemand würde ihr den Fünfzigtulpenkavalier glauben. Außerdem würde es wohl morgen in der Zeitung stehen unter „Mutwillige Beschädigung der öffentlichen Anlagen". Dieses bedenkend tat sie die Tulpen ganz unten in ihren Kleiderschrank, und hatte gar nichts davon. Schrecklich, einmal im Leben fünfzig Tulpen geschenkt bekommen und keinem Menschen darf man es erzählen.

Foitzick

(Hilla Osswald)

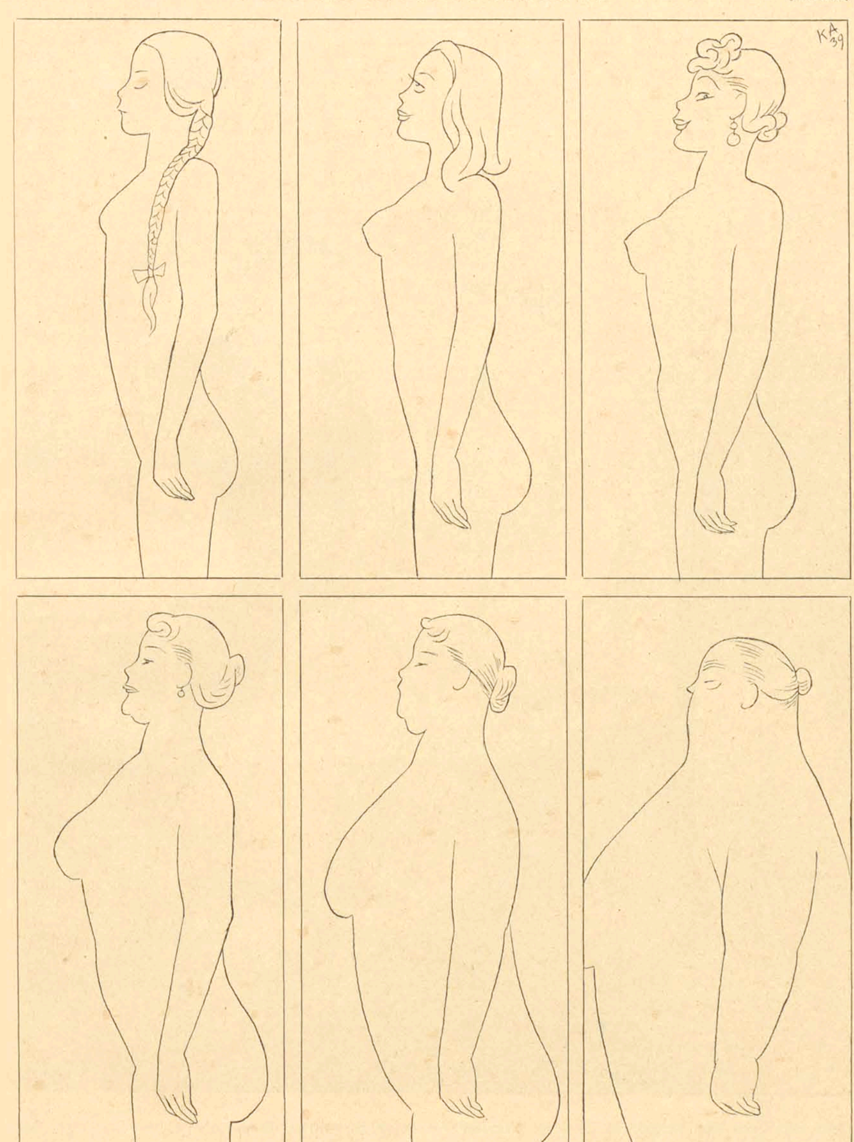


„Auf zwei Rädern rollt die Welt, auf der Liebe und dem Geld."

Yvonne

EIN ENTWICKLUNGSROMAN

(Karl Arnold)



Alte Schule

(Wilhelm Schulz)



„Sehn Sie, Frau Kommerzienrat, ich lese grundsätzlich keine Zeitungen, denn wenn es mit irgendwelchen Genußmitteln knapper steht, sagt es mir meine Minna, und andere Sachen interessieren mich nicht!"

FELIPE / VON PETER FLEMING

Die Fenstervierecke des Gefängnisses waren unverglast. Mit einiger Anstrengung — denn ein Monat Haft hatte seine Kräfte geschwächt — zog Felipe sich an den Gitterstäben hoch, bis er seine Arme auf dem breiten Fenstersims aufstützen konnte; seine Füße baumelten derweilen im Leeren. Die Sonne war gerade aufgegangen und die Plaza noch unbevölkert bis auf vier Indianer, die sich unter dem blühenden Torbogen des Teatro Nacional, in dem übrigens noch nie etwas aufgeführt worden war, ihren Kaffee brauten und ihre unvermeidlichen ledernen Tortillas aßen. Während sie kauten, blickten ihre flachen, knochigen Gesichter ohne Groll oder Freude, überhaupt ohne jeden Ausdruck irgendeiner Anteilnahme in den jungen strahlenden Tag. Felipe ließ sich wieder zu Boden gleiten.

„Morgen um diese Zeit..." dachte er. Er sollte morgen erschossen werden, weil er den Präsidenten und gleichzeitig damit, ohne besonderen Grund, dessen Schwager, ein ekelhaftes Männchen, das von allen gehaßt wurde, getötet hatte. Seine Richter hatten ihn hierfür fast belobt, und in früheren Tagen hätten sie ihn wohl laufen lassen, zumal der neue Präsident ein angenehmer und beliebter Mann war, der sofort versprochen hatte, in seinem Park eine Rennbahn anzulegen, obwohl die Pferde von Carrayala weder schnell noch ehrgeizig waren. Aber heutzutage war derlei nicht ausschlaggebend, heutzutage mußte den Leuten etwas geboten werden. Das galt besonders von den Amerikanern, die nach Carrayala gezogen waren und große Töne von bürgerlichen Idealen, Gesetzen und Verordnungen redeten, wahrscheinlich deshalb, weil sie in ihrer Heimat kein Gehör dafür gefunden hatten.

Felipe gähnte und stellte mit Befriedigung fest, daß es kein nervöses, sondern ein schläfriges Gähnen war.

Die Stadt Carrayala liegt fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel, und ohne Fensterscheiben kann man vor Kälte kaum schlafen. Felipe schaute sich träge in der Zelle um. Tomas, der Wächter, schlief draußen auf dem Flur. Man konnte sein Schnarchen und ein leises Kratzen hören, so als ob eine Gürtelschnalle auf seinem dicken Bauch sich dauernd an der Türe reibe. Tomas schlief eigentlich den ganzen Tag; er war einer der zuverlässigsten Wärter. Stets lag er in sprungbereiter Haltung und verbrachte seine Zeit lieber mit Schlafen, als mit Trinken oder Kartenspielen. Zu den Gefangenen war er weder zu freundlich noch zu streng. Felipe wußte, daß es für ihn eine Ehre bedeutete, diesen massiven Klotz zum Wächter vor seiner Türe zu haben: es bestätigte die Wichtigkeit seiner Person.

Diese Wichtigkeit beschäftigte Felipe ganz gewaltig. Er besaß einen ausgeprägten Sinn für das Dramatische, der ihm teils angeboren, teils vom Film überkommen war. Dieser Sinn für das Dramatische war für Felipe seit seiner Verhaftung sein großer Halt gewesen und er war auch zum größten Teil die Ursache, daß Felipe zum Mörder geworden war. Er hatte eine arge Zeit hinter sich.

Die Gerichtsverhandlung war verhältnismäßig kurz gewesen, und vor lauter Bemühung, eine gute Figur zu machen, war er sich der Schwere seines Falles überhaupt nicht bewußt geworden. Einige Tage später jedoch wurde er vor einem leider sehr zusammengeschrumpften Auditorium in ein Kreuzverhör über Flores genommen. Flores war Felipes Komplice, ein sehr gefürchteter Mann, der stets voll gefährlicher Pläne steckte. Man war viel mehr auf sein Leben erpicht als auf das Felipes. Es sah so aus, als ob der neue Präsident eine nutzbringende Neuerung sein könnte, aber so lange Flores lebte, bedeutete er in dieser Hinsicht eine ständige Gefahr.

Flores war als erster über die Mauer des Palastgartens geflüchtet und es lag nicht in seiner Natur, sich nun zur Ruhe zu setzen. Also wurde Felipe in brutaler Weise einem Kreuzverhör unterworfen, in dem unter Beweis gestellt wurde, man habe allerhand von den Methoden des dritten Grades von Rivers gelernt, der jetzt zweiter Kommandant der Armee von Carrayala war und früher einmal Hintertreppenpolitiker und noch manches andere in Neuyork gewesen war — so ziemlich der schmutzigste Kerl, den man sich denken konnte.

Felipe, der Flores im stillen gehaßt und auch gefürchtet hatte, erwies sich zum größten Erstaunen aller äußerst standhaft. Er machte gar nicht den Eindruck eines starken Mannes und war das auch tatsächlich nicht, aber seine Richter merkten nicht, daß sie es hier nicht mit einem schwachen Menschen, sondern mit einem großen Schauspieler zu tun hatten. Felipe, der schon in seinem Alltagsleben nicht über die Straße hatte gehen oder sich etwas zu trinken bestellen können, ohne zu schauspielern, sah sich nun plötzlich in der überwältigenden Rolle eines Helden. Niemand gab ihm das Stichwort: nach freiem Ermessen konnte er sich seine Rolle aufbauen und sie mit allen theatralischen Mitteln spielen, wie sie ihm von jeher geläufig waren. Für ihn bedeutete seine mißliche Lage nur die gute Gelegenheit, sich hervorzutun. Er gab eine kunstgerechte Vorstellung.

Später kamen allerdings Augenblicke, wo er nahe daran war zusammenzubrechen. In solchen Augenblicken hielt er die harten, nun schon wohlbekannten Gesichter der Richter in dem langweiligen Glanz des Verhandlungsraums einer Vorstellung nicht mehr für würdig, und mit der Zeit mußte Felipe, wie in vergangenen Tagen, wieder nur für sich selbst spielen und sich selbst bewundern. Er hatte nie viel auf das Urteil der Menge gegeben, als sie ihm noch Beifall zollte, wenn er über die Straße stolziert war oder sich etwas zu trinken bestellt hatte. Aber sein Selbstbewußtsein verlangte nun nach einer Stärkung von außen her, er sehnte sich nach Rampenlicht und dachte wehmütig an seine Hauptverhandlung zurück, wo sich die aufgeregte Weiblichkeit auf den hinteren Bänken gedrängt hatte.

Und so waren seine Gedanken nur noch mit seiner Hinrichtung beschäftigt. Er wußte, daß sie in aller Öffentlichkeit stattfinden würde; sie fiel sogar auf einen Sonntag, und jedermann würde hingehen. Felipe freute sich sehr, als er hörte, der Marktplatz sollte sauber gefegt werden. So lange er sich erinnern konnte, war das noch nie geschehen, außer durch die Indianer, die dort jede Woche ihren Markt abhielten und oft ganze Ladungen von Abfall mit sich fortführten, wenn die Geschäfte schlecht gegangen waren. Er fing sich den ganzen Vorgang auszumalen an und mit der Zeit stellte er sich mit wirklichkeitsgetreuer Einbildungskraft alles bis ins letzte vor. Dieses Vorstellungsbild verließ ihn nicht mehr im Wachen und Schlafen und hin und wieder fügte er dem bunten Teppich seiner Phantasie noch ein paar Gesichter oder Glanzlichter hinzu. Er vergaß bisweilen fast, wo er sich befand, und es war ihm, als ob er von jenseits des Grabes rückschauend das Schauspiel seines Todes noch einmal erlebte.

Er wußte wahrhaftig kaum mehr, ob ihn die Szene des sonnenüberfluteten Marktplatzes, der an drei Seiten von der Menschenmenge eingerahmt war, erst erwartete oder ob sie bereits eine Erinnerung darstellte: In den vordersten Reihen saßen die angesehensten Familien in ihren traditionellen schwarzen Sonntagskleidern, die sich als dunkle und eindrucksvolle Linie von den aufgedonnerten, nach amerikanischer Mode gekleideten kleinen Leuten der Stadt abhoben. Im Hintergrund die reichen und prächtigen Gewänder der Indianer, während kreischende aufgeregte Jungen auf den Stuckverzierungen der Postanstalt hockten. Wie aus der Ferne hörte er das Gemurmel der Stimmen, die lauten Hochrufe beim Erscheinen des Präsidenten, der sich mit seiner Begleitung auf dem schmalen Balkon des Teatro nacional niederließ, und dann die plötzliche Stille, die gellenden Kommandos, das Trampeln der Füße, als seine Eskorte aus der Veranostraße herausmarschierte.

Das letzte Bild seiner Vorstellung war das lebendigste: schlank und aufrecht, mit unverbundenen Augen, ein Lächeln auf den Lippen, so stand er an der weißen Mauer (er konnte ihre Wärme und ihren Mörtelbewurf in den Kniekehlen spüren), zwanzig Schritte entfernt das Vollzugskommando in seinen dunkelgrünen Uniformen. Wieder ein lautes Kommando... Das Rasseln der Gewehre... dann absolute Stille, die vom Gegurre der Tauben nicht gebrochen, sondern nur betont wird. Und dann... ein großer Seufzer entrang sich der Menge. Über seinem zusammengekrümmt, aber nicht ungraziös daliegenden Körper hing eine kleine Staubwolke in der Luft, dort wo die Kugeln in das Mauerwerk eingeschlagen hatten... Vorhang.

Das nennt man einen wirkungsvollen Abgang! Mit der Aussicht darauf zählte die Langeweile des dritten Aktes kaum. Nie kam Felipe zu Bewußtsein, daß er tapfer war. In Wirklichkeit war er für alle Pläne und Zwecke gestorben: er hatte die Verbindung mit sich selbst verloren. Wie er so teilnahmslos auf dem schmutzigen Fußboden des Gefängnisses dastand, dachte er an sich als an eine für die Armesünderzelle bestimmte malerische Gestalt, nicht an die Armesünderzelle als für ihn bestimmt. Die Wirklichkeit war in die Kulissen abgetreten. Felipe stand auf der Bühne, zeigte sich unerschrocken im Rampenlicht...

Jetzt kam Tomas herein und brachte Frühstück und Waschwasser. Felipe als vollendeter Kavalier hatte damit, daß er letzteres verlangte, eine erstmalige Neuerung im Gefängnis eingeführt. Das Frühstück begann gewöhnlich aus einem halben Dutzend auf einen Stock gespießter Tortillas und einem Blechbecher guten Kaffees (in Carrayala war der Kaffee immer gut). Heute gab es etwas Besonderes.

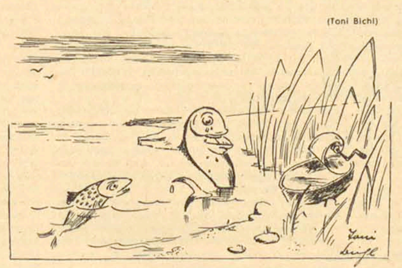
„Frijoles", sagte Tomas, der zu den Menschen gehörte, die nur mit Unwillen ihre Stimme gebrauchen. An diesem Morgen jedoch klang sein Gebrumm nicht unfreundlich. Er faltete ein Stück Zeitungspapier auseinander und brachte einen dunklen, formlosen Klumpen von der Farbe und dem Aussehen eines Stücks Torf zum Vorschein. Frijoles sind zu einer scharfen, breiigen Masse verriebene und verbackene schwarze Bohnen.

„Tausend Dank, Señor Tomas", rief Felipe ehrlich erfreut und unbewußt in seine großspurigen Manieren zurückfallend. Selbst die Verköstigung wurde dem Ernst der Lage angemessen — braver Kerkermeister! Tomas starrte seinen Gefangenen mit verständnisloser, argwöhnischer Neugier an, grunzte und stapfte schwerfällig wieder hinaus. Er war leicht durch kleine Dinge aus dem Gleichgewicht zu bringen und konnte es nicht begreifen, daß er mit „Herr" angeredet worden war; es machte ihn ganz verwirrt.

Felipe ließ sich sein Frühstück schmecken. Die Tortillas waren schön heiß, nicht hart und kalt wie gewöhnlich, er bestrich sie mit den Frijoles und verzehrte sie gierig kauend. Es tat ihm nur leid, daß Tomas so schnell davongegangen war, ehe er ihm noch richtig hatte danken können.

Bald darauf wurde er zu seinem letzten Kreuzverhör geholt. Eskortiert von acht Polizeisoldaten schritt er aus dem Gefängnishof hinaus, die Straße hinauf, dann zur Linken, und durch die Seitentüre hinein ins Ackerbauministerium. Obwohl er diesen Gang mehr als zwei Wochen hindurch jeden Tag gemacht hatte, genoß er doch das dadurch erregte

(Toni Bichl)



„Großvater — was machst du hier seltsames?" — „Stör nicht meine Andacht — ich stehe am Sarge meiner Altvorderen!"

Ansprüche

(R. Kriesch)



„Ordentlich warm is aber hier das fließende heiße Wasser nich, Emil." — „Was, bei dem Preis? Nu schau aber gleich, ob wenigstens das kalte die richtige Temperatur hat."

Aufsehen immer von neuem, und hätte dem an der linken Außenreihe marschierenden Soldaten einen Tritt versetzen mögen, weil er nicht Schritt hielt und dadurch die ganze Wirkung des Bildes verdarb. Inzwischen war es heller Tag geworden und ziemlich viele Fußgänger begegneten ihnen auf den Straßen.

Sie alle gafften gebührend und machten gezischelte, aufgeregte Bemerkungen. Ausgenommen die Indianer, die nur mit einem interessierten schielenden Seitenblick seltsam gleitenden Ganges vorbeihuschten, ohne infolge der auf ihrem Rücken gefährlich hochgetürmten Lasten, die von einer um ihre Stirn gewundenen bunten Schnur im Gleichgewicht gehalten wurden, den Kopf drehen zu können.

Als Felipe vor dem Raum wartete, in dem er gewöhnlich vernommen wurde, verspürte er eine plötzliche Übelkeit. Mit Schrecken fiel ihm ein, man würde heute wohl besonders heftig von ihm die Wahrheit über Flores herauszubekommen suchen. Endlich ertönte drinnen im Zimmer ein Kommando. Ein Posten kam aus der offenen Flügeltüre herausgestürzt und die Eskorte marschierte unter dem bemerkenswert häßlichen Wappen von Carrayala hindurch ein. Der große Raum lag in einer drohend gelben Beleuchtung da, wie sie manchmal einem Gewitter vorangeht; verschossene, von Motten zerfressene Vorhänge waren gegen die Sonne zugezogen. Am Ende des Zimmers saß die Schar der Richter um einen Tisch mit imitierter Marmorplatte. Bei ihrem Anblick fand Felipe sein angstvolles Vorgefühl bestätigt: anstatt der gewöhnlichen vier saßen heute fünf Herren dort:

Erst einmal der Ackerbauminister, ein übermäßig dicker und immer schwitzender Mann — obwohl niemand recht wußte, was er bei der Sache zu tun hatte. Er war ein großer Redner, den man zu allen Versammlungen einlud, weil er ein Geschick besaß, Sitzungen zu leiten und überdies ein netter Kerl war.

Dann kam Miguel Diaz, ein trockener, tüchtiger kleiner Rechtsanwalt, der für einen Lateinamerikaner sehr gründlich war. Eines seiner Ohren stand viel mehr ab als das andere, weil er die Gewohnheit hatte, dauernd daran zu zupfen, wenn er über etwas nachdachte.

Neben ihm saß Rivers, ein stiernackiger Mann mit grausamen Augen. Seine Uniform saß schlecht und er sprach spanisch, ohne den Versuch zu machen, den richtigen Tonfall zu treffen. Aber all das paßte zu ihm: Seine Großtuerei war die eines Tyrannen. Er rauchte Puros, die schweren einheimischen Zigarren, und spuckte kunstlos. An einem seiner Finger steckte ein Siegelring; gewöhnlich erzählte er, seinetwegen einen Engländer in Rio erschossen zu haben; aber es liefen auch noch andere darauf bezügliche Geschichten um.

Vierter war Juan de la Torre, der sich Rechtsanwalt nannte; er war der minderwertigste und grausamste der versammelten Männer. Sein Gesicht zeigte eine schlaffe sinnliche Schönheit, war aber von Blatternarben gezeichnet. Stets trug er einen hohen steifen Kragen, weil er sich bei dem Versuch, sich die Haare zu färben, den Nacken mit einem chemischen Mittel verätzt hatte. Er parfümierte sich gerne und saß deshalb möglichst weit von Rivers entfernt, der das nicht ausstehen konnte.

Diese vier waren, wenn auch Rivers öfters gefehlt hatte, Felipes Untersuchungsrichter gewesen. Heute saß ein fünfter Mann am Tisch. Felipe schaute neugierig zu ihm hin. Stephen Radding-

tons Augen waren sanft, von einem blassen, verwaschenen Grau. Da er in den Tropen lebte, bemerkte das kaum jemand, denn er trug als Schutz gegen die Sonne eine dunkelblaue Brille. Im übrigen waren seine Gesichtszüge scharf geschnitten, und er hätte mit seinem eisengrauen Haar und der tiefgebräunten Haut dem Titelblatt jeder Zeitschrift Ehre gemacht. Betrachtete man ihn, so war man beeindruckt, wenn nicht gar eingeschüchtert. Und Stephen Raddington, der ein guter Beobachter war, merkte das stets.
Er war acht Jahre lang Lehrer in Sheffield gewesen. Zugleich mit seinem gesundheitlichen Zusammenbruch machte er eine Erbschaft, die es ihm ermöglichte, nach Mittelamerika zu gehen und dort ein grundlegendes Werk über die Mayakultur zu schreiben. Seine Anwesenheit bei dieser Gerichtsverhandlung verdankte er seiner Höflichkeit. Der neue Präsident war der Meinung gewesen, dieser Fall müßte Stephen interessieren, und Stephen hatte ihn nicht gerne in dieser Ansicht enttäuschen wollen.
Mit verlegenem Mitleid schaute er zu Felipe hin. Er fühlte sich unbehaglich und fühlte, daß auch Felipe hinter seiner zur Schau getragenen Gleichgültigkeit unsicher war. Das kam ihm nicht verwunderlich vor, wenn er daran dachte, daß der arme Teufel am andern Tag erschossen werden sollte. Er rückte ungemütlich auf seinem Stuhl hin und her. Er wäre sehr erstaunt gewesen, hätte er Felipes Gedanken über sich erraten können. Überrascht durch seine Anwesenheit und angeregt durch die Möglichkeit, sich neue Sympathien zu gewinnen oder vorhandene Feindseligkeiten zu zerstreuen, fühlte Felipe sich gar nicht unsicher. Er war überzeugt, hier eine harte Nuß knacken zu müssen: hinter den tückischen blauen Gläsern vermutete er durchdringende Äuglein und die lässige Haltung dieses Mannes bedeutete ihm nur das Bestreben, eine zielbewußte Kraft zu verschleiern. Trotzdem war alles das nur Wasser auf die Mühle von Felipes Sinn fürs Dramatische, und eben dieser Sinn fürs Dramatische war recht eigentlich das einzige und letzte, was ihm noch geblieben war.
Das Kreuzverhör begann. Sein Tempo war schneller als sonst, seine Atmosphäre gespannter. Der dritte Akt näherte sich seinem Höhepunkt. Im Anfang benahm sich Felipe großartig, verteidigte sich glühend, war von unbesieglicher Störrischkeit abwechselnd verbindlich oder verächtlich in seinen Ausflüchten, zuletzt höflich und resigniert. Er nahm die ganze Sache so leicht, daß es fast wie Hohn auf seine Richter wirkte.
Dem neu hinzugekommenen Mann zuliebe griff er sogar wieder darauf zurück, das Motiv einer engen Freundschaft mit Flores anzudeuten, welche ihm jede Aussage unmöglich mache, und mit vor unterdrückter Bewegung bebender Stimme zählte er kleine Beweise hierfür auf. Er hatte dieses Argument bei den letzten Verhandlungen fallen gelassen, da es keinen Eindruck auf die gelangweilten Richter zu machen schien. Für den neu Hinzugekommenen jedoch lohnte es sich vielleicht, diese Freundschaft wieder hervorzuholen, und er tat es mit gewaltiger Übertreibung.
Das Verhör war tatsächlich schlimmer, als alle vorherigen; sie wollten mit aller Gewalt aus dieser letzten Gelegenheit etwas herausholen. Felipe fühlte sich dem Zusammenbruche nahe, er war zermürbt und schwindelig, und kam sich wie ein Märtyrer vor. Es war nur noch eine Frage von Minuten und er hätte gestanden, daß Flores jeden Abend in der Kantine de los Cuatro Vientos zu sitzen und dort auch oft zu schlafen pflegte. In diesem Augenblick begingen sie einen verständlichen, aber verhängnisvollen Fehler. Sie alle merkten, wie nahe sie endlich dem Ziel ihrer Wünsche waren, aber De la Torre, der es besonders schlau machen wollte, verdarb ihnen alles. Sie setzten einige Minuten mit ihren sich jagenden Fragen aus und genossen in Gedanken schon die Vorfreude des Geständnisses. Juan de la Torre stand plötzlich auf und schlug mit seiner dicken weißen Faust auf den Tisch. Es herrschte vollkommene Stille, in der man nur die keuchenden Atemzüge des Gefangenen vernahm. Dann sprach De la Torre mit bezwingender Stimme vom morgigen Tag, von der Erschießung auf dem Marktplatz, den Scharfschützen und der Menschenmenge.
Er gab nur eine ziemlich trockene Darstellung der Geschehnisse, aber sie genügte, um ihm den sicheren Sieg zu entreißen. Felipe, der mit einem Schlag wieder alle Bilder vor sich sah, die er in der Qual des Verhörs vergessen hatte, fühlte sich neu belebt und gekräftigt, fähig um dieser Vollendung willen bis zuletzt durchzuhalten. Er hörte zu zittern auf, reckte sich empor und befand sich wieder im Ring und nicht mehr in der Ecke. Es war nichts mehr mit ihm anzufangen. Am späten Nachmittag ließen sie ihn mit der erneuten Verurteilung zum Tode in seine Zelle zurückführen ...
Müde und verärgert gingen die Richter in die Kantine hinüber. Sie unterhielten sich lang und breit über ihren Mißerfolg, bevor sie Stephen Raddington um seine Meinung fragten. Er schaute sie unbehaglich an, und seine blaue Brille gab ihm den rätselhaften Ausdruck einer Sphinx.
„Wollen Sie wirklich wissen, was ich davon halte?" fragte er, und sein korrektes kastilianisches Spanisch kam ihnen höchst sonderbar vor.
„Natürlich", antworteten sie, obwohl Stephen Raddington es ihnen nicht glaubte.
„Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, um diesen Mann zum Verrat zu verleiten. Er hat keine

Léon Blum

(Erich Schilling)



„Genossen, wenn ich vom Frieden spreche, meine ich immer den Krieg gegen die Achse!"

Angst vor dem Tod, den Sie ihm zugedacht haben. Aber schicken Sie jemand zu ihm und lassen Sie ihm sagen, daß er morgen im geheimen erschossen wird, daß der Strafvollzug im Gefängnishof nur im Beisein von Ihnen und einem Priester stattfindet. Sie werden sehen, daß er Ihnen dann sofort alles sagen wird, was Sie wissen wollen."

Zu seiner größten Überraschung wollten sie seinen Rat befolgen. Seine ruhige Sicherheit ließ sie ihr Versagen doppelt empfinden, er machte einen überwältigenden Eindruck auf sie. Sie dachten nicht einmal daran, ihn um die Gründe seiner Vermutung zu fragen. Sie bedankten sich so herzlich bei ihm, als ob das Ergebnis schon feststehe. Flores wurde noch in derselben Nacht dank der ihnen von Felipe erteilten Weisungen verhaftet und eine Woche später erschossen.

Wenn man nach Carrayala kommt und in die Kantine de la Vittoria geht, der einzigen, die Wert auf eine gewisse Exklusivität legt, so wird man fast mit Sicherheit dort am Ecktisch einen Mann bemerken, dessen Uniform ungleich prächtiger ist, als irgendeine in der ganzen Armee von Carrayala getragene. Dieser Mann ist der Mittelpunkt einer schweigenden und ehrfurchtsvoll lauschenden Gruppe, und selbst wenn man sich nicht dazugesellt, hört man, wie er mit weithin tönender Stimme einen Mann preist, der sein bester Freund war und zu dessen Lob es nicht genug Worte gibt. Als nämlich er, Felipe, vor ein paar Jahren wegen einer politischen Tat, an der sie beide beteiligt waren, zum Tode verurteilt worden waren, da hatte dieser edle und unvergleichliche Kamerad in elfter Stunde alle Schuld auf sich genommen und ihn unter Hingabe seines Lebens vor einem Tode errettet, der ebenso schrecklich wie schimpflich für ihn gewesen wäre. Es ist eine rührende Geschichte. Wenn er sie beendet hat, trinkt Felipe aus, erhebt sich und stolziert gewichtig mit auswattierten Schultern hinaus. Kehrt man dann zum Hotel zurück, so sieht man ihn unbeweglich und in der Sonne glitzernd vor dem neuen Kino stehen, das neben dem Teatro Nacional, in dem inzwischen immer noch nichts aufgeführt wurde, erbaut worden ist. Felipe ist hier Portier.

Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil.

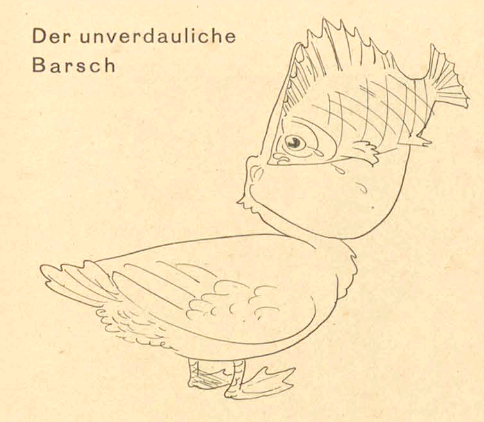
Ansichten

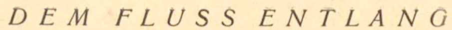
(K. Heiligenstaedt)



„Schrecklich diese Unbequemlichkeit beim Aussteigen, Franz!“
„Ich weiß nicht, ich hab's ganz gern!“

Der unverdauliche Barsch





D E M   F L U S S   E N T L A N G

V O N   G E O R G   B R I T T I N G

Schwarz hängt die Wolke
am Himmel, am blauen.
Du darfst dem Volke
der Mücken nicht trauen,
dreinhauen ist besser.

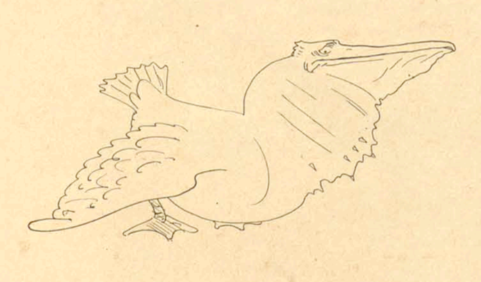
Die Weiden am Fluß
verneigen sich artig.
Wer's verlor hat Verdruß:
vor deinem Fuß,
die Klinge ist schartig,
ein Knabenmesser.

Schwer schleppt die Schnecke
ihr Haus übern Pfad.
In dem Verstecke
der dornigen Hecke
raschelt Wind grad,
als knarre die Kette
am Brunnenrad.

Es wühlt sich der fette
Wurm blutrot empor
aus schlammfeuchtem Bette.

Schwarz wie ein Mohr
steht ein Fisch in der Flut.
Wirf einen Stein auf ihn,
aber ziel gut!

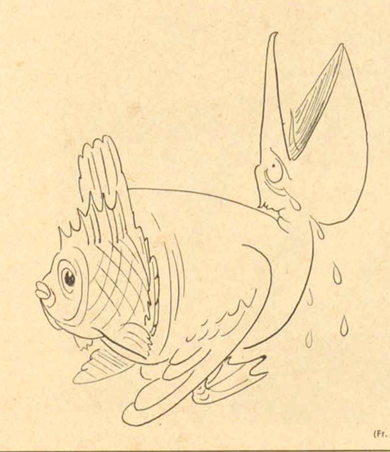
Als sei er aus Perlmutt,
blitzend, wie Silber tut,
zieht er dahin,
der mohrschwarz erschien.



Worauf ich pfeife und worauf nicht ...

Von Josef Robert Harrer

Ob das Pfeifen eine musikalische Äußerung ist?
Da von verschiedenen Größen der Musikwissenschaft das Pfeifen ohne Instrument als nicht zur Musik gehörend bezeichnet wird, kann man ruhig pfeifen, ohne deshalb eine Musikprüfung ablegen zu müssen.
Bevor ich also aus dem letzten Loch pfeife, was wir schließlich einmal alle tun werden — auch die Musikwissenschaftler —, darf ich auf verschiedene Dinge pfeifen. Und ich pfeife wirklich!
Ich pfeife auf meine Schulden; denn ob ich darauf pfeife oder nicht: ich zahle sie ja doch nicht. Und dabei bringt mich das Pfeifen in solche Gemütsbeschwingtheit, daß ich viel eher — worauf es vor allem ankommt — pfeifend neue Schulden machen kann, als wenn ich nicht pfeife.
Ich pfeife auf die Schönheitsköniginnen; ich pfeife nicht als Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind. Nein, ich pfeife auf die Schönheitsköniginnen, weil ich heute früh ein Mädchen im Autobus kennengelernt habe, das noch nie gekrönt worden ist, das aber so schön ist wie eine Birke im Vorfrühling.
Ich pfeife auf den neuesten Roman von Gerhart Thomas Erich Maria Haterfolg. Ich pfeife auf diesen Roman, weil ich auf alle Romane pfeife, die ich nicht selbst geschrieben habe. Deshalb pfeife ich auch auf die Honorare, welche der Verleger dem Herrn Haterfolg schuldig bleibt.
Ich pfeife auf meinen Steuerbeamten; denn dieses Pfeifen ist die einzige Tätigkeit, für die er mir noch keinen Schneefall von Zahlungsaufträgen ins Haus geschickt hat.
Ich pfeife auf den neuen Film mit Lea Zarander und Gustav Traurig. Denn ich habe kein Geld, mir ihn anzusehen. Ich pfeife überhaupt auf den Tonfilm — wie auf das Theater — bis zur nächsten Freikarte.
Ich pfeife auf den sex appeal der Greta Bargo und darauf, daß man in Amerika das Alkoholverbot aufgehoben hat. Denn um Gretas ungewisses Etwas kaufe ich mir kein Glas Bier und in Amerika werde ich nie Wein trinken, weil es keinen Menschen gibt, der mir die Reise zahlen würde.
Ich pfeife darauf, ob man nach dem Titel dieses meines Geisteskindes meinen Namen groß oder klein, dick oder dünn druckt: das Honorar wird dadurch nicht größer.
Ich pfeife auf einen neuen Winterrock, auf ein eigenes Auto, auf eine Privatsekretärin, auf einen Spucknapf aus Meißener Porzellan, auf eine Krawatte mit Veilchenmuster, auf eine Taschenuhr mit leuchtenden Ziffern, auf ein Rasiermesser mit meinem Monogramm: im Leihhaus erhält man auf neue Winterröcke fast gar nichts mehr, ich fahre im Auto meines Freundes, ich wohne in einem Haus ohne einen einzigen Radiolautsprecher, ich verstehe es, meine Manuskripte selbst falsch zu tippen, ich spucke aus dem Fenster auf die Straße, ich habe einen Selbstbinder von meinem Urgroßvater geerbt, ich bin nie neugierig, wie spät es ist; denn es ist immer entweder zu früh oder zu spät, ich rasiere mich mit den Klingen meines Freundes in seinem Badezimmer!
Ich pfeife auf die Dollar- und Pfundtype meiner Schreibmaschine ($, £), ich betrachte sie als überflüssig. Man hat sie — und braucht sie nicht.
Es gibt eigentlich nur wenig, auf das ich nicht pfeife.
Vor allem pfeife ich nicht auf die gute Laune des Redakteurs, der beim Lesen des Manuskriptes bis zu diesen Zeilen gekommen ist. Hat er das Manuskript bereits früher weggelegt, so pfeife ich auf ihn noch mehr als auf meine Schulden. Liest er aber jetzt noch, so pfeife ich nicht darauf, ob er gut gefrüh-



(Fr. Bilek)

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20 Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43 191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

stückt hat, ob ihm seine Frau oder seine Freundin morgens einen süßen Kuß gegeben und dabei geflüstert hat: „Zerreiß mir nur nicht die armen Schriftsteller, mein Goldchen!"; ich pfeife nicht darauf, ob er eine gute Zigarette geraucht hat oder eben raucht; denn das Nikotin-Seelchen ist die beste Freundin und Fürsprecherin des Schriftstellers, es ist seine zehnte Muse.

Ich pfeife auch nicht auf den Geldbriefträger, der mir das Honorar für diese Arbeit bringen wird.

Ich pfeife nicht auf das Kaffeehaus; denn in dem Kaffeehaus sitzt meine schöne Leserin, die eben ihre ganze Aufmerksamkeit diesem Pfeifgeschichtchen geschenkt hat.

Ich pfeife natürlich nie auf meine Leserin. Was wäre der Schriftsteller ohne Leserinnen? Er wäre ein Spiegel auf dem Nordpol, er wäre ein Strumpfband für Barfüßler, er wäre überflüssig wie eine brennende Kerze am sonnigen Sommermittag ... Und ich pfeife noch auf etwas; beinahe hätte ich vergessen, es zu sagen.

Ich pfeife auf mich, wenn dieses Manuskript wieder zu mir zurückkommt. Aber davon erfahren Sie nichts; denn wenn Sie in der Lage sind — in der glücklichen Lage? —, diese Zeilen gedruckt zu lesen, dann habe ich ja keinen Grund, auf mich zu pfeifen.

Sollten Sie aber an meinem Hause vorübergehen und ein Pfeifen vernehmen, wie Sie es noch nie gehört haben, dann können Sie versichert sein: Ich pfeife eben auf mich und auf den Redakteur, der mir diese Arbeit zurückgeschickt und der Menschheit vorenthalten hat.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Zu Svehla, dem ersten tschechoslowakischen Ministerpräsidenten, der sich, nebenbei bemerkt, um eine Verständigung mit den Deutschen sehr bemühte, kam einmal der Herausgeber einer kleinen Zeitung und klagte sein Leid. „Über kurz oder lang werde ich bestimmt gezwungen sein, das Erscheinen meines Blattes einzustellen", jammerte er. „Fast jeder Bauer hat bereits einen Radioapparat, und da hört er die Marktpreise, den Wetterbericht und die wichtigsten Tagesneuigkeiten. Wer, sagen Sie mir, wird da noch meine Zeitung abonnieren?!" Worauf Svehla dem unglücklichen Zeitungsmann auf die Schulter klopfte und meinte: „Haben Sie keine Angst, guter Freund, die Leute werden Ihrem Blatt die Treue halten; denn die Antennen können sie nicht in vier Teile schneiden und aufs Häusl hinaushängen."

Auf einer Bahnstation bei Prag wurde aus einem Güterzug ein Wagen ausrangiert, in welchem sich, laut der an der Wagentür angebrachten Aufschrift, Fische befanden. Entsprechend der Vorschrift, nach der Fischsendungen an warmen Tagen ständig verschoben werden müssen, um das Wasser in den Fischbehältern in Bewegung zu erhalten, übergab der diensttuende Beamte den Waggon einem Lokomotivführer zur weiteren Amtshandlung. Eine ganze lange Nacht wurde nun der Waggon hin und her verschoben, und erst andern Tags entdeckte man, daß der zwölf Stunden hindurch in Bewegung gehaltene Güterwagen nicht lebende Fische, sondern — Sardinenbüchsen enthielt.

Wir haben einen Gasthof, mitten in einem kleinen Dorf. Das Schlimmste sind die späten Abende. Da sitzt meist einer oder zwei, sie sitzen da und stieren vor sich hin, keiner spricht mehr etwas und keiner trinkt mehr etwas. Aber du mußt bei ihnen sitzen bleiben, du kannst nicht Feierabend machen, sonst sind sie schwer beleidigt und kommen nie wieder in deine Gaststube.

So ging es mir gestern wieder. Es war weit über Mitternacht. Der alte Huber saß seit einer Stunde vor seinem leeren Glas. Mir fielen die Augen bleiern zu, aber ich blieb und harrte schweigend des endlichen Aufbruches. Der alte Huber saß und saß und starrte auf sein leeres Glas. Endlich unterbrach er das lange Schweigen: „Woaßt, Veichtenwirt, könnst mir leicht a Maß zahln, wenn i dir so lang Gesellschaft leist — —"

Der Londoner Sterngucker

(E. Thöny)



„Goddam, der Stern scheint doch eine andere Bahn zu ziehen, als wir berechnet haben!“

München, 18. Juni 1939
44. Jahrgang / Nummer 24

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

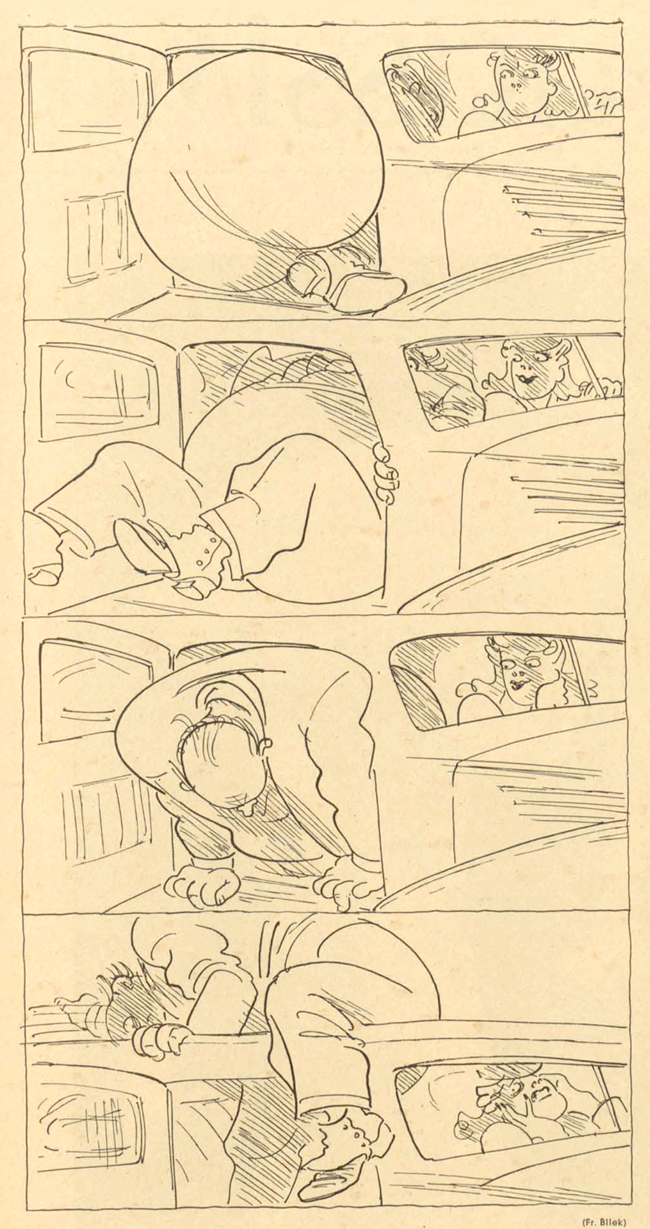
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Premiere

(E. Thöny)



„Ist das heute eigentlich eine Oper oder ein Schauspiel?"
„Kind, wer wird auf solche Kleinigkeiten achten!"



(Fr. Bilek)

Das enge Auto

Grenzen der Höflichkeit

Von Walter Foitzick

Ich kann mir denken, daß die Ritter, die im Mittelalter von Burg zu Burg zogen und in Ermangelung von Hotels mit fließendem kaltem und warmem Wasser auf eben diesen Burgen übernachteten, um dann als Zahlung ein Gelegenheitsgedicht auf die holde Burgherrin zu machen, Höflichkeit gegen Damen über alles stellten. Das war vielleicht damals so eine Art Dienst am Kunden, und die Ritter hätten sich gewiß das reichverzierte Ritterschwert eher irgendwo hineingerannt, ehe sie vor einer Dame in die Trambahn gestiegen wären.

Aber natürlich gab es damals keine Straßenbahnen und kein Gedränge an den Straßenbahnhaltestellen und niemand, der gerufen hätte, der Wagen sei besetzt. Deshalb fiel einem die Höflichkeit gegen Damen auch bedeutend leichter. Doch da gibt es z. B. Leute wie Berthold, der ist sozusagen einer der letzten Ritter, und er hält die Tradition des Minnedienstes bis in die heutigen Tage hoch, ja, sogar bis in die Abendstunden, in denen die Straßenbahnen bekanntlich immer überfüllt sind.

Jeder wird vor einem solchen Manne Achtung haben, ihn sogar als Museumsstück schätzen, ihm den Preis der Höflichkeit zuerkennen, ihn mit Ehren überhäufen, falls, ja falls man nicht in das Gehege seiner Höflichkeit kommt und selbst mit hineingerissen wird. Dann hat der Spaß ein Ende.

Ich bin kürzlich dem Berthold ins Gehege seiner Höflichkeit gekommen. Ich habe gesehen, wie seine Ritterlichkeit auf Touren lief, und wie wir anderen dabei unter die Räder gerieten.

Das war also an einer Straßenbahnhaltestelle. Wie Bienen am Flugloch bildeten wir eine Traube an der Straßenbahntür. So ähnlich stelle ich es mir vor, wenn die Bienen einen Hochzeitsflug mit ihrer Königin machen. Das kann aber auch ganz anders sein, denn ich kenne mich in Bienenkreisen nicht recht aus, in Straßenbahnfahrerkreisen kenne ich mich aber ganz vorzüglich aus, und das Gedränge beim Einsteigen ist eigentlich gar kein Hochzeitsflug.

Da stand nun Berthold und machte in Ritterlichkeit. Er ließ alles Weibliche vor sich einsteigen. Sie werden sagen: „Na, welch ein Mann!"

Zugegeben, sehr schön, wenn Berthold nur für seine Person höflich gewesen wäre. Aber er stellte sich breit vor den Eingang der Straßenbahn, er bildete einen Damm, der uns Männer zurückhielt und nur die Weiblichkeit durch das so geschaffene Ventil in den Wagen einströmen ließ. Als er allen Damen seine Ritterlichkeit hatte angedeihen lassen, konnte nur er noch gerade aufspringen, und dann ertönte die Stimme des Schaffners: „Der Wagen ist besetzt."

In uns gärte es furchtbar, als der Wagen ohne uns, aber mit dem ritterlichen Berthold abfuhr. Er hatte nicht nur seine Höflichkeit verschwendet, er hatte auch mit unserer Höflichkeit gewuchert. Er hatte sich mit fremder Ritterlichkeit geschmückt.

Wir waren zu Zwangskavalieren geworden, die wir gar nicht an Derartiges gedacht hatten, sondern nur daran, daß wir mit der Straßenbahn mitkommen wollten. Wir hatten uns als gleichberechtigte Verkehrsteilnehmer gefühlt und als unbekannte Drängler im Verkehrsleben.

Damit soll natürlich nichts gegen feine Sitten beim Besteigen der Straßenbahn gesagt sein, aber es ist halt menschlich, daß man dann auch selbst den Ruhm seines feinen Benehmens genießen will.

Vermutlich war es auch zu den Zeiten der edlen Rittersleut so, und die Ritter wollten, wenn sie längere Zeit vor gotischen Erkern Laute gespielt hatten, persönlich süßen Lohn von holden Frauen dafür empfangen.

Allerdings waren die Verkehrsverhältnisse damals ganz andere.

Amerika wirbt fürs Geschäft

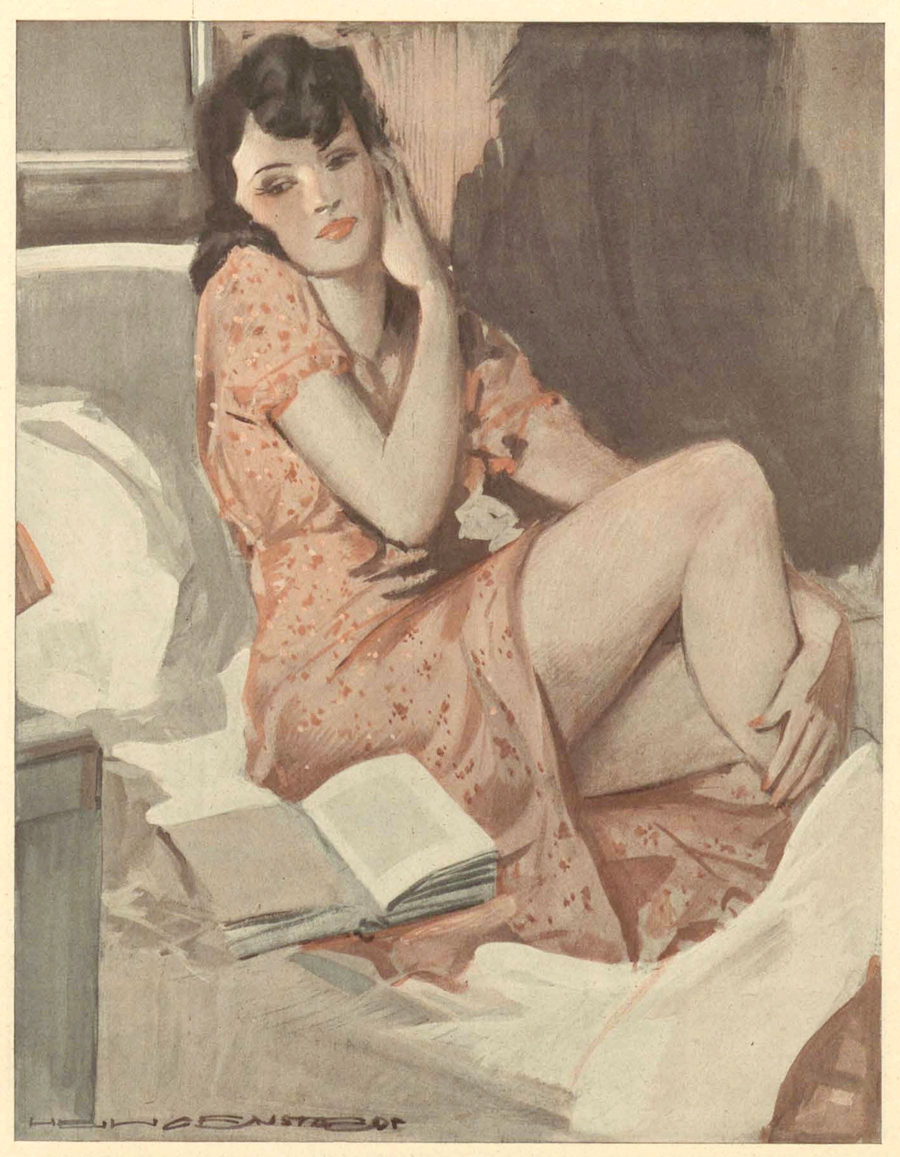
(Erich Schilling)



„Demokraten Europas, zum Kriegführen gehört Geld, Geld, und nochmals Geld; und das ist es, was Amerika braucht. Darum decken Sie sich bei uns mit Waffen ein! Sofort lieferbar! Heute noch Zustellung frei Haus, Karte genügt!"

Der Ritter

(K. Heiligenstaedt)



„Alles könnte er für mich tun, hat er gesagt. Und wirklich — jetzt hat er unten schon zweimal gehupt, obgleich er erst neulich deswegen eine Mark zahlen musste . . ."

WULLY DER MESSERWERFER

VON KARL-GEORG KÜLB

Eigentlich hieß er Fridolin. Aber schon auf der Schule nannten sie ihn Wully. Das kam so:
Es war einmal ein Zirkus in der Stadt. Die Hauptattraktion war eine Zigeunertruppe, und deren Hauptattraktion hieß Wully, der Messerwerfer. Er hatte eine braune Haut, schwarze Haare und warf die Messer so haarscharf genau, daß er den zwei hübschen Mädchen der Truppe auf zehn Meter Entfernung angelutschte Pfefferminztabletten, Zigarrenstummel, Bleistiftspitzen, brennende Streichhölzer, und was man sonst so im Munde führt, von diesem ihrem Munde abwarf. Der Clou des Abends war die Sache mit dem Fruchtsalat. Das eine Mädchen — es lachte dauernd unerschrocken — nahm eine geschälte Banane, einen Apfel und eine Apfelsine zwischen die Zähne. (Hintereinander natürlich.) Vor ihr auf dem Tisch stand eine Schüssel. Wully schnipselte unter dem Jubel des Publikums die Früchte in die Schüssel. Dann verbeugte er sich, dankte mit gekreuzten Händen dem pp. Puplikum. Er empfahl dann, nicht ohne Humor, den vielleicht zufällig anwesend sein sollenden Hausfrauen, den Trick im trauten Heim vor dem werten Gatten zu versuchen.
Fridolin war nach dreitägigem Training in der Lage, mit irgendeinem Messer die kühnsten Würfe zu riskieren. Als er dem Skelett, das beim naturwissenschaftlichen Unterricht aufgestellt wurde, das Messer so zwischen die Rippen warf, daß es hinten an der Tafel auf einem gezeichneten Kreis hängen blieb, gröhlte die ganze Klasse vor Begeisterung. Fridolin schrie dann „Hoi", wie er es beim großen Wully im Zirkus gehört hatte und wiederholte das Kunststück. Seit diesem Tag hieß er nur noch Wully.
Als er einmal — anläßlich einer Wette — ein Küchenmesser vom 3. Stock nach der Teppichstange zielend, in den Hof wirbelte, landete es in einer Köchin feistem Hinterteil. Das Messer konnte an sich unschwer entfernt werden. Aber die Köchin, die vierzehn Tage vorher ordnungsmäßig gekündigt hatte, weil ihr ein Engagement beim Film in Aussicht stand, ging gerichtlich gegen Wullys Vater vor. Ihr Anwalt machte in der Klageschrift geltend, daß sie in ihrer Schönheit beeinträchtigt sei, und damit ihre Engagements-Möglichkeiten beim Film natürlich geringer seien. Der Klage wurde stattgegeben. Unter Hinweis auf die Oberlandesgerichtsentscheidung 124/34 (O. L. G. E.: Gibt eine Narbe am Becken einer Köchin Handhabe zu einer Schadenersatzforderung, aus einem Verstoß gegen die guten Sitten, oder gilt dieselbe als verkehrswidrig im Sinne des anzuwendenden Gesetzes). Das Messer konnte, wie gesagt, unschwer entfernt werden, auch der Stachel in der väterlichen Brust (bildlich). Schwerer zu entfernen war Wullys Leidenschaft, wahllos Messer bei Verwandten und Bekannten — ja selbst bei sonntäglichen Familienessen — mit der Spitze zwischen die Finger zu nehmen, das linke Auge zuzukneifen, und es dann mit elegantem Schnick auf ein selbstgewähltes Ziel zuschwirren zu lassen. Als das Bratenmesser Großmamas linkes Ohrläppchen durchbohrt hatte, sprach die Familie ihr Mißfallen über den sonst intelligenten und seriösen Knaben aus. Als aber das Käsemesser des Kanarienvogels Schwanzfedern übermäßig gestutzt hatte, entzog man dem Mutwilligen mit Konsequenz Nachtisch und sämtliche Messer. Durch diese pädagogisch nicht einwandfreie Behandlung wurde des Knaben Sicherheit erschüttert. So gab er denn seine Kunst auf und warf sich aufs Klavierspielen. Jetzt war er 23 Jahre, war Bankangestellter, seine Muskeln schlaff und sein bebrilltes Antlitz bleich wie ein Harzer Roller. Er war das Gegenteil des Typs, den man in Wegen zu Kraft und Schönheit findet. Kurz, er sah unschön aus, ohne interessant zu wirken.
Es wurde Frühling. Er ging mit Mädchen in die Baumblüte. Er kam noch enttäuschter zurück als die sonntäglichen Opfer, die an seiner Seite träumten, sie seien Greta Garbo — während sie in ihm nur die Negation des entsprechenden männlichen Typs sahen. Er träumte nicht. Er sah nicht Greta Garbo in ihnen. Es genügte ihm, daß sie das Dienstmädchen der Familie Leddenhausen war und doch so unerreichbar wie Greta Garbo. Wozu also seine Sehnsucht noch potenzieren?
Dann ward es Spätsommer. Donnerstagabend lernte er sie kennen. Sie hatte womöglich noch verträumtere Augen als die andere. Als er sich von ihr verabschiedete und in den Autobus stieg, dachte er an ihre Augen. In seinem Hirn leierte es: Tief wie ein Bergsee. Anscheinend meinte er damit diese Augen. Wie er zu diesem, seinen sonstigen Gedankengängen so fernliegenden Vergleich kam, wußte er selbst nicht. Aber er fand den Satz herrlich. Irgendwas imponierte ihm bei diesem Mädchen ganz besonders. So fiel auch das Picknick für Sonntag reichlicher aus. Sie saßen an einem Waldesrand gegenüber Obstbäumen, aus denen schon die ersten roten Sommeräpfel unwahrscheinlich in der mittäglichen Sonne hingen. Sie aßen soviel, daß das Mädchen mit den verträumten Augen (tief wie ein Bergsee) sich anschmiegte, um bequemer zu sitzen. Einmal rülpste sie unterdrückt. Dann sprach sie von ihrer Kindheit. Von ihrer ersten Liebe. Fridolin glaubte, sich verhört zu haben. Des holden Geschöpfes, das warm und weich und mollig an seiner Seite saß, erste Liebe hieß: Wully. Es war der Messerwerfer aus dem Zirkus. „Weißt du, einen Wunsch könnte er mir jetzt erfüllen, den du mir doch nicht erfüllen kannst", lispelte sie. Fridolin hielt das für eine unfeine Anspielung und fragte nicht weiter. Sie schwiegen. Das Mädchen mit den tiefen Bergsee-Augen aß traumverloren zwei Tafeln Schokolade. Aus dem Silberpapier formte sie Herzen. Sie war ein ungemein zartfühlendes Wesen. Dann brach sie das Schweigen: „Fridolin ist eigentlich ein saublöder Name." Es klang wie ein leichter Vorwurf: „Hast du eigentlich keine anderen Namen? Sowas wie: Schnucki, Putzilein oder Teddy?" Fridolin fühlte, wie er rot wurde. Er wußte, daß es gefährlicher sei, sich in die Träume anderer zu mischen als in deren Wirklichkeit. „Doch", flüsterte er bescheiden: „Wully". Sie lachte nur.
Es ging ihm durch Mark und Bein. „Hach", sagte sie: „Wully hätte mit seinem Messer mir dort oben den Apfel auf den ersten Wurf heruntergeholt!" Fridolin gab es einen Ruck durch den ganzen Körper. Die Chance seines Lebens!! So muß es Achilles zumute gewesen sein, als er Hektor zum ersten Male erblickte. Aber darin war er ihm wahrscheinlich etwas unähnlich, daß er zugleich auch Hemmungen empfand. Er dachte an den Prozeß mit der Köchin, an Omas lädiertes Ohrläppchen und den gestutzten Schwanz des Kanarienvogels. Aber seine urwüchsige Kraft siegte. Er stand auf. Das mollige Mädchen rollte auf den Rücken. Fridolins Erregung teilte sich ihr magnetisch mit. Sie blinzelte in die Sonne. Sie traute ihren Augen nicht: Da stand ein Jüngling vor ihr in all seiner Herrlichkeit. Seine Augen leuchteten. Durch seinen Anzug strafften sich ungeahnte Muskeln. Stahl blitzte in der Sonne. Ein Ruck — ein Zuck und ein Wurf: ein Messer wirbelte durch die Luft. Es klang schneidend wie Ostwind. Ein Apfel rollte in ihren jungfräulichen Schoß. In höchstem Entzücken jauchzte sie: „Hach". Das war der Mann ihrer Mädchenträume. Das war der Sonntag, nach dem sie sich in allen Filmen gesehnt hatte. — Sie hauchte nur noch: „Wully". Wully war zum erstenmal restlos glücklich.

Als sie abends beide, berauscht von Liebe und Obstwein, am Bahnof N. einkehrten, flüchteten alle Gäste aus dem Restaurant. Fridolin-Wully wurde verhaftet. Am nächsten Tag las man in der Zeitung die dicke Schlagzeile:

„Ein Amokläufer am Bahnhof N.
Ein junger Mann kehrte gestern abend am Bahnhof N. mit seiner angeblichen Braut ein. Den Gästen fiel sofort das verstörte Wesen des Mannes auf. Kaum hatten sie Platz genommen, als der Unhold sämtliche Messer ergriff und durch den Saal wirbeln ließ. Zuerst warf er nach dem bejahrten Sanitätsrat Z., der nur wie durch ein Wunder unverletzt blieb. Der Unhold hatte mit seinem Messer schon des Greises Mund berührt, ja seine Zigarre aus dem Munde geschleudert. Als der Wahnsinnige nach dem nächsten Opfer warf, nach Frau Pastor M., die nebst Töchtern gerade Bananen aß und unter dämonischem Lachen seine todbringenden Waffen wirbeln ließ, leerte sich das Lokal binnen weniger Minuten. Nur einem starken Polizeiaufgebot und dem tatkräftigen Eingreifen der freiwilligen Feuerwehr war es zu verdanken, daß der Amokläufer verhaftet werden konnte. Wie wir von gut unterrichteter Seite hören, soll seine Unterbringung in einer Heilanstalt unmittelbar bevorstehen."

Wully heiratete sie. Die Ehe ist glücklich. Er hat versprochen, nicht mehr Messer zu werfen. Nur an Weihnachten, lange nach dem Fest, darf er zur Freude der Mutter und der zahlreichen Kleinchen sämtliche Äpfel, Konfekt, Schokolade und Christbaumschmuck abwerfen. Einmal im Jahre ist Wully restlos glücklich.

ROSE IM JUNI

Von Fritz Knöller

Morgens bei dem geisterweißen Frühlicht,
wenn flammengeil der Hahnenschrei
auf Einödshöfen in den Tag sticht,
hält die Rose noch ihr Haus verschlossen.
Wenn die Sonne dann wie ein feuerrotes Ei
aus dem Wolkensack hervorgeschossen,

öffnet auch die Rose sacht ihr Tor,
quillt wie eine sorgenleichte Wolke
weiß und klar hervor
oder rosarot wie eine Kinderwange
oder gelb wie Blütenstaub vom Blumenvolke
oder purpurrot wie Mädchenblut, das bange.

Diamanten funkelnd, taubesprengt der Leib,
von dem Dufte ihrer Fülle trunken,
prangt sie als ein königliches Weib;
ihr zu Füßen ist das Gras gesunken.

Selbst in blaßbestirnter Nacht,
wenn sie sich vorm silberkalten Mond verhüllt,
schwelt ihr Duft wie eine abgeschiedne Seele
um das schlafverstummte Haupt. Von der Pracht
des Jahres mag sie träumen, liebeswild,
von dem todessüchtgen Heu und der süßen Vogelkehle.

Traumdeutung

(R. Kriesch)



„Du schaust ja heute so grimmig, Erna — hast wohl schlecht geschlafen?"
„Im Gegenteil — ich habe von Paul geträumt und ihn dabei erst richtig kennengelernt."

DIE MAUS / Von Heinrich Hardt

Die Minna war ein gutes Mädchen, kräftig und drall. Sie kam vom Lande und war die beste, die Frau Geheimrat Piepenbrinck jemals in ihrem Haushalt gehabt hatte.
Es war erstaunlich, wie die Minna alles anpackte. Sie arbeitete für zwei. Essen tat sie auch für zwei, aber warum auch nicht. Wer so schuftet wie die Minna, der kann auch doppelte Portionen beanspruchen, bitte... Und vor nichts hatte Minna Angst, nicht vor der Arbeit, nicht vor den Männern, nicht einmal vor — Mäusen!
Nicht einmal vor Mäusen hatte sie Angst! Und das war eine besonders wichtige Eigenschaft; denn in der Speisekammer gab es Mäuse, und das hatte früher zu Katastrophen geführt.
Bisher hatten alle Hausmädchen, wenn es in der Speisekammer grundlos raschelte, die Röcke hochgerafft und waren quietschend davongestoben. Und so hatte einmal eine einzige Maus die Speisekammer einen ganzen Sonntag über mit Erfolg verteidigt! Da das einzige männliche Wesen, der alte Geheimrat Piepenbrinck, gerade verreist war, gab es den ganzen Tag nichts zu essen. Es war so schrecklich, daß sich endlich am Abend die Frau Geheimrätin, von grimmigem Hunger gepeinigt, entschloß, selbst ein Stück Brot aus der Kammer herauszuangeln. Ausgerechnet mußte ihr die Maus über die Hand laufen!
Die gnädige Frau kreischte nicht, wie es die Mädchen getan hätten. Sie raste auch nicht mit hochgerafften Röcken davon. Sie wußte, was sich gehörte und — fiel mit einem dezenten Seufzer in Ohnmacht. Seitdem war sie durch nichts zu bewegen, die Speisekammer zu betreten, wenn sie irgend vermuten konnte, daß eine Maus sich darin aufhielt, — und das vermutete sie stets, wenn sie auch nur das leiseste Geräusch zu vernehmen meinte.
Es war ein wahrer Segen, daß die Minna darin so ganz anders war. „Ach, gnädige Frau," sagte sie, „was ist denn schon dabei? So ein kleines Tierchen, das fängt man doch mit der bloßen Hand. Aber wenn Sie wollen, kann ich ja auch gelegentlich eine Falle aufstellen..."
Ja, was das anbetraf, war die Minna unvergleichlich, genau wie bei der Arbeit. Und daß an manchem Abend ein Laib Brot und ein ganzes Pfund Schinken so glatt — mir nichts, dir nichts — verschwand, das fand Frau Geheimrat Piepenbrinck zwar verwunderlich, wenn sie ihren eigenen Appetit damit verglich.
Nur eines wollte ihr nicht gefallen: daß Minna sich auch die Männer nach Grundsätzen eines ähnlichen Geschmackes aussuchte. Die konnten gar nicht männlich genug sein, und ihr Jetziger war ein Boxer.
Und was für ein Mann! Noch nie — abgesehen natürlich von der Geschichte mit der Maus —

noch nie in ihrem ganzen Leben glaubte Frau Piepenbrinck derart erschrocken gewesen zu sein wie an jenem Abend, an dem sie nichtsahnend und unerwartet die Küche betreten hatte. Was da am Küchentisch sich langsam und verlegen aufrichtete, das war ein muskelbepacktes Ungeheuer in Mannesgestalt, ein Koloß von urweltlicher Größe mit einem mächtigen vierkantigen Schädel... Das Entsetzen über die Tatsache, daß Minna es gewagt hatte, einen Mann zu einem nächtlichen Stelldichein in die Küche einzuladen, verblaßte völlig vor dem unmittelbaren und persönlichen Erschrecken vor dieser furchteinflößenden Hünengestalt. Minna bat unter Tränen um Vergebung. Sie versprach, daß nie—nie—nie wieder ein Mannsbild ihre keusche Küche betreten solle...

Und damit schien der Fall erledigt, ein für allemal. Minna arbeitete für zwei, aß für zwei und bekämpfte mit nie verzagendem Mut die Mäuse in der Speisekammer, die aber trotz dieses Kampfes nicht weniger zu werden schienen; denn des öfteren hörte Frau Piepenbrinck, wenn sie spät am Abend noch die Küche betrat, ein heftiges Rascheln hinter der verschlossenen Türe.

„Ach, keine Sorge, gnädige Frau, die fange ich mit der bloßen Hand", sagte Minna dann treuherzig, und das war schon eine wahre Beruhigung. Genau so, wie es beruhigend war zu wissen, daß niemals mehr ein Mann in der Küche saß. Da wurde Frau Piepenbrinck eines Abends von jähem Mißtrauen ergriffen. Es war schon spät, sie war gerade von einem Theaterbesuch heimgekehrt, und wie sie den Korridor entlangging, da glaubte sie voller Schrecken, ein leise schmatzendes Geräusch zu vernehmen. Von fürchterlichen Ahnungen erfüllt, stürzte sie zur Küche, war dann allerdings schon halb wieder beruhigt, als sie die brave Minna, zwar mit hochrotem Kopf, aber sonst völlig allein am Küchentisch fand.

„Minna", sagte sie und sah sich, doch noch ein wenig argwöhnisch, in der Küche um, „sollte ich mich irren? Mir war, als hätte ich ein Geräusch vernommen!" „Och, was sollte das wohl gewesen sein!" „Es klang fast wie — hm — wie ein Kuß!" „Och, das kann doch wohl nicht gut möglich sein, gnädige Frau."

„Minna! Da ist es wieder — hören Sie denn nichts?" Frau Piepenbrinck zuckte merklich zusammen. Unleugbar war ein Geräusch in der Speisekammer, und diesmal klang es fast wie ein Seufzer oder wie ein verstohlenes Atemholen.

„Minna!" wiederholte die Geheimrätin in ahnungsvoller Empörung. „Da ist, Minna — da ist doch nicht etwa ein — Mann in der Kammer? Da, hören Sie doch dieses merkwürdige Rascheln ..." Und kurzentschlossen schritt sie auf die Speisekammertür zu. Doch — wie elektrisiert zuckte ihre Hand vom Riegel zurück, als sie Minnas entsetzte Stimme hinter sich vernahm:

„Um Himmels willen, gnädige Frau, Vorsicht! Seien Sie doch ja, bitte, vorsichtig! Es sind — Mäuse darin! Sie müssen sich in letzter Zeit schrecklich vermehrt haben. Vorhin erst huschten drei Stück zickzackzuck quer über die Regale, als ich das Brot zurückstellte ..."

Auf Frau Geheimrat Piepenbrincks Wangen erschienen zwei runde feuerrote Flecken, — so erregt war sie. Die reine Vorstellung von drei — man denke nur: drei! — huschenden Mäusen genügte, um sie einer Ohnmacht nahezubringen. „Oh, natürlich!" stotterte sie. „Die Mäuse hatte ich im Augenblick ganz vergessen. Natürlich kam das Schnalzen und Rascheln von den hin und her huschenden Mäusen. Oh, Sie müssen verzeihen, Minna, daß ich Sie so ohne allen Grund verdächtigte ..." Und damit zog sie sich rückwärtsgehend schnell so zurück, wie es ihr nur irgend möglich war. Aber sie hatte die Küchentür noch nicht ganz erreicht, und Minna hatte ihre wenig taktvolle Bemerkung, warum wohl gerade die Frauen immer solche Angst vor diesen kleinen lieben Tierchen hätten, noch nicht vollendet, als ein fürchterliches, dröhnendes Hilfegeschrei aus der Speisekammer hervortönte. Gleich darauf begann die schmale Tür unter krachenden Faustschlägen zu erzittern, brach splitternd aus den Angeln, und aus der engen Kammer stürzte, blaß wie der Tod, mit schweißüberströmtem Gesicht ein muskelbepacktes Ungeheuer in Mannesgestalt hervor: der Boxer! Und während er, ohne sich auch nur ein einziges Mal nach Minna umzusehen, davonstürmte, schrie er: „Hilfe! Eine Maus! Hilfe! Eine Maus ist mir ins Hosenbein gelaufen."

Minna öffnete das Küchenfenster, und da hörten sie ihn noch auf der Straße um Hilfe rufen, aber es klang nur noch leise herauf; denn er war schon weit weg. Er kam nie wieder ...

LIEBER EIN MÄDCHEN / VON EDMUND BICKEL

Kein lebender Mensch wäre jemals unangemeldet in das Zimmer des beinahe allmächtigen Mannes gekommen, der eine Kreuzung aus einem General und einem Direktor war, ein leibhaftiger Generaldirektor.

Vor der Tür saß nämlich ein Diener, der von Beruf Riese war, ein netter und ordentlicher Mann, nur viel zu groß. Auf seinem Schreibtisch stand ein nie benutztes Tintenzeug, genau wie beim Generaldirektor. Nur war es bei dem aus Marmor. Er schrieb nämlich immer mit seinem Füllfederhalter. Was hat schon so ein Diener zu schreiben, und was so ein Mann, der bereits ein solches kostbares Schreibzeug besitzt?! Die sieht man sonst nur in Versteigerungshallen.

Das war alles ganz schön und recht, aber der Generaldirektor hatte außerdem noch einen Vogel. Kam da ein Besucher, dann mußte der Riese stets sagen: „Herr Generaldirektor haben ausdrücklich den Auftrag erteilt, nicht gestört zu werden." Ließ sich der aber nicht abweisen, und fing an, mit dem guten Riesen laut zu reden, dann machte der Generaldirektor plötzlich eigenhändig die Tür auf, wedelte freundlich mit dem Vollbart und sagte: „Aber ich bitte Sie, mein lieber Fürst Klamottenburg, Sie können zu jeder beliebigen Tages- und Nachtzeit zu mir kommen! Ist ja ganz klar!"

Das ärgerte den Riesen zwar schrecklich, aber er merkte sich den Fürsten. Beim nächsten Mal ließ er ihn glatt rein.

Na, da hätte man vielleicht den Generaldirektor toben sehen sollen! Der führte sich auf wie ein Marktweib. Geradezu schrecklich. „Wenn das Durchlaucht gesehen hätten! Na, wer weiß, was Durchlaucht zu Hause machten. Man denkt oft, wie fein solche Leute sind."

Als der Fürst Klamottenburg wieder kam, ließ ihn der Riese natürlich nicht zum Generaldirektor hinein, natürlich nicht. — Die Tür ging auf, und der Herr Generaldirektor sagten zu Durchlaucht: „Waß? Nicht reinlassen will Sie mein Zwerg zu mir?!" und zu dem guten Riesen: „Waß habe ich Ihnen eigentlich gesagt, wa?!"

Kaum war der Fürst weg, da tobte der Generaldirektor mit dem Riesen wie ein Königstiger in bengalischer Beleuchtung, der seinen Schweif in die Käfigtür gezwickt bekommen hat.

„Eine Marktfrau ist gegen ihn eine englische Herzogin", dachte sich der Riese dieses Mal. Und ließ sich heruntermachen, bis er weinte.

Natürlich glaubte er, es jetzt recht zu machen, als er den Fürsten anstandslos zu seinem Generaldirektor hereinführte, wie der wieder kam.

Da brach die Hölle über den armen Riesen herein. Ultraviolett wurde der Generaldirektor, nachdem der Fürst weg war. Er rutschte vor Wut an dem Riesen herauf und herunter, daß es nur so eine Art hatte.

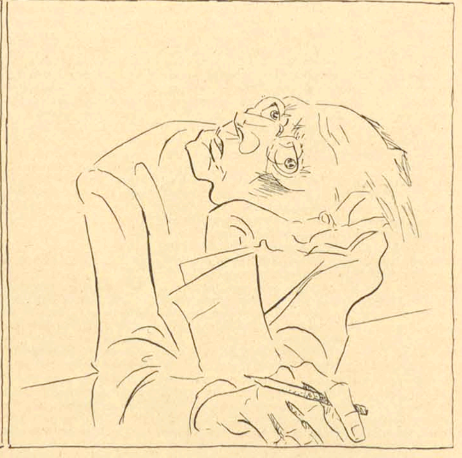
Zum Denken kam der Riese gar nicht mehr. Er tat das einzig Richtige: Holte mit seiner überlebensgroßen Hand aus, und knallte dem Generaldirektor eine ins Gesicht, daß dem beinahe der Bart davonflog. Und ging froh und zufrieden zu seiner Frau heim. Seitdem sitzt eine niedliche junge Dame vor der Tür; denn der Generaldirektor sagte sich nachher ganz richtig: (Siehe Überschrift!)

Vom Grübeln

(O. Gulbransson)



Eines von den schlimmsten Übeln
ist das sogenannte Grübeln:
wenn man nämlich gramumflort
in dem eigenen Busen bohrt.



Denn was pflegt man zu entdecken?
Scherben, Unrat, Tintenflecken,
wodaraus man dann verfrüht
trübe Konsequenzen zieht.

OLAF GULBRANSSON 39

Laß dir demzufolge raten:
greife lieber nach dem Spaten,
wandle sinnend hinters Haus,
heb' dort eine Grube aus

und versenk' in ihre Mitte
fromm den Schößling einer Quitte
(auch ein Apfel kann es sein).
— Dieses Grübeln bringt was ein.

Ratatöskr

Bayerisches Städtchen

Sommer in Erding

(Wilhelm Schulz)



Unser Freund Gaston de Saint-Auclaire

Von Soya

In meine Klasse ging damals ein kleiner, blasser und unscheinbarer Knabe, Gaston de Saint-Auclaire. Er war das offensichtliche Produkt eines Heiratsabkommens zwischen einem alten Adelsgeschlecht französischer Herkunft und einer gut bürgerlichen dänischen Bankiersfamilie. Böse Zungen behaupteten, daß Vater Christiansen sich den Grafensohn gekauft hätte, um seiner Tochter einen vornehmen Namen zu verschaffen. Aber der alte Bankier hatte dabei ein schlechtes Geschäft gemacht. Dem kleinen Gaston wäre mehr gedient gewesen, hätte der Großpapa ihm einen Beton- oder Erdarbeiter gekauft.

Gaston war ein Treibhauspflänzchen an Gesundheit. Schwer von Begriff und von furchtbar schlechtem Gedächtnis, haftete ihm jedoch eine Gutgläubigkeit an, die ans Phantastische grenzte. So redete ihm damals — er war in der untersten Klasse der Mittelschule — ein Mitschüler ein, daß der Rektor, der ein eifriger Rosenzüchter war, sich sehr über eine Tüte voll Pferdeäpfel freuen würde. Und Gaston stand am anderen Morgen zeitiger auf und sammelte auf dem Wege zur Schule besagte Tüte voll, die er dann dem Rektor in der Pause vor dem versammelten Lehrerkollegium überreichte. Es bedurfte erst drei schallender Ohrfeigen, ehe Gaston den wahren Zusammenhang begriff.

So gutgläubig war er, daß es späterhin als stillschweigende Abmachung unter den Kameraden galt, es sei unfair, ihn zum Narren zu halten.

Sein einziges Talent bestand darin, mit den Nasenlöchern zu vibrieren, eine Fähigkeit, die offen und ehrlich von allen bewundert und angestaunt wurde. Ich darf es ruhig aussprechen, daß Gaston niemals in die oberen Klassen gekommen noch etwa ein Student zweiten Grades geworden wäre, hätte er nicht seinen vornehmen Namen und den Geldschrank des Großpapas im Rücken gehabt. Wenn er sich trotzdem als Gleicher unter Gleichen unter den Kameraden bewegen konnte, so geschah es, weil wir Jungens instinktiv fühlten, daß er in ethischer Hinsicht überaus respektabel war. Zwar hat er nicht ein einziges Mal über ethische Probleme reflektiert und philosophiert (ja, er wird vermutlich dereinst zu Grabe gehen, ohne das Wort „Ethik" definieren zu können), sondern er handelte, wie er es für richtig befand: stets seinen Freunden und Kameraden treu zu sein, nach bestem Vermögen zu helfen und im übrigen keinem Lebewesen etwas zuleide zu tun. Und darum hielten wir zu ihm, die ganze Klasse. Ohne weiter über die sozialen Hintergründe zu polemisieren, fanden wir es selbstverständlich, daß in unserer kleinen Welt ein Gaston existierte, der schwach und unbegabt war, und der es trotzdem zum Examen brachte, dank eines mystischen Eingreifens aus den Wolken.

Und wir ließen ihn auch nicht im Stich, nachdem wir die Schule verlassen hatten. Obwohl sein Beitrag zur Unterhaltung einzig darin bestand, sich einen kleinen englischen Stutzbart beizulegen und mit den Nasenlöchern zu vibrieren, nahmen wir ihn überall mit, zu allen nächtlichen Gelagen und Tanzvergnügen, zu jeder Kneiptour durch die Stadt.

Freilich leistete er uns nicht selten die erforderliche Geburtshilfe zu unseren Festen, die ohne ihn oft nicht das Licht der Nacht erblickt hätten. Die Eltern und auch seine Großeltern waren kurz nach seinem Verlassen der Schule gestorben, und so betrachteten wir Gaston, der das Vermögen etlicher Hunderttausende geerbt hatte, als ein zinsenfreies Kreditinstitut.

Doch auch Gaston war trotz seines beträchtlichen Zinseinkommens — 20 000 vor dem Kriege! — in ständiger Geldverlegenheit. Nicht etwa, daß der Freundeskreis die Ursache dieses Übels war; denn es galt als eine Ehrensache, die von Gaston geliehenen Beträge früher oder später zurückzuzahlen, und ich glaube nicht, daß er an uns auch nur einen Ör einbüßte.

Nein, sondern Gaston vergeudete und verpulverte das Geld ins Blinde und wie ein Irrsinniger. Ein altes Sprichwort sagt, daß der ein armer Mann ist, der mehr ausgibt, als er einnimmt. Demzufolge war Gaston also trotz seiner 20 000 ein armer Mann.

Nun war Gaston zwar ein Besitzer einer halben Million, doch waren sich alle seine Vormünder darüber einig, daß das Vermögen unangetastet bleiben sollte, bis er mündig geworden sei — damals mit 25 Jahren.

Gaston versuchte unzählige Male, die Volljährigkeit eher zu erlangen, aber alle Gesuche wurden abschlägig beschieden. Und so ging er dazu über, seine Vormünder zu schikanieren, damit sie ihr Amt niederlegten, was ihm auch wiederholt glückte. Aber jedesmal war dann der neue ein ebenso charakter- und prinzipienfester Mann wie sein Vorgänger.

Schließlich versuchte es Gaston mit einem Trick. Er engagierte einen etwas anrüchigen Rechtsanwalt, der das Amt des Vormundes übernehmen sollte, wobei er ihm bei einer vorzeitigen Auszahlung der halben Million ein Promille als Provision versprach. Aber der Ruf dieses Mannes muß ein zu zweifelhafter gewesen sein, das Gericht sprach ihm jedenfalls die Vormundseigenschaft nicht zu. Also blieb Gaston nichts anderes übrig, als den Zeitpunkt abzuwarten, wo er nach dem Gesetz die erforderliche Reife erlangte, um eine halbe Million zu verwalten.

Eine Woche vor seinem 25. Geburtstag suchte er mich auf.

„Zum wahnsinnig werden ist das", klagte er. „Ich weiß weder ein noch aus. Ich bin gezwungen, mir noch etwas dazu zu verdienen; denn mit den 20 000 an Zinsen — das sind ganze 1500 im Monat — kann ich unmöglich auskommen. Ich muß ein großes Geschäft starten, solch einen Coup gewissermaßen. In den nächsten Tagen bekomme ich ja das nötige Kapital, um etwas ganz Großes in Szene setzen zu können. Bloß bin ich mir noch nicht schlüssig, was es eigentlich sein soll. Kannst du mir keinen Rat geben?"

Ich weiß nicht, ob es meine dichterische Phantasie war, an die er appellierte, oder was es sonst sein mochte. Jedenfalls fühlte ich mich geschmeichelt und dachte angestrengt nach. Es sei bemerkt, daß auch ich damals recht naiv war — ohne freilich mit Gaston darin konkurrieren zu können —, denn sonst würde ich wohl nicht so gesprochen und gehandelt haben, wie ich es tat.

„Ich kenne einen Mann", sagte ich, „den Briefmarkenhändler Jespersen. Der hat mit Nichts angefangen und sich hochgearbeitet. Er gilt als eine Art Finanzgenie, vielleicht könnte er dir einen guten Tip geben."

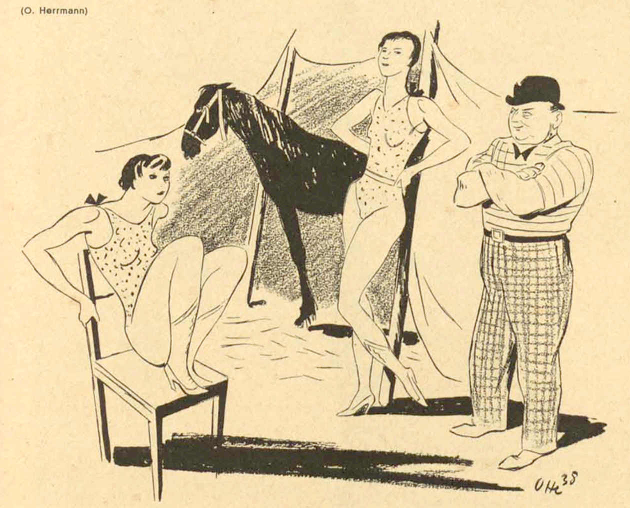
Gaston fand den Vorschlag großartig, und so beschlossen wir, daß ich ihn mit Jespersen zu mir in die Wohnung einladen und sie miteinander bekannt machen sollte.

Jespersen wohnte in einer winkligen Gasse am Hafen. Mein Vater, ein eifriger Briefmarkensammler, kaufte und tauschte seinerzeit viel bei ihm und auch ich während meiner kurzen Philatelistenperiode. Ich suchte ihn in seinem kleinen, muffigen Laden mit den knarrenden Dielen auf und erzählte, was ich auf dem Herzen hatte. Natürlich war Jespersen bereit. Was ihn am meisten entzückte — der Graf, die halbe Million oder die Rolle als Finanzberater — war nicht zu entscheiden; aber begeistert war er, obwohl er es zu verbergen trachtete.

Jespersen kam, sah und siegte. Den ganzen Abend sprach nur er, wir anderen hörten andächtig zu — verwundert und bewundernd. Wir bekamen seine ganze Lebensgeschichte zu hören, von seiner unehelichen Geburt bis zur Gegenwart, wo er ein Mann mit einem eigenen Geschäft, einem Warenlager von 70 000 und 200 000 in Aktien und Obligationen war. Er prahlte nicht wenig, aber er log nicht. Das meiste an seiner Erzählung war durchaus glaubwürdig.

Im übrigen war seine Lebensgeschichte auch in

(O. Herrmann)



„Wenn mir mein Vater nicht gelernt hätte, auf den Händen zu gehen, könnte ich jetzt nicht auf eigenen Füßen stehen!"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43 191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

anderer Hinsicht überaus lehrreich und aufschlußreich. Nach einigen bewegten Knabenjahren begann er seine Laufbahn als Postbote. Dabei wurde sein Interesse für das Briefmarkensammeln geweckt. Durch ein gründliches Studium der philatelistischen Literatur in den Volksbüchereien verschaffte er sich das erforderliche Wissen um die Dinge. Er legte sich eine erste kleine Sammlung an, indem er die Leute, denen er die Post zustellte, um die ausländischen Briefmarken bat. Von den Ersparnissen seines bescheidenen Anfängergehalts kaufte er ständig Marken dazu und eines Tages hatte er eine Sammlung zusammen, die er gewinnbringend verkaufte. Nummer 2 brachte ihm noch mehr ein, und als auch Nummer 3 entsprechenden Gewinn abwarf, gab er seine Stellung auf und widmete sich der einträglicheren Wirksamkeit des Briefmarkenhandels. „Ich bin also ein Selfmade-Man", schloß er stolz seine Ausführungen.

Gaston hatte Jespersen mit soviel Anteilnahme und Aufmerksamkeit zugehört, wie ihm zu Gebote stand. Er fragte, wobei der Tonfall seiner Stimme eine geheime Hochachtung vor dem anderen verriet:

„Sie meinen also, man könnte ein Vermögen daran verdienen, Briefmarkensammlungen zu kaufen und verkaufen?"

„Durchaus", antwortete Jespersen. „Ich bin der beste Beweis dafür. Aber besuchen Sie mich gelegentlich einmal, so will ich Ihnen gern eine Lektion im Briefmarkenhandel erteilen." — —

Was nun weiter sich ereignete, erfuhr ich später nur vom Hörensagen. Tags darauf, an seinem 25. Geburtstag, erschien Gaston bei Jespersen, um sich besagte „Lektion im Briefmarkenhandel erteilen" zu lassen.

Es erwies sich, daß Jespersen gerade knapp an barer Kasse war und daher willig, eine große Sammlung für 40 000 herzugeben, obwohl er — bei etwas mehr Zeit und Gelegenheit — 50 hätte dafür erzielen können. Und Gaston entpuppte sich dabei als das Finanzgenie, das keiner in ihm vermutet hätte, indem es ihm gelang, den anderen nach einigem Hinundher auf 35 zu drücken.

Hier tritt eine Lücke in meiner Geschichte ein, da ich dann mehrere Jahre im Ausland lebte. Und da sich Freundschaften umgekehrt proportional zu den Abständen zwischen den Freunden zu verhalten flegen, wechselten wir nie ein Wort Korrespondenz miteinander.

Zwölf Jahre mochten seit unserem letzten Zusammensein verstrichen sein, als ich ihn neulich zufällig in der Straßenbahn traf. Anfangs war ich im Zweifel, ob das schläfrige, eckige Pferdegesicht ihm gehörte. Aber da zuckte es um die Nasenlöcher des Mannes, und ich war meiner Sache sicher. „Gaston!" rief ich. „Tag, alter Junge. Kennst du mich wieder? Ich bin der Soya!" Auch er freute sich scheinbar über unser Wiedersehen. Auf meine Frage, wie es ihm erginge, antwortete er jedoch ausweichend „Danke gut!", so daß ich es vermied, weiter darauf einzugehen, sondern erkundigte mich sogleich nach unseren alten Freunden und Bekannten und erwähnte u. a. auch Jespersen.

„Ach der! Weißt du denn das noch nicht? Er ist ein großer Mann geworden! Direktor der neuen ‚Stereoskopischen Ton- und Farbfilm A.G.'. Er hat die Aktienmajorität in seinen Händen. Und im übrigen sammelt er jetzt nicht mehr Briefmarken, sondern Gobelins. Erst kürzlich hat er eine große Ausstellung veranstaltet, und sein Bild war in allen Zeitungen."

Wir näherten uns dem Rathausplatz. Hier mußte Gaston absteigen. Ich hatte eigentlich noch weiter zu fahren, aber meine Neugierde wollte ihn nicht so schnell laufen lassen. Auch waren es alte Freundschaftsregungen, die wach wurden.

Gaston schien indessen mein Unbehagen vor einem schnellen Abschied nicht zu teilen. Ihn schien im Augenblick etwas anderes mehr zu beschäftigen. Er sagte dreimal „Auf Wiedersehen" und benahm sich die ganze Zeit so ungeduldig, daß ich ihm den Zeigefinger ins Kopfloch steckte und festhielt.

Doch als die Rathausuhr Viertel schlug, da riß er sich mit Gewalt los.

„Ich muß mich beeilen, sonst komme ich zu spät."

„Zu spät wozu?"

„Ich muß dort sein, noch vor Ladenschluß. Eine ganz seltene Briefmarke, die ich da in einer Handlung entdeckt habe. Sie ist 10 000 wert, aber der Besitzer will bloß 500 dafür haben, weil er in Geldverlegenheit ist. Ich will nicht riskieren, zu spät zu kommen, und daß sie mir ein anderer vor der Nase wegschnappt. Es hat lange genug gedauert, bis ich mir das Geld dazu zusammengespart habe."

„Du dir das Geld zusammengespart?" fragte ich verwundert.

„Jawohl, von meinem Gehalt."

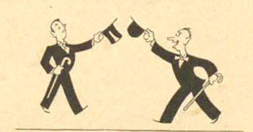
„Bekleidest du denn eine Stellung?"

„Ich bin Briefträger geworden." Und damit lief er im Trab die Straße hinunter. Tja. — —

(Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen v. Werner Rietig)

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Unser Assessor wurde Regierungsrat.
Ich wußte nichts von seiner Beförderung.
Als ich ihn sah, begrüßte ich ihn ahnungslos:
„Morgen, Herr Assessor!" Er blieb steif stehen:
„Ach, sagen Sie doch gleich Rudi zu mir!"

*

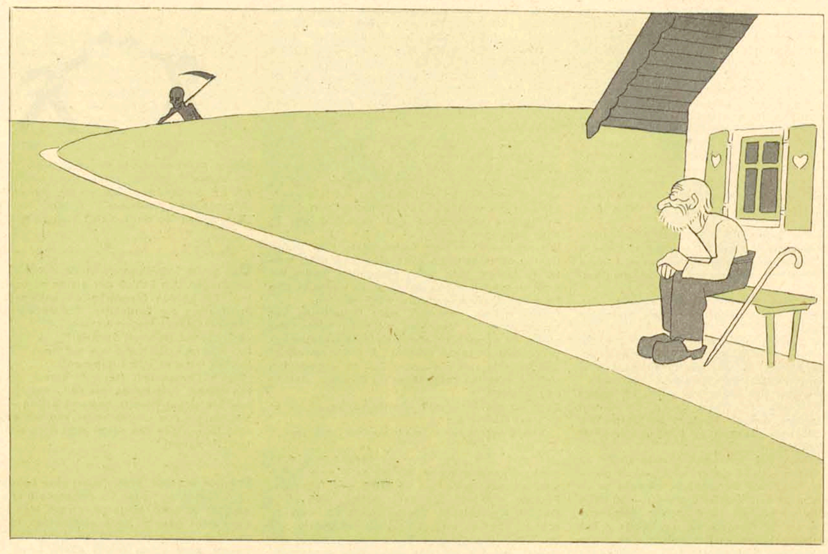
Der große Fußballmatch wurde durch das Radio übertragen. Am Schluß der ersten Halbzeit gerieten die beiden Mannschaften aneinander. Der Streit stieg zur Siedehitze. Schimpfworte fielen.
„Kamel! Ochse! Riesenrindvieh!"
„Rhinozeros! Hammel! Stinktier!"
Der Funkreporter stand wie auf Eiern.
Endlich raffte er sich zusammen.
„Meine Damen und Herren!" sprach er in sein Mikrophon, „wir haben uns seit zwei Minuten — wie Sie sicher bereits bemerkt haben — in den städtischen Zoo umgeschaltet, wo wir einer Führung beiwohnen. Sie hören jetzt noch einige weitere Tiernamen."

*

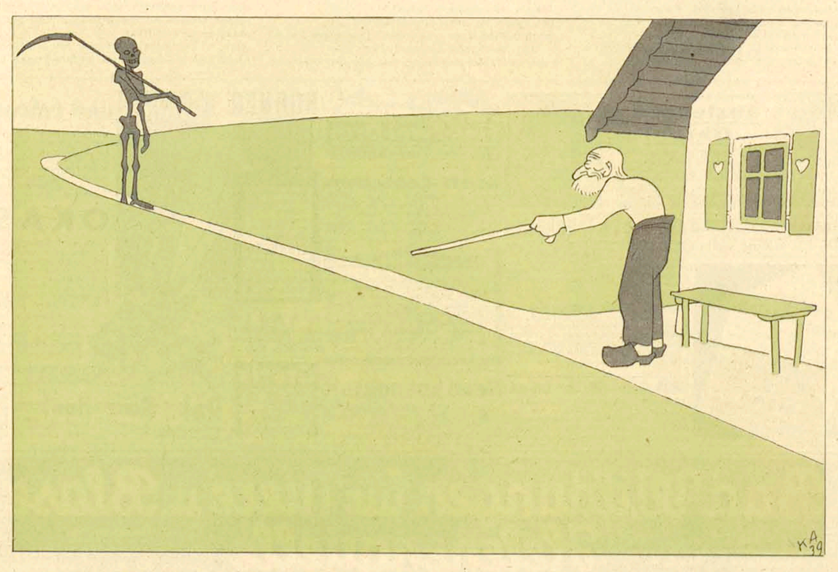
Fräulein Dr. med. Schlotfeger, eine beliebte Ärztin, erhält ihren neuen Steuerbescheid und findet, daß sie zu hoch eingesteuert sei. Man läßt sich zwar ganz gern zu hoch einschätzen, nicht aber zu hoch einsteuern, und so geht das Fräulein Doktor, eine schon etwas ältere Dame, schnurstracks selber zum Steuerbeamten und beschwert sich. Der Steuerbeamte schaut sich die Sache an und findet seinerseits, daß sie gut sei. Weil er aber gern behilflich sein möchte, bewegt er in seinem Herzen noch eine Möglichkeit der Steuerermäßigung und frägt:
„Ham S' vielleicht von früher her a kloans Kind, nacha könnt' i Eahna in a andere Klasse tun?"

Der Tod in Altbayern

(Karl Arnold)



„Ja, was siech i denn! Da kimmt er ja, der ganz ander!"



„Weilst schon da bist, Schwager, kunntst ma ehvor no d' Wies'n mahn!"

München, 25. Juni 1939
44. Jahrgang / Nummer 25

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Strandmodenschau

(K. Heiligenstaedt)



„Du schaust ja furchtbar interessiert auf diese Badeanzug-Mannequins, Theodor!" — „Gott, Edith, wenn für soviel Eintrittsgeld so wenig gezeigt wird, heißt es eben doppelt genau hinschauen!"

Narziß



(Fr. Bilek)

Was ist der Mensch? Ein Buch mit sieben Siegeln.
Unmöglich scheint's, sein Inn'res zu entriegeln
mit Augen-, Kehlkopf-, Darm- und Seelen-Spiegeln.

Nur manchmal sieht man plötzlich seltsam klar,
wenn man frühmorgens mit gesträubtem Haar
sein Konterfei entdeckt im Lawoahr. R.

DER SPORTLICHE MORGENROCK

VON WALTER FOITZICK

Wir brauchten dringend einen Morgenrock, das heißt, ich brauchte durchaus keinen Morgenrock, aber Erna brauchte einen Morgenrock und deshalb sagte sie „wir". Wenn Erna wir sagt, so heißt es, daß ich mich an der Anschaffung tätlich zu beteiligen habe, oder deutlicher gesagt, daß ich diesen Morgenrock anzuschaffen habe.
Warum Erna den Morgenrock brauchte, war mir nicht ganz klar, denn ich erinnerte mich dunkel, mehrere derartige Kleiderstücke bei ihr gesehen zu haben. Ich glaube, der Hauptgrund bestand darin, daß wir kürzlich im Theater waren und dort ein eleganter Morgenrock eine Hauptrolle gespielt hatte. Das war ein triftiges Argument.
Außerdem hatte Erna, als sich irgendwelche Zweifel und Bedenken bei mir einstellten, sehr bestimmt gefragt, ob ich etwa schon einmal eine Dame ohne Morgenrock gesehen habe. Der Takt gebot mir, diese Frage mit einem deutlichen Nein zu beantworten. Ich werde mich hüten, eine Dame ohne Morgenrock gesehen zu haben.
Meine ganz beiläufige Frage, wann Erna den neuen Morgenrock zu tragen gedenke, beantwortete sie dahin, daß ein elegantes Kleidungsstück notwendig sei, falls wir auf Reisen wären und der Kellner käme ins Schlafzimmer.
Dummerweise sagte ich noch: „Soso, also Kellner legen Wert auf neue Morgenröcke bei Damen, die im Hotel wohnen."
Ich persönlich weiß aus Erfahrung, daß so elegante Negligés hauptsächlich in Lustspielen vorkommen, wenn Damen ihren Liebhaber empfangen oder wenn ein Herr versehentlich ins Schlafzimmer einer Dame gerät; dann wird der Morgenrock eiligst umgeworfen, nachdem sich die Zuschauer schon rechtzeitig überzeugen konnten, daß die Wäsche auch nicht von Pappe ist.
Ich ließ alle Gedanken beiseite, die auf eine derartige Verwendung bei Erna hindeuten könnten. Wir gingen also einen Morgenrock kaufen.
Das Fräulein fragte uns gleich, ob es mehr etwas Sportliches sein solle. Diese Frage beantwortete ich mit einem ausgesprochen blödsinnigen Gesichtsausdruck, denn mir war ein sportlicher Morgenrock noch nie vorgekommen. Auch fiel mir kein Sport ein, bei dem ein derartiger Morgenrock in Erscheinung treten konnte.
Frauen verstehen sich in solchen Fällen sofort, und so erwiderte Erna, daß es kein sportlicher Morgenrock sein sollte, sondern mehr einer in helleren Farben.
Hierdurch wurde mir blitzartig klar, daß ein sportlicher Morgenrock in gedeckten Farben zu sein hat, und ich pflichtete Erna bei, indem ich sagte: „Wo denken Sie hin Fräulein."
„Da haben wir jetzt ganz entzückende Neuheiten mit Schwanenpelz", rief das Fräulein aus, als sei ihr eben eine Erleuchtung gekommen und als sei ihr die Idee des Morgenrockes mit Schwanenpelz gerade wie die Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus entsprossen. Wir fanden diese Morgenröcke ganz entzückend, und sagten, es sei gerade das, was wir gesucht hatten.
Ich hatte es zwar nicht gesucht, aber Erna hatte es gefunden.
Dieser Morgenrock war das Muster von Unsportlichkeit. Ich möchte ihm nicht den Namen eines Strapazierrockes geben. Er war weder wassernoch lichtdicht. Wenn einer ihn durchaus zu irgendeinem Sport tragen wollte, so konnte das nur das Fallschirmabspringen vom Flugzeug aus sein, wenn bei so etwas überhaupt Morgenröcke getragen werden. — Jetzt weiß ich wenigstens, wie ein sportlicher Morgenrock aussieht.

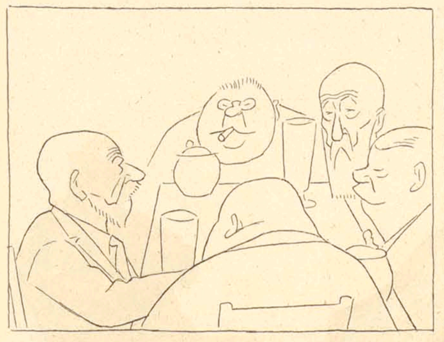
Telegramme aus Vendsyssel

Von Erik Sörensen

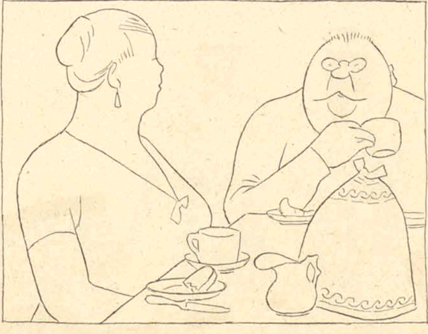
Die Lokomotive pfiff gellend, ich blickte dem Zug nach, der langsam die kleine Station im Herzen Dänemarks verließ.
Ich fühlte mich fremd und einsam und ging zu einem Sechszylinder, der vor dem Bahnhof auf mich wartete. Der Wagen gehörte S., mit dem ich vierzehn Tage bei Freunden in Jütland verbracht hatte.
Poul S. war ein Mann mit tiefen, wenn auch düsteren Überzeugungen und schlichten Liebhabereien, wie für Minnesänger und Steilfeuergeschütze. Irgendeine Angelegenheit seiner Regierung hatte ihn nach Berlin gerufen. Seinen Wagen sollte ich nach Schweden bringen.
Obgleich ich kein begeisterter Autofahrer bin, fand mich der nächste Morgen früh vor Tau und Tag auf dem Wege nach Norden. Es dauerte nicht lange, und schon streikte der Motor. Unter der Haube kam ein mißtönendes Krächzen hervor. Um drei Uhr konnte ich den Lärm nicht länger ertragen. Als ich den Ort Vendsyssel erreichte, fuhr ich aufatmend an einer Wellblechgarage vor, die in riesigen Lettern die Aufschrift „Automobilens Paradis" trug.
Die Reparatur sollte zwölf Stunden dauern. Ein Mechaniker führte mich zu dem Gasthof des Ortes. Abgesehen von der Garage und dem Gasthof war Wendsyssel sterbenslangweilig. Um fünf Uhr gab ich es auf, mich selber zu unterhalten. In diesem Elend kam mir ein glänzender Gedanke. Ich rief einen kleinen Jungen, der durch die halbblinden Scheiben in die Gaststube starrte und ließ mir von ihm Telegrammformulare besorgen. Während er neugierig an meiner Seite stand, setzte ich vier Telegramme auf, alle mit dem gleichen Wortlaut:
„Bin gut angekommen. Nochmals vielen Dank. Schreibe von Malmö. Alles Gute."
Ich unterzeichnete mit vollem Namen und fügte die Anschriften von vier bekannten europäischen Staatsoberhäuptern hinzu.
Nach drei Minuten kam der Wirt und fragte unter tiefen Verbeugungen, ob Seine Exzellenz die Telegramme „expreß" zu senden wünsche.
„Natürlich", antwortete ich, „sie sind sehr wichtig."
Ich brauchte mich nicht länger zu langweilen. Bald füllte sich das kleine Gastzimmer mit Neugierigen, und man brachte mir eine Karte „Rasmus Olsen, Bürgermeister". Ich machte mein liebenswürdigstes Gesicht, bestellte zwei Flaschen Karlsberg-Bier und begrüßte den Herrn Bürgermeister. Es war der größte Spaß meines Lebens. Obgleich alle Leute in der Gaststube wußten, daß ich der hochgestellte Absender jener Telegramme war, hatten sie offiziell keine Ahnung, denn Telegramme sind zwischen Absender und Postanstalt vertraulich zu behandeln.
Rasmus Olsen unterhielt mich eine geschlagene Stunde lang von Kopenhagen und Esbjerg, von rotbuntem und schwarzbuntem Vieh, von Viehseuchen und Steuern, während ich, ebenso durcheinander, von Berlin und Stockholm, von bayerischem Bier und Dosenmilch, von Tierschutz und von Kindergärten erzählte.
„Kindergärten" war mein einziger Fehler.
Vendsyssel hatte einen Kindergarten, einen Musterkindergarten! Ob ich ihn nicht mit einem Besuch beehren wolle? Vielleicht morgen früh um neun Uhr?
Nun, wenn man anfängt zu pflügen, soll man nicht hinter sich sehen. Ich sagte zu, und der Bürgermeister wünschte mir freudestrahlend „God Aften".
Am nächsten Morgen kam der Bürgermeister pünktlich auf die Minute, und, wie alle seiner Gattung, war er unnachgiebig durch und durch. Nach einer Stunde im Kindergarten gab es nichts, was ich über Kinder, ihre Pflege und Kleidung nicht gewußt hätte. Ich küßte sie alle und lobte ihre gerührten Mütter.
Es war ein großer Erfolg, kaum hielt ich den Bürgermeister von einer Dankrede ab.
Eine Stunde später sagte ich Vendsyssel Lebewohl, um mich herum standen Rasmus Olsen — inmitten seiner Beamtenschar — und das gesamte Personal des Gasthofes. Ich ließ den Motor an und schoß in einer Staubwolke davon. Als die Straße eine Biegung machte, wandte ich den Kopf und sah die Leute von Vendsyssel hinter mir her winken. „Parvel!" riefen sie „lykkelig Rejse!"

Eine Gerüchtslawine

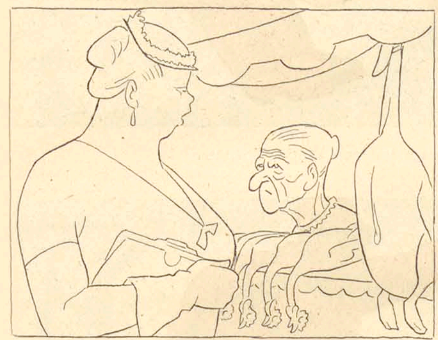
(Karl Arnold)



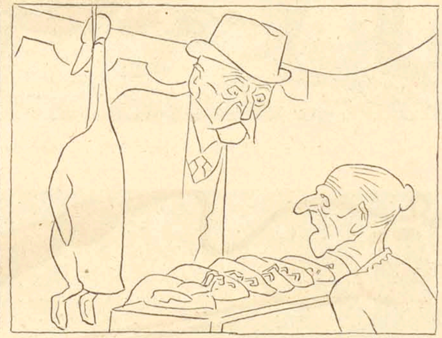
„Habt's scho g'hört, da Meier, da Alois, ist von an Auto ang'fahr'n worden — 'n Hos'nbod'n hat's scho arg herg'nommen und da Wag'n soll übern link'n Fuaß g'fahr'n sei."



„Am Stammtisch haben s' gestern erzählt, daß da Meier Alois an Autounfall g'habt hat — 'n linken Fuß hat's eahm wegg'riss'n."



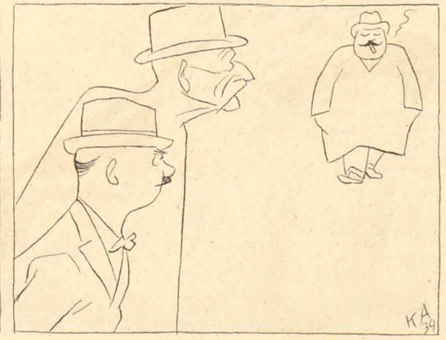
„Denken S' Ihnen, mein Mann sein Freund, der Alois Meier, ist unter ein Auto kommen — gleich alle zwei Füß weg."



„Es ist a Kreuz mit die Auto, dem Herrn Alois Meier hat so a Benzinteufi glei' alle zwoa Boana abg'fahr'n."



„Den Alois Meier haben S' do aa kennt? Dem san von so an Auto glei' alle zwoa Hax'n und oa Arm radikal vom Rumpf abg'riss'n word'n."



„Ja, gibt's denn dös aa? — Da kimmt a ja schnackerlfidel daher, da Alois Meier!"

Ausgerutscht

(Erich Schilling)

„Er ist so stark! Wir müssen ihn vor unseren Wagen spannen!"

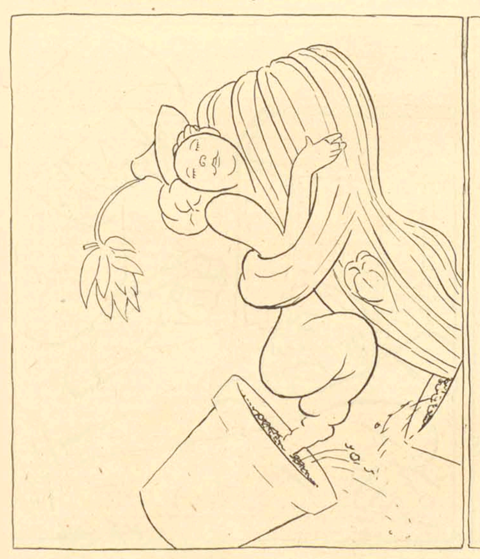
„Kutschieren will ich gern Kinder; aber ziehen müßt ihr schon selbst."

Sukkulente Tragödie

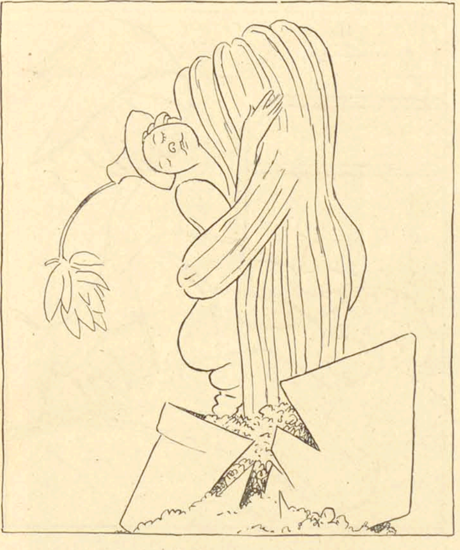
(O. Gulbransson)

Wie lieblich ist doch anzusehen
das Minnespiel der zwei Kakteen!

Sie lockt durch ihrer Formen Ründung.
Er reagiert mit Selbstentzündung.



Stumm finden Kaktus sich und Kakta
nach dem Prinzip: loquuntur facta.

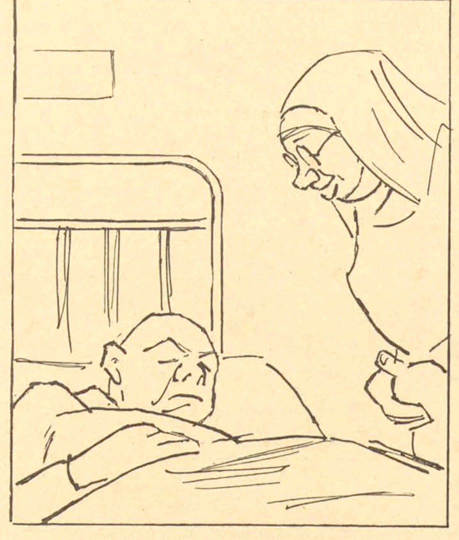


Jedoch im höchsten Wonnetraum
zerbröselt, ach, ihr Lebensraum . . .

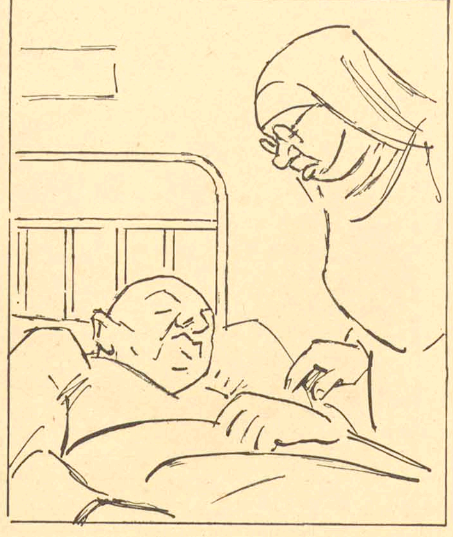
Ratatöskr

Oberschwäbische Therapie

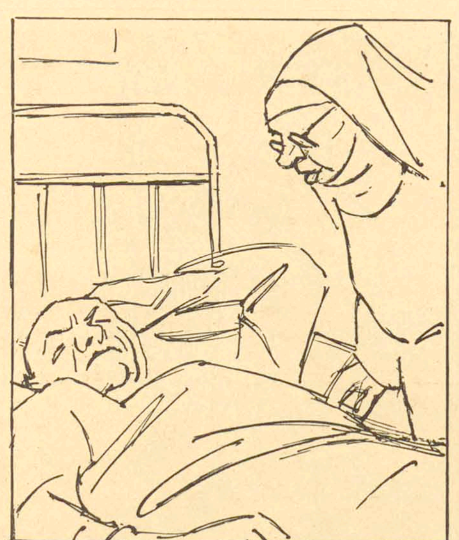
(Wilhelm Schulz)



„No, wie gäht's denn heut, Herr Kutter?"



„Gar it guet, Schweschter!" — „Ja was hont Se denn z'klage?"



„Bauchweh hon i ond 's schmeckt m'r nix ond em Kopf reißt's mi . . . ond iberhaupt . . ."



„Was Sie net saget, Herr Kutter! Jetzt wisset Se was: do wöllet m'r amol a bitzele 's Thermometerle ei'lege. Basset Se auf, no wird's Ehne glei besser!"

Die Nummer mit der roten Tasche

Von Bastian Müller

„Gib mir fünfzig Pfennig für Zigaretten", sagte der Artist zu seiner Frau. Er knipste einen Brotkrümel von der blaugewürfelten Tischdecke auf die abgetretenen Hotelzimmerdielen und hielt seine Hand auf. Aber die Frau schien ihn gar nicht gehört zu haben. Sie schaute mit noch hungrigen Blicken über den Tisch, auf dem Käse und Wurst und Brot standen. Doch sie aß nicht mehr, sie schaute, sich zurücklehnend, an ihrem Körper hinunter, drückte mit spitzen Fingern gegen den Bauch und seufzte. Es half alles nichts mehr, auch sie wurde mit jedem Tag dicker.

„Wie lange soll ich meine Hand hinhalten?" fragte der Mann leise. Er wagte nicht laut zu sprechen. Die Wände des Artistenhotels waren dünn. Man konnte den Tierstimmenimitator von nebenan üben hören. Die Frau sagte: „Ich kann dir doch nichts geben, von unserem letzten Geld!" — Die Frau hatte plötzlich Angst vor ihrem Mann. Sie sprach ziemlich laut. „Und ich kann nicht arbeiten ohne Zigaretten", flüsterte der Mann. „Essen darf man nicht, rauchen soll man nicht, wegen der lumpigen Pfennige — ich habe es, weiß der Herrgott, ehrlich satt." Seine Stimme überschlug sich. Er stand auf, nahm Mantel und Hut vom Haken. Auf dem Weg zur Tür mußte er am Waschtisch vorbei, er warf einen Blick in den Spiegel, sah sein Antlitz und seinen Oberkörper. „Grauenvoll!" stöhnte er; immer noch leise. An der Tür drehte er sich noch einmal um. Gott, hatte er einen Rauchhunger. Er konnte an nichts anderes mehr denken. „Wie ist es?" fragte er. Die Frau saß noch immer steif auf ihrem Stuhl und sagte: „Reno, sei doch vernünftig."

„Das hat mir noch gefehlt!" stöhnte der Mann und zog die Tür zu.

„Wo willst du denn hin?" rief die Frau ihm nach. „In einer halben Stunde müssen wir doch auftreten."

Vom Korridor kam ein leises Ach! Die Schritte des Mannes verloren sich die Treppe hinunter. Die Frau, nun ganz allein, schüttelte den Kopf und seufzte. Aber so richtig verzweifelt werden konnte sie nicht mehr. Es lag schon zu lange auf ihr. Nun brach es bei solchen Kleinigkeiten aus. Morgen oder übermorgen war es vielleicht ganz zu Ende. Sie stand auf und trat vor den Spiegel. Noch einmal, zum hundertsten Male in den letzten Monaten, betrachtete sie ihre Gestalt, wie im Traum. Überall war sie zu dick; es sah häßlich aus. Dabei ging es gar nicht um die Schönheit.

Der Kollege nebenan ging. Für sie wurde es auch Zeit. Ob er nicht wiederkam? Hätte sie ihm doch Geld für Zigaretten gegeben. Es war doch alles gleich. Die Frau öffnete einen Koffer und kramte zwischen den Sachen. Obenauf lagen Fotografien aus der Zeit, da sie noch eine Glanznummer waren. In einer roten Tasche war der Rest des Geldes. Sie brauchte nicht nachzusehen. Es waren zwölf Mark, vier Dreimarkstücke. Sie nahm die Tasche heraus.

Als sie den Ansager vor den Garderoben traf, erkundigte sie sich nach ihrem Mann. „Noch nicht gesehen", sagte der. Sie ging in die Garderobe und zog sich hastig um. Er mußte doch jeden Augenblick kommen. Sie preßte den zu üppig gewordenen Körper in das leichte Ballettkleidchen. Es war traurig anzusehen. Er kam noch immer nicht. Der Ansager kam und fragte, ob sie fertig wären. „Mein Mann ist noch nicht da."

Der Ansager schüttelte verzweifelt den Kopf. „Der Direktor schmeißt euch beide! Ihr habt sowieso keine gute Nummer bei ihm."

Sie wußte es längst. Aber es war ihr fast gleich. Sie hätte jetzt gerne auch eine Zigarette geraucht. War es nicht einfach lächerlich, die Szene von vorhin? — Aber da kam ihr Mann.

„Na, Gott sei Dank! Laßt euch man Zeit, ich red 'ne Minute länger", sagte der Ansager. Er bot dem Akrobaten eine Zigarette an. Einfach nur so.

Die Frau sagte, als der Ansager gegangen war, um ihre Nummer anzukündigen, es täte ihr leid. — „Sei still!" sagte der Mann und zog sich um. Es war schlimmer mit ihm geworden, er hatte ein angeekeltes Gesicht, als er das Trikot überzog. Die Zigarette verqualmte im Aschenbecher. Der Page klopfte an die Tür und rief: „Auftreten!"

„Geh schon!" sagte der Mann. Die Frau ging, in der Tür schaute sie nochmal nach dem roten Täschchen. Sie hatte es nicht übers Herz gebracht, ihm vom mitgebrachten Gelde zu erzählen.

Der Ansager trat ab und die Musik spielte den Boleromarsch. Sie hüpfte auf die Bühne, warf dem Publikum Kußhändchen zu, schlug das Rad, machte den Salto und blinzelte in den Zuschauerraum. Die Leute sahen sie an. Die Männer hatten belustigte Gesichter, die Frauen lehnten sich beruhigt zurück. Aber warum kam ihr Mann nicht? Wollte der sie hier sitzen lassen? Wollte er sich rächen? — Sie wirbelte von einem Ende der Bühne zum anderen. Am liebsten wäre sie davongerannt. Was bloß hinter ihr geschah? Da kam der Mann. Sie hörte es, bevor sie ihn sah. Der Ansager schob ihn auf die Bühne. Er war vollkommen angezogen, trug seinen grauen Anzug. Sie lächelte krampfhaft ihrem Mann entgegen, wie sie es immer getan. Aber sie begriff von allem nichts. Warum hatte er sich wieder angezogen? — Sie sah den Ansager hinter der Kulisse die Hände ringen. Das Publikum wartete auf den Anfang.

Sie machten ihre Nummer wie sonst. Aber als er sich bückte, um den Handstand zu machen — und sie auf seinen Schuhsohlen das gleiche zu machen hatte —, da fiel ihm die rote Handtasche aus der Brusttasche seiner Jacke, fiel hin, sprang auf und vier Dreimarkstücke rollten bis zur Rampe. Das Publikum lachte belustigt auf. Es begriff, daß da etwas vor sich ging und an der Akrobatik hatte e kein Interesse mehr. Aber die beiden machten ihre Nummer zu Ende, als wäre nichts geschehen.

Der Vorhang fiel auf die Sekunde. Sie brauchten nicht hinaus. Der Ansager raffte die rote Tasche und das Geld auf, reichte es dem Mann. Er hatte keine Lust, sich dazu zu äußern. Aber der Mann wies auf seine Frau. Die wollte aber auch nichts mehr mit dem Geld zu tun haben „Ihr seid wahnsinnig komisch", sagte der Ansager, und legte das Täschchen auf einen Stuhl. Die Leute taten ihm leid. „Am besten ist, ihr geht gleich los bevor der Direktor hier ist."

Die Gärtnerin

(R. Kriesch)



„Wie findest du eigentlich meinen Gartenanzug, Fridolin, ist er nicht hübsch und praktisch?"
„Er paßt famos zu deiner Gartenarbeit, Lu — es ist so schön wenig dran!"

Die beiden gingen so, wie sie waren, sie zogen nur ihre Mäntel über, zum Artistenhotel, saßen sich dort gegenüber. Der Mann lachte laut auf. Sie sahen den noch gedeckten Tisch und begannen mit Heißhunger zu essen. Sie aßen wie Leute, die sich ein Jahr lang nicht satt gegessen haben, was ja auch so war. Es kam ja jetzt nicht mehr darauf an, ob sie noch dicker wurden. War doch alles gleich. „Ich geh und hole ein paar Zigaretten", sagte die Frau, es saß ihr noch immer im Halse. Als sie wiederkam, hatte sie Zigaretten und Gläser und eine Flasche Cinzano, unten am Tresen auf Kredit gekauft. Das Ende war gekommen. Der Mann schüttelte sich vor Lachen. „Ist das komisch!"
„Verstehst du nicht, wie es mit uns steht?" fragte er die Frau.
„Ja", sagte sie und verstand nichts. Er hat den Verstand verloren, dachte sie.
„Prost!" sagte der Mann. „Was meinst du, geht es so weiter?" — Nein, das gab sie zu.
„Wir können es doch nur noch von der komischen Seite nehmen. Wir sind am Ende unserer Akrobatik, jetzt heißt es um drei Taler kämpfen, jeden Tag aufs neue", sagte er. Er beugte sich über den Tisch und redete eindringlich auf sie ein. Sie bekam große Augen. Er hatte eine großartige Idee.
Nach der Vorstellung brachte der Ansager die rote Tasche mit dem Geld. Er blieb an der Tür stehen und war starr vor Staunen. Die Artisten übten eine neue Nummer. Zwei zu dick gewordene Akrobaten kämpften während ihrer Aufführung wortlos und verbissen um eine schwarze Puderdose, die dem Manne aus der Brusttasche fiel. Die Frau stürzte sich darauf, besann sich aber dann, daß sie auf einer Bühne war und zu turnen hatte, legte die Puderdose beschämt hin und... Sie konnte es doch nicht sein lassen! Sie wollte den geraubten Schatz nicht hergeben. Der Ansager fragte, was das bedeuten solle.
„Gib mal die Handtasche her, damit wir gleich mit den richtigen Utensilien üben können", sagte der Mann, „aus unserem Unglück wird jetzt unser Glück".
Da begriff der Ansager, um was es hier ging und nickte. Er holte den Tierstimmenimitator und sie übten beide Kritik. Sie schleiften alle Spiegel aus den Zimmern herbei, damit die Akrobaten sich selber sehen konnten und es schneller klappte. Zwischendurch aßen sie heiße Würstchen und tranken Teepunsch und an Nachtruhe dachte niemand.
Am nächsten Nachmittag fand der Ansager vor der ersten Aufführung recht schöne Worte, als er die neue Varieténummer ankündigte, stand dann aber mit bangendem Herzen hinter der Kulisse. Die beiden traten auf wie ein verkrachtes Ehepaar; sie begannen und gleich fiel dem Mann die rote Tasche aus der Jacke und dann... Die Taler rollten, schallendes Gelächter hub an. Die Zuschauer entsannen sich eigener Miseren und Ehezwiste und fanden die beiden da zu komisch. Das ist doch noch mal ein Einfall, sagten sie und folgten gespannt der Aufführung. Ja, zum Schluß gewann die Frau, triumphierend floh sie von der Bühne und der arme Ehemann humpelte betrübt hinterher. Der Ansager aber umarmte beide vor Begeisterung.

Das neue trojanische Pferd in London

(Karl Arnold)



Wer die Sowjets ruft, bekommt die Komintern ins Land.

Noch eine Schallplatte, mein Herr!

Von Josef Robert Harrer

Das Schallplattengeschäft „Tonglück" ist vor allem wegen der netten und zuvorkommenden Verkäuferinnen bei den Freunden der Musik sehr beliebt. Dort fühlt man sich nicht als Käufer, sondern als gern gesehener Gast, dem man Musik bietet, so viel er nur will.

Ein Herr betrat den Laden. Thea, die netteste der Verkäuferinnen, fragte lächelnd:

„Sie wünschen, mein Herr?"

„Kann ich die Schallplatte ‚Maria La O' haben? Es spielen, ich glaube — — Nun, wie heißen sie nur schnell?"

„Die Cuban Boys, mein Herr! Die Cuban Boys spielen und singen! Ach, eine wunderbare Platte, die man immer wieder hören kann ... Hier ist sie! Kommen Sie, mein Herr!" — „Wohin soll ich kommen?" fragte der Herr verwundert.

„Ich will Ihnen die Platte vorspielen! Hier, Kabine sieben ist eben frei geworden! Bitte!"

„Nicht nötig, liebes Fräulein! Ich kenne schon die Platte. Ich habe sie gestern bei meinem Freunde gehört. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht unnötig in Anspruch nehmen!"

Aber schon hatte ihn das Fräulein in die Kabine geschoben. Sie legte die Platte auf den Spielapparat. Ein einschmeichelndes kurzes Klaviervorspiel, eine Saxophonmelodie, exotischer Rhythmus und die Stimme des Sängers, ein wenig wehmütig, ein wenig verliebt, getragen von den weichen Akkorden des Klavieres!

„Schön, sehr schön, liebes Fräulein!"

„Und die anderen Schallplatten der Cuban Boys kennen Sie noch nicht? Ich werde sie Ihnen vorspielen, selbstverständlich ganz unverbindlich, mein Herr!"

Wenige Augenblicke später erschien sie mit sechs Schallplatten.

„Hören Sie nur! Die Boys spielen ‚Flor de Yumuri'!"

Wieder klang das Saxophon. Dann Klavierspiel und der Gesang des exotischen Sängers, ja, eine schöne Schallplatte! Der Herr nickte zustimmend. Thea sagte freundlich:

„Noch eine Schallplatte, mein Herr!"

Eine Stunde später verließ der Herr mit sieben Cuban-Boys-Schallplatten den Laden.

Eine Dame trat ein.

„Kann ich Debussys Nocturno Nr. 2 haben?"

Schon brachte Thea die Schallplatte.

„Bitte, Kabine drei! O gnädige Frau, ich spiele Ihnen die Platte gerne vor ... Nocturno Nr. 1 und 3 haben Sie schon? Wie, noch nicht? Ich werde Ihnen auch diese Platten vorspielen ... Ach, Nocturno Nr. 3 ist wunderbar! Der herrliche Gesang der Sirenen! Wenn einem diese Platte fehlt, ist es vergleichsweise, als habe eine schöne Frau vergessen, Rot auf die Lippen zu legen!"

Zwei Stunden später ging die Dame; sie hatte Nocturno 1, 2, 3 und außerdem das Streichquartett, die Iberia-Suite und die Kleine Suite von Debussy gekauft.

Ein Mädchen trat ein.

„Ich möchte gerne ‚Te quiero', gesungen von Rositta Serano!"

Thea spielte dem Mädchen diese Platte, sie spielte fünfzehn andere Platten. Aber schließlich kaufte das Mädchen doch nur die eine gewünschte Platte, indem es leise sagte:

„Ach, nun haben Sie mir so viele Platten vorgespielt! Und eine ist schöner als die andere. Leider habe ich aber nur das Geld für die eine Schallplatte ... Ich werde die ganze Nacht nicht schlafen können vor Sehnsucht ... Sie Glückliche, Sie können den ganzen Tag lang zuhören ..."

Thea lächelte mitleidig.

„Sie Arme, ich kann Sie gut verstehen! Wenn Sie mich nicht verraten, will ich Ihnen helfen! Sie können kommen, so oft Sie wollen! Ich werde Ihnen gerne Platten vorspielen, auch wenn Sie keine einzige kaufen!"

Ja, so wurde man im Schallplattenladen „Tonglück" behandelt. Oft spielten die Verkäuferinnen einer Kundin zwanzig Platten vor, ohne daß mehr als die eine oder zwei gewünschten Platten gekauft wurden. Aber das machte den Mädchen nichts aus; unverdrossen spielten sie Platte um Platte, unermüdlich rieten sie den Kunden zu Schallplatten, die mit dem geäußerten Wunsch in Zusammenhang standen. Und meist machten sie ein gutes Geschäft.

Die Konkurrenz griff sich an den Kopf. Auch die Konkurrenz hatte hübsche Mädchen im Laden, auch die Konkurrenz empfahl Schallplatten. Aber wenn die Mädchen zwei Stunden lang Platten gespielt hatten, wurden sie nervös; dann fragten sie kurz: „Wollen Sie ein Stückchen der Platte hören? Oder kennen Sie sie schon?"

Die Mädchen der Konkurrenz waren eben nur Verkäuferinnen; sie hätten ebenso gut Seidenstrümpfe, Malzbonbons oder Rollfilme verkaufen













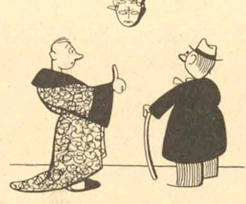


Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20 Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43 191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

können. Der Chef des Hauses „Tonglück" aber beschäftigte nur Musiknärrinnen. Er hatte sich — einem plötzlichen guten und dabei logischen Einfall folgend — mit einem berühmten Nervenarzt ins Einvernehmen gesetzt. So oft diesem bei einem weiblichen Wesen, das halbwegs hübsch und jung war, ein Fall von Schallplattenmanie unterkam, schickte er die Frau oder das Mädchen zum „Tonglück". Dort konnten nun die Mädchen, ohne daß sie ihr ganzes Gehalt in Schallplatten anlegten, von früh bis spät Musik hören. Da sie selbst die Musik über alles liebten, wurden sie nicht böse, wenn wirklich nur die eine gewünschte Platte gekauft wurde, obwohl man zehn, zwanzig andere Platten vorgespielt hatte. Man spielt die Schallplatten nicht für die Kunden, man spielt sie für sich selbst, für seine eigene Leidenschaft, für seine Manie. Und da schließlich Narretei ansteckt, hatte auch das Haus „Tonglück" den Vorteil davon. Es wurden noch immer dreimal soviel Platten verkauft als bei der Konkurrenz.

... Von wem ich das alles weiß? Von meiner Frau, die seit einiger Zeit beim „Tonglück" beschäftigt ist. Bald nach unserer Hochzeit war bei meiner Frau, die immer schon die Musik geliebt hatte, die Schallplattenmanie ausgebrochen. Das ganze Wirtschaftsgeld legte sie in Schallplatten an, sie ließ mich hungern, ja, sie hob sogar heimlich meine Ersparnisse ab und kaufte dafür Schallplatten. Ich wußte mir keinen Rat mehr; da wollte ich mich scheiden lassen. Mein Rechtsanwalt riet mir, vorerst einen Nervenarzt zu befragen. Ich tat das. Ich schickte meine Frau zu dem Nervenarzt. Und nun ist meine Frau seit einem halben Jahre beim „Tonglück" beschäftigt. Sie braucht sich keine Platten mehr kaufen; sie hört Musik von früh bis spät. Wir kommen mit meinem Gehalt leicht aus. Wir ersparen außerdem jeden Monat einen netten Betrag. Dabei wird meine Frau von Tag zu Tag jünger. Überzeugen Sie sich nur selbst! Gehen Sie zum „Tonglück" und lassen Sie sich von Thea bedienen! Thea ist die beste Schallplattenverkäuferin der Welt und sie ist nebenbei auch meine Frau. Ihr Leibwort lautet: „Noch eine Schallplatte, mein Herr!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

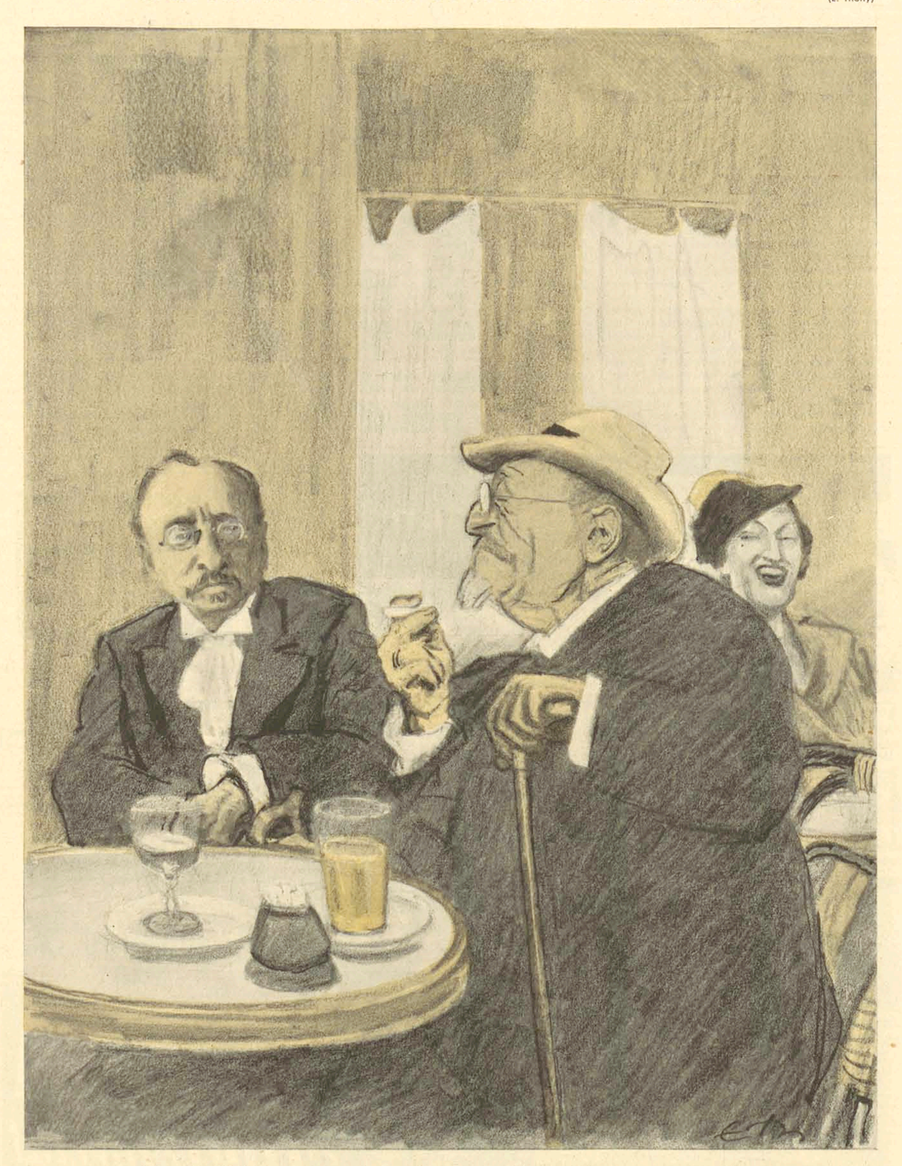
In meinem Zimmer hängt Beethovens Totenmaske. Krause kam. Er deutete auf die Maske.
„Komischer Koppl" „Bitte?" „Komischer Koppl"
„Erlaube! Das ist Beethoven!" „Kenne ich nicht."
„Beethoven war doch ein großer Künstler!"
„Künstler? Und da schaut er so miesepetrig?"
„Aber das ist doch seine Totenmaske!"
Krause blieb unbeirrt: Das auch noch! Und mit so einer Maske glaubte er, auf dem Maskenball Erfolg bei Frauen zu haben?"

Oft weiß man nicht, wo man eingeladen ist. Wir hatten uns eine Möbelausstattung gekauft und der Möbelhändler bat uns zum Nachtmahl in seine Villa. Nun gut, wir gingen hin, wir waren ja noch fremd in dieser Stadt.
Ich traf dort einen bekannten Pianisten, den ich von seinen Konzerten mit den Wiener Philharmonikern gut kannte. Er mußte wohl auf ähnliche Art wie wir in diese Gesellschaft geraten sein. Man bat ihn ans Klavier. Er spielte ein zartes Nocturno von Chopin, so leise und zart, daß wir tieferschüttert schwiegen.
Nur der Hausherr trat zu ihm. „Lieber Freund", sagte er in biederer Lebendigkeit, „Sie können ruhig lauter spielen — über uns und unter uns wohnt niemand — die ganze Villa gehört uns —'

Ein Londoner Freund besucht mich in Venedig. Auf einem Bummel durch die Stadt deutet er erstaunt auf die Auslage einer Spielwarenhandlung und tut kopfschüttelnd diesen klassischen Ausspruch: „Komisch! Wenn man nach Venedig reist, nimmt man doch für gewöhnlich keine kleinen Kinder mit."

Mariannes Schrei nach dem Kinde

(E. Thöny)



„Alles fürs Vaterland, aber die bevölkerungspolitischen Forderungen Daladiers können wir unter keinen Umständen erfüllen!"

München, 2. Juli 1939
44. Jahrgang / Nummer 26

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MUNCHEN

Sommerwünsche

(R. Kriesch)



„Wenn jetzt ein großer Filmregisseur käme und sagte: ‚Mein Fräulein, Sie sind so gewachsen . . .‘ “
„ . . . daß ich Ihr Köpfchen für eine Zahnpastenreklame knipsen möchte, wolltste doch sagen, Lotte, nöch?“

Die Eiszeit

(Fr. Bilek)



DIE KALTE PLATTE

VON WALTER FOITZICK

Wir sind zu einer Bowle eingeladen, aber eine Bowle kommt niemals allein. Wo Licht ist, da ist auch Schatten, und wo Bowle ist, da sind auch kalte Platten. Wir sind eingeladen, nun, weil wir eben einmal eingeladen werden sollten, nicht etwa weil eine Bowle ausgetrunken werden mußte, weil andere Überfluß an Bowle hatten, nein, nur aus Gastfreundschaft, aus Bowlenbrauchtum. So eine Bowle ist das Lagerfeuer, um das sich Geselligkeit zwanglos ranken soll. Ob die Bowle giftig war, zeigt sich immer erst am nächsten Morgen.

Also zur Bowle gehört die kalte Platte.

Kalte Platten sind ein Mittelding zwischen Nahrungsmittel und eßbarem Kunstgewerbe. Töchter des Hauses frönen an ihnen ihrem Schmucktrieb und setzen Akzente mit roten Tomaten und Radieschenscheiben.

Die kalte Platte besteht aus zierlichen Brötchen, nicht etwa aus Butterstullen oder einmal rum ums Brot. Mit kleinen Gäbelchen legt man sie aufs Tellerchen, wobei das Gelbchen vom Eichen unterwegs herunterfällt oder sonst etwas Ungeschicktes passiert. Die kleinen Brotscheibchen schneidet man zu noch kleineren mikroskopischen Stückchen, und je kleiner sie sind, desto feiner ist es, und nur burschikose Menschen schieben das ganze Stück mit einem Griff in den Mund und zeigen sich dadurch als Naturburschen. Doch ist solches nicht in jeder Gesellschaft am Platze oder erst nach mehreren Glas Bowle. Eierbrötchen sind besonders beliebt, bei den Veranstaltern aber auch die Gurkenbrötchen. Diese bleiben zum Schluß übrig, denn es mag sie niemand, aber sie zieren ungemein, und deshalb werden sie immer wieder in Heimarbeit hergestellt. Da muß vor etwa zwanzig Jahren in irgendeiner Zeitschrift für die elegante Hausfrau gestanden haben, daß Gurkenbrötchen etwas ganz Köstliches sind, und seit dieser Zeit haben sie sich auf der kalten Platte eingenistet. So etwas läßt sich nicht so leicht wieder ausmerzen.

Manchmal sind auch Kaviarbrote da. Kaviarbrötchen sind eine Erinnerung an die Makartzeit, in der sie aus echtem Kaviar bestanden, weil damals die Lebensmittelindustrie noch in den Kinderschuhen steckte und der falsche Kaviar fürs Volk noch nicht erfunden war. Die Erinnerung, daß dieser schwärzliche, salzige Brotaufstrich einmal etwas sehr Teueres war, lebt noch heute weiter, und deshalb sind die sogenannten Kaviarbrötchen schnell verschwunden bis auf ein Scheibchen, das nach einer uralten Sitte auf der kalten Platte übrigbleibt und dadurch von guter Kinderstube zeugt. Es zeugt so lange, bis die Gäste gegangen sind und der Gastgeber es verzehrt.

Zuerst sagt man vor einer kalten Platte: „Besten Dank, aber ich habe gar keinen Appetit." Stimmt, man sagt sogar diesmal die Wahrheit, aber es dauert nicht lange. So satt ist niemand, als daß er nicht über kurz oder lang in eine kalte Platte gräßliche Breschen schlüge und den künstlerischen Aufbau der Hausfrau zerstörte. Unauffällig ziehen erfahrene Griffe beliebtere Stücke aus dem Ganzen, bis eben nur die Gurkenbrötchen übrigbleiben und das Anstandsbrot mit Kaviar.

Morgenbegegnung

Von Dr. Owlglaß

Heut hört' ich unsren Leichenkarren
langsam am Haus vorüberknarren.

Durch Morgennebel brach die Sonne.

Mit steifem Hut, im Bratenrock,
so saß der Kutscher auf dem Bock
und neben ihm die Seelennonne.

Die Gäule waren schwarz schabrackt,
die Köpfe nickten ernst im Takt.
Denn in dem langen, schmalen Kasten
fuhr einer hin zum letzten Rasten.

Tatüh! — klang's plötzlich her von hint.
Tatüh! — das hieß: Platz! Platz geschwind
dem Leichenauto aus der Stadt,
das es pressant und wichtig hat,
ein gleichfalls absolviertes Leben
im Krematorium abzugeben.

Witsch — saust's vorbei am Dörflerpack.
Die Straße stäubt. Schwarz glänzt der Lack.
Dann ist's verschwunden . . . nur den Karren
hör' ich noch eine Weile knarren . . .

Und frage mich: ist man erst tot,
tut da so große Eile not?

Englisches Wasser

(E. Thöny)



„Was wollt Ihr Germans eigentlich mehr, wo wir Euch doch schon gestattet haben, im Ozean zu fahren, den der liebe Gott eigens uns Engländern reserviert hat!"

Sonderbar / Von Hans Karl Breslauer

Lilly, die reizende Lilly, beschäftigte sich mit dem Puderdöschen, klappte es gelangweilt zu und plapperte in den Satz hinein, den Fritz eben begonnen hatte:

„So hört doch schon endlich auf mit eurem ewigen Gentleman!"

„Liebe Lilly", sagte Fritz nachsichtig, „weißt du überhaupt, was ein Gentleman ist?"

„Na hörst du!" rümpfte Lilly das hübsche Näschen. „Ich soll das nicht wissen? ... Ich war doch einmal mit einem wirklichen Gentleman verlobt!"

„Und woher wußten Sie, daß er ein Gentleman war?" fragte Otto, der aus Erfahrung wußte, daß Schönheit und — sagen wir — Naivität, oft dicht beieinander wohnen, vornehm über Lillys Entgleisung hinweggehend, „woher wußten Sie es?"

„Woher?" versetzte Lilly überlegen. „Er schickte mir jeden Tag Blumen, verlangte, als die Verlobung zurückging, den Verlobungsring nicht zurück und die Perlen auch nicht —"

„Dann war er ein Snob!" brummte Fritz, der auf seinen Vorgänger nicht gut zu sprechen war. „Ein Gentleman ist ganz etwas anderes!"

„Ein Gentleman ist —" erklärte Otto, der in schwierigen Fällen gerne das entscheidende Wort sprach, „— ein Gentleman ist — — aber was soll ich erst viel erklären ... Ihr kennt doch die Geschichte von dem Gentleman, der in einem Hotel wohnte und irrtümlich eine Badezimmertür öffnete?!" „Ach, wie lustig!" rief Lilly. „War jemand drinnen in dem Badezimmer?"

„Jawohl!" nickte Otto. „Unter der Dusche stand eine Dame ..."

„Unter der Dusche!" lachte Lilly. „Nein, so was! Die muß aber geschrien haben, als ein fremder Mann hereinkam." — „Dazu ist es gar nicht gekommen —", sagte Otto und Lilly fiel ihm ins Wort: „Dann war es ein Bekannter von ihr!"

„Weder noch, liebe Lilly ... Sie hatte ihn nie vorher gesehen und er sie auch nicht ... Und in dieser heiklen Situation zeigte sich der wahre Gentleman. Er machte, als er seinen Irrtum bemerkte, eine tadellose Verbeugung und sagte: ‚Bitte vielmals um Entschuldigung, mein Herr!' ... Damit trat er auf den Korridor zurück und drückte die Tür ins Schloß ... Sehen Sie, Lilly, das war ein Gentleman!"

Lilly sah Otto verdutzt an, schüttelte nachdenklich das hübsche Köpfchen und sagte verwundert: „Das ist aber sonderbar ... Sagen Sie, Otto, war der Mann blind?"

Saison in Venedig

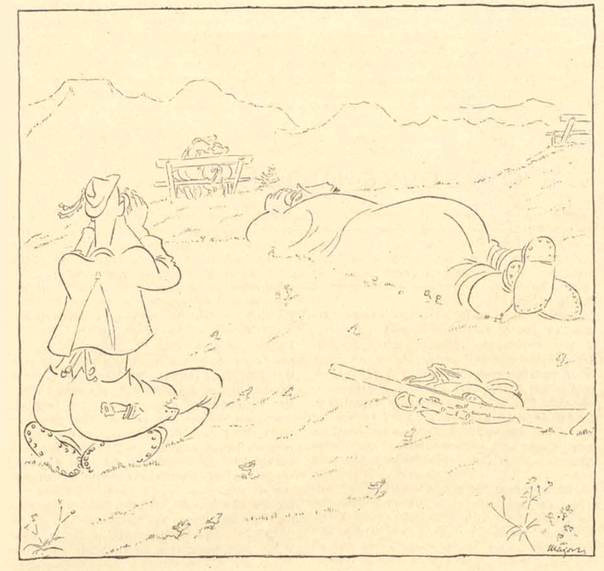
(M. Dudovich)



„Immer das gleiche, zu Land und zu Wasser: der Ehrgeiz der Chauffeure wie der Gondoliere bringt uns um die nettesten Bekanntschaften, denn nie wollen sie sich von jemandem einholen lassen!“

Im Zwielicht

(Macon)



„Von hint' is' mei Zenzi, lacha müast i, wann 's von vorn dei Theres war!"

Der ekelhafte Herr Zederström

Von Arnold Weiß-Rüthel

„Ich möchte bloß wissen, warum ich den Eindruck habe, daß Zederström der ekelhafteste Kerl von der Welt ist!" sagte der Staatsrat Lörmann zu seinem Sekretär Ohlquist. „Er ist fleißig, zweifelsohne, pünktlich wie eine Uhr und ein Kalligraph erster Ordnung; aber, komisch, trotzdem kann ich den Menschen einfach nicht ansehn, obschon er eigentlich gar nicht einmal so häßlich ist, jedenfalls lang nicht so häßlich wie der Aktuar Andersen, der — das müssen Sie zugeben — einer der reizendsten Menschen ist, die ich kenne!"

Der Sekretär lächelte zustimmend. „Die Sache ist die, Exzellenz", sagte er weise, „der Mann kann nicht lachen! Ist Ihnen das schon einmal aufgefallen? Der Mann lacht nie! Neulich erzählte ich ihm einen der besten Witze der letzten Jahrzehnte. Anstatt sich nun hinzusetzen und sich zu schütteln vor Lachen — jeder anständige Mensch hätte das getan — zog er einfach die Oberlippe nach unten, daß sie aussah wie ein gespannter Waschlappen, dann verzog er das Maul, wackelte mit den Augen und machte ein eher schmerzliches als vergnügtes Gesicht. Ich bitte Sie, eine solche Seele, die nicht einmal lachen kann, muß man einfach dick haben."

„Hm ..." sagte der Staatsrat und strich sich den Schnurrbart, „dabei überlege ich hin und her, ob ich sein Gesuch um die Zulage befürworten soll oder nicht. Sie haben recht, er kann nicht lachen, und diese Oberlippe, wahrhaftig, ein Waschlappen, eine satanische Oberlippe. Hat der Mann denn einen Kummer?"

Der Sekretär lehnte sich in seinem Sessel zurück und schloß die Augen. „Was den Kummer angeht ..." sagte er, „möchte ich darauf hinweisen, daß der Mann ..." Hier unterbrach Ohlquist seinen Vortrag, denn die Türe hatte sich geöffnet und herein trat mit einem kurzen „Guten Morgen" der Amtsschreiber Rasmus Zederström.

Es war ein Mann in den besten Jahren, dieser Zederström, ein schlanker, mittelgroßer Herr mit einem recht intelligenten Gesicht, dem eine schwarze Hornbrille sogar etwas Gelehrtenhaftes verlieh. Er hatte etwas fahrige Bewegungen, seine Augen verweilten ungern länger am gleichen Ort und was die Oberlippe betraf, die der Sekretär mit einem gespannten Waschlappen verglichen hatte, so muß man zugeben, daß dieser Vergleich stimmte. Es war eine verdammt große Oberlippe; man hatte das anstrengende Gefühl, daß der Amtsschreiber Zederström seine Oberlippe mit starrer Gewalt so nach unten zog, etwa wie ein schamhaftes Mädchen seinen zu kurz geratenen Rock. Aber abgesehen davon, glich der Amtsschreiber so gut einem Normalmenschen, wie beispielsweise der Staatsrat oder dessen Sekretär. Ersterer erwiderte den Gruß Zederströms mit einem sachlichen „Guten Tag" und zog sich in seine Privaträume zurück. Der Sekretär aber wartete, bis der Schreiber sich seines Mantels entledigt hatte. Kaum hatte er sich an seinen Schreibtisch gesetzt, als der Sekretär in sehr salbungsvollem Ton anfing:

„Hören Sie mal, Zederström, seine Exzellenz haben sich vorhin sehr lobend über Sie geäußert; er hat Ihre Tüchtigkeit, Ihre Pünktlichkeit und vor allen Dingen Ihre brillante Handschrift in vollem Maße anerkannt und gerühmt; ich wette, Sie können auf die Zulage rechnen. Das einzige, was seiner Exzellenz nicht gefallen will an Ihnen, Zederström, ist der bedenkliche Umstand, daß Sie niemals lachen! Ja, wahrhaftig ... ist Ihnen das schon einmal aufgefallen, daß Sie eigentlich gar nicht lachen können?" Der Amtsschreiber sah den Sekretär halb betroffen, halb wütend an. Dann räusperte er sich und sagte mürrisch:

„Na, hören Sie mal! Wenn ich jemals Grund hätte, über irgendwas zu lachen — dann darüber! Denn ansonsten habe ich wahrhaftig keinen Grund. Außerdem wissen doch Sie und Seine Exzellenz gar nicht, ob ich nicht ein Leberleiden habe, oder ein Magengeschwür oder eine unglückliche Liebessache! He, was wissen Sie schon von mir? Gar nichts! Ich bin keine mitteilsame Natur, ich rede nicht fortgesetzt von meinen Sachen und derlei Blech. Du lieber Gott, Sie meinen, weil ich Ihnen nicht alles erzähle, was mich beschäftigt, müßte ich bei jedem dreckigen Witz herauslachen. Täuschung, mein Lieber ... und damit basta!"

Nach diesen energischen Worten schlug Zederström den schweren Deckel seines Hauptbuches auf, tauchte die Feder in die Tinte und gab durch solches Tun zu verstehen, daß er auf eine weitere Besprechung des Problems keinen Wert legte.

Als die Bürozeit zu Ende war, eilte Zederström den langen Gang hinab, der zu einem der Ausgänge des Gebäudes führte, trippelte behend die steinerne Treppe hinunter und hinaus auf die Straße. Er rief, was er sonst nie tat, eine Droschke herbei und gab eine Adresse an; dann stieg er ein. In die Polster des Fahrzeugs gelehnt sah er starr vor sich hin und schlug dann plötzlich mit der Faust auf sein Knie; offenbar war in diesem Augenblick ein Entschluß in ihm gereift, der seit langem in seinem Gehirn nistete, und der, allem Anschein nach, ein sehr heroischer, zum mindesten mannhafter Entschluß war.

Das Haus, vor dem der Wagen hielt, war ein Gartenhaus. Es sah etwas düster aus und die weiße Emailletafel, die am Gitter befestigt war, trug die Aufschrift: „Dr. med. Witte, Zahnarzt."

Am anderen Tage kam Zederström wie immer sehr pünktlich in das Büro. Der Sekretär begrüßte ihn freundlich, aber Zederström antwortete mit keiner Silbe. Wortlos trat er an seinen Tisch, riß einen Zettel von seinem Schreibblock und schrieb etwas darauf. Dann schob er das Blatt dem Sekretär zu, der las: „Ich bitte Sie, mich mindestens eine Woche lang nicht anzusprechen und nur auf schriftlichem Wege mit mir zu verkehren!"

„Er ist total verrückt geworden ..." dachte der Sekretär, „so etwas ist mir in meiner nun bald fünfundzwanzigjährigen Praxis noch nicht vorgekommen. Nun ist es klar, daß es sich weder um das Leberleiden, noch um das Magengeschwür handelt, sondern um die höchst unglückselige Liebesgeschichte. Solche Menschen sind gefährlich, wenn man sie reizt. Sie tragen meist einen Revolver bei sich, mit dem sie zuerst die unschuldigen Leute totschießen — und die vielen Tragödien und Affären, von denen man in den Zeitungen liest, sind auf solche Zustände zurückzuführen."

Der Sekretär wußte also recht gut, warum er der Aufforderung Zederströms sofort Folge leistete und das Blatt mit einem bündigen „Einverstanden" unterzeichnete.

Zederström nickte. Er widmete sich mit doppeltem Eifer seiner Arbeit. Wenn das Telephon klingelte, forderte er den Sekretär mit energischer Geste auf, den Apparat zu bedienen. Der Sekretär gehorchte. Das ging so fünf Tage zu. Am sechsten kam Zederström um einen freien Vormittag ein. Krankheitshalber.

An diesem Vormittag erschien nun ein junges, sehr schüchternes Mädchen im Büro; es hatte verweinte Augen und bat mit rührender Eindringlichkeit, man möchte ihr doch um Gottesliebe sagen, was in den Herrn Amtsschreiber Rasmus Zederström gefahren sei.

„Sie müssen wissen ..." sagte sie schluchzend, „daß wir so gut wie verlobt sind — oder waren. Mein Gott, wenn ich daran denke! Vor zehn Tagen

etwa erhielt ich einen Brief von meinem Verlobten, in dem er mir befahl, mich erst nach Ablauf einer von ihm bestimmten Frist, wieder nach ihm zu erkundigen. Nun wollte ich diesem Befehl zum Trotz heute Vormittag einmal Nachschau halten und da sagte mir der Portier, daß Herr Zederström mit einer Droschke fortgefahren sei ... denken Sie, mit einer Droschke!" Und sie heulte hemmungslos heraus.

„Aha ..." dachte der Sekretär, „nun sind wir dem Problem also auf die Knochen gerückt." Dann räusperte er sich und drehte seine Daumen; schließlich meinte er: „Die Sache ist die, liebes Fräulein, daß wir so gut wie gar nichts wissen, aber schon gar nichts!"

Und dann erzählte er, was er wußte, was er vermutete und was seiner Ansicht nach der psychologische Grund zu Zederströms höchst merkwürdigem Verhalten sein könnte. Das Mädchen heulte laut auf, als sie hörte, daß der Sekretär der Ansicht sei, eine andere Dame, jedenfalls eine der höheren Stände, habe die Wege Zederströms gekreuzt. Sie rief klagend, wie die betrogene Naive in einem Gesellschaftsstück:

„Unmöglich! Er hat mir doch versprochen, mich sofort zu heiraten, wenn er erst die Zulage bekäme! Ach, du mein Gott ..." Der Sekretär beruhigte sie; er lehnte sich im Sessel zurück und schloß die Augen; dann murmelte er etwas von „Menschenlos" und „dunklen Schicksalswegen" und schüttelte sein greises Haupt wie ein von den Härten des Daseins abgebrühter Prophet. Das Mädchen ging fort, schwamm fort auf einem Strom von Tränen und der Sekretär beschloß daraufhin, sich morgen unter allen Umständen den „Expreß am Morgen" zu kaufen, wo die während der Nacht vorgefallenen Selbstmorde unter der Rubrik „Am Leben gescheitert" ihre notorische Beglaubigung erfuhren.

Nach der kurzen Mittagspause, in der die Angestellten des Amtes ihre Butterbrote verzehrten, erschien der Amtsschreiber Zederström mit einer Rose im Knopfloch und einem neuen Hut auf dem Kopfe im Büro. Er sagte „Grüsch Gott" und drehte sich im gleichen Augenblick täppisch und läppisch nach dem Kleiderständer in der Ecke um, als wollte er diesem den Grund seiner offenkundigen Verlegenheit anvertrauen.

„So ein Schuft", dachte der Sekretär, „er hat Erfolg gehabt bei der Dame, was unerklärlich ist, mit einer solchen Oberlippe. Eine reizende Frau muß das schon sein, muß ich sagen, so ein Weib, das über die Leiche ihrer Nebenbuhlerin hinweg in das Abenteuer schreitet ..."

Mit besorgten und prüfenden Blicken betrachtete er nun sein Gegenüber am Schreibtisch und stellte fest, daß der Amtsschreiber ganz gegen seine Gewohnheit sich zuerst einmal seine Nägel putzte und dann ... ja, was Teufel! Der Sekretär glaubte seinen Augen nicht zu trauen: die Oberlippe, die furchtbare, wie ein gespannter Waschlappen aussehende Oberlippe ... sie war fort, wie weggeblasen, war einer ganz normalen, ganz durchschnittlichen Oberlippe gewichen — und jetzt — dem Sekretär blieb das Herz stehen: der Amtsschreiber Rasmus Zederström riß den Mund auf wie ein Kamel und bläckte ihm lachend eine Doppelreihe prachtvoller Zähne entgegen.

In diesem Augenblick ging die Tür auf und der Staatsrat trat ein. „Guten Tag", sagte er und machte große Augen, als Zederström, der ekelhafte, unwirsche Zederström, aufsprang, jung und elastisch, und ihm ein fröhliches „Guten Tag, Exzellenz" ins Gesicht krähte. „Die Welt geht unter!" sagte der Staatsrat. „Sie lachen ...?"

„Und ob ich lache, haha!" Zederström lachte aus vollem Halse, er lachte gewaltig und herausfordernd, als habe er unendlich viel Gelächter nachzuholen in diesem Augenblick. Er lachte demonstrativ, er lachte in allen Tonarten und hielt allen Leuten seinen Mund unter die Nase, daß der Staatsrat sich wehren mußte.

Er sagte: „Na, na, ist gut, Zederström ... ich freue mich, daß Sie wieder lachen können ..." und retirierte in sein Zimmer. Aber er freute sich gar nicht. Aus dem tüchtigen, pünktlichen Zederström war auf einmal ein höchst anmaßender und sehr aufdringlicher Zederström geworden. Anstatt still und gemessen sein Hauptbuch zu führen, trällerte er Arien aus Opern, versuchte sich in kunstvollen Pfiffen und Trillern ... er schwätzte den lieben langen Tag und erzählte Witze, daß der Sekretär vor Neid erblaßte.

Zwar hatte sich herausgestellt, daß die Braut dieses verwandelten Mannsbilds durchaus nicht am Leben gescheitert war, sondern ihren nun ewig lachenden Bräutigam jeden Tag vom Büro abholte, aber dieser Umstand änderte nichts an der Tatsache, daß der Staatsrat das Benehmen seines Amtsschreibers einfach als unqualifizierbar und äußerst dämlich empfand. Demzufolge begleitete er das Gesuch um die Zulage mit dem Bemerken: „Nicht genehmigt, da der Gesuchsteller den an einen ernsthaften und würdigen Beamten zu stellenden Forderungen nicht mehr genügt."

DIE KONSERVENDOSE / VON L. BIERMER

Ein möblierter Herr macht sein Abendbrot. Es ist ein Sonntagabendbrot, und so hat er als besondere Würze der alltäglichen Kost eine Dose Fischkonserven vorgesehen. Gewöhnliche Fischkonserven sind das nun keineswegs, nicht etwa Sardinen in Öl oder Fettheringe. — Aber das wird sich ja finden.

Zunächst sucht er den Büchsenöffner heraus. Bekanntlich gibt es sehr viele Arten von Büchsenöffnern: scharfkantige Messer, spitze Scheren, sinnreich konstruierte Rädchen, Rollen, Klemmen, Feilen und sonst noch allerlei. Höchst verschiedenartig in der Form, haben sie doch alle eine gemeinsame Eigenschaft: sie versagen im entscheidenden Augenblick. Kürzer ausgedrückt: sie taugen nichts. Sie sind das Kreuz jeder Hausfrau, jeder Köchin und selbstverständlich auch jedes möblierten Herrn. Doch auch das wird sich noch finden.

Der Büchsenöffner des möblierten Herrn stellt sich in der sinnigen Form eines grünen Fisches dar, aus dessen Maul eine scharfgeschliffene Zange herausragt. Die Spitze dieser Zange wird in den Deckel der Büchse hineingebohrt — es handelt sich wohlgemerkt um eine etwa zehn Zentimeter hohe Büchse, nicht um die flachen, ellipsenförmigen Dosen, deren Deckel aufgerollt werden — und schon zeigt sich die erste Schwierigkeit: der Druck der Menschenhand allein reicht nicht aus, das Anfangsloch zu bohren. Der Herr sieht sich nach einem geeigneten Gegenstand zum Draufschlagen um, entdeckt den schweren Aschenbecher und läßt ihn kräftig auf den Büchsenöffner niedersausen. Asche, Streichhölzer, Zigarettenstümpfchen verlassen bei der Erschütterung ihren Behälter und verteilen sich auf Tisch und Fußboden. Der Herr sammelt sie gottergeben wieder ein, untersucht die Büchse, die nur eine kleine Einkerbung, bei weitem noch kein Loch zeigt, zieht seinen Schuh aus und benutzt den Absatz als Hammer. Nach mehrmaligem Zuschlagen erscheint das gewünschte Loch, zartrosa Flüssigkeit quillt hervor und ergießt sich auf das Tischtuch. Sie trifft dort auf die Asche und vermischt sich mit ihr zu einem schwarzen, öligen Brei ...

Der Herr, durch Schaden klug geworden, legt seiner Konservendose eine Zeitung unter und widmet sich darauf erneut der Arbeit des Öffnens. Doch so sehr er sich auch müht aus allen Kräften, der Büchsenöffner kommt kaum vom Fleck. Er dreht und wendet ihn, versucht bald den Vorwärts-, bald den Rückwärtsgang, er benutzt ihn jetzt als Hebel, dann als Brecheisen; als er sich mit ganzem Körpergewicht auf das Werkzeug legt, rutscht das Messer unversehens ab und fetzt ihm ein Stück Haut aus der linken Hand. Der Herr besieht den Schaden, es blutet ein wenig, doch als entfessele dieser Anblick Rausch und Rachegelüste in seiner Seele, erwacht jetzt Kampfgeist in ihm, bergeversetzend stark fühlt er in sich den Willen, die widerspenstige Büchse niederzuringen.

Er setzt voll Grimm erneut den Öffner an, und wirklich: Millimeter um Millimeter gewinnt er an Boden. Etwa zwei Finger breit ist jetzt bereits der Schlitz im Deckel, und durch die schmale Öffnung sieht man das zarte helle Fischfleisch, höchst appetitlich eingebettet in Anchoviscreme ... Der verlockende Anblick verleiht dem Herrn frische Kräfte, er bohrt und sägt, feilt und säbelt; er ächzt und stöhnt dazu, er keucht und beginnt in Schweiß zu geraten, vornehmer ausgedrückt: zu transpirieren. Einen Augenblick muß er innehalten und verschnaufen.

Er betrachtet befriedigt die Arbeit, die er bisher geleistet hat. Die halbe Rundung der Dose ist bald geschafft, er kann den Deckel der Dose jetzt ein wenig aufbiegen, vielleicht genügt das schon. Fast wie im Spiel versucht er sich daran, drückt, knetet, biegt den Deckel in die Höhe, die Hand gleitet aus, die scharfe Blechkante reißt ihm den Daumenballen auf, das Blut strömt rasch und heftig. Ehe er Pflaster und Schere herausgesucht hat, ist schon die Manschette, das Hosenbein mit Blut verschmiert, auch die Tischdecke hat ein paar Tropfen abbekommen ...

Er verbindet den Daumen notdürftig, und kein Mensch kann ihm die Flüche verübeln, mit denen er dabei Büchse und Öffner bedenkt. Als Held, der er ist, stürzt er sich danach mit unverminderter Kraft wieder in den Kampf. Aber seien es nun die übermenschlichen Kräfte, die ihm der bis ins Sinnlose gesteigerte Zorn verleiht, sei es die Unzulänglichkeit des Werkzeugs: ein heftiges Knakken, Krachen, Splittern beendet die Tragödie. Der Mensch unterliegt, es triumphiert die Konservendose — denn abgebrochen ist der Büchsenöffner!

Der möblierte Herr setzt sich erschöpft auf einen Stuhl und faßt das Ergebnis des Kampfes zusammen: ein verdorbenes Tischtuch, ein blutbesudeltes Sonntagshemd, eine fleckige Hose, zwei blutige Schrammen, ein kaputter Büchsenöffner und — kein leckeres Fischgericht zum Abendbrot ... Sondern die übliche langweilige Wurst und den Käse, den er bald nicht mehr riechen kann.

Laterna magica

Von Harry Frommelt

Das war der dunkelblaue Glanz der Träume,
der märchenhaften Höhlen Geisterlicht;
dem Kind erschlossen sich der Vorwelt Räume,
das Jenseits offenbarte sein Gesicht.

Mein Herz empfing das Wunder ohne Bangen;
das Urlicht war dem Auge tief vertraut,
nie hat dem Manne später auf den langen,
bestaubten Straßen solch ein Licht geblaut.

Die lila Grotten unterhalb der Erde,
wie waren sie dem Kinde hold bekannt!
Der Fürst der Tiefe auf dem Feuerpferde
erschreckte nicht: er schien uns ja verwandt.

Man träumte wie im weihnachtlichen Schimmer,
ach, damals wußte man, was Weihnacht hieß;
das schmale hohe, dichtverhängte Zimmer
war selber Märchenland und Paradies.

Das Kinderherz, es lauschte nur nach innen,
wie war es von den eignen Schätzen schwer!
Die Zauberbilder auf dem weißen Linnen,
sie kamen fast wie aus ihm selber her.

Verdämmernd ruhten Erde, Mond und Sterne
in jenem milden, geisterblauen Schein ...
Du himmlische, du magische Laterne,
was mag aus dir, aus mir geworden sein?

DAS FISCHHOSPITAL

VON ERIK STOCKMARR

Von einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu London und Neuyork werden allmonatlich Berichte über die neuesten Entdeckungen und Errungenschaften in Wissenschaft und Technik verschickt. Eine der Mitteilungen dieser Berichte, die alles bringen, was es im Reich der Wissenschaft an Interessantem und Kuriosem gibt, sie soll hier der breiteren Leserschaft zugänglich gemacht werden.

Eine Mitteilung, die jeden Aquarienzüchter und Fischfreund angeht.

Aus London wird berichtet, daß dort ein Fischhospital unter Leitung von Dr. Pope, dem berühmten Spezialisten, errichtet worden ist.

„Es hat sich nämlich als eine zwingende Notwendigkeit erwiesen, ein solches Hospital zu eröffnen", führte Dr. Pope in seiner Einweihungsansprache aus, „weil die Fische nämlich gar nicht immer so frisch und munter sind, wie man im allgemeinen anzunehmen beliebt. Namentlich die Aquarienfische leiden sehr unter nervösen Störungen. Über ganz England sollen daher im Laufe der Zeit Hospitale und Genesungsheime für kranke Fische geschaffen werden."

Nervosität bei Fischen, wird der Leser verwundert fragen. Führt doch — seiner Meinung nach — beispielsweise solch ein Aquarienfisch ein sorgenfreies und unbekümmertes Dasein. Er kennt angeblich kein Kopfzerbrechen, sondern tummelt sich fröhlich und fidel den ganzen Tag im Wasser umher, um gelegentlich auch einmal nach einem kleinen, zarten Wasserfloh zu schnappen. Ein herrliches Leben, das ich mir oft im Stillen gewünscht habe, ein Hecht zu sein. Doch Dr. Pope dagegen meint, daß das alles bloß leeres Gerede sei, und die Fische, wie gesagt, an nervösen Erschöpfungszuständen und viel unter seelischen Verstimmungen zu leiden hätten.

Wovon eigentlich? Tja, das ist eine Frage, auf die man schwerlich eine Antwort bekommen wird; Fische können ja nicht reden. Vielleicht ist dies die Ursache ihrer Leiden; denn es muß ja auf die Dauer unerträglich sein, nicht aussprechen zu können, was man auf dem Herzen hat.

Oder deshalb vielleicht, weil sie nicht schlafen können. So weit man heutzutage darüber unterrichtet ist, schlafen die Fische niemals. Bekanntlich besitzen sie keine Augenlider, so daß sie die Augen nicht schließen können, und sie daher bei Tag und bei Nacht genötigt sind, mit offenen Augen herumzuschwimmen.

Skandalöse Zustände, die die Natur da eingerichtet hat, wird sich manch einer empören. Solch ein Hundeleben, das die armen Fische zu führen gezwungen sind. Weder sprechen noch schlafen können sie, auch rauchen und trinken sie nicht. Zwar hat man geglaubt, annehmen zu dürfen, daß sie sich zur Nachtzeit auf den Boden ihres Quartiers begeben würden, um wenigstens für ein paar Stunden im Halbschlaf auszuruhen, aber auch das hat sich als irrig erwiesen.

Nun ja, wie dem auch sei, kann es uns Menschen im Grunde ja gleichgültig sein. Faktum ist es jedenfalls, daß die Fische oft an nervösen und seelischen Verstimmungen leiden, und man in Zweifelsfällen am besten tut, seinen Goldfisch gut einzupacken und mit ihm in die Klinik zu fahren, um ihn dort gründlich und fachmännisch untersuchen zu lassen. Der wachthabende Arzt legt ihm dann gleich einen Löffel auf die Zunge, klopft ihm den Bauch ab und sagt:

„Das Kerlchen leidet an krankhafter Schwermut, man sieht es seinem verdrießlichen Mienenspiel an. Wir werden ihm eine kleine Aufmunterung verschaffen und ihm eine ultraviolette Bestrahlung geben."

Besagte Strahlen haben nämlich einen sehr günstigen Einfluß auf die Gemütsverfassung der Fische, wie wissenschaftlich einwandfrei festgestellt worden ist. Und Sie werden sehen, am nächsten Tage schon wird der Patient wesentlich gebessert bei ultravioletter Morgenlaune munter im Bassin herumpantschen.

Natürlich gibt es auch Krankheiten ernsteren Charakters. Viele Fische leiden z. B. an Magenverstimmungen. In solchen Fällen hilft eine strenge Diät. Keine Ameiseneier und keine Wasserflöhe, statt dessen kalter Haferschleim und kleingehackter Kies. Hin und wieder eine lauwarme Dusche und tüchtig Bewegung. Auch die Gicht soll unter den Fischen häufig anzutreffen sein. Sie wird durch warme Umschläge und entsprechende Massage kuriert.

Auch die verschiedenen Operationen hat Dr. Pope an Fischen mit Erfolg vornehmen können. Zahlreiche Goldbutten, die häufig über Steifheit im Rücken klagten, konnten durch operative Eingriffe völlig geheilt werden. In vielen Fällen wurden die Operationen unter Narkose ausgeführt, die man dadurch hervorruft, daß man äthergetränkte Luft in das Aquarium pumpt. Eine Krankenschwester hält dann solange den betäubten Fischpatienten fest und Dr. Pope entfernt die Beschwerden mittels Messer und Zange. Hinterher pflegt der Operierte einen kleinen, angewärmten Floh zur Stärkung zu bekommen.

Auch sonst werden jeden Tag überaus interessante Experimente in der Klinik ausgeführt. Alte, verschossene Goldfische werden wieder aufgefrischt, indem man sie mit neuem Blattgold belegt, während man anderen Fischen neue Jugend durch Bestrahlung und Einspritzungen verschafft.

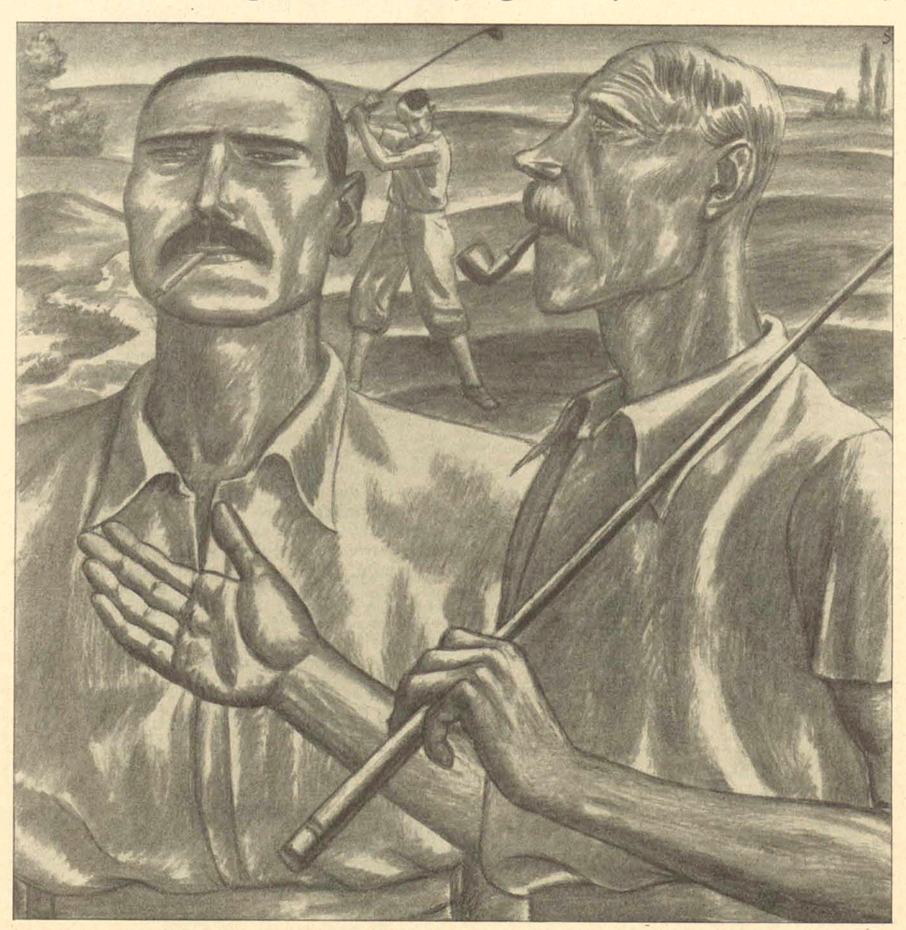
In der weiblichen Abteilung aber glückte kürzlich eine ganz außergewöhnliche Operation. Man entfernte einem alten Papagei die Stimmbänder und nähte sie einem jungen Hering ein. Der Hering befindet sich bei bestem Wohlergehen und begrüßt jeden Morgen Dr. Pope, wenn dieser seinen Rundgang macht, mit einem fröhlichen: „Good morning, Mister Pope!"

Unwohlsein, Mattigkeit, Erkältung, Niesen und ähnliche Symptome werden leicht beseitigt, so daß es eigentlich kein Leiden unter den Fischen mehr gibt, das nicht behoben werden könnte.

Darum schicken Sie noch heute Ihren Fisch ins Fischhospital, auf daß er mit frischen, roten Backen zu Ihnen zurückkehre. Er wird es Ihnen ewig und immer danken. (Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Englands Propagandapläne

(Erich Schilling)



„Ich finde die Bestrebungen unserer Regierung, die Propaganda gegen Deutschland wie anno vierzehn zu organisieren, ganz ausgezeichnet. Es wird aber schwer sein, hierfür nochmal einen so hemmungslosen Paralytiker zu finden wie Northcliffe!"

Anekdote von Wilhelm Schäfer: Ein alter Bauer hatte noch eine junge Frau genommen, die ihm einen sechsjährigen Knaben mit in die Ehe brachte. Dem war das ländliche Tun noch fremd und als der Bauer ihn mit nach Sinzig auf den Markt genommen hatte, sah der Knabe verwundert zu, wie er dem zum Kauf gestellten Vieh ans Euter griff, die Wamme befingerte und gegen das Fell strich. Warum tust du das? fragte der Knabe den Alten, indessen sie zu der nächsten Kuh gingen. Ich muß doch sehen, beschied er ihn mürrisch, wie das Tier im Futter steht, wie es sich melken läßt und ob es nicht gar stößig wird. Das ist des Käufers Recht.
Die Erklärung schien dem Knaben einzuleuchten; denn er fragte fürs erste nicht mehr, sondern sah den bäuerlichen Handgriffen verständnisvoll zu. Zwischen der vierten und fünften Kuh aber wurde er nachdenklich: Dann wirst du die Mutter auch nicht lange mehr behalten! sagte er hintersinnig. Und als der Bauer stehen blieb, so dumm kam ihm die Frage vor, ging der Knabe kopfschüttelnd weiter: Ich glaube, der Briefträger will sie kaufen! beharrte er.

Der Empfang

(Wilhelm Schulz)



„Mei, Basl, g'freut di des gar net, daß ma einfach rauskomma san, ohne viel Schreiberei?" — „Jo, jo, es is bloß a bisserl vui auf amoi: zerscht d' Seuch in Stall, nacha des Unglück mit an Großvatern sein Hax'n, und jetzt kemmts ös daher!"

PETERSENS TRICK / VON F. W. THOMAS

Es war ein milder, dunstiger Morgen, voll Vogelsang und Botanik. Die Welt erwachte wieder und wurde grün. Grüne Blättchen und Keime trieben und schossen überall hervor, und tief im toten Farnkraut fand ich die glitzernden Spitzen der Glockenblumen, die sich ihren Weg zum Licht erkämpften.

So ein Morgen tut für unsere Seele mehr als alle Pillen, die je zusammengemischt worden sind. Eine Amsel und ein Stückchen blauer Himmel, und wir überwinden Trägheit und falsche Gefühle, sind plötzlich voll schöner Gedanken und Reste halb vergessener Poesie.

Wir möchten allen Leuten die Hand schütteln, die Welt auf den Kopf tätscheln und Kindern Pfennige geben. Wir tun es natürlich nicht, aber es ist uns so ums Herz.

Den wirklich netten Leuten, meine ich.

Nicht Herrn Petersen. Frühling bedeutet nichts für ihn. Er hat, fürchte ich, eine niedrige und niederträchtige Gesinnung. Er könnte ein Waisenhaus anzünden und sich am Feuer wärmen. Er könnte einem Säugling seine Flasche wegnehmen, oder einem blinden Mann seinen Stock ...

Alles war hübsch im Garten, wir machten uns auf den Marsch, Bella, die Wachtelhündin, und ich, um die Landschaft zu besichtigen und der Natur einen Besuch zu machen.

Ich wollte auch mein großes episches Gedicht „An den Frühling" weiterschreiben, eine Sache, die schweres Geld bringen sollte, in der Richtung des Allegros, aber wesentlich besser. Ich arbeite daran jetzt seit sieben Jahren, kann mich aber nicht entschließen, ob ich mit „O Frühling" oder „Oh, Frühling" anfangen soll.

Solche kleinen Sachen machen den ganzen Unterschied aus, wissen Sie.

Dieses Jahr entschloß ich mich für „O Frühling", da es wirtschaftlicher ist, und nun, da das entschieden war, würde der Rest des Tages ganz einfach sein ... „O Frühling, der du kommst, wenn der Winter geht ...", nicht gut. „O Frühling, der mit dem Quartalstag kommt ...", zu irdisch. Währenddessen war Bella, die Wachtelhündin, verschwunden. Sie sauste durch die Hecke, um mit einigen ihrer Karnickelfreunde Fangen zu spielen. Lag ja nichts daran, es würde ihr schon nichts passieren. „O Frühling, du fröhlicher und du Lenzbeginn, du kommest, blühest, singest, bringest ..

Durch die kahle Hecke drang eine Stimme: „He! He! Läßt du das liegen! Laß es liegen! Böser Hund! Wart' nur, wenn ich dein Herrchen sehe!"

Ich sprang wie der Blitz über die Gartentür, um Bella und einen kleinen, dicken Mann mit einem Gartenmesser zu finden. Und Bella leckte sich ihre Lefzen. Auch lag etwas zerrissenes Papier am Boden.

Ich entschuldigte mich mit beiden Händen. Schrecklich peinlich. Sie war eine nichtsnutzige, kleine Hündin. Nicht gewußt, daß sie früher so etwas getan hat. Ein böser, ganz schlimmer Hund. „Grrrrrrrr! Ich schäme mich für dich."

Aber der kleine, dicke Mann war furchtbar nett. „Hunde", sagte er, „sind eben Hunde", und es wäre sein eigener Fehler. Er hätte es ja besser wissen können, und es wäre wirklich nicht der Rede wert. Ganz und gar nicht! „Vielen Dank, Herr! Ich danke Ihnen recht schön!"

Und er tapfte zu dem Graben zurück, den er ausräumte.

Das machte natürlich das Epos teuerer. Die Muse verließ mich, und ich war wieder auf der Erde, leer und verloren, und wollte mein Mittagessen. So gingen wir, die niederträchtige Bella hinter mir herumstreifend und sehr geknickt aussehend. „Ein bööööööser, schlimmer, kleiner Hund! Ein niederträchtiger, gemeiner Dieb! Pfui! Ein richtiger kleiner Hund aus dem Rinnstein, ohne Erziehung, Manieren, und ohne Sinn für Anstand. Grrrrrrrrr!"

Noch etwa eine halbe Meile, und wir erreichten die Gastwirtschaft „Zur Kanone", gut gepflegtes Bier, Wasser für Pferde gratis.

Der Mann im Schankraum grüßte, seine Worte klangen durch einige Stücke Käsebrot etwas undeutlich.

„Und wie wäre es mit einem Keks für den Hund?" fragte der Wirt. „Nette, kleine Hündin, Herr."

„Ist sie nicht", sagte ich, „sie ist eine böse, ganz schlimme, kleine Hündin, und sie bekommt bis heute abend nichts mehr. Bist du nicht ein böööööööser, nichtsnutziger Hund?"

Alles fröhliche Wedeln starb aus Bellas Schweif, und ihre braunen Augen wurden wässrig. Ihre Welt war übel aus den Fugen gegangen, und sie kroch unter eine Bank und streute Sägemehl auf ihr Haupt.

„Was hat sie denn getan?" fragte ein großer, magerer Arbeiter, „gewildert?"

„Gestohlen", sagte ich, „einem armen Mann das Mittagessen stiebitzt. Nach all den Knochen, die ich für ihre Erziehung aufgewandt habe. Regelrechte Landstraßenräuberei. So etwas, wie es ein Hinterhofköter tun mag. Und sie, mit einem Stammbaum, der direkt bis auf Cruft zurückgeht. Ich schäme mich über sie."

„Unten im Dorf war es?" erkundigte sich der Wirt.

„Nein, oben auf dem Hügel", erwiderte ich. „Als ich nicht hinschaute, fand sie einen alten Herrn, der eine Hecke schnitt, und er hatte seine Sachen auf dem Boden neben seinem Mantel liegen lassen. Ein Paket belegte Brote, wissen Sie ... Zerriß die Tüte in Stücke, hat das Brot, und ehe er sie davon abhalten konnte ..."

Die Auswanderer

Von Dirks Paulun

Ein Hai im besten Alter,
ein Haifisch nannte sich Walter.
Ein Walfisch (und was weiter?),
ein Walfisch nannte sich Heiter.
Da schwammen sie nun beide
Im Wald und auf der Heide.

Doch als sie Frauen genommen,
ist es ihnen schlecht bekommen.
„Ach Heidi!" sprach die eine,
„Mein Waldi!" rief die kleine.
Da schwammen sie nun beide
im Wald und auf der Heide.

Oh armer Wal! Oh armer Hai!
Der Walfisch floh nach Walparai —
so schnell er konnte, und im Nu
verzog der Hai nach Haithabu.
Da schwammen sie nun beide
im Wald und auf der Heide.

Oh Wald und Heide grün und rot,
verbergt sie vor den Weibern gut!
Oh Wald und Heide rot und grün,
laßt beide im Verborgnen blühn,
dem kleinen Veilchen gleich
unfern dem Bürgersteich.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. VJ. 39: 43 191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Ein großer, magerer Mann hörte auf zu essen und würgte. Ein kleiner, magerer Mann lehnte sich zurück und grinste.
Zwei andere lachten laut: „Hahahaha!" Gerade so. Der Wirt hörte auf, die Hähne zu putzen und blies durch die Backen.
„Ein kleiner, untersetzter Kerl?" fragte er.
Ich nickte. „Mit einem Fleck im Hosenboden?"
Ich nickte wieder.
„Der alte August Petersen", schrien die drei Männer, die nicht aßen, „hahahaha!"
„Das alte Luder", sagte der Wirt.
„Da brauchen Sie sich nicht über den Hund Kummer zu machen", rief einer, „'s war nicht seine Schuld. Das ist ein alter Trick von August."
„Er hat Ihren Hund gesehen", erwiderte der Wirt, „und wie nichts hat er ihm ein Stück Brot oder so etwas gegeben."
„Und dann", sagte einer, „wenn der Hund nett davon frißt, fängt er an, Krach zu machen."
„Hat es Dutzende Male gemacht", wußte ein anderer.
„Aber nur, wenn es ein Hund ist, den er nicht kennt."
„Und wenn Sie hingehen und sagen, es tut Ihnen leid", sagte ein Dritter, „ist es der Hund gewesen, der sein Freßpaket aufgewickelt hat und ganz aufgefressen."
„Ein bißchen früh für ihn zwar", sagte der Wirt, „er fängt das Spiel gewöhnlich erst an, wenn die Fremden herunter kommen."
„Hat immer ein besonderes Freßpaket dabei, der alte August", meinte der große, magere Mann.
„Macht auch einen guten Schnitt daraus", fügte der kleine, magere hinzu.
„Und Sie haben ihm jedenfalls etwas gegeben?" erkundigte sich der Wirt.
„Nur einen Schilling", sagte ich.
„Das ist schon recht", er nickte, „er rechnet gewöhnlich auf zwei Schilling in der Sommersaison, aber einer ist ganz recht, wenn man die Jahreszeit berücksichtigt. Er ist ein schlauer Fuchs, der August."
Bella kam unter der Bank heraus, und ich entschuldigte mich, streichelte sie, bis das Wedeln in ihrem Schweif wiederkam ... „Sei nicht bös', altes Weibi!"
„Und jetzt", sagte ich, „bekommen wir ein großes Stück Kümmelbrot und ein paar feine Kekse, eine Wurstsemmel und — haben sie vielleicht ein paar Rippenknochen auf Lager?"
(Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Ed. Bickel.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



In einer Münchner Kunsthandlung sind Bilder antiker Plastiken ausgestellt. Ein Pärchen aus Norddeutschland besieht sich die Bilder lange und eindringlich. Plötzlich deutet sie auf einen der klassischen Köpfe und sagt:
„Siehst du, Aujust, der hat jenau so 'ne Gurke, wie du!"

Für meinen kleinen kranken Buben wollte ich in einem Leipziger Spielwarengeschäft ein Spiel kaufen. Ein junger Verkäufer bot mir unter anderem ein sogenanntes Steckspiel an. Es werden kleine Holzknöpfchen in verschiedenen Farben auf ein Brett mit vielen kleinen Löchern gesteckt, wodurch sich nette bunte Figuren ergeben.
Auf meinen Einwand, daß der kleine Mann doch leicht diese Knöpfchen verschlucken könnte, entgegnete der junge Verkäufer:
„Oh, das macht gar nichts, Sie bekommen jederzeit von uns diese Knöpfchen in allen Farben wieder."

Man empfahl dem Spielleiter Gustav Gründgens eine junge Schauspielerin, deren Rollen bisher darin bestanden hatten, auf einem Tablett einen Brief auf die Bühne zu bringen.
„Könnten Sie nicht", meinte der gute Freund, der sich für das hübsche Mädel interessierte, „ihr Rollen von etwas mehr Wichtigkeit anvertrauen!"
„Aber natürlich!" sagte Gründgens todernst, „von heute an wird sie nur noch eingeschriebene Briefe bringen."

Wenn meine Frau die Zeitung liest und auf Worte stößt, die sie nicht versteht, so muß ich ihr diese erklären. — Ich habe ja studiert, bin allerdings nur bis zur Quarta gekommen, aber da hat man schon allerhand mitbekommen! — So fragte mich meine Frau dieser Tage: „Was ist ein Oratorium?" — „Ein Oratorium?" sagte ich, „meinst du ein richtiggehendes Oratorium mit allem, was dazu gehört? Das ist — weißt du — — das ist mir unerklärlich, daß du so was nicht weißt! Nimm einmal an — nein, nimm lieber vorläufig nichts an. Denke nur nicht, daß mir die Frage Schwierigkeiten bereitet! Nur die Antwort macht mir Schwierigkeiten, ich meine, es fällt mir schwer, das mit ein paar Worten zu erklären. Also, Oratorium, das sagt dir das Wort schon, ‚Oratorium' ist ein lateinisches Wort. Latein ist die tote Sprache, wird deshalb ausschließlich von Ärzten und Apothekern gesprochen. In diesem Falle ist die Sache allerdings mit Musik verbunden, also ein sogenanntes Stück — ein Musikstück. Ich will mal ein Stück weitergehen und sagen: ein geistliches Werk, wozu eine Schar von Sängern und Sängerinnen — also eine sogenannte Werkschar — singt. Die kommen aber nicht vom Fleck, bleiben aber auch nicht stehen. Einige gehen ein Stück vor und die anderen überlegen es sich nochmal und holen sie dann wieder ein. Du mußt dir das bildlich vorstellen. Wenn du zum Beispiel zu mir sagst: ‚Lieber Mann, gib mir Geld für ein neues Kleid!', das ist noch kein Oratorium. Wenn du aber sagst: ‚Lieber Mann, liebes Männchen, mein herzallerliebstes Männchen, gib mir Geld, Geld, Geld für ein, für zwei Kleider, ich brauche allerhand Kleider, Kleider, Kleider!' Siehst du, das ist ein Oratorium!!"

Der Berliner Gynäkologe Professor Bumm gehörte zwar zu den bekanntesten Frauenärzten, aber es gab doch einzelne Leute, die ihn nicht kannten. Und bei diesen erzeugte der etwas komisch, ausrufartig klingende Name zuweilen Mißverständnisse. Eine in einer geburtshilflichen Klinik beschäftigte Krankenschwester erzählte ihrer Freundin: „Und wenn eine Entbindung schwierig und gefahrvoll ist, rufen wir Bumm." — „Und das soll helfen?" fragte die Freundin mit weit aufgerissenen Augen.

Richard Strauß

Nach dem fünfundsiebzigsten Geburtstag

(O. Gulbransson)



„Als Musiker hab' ich mich ja durchgesetzt, aber warum verschweigt man dauernd meine Leistungen als Skatspieler?"

München, 9. Juli 1939
44. Jahrgang / Nummer 27

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Beredsamkeit

(K. Heiligenstaedt)



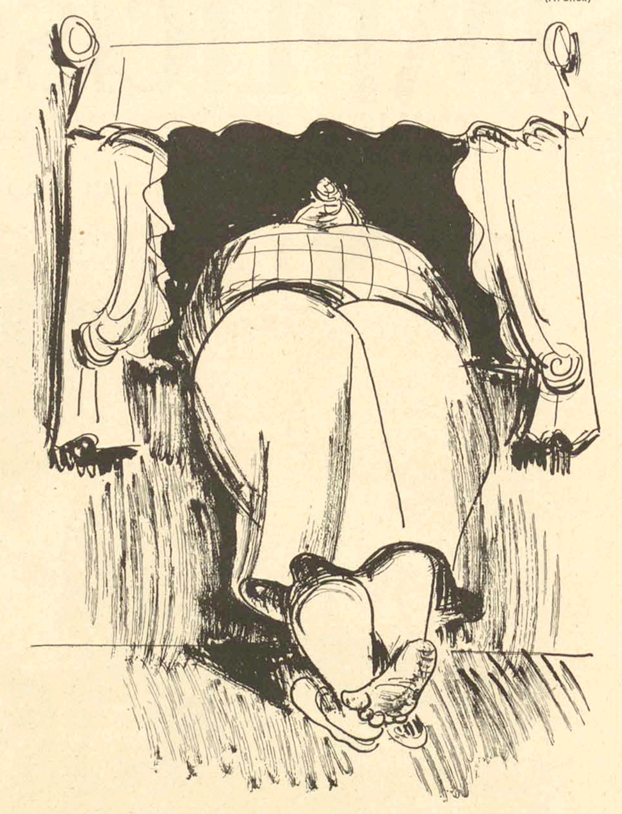
„Du bist so schweigsam, Paul, früher hast du mir immer irgendwas zu erzählen gehabt!“ — „Aber, Kindchen, man kann doch auch einmal etwas denken!“ — „Das schon, aber warum denn still?“

LIEGESTÜHLE

Liegestühle stehen auf Terrassen vor Landhäusern mit und ohne Pension und markieren Urlaubseleganz. Manchmal sind sie auch auf den Rasen geschoben und zeugen davon, daß hier ein zeitgemäßer Sommeraufenthalt verabfolgt wird. Sie sind verwandt mit den bunten Schirmen, die sich auf den Prospekten der Fremdenheime so gut machen.
Ich fürchte mich vor Liegestühlen. Ich zähle sie zu den Vorrichtungen, die die Fallensteller zum Fang von wilden Tieren anlegen, von Mäusen angefangen.
Mir gelingt es nicht, so einen Liegestuhl sachgemäß aufzustellen. Wie man ihn auch hin und her klappt, es wird immer nur so eine Art Scherzartikel in Leporelloform daraus, der sich zu allem andern eignet, als darin nach Tisch auf grüner Wiese der Ruhe zu pflegen, angetan mit vorschriftsmäßiger Sonnenbrille und dem neuesten Sommerroman.
Kommt jedoch einmal zufällig durch Falten und Klappen ein stuhlähnliches Gebilde zustande und ich lege mich hinein, tritt sofort der Mechanismus in Kraft und schlagartig liege ich auf buntem Segeltuch zwischen sperrigem Lattenwerk auf hartem Boden. Es ist eine fröhliche Varieténummer. Liegestühle sollten deshalb nur auf weicher Unterlage aufgestellt werden.
Versuchen Sie es bitte, im Falle der Gefahr niemals mit den Händen ins Gestänge zu greifen. Die Devise lautet: Hände hoch! und womöglich auch die Beine! Unfehlbar greift das Schlagwerk zu und schlägt seine Pranken in ihre Glieder. Der Zahn eines wilden Tieres verursacht ein angenehmes Kitzeln im Vergleich mit der vollkommenen Technik eines derartigen Liegestuhles. Eine sinnreiche Vorrichtung benutzt das menschliche Körpergewicht dazu, die Klammerwirkung auszulösen und die Gliedmaßen festzuhalten.
Wenn Elefanten auf Liegestühle gingen, sie ließen sich leicht darin fangen, aber Elefanten gehen nicht auf Liegestühle, deshalb muß man sie in Gruben fangen oder mit zahmen Elefanten, wie jeder bessere Expeditionsfilm zeigt.
Liegestühle scheinen zum Kosen wie geschaffen. So denken Sie vielleicht, und setzen sich auf den Rand des Stuhles, in dem die reizvolle Dame mit der blauen Hornbrille lagert, um zu balzen.
Tun Sie das nicht! Beim Balzen verliert man so leicht die Übersicht über das Technische. Ein leichter Druck auf den Auslösehebel der Falle, und Sie, der Stuhl und die Sonnenbrillerin sind zu einer festen Masse verbunden, die der diensttuende Page des vornehmen Etablissements nur mit Mühe auseinanderfieseln kann.
Ich weiß schon, warum ich mich vor dieser Sorte Liegestühle fürchte. Foitzick

Ein schöner Rücken

(Fr. Bilek)



EIN GUTER RAT

Von Hans Karl Breslauer

„Egon, erinnerst du dich an den Franzosen, der in der letzten Zeit öfters in unserer Gesellschaft war?... Na also... Ich lernte ihn vor ein paar Wochen kennen, meine Frau war entzückt von ihm, mir war er unsympathisch, aber er war nicht loszubringen... Er erwies den Damen kleine Aufmerksamkeiten." — „Den Damen?" — „Nun ja, meiner Frau und ihrer Freundin Daisy!" brummte Dietrich.
„Ich verstehe, er machte deiner Frau den Hof!" lachte Egon, „ich bin schon im Bilde... Dich packte die Eifersucht!"
„Ich fing an, mir überflüssig vorzukommen, suchte nach Beweisen und vertraute mich, da ich über gewisse Vermutungen nicht hinauskam, Doktor Türkler an!"
„Was? Dem Seelenarzt?" sagte Egon verblüfft. „Na, ich muß schon sagen... Andere gehen in so einem Fall zu einem Privatdetektiv!"
„Mach keine Witze... Ich traf ihn zufällig auf der Straße und da er mich nach der Ursache meiner Verstimmung fragte, schüttete ich ihm mein Herz aus!" — „Und was hat er dir geraten?"
„Er gab mir den Rat, diesen Monsieur in Gegenwart meiner Frau einer Gefahr auszusetzen... Denn, so erklärte er mir, es ist ein psychologischer Erfahrungssatz, daß sich jede Frau, wenn der Mann, den sie liebt, vor einer plötzlichen Gefahr steht, verraten muß!" — „Nicht übel", sagte Egon nachdenklich, „nicht übel!"
„Das sagte ich mir auch! Nun ist es aber nicht so einfach, einen Menschen auf Kommando in Lebensgefahr zu bringen. Ich konnte doch keinen Ziegelstein bestellen, der gerade dann, wenn ich ihn benötige, von einem Dach herunterfällt... Infolgedessen beschloß ich, wir hatten uns vorgenommen, die ersten Sommerwochen am Wörther See zu verbringen, dort einen Bootsunfall zu inszenieren." — „Ausgezeichnet!"
„Du wirst gleich sehen..." winkte Dietrich ab. „Vorgestern waren wir, der unvermeidliche Franzose natürlich mit, in der Uhu-Bar, und als wir nach ein Uhr auf die Straße kamen, trat er auf eine Bananenschale, die irgendein Idiot weggeworfen hatte, machte einen Luftsprung wie ein verrückter Parterre-Akrobat und krachte hin —"
„Und das war der große Augenblick!" meinte Egon anerkennend, „die Schrecksekunde hatte gewirkt! Da schrie deine Frau, besorgt um das Leben ihres Flirts, entsetzt auf und du wußtest alles!"
„Schnecken!" kopfschüttelte Dietrich. „Meiner Frau war dieser Bananenschalen-Salto völlig Wurst... Sie sah nicht einmal hin... Aber Daisy klammerte sich an mich und rief zitternd vor Schreck: Dieterl, Liebling, wenn das dir passiert wäre!... Kannst du dir jetzt vorstellen, daß mir der Sommer verpatzt ist?"

Beim Kürschner

Von Ratatöskr

Wenn's Sommer wird im Zeitenwandel,
trägt man zum Kürschner seinen Mantel.

Der Kragen, stark schon abgewetzt,
erfordert, daß man ihn ersetzt.

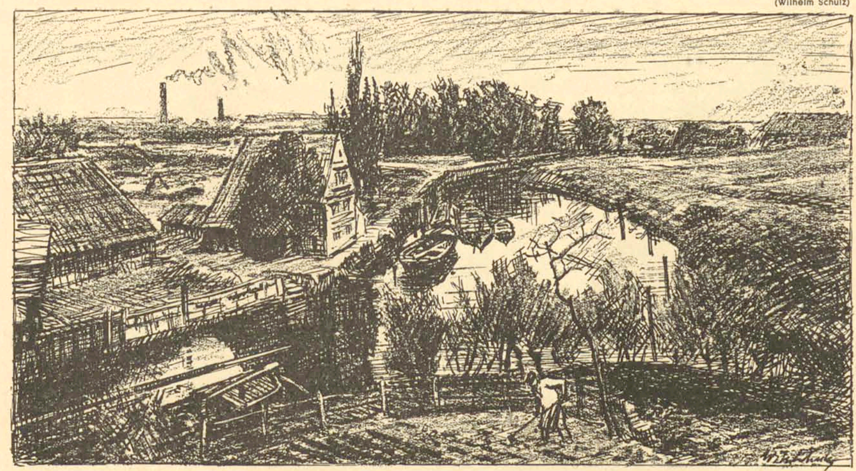
Der Beutel ist des Guten Feind,
weshalb Kanin geboten scheint,

obgleich der Meister, der's versteht,
entschieden zu Opossum rät.

Was er so sagt, klingt ganz plausibel.
Doch schwerer drückt des Mankos Stiebel.

Drum graunzt man schließlich voll Verdruß:
„Unmöglich — non O-possumus!"

(Wilhelm Schulz)



DER MENSCH IST GUT

VON BRUNO WOLFGANG

Herr Körner fuhr zum erstenmal nach dem Süden, nach Dalmatien. Nicht nur die Sonne und das Meer beschäftigten seine vorauseilende Phantasie, sondern auch romantische Vorstellungen von aufwühlenden Reiseabenteuern und nicht zuletzt prosaische Erwartungen guten und billigen Essens. Die Mitreisenden goßen noch Öl ins Feuer durch verlockende Erzählungen von gemästeten Truthähnen, Hummern mit Mayonnaise und köstlichen Nationalspeisen. Es nahte die Grenze und mit ihr die Umstellung von Mark auf Dinare. Herr Körner verwandelte sich also von einem märkischen in einen dinarischen Menschen und fuhr im vollbesetzten Nachtschnellzuge der Küste entgegen. In Split bestieg er den Dampfer und landete spät abends im Hafen von Cruz bei Dubrownik. Eine Schar von Hoteldienern und Burschen stürzte sich auf die Reisenden. Die meisten Passagiere hatten schon vorher ihr Quartier bestimmt und verschwanden rasch. Zum Schluß blieb nur Herr Körner, umringt von den Dienern, die in den höchsten Tönen ihre Hotels priesen. Es sah aus wie eine Versteigerung dieses Neulings an den Mindestbieter. „Fließendes Wasser — 60 Dinar, 55 Dinar, 50 Dinar — Wiener Küche — herrliche Aussicht", alle schnatterten durcheinander und suchten sich seines Koffers zu bemächtigen. Alle sprachen ziemlich gut deutsch. Unentschlossen stand er da. Plötzlich hörte er dicht neben seinem Ohr eine flehende Stimme: „Kommen Sie zu uns. Meine Mutter kocht so gut!" Hinter ihm stand ein großer, starker Junge mit einem Kindergesicht, in dem große, ängstliche Augen glühten. Zaghaft streckte er die Hand nach dem Koffer aus. „Gehen Sie nicht", zischte ein anderer, „Sie werden es bereuen. Bei uns 48 Dinar..." Aber Herr Körner hatte seinen Entschluß schon gefaßt.

„Nur fünf Minuten", versicherte dieser und trabte eilig mit dem Koffer voran. Es ging kreuz und quer, immer bergauf, eine gute Viertelstunde lang. Endlich traten sie in ein kleines Haus ein, das am Ende der Halbinsel Lapad unweit der steilen Küste lag. Eine kleine, abgehärmt aussehende Frau empfing den Gast. Sie hatte nicht jenes mütterliche und den Appetit anregende Äußere, das man bei uns mit dem Begriff einer Köchin verbindet. Aber — andere Länder, andere Sitten. Herr Körner bestellte sich gleich für den nächsten Tag eine Portion Truthahn. Mutter und Sohn erschraken sichtlich. Aber sie erwiderten nichts. Er hörte sie nur später in der Küche lange angelegentlich flüstern.

Am nächsten Tage saß er erwartungsvoll bei Tisch. Niko erschien und berichtete in tödlicher Verlegenheit, daß auf dem Markt kein Truthahn zu haben gewesen sei. Aber die Mutter habe einen ausgezeichneten Fisch zubereitet. Nikos Augen strahlten. Nun gut, herbei mit dem Meeresungeheuer. Der Fisch, den Niko eilig herbeischleppte, entpuppte sich als ein weißes, gallertartiges Zeug, kaum gesalzen und ohne alle Zutaten. Körner versuchte zu kosten. Aber es ging nicht. Niko steckte den Kopf durch die Türspalte: „Wunderbar, nicht wahr?" flüsterte er verklärt. Körner nickte, um ihn nicht zu kränken. Aber als er verschwunden war, öffnete er rasch das Fenster und warf den Fisch ins Meer, aus dem er gekommen war. Er beschloß, sofort eine andere Pension zu suchen. Doch abends, als er mit Niko und seiner Mutter in der guten Stube gemütlich beisammen saß, Rotwein, Trauben und Feigen vor sich auf dem Tisch hatte, da beschloß er noch zu bleiben. Die Frau erzählte von ihrem Leben. Sie war die Witwe eines Fischers und lebte nun schon jahrelang einsam mit ihrem Sohn in diesem entlegenen Hause. Sie waren arm und nährten sich hauptsächlich von Fischen. Der Sohn vergötterte sie, und sie hob mit Stolz hervor, wie groß und stark er geworden war. „Das Essen schmeckt ihm so gut", sagte sie lächelnd und streichelte ihm die Wange. Das war Herrn Körner unbegreiflich, aber es rührte ihn doch. Er bestellte für den nächsten Tag vorsichtshalber ein gewöhnliches Huhn.

Knapp vor dem Essen meldete Niko mit allen Zeichen der Aufregung, daß keine Hühner auf dem Markt gewesen seien. Aber es gäbe wieder den vorzüglichen Fisch. Er glich in seiner Qualität genau dem gestrigen und nahm auch den gleichen Weg durchs Fenster. Niko trug entzückt den leeren Teller hinaus, der ihm bewies, wie gut es dem Gast geschmeckt habe. „Er ißt mit dem Herzen", dachte Körner seufzend, „aber ich muß es mit dem Magen besorgen." Er nahm wieder mit Wein, Brot und Früchten vorlieb und fühlte sich merkwürdigerweise ganz wohl dabei. Er genoß das Meer und die Sonne und schloß sich immer mehr an seine Hausgenossen an. Er brachte es sogar über sich, die Kochkunst der Frau zu loben, worauf Niko einen Freudenschrei nicht unterdrücken konnte und ihn stürmisch umarmte. Beide erzählten immer eifriger von ihrem Dasein, ihren vergangenen und gegenwärtigen Sorgen und ihren bescheidenen Zukunftsplänen. Es tat ihnen sichtlich wohl, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem sie sich aussprechen konnten. Körner empfand eine wachsende Zuneigung zu ihnen. Er bemerkte nun auch, daß die Frau einst schön gewesen sein mußte.

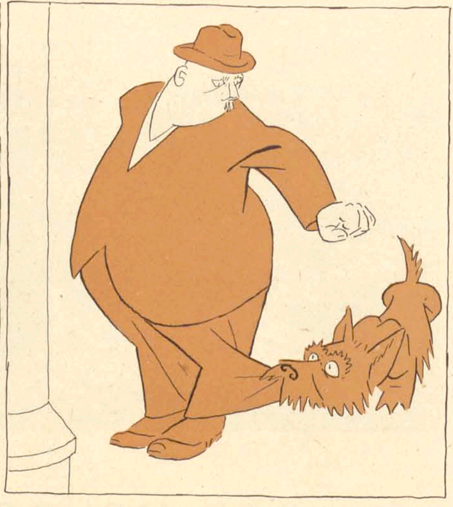
Er äußerte nun keine Wünsche mehr. Er hätte noch gerne einen Hummer gekostet. Aber er wäre ja doch nur wieder als Fisch auf seinen Tisch gekommen. So fastete er sich getreulich vierzehn Tage durch und es schien, als habe er nun auch schon einiges von der Kunst, mit dem Herzen zu essen, erlernt. Am letzten Tage zahlte er seine vierzehn Fische, den Wein und das Obst. Niko gab er noch ein reichliches Trinkgeld und der Frau drückte er herzlich die Hand. Beide hatten Tränen in den Augen. Niko begleitete ihn zum Schiff. Als es abfuhr, kam eben ein kleiner Dampfer an. Niko stürzte hinüber und Körner glaubte deutlich zu hören, wie er triumphierend über alle Köpfe hinweg rief: „Meine Mutter kocht so gut." Bald war das Meer verschwunden und später verschwand auch die Sonne. An der Grenze herrschte trübes Wetter und nun erwachte in ihm plötzlich eine unbezähmbare Eßlust. Als die Zollabfertigung erledigt war, stürzte er in die Bahnhofsgastwirtschaft und bestellte ein ungeheures Wiener Schnitzel mit Salat. Vierzehn Tage hatte er aus zarter Rücksicht auf andere gefastet und die Wahrheit des Spruches empfunden: „Der Mensch ist gut". Nun aber erkannte er, daß die Variante „Der Mensch ißt gut" auch nicht zu verachten ist.

Eine bissige Geschichte

(O. Gulbransson)



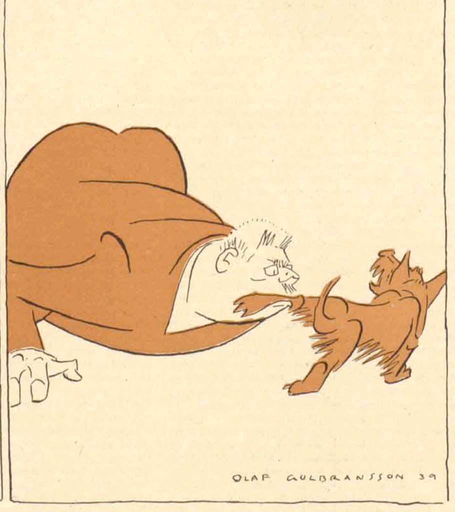
„No — gspür i was? Mir is doch grad a so, als tät ich was spürn?"



„Ja, da Lumpi! Ja hörst du net sofort auf, was fallt dir denn ein?"



„Himmiherrgott, Hundskrippi elendiger, verschwind sag i, oder — — —"



— — — — — — — — — — — — — — —

Im Jebürje

(R. Kriesch)



„Nun sei doch endlich mal still, Franz!" — „Nanu, weesste nich, det hier der Jesang zum Kostüm jehört!"

DIE LETZTEN IVOSAURIER

Von Karl Georg Külb

Als ich Ivo zum ersten Male sah, dachte ich darüber nach, welchen Beruf er ausüben könnte. Ich schwankte zwischen Privatgelehrtem, Antiquitäten-Händler oder dem Inhaber eines zoologischen Geschäfts. Diese drei Berufsgruppen haben zugegebenermaßen keinen gemeinsamen Oberbegriff. Meine Vermutung hatte keinen logischen Unterbau. Und doch war ich so sicher in der Ablehnung anderer Berufe, daß nur diese drei übrig blieben. Gastronom, Hundefänger, Astrologe, Masseur oder Amtsrichter z. B. kamen für Ivo nicht in Frage.

Später, als Ivo sich in seinen geistigen Pubertätsjahren befand, als er anfing, ein berühmter Mann zu werden, blieb mir sein Beruf nicht mehr unbekannt. Ich wohnte mit ihm zusammen.

Nicht aus Rechthaberei komme ich auf die oben anscheinend so gar nicht harmonierenden Berufs-Kategorien zurück. Der nackte Instinkt behielt die Oberhand über logisch aufgetakelte Argumente.

Bitte: Ivo war Schriftsteller. Aber was für ein Schriftsteller! Barocke Phantasie verband sich in glückhafter Mischung mit einer nüchternen fast pedantischen Denkfähigkeit. Wer seine Bibliothek gesehen hatte, erwartete auf Ivos Visitenkarten: Privatgelehrter. Ivo kannte ganze Seiten Schopenhauer auswendig, Bossuet's Staatstheorie kannte er aus dem ff, über Shakespeare sprach er druckreif. Einer seiner Bekannten schmarotzte an Ivos Wissen. Er molk Ivo sozusagen. Wenn Ivo sprach, setzte er sich mit dem Stenogrammblock neben ihn, gab vor, ihn zu zeichnen, während er in Wirklichkeit Ivos Monologe aufschrieb und als eigenes Produkt für ein Zeilenhonorar von 20 Pfennigen verkaufte.

Ivo war Antiquitätenhändler. Amateur allerdings. Ich belauschte ihn bei sonderbaren Geschäften. Verschiedentlich sah ich bei ihm Leute mit großen Mappen ein- und ausgehen. Eine Dame, die einging, bat ihn um Prüfung von etwa 20 Kupferstichen. Drei erklärte Ivo für vollkommen wertlos. Da er als Autorität galt, warf sie die Dame, ohne mit der Wimper zu zucken, in den Papierkorb. Als Dank schenkte ihm das Mädchen eine der 17 von Ivo als wertvoll bezeichneten Kupferstiche. Als sie ging, warf ihn Ivo in den Papierkorb. Auf diese feinsinnige Art machte er nebenbei ganz gute Geschäfte.

Vielgeliebter Leser, du wirst lächeln und sagen: Privatgelehrter und Antiquitätenhändler — das läßt sich leicht vereinbaren. Ja. Aber Inhaber einer zoologischen Handlung — das paßt doch zu den eben aufgezeigten Charakterzügen nicht im geringsten. Oho: Ich will es beweisen:

Ivo war etwas kurzsichtig. Ivo besaß ein sonniges Gemüt und einen grünen Bademantel. Mit beiden saß er morgens vor seinem Aquarium. Es tummelten sich darin 6 kleine Fische. Sie waren zu klein um gegessen, aber wiederum zu groß, um übersehen zu werden. Sie konnten auch keine Kunststücke. Sie schwammen nur. Das kann schließlich jeder Fisch. Als ich Ivo fragte, warum er dann die Fische überhaupt halte, blickte er mich nur ernst an. Er murmelte etwas. Ich entnahm daraus, daß kleine Fische dekorativ wirken, daß sie lebendige Junge zur Welt bringen, und daß sie (die Fische und ihre Jungen) noch wachsen würden. Als ich verwundert „ach" sagte, taute Ivo auf. Er saß im grünen Bademantel, nackten Füßen und ungekämmten Haaren da und erinnerte an eine Figur aus Tausendundeiner Nacht. Er schüttete kleine Tiere in das Aquarium. Er nannte sie Wasserflöhe. (Ich verstand nie, warum er die Fische mit Ungeziefer plagte.) Dann sagte er: „Wie sich die

Elegante Großaufnahme

(E. Thöny)



„Moment mal, Herr Regisseur, ist das Tier auch wirklich gezähmt?"

Kerlchen freuen." Ich wußte nicht, ob er die Fische oder die Wasserflöhe meinte. Zart klopfte er an die Wand des Aquariums. Die Tiere schienen ihn zu kennen, oder taten wenigstens so; denn sie schwammen an die Wand des Glases und wenn ich mich recht entsinne, lächelten sie Ivo sogar an. Daß er sie anlächelte, nehme ich auf meinen Eid.

Eine Fischin bekam Junge. Es wären 18 Stück gewesen, wenn die Mama nicht 6 aufgefressen hätte. Die 12 Hinterbliebenen tat Ivo in ein Glas, in dem vorher süß-saure Kürbisse wohnten. Plötzlich trat Ivo näher an mich heran, legte seinen Arm um meine Schulter, sah sich ängstlich um und flüsterte hastig wie jemand, der ein Geheimnis offenbart: „Das ist nämlich so: Ich erfinde eine neue Kreuzung. Die bunten werden mit den scheckigen gekreuzt und die mit den gestreiften und diese dann wieder mit den schwarzen Punkten auf dem Rücken. Das ergibt: bunt + scheckig + gestreift + schwarzer Punkt hoch vier." Ivos Augen bekamen etwas Verklärtes, und seine Stimme wurde ein mattes Hauchen: „Sie werden Ivosaurier heißen." Wir wohnten, wie gesagt, zusammen in einer Pension. Alle nahmen an Ivos Kreuzungen regsten Anteil. Morgens pflegte er zu sagen: „Ich habe wieder 20 Junge bekommen." Man gratulierte ihm regelrecht. Im Anfang sandte ihm eine ältere Dame auch Blumen. Als Ivo aber jeden Tag Junge bekam, reichte sie ihm nur noch still die Hand.

Leider hatte die Sache einen Haken. Ivo war, was Gläser von Eingemachtem betraf, unersättlich, und so gab es jeden Tag süß-saure Gurken, Kürbisse, süß-saure Zwetschgen, bis die ganze Pension süß-sauer lächelte.

So ging es ein halbes Jahr. Im Jahre 1938 hatte Ivo 1889 lebende Junge zur Welt gebracht. Baden konnte man nicht mehr. Die Badewanne war infolge gesteigerten Konsums von Wasserflöhen von diesen bewohnt. Die Bibliothek war geräumt. Auf den Schränken standen Einmachgläser. Draußen im Korridor. Auf dem Klosett. Eine ungeschickte Handreichung konnte das Leben von 20 bis 40 (knapp gerechnet) Fischen brutal vernichten. Als Ivo mir die Wasserflöhe heimlich unter mein Bett stellte, reifte langsam ein Plan in mir. Einige Tage später stand mein Entschluß fest. Ich fand in meiner Waschschüssel 22 neugeborene Fische nebst einem Zettel: „Bitte, lieber Blück, waschen Sie sich einmal zwei Tage nicht. Es geht um höhere Dinge. Sie bringen dieses kleine Opfer der Wissenschaft. Es lebe der zukünftige Ivosaurier. Freundlichen Gruß Ivo. NB. Ihre Seife habe ich leider an die Wasserflöhe verfüttert."

Bei meinem Plan kam mir die gegenwärtige Situation stark zu Hilfe. Die Kreuzung wollte nämlich nicht recht gelingen. Ivo wurde durch den gigantischen Plan auch körperlich und geistig stark mitgenommen. Eines Morgens sah ich ihn traurig vor dem Gläsernen. Er weinte. Seine salzigen Tränen fielen in das Glas mit den Wasserflöhen und vernichteten 200 blühende Leben.

In einem unbewachten Moment nahm ich einen Fisch, legte ihn auf die Kommode und stellte mit dem Metermaß seine genaue Körperlänge fest. Als er nach mir schnappte, warf ich ihn zum Fenster hinaus. Dann kaufte ich einen Fisch, der 2 mm größer war. Als Ivo am nächsten Morgen den Fisch sah, war er außer sich vor Freude. Er tanzte im grünen Bademantel wie ein Derwisch den Tanz der 1000 Fische. Für den Rest des Tages war er sinnlos betrunken. Am nächsten Tag kaufte ich einen neuen Fisch. Und so ging das viele Wochen. Immer 1—2 mm größer. Zuletzt kaufte ich lebende Forellen. Ivo geriet in Ekstase. Er brachte sie zu einem Mann im Museum. Abends kam er lachend nach Hause. Er erzählte uns, was dieser Experte für ein Idiot sei. „Forellen, hat er gesagt, Forellen!" sagte Ivo und lachte, bis die Wasserflöhe mitwieherten.

Die Sache mit den Fischen nahm ein böses Ende. Ich hatte abends Gäste. Und vergessen einzukaufen. Schon hatte ich drei Fische geangelt, als Ivo das Zimmer betrat. Er traute seinen Augen nicht. Dann stürzte er sich auf mich und schlug mir einen Behälter mit Wasserflöhen auf den Kopf. Als ich wieder erwachte, waren meine Gäste still gegangen. Als ich nach Jahren mich mit Ivo wieder aussöhnte, erzählte ich ihm die nackte Wahrheit. Ivo hat sie nie geglaubt. Er behauptet nach wie vor, ich hätte die ersten und letzten Spezies der Ivosaurier vernichtet.

FABELN UND PARABELN / VON HEINZ STEGUWEIT

Ein hungriges Huhn fand eine echte Perle. Da weinte es vor Enttäuschung. Ein Haferkorn wäre ihm lieber gewesen.

Es war einmal ein Hecht im Karpfenteich. Der Hecht tat seine Pflicht, fegte das träge Getier durcheinander, bekam Appetit an der Sache und fraß so nach und nach die Karpfen einzeln auf. Bis er das Feld allein beherrschte.
Also ward aus dem Karpfenteich ein Hechteteich.
Es war einmal ein Hecht im Hechteteich. Der Hecht wußte nicht mehr, womit er den Appetit stillen sollte, also begann er, sich selber anzuknabbern und von Tag zu Tag aufzufressen, bis er nicht mehr vorhanden war.
Nun ward aus dem Hechteteich nur noch ein gewöhnlicher Teich.
Es war einmal ein Teich. Dieser Teich lag da, ruhig, leblos, gestorben, die Sonne schien hinein und die Luft flog darüber hin, mal eilig, mal langsam. Bis der Teich vollends austrocknete, zuerst zum Tümpel, dann zur Pfütze, endlich zum Schlamm, endlich zum dürren Sand.
Es war einmal ein Sand. Den wehte der Sturm in alle Winde. Es ... war ... einmal ...

Ein Spatz sagte zum Jäger: „Dort fliegt ein Adler, schieße ihn!" — „Das darf ich nicht", sagte der Jäger, „der Adler ist ein seltener Vogel und steht unter Naturschutz!" — „Warum, wieso?" murrte der Spatz, „welche Ungerechtigkeit: Auf uns Spatzen darfst du schießen, warum stehen wir nicht auch unter Naturschutz!?" — Der Jäger lachte: „Wenn du das begreifen könntest, dann wärest du ebenfalls ein seltener Vogel und stündest unter Naturschutz!"

Ein Schwein sagte zum Hofhund: „Schau, unser Bauer hat jetzt einen Maulesel. O, ein fleißiges Tier. Es ist so entstanden, daß ein Pferd und ein Esel sich zusammentaten. Wir sollten etwas ähnliches probieren —" Der Hund wehrte das Schwein bellend ab: „Nee, nee, um alles in der Welt nicht: Schweinehunde gibt's mehr als genug —!"

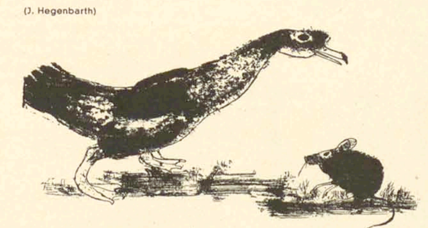
Eines Tages aber steckten die Spatzen ihre Köpfe zusammen und murrten: „Welches Unrecht, daß die Nachtigall am grünen Weiher wohnt und Mükken fängt; da kann sie wohl herrliche Lieder singen!" — Also flogen die Spatzen samt und sonders auch zum grünen Weiher, fingen sich leckere Mücken, versuchten herrliche Lieder, kamen jedoch übers gewöhnliche piep-piep nicht hinaus.

„Ich will auch schwimmen können wie die Möven", trotzte die Krähe wider den allmächtigen Gott. Der sagte: „Ei, so tu's doch; wer hindert dich?" — Die Krähe tat's und ersoff.

Ein Rollmops sagte neidisch zur Schlagsahne: „Ach, wäre ich so süß wie du!" Alsdann stürzte er sich in die Sahne und fand des Schwelgens kein Ende.
Als später ein Mann diesen Rollmops aß, spuckte er ihn schleunigst aus und zog ein Gesicht: „Pfui Teufel, und das will ein delikater Rollmops sein? Herr Wirt, einen neuen, einen andern, einen recht sauren —!"

Als der Herrgott die Tiere erschuf, bekam ein jedes seine Waffe, daß es sich notfalls verteidigen könne. „Ich trage ein hartes Geweih", drohte der Hirsch. „Wir haben Stichel und Stachel", höhnten die Hornissen, fielen in Scharen über den Hirsch her und stachen ihn lahm.

Der Spatz sagte zum Kater: „Komm, wir wollen einen Friedenspakt miteinander schließen!" — „Wieso?" — „Wir wollen uns ehren und achten, vor allen Dingen darf der eine den anderen nicht auffressen —!"


(J. Hegenbarth)

(Hanna Nagel)



„Meinst du, daß man erst dann eine große Schauspielerin werden kann, wenn man ein großes Erlebnis gehabt hat?"

„Kann sein, aber die kleinen Erlebnisse erfordern meistens größere Schauspielkunst."

Ein gut bürgerliches Mädchen

Von Ernst Hoferichter

Wenn es an die Türfüllung pumpert, beginnt für Amalie der Tag.
„... und mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm'...!" schließt ihr Morgengebet. Dann bürstet sie sich die Wasserfrisur, bis der Scheitel aussieht, als wäre er mit dem Beil gespalten.
In der Wohnung riecht es nach warmen Betten und Malzkaffee. Der Vater putzt am Ausguß sein künstliches Gebiß und die Mutter holt aus dem Briefkasten das Morgenblatt.
Zuerst werden die Todesanzeigen gelesen. Dann das Vermischte: „Tod in den Bergen — — an der Rotwand sind zwei Alpinisten abgestürzt..."
Der Vater fischt dazu die Brocken aus der Tasse und schimpft in die Spalten: „... grad recht g'schiecht's ihnen... wären's nicht hinauf g'stiegen —!"
Während er von der schwierigen Bergung der Leichen liest, muß Amalie seine Hosenträger flicken, die durch die Stuhllehne baumeln.
Auf diese Arbeit sieht der heilige Josef herab, der als Öldruck über dem Gasherd hängt und hobelt. Ein Goldrahmen verhindert, daß die Spähne in der Küche herumfliegen.
„... Und was kochen wir heut...?" fragt die Mutter und Amalie greift nach dem Marktnetz.
„... dreiviertel Pfund Wadschenkel, zwei Büschel Suppengrün, ein Fünftel Teigbuchstaben, ein Paket Zündholz — —" sagt sie wie ein Gedicht vor sich her, da sie schon um die Ecke der Schlossergasse biegt.
Zwischen den Lorbeerbäumen des Gasthofes „Zum schwarzen Adler" steht der Hoteldiener Arthur. Und Amalie findet, daß er heute wieder dem gefesselten Sebastian in ihrem Gebetbuch ähnlich sieht. Sie spürt seinen Blick in den Fußgelenken und schlürft mit einem Schritt nach. Dafür läßt er als Quittung die Mundwinkel lächeln.
Amalies Blut fährt Karussell. In der Luft ringeln sich scharlochrote Schlangen. Sie fühlt, daß ihre Augäpfel wie Zahnpasta aus der Tube gedrückt werden. Und sie schließt die Deckel. Jetzt sieht sie den Mann wie durch einen Türspalt — —
„... ein Pfund Zündhölzer ... dreiviertel Paket Wadschenkel... ein Fünftel Sebastian — —" singt sie vor sich her...
Mittagläuten in der kleinen Stadt klingt wie silberner Christbaumschmuck.
Der Vater zerdrückt mit der Gabel eine Kartoffel: „... und wißt ihr das Neueste schon...? Mit der Thaler Marie ist's jetzt so weit — —!"
„... „Wa... as...? No ja, ein Fetzen war's immer schon... Und grad recht g'schiecht's ihr...!" leuchtet die Mutter auf.
Amalie läßt den Aluminiumdeckel fallen — —: „... Aber er heiratet sie doch...?"
„... hihihi...! Jetzt, wo es zu spät ist...!"
Für einen Augenblick sieht Amalie den Sebastian zwischen den Lorbeerbäumen vom „Schwarzen Adler" in ihr Gebetbuch zurücktreten.
„... Und lieber tot, als durch ein lediges Kind entehrt...!" sprechen die Eltern zweistimmig.
Die Kuckucksuhr schlägt halb eins.
Amalie hat eine Bitte auf der Zunge liegen. Süß, wie ein Stück Malzzucker. Aber, er will nicht zergehen. Schon ein paarmal hat sie die Frage hinuntergeschluckt.
Jetzt ist sie wieder ganz vorne an den Schneidezähnen. Und sie nimmt sich vor: Wenn der Vater das Messer am Tischtuch abwischt, dann wag' ich's — —
Heute schleckt er das Besteck mit der Zunge rein. Aber — wenn er jetzt ans Barometer klopft, dann — —
„... im Kino ist heut' neues Programm...?" bringt sie hervor, indes der Malzzucker schmilzt.
„Aha...! Schon wieder... das hab ich mir gedacht — —!"
„Mag auch das Glück verwehen" ... mit Kulturfilm „Das Geheimnis der Seidenraupe" — — lispelte Amalie.
„... Wenn die Emma geht, dann darfst — —"
„... die Emma darf nur, wenn die Luise...!"
„Du hast ja heute sowieso Stammtisch...?" fällt die Tochter ein.
„Na — von mir aus...!" spricht der Vater, eine Note besser gelaunt, weil ihm einfällt, daß er dort die Geschichte von der Thaler Marie nochmals erzählen kann.

*

Das Licht der Lampen schlüpft wie in samtene Ärmel.
Die weiße Wand wird südlicher Hafen.
Der Herzog steckt dem Fabrikmädchen Rosen ins Haar. Er sieht rückwirkend über den Sebastian sogleich dem Arthur ähnlich. Aus dem Lorbeerwald gehen für Amalie zwei Bäume auf Wanderschaft und stehen auch schon vor dem „Schwarzen Adler" Posten. Der Herzog singt aus dem Mund des Hoteldieners: „... Wenn ich der deine werde, versinkt dir diese Erde..."
„... lieber tot als entehrt...!" spricht der Vater dazwischen, obwohl er am Stammtisch sitzt. Ein Lippenpaar wird zur Großaufnahme. Um die Nasenflügel des Fabrikmädchens weiden Sommersprossen.
Amalies Herz trommelt, indes im Film zwei schäumende Sektkelche auftreten — und aneinander zerspringen, ehe sie abgeblendet werden. Dazu hört Amalie den Stammtisch im Sprech-Chor sagen: „Der Krug geht solange zum Herzog Arthur, bis er — —"
Um ein Himmelbeet fliegen weiße Tauben. Durch's Schloßfenster weht der Morgenwind Blüten herein — und schaukelt eine Wiege im Takt der Harfenklänge. Ein Kind lächelt... Amalies Vater ergreift mit der Gabel eine Kartoffel und zerdrückt den Kopf des Kindes: „... wißt ihr das Neueste schon...?"
Amalie schluckt einen Schrei hinunter, der nicht nach Malzzucker schmeckt.
Der Herzog fährt mit seiner Braut auf der Luxusjacht durch schäumende Wellen. Im Kielwasser sieht Amalie ein Paar Hosenträger hängen. Die Stuhllehne fehlt, durch die sie baumeln könnten. Amalie kann sie nicht flicken, weil sie ihr davon schwimmen — —
„... und was kochen wir heut'...?"
Amalie hört die Herzogin sagen: „... dreiviertel Pfund Wadschenkel, zwei Suppengrün — —" und Film und Ton gehen in Nebel auf...
Da es im Theater hell wird, sieht sie vier Reihen vor sich den Arthur sitzen. Er wartet ihr draußen an der Kasse, schiebt den Arm unter ihre Achselhöhle. Er spricht und spricht — und sie hört und hört nichts.
„... ein bißerl in den Waldsee hinausgehen..." erreicht allein ihr Ohr.

*

Drei Monate sind vergangen.
Gestern fragte Amalie wieder im „Schwarzen Adler".
Man weiß nichts Neues vom Arthur. Sie hört immer wieder dasselbe: „Nach Uruguay flüchtig gegangen..."
Das Wort schmeckt wie Vierfruchtmarmelade. Sie zerdrückt es mit der Zunge. Nun quiekt es wie eine Juxsemmel.
Sie wird auf der Straße schwindlich. Mitten im Frühling bekommt sie ein Gelüste nach Weintrauben und Elisenlebkuchen.
Der wasserblaue Himmel ist zu einem Vorhang geworden, der auf und nieder geht. Sie denkt: Dahinter liegt Uruguay...
Am Marktplatz angekommen, hört sie durchs Geratter der Räder — das Morgenblatt in den Briefkasten fallen. Der grüne Küchentisch wackelt vor ihr her. Die staubige Luft riecht nach warmen Betten.
Ein Schwarzer Adler fliegt wie greifbar an ihr vorüber. „G'rad recht g'schieht's ihr...!" hört sie Stimmen von weither.
„... war aber immer ein gut bürgerliches Mädchen!"
„... hihihi...! Jetzt, wo es zu spät ist, nimmt sie keiner mehr...!"
Der heilige Josef tritt aus dem Öldruck über dem Gasherd. Jetzt fliegen die Spähne über den Goldrahmen hinaus — auf den frisch geputzten Küchenboden, der mit Zeitungspapier belegt ist.
„... Und was kochen wir heute?" schlägt die Kuckucksuhr dazwischen.
Amalie geht über die letzten Häuser der Stadt hinaus. Wo der Mühlbach sich weitet, bleibt sie stehen. Bleiern gurgelt das Wasser durch das Schilf.
„Hier ist es über vier Meter tief...!" wußte sie als Kind schon.
„... lieber tot als entehrt!" singt der Stammtisch hinter ihrem Rücken. Der Vater schlägt den Takt dazu. Amalie läuft den Abhang hinunter. In der Mitte des Teiches baden sich die ziehenden Wolken.
Katarakte dröhnen durch ihre Brust. Stromschnellen reißen durch die Windungen des Gehirns. Wilde Pferde jagen in ihrem Blut... Sie schreit,

John Bull

(Wilhelm Schulz)



„Diesmal hab ich mein Netz so fein gesponnen, daß ich selber nicht mehr herausfinde!"

brüllt — daß sich das Wasser kräuselt, rennt den Berg hinauf und wird oben ganz still.

„... also der Nächste, der mir über den Weg kommt ... !" sagt sie als Litanei vor sich her.

Vor dem versperrten Bahndamm wartet ein runder, dicker Mensch. Kajetan Birkmeier, der Besitzer eines Dampfkarussells, preßt seinen Bauch gegen die Schranken. Seine Frau war vor einem Jahr an verdorbenem Gurkensalat gestorben.

Amalie lacht ihn wie eine Sonne ins brave Gesicht. Er wird zum Vollmond und strahlt zurück.

Nach zwei Monaten ist Hochzeit im Nebenzimmer vom „Schwarzen Adler". Der Stammtisch singt „Sei gepriesen, Macht der Liebe ... !" Der Vater schlägt den Takt dazu.

Dann sitzt Amalie jeden Abend an der feenhaft beleuchteten Karussellkasse. Ihr Rücken lehnt an der Orgel, die braust und dröhnt. „Wenn es ein Knabe wird, muß er Arthur heißen ... !" denkt sie vor sich hin.

Auf ihren Wunsch hat der Mann ein Schwebeschiffchen mit dem Wort „Uruguay" übermalen lassen. So oft der Kahn an ihr vorüberzieht, knistert es in ihren Fingerspitzen. Und das ist, als würde ihre Hand des Nachts den Rücken einer Katze streicheln — —

An eine Hyazinthe

Georg von der Vring

Wenn die blaue Keule nach mir schlüge,
Gäb ich dir dies Antlitz voller Lüge.

Wenn die krausen Münder mich verlachten,
Gäb ich dir dies Ohr, es zu verachten.

Wenn dein süßer Duft an mir verdürbe,
Gäb ich dir dies eitle Herz und stürbe.

Doch nun stehst du ungerührt wie immer,
Als ich Kind war. Weh, erkennst du nimmer

– Hohe Einfalt! – einen, der sich traute,
Fortzugehn, wo deine Krone blaute?

Magische Verknüpfung

VON KÄTE BIEL

Da stehen sie also im Aufgabenbuch: reise — maria — motor — leni — hase — hose — lauter Worte, die Werner in den ersten Wochen seines Schulbesuchs gelernt oder auch nicht gelernt hat, weil in dieser Zeit des Beginnens noch zwanglos herumgeraten wird und der Lehrer es in Anbetracht der Jugend seiner Schüler auch nicht weiter übelnimmt, wenn in aller Unschuld aus einer Mimi eine Mama gemacht wird.

Im Hause allerdings, da ist es anders.

Da hilft Mutti, die Ehrgeiz besitzt und ein kluges Kind haben will. Werner ist darüber nicht weiter bedrückt, denn er ist fröhlichen Herzens (wie sein Vater) und geneigt, sich das Leben leicht zu machen (wie sein Vater). Mitunter gelingt es ihm, auf Anhieb ein Wort richtig zu enträtseln, aber das geschieht weniger, weil in ihm die felsenfeste Überzeugung ist, die Buchstabenversammlung r-e-i-s-e könne nur Reise heißen, sondern weil er vom Glück begünstigt, einen Zufallstreffer gemacht hat. Im allgemeinen zeitigt er heftige Fehlleistungen, weshalb Mutti verzweifelt ihre lackroten Fingernägel betrachtet und ihn buchstabieren läßt. Und das gelingt Werner wieder ganz gut, „h" haucht er und läßt mit gerundetem Kindermund das „o" folgen, säuselt das „s" und schließt dann mit dem „e", so daß Mutti aufatmet und sich freut.

„Und wie heißt also das ganze Wort?"

„Leni!" antwortet Werner zuversichtlich. (Leni kommt auch irgendwo in der heutigen Hausaufgabe vor, und vielleicht ist sie es eben gewesen ...) Mutti sinkt mit einem Klagelaut zusammen. Wie soll denn das im späteren Leben werden mit ihrem Sohn? — Sie kann sich keinen Beruf vorstellen, in dem ein Mann es zu etwas bringen kann, der Leni sagt, wenn er Hose meint! Und deshalb läßt sie Werner erst einmal zur Einprägung eine ganze Reihe „h" schreiben und dispensiert sich selbst inzwischen vom Muttisein, und ist jetzt Anne-Lotte Felgen und verheiratet mit Fred, der einen scheußlichen Beruf hat, bei dem viele kunstbegeisterte junge Mädchen und ewige Autogrammbitten als ständige Dreingabe auftreten und die bittere Erkenntnis aufzwingen, daß der Fahrradgroßhandel eine weit solidere Branche als die Opernsängerei darstellt. Natürlich gibt es auch in dieser pflichtbewußte Gatten und Familienväter, und eigentlich läßt sich ja gegen Fred durchaus nichts einwenden, denn sie lieben sich sehr und könnten restlos glücklich sein, wenn er nur nicht mit dieser entsetzlichen Neigung belastet wäre, mit anderen Damen etwas zu tun, das unter der Bausch- und Bogenbezeichnung „Kaffeetrinken" von ihm mit einem Schimmer von schwermütig gutbürgerlichem Reiz verklärt und in dieser Form zugegeben wird. Anne-Lotte hatte gelegentlich eine Szene arrangiert, weil ihr schien, „Kaffeetrinken" sei eine unberechtigte Verniedlichung, und häßliche Worte über ihre Lippen kommen zu lassen, so daß Fred behaupten mußte, er sei ein Einsiedlerkrebs mit verlorener Schale und ungeschützten seelischen Weichteilen, und außerstande, mitanzuhören, wie sie ihn mit Ausdrücken, die einer resoluten Marktfrau nicht übel angestanden hätten, überschütte ... Schließlich vertrug man sich wieder, und sie hatte sich entschlossen, innerlich auf die kommenden Jahre zu hoffen, die im Dahinströmen nicht nur Freds Haupthaar fortnehmen, sondern auch einen charakterfestigenden und hemmenden Einfluß auf die Neigung zum Kaffeetrinken — mochte sie nun harmlos sein oder nicht — mit sich bringen würden — Allerdings — die Sache mit Leni? (Darüber ist überhaupt nicht zu diskutieren, sagt Fred. Leni ist schließlich seine Kollegin und sie singen einander auf der Bühne an und können sich auch im Privatleben gut vertragen, weil sie über Rollenauf-

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20 Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 39: 43 191. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

fassungen vieles zu sprechen haben — und das müßte auch die Tochter einer Fahrradgroßhandelsfirma richtig verstehen!)
„Fertig!" sagt Werner strahlend. Er hat inzwischen Hose um Hose auf die Tafel gemalt.
Weitere Leselernversuche werden jetzt aufgegeben, weil Vati von der Probe heimkehrt und sie zu Mittag essen wollen. Vati ist strahlend optimistisch. Er sagt, er könne sich nicht entsinnen, jemals einen Menschen gekannt zu haben, dem es nicht gelungen wäre, lesen zu lernen... Werner wird es schon schaffen! — Mutti gefällt das unberechtigte Lob nicht. Sie berichtet mit einer gewissen Schärfe im Ton von der Fehlleistung ihres gemeinsamen Sohnes. „Vorhin hat er ‚Hose' buchstabiert und das Wort dann ‚Leni' ausgesprochen!"
Fred lächelt. Er ist lustig, sieghaft, in jedem Zoll ein Eroberer. Gleich nach Tisch will er übrigens wieder fort. Er hat den Wagen gar nicht erst in die Garage gefahren, sondern ihn vorm Haus stehenlassen —
„Und wohin fährst du?" Es ist eine ganze beiläufige Frage.
Die Antwort, die jetzt kommt, schwebt zart und mit sanften Flügeln in den Raum und bleibt dann doch mit scharfen Krallen in einem weiblichen Herzen hängen: „Zum Schneider — weißt du, der hellgraue Anzug — da muß noch was geändert werden — an der Hose —"
Die Tür fällt ins Schloß. Es ist still. Eigentlich ist nichts geschehen. — Und doch ist irgendwo die Neigung zu einer Affekthandlung vorhanden: etwa die Bibliothek Buch für Buch zu Boden zu schleudern, wie man es schon einmal getan hatte. Aber welche Arbeit war das Einräumen gewesen, und wie hatte es gestaubt...
Männer waren doch alle gleich: mochten sie nun sechs oder sechsunddreißig Jahre alt sein...
Einer sagt Leni und meint Hose —
Und der andere sagt Hose — und meint Leni — Immerhin konnte man deshalb doch beschließen, auf alle magischen Verknüpfungen zu pfeifen und sich zu sagen, daß Fred entweder wirklich beim Schneider war, oder daß auch im Ernstfall das längste Kaffeetrinken einmal ein Ende haben mußte. (Umsomehr, als Fred um sieben wieder im Theater sein mußte.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Ein Kopenhagener kam auf einem Ausflug in ein Dorf und begegnete dort zwei kleinen Burschen im Alter von 6 und 4 Jahren.
„Wenn der Herr uns 10 Oere gibt", meinte der Ältere, „gackert mein kleiner Bruder wie eine Henne."
Der Herr fand den Preis für diese Leistung zu hoch und fragte deshalb: „Kann er das nicht auch für 5 Oere?"
„Nein, unmöglich! Aber für 5 Oere frißt er einen Regenwurm."

Mein Briefträger ist ein eifriger Kinobesucher. Ich erzähle ihm des öfteren von Filmen, die gerade gedreht werden und die er sich ansehen müßte, wenn sie in seinem Kino laufen. Neulich trifft er mich auf der Straße und fragt mich, wie doch der neue Tschechowa-Film hieße.
„Ach, Sie meinen ‚Parkstraße 13'?", entgegnete ich.
„Nein, ich meine den mit dem dollen Titel, wo da einer mehrere Frauen hat!"
???
„Wie hieß denn der noch gleich —? Richtig, ich weiß schon: ‚Bigamie'!"
Er hatte Willy Forst's „Bel ami" gemeint.

Zum Herrn Pfarrer kommen die beiden Buben des kürzlich verblichenen Säukarle, der sich durch einen beachtlichen Durst und eine außerordentliche Seßhaftigkeit in Wirtshäusern ausgezeichnet hatte. Sie wollten nach dem Preise der gelesenen Totenmessen fragen. Das Geld reichte nicht und sie versprachen, später mit mehr wiederzukommen. Da drohte der Pfarrherr leutselig, daß er, falls man ihn zu lange warten ließe, die arme Seele ihres Erzeugers aus dem Himmel, wo sie sich augenblicklich befinde, wieder ins Fegfeuer beten werde. Die Buben aber grinsten nur und meinten: „Wann der hockt, dann hockt er! — 's müßt ihm höchstens im Himmel net so g'falle wie im Wirtshaus."

Das Ziel männlichen Strebens wandelt sich mit den Jahren — die Frage nach dem Wohin der Fahrt beantwortet der Hosenmatz mit heißeren Wünschen als der „gesetzte" Mann. Nach einer Veröffentlichung der „Trenton Republican Times" sieht diese Stufenleiter jungenhafter Sehnsüchte und männlichen Ehrgeizes, vom Fünfjährigen bis zum „starken Fünfziger" betrachtet, beim amerikanischen Manne so aus:

Ein Zirkusclown werden.
Wie Vati sein.
Ein Feuerwehrmann werden.
Ein großer Staatsmann.
Irgendwas fabelhaft Edles tun.
Schwerreich werden.
Mit dem Einkommen auskommen.
Das pensionsfähige Alter erreichen.

„Mannagrütze" heißen in Dänemark die kleinen Bibelsätze, die dort manche Leute ihren Freunden und Bekannten zuzuschicken pflegen. So hatte auch ein sehr der Mission hingegebener Manufakturwarenhändler in einer jütländischen Kleinstadt die Gewohnheit, diese Zettel bei der Verpackung den Waren beizulegen, die die Leute bei ihm kauften.
Einmal hatte auch ein junges Mädchen einen Posten feiner, seidener Damenunterwäsche in dem Geschäft gekauft, und als sie nun heimkam und ihrer Mutter ihren Einkauf zeigen wollte, war sie nicht wenig erstaunt, als sie bei den Dessous einen kleinen Zettel fand mit den Worten: Sei bereit, wenn der Herr kommt!

Englische Heizer

(Erich Schilling)



„Goddam, an dem chinesischen Ofen kann man sich auch die Finger verbrennen!"

München, 16. Juli 1939
44. Jahrgang / Nummer 28

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

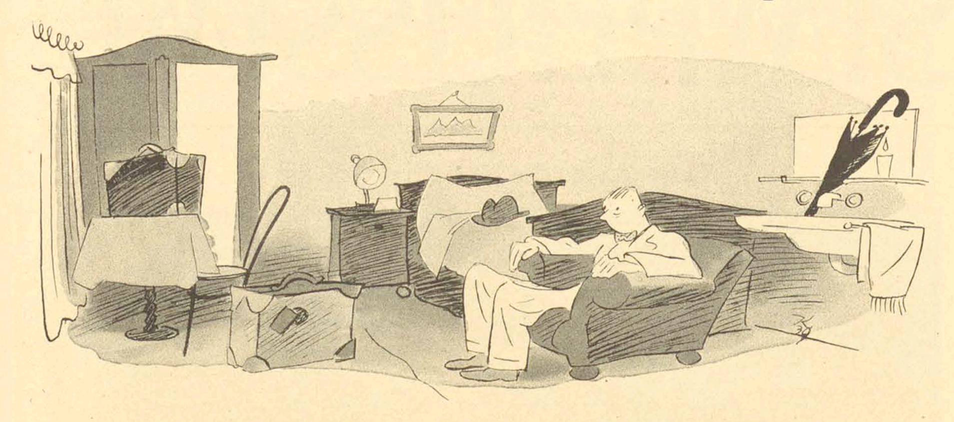
Tag der Deutschen Kunst

(Erich Schilling)



Ankunft in der Sommerwohnung

(R. Kriesch)



„Na, das wird schließlich auch vorübergehen."

RETTICHKUNDE

Von Walter Foitzick

Die Japaner haben ihre Teezeremonie, bei der es nach feststehenden, althergebrachten Gesetzen zugeht, bei der jeder Griff und jede Handlung vorgeschrieben ist und das Teetrinken nur das letzte Glied einer Reihe von Gebräuchen ist. Ich sage das als Einleitung zu einer kleinen Rettichkunde, denn was für den Japaner die Teezeremonie, ist für den Bayern die Rettichzeremonie. Verachtet mir den Rettich nicht! Von einer höheren Warte gesehen sind Tee und Rettich gleich.

Da denken Sie vielleicht, man kauft sich einen Rettich, zerkleinert ihn irgendwie, salzt ihn und ißt ihn. Oh, wie barbarisch!

Die erste Frage lautet schon: Wer kauft den Rettich? Denn ein ehernes Gesetz besagt: Der Vater kauft den Rettich, nicht etwa ein Familienmitglied. Einkauf von Rettichen ist Vertrauenssache, und nur dem Leiter der Familie wird dieses Vertrauen geschenkt. Der prüft den Rettich, wiegt ihn in der Hand, weiß von seinen inneren Geheimnissen, ob er wurmig oder pelzig ist.

Dann das Rettichschneiden! Was für ein banales Wort für einen so problematischen Vorgang.

Es gibt nämlich verschiedene Schulen der Rettichkultur, die Horizontalen und die Vertikalen. Jene schneiden den Rettich quer zur Längsachse, diese parallel zu ihr. Wer das für gleichgültig hält, ist in das Rettichwesen überhaupt noch nicht eingedrungen. Durch die Verschiedenheit der Schnittrichtung unterscheiden sich Familien. Hier klaffen Abgründe. Volle Übereinstimmung dürfte sich zwischen zwei Sippen, die in verschiedener Richtung schneiden, niemals herstellen lassen, wo doch schon die Vorfahren waagrecht oder senkrecht geschnitten haben und nur auf diese oder jene Weise zum wahren Genuß der Rettichfreude zu gelangen glaubten. Ob wohl der erbitterte Kampf zwischen den beiden Richtungen je zur Ruhe kommen wird?

Ich weiß, daß die Gegner wie ein Mann aufstehen werden, wenn ich sage, daß der Schnitt parallel zur Rettichachse für den älteren, ursprünglichen gehalten wird. Man verteilt dabei vorsichtig die Salzkörner zwischen den Scheiben, die am Grunde noch zusammengehalten werden, denn ein hemmungsloser Durchschnitt gilt als stillos. Indem man in den Rettichscheiben wie in einem Poesiealbum blättert, strömt einem der Duft bayerischer Sommer und Sommerkeller entgegen.

Es gehört schon zur höheren Rettichkunde, wenn man den Unterschied in der Schnittrichtung von der Wurzel zur Blätterkrone und umgekehrt beachtet, und wir dürften hier an den Punkt gekommen sein, wo die Rettichzeremonie ins Übersinnliche hineinragt.

Um einen Begriff von der Feinheit der Rettichkultur zu geben, möchte ich noch die Behandlung der Kappe erwähnen, die als erste Scheibe beim Vertikalschnitt entsteht. Sie hat die Form einer flachen Kalotte und ruht in der Außenschale. Aus dieser darf sie nur durch einen Druck des Daumennagels gehoben werden. Wer hier etwa von Anwendung eines Teelöffels spräche, verfiele der Verachtung.

Nun werden Sie fragen: „Was ist's mit jenen Rettichschneidemaschinen, bei denen eine Art spiraliger Christbaumschmuck oder Festdekoration aus der schmackhaften Wurzel geschnitten wird?" Ich muß schweigen, denn der Altrettichesser würdigt den motorisierten Rettich keines Blickes.

Yggdrasil / *Von Harry Frommelt*

„Wenn dir das Los des Sterbens fiel vom Weltenbaume Yggdrasil . . ."

Der Abend sinkt und scheucht mich ins Gelaß
der grauen Schenke unterm Eschenbaum.
Der rauschte schon in meinen Knabentraum
und schattet heut wie einst den stillen Raum.
Im Keller dröhnt das Faß.

Ich bin allein im dämmrigen Gemach.
Man bringt den Trank und hütet meine Ruh.
Ich sage zu dem mächtigen Stamme du
und nicke seinem hohen Wipfel zu,
als säh' ich ihn durchs Dach.

Ob nicht bis an das Mond- und Sternentor
die Esche, die jahrtausendhafte, reicht?
Wie sie dem alten Weltenbaume gleicht,
wie sie gewaltig, dennoch wolkenleicht
hinausgreift und empor!

Da kommt ein später Gast im Abendrot. –
Die Schwelle knarrt, die Pforte schließt sich schwer.
Geruhig trink' ich meinen Becher leer.
– – Besinnt Euch nicht, Gevatter, setzt Euch her!
Ich weiß, Ihr seid der Tod.

GOTT VATER

Von Heinz Steguweit

Verzeihet den Kindern, den schuldlosen, auch wenn sie mit zerrissenen Böden heimkommen aus dem Wald; sie haben Räuber gespielt und mehr gesunde Luft getrunken, als ein Hosenflicken aufzuwiegen vermag.

Ehret die Kinder, die trotzigen, obwohl sie zuweilen die Hand wider große Leute erheben: Die Kleinen kennen die verfluchte Weisheit noch nicht, daß der Klügere nachgeben soll.

Liebet die Kinder, die ewigen, Gott spielt mit ihnen, wenn sie träumen, und er lächelt am gütigsten dann, wenn sie zum erstenmal sein eignes Rätsel, sein höchstes Geheimnis plappernd zu ergründen suchen.

So — oder ähnlich — traf Mama die Lage im Kinderzimmer an, abends, die Lampe glomm, Kurt lag in den Daunen. Der Vollmond, rund wie ein Kürbis, quetschte am Fenster die Nase platt, in der Straße schwatzten noch Leute, fern bimmelte die Feuerwehr.

„Liebe Mutter, ist Gott Vater überall —?"

Mama bejahte es, sichtbarlich gefaßt, solches Behaupten entweder klar beweisen zu müssen, oder der Knabe würde versuchen, unterm schirmenden Dach seiner Frage noch hundert kleinere Probleme unterzubringen: „Ist Gott Vater auch im Hause? Womöglich in meinem Zimmer? In der Luft? Gar hier auf dem Tisch? Augenblicklich jetzt, daß er uns sehen kann —?"

Die Mutter nickt immerzu, bestätigte alleweil und allenthalben, bald nach dem müden Kopfe fassend, der schon dröhnen wollte. Als der Knabe von neuem anhub, den Vorwitz galoppieren zu lassen, mahnte ihn die gepeinigte Frau: „Nun stille. Und artig sein. Sonst kommt Gott Vater ans Bett und droht mit dem Finger!"

Kurts Augen wurden schmal. Dann weiteten sie sich abermals, größer als vordem. Eines, ein Letztes begehrte der ewig suchende Kinderverstand noch zu ergründen: „Ist Gott Vater auch in meiner Wasserflasche —?"

„Gewiß. Sicherlich —"

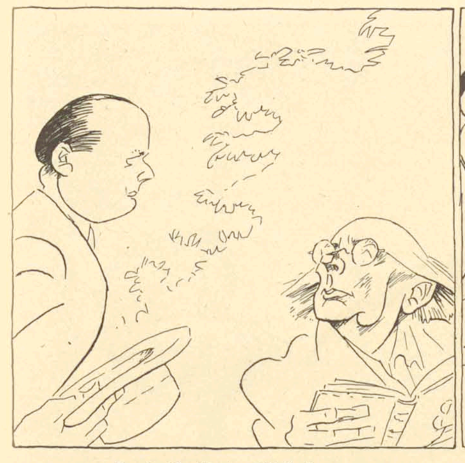
Mama legte den Finger auf den Mund, sanft und endgültig; und löschte das Licht, ging hinaus.

Noch immer blendete der Vollmond durch die Stube. Kurt aber stand auf, kroch aus den Kissen, tappte durchs Zimmer, geradenwegs zur Wasserflasche, um sie fest, ganz fest mit einem Korken zu verschließen: „Ich will wenigstens in Ruhe schlafen können . . ."

Liebet die Kindlein, die schuldlosen.

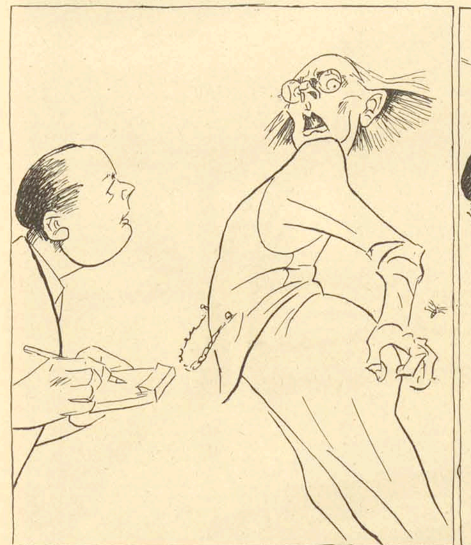
Interview

(O. Gulbransson)

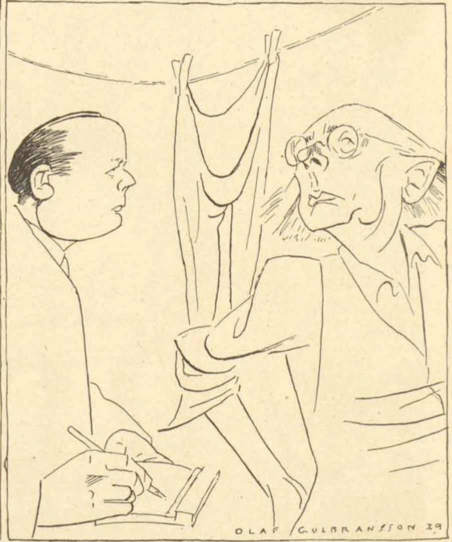


Den hochberühmten Philosophen
wollt' ich mir kürzlich einmal koofen,
den, wie man staunend sich erzählt,
nie Ärger und dergleichen quält.

Er saß auf einem Rohrgestühle
in seines Gartens grüner Kühle . . .
„Ihr Trick?" frug ich und hob den Hut.
— „Ad eins: ich wahre kaltes Blut.



Ad zwei . . ." In diesem Augenblicke
bestach ihn eine freche Mücke,
worauf er, und nicht ohne Krach,
den Strom der Weisheit unterbrach . . .



„Ad zwei — verzeihn Sie die Psychose —
bedarf's der warmen Unterhose.
Ich hab' sie leider momentan
— da drüben hängt sie — bloß nicht an."

Ratatöskr

Unterschiede

(K. Heiligenstaedt)



„Will das brave Hundi kein Zückerchen vom lieben Frauli nehmen?"
„Sprich doch vernünftig mit dem Tier — der Hund ist doch nicht dein Dagobert!"

Stadtbesichtigung

(R. Kriesch)



„Schau mal, Elli, interessante Fassade — tadellos erhalten — frühes 16. Jahrhundert!"
„Was, und damals gab's schon Maiglöckchenparfüm?"

Unser bayerisches Gemüt

Sie kennen sich nicht recht aus mit uns Bayern, sagen Sie. Sind wir nun gradaus, derb, oder haben wir's a bisserl hinter den Ohren. Sie sagen, wir seien manchmal bestrickend liebenswürdig und aufgeschlossen, könnten aber auch fetzensgrob sein. Und es ist Ihnen sogar schon aufgefallen, daß wir uns mitunter ganz gern dümmer stellen als wir sind. Ja, was für einen Charakter wir haben, läßt sich halt nicht so auf einen Anhieb sagen. Wia san ma denn eigentlich? Hm, es gibt halt unter uns solchene und andere. Freilich, so gewisse Sachen können Sie nur bei uns erleben und nirgends anderswo. Und sowas wird dann auf alle Fälle hundertprozentig bayerisch sein.

Das Häusl in Oberbayern, in dem ich Sommer über wohn', das ist auf der einen Seite frisch runtergeweißt und hat ein paar neue Ziegeln auf'n Dach droben. Das hat seine Bewandtnis. Es hat nämlich bei uns amal a bisserl brennt. Wir haben's im Nu gelöscht gehabt, das Feuer. Aber ein Schrecken ist's doch gewesen. Dieses Häusl hat früher einem Zimmermann gehört, dem alten Bichlberger. Der hat sich's selber baut und hat im Parterre gewohnt. Ich war immer schon im ersten Stock oben. Leider hat dem alten Bichlberger sein langgewünschtes Häusl kein Glück gebracht. Sechsundzwanzig Jahr ist er verheiratet gewesen und hat sich mit seiner Familie allerweil gut vertragen. Bis das Häusl fertig war und er eingezogen ist. Von da ab war's, wie wenn der Teufel in die Familie hineingefahren wär. Angegangen ist's damit, wer bei den zwei Parteien im ersten Stock die Miete kassieren darf, er oder sie. Er ist eben nach dem Kassieren allerweil gleich zum Wirt nübergangen. Aber das war bloß der Anfang. Die Streitereien sind immer ärger geworden. So fleißig er war, so grob hat er sein können. Schließlich ist die Frau mit den Kindern fort und er hat laut Gerichtsurteil monatlich 65 Mark an sie zahlen müssen. Können Sie sich vorstellen, mit welcher Begeisterung das der alte Bichlberger getan hat. Lang hat's nicht gedauert, dann ist er mit der Zahlerei zurückgeblieben. Sie ist ihm aufgesessen, wo sie können hat. Er hat sich revanchiert, wo's möglich war. Alle zwei sind wahrscheinlich gehetzt worden. Bei ihm hat's Klagen und Lohnpfändungen nur so gehagelt und den Gerichtsvollzieher haben sie ihm geschickt. Zu guter Letzt ist's zur Zwangsvollstreckung gekommen. Die Frau, der die Hälfte von dem Häusl gehört hat, die hat sich jetzt die andere Hälfte eingesteigert und hat dem Alten einen Räumungsbefehl zustellen lassen.

Jetzt ist der stocknarrisch geworden. Er muß aus seinem eigenen Häusl raus, ihm gehört auf einmal gar nichts mehr! Wie ein Tiger ist er in der Wohnung auf und ab. Alles gute Zureden hat nichts geholfen. „Wenn mir mei Häusl nimmer ghört, na soll die ander aa nix ham." Und am andern Tag in der Früh um sechs Uhr legt er Feuer und fahrt mit dem Radl zur Gendarmerie nach Haglfing nüber. Aber bevor er aufs Radl naufgestiegen ist, hat er zu mir und zu meine Nachbarn eine Handvoll Steindl raufgeworfen. Ich steig vom Bett raus und geh ans Fenster hin, um zu schauen, was los ist. Da steht der Bichlberger auf der Straß unten und schreit rauf: „Macht's daß rauskummts! Ihr werd's scho entschuldigen, daß i mein Häusl o'zündt hab."

Was wir Bayern für einen Charakter haben, das kann ich Ihnen wirklich nicht auf einen Anhieb sagen. Und Brandstiftungen in der Wut oder aus Rache, das gibt's wahrscheinlich überall amal. Aber daß ein Brandstifter, so rabiat er ist, die Leut aufweckt und sich entschuldigt, sehen S', sowas kann man, glaub ich, doch bloß bei uns erleben.

W. L. Kristl


(M. Schmetz)

Das seltene Kunstwerk

VON ANTON TSCHECHOW

Ein in die „Börsen-Nachrichten Nr. 223" eingeschlagenes Etwas unter dem Arm, betrat Sascha Smirnow, seiner Mutter einziger Sohn, mit süßsäuerlicher Miene das Sprechzimmer Doktor Koschelkows.

„Ah, lieber junger Mann!" begrüßte ihn der Arzt. „Nun, wie geht es uns? Was haben Sie mir Schönes mitzuteilen?"

Sascha blinzelte, legte die Hand aufs Herz und sagte mit aufgeregter Stimme:

„Einen Gruß von meiner Mutter, Iwan Nikolajewitsch, und sie läßt Ihnen danken... Ich bin Mutters einziger Sohn, und Sie haben mir das Leben gerettet ... haben mich von einer gefährlichen Krankheit kuriert, und ... und wir beide wissen nicht, wie wir es Ihnen danken sollen."

„Schon gut, junger Mann!" unterbrach ihn der Arzt gerührt. „Ich habe nur getan, was jeder andere an meiner Stelle getan hätte."

„Ich bin Mutters einziger Sohn... Wir sind arme Leute und selbstverständlich nicht in der Lage, Ihnen Ihre Bemühungen zu vergüten, und... das ist uns sehr peinlich, Herr Doktor... Nichtsdestoweniger... aber... nebenbei bemerkt... möchten meine Mutter und ich... Mutters einziger Sohn... inständig bitten, als Zeichen unserer Dankbarkeit... dies hier anzunehmen... Es ist ein sehr kostbarer Gegenstand, aus antiker Bronze... ein seltenes Kunstwerk."

„Wie überflüssig!" bemerkte der Arzt etwas verdrießlich. „Wozu das nur?"

„Nein, Sie dürfen es bitte nicht ausschlagen", stammelte Sascha weiter, während er das Paket zu öffnen begann. „Sie würden mich und meine Mutter durch eine Ablehnung kränken... Es ist ein sehr schönes Stück... aus antiker Bronze... Es stammt noch von meinem seligen Vater, wir haben es als kostbares Andenken aufbewahrt... Mein Vater kaufte nämlich Antikbronzesachen auf und verkaufte sie an Liebhaber... Auch meine Mutter und ich befassen uns jetzt damit..."

Sascha packte den Gegenstand ganz aus und stellte ihn feierlich auf den Tisch. Es war ein kunstgewerbliches Erzeugnis, ein „Kandelaber" mittlerer Größe aus antiker Bronze. Er stellte eine Gruppe dar: auf einem Sockel standen zwei weibliche Gestalten in Evaskostüm, in Stellungen, zu deren Schilderung es mir sowohl an Kühnheit wie auch an geziemendem Temperament gebricht. Die Gestalten lächelten kokett und sahen überhaupt so aus, als ob sie — wäre nicht der Leuchter zu stützen gewesen — am liebsten von dem Sockel herabgehüpft wären und eine derart wilde Orgie im Zimmer vollführt hätten, daß schon allein dies sich vorzustellen, werter Leser, unschicklich wäre.

Der Arzt betrachtete das Geschenk eine Weile, kratzte sich hinter dem Ohr, stieß einen Seufzer aus und putzte sich unentschlossen die Nase.

„Ja, in der Tat, ein herrliches Stück", murmelte er, „aber... wie soll ich es ausdrücken... sozusagen ... etwas zu wenig salonfähig... Das ist ja schon kein tiefer Halsausschnitt mehr, sondern weiß der Teufel was..."

„Aber wieso denn?"

„Selbst die Schlange im Paradies hätte als Verführerin nichts Garstigeres ersinnen können... So eine Ausgeburt der Phantasie auf den Tisch zu stellen, hieße ja die ganze Wohnung verschandeln!"

„Was Sie für eine merkwürdige Einstellung zur Kunst haben, Herr Doktor!" bemerkte Sascha gekränkt. „Das ist doch ein Kunstwerk! Schauen Sie: soviel Schönheit und Anmut, daß ein Gefühl der Ehrfurcht die Seele erfüllt und Tränen der Rührung einem den Atem benehmen! Wenn man etwas so Schönes ansieht, vergißt man alles Irdische ... Schauen Sie nur, dieser Schwung, diese duftige Leichtigkeit, diese Ausdrucksfülle!"

„Das alles verstehe ich sehr gut, mein Lieber", unterbrach ihn der Arzt, „aber ich bin doch Familienvater, meine kleinen Kinder laufen hier herum, es kommen auch Damen her."

„Gewiß, wenn man es vom Standpunkt der breiten Masse betrachtet", sagte Sascha, „so stellt sich einem dieses hochkünstlerische Stück natürlich in einem anderen Lichte dar... Aber seien Sie doch über die Masse erhaben, Herr Doktor, um so mehr, da Sie durch eine Ablehnung mich wie auch meine Mutter tief betrüben würden. Ich bin Mutters einziger Sohn... Sie haben mir das Leben gerettet ... Wir geben für Sie unser liebstes Stück her, und... und ich bedauere nur, daß wir nicht einen zweiten gleichen Leuchter besitzen, um die Garnitur komplett zu machen..."

„Danke schön, mein lieber Junge, ich bin Ihnen sehr dankbar. Grüßen Sie Ihre Mutter. Aber Sie werden es doch, bei Gott, selber einsehen: bei mir laufen hier kleine Kinder herum, es kommen auch Damen her... Na, übrigens, lassen Sie es meinetwegen da! Ich kann es Ihnen nicht klarmachen!"

„Da gibt es auch gar nichts klarzumachen", sagte Sascha erfreut. „Sie stellen den Kandelaber hier hin, hier dicht neben die Vase. Wie schade, daß das Gegenstück fehlt! Zu schade! Auf Wiedersehn also, Herr Doktor!"

Als Sascha fortgegangen war, betrachtete der Arzt lange den Leuchter, kratzte sich hinter dem Ohr und überlegte.

‚Unbestreitbar ein vortreffliches Stück', dachte er, ‚viel zu schade, es wegzuwerfen... Aber behalten — das wäre unmöglich... Hm!... Eine schwierige Frage... Wem könnte ich es nur schenken oder stiften?'

Nach langem Überlegen erinnerte er sich eines guten Freundes, des Rechtsanwalts Uchow, in dessen Schuld er für eine Prozeßführung stand.

„Ganz ausgezeichnet!" entschied sich der Arzt. „Es ist ihm peinlich, als Freund Geld von mir zu verlangen, doch wäre es sehr anständig, wenn ich ihm dieses Ding zum Geschenk machte. Ich will mal dieses Teufelszeug zu ihm schaffen! Es trifft sich gut, daß er ein Junggeselle und ein Leichtfuß ist..."

Ohne die Angelegenheit erst auf die lange Bank zu schieben, zog sich der Arzt um, nahm den Leuchter und fuhr zu Uchow.

„Guten Tag, lieber Freund!" sagte er zu dem Rechtsanwalt, den er glücklicherweise zu Hause antraf. „Ich komme zu dir, mein Junge, um dir für deine Bemühungen meinen Dank abzustatten... Wenn du schon kein Geld verlangen willst, so nimm wenigstens dieses Sächelchen an... Schau mal her, mein Junge... Ein Prachtstück, dieses Sächelchen!"

Als der Rechtsanwalt das Sächelchen erblickte, geriet er in ein unbeschreibliches Entzücken.

„Schau mal einer an!" sagte er lachend. „Teufel, Teufel! Da gehört schon was dazu, sich so was auszudenken! Herrlich! Entzückend! Wo hast du das reizende Ding nur her?"

Nach diesem Begeisterungserguß jedoch warf der Rechtsanwalt einen scheuen Blick auf die Tür und sagte:

„Nur muß ich dich bitten, mein Lieber, dein Geschenk wieder einzupacken. Ich kann es nicht annehmen..."

„Warum denn nicht?" fragte der Arzt erschrocken.

„Darum... Meine Mutter kommt nämlich manchmal her... Und dann: meine Klienten... Auch müßte ich mich vor dem Dienstmädchen schämen."

„Nein, nein, nein... Untersteh dich nicht, zu verzichten!" sagte der Arzt händefuchtelnd. „Das wäre eine Schweinerei von deiner Seite! Das Ding hat Kunstwert... Dieser Schwung!... Diese Ausdrucksfülle!... Ich lasse mich auf gar keine Auseinandersetzungen ein! Du würdest mich beleidigen!"

„Wenn es wenigstens etwas vertuscht wäre oder Feigenblättchen angeheftet wären..."

Aber der Arzt fuchtelte nur noch ärger mit den Händen, schwang sich mit einem Satz aus der Wohnung Uchows hinaus und fuhr nach Hause, zufrieden darüber, daß es ihm geglückt war, das Geschenk loszuwerden...

Als der Arzt fortgegangen war, sah sich der Rechtsanwalt den Leuchter genau an, betastete ihn von allen Seiten und zerbrach sich, ebenso wie es der Arzt getan, lange den Kopf, was er mit dem Geschenk anfangen könnte.

‚Ein herrliches Stück', überlegte er, ‚viel zu schade zum Fortwerfen, es aber im Hause zu behalten wäre unschicklich. Das beste wäre, es irgend jemandem zu schenken... Jetzt hab ich's: diesen Leuchter werde ich heute abend dem Komiker Schaschkin verehren. Diese Kanaille liebt solche Dinge, auch trifft es sich sehr gut, daß er heute gerade Benefizvorstellung hat...'

Wie gesagt, so getan. Am Abend wurde der sorgfältig verpackte Leuchter dem Komiker Schaschkin verehrt. Während der ganzen Abendvorstellung wurde die Garderobe des Komikers von Mannsbildern gestürmt, die das Geschenk zu bewundern kamen; in dem Umkleideraum herrschten ununterbrochen ein begeistertes Stimmengewirr und ein Gelächter, das wie Pferdegewieher klang. Jedesmal aber, wenn eine Schauspielerin an die Tür trat und fragte: „Darf ich eintreten?", vernahm sie sofort die heisere Stimme des Komikers:

„Nein, nein, meine Liebe! Ich bin noch nicht angekleidet!"

Nach dem Schluß der Vorstellung sagte der Komiker immer wieder unter Achselzucken und ratlosen Gebärden:

„Wo soll ich das abscheuliche Ding nur hintun? Ich habe doch eine Privatwohnung! Zu mir kommen manchmal Schauspielerinnen zu Besuch! Das ist

Der Siebenstropher zum fröhlichen Leben

Von Oskar Wöhrle

Wir wissen nicht, wann es uns trifft.
Wir sind in Nebel hingestellt.
Wir fragen wohl: Wann wirkst du, Gift?
Wir fragen wohl: Wann lischst du, Welt?

Doch keiner, dem je Antwort wird.
Kein einz'ger, der die Stunde kennt,
Wo seiner Uhr Gewicht entschwirrt
Und rasend in die Tiefe rennt.

Auch ich weiß meine Stunde nicht.
Doch schafft mir das nur wenig Not.
Ich küsse, Liebste, dein Gesicht!
Ich trink dich, Wein! Ich eß dich, Brot!

Satt will ich auf die Wanderschaft
Und nicht als dürres Hungerbein.
Packt mich des Tods gespannte Kraft,
Soll's mitten aus der Fülle sein!

Du, der du liesest dies Gedicht
Als letzten Abglanz meiner Welt,
Auch du weißt nicht, wann dir das Licht
Aus flammgewordnen Fingern fällt.

's kann heute sein, 's kann morgen sein,
Daß dich zerknickt der dunkle Strich.
Drum esse Brot, drum trinke Wein
Und, was die Liebe angeht, mach's wie ich!

Verschwende dich und spärle nicht!
Schau an den Baum im Hundsbachtal,
Der unter seinen Blüten bricht!
Vielleicht blüht er das letzte Mal!

Der Individualist

Von Wugg Retzer

Wenn ein liebend Herz
Die große Welt kann fassen,
Muß man auch mir mein Meer
Im Zuber stehen lassen.

Es haben andere
Auf Ithaka gefischt
Und doch in See und Sund
Nicht mehr als ich erwischt —:
Nischt.

Forelle, Hecht und Lachs
Sind manchem nur ein Wertzuwachs.
Für mich wär eine Flunder
Hier schon ein – Wunder.

Ich bin zur Gnade allbereit.
Die Sonne lacht. Die Welt ist weit
Und immer noch voll Herrlichkeit.



(v. Hoerschelmann)

Fortsetzung von: „Das seltene Kunstwerk“

doch keine Photographie, die man einfach in der Tischschublade verschwinden lassen könnte!“

„Verkaufen Sie es doch, mein Herr“, riet der Friseur, der den Komiker abschminkte. „Hier in der Vorstadt wohnt eine alte Frau, die antike Bronzen aufkauft ... Fahren Sie doch mal hin und fragen Sie nach der Smirnowa ... Jedermann kennt sie.“ Der Komiker befolgte diesen Rat ... Zwei Tage danach saß Doktor Koschelkow in seinem Sprechzimmer und dachte, den Finger an der Stirn, über Gallensäuren nach. Plötzlich ging die Tür auf, und Sascha Smirnow schwebte ins Zimmer herein. Er lächelte, er strahlte, seine ganze Erscheinung strömte Glückseligkeit aus ... In den Händen hielt er ein in Zeitungspapier eingeschlagenes Etwas.

„Herr Doktor!“ begann er ganz außer Atem. „Stellen Sie sich meine Freude vor! Welch ein Glück für Sie: es ist uns gelungen, das Gegenstück zu Ihrem Kandelaber zu erwerben! ... Mama ist so glücklich ... Ich bin Mutters einziger Sohn ... Sie haben mir das Leben gerettet ...“

Und vor Dankbarkeitsgefühl zitternd stellte Sascha den Leuchter vor den Arzt hin. Der Arzt riß den Mund weit auf, wollte etwas sagen, sagte aber nichts; er hatte die Sprache verloren. (Übersetzt von H. Ruoff)

Landfremd

(H. Lehmann)



„Verzeihung, Fräulein, Sie wissen bestimmt, wo hier das christliche Hospiz für junge Seemänner ist."

DIE GROSSE DÜRRE

Von Bruno Manuel

Einer meiner Bekannten hat am Fuß der Schweizer Berge eine Wiese und mich den Sommer über eingeladen. Die Wiese liegt in einem Tal, um das die Wolken einen Bogen machen. Seit Wochen fiel kein Tropfen Regen.

Regen muß aber sein. Sonst vertrocknet die Wiese. Da ich mal etwas vom Wetterschießen gelesen habe, machte ich meinem Bekannten die Vorzüge dieses Verfahrens plausibel. Ich nahm aus seinem Bücherschrank den kleinen Brockhaus, Band II, Laaland—Zytoplasma — und las:

„Das Wetterschießen wird in gebirgigen Gegenden häufig angewendet. Schon Albert Stiger hat im Jahre 1896, um Regen zu erzeugen, Kanonenschüsse abgefeuert."

„Was Albert Stiger kann, können wir auch", sagte mein Bekannter mit erwachendem Eifer. „Gib mal her das Buch."

Er klemmte den Zeigefinger in die offene Seite und lief hinüber zu dem Hauptmann der Gebirgsartillerie, die dort gerade eine Übung abhielt.

„Herr Hauptmann", flehte er, „Sie haben es in der Hand, der Trockenheit ein Ende zu machen. Sie brauchen nur einmal kräftig zu schießen."

„Mensch, sind Sie des Teufels! Mitten im Frieden!"

„Ich meine, bloß in die Luft. Sehen Sie mal, hier."

Mein Bekannter präsentierte ihm das Buch. Der Hauptmann las: „Schon Albert Stiger hat im Jahre 1896 . . ."

Ihm schien das einzuleuchten.

„Wetterschießen gehört zwar nicht zu den Obliegenheiten der schweizerischen Gebirgsartillerie", behauptete er, „doch will ich Ihnen ausnahmsweise den Gefallen tun. Wir werden die Sache in die Wege leiten."

Folglich stiegen kurz nach Mitternacht sechs Kanoniere samt drei Mauleseln auf den Gipfel des höchsten Berges. Denn Wetterschießen erfolgt von einem hohen Punkt aus.

Den Mauleseln war eine Haubitze aufgehalst, während die Kanoniere mit der Absicht umgingen, kraft ihrer zehn Übungsgranaten Regen zu verursachen.

Der Himmel, der anscheinend ein Vorurteil gegen Wolkenbildung hatte, strahlte unvermindert in nächtlicher Bläue. Gegen Morgen ging mit staunenswerter Zuverlässigkeit die Sonne auf. Den Kanonieren, die noch immer am Aufstieg waren, troff der Schweiß. Die Esel keuchten.

Als man jedoch die Zweitausendmetergrenze überwunden hatte und eine Pause machte und während dieser Pause in den Himmel starrte, zogen wider alles Erwarten Wolken auf. Sie kamen mit pedantischer Genauigkeit aus Westen — einer Gegend, wo in früheren Zeiten Regen herkam. Auch ein verdächtiger Wind machte sich zwischen den Felswänden breit.

Die Kanoniere kraxelten unbesonnen weiter.

In zweitausendfünfhundert Meter machte die Sonne zum ersten Male den Versuch, sich hinter Wolken zu verkriechen. Die Kanoniere waren sichtlich enttäuscht. Sie fühlten sich um den Lorbeer ihrer mühevollen Aufgabe betrogen. Sie lächelten finster. Im übrigen kraxelten sie weiter.

Bei zweitausendsiebenhundert Meter fielen Tropfen richtigen Regens. Ihnen folgten neue Tropfen, denen wieder welche folgten. Die Tropfen waren von einer Nässe ohnegleichen. Sie kamen auch ins Tal hinab und auf die ausgedörrte Wiese meines Bekannten, die ganz deutlich danach lechzte.

Er hielt es für den Erfolg des Wetterschießens und jubelte. Dann hüllte er sich in seinen Regenmantel, der durch die lange Trockenheit ganz hart geworden war und meinte, er werde mal aus Dankbarkeit den Hauptmann zu Mittag einladen. Darüber jubelte auch ich, weil es dann etwas Besseres zu essen gab.

Als die Kanoniere endlich auf dem Gipfel angekommen waren, goß es in Strömen. Sie taten, als merkten sie das nicht. Dienstlich war der Regen für sie nicht vorhanden. Außerdem konnte ja unten die Sonne scheinen. Sie schnallten den Mauleseln die Kanone ab und machten sie schußfertig. Sie schoben ein Geschoß in den Lauf und zielten senkrecht in den Himmel. Sie bemühten sich, eine Stelle zu treffen, an der die Wolken weniger dicht waren. Da es aber eine solche Stelle gar nicht gab, schossen sie einfach drauf los. Sie rechneten mit einer erheblichen Steigerung des Regens und trafen Vorbereitungen, dem ärgsten Wolkenbruch zu widerstehen. Sie hüllten sich in wasserdichte Leinwände und stellten die Esel unter ein Zeltdach.

Auf den ersten Schuß erfolgte eigentlich nichts. Zumindest kein Wolkenbruch. Es regnete einfach weiter. Nun bollerte ein zweiter Schuß. Dann ein dritter und vierter.

Das Echo der Kanonade sank ins Tal hinab und an das Ohr meines Bekannten, der sich sehr dar-

Im Labor

(E. Thöny)

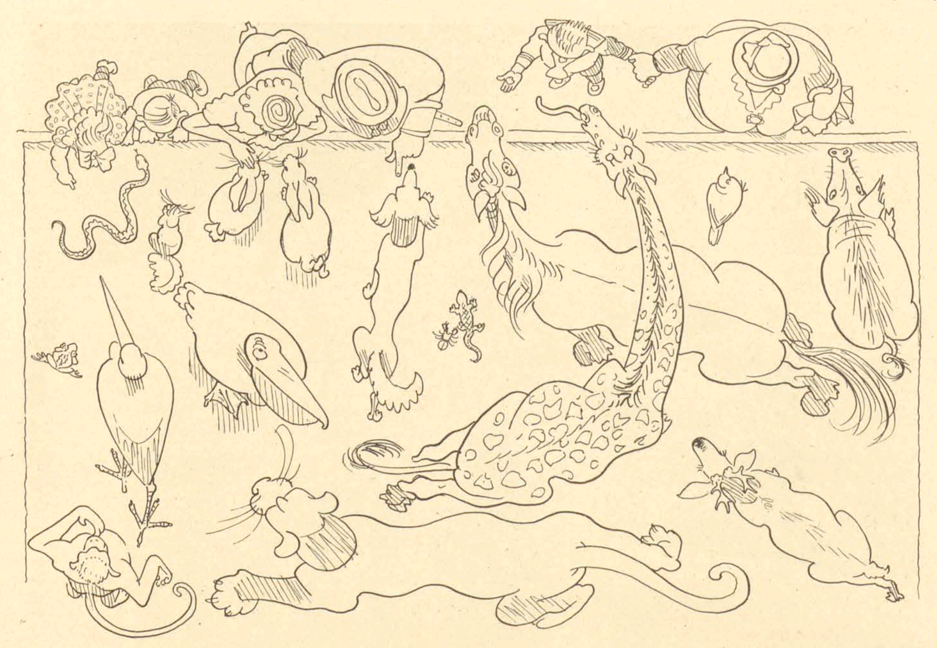


„Meinen Glückwunsch, Herr Geheimrat, zu diesem Erfolg!" — „Danke, lieber Kollege — keine Besonderheit. Die Wissenschaft behält immer recht, sobald das Leben sich nach ihren Lehrsätzen richtet."

über wunderte, daß zuerst der Regen und hinterher die Schüsse fielen.
Ich führte es auf die mangelhafte Geschwindigkeit des Schalles zurück, von der wir in der Schule gelernt haben, daß sie in der Sekunde nur dreihundertdreißig Meter beträgt.
„Das wird schon seine Richtigkeit haben", sagte ich, „denn wie wir aus der Physik wissen, ist es mit dem Schall eine ziemlich trödlige Wirtschaft."
Was mein Bekannter dann auch einsah.
Aber es hatte mit den Schüssen noch eine Eigentümlichkeit. In irgendeinem verborgenen Hinterhalt scheint es ein anderes Naturgesetz zu geben, wonach man mit zehn Ubungsgranaten einen Regen auch stoppen kann. Schon beim achten Schuß stoben die Wolken fluchtartig auseinander. Beim neunten fiel kein Tropfen mehr. Und beim zehnten brach die Sonne aus dem restlichen Gewölk.
Worauf die Kanoniere in treuer Pflichterfüllung nach Hause gingen.

Menagerie von oben

(Fr. Bilek)



„Ein Bruder in Not"

Von Paul Westergaard

Kürzlich hatte ich ein denkwürdiges Erlebnis.
Ich schlenderte gemächlich die Straße entlang, als plötzlich eine Stimme von oben mir nachrief: „Pst! Sie da! Pst! Hallo, Herr!"
Ich blieb stehen und blickte an der Fassade des Hauses hinauf. Aus einem Fenster im zweiten Stock lehnte sich ein kleiner, kahlköpfiger Mann heraus und winkte mir zu.
„Kommen Sie mal rauf! Kommen Sie mal rauf!"
„Ja, aber was soll ich denn da?" fragte ich erstaunt, da ich ihn gar nicht kannte.
„Kommen Sie herauf. Ich will Ihnen etwas ganz Lustiges zeigen." Der kleine Mann winkte weiter.
Da einem ja nicht alle Tage etwas Lustiges geboten wird, betrat ich also nach kurzem Zögern das Haus, in dem der sonderbare Herr wohnte. Er empfing mich auf dem Treppenflur vor seiner Korridortür.
„Willkommen, mein Herr, herzlich willkommen. Bitte, treten Sie näher. Sehen Sie jene Tür dort? Sie gehört zu dem sonst unbewohnten Mädchenzimmer. Und nun — wenn Sie gefälligst einmal durch das Schlüsselloch blicken wollen ..."
Ich hockte mich nieder und guckte durch das Schlüsselloch. Was ich dort sah, überraschte und belustigte mich in der Tat. In der Mitte des Zimmers saß eine beleibte Dame mittleren Alters und blätterte gelangweilt in einem Buche. Um sie herum standen hochaufgetürmt Keksbüchsen, Butter- und Käseglocken, eine Brotschneidemaschine mit verschiedenen Laiben Brot, Wurstbelag in Hülle und Fülle, eine Gänsekeule, Gläser mit eingemachten Früchten, ferner eine Anzahl Bierflaschen, drei Flaschen Himbeersaft und eine mit Aquavit, während im Hintergrund eine Unzahl von Kaffeeservicen, Terrinen und Bratenschüsseln, Saucenkannen, tiefen und flachen Tellern usw. usw. sichtbar war.
Ich wandte mich vom Schlüsselloch wieder ab und richtete mich auf.
„Was, in aller Welt, soll das bedeuten?"
Der kleine Mann lächelte verlegen.
„Die Dame da drinnen ist meine Frau."
„Haben Sie sie denn eingesperrt?"
„Nein, sie selber hat sich eingeschlossen."
„Aber all die Käseglocken, die Bratenschüsseln, die Brotmaschine, die vielen Bierflaschen ...?"
„Das hat sie alles selber dorthin geschafft. Nicht eine winzige Brotkrume ist sonst in der ganzen Wohnung zu finden. Alles hat sie zu sich ins Zimmer genommen und dann hinter sich abgeschlossen. Zwei Tage sitzt sie schon da drin."
„Ja, aber wieso ... weshalb ... warum?"
„Weil wir uns gezankt haben." Der Mann lachte gezwungen.
„Haha! Ist das nicht köstlich?! Aushungern will sie mich! Hahaha! Ich brauchte ja bloß in das nächste Restaurant zu gehen, dort kann ich mich satt essen, soviel ich will ... haha ... bloß in das nächste Restaurant gehen."
„Ja, das sollten Sie unbedingt tun." Ich nickte und wandte mich zum Gehen. Aber da vertrat er mir den Weg. Er begann auf einmal zu flüstern, und seine Augen nahmen einen flehenden Ausdruck an.
„Aber ich kann gar nicht ins Restaurant gehen, denn sie hat ja auch alles Geld an sich genommen. Ich kann mir gar nichts zu essen kaufen. Darum wollte ich Sie bitten, ob Sie mir nicht eine Kleinigkeit leihen könnten ..."
„Nein", wehrte ich schroff ab, „ich habe selber kein Geld."
„Sie können doch nicht so hartherzig sein gegen einen Mitmenschen, der seit zwei Tagen nicht einen einzigen Bissen gegessen hat. Und sie will doch nicht nachgeben, obwohl ich himmelhoch gebeten und gebettelt habe ... Wenn Sie mir freundlicherweise bloß mit 10 Kronen aushelfen würden, ich ..." Der kleine Mann winselte jetzt beinahe.
Aber ich schob ihn beiseite und ging meiner Wege. Ein erbärmlicher Wicht, der er war, hat er seine Strafe gewiß verdient.
Als ich auf die Straße hinaustrat, stand er am Fenster und schimpfte mir nach.
„Ein schlechter Mensch, ein Lump, ein Strolch, wer seinen Bruder in der Not im Stich läßt!"
Da erblickte er einen anderen, der in der entgegengesetzten Richtung daherkam. Ihm winkte er jetzt und rief ihn an. Doch den anderen mußte er wohl schon einmal zu sich heraufgelockt haben; denn der blickte hinauf, schüttelte abwehrend den Kopf und ging weiter.
Als ich um die nächste Straßenecke bog, sah ich den kleinen kahlköpfigen Mann noch immer im Fenster liegen und hörte ihn unentwegt krakeelen. „Seit zwei Tagen keinen Bissen mehr ... Ein schlechter Mensch, ein Lump, ein Strolch, wer den Bruder in der Not im Stich läßt!"

Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Werner Rietig.

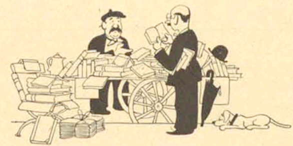
Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 39: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Leberecht Lämmlein schaute hofwärts zum Fenster hinaus und sah zu, wie die Witwe Bollmann — eine noch rüstige Frau mit lieblichen Rundungen! — Wäsche aufhing. Nach längerer Überlegung faßte er sich ein Herz, ging hinunter zu ihr und begrüßte sie. „Frau Bollmann", sagte er etwas verlegen, „Sie sind eine Frau mit Herz! Sehen Sie mal, ich bin Junggeselle und brauche doch einen Menschen, der es gut mit mir meint. Ich wollte es Ihnen schon lange einmal gesagt haben, aber nicht jeder kann es so von sich geben. Wenn ich wüßte, daß ich hoffen dürfte?!" Frau Bollmann wurde nun auch verlegen; verschämt stotterte sie: „Aber, Herr Lämmlein, das kommt mir alles so unerwartet, das muß man sich doch erst in Ruhe überlegen! Hat es nicht noch Zeit?" „Eigentlich nicht", meinte Leberecht, „ich brauche sie ja so nötig!!" — „Mich??" — „Nee, meine wollene Unterhose! Wenn Sie die noch mitwaschen würden, wäre ich Ihnen sehr dankbar!"

Geh' ich da kürzlich durch die Straße eines Dorfes, dessen Bewohner, wie alle jenes Landstrichs, sich durch eine außerordentliche Festigkeit des Gemütes auszeichnen. Die Sonne knallt auf eine saubere Hofstatt, die ich soeben passiere, als ein Fenster aufgerissen wird und eine weibliche Stimme erschallt: „Kathrine komm rei, d' Großmutter isch gschtorbe!" Ihr ward die ruhige Antwort: „I muß grad no d' Hiehner fiedere, wann i d' Hiehner gfiedert (gefüttert) hau, komm i nei, nou briele (weinen) mer zamme!"

(O. Nückl)



Gern stöbere ich in den Bücherkarren, die in Berlin an den Straßenecken stehen und ihren bunten Inhalt feilbieten. Magazine liegen dort neben religiösen Erbauungsbüchern — Poccis Kasperlspiele neben Sexaus Sexualtheorie — Schiller neben Goethe. Aber da muß man schon Glück haben, wenn man zwei Bücher so geordnet vorfinden will. Ich entdeckte Falladas „Wolf unter Wölfen", den zweiten Band.
„Das Werk würde ich gern nehmen", sagte ich, „wo ist denn der erste Band?"
Der Bücherkarrenmann antwortete:
„Den ersten Band habe ich einzeln verkauft. Aber wenn Sie den zweiten nehmen, erzähle ich Ihnen, was im ersten steht."

Mein Freund Josef Robert suchte eine Sommerwohnung. Abseits vom Strom der Reisenden, in einer stillen Gegend. Und billig sollte sie auch sein.
Auf seine diesbezügliche Zeitungseinschaltung erhielt er einen Brief, der ihn seiner Biederkeit wegen reizte, weshalb er sich kurzentschlossen auf die Bahn setzte und das stille, ruhige Plätzchen aufsuchte.
„Alsdann", sagte der Wirt, meinem Freund das in Frage kommende Zimmer zeigend, „das wär das Zimmerl —"
„Sie, Herr Wirt", meinte mein Freund verdutzt, „ganz wie ein Wilder will ich denn doch nicht leben ... wenn ich auch eine ruhige Gegend vorziehe ... Sie scheinen meine Annonce nicht verstanden zu haben! Ich hab ausdrücklich annonciert, daß ich ein Zimmer mit Bequemlichkeit suche!"
„Da fehlt bei uns nix!" versetzte der Wirt und schob mit der Stiefelspitze etwas unter dem Bett hervor, was einmal einen Henkel gehabt hatte, „Is eh da de Bequemlichkeit!"

Wer sein Radio reparieren läßt, will die Musik nicht missen. Der leere Fleck störte Emil.
Daher bat er:
„Können Sie mir nicht inzwischen einen Ersatzapparat leihen?"
Der Radiohändler bedauerte:
„Das widerspricht unseren Vorschriften. Ich habe aber einen alten Großvater, der bläst Posaune — wenn Sie ihn inzwischen auf die Kommode setzen wollen?"

Heimat der Kunst

(Wilhelm Schulz)



Was Sinn und Herz erhebt,
wächst sacht und läßt sich Zeit.
Im Winkel sitzt's und webt
an seinem Wunderkleid.

Wie oft schon kam die Kunst,
von Licht und Schönheit schwer,
aus kleiner Städte Dunst
und stillen Gassen her!

O.

München, 23. Juli 1939
44. Jahrgang / Nummer 29

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Wasserspiele

(K. Heiligenstaedt)



„Hier können Sie nicht raus, Herr Doktor, Sie müssen sich schon einen anderen Landeplatz suchen."
„Schade, und ich dachte schon, das wär' mal ein gutes Sprungbrett."

Grasgrüne Sommeräpfel

In jedem fruchtreifenden Sommer ländlicher Jugendzeit
Ereignete sich jedesmal folgende Begebenheit:
An den Bäumen hingen die grünen Kugeln der Reinetten und Parmänen,
Eindringliche Lockung allen begehrlichen Knabenzähnen.
Jeder Apfelstamm, der in einem Bauerngarten stand,
War ein heimlich umschlichenes und umworbenes Schlaraffenland.
Und hatte ein Windstoß kräftig an den Bäumen gerüttelt,
Wurden viele wurmstichige Äpfel ins Gras geschüttelt.
Welcher Knabe ließ sich, sie erspähend, schrecken durch glasgespickte Mauern
Oder durch die kläffenden Hunde der mißtrauischen Bauern!
Auch der Flurschütz, der stockbewehrte, konnte den Knaben nicht überraschen,
Wenn er mit Äpfeln sich gefüllt hatte die ausgeweiteten Hosentaschen.

Es war ein beseligendes Besitzgefühl,
Sobald die Knabenfaust die Äpfel hatte, taunaß und kühl.
Aber der erste Biß verursachte Schauer,
War sauer und nochmals sauer,
Als hätte der Mund an scharfem Essig geleckt.
Es war eine Enttäuschung — es hat nicht geschmeckt.
Tapfer jedoch wurde in einen zweiten Apfel gebissen,
In einen dritten und vierten . . . und jeder wurde halb angebissen wieder ins Gras geschmissen.
Die Ergebnisse dieser Versuche rumorten plötzlich grimmig im Magen —
Und dann hatte die Stunde der Rache geschlagen.

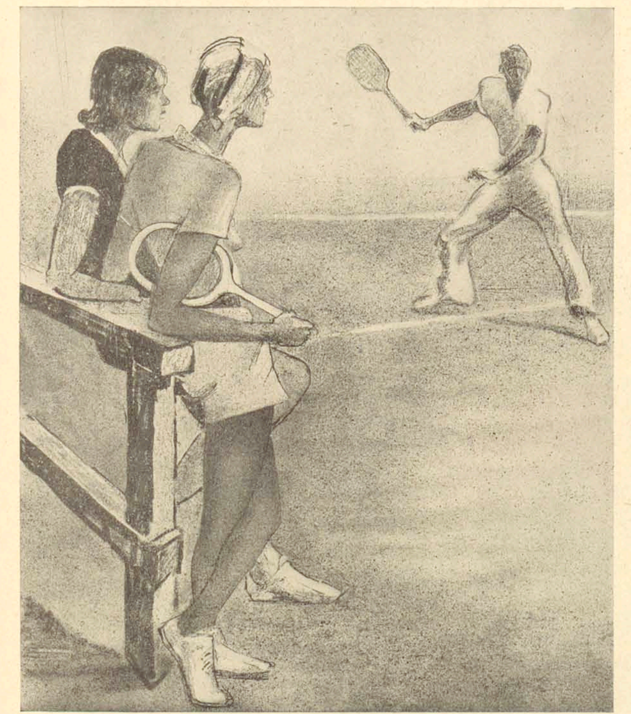
Der Knabe retirierte sich schnell hinter eine Scheuer.
Bauchweh nach unreifen Äpfeln — das war nicht geheuer!
Aber entsetzlich, gefährlich und wehe,
Wenn weder Hecke noch Mauer war in der Nähe.
Dann geschah das Beschämende und Fassungslose:
Es ging in die Hose.

Und der Mutter schwur der magenkranke Junge unter Tränen,
Nie mehr zu verspeisen grasgrüne Reinetten und Goldparmänen,
Sondern zu warten, bis zur herbstlichen Reife.
(Das Übrige besorgten Kamillentee, Wasser und Seife!)

Anton Schnack

Der Tennistrainer

(A. Lier)



„Es muß doch schrecklich langweilig für deinen Mann sein, immer mit Anfängerinnen zu spielen." — „Solange ich dabei zuschaue, bestimmt!"

DAMEN HINTER GLAS

Von Walter Foitzick

Seit einigen hunderttausend Jahren und noch bedeutend länger scheint die Sonne auf Gerechte und Ungerechte, und vermutlich hat sie vor dieser Zeit auch nicht nur auf Gerechte geschienen. Um so erstaunlicher ist es, daß sie fast die ganze Zeit auf Leute geschienen hat, die keine Sonnenbrille trugen und nur so ungefähr die letzten drei Jahre auf solche, die mit einer Sonnenbrille bewehrt sind. Vom Standpunkt des Mathematikers aus ließen sich diese paar Jahre im Vergleich zu dem Mordstrumm von Jahren vorher vernachlässigen, vom Standpunkte des heute lebenden Menschen aus sind sie durchaus beachtenswert.

Ich kann mich noch dunkel der Zeit erinnern, da hatten die Frauen im Sommer Augen, vergißmeinnichtblaue, graue mit grünem Stich, Katzenaugen, Märchenaugen und Glutaugen, je nachdem die Schriftsteller wollten, und diese ließen die Augen je nach Leidenschaft und Phantasiefülle auf etwas oder auf einem ruhen oder es oder ihn einfach übersehen.

Aus ist's!

Der Vorhang ist gefallen, und wo einst Märchen- und Glutaugen Unheil anstifteten oder seelisch lindernd wirkten, ist jetzt farbiges Glas, blaues, grünes, gelbes, braunes und anderes hygienisches Glas. Es ist wie bei den Aussichtstempelchen unserer Großeltern, die auch farbige Fenster hatten, durch die man sich die Landschaft mal grün, mal gelb, mal rot und mal violett ansehen konnte, je nach Stimmung und Geschmack. Wenn man nah genug an die Augen der Brillenträgerinnen herantritt, kann man das auch durch die Brillengläser von außen her, aber es wird einem so selten Gelegenheit gegeben, nahe genug heranzutreten, und so sieht man nur eine farbige Glasscheibe. Von innen heraus kann man sich die Welt allerdings durch so eine graue oder rosa Brille anschauen, dem Außenstehenden nutzt das nichts.

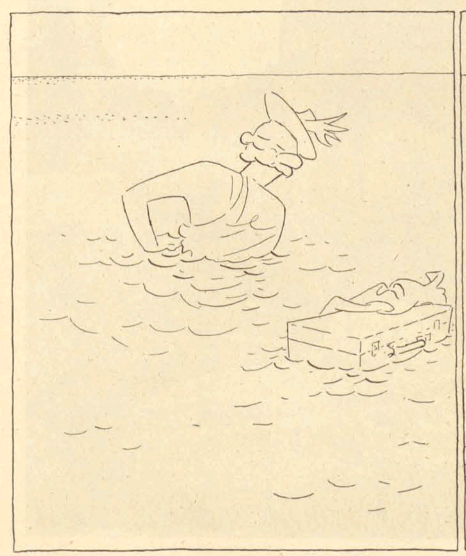
Modegeschichtlich ist die Sache ja vollkommen klar. Wie wenig ist doch übrig geblieben vom sommerlichen Belag der Dame: ein paar Stoffrestchen, etwas Lippenrot, ein Puderstäubchen, aber irgend etwas pflegt die Dame immer diskret zu verbergen. Diesmal sind's die Augen.

Eine erstaunliche Badegeschichte

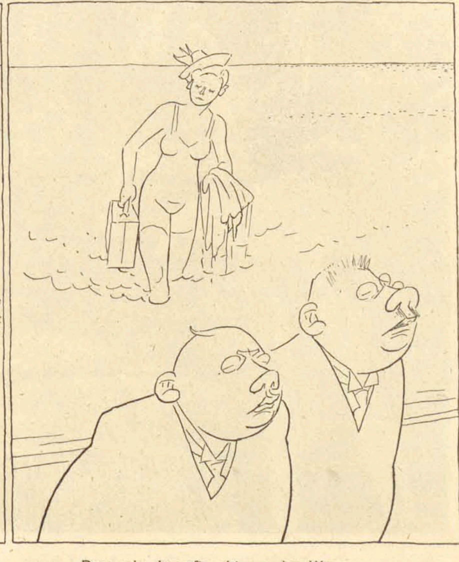
(O. Gulbransson)

Das Fräulein denkt: hier hab ich Ruh,
Da merkt's: die beiden schauen zu

Doch eh' die zwei was Rechtes sehn,
Entschließt das Fräulein sich zum Gehn



Ins Wasser geht sie ohne Scheu.
Was jetzt kommt, ist entschieden neu



Denn wie sie auftaucht aus den Wogen
Ist sie schon völlig umgezogen

Der teure Freund

(E. Thöny)



Der Engländer: „Ihr Preis ist sehr hoch, Marschall . . ."
Der Marschall: „Tja — bedenken Sie: Der Weg nach Berlin ist auch sehr weit!"

DIE BÜHNEN-BOWLE / Von Kurdt Wetter

Die Bühne ist die Welt des Scheins. Die Wolken am Himmel, zu denen Maria sehnsüchtig aufblickt, sind keine wirklichen „Segler der Lüfte". Die Bäume im Park von Fotheringhay, unter denen die unglückliche Königin lustwandelt, sind keine wirklichen Bäume, und ihr Schmerz ist kein wirklicher Schmerz. Worauf es ankommt, ist, daß alles echt wirkt. Gelingt diese Wirkung, dann nennt man das Theaterspielen Kunst, gelingt sie nicht, nennt man es Schmiere.

Zu den Requisiten, die unecht sind und eine absolut echte Wirkung haben müssen, gehört gelegentlich auch ein alkoholisches Getränk. Ob Falstaff den Humpen schwingt oder der Junker von Rülps ein gar gewaltig Zechen anhebt, sie beziehen ihre torkelnde Lustigkeit aus labrigem Tee oder abgestandener Limonade.

Von so einem Bühnentrunk erzählt Axel Berndt gern eine Geschichte, die sich wirklich und wahrhaftig zugetragen haben soll.

Er war damals Spielleiter an einem kleinen Stadttheater, das seine Pforten sieben Monate im Jahr für ein kunsthungriges Publikum geöffnet hielt, im Sommer aber in benachbarten Badeorten auf eigene Rechnung der Künstler Theater zu spielen pflegte. Das ist anstrengend und bietet keine Sicherheit, daß das Unternehmen auch etwas einbringt. Regnet es, sind keine Badegäste da, die sich die Komödien im Saal des Hotels Seestern ansehen könnten; ist aber das herrlichste Sommerwetter, werden sie Besseres anzufangen wissen, als im dumpfen Saal zu hocken. Zwei lang, zwei breit, man rechnet mit einem halbdurchwachsenen Sommer und hält sich an die Binsenweisheit, daß der Sperling in der Hand besser ist als die Taube auf dem Dach. Aber große Begeisterung brachte niemand mit in das Sommertheater.

Man wollte mit „Ingeborg" eröffnen, und in „Ingeborg" wird eine Bowle getrunken. Die Komödie ist eine vergnügte sommerliche unbeschwerte Angelegenheit, und die Hauptrolle darin spielt der Schwips, der aus der Bowle geboren werden muß, aus der Bühnenbowle, deren einziger Bestandteil Tee ist, — sehr, sehr dünner Tee.

Nun regnete es schon tagelang, das kleine Fischerdorf war noch menschenleer und die Stimmung unter den Künstlern entsprechend. Aber man mußte beginnen, denn Schmalhans begann, Küchenmeister zu werden. Axel Berndt, der Spielleiter, kraulte sich die dichten Haare. An die vierzig Menschen „füllten" den Saal. Es gehörte keine höhere Mathematik dazu, sich auszurechnen, daß auf den einzelnen ein knapper Taler kommen würde. Wie sollte unter diesen Umständen jemals ein bühnenwirksamer Schwips entstehen! Und mit dem Schwips stand und fiel das Stück, mit dem Stück stand und fiel die Aussicht auf einen hungerfreien Sommer.

Aber nun müssen wir Axel Berndt selber erzählen lassen.

Von meiner Geburtstagsfeier her hatte ich noch eine kaum angebrochene Flasche Weinbrand, die ich zu opfern beschloß, um unserem Theater einen guten Start zu geben. Unbemerkt vom Spielwart ließ ich sie in die vorbereitete Bowle laufen. Das würde schon für die richtige Stimmung sorgen, meinte ich und freute mich auf den Augenblick, da meine Mannen auf der Bühne das erste Glas an die Lippen setzen würden. Ich hatte kein schlechtes Gewissen dabei, obwohl es streng verboten ist, in alkoholischer Beziehung statt Requisit Original zu verwenden.

Der große Augenblick kam. Magnus Kallung, der den Peter Peters spielte, ließ die Zunge über die Lippen fahren, zweifelnd, ob ihn sein Geschmackssinn nicht trüge. Dann aber trank er schmunzelnd auf einen Zug sein Glas leer. Elfriede Forst — eine reizende Ingeborg übrigens —, schloß beim ersten Nippen verzückt die Augen und folgte dem Beispiel Kallunds. Nicht anders Willi Cornelius und Marina Lamprecht. Die Gläser klangen viel häufiger aneinander, als das Regiebuch erforderte, und sie wurden gefüllt, ebenfalls viel häufiger als üblich.

Elfriede begann schon, schwipselig zu kichern, und Magnus stotterte schluckend ganz andere Worte, als die Rolle enthielt. Hauptsächlich forderte er ständig erneutes Einschenken.

Das war nicht mehr gespielt, das war in Vollkommenheit echt. Mein Herz begann, Generalmarsch zu schlagen. So eine Wirkung hätte ich dem Rest Weinbrand niemals zugetraut.

Der Intendant kam händeringend gelaufen. „Was machen die denn da?" Schuldbewußt senkte ich den Kopf. Da aber flüsterte er neben mir: „Meine Schuld, meine Schuld! Ich habe den Tee gegen eine echte Bowle ausgetauscht. Ich wollte ihnen Stimmung geben."

Er zerwühlte sich das spärliche Haar, ich aber hob meinen Kopf wieder frei. „Herr Intendant!" zischte ich streng. „Wie konnten Sie das tun, Herr Intendant! Was die da machen? Die schmeißen die ganze Vorstellung." Und ich gab dem Vorhangzieher Anweisung, auf einen Wink von mir Schluß zu machen, wenn der erste Pfiff im Saal ertönte.

Nun war mir alles klar. In einer Original-Bowle mußte das Quantum Weinbrand eine verheerende Wirkung ausüben. Aber das Publikum ging mit. Es schien, als seien alle von der weinseligen Ausgelassenheit angesteckt.

Draußen hatte es zu regnen aufgehört, und durch die Fenster strich die laue, sommerliche Abendluft um die Stirnen. Um mich strich mit scheuen Augen Erich Baldwein, unser in „Ingeborg" nicht beschäftigter Heldenvater.

„Mach dich weg!" raunzte ich ihn an. „Ich bin ohnehin nervös heute abend."

Herrgott, — einmal mußte die Bowle doch ein Ende nehmen, aber sie schien unergründlich. Ingeborg füllte die Gläser wieder und wieder mit unsicher werdender Hand.

Erich Baldwein druckste ein wenig, aber dann war es heraus. „Du, ich habe, verdammt, ich habe zwei Flaschen Rheinwein in die Bowle gegossen, daß du's nur weißt. Sie mußten doch Stimmung haben."

Meine Knie knickten ein. „Unglücksmensch! Noch zwei Flaschen? Dann ist ja noch gar kein Ende der Zecherei abzusehen. Die hören nicht eher auf, als bis der letzte Tropfen getrunken ist!"

Ich rechnete zusammen: eine Bowle, von der vorläufig nur der Intendant weiß, was drin ist, aber wer ihn kennt, muß zugeben, daß er nicht knauserig ist, der Weinbrand von mir und zwei Flaschen . . . Hilf der Himmel, das muß ja ein Pferd mit leerem Magen umwerfen.

„Herr Berndt", flüsterte der Spielwart neben mir, „ich . . ."

„Mann Gottes!" flüsterte ich zurück, „Wollen Sie sagen, daß Sie etwa noch Rum in die Bowle getan haben?"

„Nein, aber ich weiß gar nicht, da drüben in den Kulissen steht ja meine Bowle noch. Was trinken die denn da draußen? Ich weiß wirklich nicht . . ."

„Aber ich weiß. Trinken Sie Ihre Bowle aus und wohl bekomm's!" Kopfschüttelnd ging der alte Herr. Auf der Bühne begannen sie jetzt zu singen. Sie sangen ein Lied von Sommer und Liebe, das kein Textbuch für diese Szene vorschrieb, aber es paßte da hinein. Leise summte das Publikum mit. Durch mein Guckloch sah ich im Saal Pärchen eng aneinandergeschmiegt, alte Herren sah ich erinnerungsversunken, und sogar die Frau Geheimrat, die wir von der Kurpromenade her nicht anders als sauertöpfisch kannten, lächelte. Es war eine Stimmung im Saal, wie der liebe Gott sie uns Künstlern nur selten einmal in strahlender Geberlaune beschert.

Der Vorhang mußte sich immer wieder unter dem rauschenden Beifall heben. Als er sich endgültig gesenkt hatte, fiel mir Elfriede-Ingeborg um den Hals. „Ich bin ja so selig", schluchzte sie, und Magnus Kolland riß mir fast die Hände aus den Gelenken. „Laß uns von vorn beginnen, Dok — Doktorchen. Ich fühle mich stark genug, noch fü— fünf Pe— Peter Peters auf die Bretter zu legen."

Als der Bühnenarbeiter Freese mit langem Hals zum Tisch schlich, um lüstern einen Blick in die Bowle zu werfen, war sie leer. Aber wir sind dann doch an diesem Abend noch auf unsere Rechnung gekommen. Wir haben weitergetrunken, gesungen und geküßt. Verdammt ja, das war ein Abend!

Das ist die Geschichte von der Bühnenbowle, die Axel Berndt so gerne erzählt. Aber diese Geschichte ist ohne Schluß, ohne Pointe, die sie erst würzig macht. Klar, daß sich der Intendant nicht selbst in Ordnungsstrafe nehmen konnte wegen Einschmuggelns von Alkohol auf die Bühne. Klar auch, daß er in dem Glauben blieb, der einzig Schuldige zu sein. Der grauhaarige Spielwart rätselte noch lange herum, wieso plötzlich zwei Bowlen da waren.

Für die Pointe sorgte anderntags ein Herr Studienrat Römer, der sich mit dem Honorar für eine Kritik im Badeanzeiger wohl einen Teil der Kurkosten zurückeroberte. Er meinte, sonst des Lobes voll über das flüssige Zusammenspiel, nur die Schwipsszene habe ein wenig an Natürlichkeit zu wünschen übrig gelassen.

„Lieber Gott", sagt Axel Berndt, wenn er im Erzählen so weit ist, „wollte sie ihm zu nüchtern erscheinen, was muß der Mann von seinem Stammtisch her gewohnt sein! War sie ihm zu wildbewegt? Der Arme! Er kannte sie nicht, die Wirkung einer zünftigen Bowle in einer lauen Sommernacht."

Zur gefl. Erwägung

Von Ratatöskr

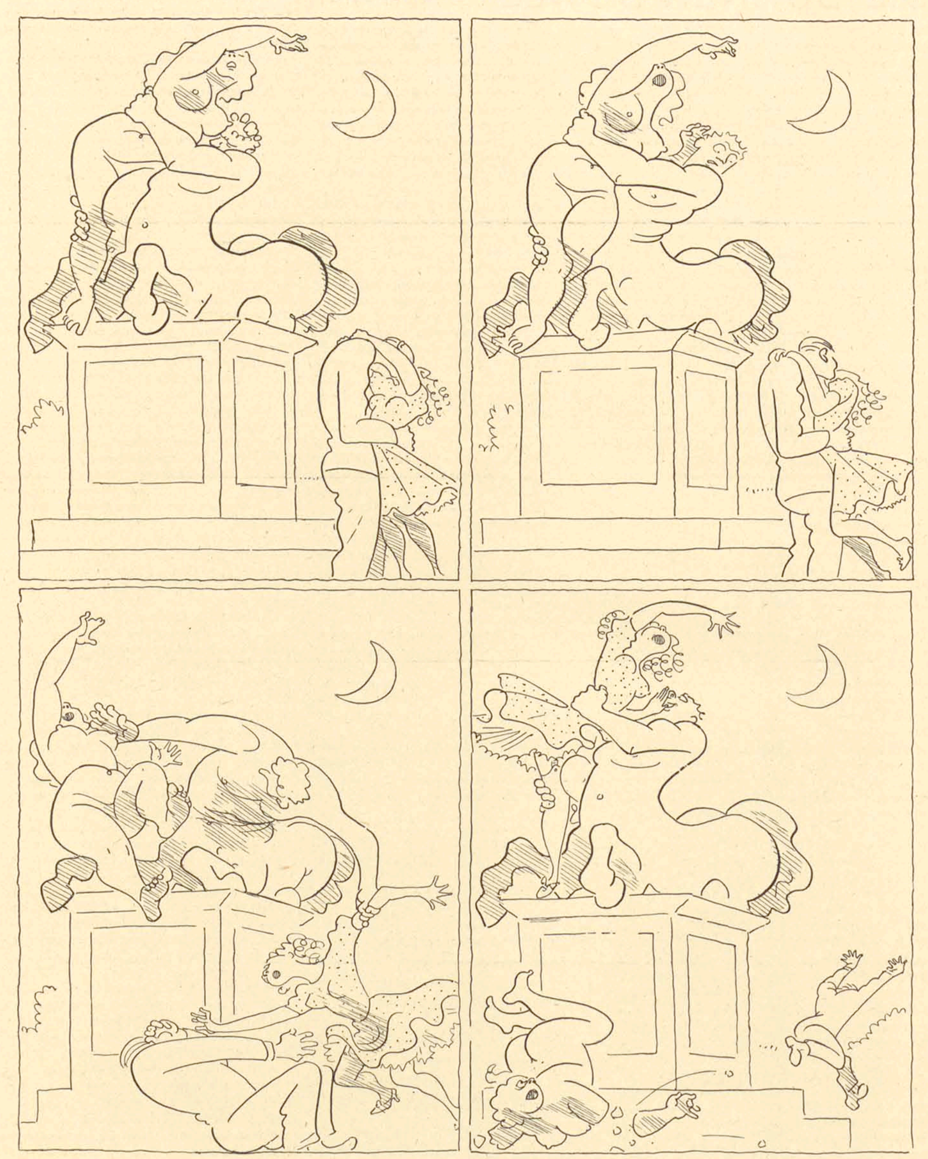
Die Sachlichkeit, die kühle Strenge,
ist häufig angebracht und recht.
Indessen macht sich auf die Länge
auch etwas Artigkeit nicht schlecht.

Sie glättet, wie das Öl die Wogen,
den manchmal obstinaten Sinn.
Wie? Oder bin ich gleich „verlogen",
wenn ich einmal manierlich bin?

Die Ranke ziert die Gartenplanke,
das ungehobelt-rauhe Brett . . .
Zum Beispiel „bitte" oder „danke"
klingt dann und wann doch auch ganz nett.

Der verliebte Centaur

(Fr. Bilek)



Ein Zwischenfall beim Stelldichein

Schreckhafte Auferstehung / Von Ernst Handschuch

Das Wasser des Mühlgrabens stand in dem schmalen Wiesenstück, das sich vor dem verlassenen Hammerwerk dehnt, fast still. Von dem Buchenwald her, der auf beiden Seiten tief in das enge Tal greift, wehte ein leiser Wind. In seiner Unwirklichkeit glich er dem Wasser.

Der Graben mußte vor noch nicht langer Zeit ausgeputzt worden sein; denn man konnte bis auf den schwarzen Grund sehen. Auch von den Weiden und Erlen waren viele herausgehauen worden. Aber das niedere Gebüsch, Pestwurz, Schaumkraut und Schilfgräser hatten den Kampf schon wieder aufgenommen. Eine Ratte schwamm eilig von einem Ufer zum anderen. Sonst regte sich nichts.

Über dem Tale waberte heiß die Luft, und eine winzige weiße Wolke, die hoch vor einem unentwegt blauen Himmel stand, schien, als dampfe sie vor Hitze. Gleich hinter dem Bergvorsprung schon endet die grüne Senke, und ein kleines Dorf schiebt sich in eine breite, baumlose Mulde.

Eben bewegten sich die Blüten des Schellkrautes, das kühn einen alten Baumstumpf umwucherte. Gelb und grün über den Graben stürzend löste es sich von den anderen Pflanzen. Auf dem Stumpf saß ein Knabe von vielleicht zwölf Jahren. Er war nur mit Hemd und Hose bekleidet und las in einem Buch. Regungslos verharrte er zwischen dem Kraut, daraus seine Beine seltsam weiß glänzten. In dem Gezweige eines Haselnußstrauches hing eine Badehose. Sie war rot und trocken.

Der Junge hatte baden wollen. Er war von dem Dorfe her gekommen, wo er bei seinem Onkel, dem Lehrer, zu Besuch weilte. Aber das so schwer dahinziehende Wasser war ihm wie eine unheimliche Drohung erschienen, und die Scheu, die er empfand, als er über ihm stand, hatte ihn fast geschüttelt. Ja, es hatte ihn sogar eine große Überwindung gekostet, sich auf dem Baumstumpf niederzusetzen, und die Badehose hatte er nur darum in die Haselnußstaude geknüpft, um sich hin und wieder durch einen Blick auf ihr lebendiges Rot zu stärken. Auch gelang es ihm nicht, sich in das Buch so zu vertiefen, wie er es gerne wollte.

Es war ein etwa vierjähriges kräftiges Mädchen, das langsam mit dem Wasser angetrieben kam. Mit den Beinchen voraus und dem Köpfchen zurück lag es in der Strömung. Jetzt erst konnte man eigentlich sehen, daß das Wasser tatsächlich floß. Das Kind, das tot war, hielt die Arme brav an den Leib gelehnt, seine Augen, die groß und braun waren, aber standen weit offen.

Der Knabe, der wieder einmal nach der Badehose geblickt hatte, sah das unmerklich treibende Kleiderbündel in dem Augenblick, als er das Buch wieder aufnehmen wollte. Sein Gesicht wurde schmal und weiß, die Nase spitz. Das Buch entglitt seinen Händen, und er mußte mehrmals tief Atem holen, um bei Sinnen zu bleiben.

Er öffnete den Mund, und mählich, als ströme durch ihn eine unsichtbare Kraft in seinen Körper, gewann sein Gesicht Form und Farbe wieder. Der kleine Leichnam war inzwischen nahe herangekommen. Scheppernd lachte ein Buntspecht aus dem Wald. In dem tollen Wirbel, in den der fast höhnisch gellende Ruf Tal und Himmel plötzlich riß, empfand es der Junge kaum, daß er ins Wasser glitt. Es reichte ihm bis zum Halse, und mit schweren Schritten und ausgebreiteten Armen watete er dem toten Mädchen entgegen. Still und gehorsam schob es sich an seine Brust.

Erst als eine entsetzliche Kälte seine Glieder schlottern ließ, merkte er, daß er noch im Graben stand. Mühsam schaffte er sich mit seiner toten Last ans Ufer. Das Kind fest an sich gedrückt, kniete er erschöpft im Gras. Obgleich der Buntspecht immerzu rief, löste sich langsam der Wirbel aus Tal und Himmel und stand in den großen, braunen und so leeren Augen des kleinen Mädchens endlich still.

Der Knabe trug den Leichnam von Hof zu Hof, wo er ihn mit flehentlicher Gebärde den entsetzten Bewohnern entgegenhielt. Frauen fingen an zu weinen, Männer fragten verwirrt, und die Kinder folgten ihm in stummer Neugierde. Das Mädchen gehörte niemandem im Dorf.

Vor dem letzten Haus, es ist die Schule, in der sein Onkel wohnte, brach der Junge mit wehem Aufschrei zusammen. Ein Fieber, das ihn überkam, nahm ihm für viele Tage das Bewußtsein.

Über eine Stunde weit war das Kind, das aus dem Nachbardorf stammte, mit dem Bach durch Wiesen, Wald und Felder und an den Häusern des Weilers vorübergetrieben, bis es das stillere, düstere Wasser des Mühlgrabens aufgenommen und dem Knaben gebracht hatte. Lange stand er nach seiner Genesung vor dem schmalen Grabhügel, zu dem ihn der Onkel geführt hatte. Es war ein kluger, erfahrener Mann. Denn an dem Grabe erst war der Neffe der Erde wiedergewonnen worden.

Doch einmal noch in seinem Leben hielt er die kleine Tote in seinen Armen. Es war in einem Kaffeehaus in einer großen Stadt, in die ihn sein Beruf gelegentlich geführt hatte. Er saß an einem der kühlen, marmornen Tische und las versunken in einer Zeitschrift. So merkte er es nicht, als sich eine Frau an den Tisch gegenüber setzte.

Es war eine kräftige Frau mit großen braunen Augen. Die Stille und Unbewegtheit, die sie fast bis zur Leere erfüllten, wären vielleicht ohnehin schon auslöschend gewesen. Als aber der Knabe von damals einmal aufsah und ihrem Blick begegnete, war es ihm plötzlich, als stünde er wieder im Wasser des Mühlgrabens und warte, bis das tote Mädchen in seine Arme treibe. Das kleine Mädchen mit den großen, braunen und leeren Augen, darin eine andere Welt in schauderndem Geheimnis verborgen war. Das Kind, das ihm dann niemand abgenommen hatte.

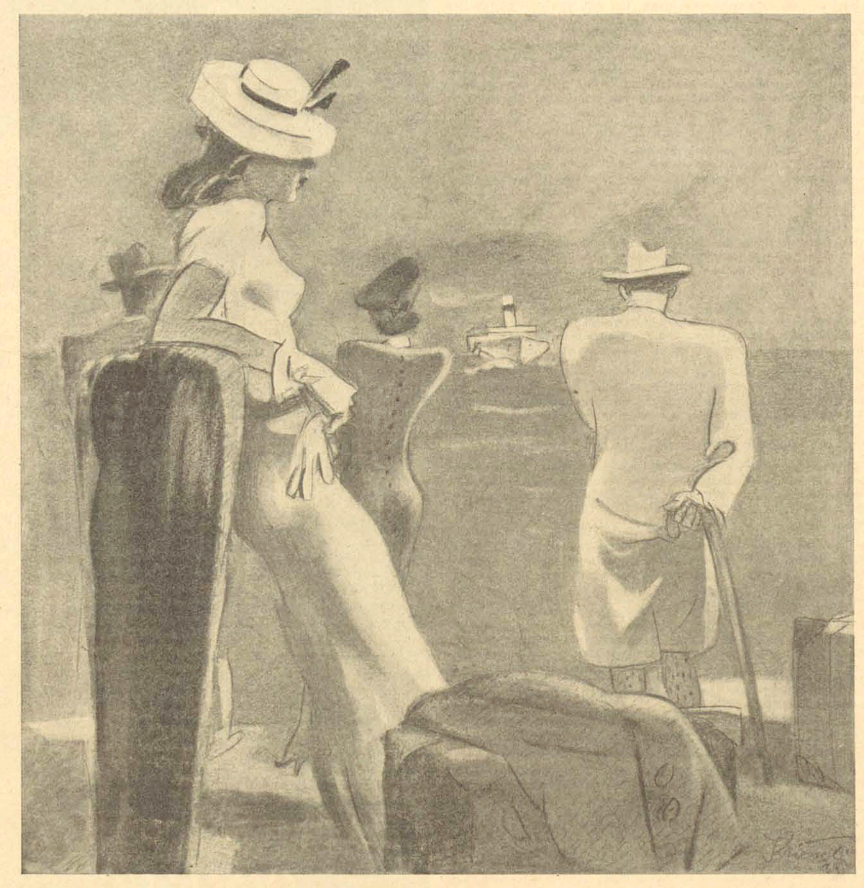
Sein Gesicht wurde schmal und weiß, die Nase spitz. Er ließ die Zeitschrift fallen und holte mehrmals tief Atem. Als die Frau darob erschrocken aufsprang, gewann er sich wieder. Ja, er mußte sogar unter Tränen lächeln, als er sah, wie sehr lebendig sein Gegenüber jetzt war.

Er blickte die Verwunderte dankbar an und verneigte sich, indem er ihr mit den Händen beruhigend winkte, tief.

War nun diese Geste gleichwohl auch ein Gruß an das unaufhörlich und unaufhaltsam weiterschreitende Leben, so mußte er doch bald danach den Kellner rufen und das Kaffeehaus verlassen.

Das Endergebnis

(R. Kriesch)



„Merkwürdig, diese Männer — mit einem bin ich hergereist, mit dem andern hab' ich drei Wochen lang geflirtet — und jetzt, wo es gilt, die Koffer aufs Schiff zu bringen, ist keiner von beiden da."

Die Nacht vom Sonnabend auf Sonntag / Von Wilhelm Hammond-Norden

Isabell bezahlte ihre Miete. Die Wirtin strich das Geld ein und sagte: „Ich kündige zum nächsten Ersten!"

„Nanu", sagte das Fräulein. „Wollen Sie denn nicht mehr vermieten?"

„Doch", erwiderte die Dame eisig. „Aber nicht an Sie! Wo waren Sie in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag?"

„Auf dem Wasser. Ich habe gepaddelt und gezeltet!"

„Naja", sagte Frau Bestmann. „Mich geht's ja nichts an. Ich brauch mich ja nicht um Ihre Moral zu kümmern. Aber in meinen eigenen vier Wänden will ich Sie nicht mehr sehen!"

Nun wurde es dem Fräulein zu dumm. Sie sagte: „Frau Bestmann, was fällt Ihnen eigentlich ein? Seit drei Jahren wohne ich bei Ihnen, und oft schon war ich über Wochenende auf dem Wasser. Nie haben Sie daran Anstoß genommen!"

„Nein", sagte Frau Bestmann, „daran nehme ich auch keinen Anstoß. Der Mensch soll sein Vergnügen haben. Ich hab selbst früher gern gepaddelt, auch mit Herren. Gerade mit Herren war's am schönsten. Daran denk ich heute noch mit Vergnügen zurück."

„Na also, Frau Bestmann!"

„Nichts na also! Was Sie tun, gehört sich nicht!"

„Frau Bestmann, wenn Sie nun noch länger um den heißen Brei herumreden, dann schneide ich Ihnen Ihren Bubikopf ab!"

Da wies die Wirtin mit spitzem Finger auf den Schreibtisch: „Hier, es ist Geld für Sie angekommen. Von einem Herrn. Ich habe mir erlaubt, zu lesen, was auf dem Postabschnitt steht: 5 Mark 60 für die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag. Absender: Hugo Mittlerer.

Isabell sank aufjauchzend ins Sofa. Ein Lachanfall schüttelte sie. Nach einer Weile sagte sie: „Wissen Sie, wer Hugo Mittlerer ist?"

„Nein! Das will ich auch gar nicht wissen!"

„Sie sollen es aber wissen. Er ist der mir persönlich völlig unbekannte Herausgeber der Dingskirchener Allgemeinen Zeitung, in der neulich eine Kurzgeschichte von mir stand. Die Geschichte hatte den Titel: „Die Nacht vom Sonnabend auf Sonntag". Und die 5 Mark 60 sind das Honorar. 56 Zeilen zu 10 Pfennig!"

Großreinemachen in der Tropfsteinhöhle (Wilhelm Schulz)



„Unerhört! Die dilettantischen Höhlenzeichnungen aus der Steinzeit gelten als kostbare Kunstwerke, und wir sollen das wunderschöne Herz mit unseren Namen drin wieder wegwaschen!"

Über ein altes Thema

Von W. L. Kristl

Wäre Volkes Stimme Gottes Stimme, so wären wir Kahlköpfige samt und sonders Wüstlinge, gezeichnet mit dem Mal genossener Orgien. Daß wir die Folgen eines Lebenswandels tragen müssen, den wir nicht gewandelt sind, ist das eigentliche Unrecht. Statt als Kranke bemitleidet zu werden, lacht man uns aus. Ja, unser besonderes Charakteristikum verhilft gar manchem Komiker und gar manchem Lustspiel zum Erfolg. Dabei ist unser Leiden unter Defluvium pilorum im Handbuch jedes Arztes nachzuschlagen. Denn wir sind ein durchaus medizinischer Fall. Es nützt nichts. Dank jener Volkesstimme, die unmöglich Gottes Stimme sein kann, bringt unsere Krankheit Sonne in das Leben anderer...

Kein Außenstehender ahnt, welche Mengen von innerer Kraft und Größe wir die ganzen Jahre her und her verbrauchen, um den langen, von zahllosen Haarwuchsmitteln und von geistig unterernährten Witzen eingesäumten Weg zu gehen. Im Anfangsstadium bedient sich nur deshalb keiner von uns all der freundlichen Selbstmordgelegenheiten, weil es keinen Kahlköpfigen gibt, der nicht einen noch Kahlköpfigeren kennt. Das gibt Trost und Sicherheit. Das festigt für später.

In jeder Periode der Fortentwicklung, besser gesagt der Hinfortentwicklung unseres Haarwuchses finden wir eine neue passende Theorie über das Kahlköpfige an sich wie auch in Verbindung mit der vierfachen Haarwurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Insofern formt uns die Glatze, oder wählen wir das weniger stechende bayerische Wort, die Platte, zu geistig schöpferischen Menschen. Ich zum Beispiel habe neulich beim Friseur entdeckt, daß die Glatze durchaus der klassischen Baugesinnung entspricht: Klare Formen, saubere Linienführung, übersichtliche und ausgeräumte Flächen. Wir bleiben also ewig modern.

Der Spott unserer Mitmenschen zielt ausnahmslos auf unser Vorleben und auf unsere Eitelkeit. Wie instinktlos die guten Leute sind. Als wenn wir uns im spärlicher behaarten Zustand weniger interessant und hübsch und begehrenswert fänden, als wenn wir uns nicht nach wie vor ausgezeichnet gefielen! Nein, die Platte beschäftigt uns aus ganz anderem Grunde. Kann zum Beispiel ein Kahlköpfiger Karussell fahren oder mit einer übermütigen Schar Ringelreihen tanzen? Oder kann der, den Hut malerisch in der Linken, die Rechte um die Taille eines Mädchens, im Mondenschein an einer Rosenhecke stehen? Nein, das alles kann er nicht. Tut er es dennoch, hat er das Gefühl, im nächsten Augenblick träte jemand auf ihn zu: „Gehen Sie nach Hause, mein Herr, und tragen Sie Ihre Geschäftsbücher nach." Man hält uns gern für Kassierer und Buchhalter. Denn die Platte verleiht ihrem Träger den Heiligenschein von Ernst und Zuverlässigkeit, zwei Eigenschaften, die mehr für Vertrauensposten als für trauliche Posten Voraussetzung sind.

Seit einiger Zeit schwärme ich für zwei Gegenden Europas: Für den Bayerischen Wald und für Portugal. Sowohl auf einem Tanzboden bei Zwiesel als auch in einem Kaffeehaus Lissabons lassen die Männer den Hut auf. Nur einer von uns wird solche Gemeinsamkeiten sonst grundverschiedener

Kleine Rede zum 23. Juli

Der Mann, der meinen Kalender gemacht hat,
ich staune, was der nicht alles bedacht hat.
Ihm wurden aus dreihundertfünfundsechzig Tagen
fast doppelt so viele historische Daten,
Geburten, Tode, Siege, Niederlagen,
Geistes- und Entdeckertaten.
Von Dichtern und andern Astronomen
von Philosophen und sonstigen Anatomen,
von Physikern und Kriegshelden
weiß er in Kürze manches zu melden.

Aus Namen und Tag und Monat und Jahr
wird dem Verständigen offenbar,
daß nachwirkt, was einst lebendig war.

Ich fühle, den Hut zu ziehn, mich verbunden
vor allem, was ich im Kalender gefunden;
und, erdrückt von so viel Bedeutendheit,
leg ich schon fast das Büchlein beiseit, —
da find' ich — (ja, kann das möglich sein? —
wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!) —
da find ich, daß gestorben sei
anno eintausendfünfhundertsechzig und zwei
an obengenanntem Tage
der Mann, dem ohne alle Frage
das deutsche Schrifttum zu danken hat
das treffendste, trefflichste Zitat,
dran von Flensburg bis Wien, von Aachen bis Lötzen
sich alle wahrhaft Aufrechten ergötzen.

Und mag es drunter und drüber gahn:
Das Wort sie sollen lassen stahn
als einen geheiligten Brauch.
— (Wie ihm, so du mir auch!) —

Und, wo andre Werke auf Werke speichern,
da wünsch' ich, es mög' mir nur dies gelingen,
mit e i n e m Satz den Sprachschatz zu bereichern,
wie — Götz von Berlichingen!

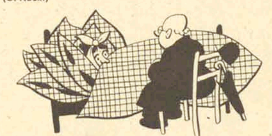
Von Herbert Lambeck

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 39: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Volksstämme aufspüren. Vorschlag für eine Doktorarbeit: Der Einfluß der Kahlköpfigkeit auf die vergleichende Ethnographie.
Wer von den Wildbemähnten denkt daran, daß Veränderungen der Kopfhaut die Beziehungen zum andern Geschlecht komplizieren? Für uns heißt's aufpassen. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist da kein Schritt mehr. Wir müssen Fingerspitzengefühl entwickeln. Wir müssen uns auf „verhaltene Glut" umstellen. Die Glatze spornt zu Höchstleistungen an.
Ein Mann mit einer Platte wirkt nicht als Liebhaber, sondern als Heiratspartie. Eher als die Töchter entdecken uns die Mütter. Und da die Mütter Ernst und Zuverlässigkeit bei Schwiegersöhnen ebenso schätzen wie Chefs bei ihren Buchhaltern, prädestiniert uns die Glatze zum Schwiegersohn. Nun haben wir gar nichts gegen das Heiraten. Aber die Präliminarien, noch von keinerlei Erörterungen über Schleiflackmöbel und Lebensversicherung beeinflußt, gehören nun mal zu jener heiteren Muse, die einen fürs Standesamt seelisch präpariert. Doch gerade für den Spaß, für die Späße, will man uns oftmals nicht ernst nehmen.
Kürzlich besuchte mich ein hübsches Mädchen. Ich lud es ein, auf meinen Knien Platz zu nehmen. „Du mit Deiner Platt'n wirst auch nimmer g'scheiter. Du hast es notwendig."
Wortlos ging ich zur Bücherstellage, griff nach dem Lexikonband H—Hz und las daraus vor: „Die Annahme, daß Ausschweifungen Haarausfall bedingen, ist nicht erwiesen, im Gegenteil ist nach Stein Haarausfall bei Männern am Stirnschläfenwinkel ein Zeichen normaler Geschlechtsdrüsentätigkeit. Interessant ist, daß Eunuchen niemals kahlköpfig sind."

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückl)



Die Heidehof-Bäuerin war seit längerer Zeit bettlägerig. Zur Unterhaltung brachte ihr der Dorfgeistliche einen Band Gedichte von Fritz Reuter. Als er sich bei seinem nächsten Besuch erkundigte, wie ihr die Lektüre gefallen habe, sagte die Heidehof-Bäuerin: „Oh, Herr Pastor, wat is dat för'n putzwunnerlichet Book! Wenn ick nich wüßt, dat et Gott's Word wör, ha'k mi anhand natt maken künnt för Lachen!"

Der Mann, den ich auf Reisen traf, muß wohl daheim sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben. Denn woher käme sonst der Ausbruch seines Herzens, den er vor dem schiefen Turm von Pisa ausstieß? Er stupste mit dem Finger seine Frau und deutete auf den schiefen Turm.
„Siehste, Emilie!" seufzte er, „genau wie bei uns — wenn die gleich einen richtigen Architekten genommen hätten und keinen aus der Verwandtschaft, wäre denen das auch nicht passiert!"

Wenn man einen Bauch hat, soll man keine handgestrickten Pullover tragen!", klagte Bückebäuchlein, „wenn ihr wüßtet, was ich heute erlebt habe!"
„Berichte, Bückebäuchlein, berichte!"
Bückebäuchlein seufzte:
„Nun gut — ich hatte heute meinen blauen Strickpullover an und sitze gemütlich in der Straßenbahn. Ihr wißt ja, wie ich sitze: hinten sitze ich und vorne sitzt der Bauch. Ich gebe zu, er ist so weit weg von mir, daß man glauben könnte, er gehört nicht mehr zu mir. Plötzlich setzen sich rechts und links von mir zwei Frauen. Sie mußten sich wohl gut kennen, denn unvermittelt deutet die eine von ihnen auf meinen Bauch, nahm den Pullover zwischen die spitzen Finger und rief laut: „Sehen Sie, Frau Flemming, wie ich Ihnen gestern riet — zwei glatt, vier verkehrt!"

So sind sie schon, die Gartenbesitzer!
Gall ging zum Zaun.
„Haben Sie sich nicht die Gartenschere von Röslers ausgeliehen?"
„Ja."
„Würden Sie sie mir hie und da borgen? Ich borge Ihnen dafür hie und da die Gießkanne, die wir uns von Röslers ausgeliehen haben."

Witze müssen nicht immer erfunden werden. Jüngst hörte ich im Radio eine Ansage:
„Bis zum Beginn unseres Schallplattenkonzertes bringen wir inzwischen einige Schallplatten — —"

Im Hydepark

(Erich Schilling)



„Mein Ehrenwort, Herr Polizist, ich habe keine Bomben versteckt, ich bin wirklich so gebaut.“

München, 30. Juli 1939
44. Jahrgang / Nummer 30

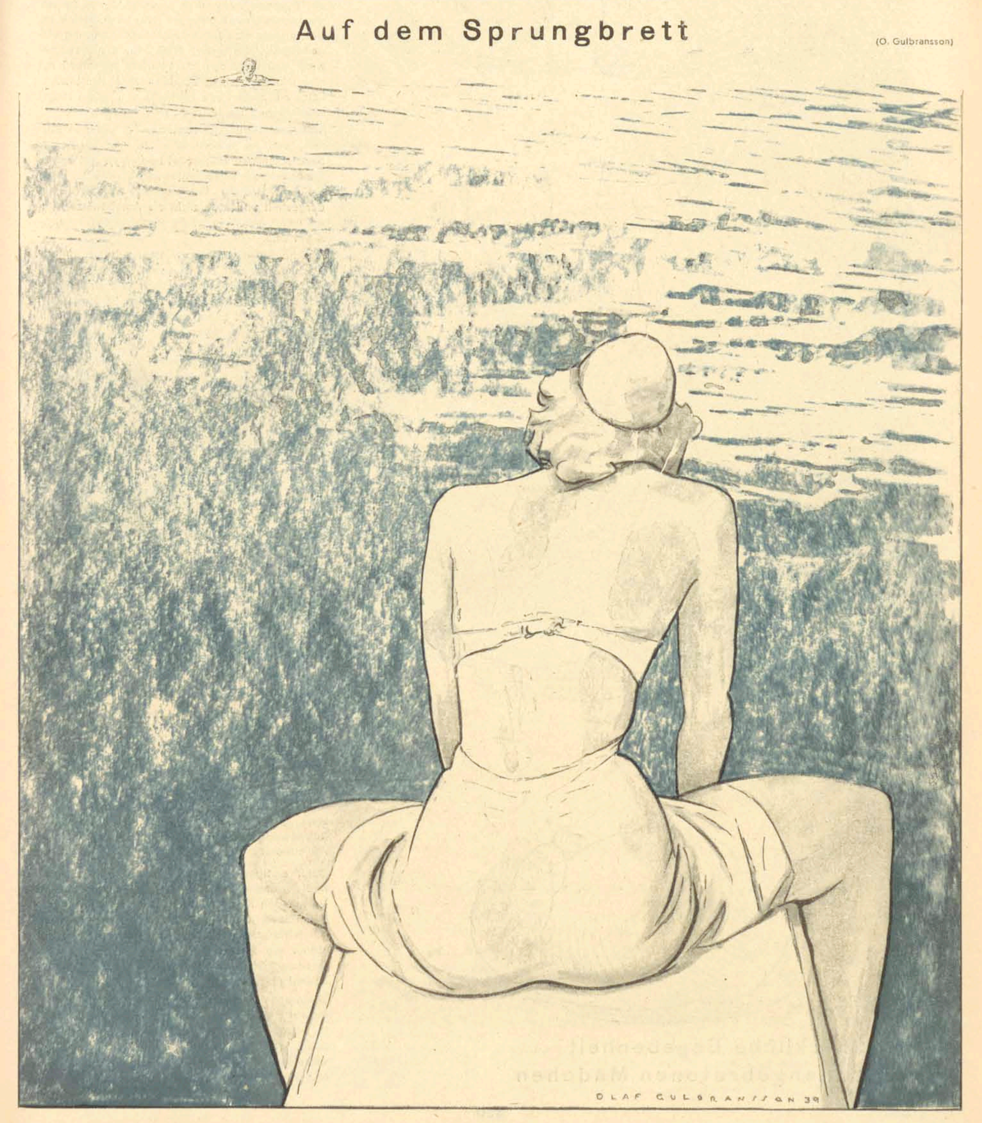
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

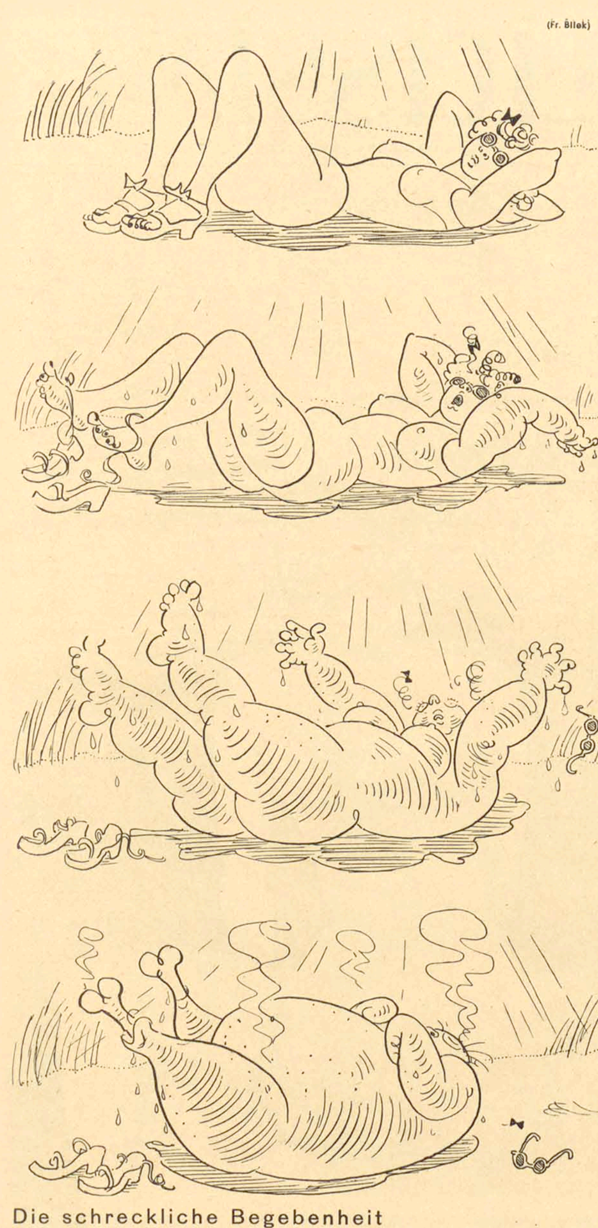
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Auf dem Sprungbrett

(O. Gulbransson)



„Komisch, daß so'n Generaldirektor im Wasser ganz wie ein gewöhnlicher Mensch aussieht!"



Die schreckliche Begebenheit vom sonnengebratenen Mädchen

Ältere Denkmalskunde

Von Walter Foitzick

Es ist zwar nicht so beabsichtigt, aber die Erfahrung lehrt, daß Denkmäler mehr von den Fremden beachtet werden als von den Einheimischen. Für den Einheimischen ist so ein Denkmal ein Treffpunkt, halt irgend was, was irgendwo steht. Nur die Fremden fühlen sich verpflichtet, zu fragen, wer der bronzene Herr auf dem Granitsockel ist. Häufig steht eine kurze Gebrauchsanweisung eingemeißelt, aber der erfahrene Stadtbesucher weiß, daß wenn nur ein Vorname, eventuell mit einer Nummer, draufsteht, hier von einem Landesvater die kurze Rede ist, meist von einem längst verstorbenen Landesvater.

Manchmal reiten die Herren auf bronzenen Rössern, weil sie sich zu ihrer Zeit der Pferde als praktischstes Verkehrsmittel bedienten und weil es immer etwas Imponierendes hat, wenn einer oben auf dem Pferd sitzt. Als Radfahrer werden sie nie dargestellt und auch nicht als Autobenützer, obwohl Rad und Auto häufig verwendete Verkehrsmittel sind.

Manche Reiter schwingen während des Reitens einen Degen und zeigen damit an, daß sie entweder aus der Barockzeit stammen oder südamerikanische Generale sind. Häufig ist dasjenige, was sie erobert haben, schon längst wieder verloren gegangen, aber in Bronze sprengen sie noch immer vorwärts. Man sieht sie überall in der Welt, in Amerika sowohl wie in Afrika und in Australien, und unter südlicher Sonne werden Roß und Reiter immer temperamentvoller, bis sich das Roß so hoch aufbäumt, daß ein bronzener Baumstamm den Pferdebauch stützen muß.

Solche Denkmäler befinden sich immer auf hervorragenden Plätzen der Städte. Weiter abseits sieht man Herren auf Sockeln stehen, die nichts weiter tun als stehen. Was soll man schließlich auch in einem bronzenen Gehrock anderes tun? Wenn der Kenner so ein Denkmal sieht, dann weiß er ziemlich genau, daß es sich hier um einen treuen Minister oder Staatsmann oder um einen handelt, der sehr gute Gesetze hinterlassen hat. Und wenn man's wirklich nicht genau weiß, kann man es an dem Buch erkennen, das an dem Herrn irgendwo symbolisch angebracht ist.

Für Denkmäler eignet sich die bürgerliche Kleidung schlecht, und so ein Herr sieht nach einiger Zeit immer recht altmodisch angezogen aus. Da kommt dann das antike Kostüm zu Hilfe, wissen Sie, antik so mit Faltenwurf wie bei einem Lodencape.

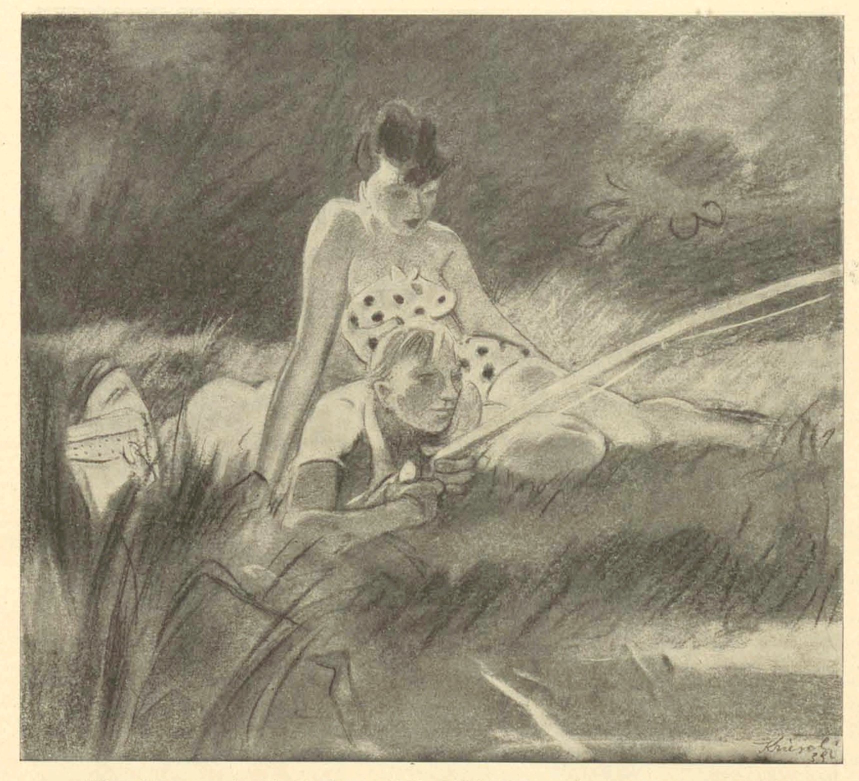
Aber jetzt zu den Dichtern! Nur die ganz großen Dichter einer Nation werden im allgemeinen bis unten hin nachgebildet, die meisten müssen sich ohne Unterkörper behelfen. Hier ist der Kopf alles und man gab ihnen noch ein Stückchen sattelartige Schulterpartie mit, die auf einer gedrehten stark gewulsteten Säule schwebt. Ganz klar, Rumpf und Gliedmaßen sind bei der Poesie doch nur störend.

Dafür endigen diese Dichter unten in Blumenbeeten, und die rührige Stadtgärtnerei versieht sie mit den Kindern Florens der Saison, im Frühjahr Tulpen, im Herbst Astern. Auf den Bänken in der Nähe aber sitzen die Kinderwärterinnen und lehren die Kleinen die ersten Grundlagen der Gesittung. So ist es in Boston, so in Singapur, wie überall rings um den Erdball.

Wenn aber ein Fremder kommt und fragt die Kinderwärterinnen, wer der Herr ohne Unterleib ist, so wissen sie es nicht. Und das ist auch gar nicht nötig, denn es steht in jedem Reisehandbuch verzeichnet, weil er eine Sehenswürdigkeit ist und den großen Sohn der Stadt darstellt.

Geduld

(R. Kriesch)



„Wenn Du nur auch mal mit mir so viel Geduld hättest wie mit dem blöden Fischen!"
„Kunststück, es ist halt ein Unterschied, ob man angelt oder geangelt wird!"

DER ALLERNEUESTE

Von Hans Karl Breslauer

Gladys steht vor dem Spiegel des Ankleideraumes, wirft ihrem Spiegelbild einen zufrieden bewundernden Blick zu und spannt die hauchdünnen Strümpfe glatt, die mattschimmernd ihre schlanken Beine umhüllen.
„Darf ich, Schatz?" steckt Ralph den Kopf zur Tür herein. „Oder störe ich dich?"
„Ralph —"
„Liebling!" „Traumelfchen!" „Einziger!"
„Du Riese! ... Ich fürchte mich vor dir!"
„Blümchen, kleines Blümchen!"
„Mein großer, lustiger Riesenteddybär!"
„Und wirst du mich auch immer lieben, kleine Gladys?"
„Ewig!" schließt Gladys die Augen und reicht ihm die halbgeöffnete Blüte ihrer Lippen.
„Wie ich dich liebe!"
„Ich hab — ja — nie gewußt, was Liebe ist!" löst sie sich aus seinen Armen. „Ach — du Böser — du bist noch im Smoking!?"
„Sofort bin ich fertig, Schatz!"
„Dann beeile dich, großer Schlingel ... Ich erwarte dich in der Halle!"
Strahlend, wie die aufgehende Sonne an einem Maienmorgen, kommt Gladys in die Hotelhalle.
„Gladys! Du hier!" ruft eine junge Dame überrascht. „Bist du es wirklich, Gladys?"
„Mabel!" freut sich Gladys. „Nein — ist das ein Zufall!"
„Was machst du in Paris, Gladys?"
„Hochzeitsreise, Mabel!" strahlt Gladys vor Glück. „Wir sind gestern angekommen!"
„Hochzeitsreise?" wiederholt Mabel verdutzt. „Ja — ja — aber wieso denn, du bist doch schon zum —"
„Diesmal ist es der Richtige!" schwärmt Gladys. „Bisher war alles nur eine einzige große Enttäuschung! ... Wenn du wüßtest, wie süß er ist! ... Er ist stark wie ein Riese! Wie eine Puppe trägt er mich auf den Armen ... Und wenn er mich küßt! Oh, er versteht es zu küssen, Mabel!"
„Ich gratuliere, Gladys ..."
„Mabel, du weißt ja nicht, was Liebe ist! ... Diese große, wahre, wirkliche Liebe ... Ich könnte nicht mehr leben ohne ihn ... Ach, dieses Glück ... Wir zwei sind eines ... Er ist mein Mann, mein einziger, geliebter Mann! Alle anderen waren Schatten ... Alles das, was vorher gewesen ist, ist jetzt ein Nichts ... Eine buntschillernde, geplatzte Seifenblase ..."
„Du Glückliche ... Und wie lange bleibt ihr in Paris?"
„Nur wenige Tage, dann fahren wir nach Rom!"
„Wie reizend, Gladys, wir werden uns in Rom sehen ... Ich komme ebenfalls nach Rom!"
„Das ist nett, Mabel!"
„Und wo steigt ihr ab, Gladys?"
„Mabel — da kommt er ... Siehst du ihn — dort steht er auf der Treppe —"
„Gladys — jetzt verstehe ich dein Glück!"
„Leb wohl, Mabel, auf Wiedersehen in Rom ... Schreibe mir, wann du ankommst, wir wohnen im Hotel Esperia —"
„Halt, Gladys — dein Name — wie heißt du jetzt?"
„Ach so — natürlich — komm — komm —"
Und Gladys eilt mit der Freundin zur Portierloge.
„Ach bitte", sagt sie zu dem Portier und zeigt auf Ralph, der sich suchend in der Halle umsieht, „bitte, sagen Sie mir rasch, wie heißt der Herr, der dort unter der Palme steht?"

Die gute Freundin

(K. Heiligenstaedt)



„Gerade jetzt, wo ich den netten Doktor kennengelernt habe, will Mama abreisen."
„Tröste Dich, ich werde die Freundschaft in Deinem Sinne fortführen."

TREULOSES MÄDCHEN

VON HANS BETHGE

Wie reizend ist der Garten. Ein Bauerngarten, bunt, lodernd in der Sommersonne, Farben von schwellender Üppigkeit, — dabei ein so einfacher Garten, von natürlicher ländlicher Schönheit. Da ist Mohn in allen Farben, weißer, roter, gelber, orangefarbener, wild wuchernd, immer mit keckem Lachen, lila Levkojen, Rittersporn von unerhörtem Blau, die entzückenden „Tränenden Herzen" in Rosa und Weiß, zu lieblich, als daß man den Ernst der Tränen glauben könnte.
Dann Malven, ein ganzer Wald, dicke, seidig leuchtende Blüten, die einen weiß mit einem grünlichen Anhauch, andere champagnerfarben, andere rosa wie die duftigen Sommerkleider junger Mädchen, andere von einem dunklen, satten, schweren, tragischen Rot, — rot wie das Blut, das aus — Irenes Schulter rann.
In meinem geliebten Sommergarten strecke ich mich aus, auf einem gepolsterten Liegestuhl, ich lasse die Augen trunken über das beseligende Bunt der Blumen streifen, paffe die dünnen Wolken einer Zigarette vor mich hin und sehe den Rauch in feine Linien sich auflösen gegen das märchenhafte Blau des sommerlichen Himmels, — und ich suche zu vergessen.
Ich suche Irene zu vergessen. Wie spreche ich nur von ihr? Sie war eine Schauspielerin — „war" sage ich, obwohl sie noch lebt, durch meine Gnade, und abends über die Bühne schreitet —, aber für mich ist sie nicht mehr da, für mich ist sie ausgelöscht auf immer, ich will sie zu vergessen suchen, sie hat mich genug gequält.
Sie war nicht schön, nur ihre schlanke, edle Nase war schön zu nennen, und hinreißend war ihr Hals, weiß, anzufassen wie kühler Sammet und von einem bezaubernden Rhythmus.
Es war nicht Zufall, daß sie mich so oft an rassige Tiere erinnerte, — sie war ein animalisches, ganz triebhaftes Geschöpf, innerlich sehr einfach, aber ganz naturhaft gestaltet und völlig unfähig, sich über ihre Natur zu erheben. —
Wir lernten uns zur Teestunde bei einem gemeinsamen Bekannten kennen, sie hatte ein dunkelgrünes Seidenkleid an und eine rosa Rose auf der Brust. Sie plauderte voll Anmut und hatte ein silbernes Vogellachen, sie hockte in einem himmelblauen Polstersessel, den schlanken Arm über der Lehne, und rauchte Zigaretten aus einer Meerschaumspitze.
Krauses, volles Haar von einem schimmernden Kastanienbraun wirbelte ihr um Schläfen und Stirn. Ich sprach mit ihr über die Nordsee, an der ich gerade einige Wochen zugebracht hatte, sie wurde stiller und lachte nicht mehr, der Glanz ihrer Augen vertiefte sich.
Nachher schlenderten wir durch die Stadt, es war ein goldiger Herbsttag, dann durch den riesigen Stadtpark, wo die Astern buntglänzend in den Beeten standen. Wir ließen uns auf einer Bank hin, ich nahm ihre Hand und fühlte, wie sie erzitterte. Wir wandelten weiter hinaus in den Wald, die Abendsonne lag auf einem See, in der Luft schrien wilde Enten. Wir standen unter einer großen, gelben, wispernden Birke und sahen auf den leuchtenden See hinaus, sie hielt den Hut am Arme und schwieg. Ich fuhr ihr über das dichte, kastanienbraune Haar, und sie lehnte sich an mich, selbstverständlich und warm, mit schnellerem Atem. Dann umarmte sie mich, in einem untergründigen Empfinden, daß ich erschrak.
Es war als wollte sich eine Schlange um mich winden, es war als ströme die mächtig flutende Melodie ihres Blutes gewaltsam in mich über.
Nach der Vorstellung holte ich sie häufig vom Theater ab. Wir gingen dann in eine kleine Weinwirtschaft und aßen etwas. Meist war sie müde nach der Vorstellung, ihre Sprache und Mienen waren lässig, aber wenn sie dann ihre Hand voll auf meine legte, straffte sich ihr ganzes Wesen, und in ihre Augen kam ein sonderbares phosphorisches Glänzen.
Nachmittags gingen wir, sooft sie Zeit hatte, in die Wälder. Am liebsten sah ich sie in der Natur, sie wandelte wie ein Reh unter den Bäumen.
Von ihrer Liebe sprach sie nie. Ich erkannte sie nur an ihren Gebärden, an ihren Liebkosungen, die von elementarem Aufklang waren, an ihren Augen und Händen.
Ich hatte das Gefühl, daß sie mich liebte, wenn ich um sie war, daß diese Empfindung aber erlahmte, sobald sie mich nicht mehr sah, sobald ihr Blut nicht mehr im Bannkreise des meinigen rann. Dieses Bewußtsein quälte mich mehr und mehr, ich fing an eifersüchtig zu werden, ohne zu wissen auf wen, dabei fühlte ich, daß mein Herz immer stärker verstrickt wurde in Leidenschaft zu ihr.

*

Eines Nachmittags sah ich sie in der Stadt, an der Seite eines jungen Menschen, offenbar eines Schauspielers. Sie bemerkte mich nicht.
Mein Herz erbebte, als ich sie sah; mir schien, daß ein Glanz des Glückes auf ihren Mienen lag, während sie zu ihm sprach, und auch die Haltung ihres Körpers redete von Glück. In einem faden Empfinden schritt ich weiter, meine Zunge schmeckte Bitteres, mir war, als habe mich ein Schlag dumpf vor die Stirn getroffen.
Am Abend hatte sie keine Vorstellung, sie kam zu mir, wie wir verabredet hatten. Ihre Stimme war heiter; sie brachte mir ein paar weiße Rosen mit, die sie geschäftig in eine Vase aus dunkelblauem Glase stellte.
Ich selbst war niedergedrückt, aber ich suchte meine Stimmung zu verbergen. Freilich fühlte ihr Instinkt sehr bald, daß etwas in mir nicht in Ordnung war.
„Was ist dir?" fragte sie.
„Nichts", entgegnete ich, „— höchstens, daß ich dich heute nachmittag in der Stadt mit einem deiner Kollegen sah. Du sahst so glücklich aus. Liebst du ihn?"
Sie lächelte ruhig und schüttelte ihr kastanienbraunes Haar.
„Nur dich", sagte sie, nahm meinen Kopf in beide Hände, drückte sich an mich wie eine Welle des Meeres und sah mich an, — aber in ihren Augen stand es wie eine Frage.
Ich suchte meine Bedenken mit Gewalt zu verjagen.
Aber als ich wieder allein war, quälte ich mich von neuem. Ich fühlte wohl, daß sie mich liebte, wenn sie an meiner Seite war, aber ich fühlte auch, daß sie von Treue nichts wußte.

*

Eines Tages schickte sie mir ein paar eilige Zeilen, ich möchte sie am Abend nicht vom Theater abholen, ihre Mutter sei gekommen. Sofort stieg der Argwohn heiß in mir empor.
Ich ging zum Theater und verbarg mich dem Ausgang gegenüber in der dunklen Tür eines Hauses. Nach einer Weile kam sie, sah sich um, etwas scheu, bemerkte mich nicht und schritt die Straße hinunter. Ich folgte ihr auf der anderen Seite. An der Ecke stand ein Mensch, der sie erwartete, sie legte ihren Arm in den seinen und beugte sich liebevoll zu ihm hinüber. So schritten sie fort, wie eine blühende Ranke hing sie an seinem Arm.
Ich kannte diese Bewegungen wohl, — so hängt sie auch an meinem Arm, dachte ich, mit demselben reizenden Geplauder.
Ein elendes Geschöpf, sagte ich mir, treulos und ohne Halt. Warum schließe ich nicht die Tür vor ihr zu, warum lache ich nicht über sie, warum streiche ich sie nicht aus meinem Dasein? Oho, noch sind wir nicht zu Ende, liebe Freundin, dachte ich, du wirst mich noch kennenlernen!
Am nächsten Nachmittag kam sie zu mir, sie brachte wieder Blumen. Sie fuhr mir mit wilden Bewegungen durchs Haar, wie sie es liebte, dann sagte sie:
„Du bist so ernst."
„Ist deine Mutter fort?" fragte ich sie. Sie nickte.
„Es war gar nicht deine Mutter, es war ein Freund, den du erwartetest, ich habe euch gesehen."
„Du hast recht", sagte sie ohne jede Verwirrung, „ich konnte ihm nicht absagen, — ein alter Bekannter, er ist mir gleichgültig, glaube mir."
Ich lächelte.
„Ich glaube dir nichts mehr, Irene. Aber sieh dich vor, rate ich dir, sonst passiert etwas. Ich könnte eines Tages meinen Revolver nehmen und dich erschießen."
„O du!" stieß sie aus und hing sich an mich, mit glühenden Augen und einer Bewegung des Überschwangs, wie eine Katze. Der Ausdruck reinen Glücks schwebte in ihren Zügen, sie war voll Hingabe wie in ihren besten Stunden; das Bewußtsein, daß ich fähig war, sie aus Liebe zu erschießen, beseligte sie.

*

Bald darauf wurde ich krank. Es war ein Rückfall der Malaria, die ich mir einst im Orient zugezogen hatte. Ich lag fiebernd im Bett und fühlte mich jammervoll. Nach Wochen wurde mein Zustand besser, ich konnte im Lehnstuhl sitzen und etwas lesen. Mich quälte der Gedanke, was für geheime Wege Irene in den verflossenen Wochen gegangen sei.
Eines Abends fühlte ich mich unvermutet so wohl, daß ich beschloß, auszugehen und sie nach der Vorstellung zu beobachten. Sie kam heraus, leichtfüßig wie eine Hindin, draußen wartete ein langer, schmaler Mensch, er hing sich in ihren Arm und sie wanderten beschwingt dahin, wie in einer Aureole des Glückes.
Am folgenden Abend ging ich wieder aus, ich suchte mir eine Bank am Rande der Anlagen, wo sie vorüberkommen mußten. Hier saß ich, dicht in einen dunklen Mantel gemummt, und wartete. Endlich kamen sie, langsam schlendernd, Arm in Arm. Er schien ganz jung und rosig zu sein. Ich unterschied ihr Gespräch.
„Wer war der Offizier, mit dem du gestern gingest?", fragte er.
„Der Bekannte einer Freundin, ich kenne ihn nur flüchtig."
„Du sahst ihn so seltsam an, liebst du ihn etwa?"
„Mein einziger Fritz", sprach sie in zärtlichem Tone und schmiegte sich an ihn, „was sagst du da?"
Ich lachte in mich hinein. Dann erhob ich mich, bebend, noch etwas vom Fieber in den Adern, ging ein paar Schritte hinter den beiden her und schoß meine Pistole auf Irene ab.
Sie tat einen kleinen Aufschrei, dann sank sie hin; ich trat herzu und erkannte, daß dunkelrotes Blut aus ihrer Schulter rann.
Ihr Freund war aufs höchste erregt, er fuchtelte mit den Armen, ich weiß nicht mehr, was er alles sprach und schrie. Ich nahm mein Taschentuch und band es fest um Irenes Schulter.
Menschen sammelten sich um uns her. Ich winkte

Der Wandspruch

Von Ratatöskr

„Schau' in dich und schau' um dich!"
— Aus Perlen, auf Stramin,
fand diesen Spruch und summt' ich
daheim voll Kindersinn.

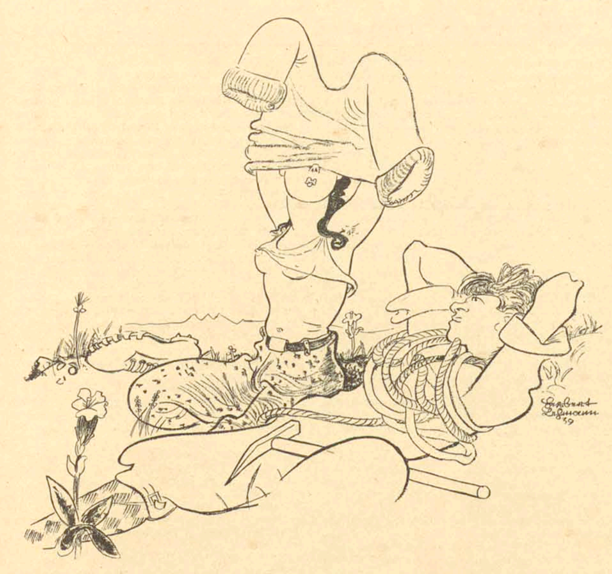
Hab' später viel gesehen,
in mir und rundherum.
Oft konnt' ich's nicht verstehen
und frug umsonst: warum?

Ich mußte manches schlucken
mit bänglichem Gesicht.
Die Kunst, mich brav zu ducken,
die lernt' ich leider nicht.

Erst schimpft' ich, dann verstummt' ich
und wehrte mich der Haut.
„Schau' in dich und hau' um dich!"
heißt's jetzt — bis zum knock out.

Bergrast

(H. Lehmann)



„Komisch, was ihr Mädel so alles auszieht, wenn ihr euch was anzieht!"

einer Droschke, die vorüberfuhr, und hob die Bewußtlose hinein. Der andere setzte sich zu uns, so fuhren wir drei Irenes Wohnung zu.
Unterwegs erwachte sie. Sie erkannte uns beide voll Verwunderung.
„Was ist geschehen?", fragte sie.
„Ich habe dich in die Schulter geschossen", sagte ich, „es war meine Absicht, dich zu töten."
Ein seliges Lächeln ging über ihre Züge; sie griff nach meiner Hand, küßte sie und drückte sie auf ihr Herz; dann fiel sie wieder in Ohnmacht.
Nachher trugen wir sie in ihre Wohnung empor und legten sie auf den Diwan. Ich lief zu einem Arzt, unterrichtete ihn, er nahm sein Verbandzeug und kam mit mir. Seine Untersuchung ergab, daß es nur eine Fleischwunde war, nicht gerade gefährlich, aber doch auch nicht harmlos, denn sie hatte viel Blut verloren.
Am nächsten Tage ging ich zu ihr und brachte ihr Rosen. Es stand schon ein anderer Rosenstrauß an ihrem Bett. Sie hatte etwas Fieber und sah mich mit demütigen Augen an, wie ein geschlagenes Kind. Ich sagte zu ihr, daß ich heute das letztemal zu ihr käme, ich würde verreisen, um sie zu vergessen.
„Verzeih' bitte, was ich getan habe", sagte ich, „es war unbesonnen und schlecht. Ich war verwirrt, die Krankheit ist noch in mir. Heute danke ich Gott, daß ich dich nicht ins Herz getroffen habe, — gestern abend wünschte ich dich zu töten. Lebe wohl!"
Gestern nachmittag geschah etwas. Während ich daliege, ein Buch in der Hand, und auf das leise Wehen des Sommerwindes lausche, der die zarten Köpfe der Blumen neigt, öffnet sich plötzlich die Gartenpforte, und Irene tritt ein. Erst meinte ich, es sei eine Vision, aber bald merkte ich, daß sie es wirklich war.
Ich sprang auf. Wortlos trat sie auf mich zu, wortlos fiel sie nieder, umschlang meine Knie und preßte mich an sich, schweigend, wie wahnsinnig.
„Irene", sagte ich, „laß mich doch los, — warum bist du hierhergekommen, wo ich Ruhe suche. Ich habe es nötig, allein zu sein."
„Ich liebe dich", sagte sie, „ich kann dich nicht vergessen."
„Steh auf", sprach ich, „es muß alles zwischen uns vorüber sein. Es ist zu meinem und deinem Heil, glaube mir. Käme ich zu dir zurück, — ich erschösse dich am Ende wirklich."
„Tu es", sagte sie und sah mit rührenden, seligen Augen zu mir empor.
„Nein", entgegnete ich mit harter Stimme, „ich liebe dich nicht mehr. Es ist alles vorbei."
Nun legte sie ihr Haupt an meine Knie und weinte. Ich neigte mich, faßte sie an den Armen und hob sie auf. Dabei merkte ich, daß ihr linker Arm ein wenig zuckte.
„Wie geht es deinem Arm?" fragte ich, „ist die Wunde gut geheilt?"
„O ja", entgegnete sie und lächelte, „— aber der Arm bleibt etwas matt. Das ist ganz gut, so habe ich eine Erinnerung an dich."
„Komm", sagte ich, „wir wollen ein Stück gehen."
Wir verließen den Garten und wanderten durch das Dorf. Ich sah nach der Uhr.
„In einer Stunde fährt dein Zug", sagte ich, „du mußt noch heute in die Stadt zurück."
Sie sah mich trostlos an, und ihre Augen verdunkelten sich. Sie suchte meine Hand zu fassen, ich entzog sie ihr. Wir schritten noch eine Weile durch die Felder, dann lenkte ich dem Bahnhof zu. Sie ging etwas geneigt, müde, als trage sie eine schwere, unsichtbare Bürde auf den Schultern.

*

Nun bin ich wieder allein mit meinen Blumen, und Irene wandelt des Abends im Rampenlicht über die Bühne, schlank wie eine Gazelle, und der linke Arm hängt etwas matt an ihr herab.
Ich fühle, daß ich es nötig habe, noch lange unter euch zu weilen, holde sommerliche Blüten. Es war eine Lüge, wenn ich zu Irene sagte, daß alles vorüber sei. Aber ich vertraue auf euch, Mohn, Malven und Rittersporn, und auf die gütige, alles heilende Zeit, und so will ich geduldig warten, bis das Vergessen kommt, nach dem meine müden Augen verlangen.

Hotelzimmer mieten

Es gibt ein Spiel, das die Kinder spielen, das heißt: Zimmerchen vermieten. Ein sehr unterhaltsames und lustiges Spiel.
An das mußte ich immer denken, wenn wir beide, Frank und ich, in französischen Städten umhergingen und versuchten, ein Zimmer für die Nacht zu mieten.
Ein kleines Zimmer in einem großen Hotel. Oder auch ein großes Zimmer in einem kleinen Hotel. Oder zwei kleine Zimmer in zwei großen Hotels. Beziehungsweise umgekehrt. Je nach Umständen. Oder auch ein großes und ein kleines Zimmer in ein und demselben Hotel. Das letztere war meistens der Fall.
Jedenfalls haben wir alles ausprobiert und nichts unversucht gelassen. Und jedesmal war es sehr lustig. Manchmal kamen wir sogar zu einem befriedigenden Ergebnis.
„Ah, bonjour monsieur!"
So beginnt meist, ein wenig stereotyp, die schwere Verhandlung.
Ich trete vor. „Une chambre à deux lits, s'il vous plaît."
„Bedaure, monsieur, l'hôtel est complet."
das andere zu 35 francs.
Auch Frank sagt höflich „au revoir, monsieur". Wir gehen.
„Bonjour, monsieur, deux chambres à un lit."
„Bien, monsieur, a votre service."
Frank wird lebendig: „Du hör mal!"
„Na?"
„Nimm für mich ein Zimmer nach hinten."
„Quel est le prix, monsieur?"
„20 francs."
„Entendu! Un moment", fahre ich fort, „das eine Zimmer in besonders ruhiger Lage."
„Sehr wohl, mein Herr, ich habe auch ein ganz besonders ruhiges Zimmer."
„Gut!"
„Der Preis beträgt 25 francs."
„25 francs", sage ich zu Frank. „Einverstanden, du?"
„Ja!" sagt er, „aber liegt das Zimmer auch nach hinten?"
„Liegt das Zimmer nach hinten, mein Herr?"
„Sehr wohl, mein Herr, Sie können auch ein Zimmer nach hinten haben. Ein sehr ruhiges, schönes großes Zimmer nach hinten. Sehr ruhig. Die Fenster gehen auf den Hof. Es kostet 30 francs."
„30 francs, hörst du?"
„Ich höre. Aber um Gottes willen nicht gerade über der Küche. Diese Gerüche und das Tellerklappern!"
„Das Zimmer darf nicht gerade über der Küche liegen, mein Herr."
„Sehr wohl, mein Herr. Einen Augenblick." Der Portier sieht auf einer Tafel nach. Nummer 31 ist frei. Ein großes, schönes Zimmer, nicht über der Küche."
„Und der Preis?" Ich bin mißtrauisch geworden.
„Der Preis. Einen Augenblick, bitte. Der Preis ... Eine Kleinigkeit teurer: 35 francs."
„Gut!" sagt Frank. „Gut", sage ich, „wir nehmen die beiden Zimmer. Lassen Sie, bitte, unser Gepäck holen. Hier sind die Scheine."
Wir nehmen die beiden Zimmer, das eine für 20, das andere zu 35 francs.
Franks Zimmer zu 35 francs liegt nach hinten hinaus, nicht auf die Straße. Es ist sehr ruhig, geräumig, hat alles, was man von einem Zimmer in einem gut eingerichteten und wohlanständigen Hotel erwarten kann.
Das andere auch.
Beide liegen keineswegs über der Küche. Denn die Küchenfenster gehen zur Straße.
Das eine Zimmer kostet 20 francs, das andere 35 francs.
„Ich verstehe gar nicht", sagt Frank, „wie du das fertigbringst, immer das bessere Zimmer zu erwischen."
„Und für einen billigeren Preis!" setze ich bedauernd hinzu.

Jörg Rehoff

Der ehrenwerte Herr Bouvier

Von Guido K. Brand

Herr Jean Bouvier und seine Frau Marcelle galten nicht nur in dem Städtchen und der Umgebung als ein glückliches Paar, nein, sie waren es auch. Es sprachen seltsame Umstände dafür: sie waren fast gleichaltrig, er war im Stier geboren, sie in der Jungfrau, die fast fünfundzwanzig Jahre dauernde Ehe hatte sie einander ähnlich gemacht, und die Geschichte der Menschheit hätte ein neues Paar Philemon und Baucis erlebt, das die alten Griechen vielleicht auch nur erfunden haben, um außer in der Kunst und der Philosophie auch in dieser Hinsicht, auf dem Gebiet des „Lebens zu zweien", vorbildlich zu sein, wenn Jean Bouvier nicht vorzeitig gestorben wäre.

Er hatte sich fürsorglich, um möglichst lange in dem Genuß einer Rente zu sein, früh pensionieren lassen, war dann von Paris, wo er einem kleineren Postamt vorstand, in die Provinz gezogen und hätte sich das Geld wie die anderen ebenfalls an der Poststelle des Städtchens abholen können. Aber man versteht vielleicht die kleine verzeihliche Schwäche, daß ein ehemaliger Postamtsvorstand aus Paris sich nicht am Schalter anstellt wie die anderen sterblichen Menschen, die er selbst so oft unendlich lange hatte warten lassen, sondern daß er zweimal im Monat, am 1. und 15., nach Paris fuhr und sich dort das Geld persönlich abholte. Er brauchte da nur in dem großen Raum aufzutauchen, wo ihn jeder kannte, wurde hintenherum in das Büro geführt, wo das Geld schon abgezählt bereitlag, versah die Quittung mit seinem Namen und hätte nun wieder zurückfahren können. Aber obgleich er nur zweieinhalb Stunden Bahnfahrt hatte, also sehr gut die Reise in einem Tag hätte erledigen können, blieb er zwei Tage weg.

„Du verstehst das nicht, meine liebe Marcelle", hatte er es ihr zu erklären versucht. „Wenn ich hinkomme, so werden meine Akten erst aus den Tausenden von Rentenempfängern herausgesucht, dann wird das Geld angewiesen, und am nächsten Tag kann ich es abholen. Würde ich es zum Beispiel nicht selbst tun, so würde am 1. der gleiche Vorgang sein, am 2. würde es weitergeleitet, am 3. würde es alphabetisch sortiert, am 4. würde es angewiesen und erst am 5. kämen wir in den Besitz des Geldes!" Also sprach Herr Bouvier und fügte zur Beteuerung hinzu, daß er doch dem Staat die Zinsen für die drei Tage nicht schenken werde! Das war einleuchtend und Frau Marcelle glaubte ihm, und so blieb das Glück jahrelang heiter und ungetrübt.

Der ehrenwerte Herr Bouvier hatte außer dieser vielleicht etwas seltsam anmutenden Reiselust nach Paris nur zwei Leidenschaften, die er aber ebenfalls mit vielen Franzosen teilte: er liebte Kakteen und spielte in der Lotterie, um einmal eine Million Francs zu gewinnen. Man muß einmal die Rue de Rivoli, in der sein Haus stand, hinuntergegangen sein, um seine Liebe zu Kakteen zu verstehen. Die Sorgfalt, mit der er teils gewöhnliche, teils ungewöhnliche Kakteen betreute, hatte er noch von den Briefmarken her, die gleichfalls sorgsam gepflegt werden wollen, wenn abends keine fehlen soll. So gab es in seiner Sammlung ein paar langweilige und lustlose Gewächse, wieder andere waren fröhliche Springinsfeld, weil sie auf allen Seiten hinaus neue Triebe ansetzten, ein Greisenhaar nannte er zum Beispiel „Der Präsident", wobei er weniger an das Staatsoberhaupt dachte, sondern an seinen Vorgesetzten in Paris, eine Euphorbie, die an ihren Spitzen rote Stacheln blühen ließ, verglich er mit dem Vorsitzenden der Volksfrontpartei, eine üppige Hauswurzart nannte er „Madame Tabouis"... man ersieht daraus, daß Herr Bouvier nicht nur Phantasie, sondern auch Humor hatte.

Da er sonst nichts zu tun hatte, konnte er es sich leisten. Seine Frau Marcelle verstand nicht viel von dieser fremdartigen Pflanzenwelt, ihr lagen naturgemäß die Kohlarten und die Karotten näher. Trotzdem hörte sie ihm aufmerksam zu, weil sie mit ihm auf die Million in der Lotterie hoffte.

Sonstige von dem Durchschnittsfranzosen abweichende Eigenschaften hatte Herr Bouvier nicht. Er mißtraute den Engländern, hatte Angst vor dem Bündnis mit den Bolschewisten — er war einer der wenigen vor Jahren, die bei einem Postbeamtenstreik nicht mitmachten — und wußte über Deutschland auch nicht besser Bescheid als man im Quai d'Orsay zu wissen vorgab. Warum sollte er auch, er machte ja nicht in Politik, was seinem Lebensabend eine viel größere Beschaulichkeit gab als dem Ministerpräsidenten, der fast so alt war wie Herr Bouvier.

Es blieb also nur die große Leidenschaft des Lotteriespiels, das etwas Geheimnisvolles hatte, weil man bei jeder Ziehung dabeisein konnte, es aber meistens nicht war. Eine Million Francs sind kein Pappenstiel, und um derentwillen konnte man schon ein paar Francs wagen und sich der Hoffnung hingeben, daß man sie einmal gewann. Daß er diesen erregenden Zustand mit Hundertausenden von anderen Mitbürgern teilte, kümmerte ihn wenig, auch daß er sich wie diese in wundersame Pläne verspann, was er mit dem vielen Geld anfangen würde, unterschied ihn nicht von seinen Zeitgenossen.

Er würde große Reisen machen und all die Länder besuchen, deren Briefmarken er einst als Postbeamter auf den Liebes- und Geschäftsbriefen kennengelernt hatte. Vielleicht könnte man sich einen Chauffeur und Wagen leisten und würde dauernd im Lande herumfahren, damit die lieben Verwandten, die ihn dann bestimmt anbetteln würden, seine Spur verlören.

Herr Bouvier war, wie man sieht, kein Ausnahmemensch. Und um das Bild zu vervollständigen, sei noch gesagt, daß er von mittlerer Statur war, noch volles Haupthaar trug, einen dichten schwarzen Schnurrbart sein eigen nannte, einen beschwingten Gang hatte, der davon herrührte, daß er als Junge immer sehr weit in die Schule über Land zu gehen hatte, seine Augen blickten — seitdem er nicht mehr hinter einem Gitter auf dem Postamt saß — heiter und zufrieden.

Aber trotzdem starb er unerwartet. Frau Marcelle merkte nichts davon, denn er entschlief wirklich sanft. Sie war untröstlich, obgleich die Rente weiterlief. Aber wer sollte jetzt die Kakteen pflegen, von denen sie keine Ahnung hatte? Wer sollte ihr die Zeitung am Abend vorlesen, von der sie auch nicht viel verstand? Ihr blieb nur der Trost, daß sie von dem ganzen

Städtchen bedauert wurde und daß der Geistliche nicht nur trostreiche, sondern auch schöne Worte fand, daß er sie allen, Herrn und Frau Bouvier als beispielhaftes Ehepaar hinstellte, das zwar keinen Kindersegen hatte, aber trotzdem in fast unvorstellbarem Glück lebte.
Am Arm des Bürgermeisters kehrte sie in das leere Häuschen zurück, in die Einsamkeit, die nun drohte. Aber schon in den nächsten Tagen kam wieder Leben in sie: die große Ziehung der Lotterie fand statt. Marcelle wußte die Nummer auswendig... 275388... darüber vergaß sie fast die Trauer und den Schmerz. Es war bestimmt nicht abwegig... denn eine Million zu gewinnen ist ja nicht so, als wenn man nur auf den Markt geht. Doch fiel ihr plötzlich ein, nach dem Los zu suchen... sie fand es nicht. Nur in dem Notizbuch ihres Mannes war die Nummer fein säuberlich hingemalt... 275388...
Und nun kam das Schicksal mit seinem bekannten Arm.
Die Ziehung fand statt und Herrn Bouviers Los hatte die Million gewonnen. Oh, daß er das nicht mehr erleben konnte! Konnte das Schicksal wirklich so grausam sein? Sollte er sich des Reichtums nicht erfreut haben dürfen? Am Abend stand es in der Zeitung und auch der Rundfunk kündigte die glückliche Losnummer an.
Aber Frau Marcelle war todunglücklich. Wo war das Originallos? Sie kehrte das Haus zu unterst und oberst, es war nirgends zu finden. Aber so etwas gab es doch nicht!
Mit dem bekannten Spruch: „Das Haus verliert doch nichts", stürzte sie sich immer von neuem auf die Papiere, in die Schubladen, auf die Rock- und Westentaschen der Anzüge ihres Mannes. Aber das Los blieb verschwunden.
Frau Marcelle jammerte einen ganzen Tag, bis ihr eine Erleuchtung kam. Sie begab sich zum Bürgermeister, der sie am Arm nach Hause geleitet hatte, und klagte ihm ihr Leid. Ob die Lotteriedirektion vielleicht auf die Vorlegung des Originals verzichtete? Denn sie konnte ja nachweisen, daß Jean seit Jahren das gleiche Los bei der gleichen Firma spielte! Ein Hoffnungsschimmer! Und der Bürgermeister erbot sich, an die Direktion nach Paris zu schreiben... aber Gesetz ist Gesetz, sie konnte nicht vom Wege abgehen.
Aber Frau Marcelle gab es noch nicht auf, und obgleich der Gedanke absurd war, trug sie ihn dem Bürgermeister vor: vielleicht war das Los in dem Anzug geblieben, mit dem der Tote in die Erde gelegt worden war? Natürlich! Frau Marcelle entsann sich jetzt deutlich, daß er es immer in der Westentasche trug! Daß der Plan, das Grab wieder öffnen zu müssen, bedeutende moralische und verwaltungstechnische Schwierigkeiten hatte, verstand sich am Rande. Von sich aus hätte der Bürgermeister es gar nicht tun können, er hätte dazu die Genehmigung des Präfekten, vielleicht sogar des Innenministeriums notwendig gehabt.
Aber merkwürdigerweise wurde das alles hinfällig. Eines Tages teilte die Lotteriedirektion mit, daß das Los 275388 vorgelegt worden sei... Frau Marcelle fiel in Ohnmacht, aus der sie erst nach einigen Stunden erwachte. Dann jedoch machte sie sich resolut auf den Weg nach Paris und sprach in der Lotteriedirektion vor.
Herr Laverrie empfing sie freundlich und setzte ihr den Fall auseinander, an dem es nichts zu deuteln gab, es sei denn, daß auf das Andenken des ehrenwerten Herrn Bouvier ein dunkler Schatten fiel.
„Den Namen darf ich Ihnen nicht nennen, aber die betreffende Dame hat nachgewiesen, daß sie das Los von Herrn Bouvier geschenkt erhalten hatte und daß sie eine Freundin des Herrn Bouvier war...", erklärte er freundlich.
Frau Marcelle saß eine Zeitlang völlig erstarrt in dem roten Ledersessel und glaubte, daß ihre Füße ihren Dienst versagen würden, als sie das marmorkalte Zimmer des Lotteriepräsidenten verließ.
„So, so... Jean hatte eine Freundin in Paris...", dachte sie müde. „Und deswegen fuhr er immer am 1. und 15. hierher, um sich seine Rente abzuholen..."
Durch diesen Vorfall und natürlich durch den frühen Tod des ehrenwerten Herrn Bouvier mußte das Städtchen darauf verzichten, eine Nachahmung des berühmten makellosen griechischen Paares Philemon und Baucis in seinen Annalen verzeichnen zu können...

Romanze von den schönsten Frauen

Von Hellmut Draws-Tychsen

Fragt ihr mich frisch, wo's wohl die schönsten Frauen gebe?
Ich will's verraten einem jeden:
Die schönsten, ja, so wahr ich lebe,
Gibt's nur in Spanien und in Schweden.

Die schönsten bieten unwahrscheinlich schwarze Haare
Und kornblumblaue Augen auch dazu,
Sind mir gar gut gesinnt, wie ich erfahre,
Und stehen sich mit mir auf du und du.

Wieviele stolze Frauen hielt ich schon im Arme
Wie Nüsse braun, prall wie Kastanien?
Ich rechne nie und doch bei allem Schwarme
Kür Frauen ich aus Schweden nur und Spanien.

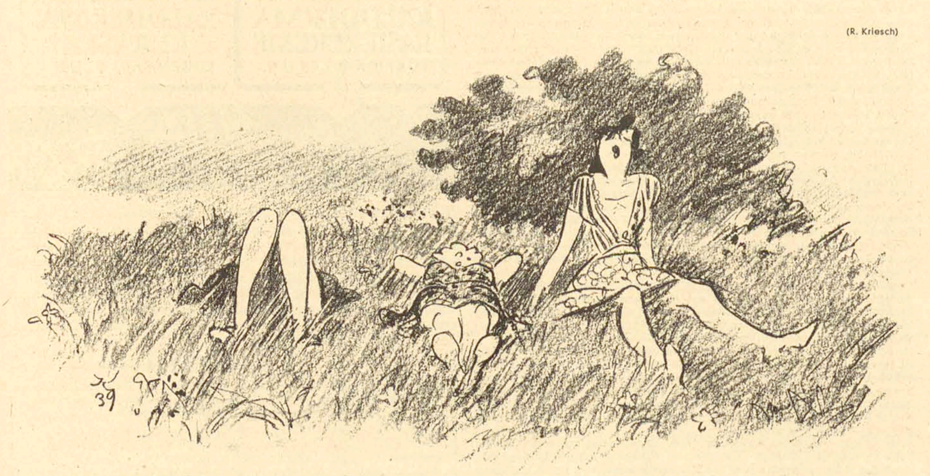
Wie Birken jung und rank, erdbeerenfrisch in Küssen,
Schmalfüßig und die Hände alabasterzart,
So werde ich sie freundlich finden müssen,
Denn lieben kann ich Frauen nur von dieser Art.

Wie leicht sind dann bei tollem Tanze ihre Sohlen
Und ihre runden Schultern duften wie Reseden.
Ich künd es offen, Freunde, euch und unverhohlen:
Ich liebe Frauen nur aus Spanien oder Schweden.

Europa ist recht groß und viele Frauen
Wie Fische in dem Meere wimmeln drin —
Und doch mag ich die Fische nicht einmal beschauen
Und, sie zu fangen, lag mir nie im Sinn.

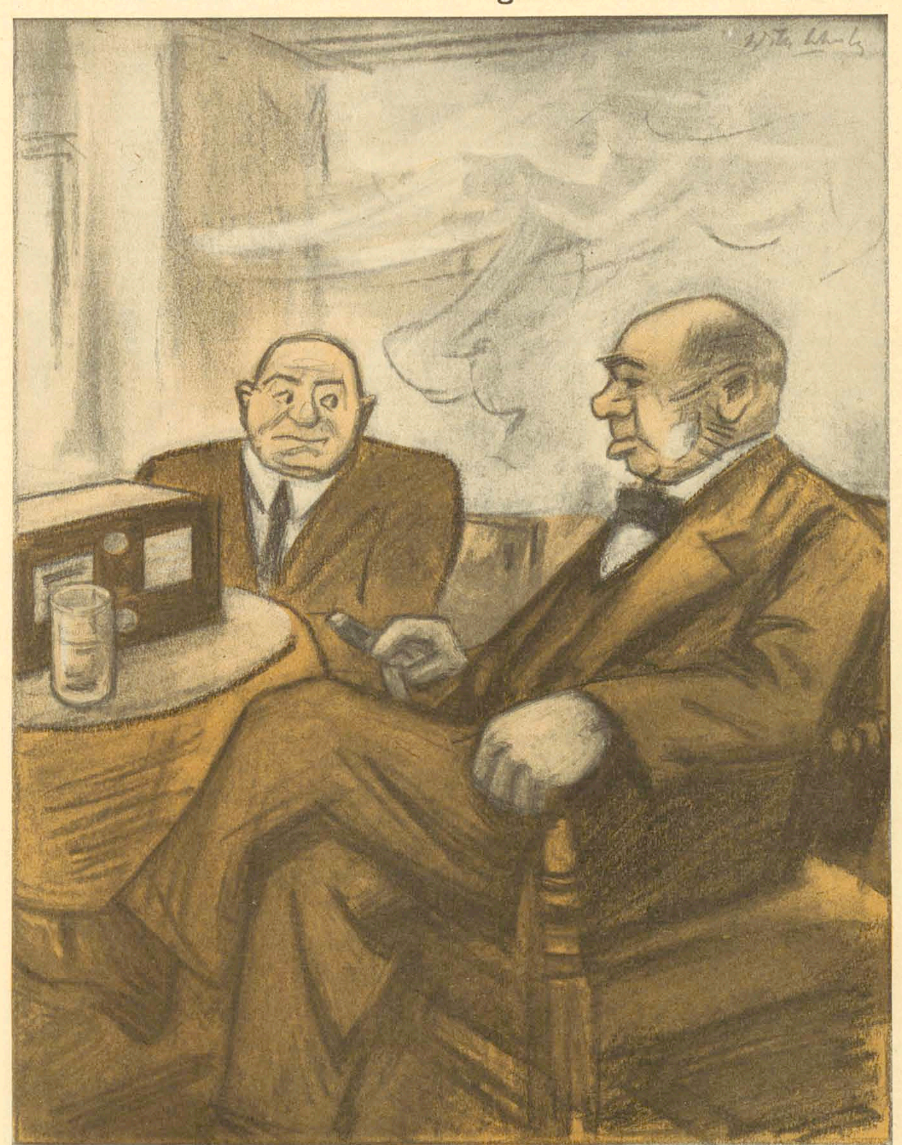
Ich kann nur singen durch mein ganzes Leben
Von stolzen Blumen gleich Geranien,
Die meinen Liedern ewigen Atem geben
Und die ich fand in Schweden nur und Spanien.

(R. Kriesch)



Bilanz: „Tut schon gut, so'n Sonntag ohne Männer, aber einreißen lassen woll'n wir's nicht!"

Madame Tabouis am englischen Rundfunk (Wilhelm Schulz)



„Und jetzt sollen also auch wir mit den Hetzereien dieser Hysterika überschwemmt werden?" — „Sagen Sie nichts gegen sie: Tabouis ist Tabu!"

Die Rache der Leute von Dillhaven / Von Bastian Müller

Dies ist eine wahre Geschichte; wahr, wie eine Geschichte nur sein kann. Falsch ist der Name des kleinen Dorfes an der Seeküste, aber besondere Umstände erlauben es nicht, den Ort beim rechten Namen zu nennen, aus denselben Gründen ist es auch nicht möglich, die besonderen Anlässe wiederzugeben, die einzig und allein den Gang der Geschichte bestimmten. Nur soviel soll gesagt sein: eines Tages war das Dorf tot. Völlig verloren, vergessen. Mit solch unvorhergesehener Schicksalswendung hatte niemand gerechnet, am allerwenigsten die Bewohner von Dillhaven. Sie traf es wie ein Blitzschlag. Im Frühjahr hatten sie, wie es so üblich ist, die Fenster hübsch blau gestrichen, die Stuben gescheuert, die Gästebetten vom Boden geholt und nach gründlichem Lüften aufgestellt. Nun, sie rüsteten sich zum Empfang der alljährlichen Sommergäste und zogen mit dem ersten heißen Tag in ihre Notschuppen, wo sie den Sommer über mit Kind und Kegel zu hausen pflegten, da jeder Platz in den Fischerhäusern, wo nur eben ein Bett stehen konnte, vermietet und zu barem Gelde gemacht wurde. Freilich, die Fischerei wurde während der Sommermonate etwas vernachlässigt, und auch im Winter, solange vom Segen noch etwas da war. Aber dafür war das Leben angenehmer. Und dann traten die Umstände ein, an die niemand auch nur im Traum gedacht hatte. Der erste Dampfer legte am Landungssteg bei, pflichtgemäß und fahrplanrichtig, aber es wäre nicht nötig gewesen, denn niemand dachte daran, auch nur mit einer Schuhspitze die vielgepriesene Erde Dillhavens zu berühren.

„Kommen sie heute nicht, kommen sie morgen“, lachten sich die Männer zu, die an den Dampfer gegangen waren, die Gäste zu empfangen. Aber sie kamen weder morgen noch übermorgen. Sie fuhren weiter, schwarze Ränder an der weißen Reeling, zum Nachbarort, überallhin, auf Dillhaven schauten sie lächelnd hinab. Und wie sehr war dieser Paradiesgarten Dillhaven in Mode gewesen! Kein Bett zu haben, wenn die See warm wurde.

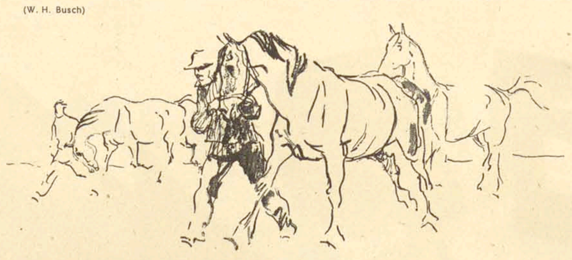
„Sollte sich die Mode gedreht haben?“, meinte der arbeitslose Strandwärter in der Gemeindeversammlung, und er wußte vom Strand her, wie sehr sich die kleinen Moden änderten, besonders bei den Damen. Die Dorfältesten starrten sich an, der Sommer ging dahin. Einzelne Familien zogen bereits wieder in die großen Stuben und waren so verärgert, daß sie sich trotzig in die feinen Gästebetten legten, zum Schlaf und Zeitvertreib. Man sah nach den Booten und fuhr zu ungewohnt gewordener Jahreszeit zum Fischen aus und mußte sich am Ende so demütigen und zum Nachbardorf segeln und dort Flundern und Aal verkaufen, denn die Leute hatten einfach keine Zeit für sowas; sie hatten Gäste, daß die Häuser summten, fischhungrige Menschen aus der Stadt und tief aus dem Lande.

Der Neid packte die Männer von Dillhaven, was aber wenig half. In der Mitte des zweiten Jahres dieser Geschichte kam ein Frachter der Bädereederei und wrackte den Landungssteg ab. Kein Protest half. Dem empörten Gemeinderat wurde nachgewiesen, daß nicht mal die Ölfarbe für die Schrammen am Schiff mehr dabei herauskäme, und auf das verzweifelte Flehen der arg Betrogenen erhielten sie den Trost, daß die Dampfer in Zukunft jeden Gast ausbooten würden, der beabsichtige, Dillhaven zu beehren. Man war damit auf eine billige Weise hilfreich und jeder Mühe ledig. Die Klausel im Fahrplan hieß: Dillhaven, Ausbooten bei Bedarf. Es bedurfte aber nicht.

In dieser Zeit ging ein Wandel mit den Menschen in Dillhaven vor sich. Sie hatten in der klimpernden Glanzzeit etwas von der lustigen Art der Fremden, das Leben zu genießen, angenommen, hatten hie und da den guten Sitten und Bräuchen nachgeeifert, und es ging nicht mehr so hinterwäldlerisch und inselversunken zu. Die Burschen sangen prahlerische Lieder, in denen Verse vorkamen wie: Unsere Berge sind an Märchen reich, unsere Mädchen verschenken sich gleich ... Der Pfarrer war sehr abgemagert in den fetten Jahren; wohl vor lauter Sorge.

Doch nun trug er den Kopf hoch, den Blick streng auf diese Welt gerichtet, und seine ernsten Worte fanden hie und da wieder ein williges Ohr. „Eine Lehre sei es euch“, predigte er, wo er ging und stand, „und rühret Eure Hände wieder, auf daß Euer sündiges Fleisch nicht höllenmäßig faule.“ Die große Einsicht kam über die Menschen, die bittere Erfahrung von der Vergänglichkeit sickerte zu einem dunklen Bodensatz in die Herzen, daraus fruchtbar die reinen Triebe eines geläuterten Sehens wuchsen. Man schlief den Sommer wieder in den ehelichen Stuben, man fing den Dorsch, man hatte sich abgekehrt vom Gaukelglanz des kurzen Rausches.

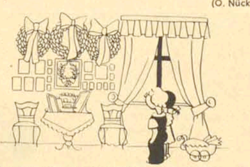
Und um diese Zeit war es, da ein Mann sich aufmachte nach Dillhaven, und sicher gehörte er nicht zu den überbegüterten Leuten dieser Erde. Aber er war wohlversehen mit allem, einem neuen Streifenbademantel und Sonnenbrille, darunter seine Augen aufleuchteten, als er die sanfte Düneneinsamkeit des Dillhavener Strandes erspähte. Er eilte zum Kapitän und bat um Ausbootung.


(W. H. Busch)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. VJ. 39: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Ein Ereignis wurde es, ein verlerntes Manöver, und fast hätte der Ahnungslose sein Leben ins ranke Boot verloren, das nach halbstündigem Kreuzen endlich vom Dorfe kam. Doppelt glücklich, dem Leben neu wiedergegeben, betrat dieser Mensch den sandigen Strand, und das Ende der Geschichte begann.
Kein sommerheiteres Fischergesicht lud ein zu geborgenem Leben in teerduftenden Holzhäusern; nur Blicke voller Mißtrauen bildeten eine Mauer. Ein Mann trat vor, Vorsteher der Gemeinde, fragte: Was das Herrchen hier wolle?
„Ein Doppelzimmer", sagte der Fremde verblüfft und schon halb ängstlich. „Oder?"
„Nein, kein Oder!", sagte der Dorfgewaltige. „Der Zimmernachweis ist bei mir. Sie können sich ausweisen?"
In den Augen der Zuhörer sprühte die Rache Funken, und in der dämmrig kühlen Stube des Vorstehers fand folgendes Verhör statt. „Laut Gemeindebeschluß bin ich verpflichtet, dem berechtigten Wunsche der Bevölkerung nach strenger Wahrung der guten Sitten nachzukommen und Sie zu fragen: Warum wollen Sie ein Doppelzimmer?"
„Meine Frau kommt Sonntag nach", stotterte der verschüchterte Kurgast unter Herzklopfen.
„So", machte der Vorsteher, „das wäre dann geklärt. Und noch eine Frage: Sie haben doch einen Paß? Zeigen Sie ihn mir her. Nur eine Vorsichtsmaßnahme, unbedeutend, aber es ist da in früheren Jahren mancherlei vorgekommen", und hier schwoll die Stimme drohend an, „was wir nicht mehr dulden werden."
Der Fremde reichte sein amtliches Papier, und durch altväterliche Brille studierte die Obrigkeit. „So, das wäre soweit in Ordnung, aber hier steht noch: ledig. Sie sind wohl erst kürzlich verheiratet, wie?"
„Ja, gewiß . . ."
„Schreiben Sie Ihrer Frau, sie soll den Trauschein mitbringen."
„Hm. Das geht nicht, wir beabsichtigen sozusagen erst baldigst zu heiraten . . ."
Und das war das letzte Ende der Geschichte. Ein Harnisch, eine Feste, uneinnehmbar, das war der Vorsteher. „Vielleicht sehen Sie sich im Nachbarort nach einem Doppelzimmer um", erklärte er. „Hier gibt's sowas nicht. Keine Einwände, wir haben allen Grund, und im übrigen, wenn Sie die Bedenken der Gemeinde widerlegen wollen, ich bin in meiner Person als Standesbeamter berechtigt, eine Ehe zu schließen, was in Ihrem Fall besonders einfach sein wird, da Sie sicherlich über die notwendigen Papiere verfügen, in Anbetracht der schon bestehenden Absicht zur Ehe."
Das Ende, fürwahr, denn der Fremde reiste nicht empört ab, er war nicht reich genug, und er hatte fünf Jahre lang gespart, um einmal die weite Reise in das einstmals vielgepriesene Dillhaven zu machen; es war sozusagen sein Jugendtraum und auch der seiner — ja, seiner Frau, und da konnte er nicht kurzerhand der vorausgeeilten Zeit folgen. Aber es geschah ihm wie im Traum, als er sagte: „Selbstverständlich, wir dachten selber daran, es war der Lieblingswunsch meiner Braut, wissen Sie, nur wußte ich nicht, ob es so schnell möglich wäre, ich habe nur drei Wochen Urlaub."
„Sechzehn Tage genügen", sagte der Vorsteher ausnahmsweise nachsichtig. Es wurden aber zwanzig, denn die überraschte Braut mußte erst im Heimatstädtchen einige Scheine besorgen, bevor das Aufgebot, ungeschminkt, klipp und klar an der Tür des Vorsteherhauses prangte.
Und obwohl unter diesen Umständen bezüglich der Mietwünsche etwas von den strengen Sitten abgewichen wurde, blieben die Gesichter der Dillhavener Bürger doch ernst und wahrhaftig und ein wenig mißbilligend. Nur hinter einem gewissen Rücken grinsten sie einmal, ich sah es durch Zufall, als ich mich umdrehte, denn der Fremde, der Betroffene — war ich.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Meine Freundin war vor ihrer Verheiratung eine erfolgreiche Soubrette gewesen. Als Erinnerung an ihre Theaterzeit hingen im Musikzimmer noch einige ihrer schönsten Lorbeerkränze mit großen Schleifen.
Nun kam eines Tages der kleine Freund ihrer vierjährigen Tochter Püppi mit zum Spielen herauf, besah sich nachdenklich die Kränze und meinte dann: „Gelt Püppi, deine Eltern gehen oft auf Beerdigung?"

Der alte Baron T. auf Dahlsen war gestorben und lag im Gartensaal des Gutshauses aufgebahrt. Hinrich, der siebzigjährige Gärtner, hielt bei ihm Wache, nahm den Gästen die Kränze und Blumensträuße ab und sorgte außerdem dafür, daß die Perücke des Verstorbenen „ihren Schick" behielt. Da die Fenster zum Park geöffnet waren, entstand nämlich jedesmal beim Eintreten von Besuchern Gegenzug, und die Perücke flatterte davon.
Als die Baronin wieder einmal mit Trauergästen an die Bahre trat, war Hinrich nicht da, doch die Perücke zeigte merkwürdigerweise kein Bestreben, sich selbständig zu machen. Hinrich, später darüber befragt, wie er das fertiggebracht habe, antwortete: „Och Fru Baronin, ick häbb alle Hänne voll to dohn för dat Gräfnis. Da kann ick mi nich jümmer bi'n sälgen Herrn henstellen und de Prück fasteholen. Nu häbb ick se ganz sachte und man ook so äben vörne an mit 'ne lüttje Blaupinne anslahn. Aber eh wi dat Sarch tomakt, teh ick ähr gewiß wedder rut, dat de sälge Herr nich mit 'n Nagel in'n Brägen baben ankummt!"

Am Stacheldraht in Tientsin

(Erich Schilling)



„Wie soll man da die englische Weltmacht repräsentieren . . .?“

München, 6. August 1939
44. Jahrgang / Nummer 31

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(M. Dudovich)



„So Ferdl, jetzt bin ich restlos glücklich!"
„Kann ich verstehen, Dir liegt auch niemand auf dem Magen."

Die Filmschülerin

(R. Kriesch)



„Jung bin ich, modern frisiert bin ich, aber meine Stimme ist nicht tief genug!“

AMATEURAUFNAHME

Ich habe die beiden Herren auf einer Bank im Park sitzen gesehen. Es waren zwei reifere Herren. Vielleicht waren sie bereits pensioniert, vielleicht waren sie auch nur im Urlaub, weil sie sich an diesem schönen Vormittag so behaglich auf der Bank im Park niederließen. Der eine zog einen Fotoapparat aus der Tasche und zeigte ihn seinem Freund. Er schien noch nicht sehr tief in die Geheimnisse des Fotografierens eingedrungen zu sein. Man hatte den Eindruck, als habe er sich kürzlich entschlossen, sich so einen Apparat zuzulegen, weil man halt als Mann von heute einen Fotoapparat haben müsse, um mit ihm allerlei festhalten zu können.

Wie es meistens geht, war ihm wohl zuerst nichts eingefallen, was festhaltenswert gewesen wäre. Da fiel ihm als geeignetes Objekt der Freund ein, den er festhalten könnte, obwohl er ihn schon sowieso besaß, tagsüber im Amt und abends am Stammtisch.

Der Apparat mußte ausprobiert werden. Der schöne Vormittag im Park schien wie geschaffen, eine Aufnahme zu machen. Der Fotograf erhob sich, er hatte die Kamera schon vorher schußbereit gemacht. Er tat ein paar Schritte vor die Bank.

Da aber ging in dem Freunde eine Veränderung vor. Daß er mit einem Griff an den Schlips faßte ist nicht verwunderlich. Jeder Mann, der fotografiert werden soll, faßt sich zuerst mal an den Schlips, als sei er die Hauptsache, die in Ordnung sein müsse, und als sei der Schlips das Wesentliche bei einer Fotografie.

Also davon abgesehen, der Freund straffte sich. Man sah, wie die Bauchmuskeln arbeiteten, um lockre Fettpartien dicht zu holen und am Knochengerüst möglichst festzulegen. Dazu hält man am besten den Atem an. Der ganze Körper sammelte sich in eine Stellung, die jeder alte Infanterist bis zu seinem Lebensende auf das Kommando „Stillgestanden“ einzunehmen versuchen wird.

Aber nun glauben Sie nicht, daß eine absolute Straffheit sein Ziel war, der Freund wußte ja, daß er sich „natürlich“ zu geben habe. Er war streng leger. Er schlug ein Bein über das andere, wußte nicht, wohin er mit dem Spazierstock sollte, und schob den Hut etwas mehr in den Nacken, als er sonst zu tun pflegte.

Ja, warum tat er denn das? Nun, wissen Sie denn nicht, daß Hut im Nacken so etwas wie das Zeichen von einem „verfluchten Kerl“ ist, einer, der sich schon getraut, über bürgerliche Konventionen leicht hinwegzusehen, gewissermaßen eines Freundes kühner Unternehmungen?

Ich bin überzeugt, wenn man einen Landstreicher fotografieren will, wird der den Hut aus dem Nacken nach vorne ziehen und ihn möglichst ordentlich auf den Kopf setzen, wenn man aber einen Herrn aufnimmt, der pensioniert ist oder gerade auf Urlaub geht, dann schiebt er eben den Hut leicht in den Nacken.

Dazu blickte der Herr ins Weite, ganz ins Weite, dorthin, wo bei Columbus in der Ferne zum ersten Male die Küste Amerikas erschien, weil er sich dachte, daß er vor zwanzig Jahren so geblickt hatte, obwohl er es auch damals nicht tat.

Der Herr war ein Idealbild seiner selbst und es ist bedauerlich, daß ihm der Fotograf eines Tages den Abzug zeigen wird. Dieser wird den ganzen Unterschied zwischen der Vorstellung, die ein pensionsberechtigter Mann von einem verfluchten Kerl, der noch manches Wässerchen zu trüben imstande ist, hat und der wohlbeleibten Wirklichkeit auf besonnter Parkbank sehr kraß aufweisen wird.

Foltzick

Der Zuruf / Von Ratatöskr

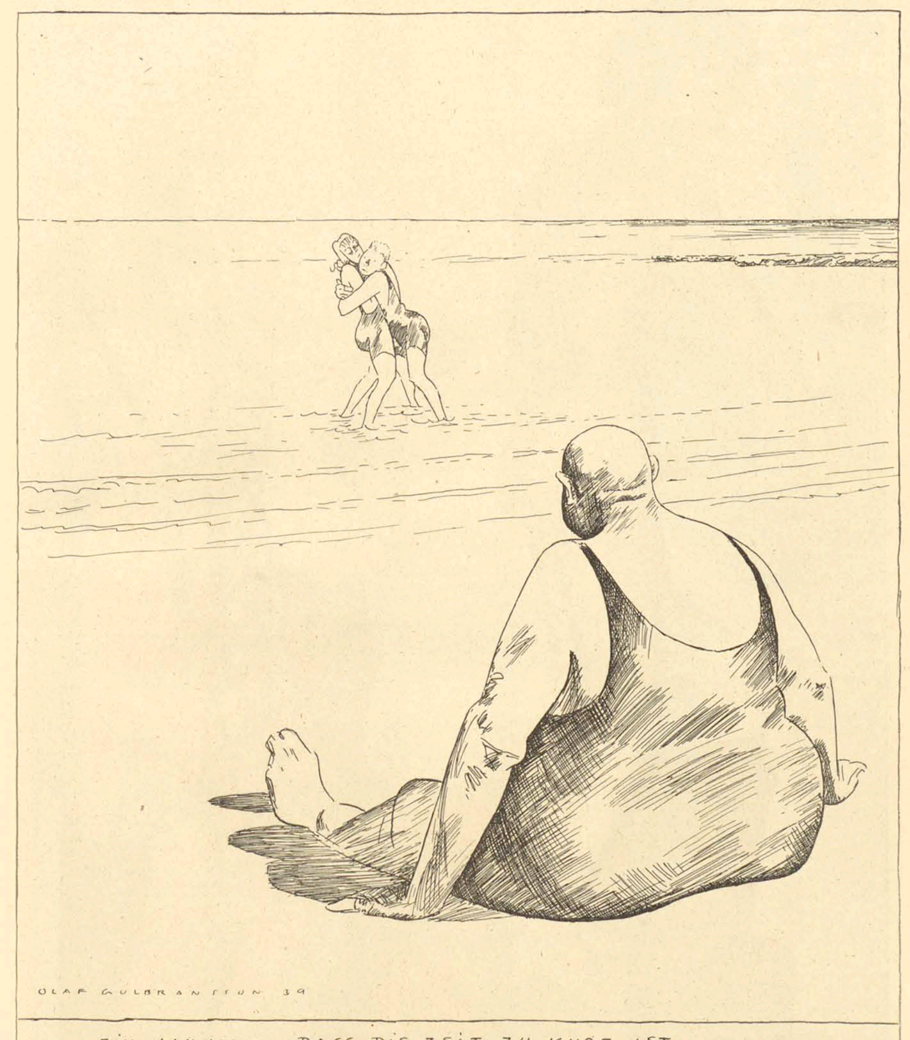
Ein Dichter fühlte sich parterre.
Er kauerte auf dem Gesäße
und sang und harfte demgemäße,
als ob die Welt ein Windei wär'.

Natürlich kam er nicht vom Fleck.
Je mehr er sich darein versenkte
und seine Glieder wild verrenkte,
um desto höher stieg der Dreck.

Da ward ein Zuruf ihm zuteil:
„Nur sachte, Freund, und nicht so hastig!
Das kommt von der Parterre-Gymnastik!
— Versuch's mal mit dem hohen Seil!“

Der Weise spricht:

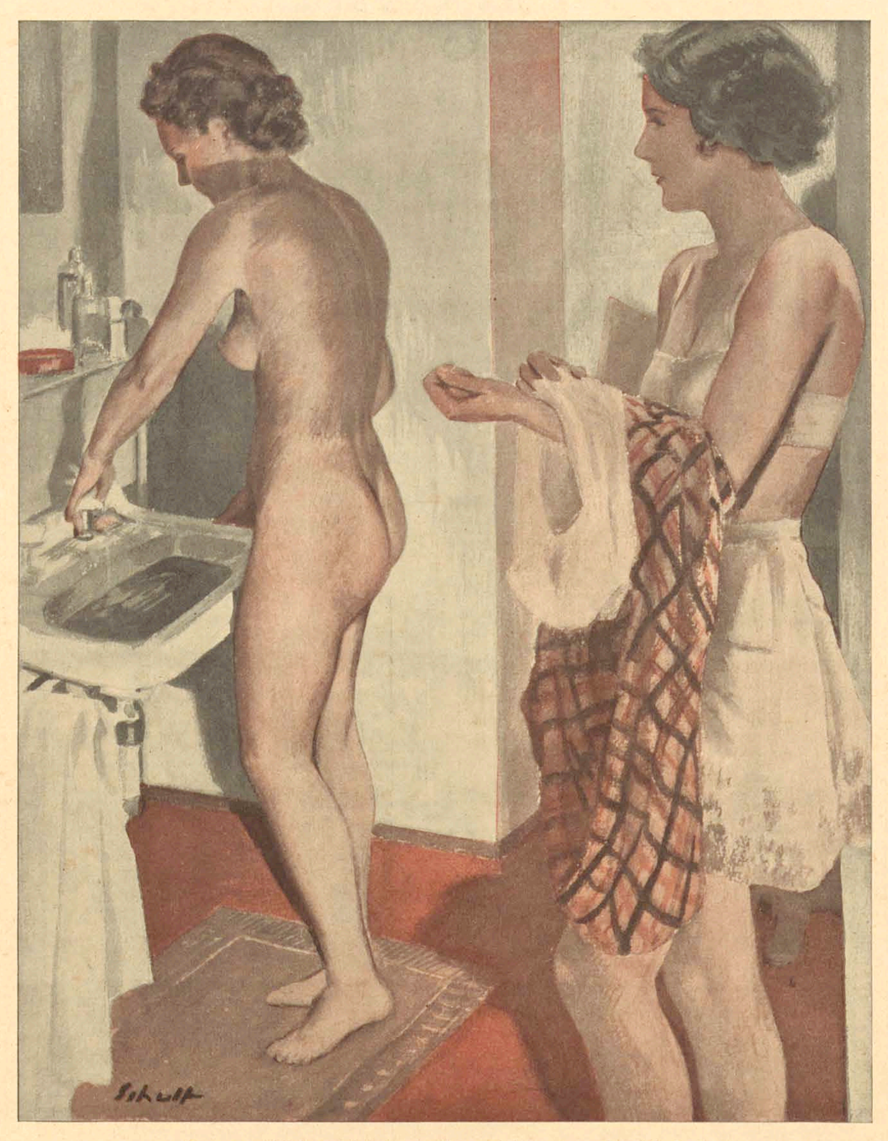
(O. Gulbransson)



„EIN JAMMER -- DASS DIE ZEIT ZU KURZ IST,
ZWISCHEN DEM ALL ZU JUNG – UND ALL ZU ALT"

Geständnisse

(J. Schult)



„Es war wirklich gefährlich, als Hans mich gestern abend küßte!"
„War er so stürmisch?" — „Nein, aber wir saßen im Faltboot!"

DAS HIRNGESPINST / VON GERT FALLER

Sanft tritt Agnes an mich heran, legt mir ihre kühle Hand auf die Stirn und sagt: „Deine Nervosität sehe ich mir nicht mehr länger mit an. Jetzt läßt du dich untersuchen. Ich habe von einer Ärztin gehört, die nach einer ganz neuzeitlichen Methode behandelt und viel von sich reden macht. Hier ist ihre Adresse. Tu mir den Gefallen."

Was soll ich machen? Ich folge ihr wie immer, obwohl wir noch nicht verheiratet sind. —

Zwischen hohen Großstadthäusern eingeklemmt steht ein niedriges Giebelhaus mit schmalen Fensterläden und geschnitztem Dachvorsprung. Es ist das Haus der Ärztin. Wie erstaunt bin ich aber, als ich das Innere des Hauses sehe, das eine weite Marmorhalle und eine rundlaufende Freitreppe hat.

Mitten in der Halle steht ein Schreibtisch und vor diesem Schreibtisch sitzt eine große blonde Frau, die die etwas vorstehenden blitzenden Augen der Besessenen hat und zu einem älteren Mann heraufsieht, der die Jacke eines Hotelboys trägt und Anordnungen von ihr erwartet.

„Bitte, wo ist das Wartezimmer?" frage ich die Frau am Schreibtisch.

„Gibt es nicht", antwortet der ältere Mann. „Von rechts anstellen."

Von rechts anstellen? Wo? Ich sehe mich um. Hinter mir steht eine ehrfurchtsvoll schweigende Menschenschlange, die quer durch die Halle führt bis an den Schreibtisch heran. Merkwürdig, denke ich und stelle mich hinter den letzten der Schlange. „Ist das da die Ärztin?" frage ich meinen Vordermann. Er nickt und schweigt, während ich geduldig warte, wie in der Post am Briefmarkenschalter.

Aber es geht schnell. Es wird mit einem höllischen Tempo gearbeitet. Potz der tausend, das ist eine Ärztin! Sie wirft einen feurigen Blick auf den Patienten, einen nachdenklichen Blick auf ihren Schreibtisch, dann murmelt sie dem älteren Mann etwas auf Lateinisch zu, worauf der Mann etwas, was aussieht wie kleine ausgefranste Stofflappen, in einem Mörser zerreibt, in eine Tüte füllt und es dem Patienten übergibt. Der nächste, bitte!

„Warum sprechen die alle nicht?" kann ich mich nicht enthalten, meinen Vordermann wieder zu fragen. Er flüstert mir zu: „In Ihren Augen steht geschrieben, was Ihnen fehlt", dann legt er den Finger vor den Mund, verurteilt mich weiter zum Schweigen.

Nun, ich bin ein Mann von Mut. Als ich an der Reihe bin, wage ich es trotzdem, der Ärztin ins Gesicht zu sagen: „Ich möchte doch lieber mit Ihnen über meine Krankheit sprechen."

„Bitte, für schwere Fälle ins Wartezimmer gegenüber."

Ich reiße mich von ihrem Blick los, der mich an eine Schauspielerin, die ich liebe, erinnert, und gehe ins Wartezimmer, das ihr Assistent vorhin verleugnet hat.

Ich bin allein. Nein, ich bin nicht allein. Auf der lakenbezogenen Couch liegt wohlig hingestreckt eine junge Krankenschwester. Als sie mich hereinkommen hört, richtet sie sich halb hoch, reckt sich glücklich in allen Gliedern, gähnt lächelnd und steht dann mit einem „Guten Tag, mein Herr!" auf, um mir das Zimmer alleine zu überlassen.

Als ich ihr noch nachsehe, tut sich plötzlich die Tür wieder auf und ein Haufen Menschen wird hereingelassen, so ungefähr fünfzig Stück. Ich drücke mich höflich an die Wand, aber es nutzt nichts, der Platz reicht nicht aus in dem kleinen Zimmer. „Rücken Sie doch etwas zusammen, meine Herrschaften", ruft ein Mann mit der verbindlichen Stimme eines Fahrstuhlführers, und wir rücken also zusammen, ganz wie im KDW., wenn wir von einer Etage zur anderen befördert werden. Dumpfes Schweigen. Ich wage nicht zu niesen, obwohl mir danach zumute ist. Da kommt auch schon die Ärztin herein zu uns, um mit den Untersuchungen zu beginnen. Sie kommt herein, mühelos, ohne von unserer Platzknappheit etwas zu bemerken, die mit einemmal aber nicht mehr vorhanden ist, worüber ich mich wundere. Ich rufe ihr entgegen: „Ich war der erste." Sie horcht auf, ein kühler und aufreizender Blick, der mich merkwürdigerweise an Agnes erinnert, streift mich und sie geht an mir vorbei. „Ich werde Ihnen jetzt zeigen, meine Herrschaften", ruft sie im Vorbeigehen, „daß ich imstande bin, während einer Minute aus einem müde und zermürbt aussehenden Menschen einen strahlenden Optimisten zu machen."

Ich hebe den Finger wie in der Schule, denn ich weiß, ich bin das richtige Objekt für sie. Ehe ich es jedoch verhindern kann, bleibt sie vor einem großen Mann stehen, der einen Smoking trägt und das müde Gesicht eines scharmanten Abenteurers hat. Ich werde erbittert. Das ist mir denn doch zuviel, mir ihren Geliebten vorsetzen zu lassen, der als ihr Komplice alle ihre Lügen mitmacht. Ich habe Lust, einen aufklärenden Vortrag zu halten über die Dummheit der Menschen, die den primitivsten Scharlatanen nicht gewachsen ist. Doch ich schließe meinen Mund schnell wieder, als ich sehe, daß sie den Mann im Smoking stehen läßt und ihm nur eine große Puppe vom Arm nimmt, die ebenfalls einen Smoking trägt und lebendig aussieht wie die Puppe eines Bauchredners.

Was soll das bedeuten? Bin ich denn hier in einem Irrenhaus? Ich beginne, aufgeregt zu gestikulieren. Da werde ich beschwichtigt durch Blick und Handbewegung einer völlig normal aussehenden jungen Frau, die mir zuflüstert: „Warten Sie doch ab, mein Herr. Sie weiß schon, was sie tut."

Nein, ich warte nicht ab. Ich habe genug von dieser Bauernfängerei. Ich verlasse das Zimmer und gehe bis zur nächsten Straßenecke, mit dem festen Vorsatz, die Polizei auf dieses Unternehmen aufmerksam zu machen.

Da steht Agnes vor mir, winkt mich zu sich heran und sagt böse: „Du übertreibst. Du hast Hirngespinste. Geh nochmal hin. Du wirst es jetzt in einem ganz anderen Licht sehen."

Ich gehe also nochmal hin und sehe die Sache wirklich diesmal in einem ganz anderen Licht. Das heißt, ich sehe von weitem, daß das kleine Giebelhaus nicht mehr zwischen den beiden Hochbauten liegt; es ist abgerissen, und an seiner Stelle steht nun ein hypermodernes, flachbedachtes Haus in Weiß, ein Wolkenkratzer in Miniatur. Ich steige eine breite Steintreppe mit Nickelgeländer hinauf und lande in derselben Marmordiele, in der ich zu Zeiten des Giebelhauses schon gestanden habe.

„Was ist denn hier los?" frage ich den wie einen Hotelboy aussehenden Mann, der wieder in der Mitte der Diele vor dem Schreibtisch steht und etwas in einem Mörser zerdrückt. „Nichts ist los, mein Herr", antwortete er sanft, „das Haus war ja schon innen renoviert, wir haben nur noch die Außenfassade anbauen müssen." Ich schlucke meine ganze Bewunderung für die Schnelligkeit unseres Jahrhunderts herunter und frage nach der Ärztin und ob sie jetzt keine Sprechstunde mehr hätte.

„Sie ist zum Essen gegangen", sagte der Mann und gibt mir die Adresse des Speisehauses.

Es ist ein verzwickter Weg. Endlich, sehr romantisch in einer Gasse, liegt das Restaurant, dem abgerissenen Giebelhaus sehr ähnlich. In der beruhigenden Gewißheit, hier die Ärztin ganz für mich allein über meine Krankheit befragen zu können, vergrabe ich mein uneingeschränktes Denken in die reichhaltige Speisekarte. Schließlich entscheide ich mich für Hammelfleisch und grüne Bohnen. Eine Kellnerin erscheint, wirft einen wohlwollenden Blick auf mich und raunt mir sofort zu: „Nehmen Sie Fisch."

„Warum Fisch? Ich will Hammelfleisch und grüne Bohnen."

„Befragen Sie Ihr Schicksal und nehmen Sie Fisch", raunt sie noch einmal und verschwindet. Ich bin fest entschlossen, nicht mehr über dieses närrische Mädchen nachzudenken und keinen Fisch zu essen. Da erscheint das Mädchen wieder. Was aber trägt es auf dem Tablett? Einen länglichen Teller mit einem Fisch darauf. Mit bedeutungsvoller Mimik stellt sie den Teller vor mich hin und läßt mich mit meinen Gedanken allein.

Der Appetit ist mir über dieses herrschsüchtige Wesen vergangen. Übrigens, wo ist die Ärztin? Nirgends ist sie zu sehen. Hungrig mache ich mich über meinen Fisch her. Da stoße ich mit der Gabel auf etwas Hartes im Innern des Fisches. Ich nehme das Harte in meine Hand und erkenne, daß es eine alte Münze ist, eine kleine und hellgelbe Münze. Ich habe so eine nie gesehen. Verwundert sehe ich mich um. Da kommt die Ärztin plötzlich an meinen Tisch heran, lächelt und sagt: „Ich dachte doch gleich, daß ich Sie hier treffe." Sie setzt sich zu mir, hält sich die Münze unter ihre flammenden Augen und ist eigentlich gar keine Ärztin mehr. „Ich habe auch Schicksalsfisch gegessen", lacht sie und fährt mit der Hand durch ihr blondes Haar, „in meinem Fisch war eine große dunkelrote Münze, die bedeutet Reichtum."

„Und was bedeutet meine kleine gelbe Münze?" frage ich.

„Das Geld rollt weg von Ihnen", sagt sie schonungslos und lächelt noch immer, als wäre diese Eröffnung absolut nichts.

„Mein Gott", erschrecke ich, obwohl ich ein sonst so nüchterner Mann bin, „dann kommt also eine schlechte Zeit für mich?"

Sie ißt vertraulich den Rest meines Fisches auf und sagt dabei: „Nein, so wörtlich müssen Sie es nicht auffassen. Es ist nur so gemeint, daß es gut wäre, wenn Sie Ihre Rechnungen alle bezahlten."

„Schön, das will ich tun, wenn es notwendig ist", antworte ich ihr und glaube fest an ihre überirdischen Verbindungen.

„Die Rechnung beispielsweise für meine Beratung macht zwanzig Mark", sagt sie unbekümmert und hält die Hand auf. Ich überlege, daß Agnes sich nie halb so viel für meine Brieftasche interessiert hat und gebe ihr mein ganzes Geld, das ich in der Tasche habe, sogar auch mein Fahrgeld, so daß ich nach Haus laufen muß. „Adieu", ruft sie mir nach, „kommen Sie bald wieder in die Behandlung."

Wie gesagt, ich habe kein Straßenbahngeld mehr. Ich laufe und laufe. Mein Weg ist weit. Warum muß ich mich gerade heute so fühlen, als wären meine Beine mit Stricken aneinander gebunden? Ich erkenne immer deutlicher, wie schwach und krank ich bin und ich kämpfe mich Schritt für Schritt vorwärts. Mein Atem keucht, ich biege den Oberkörper wie gegen einen starken Sturm nach vorn, aber die Stricke an den Beinen bleiben. Es ist schade um mich, wo ich noch so jung bin.

Mitten auf dem Fahrdamm zucke ich plötzlich zusammen, ich habe nicht aufgepaßt; riesengroß kommen die Räder eines Omnibusses gerade auf mich zu. Ich will aufschreien, aber schon sinke ich in die Knie und verliere das Gedächtnis. —

Als ich wieder erwache, liege ich nicht im Krankenhaus, sondern in meinem Bett zu Haus. Vor mir steht Agnes mit einem Tablett in den Händen und sagt kopfschüttelnd: „Deinen Schlaf möchte ich haben!"

Ich richte mich auf und antworte ihr mit einem langen, erlösenden Atemzug: „Lieber nicht. Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt."

Sommerlicher Mond

Von Fritz Knöller

Trunken ist der Mond,
weinbesprengt die rote Stirne!
Hinterm Kornfeld taumelt er hervor,
äugt durchs fruchtbeschwerte Rohr,
heiser ruft er nach der Dirne.

Geisterblaß um weniges später,
wie ein abgeschiedner Kopf,
steigt er in den schwarzen Äther.
Voller Risse wie ein irdner Topf,
weist er stumm uraltes Leid.

In den Himmelsscheitel dann entschwebt er
Eisig funkelnd, ein demantner Spiegel,
schaut er, im Gewölbe festgeschraubt,
wie das Auge eines Gottes sorgentlaubt
nieder auf den preisgegebnen Erdenhügel.

SOLL MAN NEUGIERIG SEIN?

VON HANS KARL BRESLAUER

„Sie können sagen, was Sie wollen", nörgelte Direktor Fürbaß, „die Neugierde ist und bleibt eine schlechte Eigenschaft! Und ein Mann, der seine Nase in jeden Kochtopf steckt —"

„Entschuldigen Sie, bester Direktor, wenn ich Sie unterbreche —" sagte Ingenieur Olbart, „aber ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich selbst erlebte und in der die Neugierde gewissermaßen die Hauptrolle spielt... Ich lebte vor Jahren in Paris und saß während der Mittagsstunde gerne auf der Terrasse des Café de la Paix. Eines Tages saß ich wieder dort und gewahrte, als ich von der Zeitung aufblickend nach meiner Tabatiere langte, einen Zettel, den ein Herr, der an meinem Tisch seinen Aperitif getrunken hatte, vergessen haben mußte. Nun betone ich, daß ich nicht neugierig bin, aber irgend etwas drängte mich, diesen Zettel zu lesen. Es war das Blatt eines Vormerkkalenders, auf das sich mein ordnungsliebender Tischgenosse die kleinen Besorgungen des Tages notiert hatte. Die Vormittagserledigungen waren bereits abgestrichen, und für den Nachmittag hatte er sich folgende Notizen gemacht: Im Ritz Souper für zwei Personen bestellen, bei Leroux blaßlila Orchideen besorgen, anklingeln, ob Opernloge reserviert, um sechs Uhr vor Arc de Triomphe —"

„Man soll's nicht glauben", brummte Direktor Fürbaß, „daß es Männer gibt, die für blaßlila Orchideen Interesse haben!"

„Nicht für die Orchideen", lachte Doktor Gerber, „sondern für die Frauen, die blaßlila lieben!"

„Ich las also den Zettel", fuhr Ingenieur Olbart fort, „überlegte mir die Sache — und wünschte mir Glück!" „Wozu?" fragte Direktor Fürbaß.

„Nun, zu diesem Notizzettel; denn, sagte ich mir, wenn ich Glück habe, vergißt dieser Herr mit dem unterstützungsbedürftigen Gedächtnis das Rendezvous, und ich finde vielleicht eine trostheischende, zürnende Schöne —"

„Da sieht man's, wozu die Neugierde einen Menschen verleiten kann!" schüttelte Direktor Fürbaß den Kopf. „Es ist jämmerlich!"

„Abwarten, lieber Direktor, dann können Sie mich verurteilen! Rasch entschlossen kaufte ich, um für alle Fälle gewappnet zu sein, drei blaßlila Orchideen, nahm lange vor sechs Uhr vor dem Arc de Triomphe Aufstellung und wenige Minuten vor sechs fuhr ein Auto vor."

„Was? So pünktlich?" zweifelte Direktor Fürbaß.

„Jawohl, in Paris weiß jede Frau, daß Pünktlichkeit dazu beiträgt, die Stunden zärtlichen Beisammenseins zu verlängern!"

„Hm!" meinte Direktor Fürbaß, „das könnte mich eventuell verleiten, gelegentlich einen Abstecher nach Paris zu machen... Aber weiter, Ingenieur, was geschah dann?"

„Nicht sehr viel... Das Auto hielt, eine Dame stieg aus —"

„So mußte es kommen!" rieb sich Direktor Fürbaß die Hände. „Und die Folge Ihrer sträflichen Neugierde war natürlich die, daß Sie seit diesem Tage verheiratet sind!"

„Sie irren... Seit damals weiß ich, was für eine wundervolle Erfindung die Neugierde ist!... Ehe ich mich der Dame noch nähern konnte, erschien nämlich der Herr mit den Orchideen, es gab eine zärtliche Begrüßung und —"

„Und?" fragten die Herren verblüfft. „Und was hatten Sie davon?"

„Ich?" Ingenieur Olbart griff nach der Zigarettendose, „ich bin seit diesem Tag geschieden!"

Heimkehr des Schiffes

Von Anton Schnack

Schiffsbewegung der Deutschen Levantelinie, Hamburg: „Schiff ‚Morea' heimkehrt 17. August von Fiume nach Dubrovnik."

Es durchschneidet blauströmendes Wasser,
Nackte Berge starren zur Linken,
Inseln kommen gebuckelt und winken,
Verschwinden und werden blasser.
Gewölk, vom Südwind gefegt,
Sich grau über die Gipfel legt.

Aus dem Lärm der Stadt Fiume,
Aus dem Gewirr von Kranen und Waren
Ist das Schiff meiner Sehnsucht gefahren;
Am Kiel eine schaumige Blume,
Die mit glitzerndem Gischt
Vom Wirbel der Schraube zischt.

Es steigen herauf die Küsten
Und entfernen sich wieder gemessen.
Gärten glänzen mit strengen Zypressen,
Als ob sie Tote bewachen müßten.
Gestein funkelt wie weißes Glas,
Verdorrt schnurrt im Winde das Gras.

Das Schiff sieht Fischer sich neigen
Über Netze, gefüllt bis zum Rande.
Die Märchenwelt der heißen Levante
Lockt im süßen Aroma der Feigen.
Delphine tragen Neptun,
Den Dreizack läßt er ruh'n.

Auf der Landzunge sticht golden der Ginster
Und wirft seine Speere ins Blaue,
Wo der Reiher fliegt, der graue.
Der Turm auf dem Hügel droht finster.
Grausame Türkenpiraten
Haben dort Raub entladen.

Das Schiff wird auf den Wellen sich wiegen
Vor Lapad, dem klippenreichen.
Im schwarzen Schatten der Eichen
Hütet ein Hirte verzottelte Ziegen.
Eine wunschlose, träge Gestalt,
Schlaf im Augenspalt.

Im Gebüsch lärmt schrill die Zikade.
Kein Tuch über den üppigen Brüsten
Ruht Circe auf dem verwucherten Pfade.
Oh, wenn das die Matrosen wüßten!
Sie ist zur Liebe geneigt.
Der Hirte schläft und schweigt.

Doch das Schiff muß entschlossen eilen.
Und wenn auch winken die Frauen
Den Matrosen an Masten und Tauen —
Es stampft zu den Speicherzeilen
Der Stadt mit dem Steingenick,
Dem ummauerten Dubrovnik.

Über die Mauern blüht hoher Oleander,
Weindunst hängt in der schachthohen Gasse
Und die Mädchen einer glutäugigen Rasse
Zwitschern hell miteinander.
Das schwarze Weib, der rote Wein:
Die Sehnsucht kehrt bei beiden ein.

DIE GEPRELLTEN

VON ANTON TSCHECHOW

Vor ein paar Tagen trugen wir die junge Frau des alten Postmeisters Sladkopertzew zu Grabe. Nachdem wir das hübsche Weib beerdigt hatten, begaben wir uns in das Postamt, um nach Sitte und Brauch unserer Väter und Großväter einen Gedächtnisschmaus für die Verstorbene abzuhalten.

Als die bei solchen Gelegenheiten üblichen Pfannkuchen auf den Tisch kamen, begann der greise Witwer bitterlich zu weinen und sagte: „Diese Plinsen schauen ebenso knusperig aus wie meine Selige! Es ist der gleiche schöne Anblick! Ganz genau der gleiche!"

„Ja", stimmten ihm die an der Feier Beteiligten bei, „Ihre Gemahlin ist in der Tat eine hübsche Frau gewesen... Ein erstklassiges Weib!"

„Ja, ja... alle, die sie sahen, staunten... Aber, meine Herren, ich liebte sie nicht wegen ihrer Schönheit und auch nicht wegen ihrer gütigen Gemütsart. Diese zwei Eigenschaften gehören zum Wesen der weiblichen Natur und sind ziemlich häufig auf Erden anzutreffen. Ich liebte sie wegen einer anderen Eigenschaft ihrer Seele. Und zwar liebte ich die Dahingegangene — Gott schenke ihr die ewige Seligkeit! —, weil sie bei aller Ausgelassenheit und Munterkeit ihres Charakters ihrem Gatten die Treue wahrte. Sie war mir treu, obwohl sie erst zwanzig Jahre alt war, während ich schon bald meine sechzig hinter mir habe! Sie ist mir, einem alten Mann, treu gewesen!"

Hier bekundete der mit uns schmausende Hilfsprediger durch ein beredsames Brummen und Hüsteln seine Zweifel.

„Sie glauben es also nicht?" wandte sich der Witwer an ihn.

„Das will ich nicht gerade sagen", bemerkte der Hilfsprediger etwas verlegen, „immerhin aber... Die jungen Frauen heutzutage übertreiben es ein wenig... Rendezvous und dergleichen Salat..."

„Sie haben Ihre Zweifel, doch ich werde es Ihnen beweisen! Ich unterstützte die Treue meiner Frau durch verschiedene Mittel, sozusagen strategischer Eigenschaft, — ich möchte fast sagen: durch eine Art von Fortifikation. In Anbetracht meines Verhaltens und meines schlauen Charakters konnte meine Frau mir unter keinen Umständen untreu werden. Ich habe mich zur Beschirmung meines Ehebettes einer List bedient. Ich kenne so ein paar Worte, so etwas Ähnliches wie eine Parole. Ich spreche diese Worte aus und — basta: danach kann ich, unbesorgt um die Treue, ruhig schlafen..."

„Was für Worte sind das denn?"

„Die denkbar einfachsten. Ich streute ein unschönes Gerücht in der Stadt aus. Es ist Ihnen sicherlich bekannt. Ich sagte zu jedermann: ‚Meine Frau Aljona hat ein Verhältnis mit unserem Polizeimeister Iwan Alexejewitsch Salichwatski'. Diese paar Worte genügten. Kein Mann wagte es danach, Aljona den Hof zu machen, denn jeder fürchtet den Zorn des Polizeimeisters. Es brauchte sie einer bloß von weitem zu erblicken, so lief er auch schon davon, damit Salichwatski sich ja nicht was denke. Hi, hi, hi! Denn bekommt es einer erst mal mit diesem schnauzbärtigen Götzen zu tun, so wird er seines Lebens nicht mehr froh, kriegt er doch gleich ganze fünf Strafanzeigen betreffs sanitärer Zustände angehängt. Sieht der Polizeimeister zum Beispiel deine Katze auf der Straße, so setzt er eine Strafanzeige auf, als handelte es sich um herumstreunendes Vieh."

„Ihre Frau hat also kein Verhältnis mit Iwan Alexejewitsch gehabt?" fragten wir, die Worte erstaunt in die Länge ziehend.

„Nein, meine Herren, das war nur eine List von mir... Hi, hi!... Nun, habe ich euch nicht geschickt geprellt, ihr jungen Leute? Ja, ja, so ist das gewesen!"

Etwa drei Minuten verstrichen unter allgemeinem Schweigen. Wir saßen stumm da, ärgerten und schämten uns, daß dieser dicke, rotnasige Alte uns so geschickt an der Nase herumgeführt hatte.

„Na, so Gott will, heiratest du noch ein zweites Mal!" brummte der Hilfsprediger.

ÄHNLICHKEIT

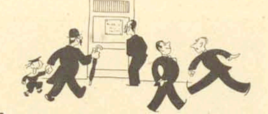
Von Poul Westergaard

In einem Provinzstädtchen hatte sich ein neuer Fotograf niedergelassen. Ein feiner, gebildeter Mann mit Knebel- und Kotelettenbart und gelockter Haarfrisur. Er hatte ein elegantes Atelier gemietet und eine junge Dame zur Hilfe engagiert. Jetzt galt es bloß noch, Kunden herbeizuschaffen.
Da erschien eines Tages eine vornehme Dame im Atelier. Sie war um die Fünfzig und Witwe eines der angesehensten Männer der Stadt.
„Ich möchte gern von mir zwölf Porträts in Postkartenformat machen lassen", erklärte sie. „Ich brauche sie zu Geschenkzwecken für die Verwandtschaft."
„Wollen gnädige Frau Platz nehmen. Ich werde den Fotografen sofort holen", erwiderte die junge Gehilfin, die sie empfing und verschwand.
Die Dame setzte sich in einen Stuhl vor den Apparat. Der Fotograf erschien; er ordnete ein wenig den Faltenwurf ihres Kleides und rückte an der Brosche ihres Mieders und war gerade im Begriff zu knipsen, als die Dame plötzlich in ein lebhaftes Schluchzen ausbrach.
„Aber liebste gnädige Frau", rief der Fotograf verwirrt.
Doch die Dame war nicht zu beruhigen. Schließlich erhob sie sich, griff nach Mantel, Hut und Regenschirm und ging zur Tür.
„Nein... nein...", sagte sie mit erstickter Stimme, „ich kann mich von Ihnen nicht fotografieren lassen."
Der Fotograf war ganz verzweifelt.
„Ja, wieso... warum denn nicht?"
Die Dame nahm das Taschentuch und tupfte über ihr tränenfeuchtes Gesicht. „Weil Sie meinem verstorbenen Gatten so ähnlich sehen, als er noch jünger war. Eine solche verblüffende Ähnlichkeit, daß es nahezu unheimlich ist. Ich kann mich darum nicht von Ihnen fotografieren lassen. Das weckt zu viele schmerzliche Erinnerungen."
Die Dame ging und der Fotograf war sehr betrübt. Hier hatte sich endlich einmal eine Kundin eingefunden, eine Kundin, die obendrein zu den vornehmsten Kreisen der Stadt gehörte und die ihm gewiß gute Empfehlungen hätte geben können. Und nun verlor er sie, nur weil er ihrem verstorbenen Manne so ähnlich sah.
Der Fotograf ging ein paar Tage mit finsterer Miene umher und grübelte; immer wieder prüfte er seine Erscheinung im Spiegel. Zu guter Letzt rang er sich zu einem heldenhaften Entschluß durch, denn er war nicht bloß ein guter Fotograf, sondern auch ein smarter Geschäftsmann, der, um einen guten Kunden nicht zu verlieren, gern auch einmal ein Opfer brachte.
„Mein wunderschönes gelocktes Haar und der Knebel- und Kotelettenbart tragen Schuld an jener frappanten Ähnlichkeit mit ihrem Mann", sagte er sich, und er ging zum Friseur, ließ sich die Haare schneiden und den Knebel- und Kotelettenbart abnehmen. Er war der festen Überzeugung, die Dame würde sein Opfer zu schätzen wissen und es nicht bei den zwölf Postkarten bewenden lassen, sondern darüber hinaus ihn als einen äußerst zuvorkommenden, liebenswürdigen und tüchtigen Fotografen allen ihren Freunden und Bekannten empfehlen.
Gänzlich verändert aussehend wanderte er also eines Vormittags zu der Dame hinaus, deren Villa vornehm ein gutes Stück außerhalb der Stadt gelegen war.
Die gnädige Frau öffnete persönlich. Sie verharrte einen Augenblick regungslos und starrte ihn an. Dann stieß sie einen Jubelruf aus und warf sich ihm an den Hals.
„Emil, geliebter Emil! Warum ließest du mich so lange warten?"
Die Dame glaubte den Vetter ihres verstorbenen Mannes vor sich zu sehen. Dieser Vetter hatte viele Jahre hindurch in Amerika gelebt und nun meinte sie, er sei endlich aus der Fremde heimgekommen.

(Einzig berechtigte Übertragung a. d. Dänischen von W. Rietig)

Lieber Simplicissimus

(O. Nückl)



Eine bekannte Berliner Tänzerin gastierte unlängst in einer westdeutschen Stadt. Für einen ihrer Tänze benötigte sie — sozusagen als lebenden Hintergrund — einen Knaben und einen Schornsteinfeger. Der Direktor verschaffte ihr beides: er ließ den Zigarettenboy als Jungen auftreten und steckte den Toilettenmann in eine Schornsteinfegeruniform. Als ich vor Schluß des Tanzes in die Herrentoilette kam, baumelte da ein Schildchen mit den Worten: „Während meiner Bühnentätigkeit darf die Toilette umsonst benützt werden!"

*

In Kopenhagen ist kürzlich eine Sache bekanntgeworden, über die ganz Dänemark herzlich lacht. An einem großen eisernen Portal, das in der Zeughausstraße ein Grundstück abschließt, gibt es einen Klingelzug, unter dem ein Emailleschild bestimmt: „Glocke zum Generalstab."
Jedermann in der Stadt weiß darüber Bescheid. Während der Septemberkrise des vergangenen Jahres, die auch die nordischen Staaten berührte, war in aller Heimlichkeit darunter ein weiteres Schild angebracht worden, über das eine Ordonnanz morgens beim Dienstantritt heftig erstaunte. Sie machte einen vorgesetzten Offizier darauf aufmerksam mit dem Erfolg, daß das Schild, das offenbar von einem nächtlichen Spaßvogel herrührte, ohne Aufsehen sofort entfernt wurde. Jetzt hat einer ausgeplaudert, was am Tor des dänischen Generalstabes zu lesen stand: „Bei Kriegsausbruch bitte dreimal klingeln!" H. M.

Fremde Welten

(Erich Schilling)



„Seltsam, wie anspruchslos die Männer sind. Der einfachste Badeanzug gefällt Ihnen besser als das größte Abendkleid!“

Altomünster

(Wilhelm Schulz)



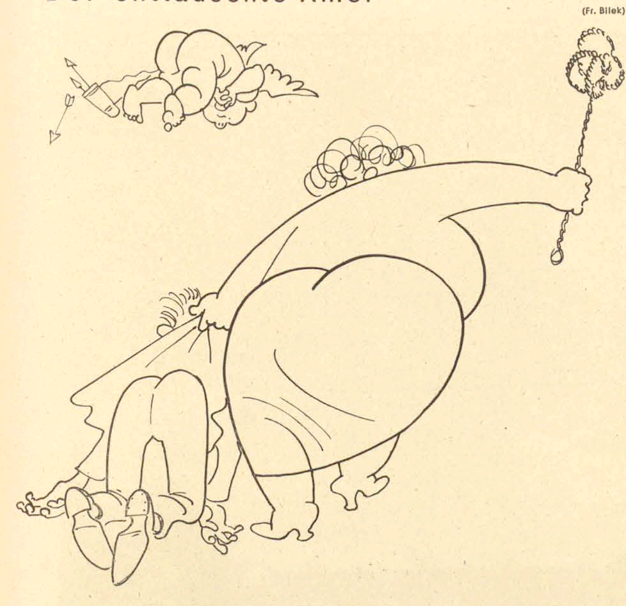
Sie überdauern alle Stürme,
verknüpft durch ein geheimes Band,
die Schenken und die Zwiebeltürme
im lieben alten Bayernland.

Drum muß ich, um mich abzulenken,
wenn ich so einen Zwiebel seh',
alsbald auch an ein Bräuhaus denken
beziehungsweise mehrere.

R.

Der enttäuschte Amor

(Fr. Bilek)



„Und deswegen habe ich vor zwanzig Jahren geschossen?“

Aufs rechte Ohr gerückt

Von Wilmont Haacke

Am Sonnabend gegen dreizehn Uhr fuhr ein junger Mann in einem Bus aus der City gen Westen. An jener Ecke, an der zu jeder Tageszeit wenigstens ein schönes Mädchen in jenen Bus steigt, der den Kurfürstendamm entlang steuert, kletterten drei der bezauberndsten Ausgaben weiblicher Jugend knapp über zwanzig Jahre in den Wagen. Sie nahmen dem jungen Mann gegenüber auf der Längsreihe Platz.

Alle jungen Mädchen setzen sich gerne dahin. Es ist wie mit den Frauen in der Kirche. Sie kennen die Plätze, auf denen man gesehen wird. Sie kennen die Plätze, von denen aus man das meiste sieht.

Daher sei den älteren Herren jener Generation, die jetzt im besten Alter ist, geraten, ebenfalls auf einer der beiden Längsreihen Platz zu nehmen. Die Damen hatten Gedichte von Hüten auf. Die Hüte waren so groß, daß deren Teller beim Schaukeln des Busses aneinanderrieben.

Auf dem Schoß trug der junge Mann ein dickes Romanmanuskript, das mit Randbemerkungen gespickt war. Weil der junge Mann so ein interessantes Romanmanuskript auf dem Schoß hielt und aussah, wie ein ganz braver Junge, deshalb hatten die drei jungen Damen, von denen eine sommerlicher und schöner als die andere war, nichts gegen ihn. Er durfte sie sich in aller Ruhe anschauen.

Daher sei den älteren Herren jener Generation, die jetzt im besten Alter ist, empfohlen, ein Romanmanuskript auf dem Schoß zu halten. Das Manuskript muß dick und besonders malerisch verschmiert sein. Ein Manuskript mit optischer Wirkung sozusagen.

Zudem trug der junge Mann eine Sonnenbrille, weißer Rand mit ganz dunklen Gläsern. Der weiße Rand sticht von braunem Teint gut ab. Die schwärzlichen Gläser sind zu empfehlen, weil die Damen von gegenüber nie genau wissen, wo man gerade die Augen bei ihnen hat. Daß man sie auf ihnen ruhen läßt, versteht sich. Aber wo man sie gerade bei dieser Fülle der derzeit gebotenen Aussichtspunkte zu jener ersten Ruhe bringt, welche Bürgerpflicht ist, das brauchen sie so genau nicht gleich zu wissen. Jede Frau nimmt es übel, wenn man nur ihre Figur, nicht ihren (oder deren) Geist lobt, was man ja auch mit den Augen tun kann.

Daher sei den älteren Herren jener Generation, die jetzt im besten Alter ist, empfohlen, immer derartige Sonnenbrillen auch im Untergeschoß der Omnibusse zu tragen.

Die drei jungen Damen mit den Gedichten auf dem Kopf dachten: „Guckt mal, so ein fleißiger Junge, sogar am Sonnabend nachmittag beschäftigt er sich noch mit einem Roman, in dem sicher eine von uns verherrlicht wird.“

Aber der junge Mann dachte gar nicht daran. Er freute sich der drei weiblichen Landschaften, die geboten waren. Man könnte Studien über derartige Landschaften schreiben. Aber man kann sich auch mit einer dieser Landschaften begnügen. Ihr guten Tag sagen und ihr sagen, wie man sie findet. Man muß sie so finden, wie kein anderer sie zuvor fand. O ihr immer neuen Felder holdester Gelehrsamkeit!

Der junge Mann war ganz in den Anblick der drei frisch aufgemachten Schönheiten versunken, als er stutzig wurde. Ihm fiel auf, was ihm nie zuvor aufgefallen war. Alle drei Damen, die Dunkle mit ihrem Lächeln, das in den Grübchen Untermieter war, die Rote mit ihrem verwirrenden Hauch von dunklem Flaum über dem herzförmigen Mund, und diese Blonde mit ihrer Melancholie, in der sie wie unter feinem Puder schimmerte, trugen ihren Hut, diese leichteste Bastion aus gebogenem und lackiertem Stroh — aufs rechte Ohr gerückt.

Vom rechten Ohr war nichts zu sehen. Hütchen und Schleier versteckten es. Vom linken Ohr gab es Andeutungen. Unter einer leichten oder schweren Kaskade so schön-natürlicher wie unnatürlicher-schöner Locken konnte man dies Ohr ahnen. Einen Ohrenschmaus.

Der Betrachter besah sich auch die anderen Damen, welche den Omnibus mit ihren Jahren bevölkerten. Auch diese trugen den Hut — aufs rechte Ohr gerückt.

Auf dem Nachhauseweg sah der junge Mann allen Damen, die ihm begegneten, unter den Hut. Heute war es nicht wegen der Augen, denen die Lyrik der ganzen Welt seit dem ältesten Tag bis zum Jüngsten Gericht (Oculi? wann kommen sie) ihr Entstehen verdankt. Heute galt es, eine Statistik darüber aufzustellen, wieviel Frauen jedweden Alters (welches nur die Polizei erfährt), ihren Hut — aufs linke Ohr gerückt trügen.

Der passionierte Statistiker fand keine. Zu Hause forschte er historisierend in dem Album, welches die Fotografien seiner Mama bewahrt, welche diese teils am Arme ihres Gemahls, welche teils den Betrachter selbst (noch stark verkürzt), am Arme dieser zeigen. Auch Mama, welche eine bezaubernde Frau war, wie die älteren Herren jener Generation, welche jetzt im besten Alter ist, gerne versichern, trug den Hut — aufs rechte Ohr gerückt.

Der junge Mann hat sich ein Wochenende lang mit der Frage beschäftigt, warum alle Mädchen und Frauen den Hut, jeden Hut ihres Lebens — aufs rechte Ohr rücken. Er fragte jedwede und jedweden, die er bis zum Montag traf: „Ach verzeihen Sie, können Sie mir sagen, warum die Frauen ihren Hut — aufs rechte Ohr gerückt tragen?“

Niemand konnte ihm das sagen.

Er selber entschloß sich, wenn auch ungern, ob des seit dem philosophischen Seminar nicht mehr geübten Vorgangs, zu einem Denkprozeß. Denkprozesse kann man bekanntlich nachts allein im Bett durchführen, wenn die Glücklichen schnarchen, die Glücklichsten wen streicheln und die mit der sensiblen Gewissensmembrane sich unruhig wälzen. Der improvisatorische Denker kam auf logistischem Wege zu dem Schluß: weil wir links von den Frauen gehen, zeigen sie uns ihre linke Gesichtshälfte mit dem Lockenfall, den sanften Hügeln der rechten Wange und der süßen rechtsseitigen Geographie des Mundes. Deshalb tragen sie den Hut — aufs rechte Ohr gerückt. Aber ist das eine ganze Antwort?

Denn weshalb, so müßte ein kaustisch Begieriger jetzt fragen, weshalb gehen wir immer links von unseren Göttinnen? Und diese Frage führt zu weit. Sie ist ein echtes Problem, das zu seiner Klärung eines platonischen Dialoges bedürfte. Der Fragesteller, der kein Platoniker ist (ohne sich dies bereits zum Verdienst anrechnen zu können), fragt deshalb die älteren Herren jener Generation, die jetzt im besten Alter für die Platonik ist, höflichst um Rat und bittet sie um die weise Beantwortung einer Frage, die, weiß Gott, leichter aufzuwerfen als zu lösen ist. Die Kardinalfrage mancher Sommertage:

Warum tragen die Frauen den Hut — aufs rechte Ohr gerückt?

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 39: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

„Wenn's glückt, ist's gut . . .!"

Von Hermann Ebbinghaus

Die Geschichte fing so einfach und natürlich an, daß wirklich niemand ahnen konnte, wie sonderbar und rätselhaft sie auf einmal werden sollte. Der Chauffeur fuhr grade den Wagen seines Herrn in die Garage, — die Garagentore standen noch auf, und er hielt den Wagen an und stieg aus, um sie zu schließen —, da sah er den fremden, gutaussehenden Herrn vor sich stehen.

„Sie entschuldigen!", sagte der Herr. „Sie sind doch der Chauffeur von Herrn Brendel?"

„Jawohl. Natürlich. Aber Sie wünschen?"

„Ja, sehen Sie: es ist jetzt schon elf Uhr nachts, und ich habe hier einen dringenden Brief für Herrn Brendel, — einen sehr dringenden und wichtigen Brief, den er gleich noch lesen muß. Natürlich kann ich ihn so mitten in der Nacht schlecht in seiner Wohnung überfallen. Da sah ich Sie den Wagen in die Garage fahren. Und da möchte ich Sie denn eben bitten, den eiligen und wichtigen Brief schnell für mich zu Ihrem Herrn in die Villa hinaufzutragen. Ich werde hier auf Antwort warten. Und für Ihre Mühe . . ."

Der Chauffeur verspürte einen warmen Händedruck, der ihn um eine Mark Trinkgeld reicher machte.

„Aber selbstverständlich gern, Herr! Einen Augenblick, bitte!" sprach er und verschwand in der Villa, nicht ohne die Garagentür gegen den Regen geschlossen zu haben. Den Fremden ließ er in der Garage zurück.

Es dauerte dann doch ein wenig länger als einen Augenblick. Denn der Herr war nach der langen Fahrt zuerst einmal ins Bad gegangen und nicht sofort zu sprechen. Und dann, — ja, dann kam eben die Sache mit dem Brief! Denn als nun der Herr endlich den Umschlag aufbrach und las, während der Chauffeur daneben stand, auf die Antwort wartend, da zeigte es sich, daß dieses Schreiben keinerlei Unterschrift enthielt, dagegen aber die höchst verwunderlichen Sätze:

„Wenn's glückt, ist es gut! Wenn's nicht glückt, ist es auch gut!"

„Was halten Sie davon, Moser?" fragte der Herr. Und dann steckten die beiden eine gute Weile die Köpfe zusammen, um zu beraten, was das wohl zu bedeuten hätte.

„Ach was! Vielleicht ist es nur ein dummer Scherz! Ich verstehe allerdings nicht, von wem und weshalb! Kommen Sie! Wir werden einfach zusammen hinuntergehen. Wenn ich mit dem Herrn spreche, werde ich ja wohl erfahren, was los ist!" Und so stiegen sie denn zusammen in die Garage. Die ganze Geschichte hatte vielleicht vier bis fünf Minuten gedauert.

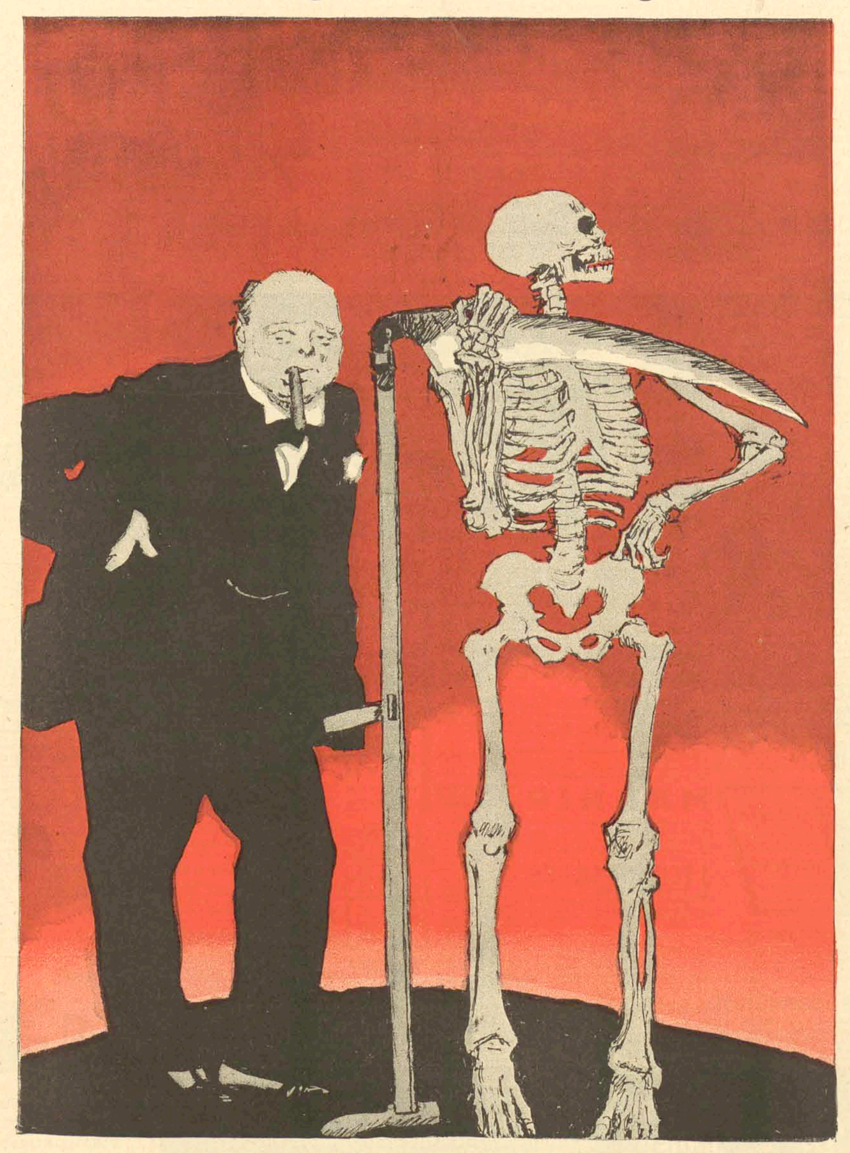
Aber was der geheimnisvolle Brief zu bedeuten hatte, das sahen sie dann allerdings alle beide in einer einzigen Sekunde! Der große, schöne, neue Prachtwagen, der war nämlich weg, der war spurlos verschwunden!

An der Garagentür klebte ein Zettel:

„Es ist geglückt! Herzlichen Dank! Der Dieb."

Der gefährliche Weg

(E. Thöny)



„Nur so weiterhetzen, Mister Churchill, dann werden wir bald wieder miteinander ins Geschäft kommen!“

München, 13. August 1939
44. Jahrgang / Nummer 32

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Attraktion

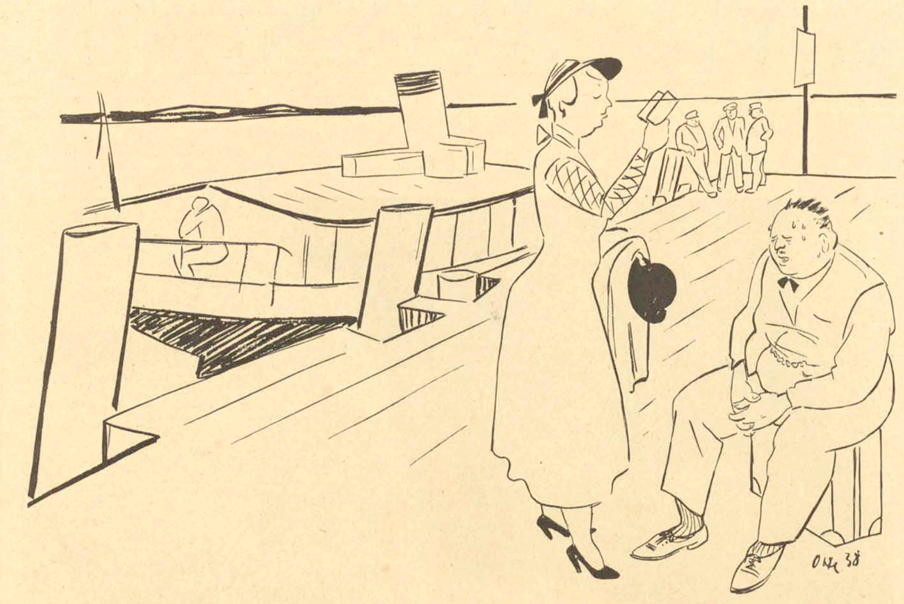
(R. Kriesch)



„So so, erleben möchten S' was, Fräulein, schad daß der Loisl grad beim Militär is, sonst könntens was erleb'n!"

Die Sehenswürdigkeit

(O. Herrmann)



„Früher feierte hier Karl der Übermütige seine rauschenden Seefeste!“
„Hoffentlich hat wenigstens der dazu 'n kleenes Helles gehabt!“

Der ereignisreiche Sommer

Lieber Karl!

Deinen Wunsch, Dir über Stimmungen und Ereignisse in diesem Sommermonat sofort Nachricht zu geben, erfülle ich hiermit. Ich vermag dieses um so besser, als ich mich wie so viele augenblicklich auf dem Lande befinde, also Ähnliches wie die andern erlebe und empfinde.
Das Wichtigste war in den ersten Tagen die Aussicht von der Altane. In der Mitte See, rechts Berge, links Wald; vorne Landschaft an sich, bestehend aus Bauernhäusern, Feldern, Straßen, Eisenbahnen, Rehen, überhaupt aus allem, was zu einer vollständig ausgestatteten Landschaft gehört. Wir versicherten uns gegenseitig am Tage öfter, daß die Aussicht schön, umfassend oder großartig sei. Stimmungen haben wir nicht. Stimmungen hat nur die Landschaft, morgens Morgenstimmung, mittags Mittagsstimmung, und abends Abendstimmung, auch Zwischenstimmungen treten auf, wie Gewitterstimmung. Auf diese machen wir uns besonders aufmerksam.
Jetzt können wir die Landschaft schon auswendig und brauchen eigentlich gar nicht mehr hinzuschauen. Da sie aber im Preise der Sommerwohnung mit einbegriffen ist, tun wir es trotzdem.
Wir haben auch ein Innenleben. Dieses spielt sich in den beiden Zimmern im zweiten Stock des Bauernhauses ab. Es wird stark durch Gerüche beeinflußt. Ich habe bisher nicht gewußt, wieviel der Mensch zu riechen vermag. Eben rieche ich, daß die unten heute Schmalznudeln essen. Vorhin wurde mir auf gleichem Wege übermittelt, daß die Aborttür offengeblieben war. Das alles geschieht auf einem gehörigen Geruchsockel von Kuhstall.
Glaube ja nicht, daß uns das alles stört. Ausspannen heißt nicht nur anderes, Ungewohntes sehen, sondern auch anderes, Ungewohntes riechen. Meine Geruchsnerven sind schon sehr ausgespannt, hauptsächlich ausgespannt.
Ereignisse gibt es sehr viele, sie überstürzen sich manchmal geradezu. Katzen sind angekommen, zwei Tauben wurden geschlachtet, vor meinem Fenster wurden drei Unterhosen, vier Hemden und fünf unbekannte Stücke gewaschen. Ich werde die Stücke zu bestimmen versuchen, wenn sie an der Leine vor den Johannisbeerbeeten aufgehängt sein werden. Du siehst also, daß die Zeit hier sehr spannend ist.
Sehr aufregend war auch die Sache mit dem Handtuch. Das Handtuch lag immer neben dem Becken auf dem Waschtisch oder fiel von dort hinunter. Da erinnerte ich mich rechtzeitig, daß ich ein zupackender Charakter bin. Ich suchte also einen Nagel und, was soll ich Dir sagen, ich fand ihn nicht weit von der Türe zum Schuppen. Mit dem umgedrehten Bergschuh schlug ich ihn gleich links neben dem Waschtisch in die Wand, ungefähr in einer Höhe von einem Meter sechzig über dem Fußboden. An dem Nagel hängt nun das Handtuch. Es hängt wirklich gut und griffbereit dort. Käte findet das auch. Du solltest sehen, wie gut es da hängt. So kann man oft durch kühnes Zupacken mißliche Situationen lösen.
Denke keineswegs, daß wir hier den Blick für die weitere Welt verloren haben. Du wirst das sofort erkennen, wenn ich Dir mitteile, daß in einem Nachbarhof kürzlich eine Kuh erkrankt ist. Es war aber glücklicherweise nur eine kleine Unpäßlichkeit, und sie ist schon auf dem Wege der Besserung. Ich hoffe, Dir bald den glücklichen Ausgang der Angelegenheit melden zu können.
So, das wäre das Wichtigste, was sich hier ereignet hat. Ich würde mich freuen, wenn Du bald Deine Ansicht über die Sache mit dem Nagel am Waschtisch schreiben könntest

Deinem Foitzick.

Unabänderlich

Von Ratatöskr

Nein, wir können uns nicht ändern,
können uns nicht selbst erlösen
von den unsichtbaren Bändern —
nicht zum Guten, nicht zum Bösen.

Pratzen bleiben ewig Pratzen.
Lämmer werden nie zu Schuften.
Und wer schwatzt, muß immer schwatzen.
Und wer stinkt, wird nimmer duften.

— Wer's erkennt, im Weltgetümmel
resigniert der mit den Jahren.
Doch ein ignoranter Lümmel
wird vermutlich besser fahren.

Sehnsucht

(Ö. Gulbransson)



„Danach habe ich mich immer gesehnt, so aufs ewige Meer hinauszusehen . . .“
„Gemacht, wenn Du Dich genug gesehnt hast, kannst Du mich nachher wecken!“

Das kleinere Übel

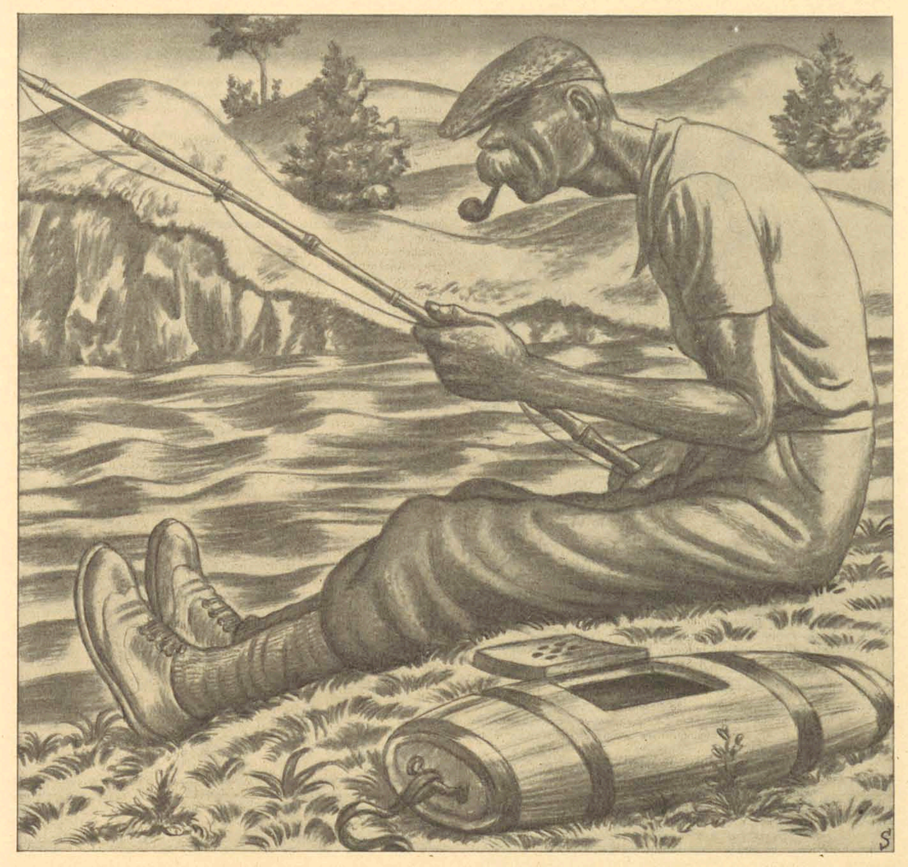
(E. Thöny)



„Ist noch etwas zu unterschreiben, Mister Arita?“

Nach dem Hudsonplan

(Erich Schilling)



„Damned, warum beißen die Biester nicht an, ich bin doch nicht der Hudson und sie sind nicht die Deutschen!“

Diplomatische Unterhaltung

Von Dr. Reinhold Heinen

Verhandlungen zwischen den Staatsmännern verschiedener Länder sind ohne die Mitwirkung eines gewandten Dolmetschers kaum denkbar. Ein köstliches Geschichtchen wird dazu aus der Zeit erzählt, als Lord Kitchener mit einer Expedition Ägypten erforschte: Ein junger Offizier bekam damals den Auftrag, mit einem Dolmetscher einem Pascha in Kairo einen offiziellen Besuch abzustatten, damit der Expedition ein Sonderzug zur Verfügung gestellt würde. Nebenbei war dieser Pascha auch noch Verkehrsminister.

Es entspann sich alsbald folgendes niedliche Zwiegespräch: Der Offizier (auf Englisch): „Das ist also der alte Dicksack?"

Der Dolmetscher: „Jawohl, mein Herr."

Der Offizier: „Gut, sag diesem Ziegelstein, daß ich morgen mittag drei Uhr einen Zug für meine Leute haben muß und rate ihm, sich recht manierlich zu benehmen, wenn er nicht die Flötentöne von mir beigebracht haben will."

Der Dolmetscher (auf Arabisch), nachdem er den Pascha bis auf den Erdboden begrüßt hat: „Erhabenster aller Paschas, dieses Gewürm, dieser Hund von einem Ungläubigen aus der erbärmlichsten Familie, naht sich der erhabenen Gegenwart Eurer Exzellenz usw."

Der Minister (auf Arabisch): „Wird geschehen."

Der Offizier (auf Englisch zum Dolmetscher): „Was sagt der alte Dickwanst?"

Der Dolmetscher: „Er stimmt zu, Herr Offizier."

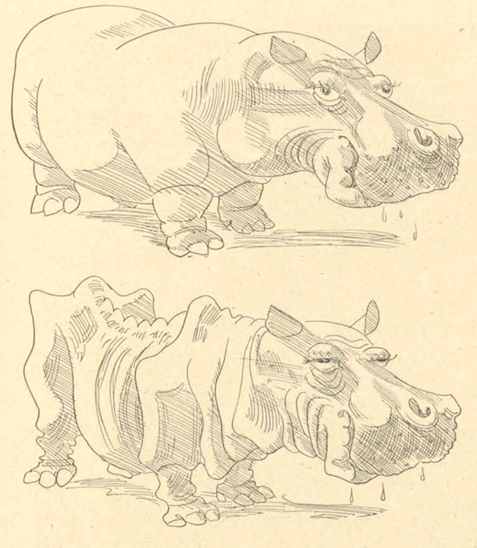
Der Offizier (grüßt): „Das wäre in Ordnung. Guten Tag also, alter Hahn."

Etliche Tage danach erfuhr man im Quartier der britischen Offiziere, daß der ägyptische Verkehrsminister ausgezeichnet Englisch sprach ...

Folgen einer Abmagerungskur



(Fr. Bilek)



HINAUS IN DIE FERNE . . .

VON ERNST HOFERICHTER

In die Dreizimmerwohnung der Familie Anzensberger zog von Tag zu Tag immer mehr hochsommerliche Atmung ein.
Am Fensterbrett surrten die Fleischfliegen, die Wände des Schlafzimmers schwitzten und der Ausguß war mit Salatabfall verstopft.
Vater Anzensberger saß in Hemdärmeln auf dem Kanapee in der Wohnküche. Er hatte soeben das Abortfenster mit malachitgrüner Farbe frisch gestrichen und trug noch die schützende Papiermütze am Kopf.
Seine Gattin Amalie schlüpfte mit ihren Lilienhänden von einem wollenen Socken in den andern. Am durchschimmernden Weiß der Haut erkannte sie mit einem Blick Loch und Löcher.
Auf dem Hocker spielten die Kinder mit einer Klystierspritze Feuerwehr. Und überm Gasherd kochte das Zimmerfräulein Olga ihren Büstenhalter aus. Der laue Abendwind wehte vom Küchenbalkon durch die aufgehängten Schlupfhosen den Geruch von angebranntem Griesbrei herein und der Lautsprecher sang: „. . . komm' auf mein Schloß mit mir!"
In diesem Frieden versank der Anzensberger immer tiefer in Gedanken. Obwohl er von außen gesehen immer noch dreiundneunzig Kilo wog, zog sich sein Inneres mehr und mehr in sich selbst zurück. Sein Schnaufen verriet, daß der Geist aus dieser kleinen Umwelt davondampfte in ferne Zonen. Er rangierte geradezu nach vorne und zurück, gab volle Kraft voraus und bremste ab.
Sein seelisches Auge fuhr durch Feld und Wald, überquerte Viadukte, stieg von der Eisenbahn ins Dampfschiff um, nahm Höhen und Kurven, schwebte in Seilkabinen zu Gipfeln empor, und man konnte es sogar sehen — wenn ein Tunnel oder ein Wasserfall kam . . .
Plötzlich hielt er mit dem Schnaufen an. An irgendeiner Stelle schien seine innere Schau den Anschluß verpaßt zu haben. Er schnellte in die Wirklichkeit zurück. „Was hast denn g'habt, Vata . . .?" fragte die Amalie, die kleine Pause benützend.
„Was i g'habt hab? Im Urlaub war i . . . Ferien hab i g'habt!"
„Fahren S' heuer aa wieder nach Truchtlaching . . .?" mischte sich das Zimmerfräulein in seine Erholung ein.
„Na . . .! Dösmal geht's no viel weiter . . . Am liebsten über Land und Meer . . .!" leuchtete sein Auge wie ein Signallicht für freie Fahrt auf.
„Geh Vater, tua di nur net übernehma . . .! Bleib im Rahma des Natürlichen!"
„A poetischer Mensch bin i schon allaweil g'wesen . . . Und das Wandern war allaweil schon des Müllers Lust . . . Sozusagen von Kindesbeinen auf is der Trieb in mir. Als Lehrbua hab i dös Unausrottbare g'habt — — durch Täler weit und Höhen und nix als wia mit lautem Hörnerschall . . .!"
„Pepi . . .! Anni . . .! Holt's an Vata dö Landkarten und an Fahrplan her!" rief die Mutter.
Und bis in die Nacht hinein studierten sie Flußläufe, errechneten die Tiefe der Seen und die Höhen der Berge. Das Zimmerfräulein, das in den Urlaubswirbel mit hineingerissen wurde, war als letzter Waggon angehängt — und plante mit.
Sie schwärmte für einen Aufenthalt am Wasser. Denn da könnte sie ein Fußbad nehmen und gleichzeitig eine Häkelarbeit vollenden. Zwei Fliegen auf einen Schlag bildeten schon immer ihre Weltanschauung.
Frau Anzensberger stimmte für dunkle Wälder. Sie sah bereits die gedörrten Pilze auf dem Fensterbrett liegen. Und im Geiste pirschte sie mit dem Taubeerrechen durch das Jungholz.
Der Vater fuhr indes mit dem Zeigefinger abwechslungsweise die Ströme der Landkarte und die Schnellzugsstationen des Fahrplans ab. Sein Trieb in die Ferne fand nirgends eine Bleibe. Vom höchsten Bergesgipfel rutschte er ins tiefste Tal ab. Sein Fingernagel graste bald am Neckar, bald am Ostseestrand. Vor lauter Ferien sah er keinen Urlaub mehr. Aus Weite erblickte er nicht mehr das Nahe. So schwankte und wankte er hinaus in die Ferne, den gesagten Hörnerschall nicht vergessend . . .
„Bring mi net aus'm Gleis . . .!" brummte der Vater und meinte es buchstäblich. Denn er sauste gerade mit dem Orientexpreß über die Innbrücke.
„Herr Anzensberger, so reden S' doch g'scheit . . .! I muß ja wissen wegen der Garderobe, net wahr . . . Soll i mein großes Abendkleid mitnehma oder genügt der Strandanzug?" fragte das Zimmerfräulein.
„Dös steht auf koaner Landkarten . . .! Dö müssen S' Ihna von der Natur vorschreib'n lassen — oder respektive von deren Erfindung Pracht . . .!"
„Aber an Deuter muaßt doch von dir geb'n, Vater . . .!"
„Macht's mi nur net narrisch, wenn i Ruhe und Erholung suach . . .! Jeden Tag genga hundert Züg' ab und halten an tausend Stationa an und vor jeda Station liegt millionenfältig dö Natur verbreitet — — Da g'hören schon Nerven her, bis ma 'rausbringt, wo sich dieselben dann diesbezüglich auszuruhen vermög'n . . .!"
„Aber, laß dir doch sag'n, Vata . . .!" „Herr Anzensberger, passen S' auf . . .
„Nix laß i mir sag'n und gar net paß i auf . . .! Wenn i's jedem recht machen soll, dann laß i mir nix dreinreden — dös merkt's euch!"
„Und bist wenigstens schon so weit, daß d' sagen kannst — ob ma am Hauptbahnhof wegfahren oder am Ostbahnhof . . .?"
„Na . . .! Gar nix woaß i . . .!" knurrte der Anzensberger und sein Kopf bekam die Röte einer Tomate. „Guat, nacher bleib'n ma dahoam . . .!"
„Dös woaß i aa no net . . .! Denn ob i fortfahr oder net, dös richt't sich ganz nach meine Stammtisch' . . . I kan dö Leut net alloa in der Großstadt sitzen lassen — —"
„Ja — und wenn i fragen darf: Von was hänga dann dö Stammtisch ab . . .?"
„Da kommt's eb'n nur drauf an, ob dö andern in Urlaub genga oder net genga . . .! Und so greift dös oane ins andere . . ."
„Is aa recht, dann sitz i mi den ganzen Sommer vor mei Fensterbrettl und schaug zua — wia dö andern in d' Erholung fahr'n . . .!" seufzte traurig die Amalie auf.
„Und i steh wieder ohne Familienanschluß einsam in der Welt . . .!" hauchte das Zimmerfräulein.
„Ja, ja, dös versteht mei Mo — ein'm die schönste Freid zu verderb'n . . .!" fügte Amalie hinzu.
„Ja, Kreuzkruziteufel überanander. .! Jetzt werd' i aber belzig . . .! Wer hat denn g'sagt, daß du di net freien derfst . . . han? Freien derfst di, so viel d' willst . . .! 's ganze Jahr und no länger . . .!" schrie der Anzensberger und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Landkarte in ein Erdbeben verfiel.
„Nix siech i von fruah bis auf d' Nacht als wia z'rissene Unterhosen, nix hör' i als wia nur d' Wasserspülung und nix — —", heulte Frau Anzensberger.
„Ahan . . .! So . . .! Dös is der Dank dafür, daß unseroans hin und her überlegt, d' Landkarten absuacht und sich im Fahrplan dappert schaugt . . .! Dös letzte Trumm Poesie reißt ihr ein'm aus dem Leibe . . .! Aus is und gar is! Und vom Urlaub will i nix mehr hör'n und nix mehr seh'n . . . Da bin i konsequent und woaß, was i will . . .! So — und jetzt geh i noch an mein'n Stammtisch . . .!" — „Und mir genga ins Bett . . .!" hauchte die Gemahlin.
Bald stand nur mehr das Zimmerfräulein in der Wohnküche und hängte ihren Büstenhalter zum Trocknen auf. Einige Tropfen fielen davon wie Tränen auf Landkarte und Fahrplan herab . . .

Ja, einmal / Von Arnold Weiß-Rüthel

Ja, einmal wird das alles anders sein!
Wir werden Engel sein
und Flügel haben,
auch Himmelsbrot und weißen Wolkenwein,
und uns an Eia und Popeia laben.
So oben hoch und über allen Sternen
wirst du es plötzlich
ohne Not erfühlen,
daß man es weder können muß,
noch lernen,
das Liebessingen und das Psalterspielen.
Wir werden lächeln,
weil wir es vergessen
im Tag der Irdischkeit
mit vielen kleinen Süchten,
wir werden uns die Seelenhände pressen,
und über nichts mehr denken,
oder richten.
So eingehüllt in Wunder all des Lichts
wird uns der Himmel sehr bequem erscheinen;
wir werden alles wissen,
oder nichts,
und jeden ehrlich grüßen,
oder keinen.

Die rettenden Stewards / Von Ellen Aram

Morgens um zehn Uhr ging der Dampfer Merovia von Callao nach Iquique in See. Rudyard Kipling eilte hastig zum Hafen. Eine alte Angewohnheit von ihm, immer erst in der letzten Minute vor der Abfahrt zu erscheinen. Die Laufplanke sollte schon eingezogen werden, er erreichte gerade noch rechtzeitig das Schiff. Aufatmend stand er einige Minuten auf Deck, dann ließ er sich vom Steward in seine Kabine führen. Nachdem er seine Sachen gut untergebracht wußte, machte er einen Bummel an Deck. Da fiel ihm ein, daß er die Passagierliste einsehen könne, und er begab sich zum Zahlmeister. Doch Kipling hatte Pech oder Glück — wie man es nennen will — kein Bekannter befand sich unter den Passagieren. Obgleich die Merovia nur ein mittleres Schiff war, war sie nur zur Hälfte mit Passagieren erster und zweiter Klasse besetzt. Vierzig Passagiere erster und zweiter Klasse hatte Kipling festgestellt, das war nicht gerade viel.

Trompetensignale riefen zum ersten Mittagessen und der Obersteward wies einem jeden seinen Platz an.

Als der Kapitän die Tafel aufhob, blieben die Menschen, die der Zufall an denselben Tisch geführt hatte, zusammen. Man plauderte noch einen Augenblick im Speisesaal und begab sich dann in derselben Gruppierung wie bei Tisch an Deck. Man promenierte ein wenig, und es begann jenes leichte Frage- und Antwortspiel, durch das fremde Menschen, die nun einige Zeit aufeinander angewiesen sind, zu erfahren suchen, wes Geistes Kind wohl die Tischgenossen sind und ob es sich lohnt, auch außerhalb der Tischzeit miteinander zu verkehren; in diesem besonderen Fall war es sehr wichtig, festzustellen, ob man die richtige Gruppe erwischt hatte, denn gleich am ersten Abend stieg ein Fest. Einer der Passagiere feierte Geburtstag. Und darin waren sich alle einig, es sollte eine besonders lustige Nacht werden, diese Geburtstagsfeier auf See. Nur der Kapitän verhielt sich ablehnend, er machte ein brummiges Gesicht, entweder war er leberleidend — was in dieser heißen Gegend gerade keine Seltenheit ist — oder er ärgerte sich, daß sein Schiff nur zur Hälfte besetzt war; vielleicht war er am Gewinn beteiligt. —

Die Passagiere ließen sich jedoch nicht stören. In Gruppen und Grüppchen knobelten sie die unmöglichsten Ideen aus und tuschelten geheimnisvoll miteinander. Ab und zu hörte man Gelächter aufdröhnen. Kurz und gut: es versprach ein angeregtes Fest zu werden.

Plötzlich sah man die Stewards geschäftig hin und her eilen. Jeder Passagier bekam ein Briefchen in die Hand gedrückt. Von der Schiffsleitung, wie die Stewards versicherten. Also hat sich der brummige Seebär doch noch erweichen lassen und veranstaltet von sich aus ein Fest, dachten sie alle. Man öffnete das Briefchen und las, las noch einmal und erbleichte. Mit verkniffenem Gesicht faltete man das Schreiben zusammen und sah auf die anderen Passagiere, überall begegnete man diesen verkniffenen Gesichtern, die Stimmung war futsch. Hallo! dachte Kipling, was ist denn los? Er hatte seinen Brief noch nicht gelesen. Da einer nach dem andern ein finsteres Gesicht machte und sich die Gruppe, mit der er sich zusammengefunden hatte, immer mehr auflöste, zog er ebenfalls das Briefchen der Schiffsleitung hervor und begann zu lesen: „Da im Abgangshafen einige Fälle von Ruhr vorgekommen sind und der Kapitän dafür verantwortlich ist, daß diese Krankheit nicht etwa mit in den Bestimmungshafen eingeschleppt wird, sieht sich die Schiffsleitung veranlaßt, Sie zu bitten, die durch die Verdauung abgesonderten natürlichen Stoffe dem Schiffsarzt zur Untersuchung zur Verfügung zu stellen. — Der Kapitän." Und darunter: „Sie werden aufgefordert, Ihre Exkremente dem Schiffsarzt um 9 Uhr abends zur Untersuchung abzuliefern. — Der Schiffsarzt." Diese zwar höfliche, aber deutliche Aufforderung war in den verschiedensten Sprachen abgefaßt.

Verfluchte Schweinerei! dachte Kipling, und das ausgerechnet zur Geburtstagsfeier. Die ganze Stimmung ist perdu! — — Auf allen Gesichtern konnte man ungefähr das gleiche lesen. An und für sich ist diese Angelegenheit ja ganz natürlich und es läßt sich absolut nichts dagegen sagen, aber erstens, ausgerechnet vor der abendlichen Feier... dann zu einer ganz bestimmten Stunde. Das geht zu weit!... Bleich und unbehaglich schlich man umher. Man hatte überall den gleichen Gedanken: wird es auch zu der Stunde klappen? Und wenn nicht, was dann?... Muß man dann mit dem Schiff wieder zurück oder kann man es noch einmal versuchen?... Wie vor dem Examen war allen zumute. Einer schaute den anderen an, mit fragenden Blicken. Wirst du zu der bestimmten Stunde auch tatsächlich?... Wütende Blicke antworteten ob solcher Indiskretion... Die erst kurz zuvor geschlossenen Freundschaften schienen in die Brüche zu gehen, da — als die gewitterschwüle Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte — sah man hin und wieder frohe und vergnügte Gesichter. Sollten die etwa schon?... Gemeinheit!... Und wir müssen noch warten oder gar — nachsitzen... Immer mehr vergnügte Gesichter erschienen auf Deck.

Kipling wurde das zu dumm, er verkroch sich grollend in seine Kabine. Er wollte diese vergnügten Gesichter nicht mehr sehen. Voll Haß auf die andern legte er sich nieder und brütete schlechte Gedanken der Rache. Da klopfte es, und auf sein „Herein" betrat der Steward die Kabine. „Haben Sie vielleicht noch Wünsche?" fragte er, und ein listiges Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

Schon wollte Kipling loswettern, da kam ihm ein Gedanke und er sagte: „Hören Sie mal, Steward, Sie haben doch sicherlich von der Anordnung der Schiffsleitung gehört. Wie ist das nun, wenn... und können Sie vielleicht. Sie verstehen schon...!" Und er hielt ihm eine Pfundnote hin.

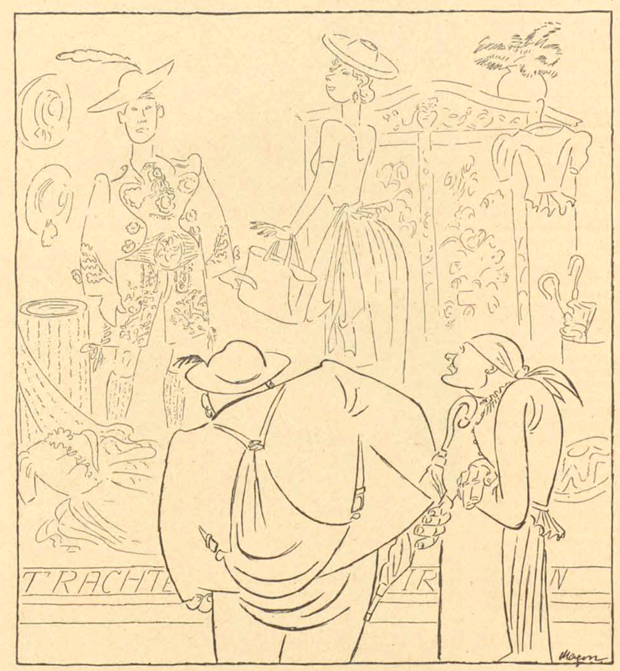
Da ging ein Grinsen über das Gesicht des Stewards. Er zog ein Notizbuch aus der Tasche, las darin und antwortete: „Acht Passagiere habe ich schon, und meine Kollegen haben auch schon die meisten, aber — es wird sich schon noch einrichten lassen." Sprach's, notierte den Namen Kiplings, nahm die Pfundnote und ging.

Erstaunt schaute Kipling ihm nach, dann lachte er laut auf. Daher auf einmal all die frohen, vergnügten Gesichter! Nun konnte auch er auf einmal wieder lachen. Erlöst eilte er auf Deck.

Überall sah man jetzt wieder frohe Gesichter. Die Geburtstagsfeier war gerettet und man leerte manch volles Glas auf die rettenden Stewards.

Modedirndln

(Macon)



„Siehgst, Zenzl, ich glaub allweil, dös is de Berliner ihr Tracht!"

Ein Morgen in Paris

Von Bastian Müller

„Öffne das Fenster", sagte Maria, „ich möchte die Kanarienvögel singen hören."

„Wir werden dann aber nicht mehr allein sein", flüsterte Marcel, „die Welt wird in unsere Höhle schauen und das große, gräuliche ‚D' von der Reklame Dubonet da vorn am Giebel in der anderen Straße."

„Die Nacht war lang genug", lachte Maria. „Viel zu lang", sagte sie komischerweise. „Ich werde heute keinen ordentlichen Stich nähen können."

Es war ein kleiner Vorwurf in der Stimme der jungen Frau. Aber als sie sah, wie das Gesicht des Mannes, der ebenfalls sehr jung war, ratlos wurde, wie ein Anflug von Sorge und Furcht sich auf seiner Stirn zeigte, da lachte sie, verschränkte die Arme unter dem Kopf, schob die kurze, volle Unterlippe vor und sagte in scherzendem Befehlston: „Jetzt machst du mir einen Kaffee. Du kannst ja nachher noch schlafen."

So begann der Tag im Zimmer 16 des Hotels Deleris in der Rue de pot du fer, gelegen im neunten Polizeirevier der großen Stadt Paris, die so bunt an Menschen ist, so bunt an Leben, und über der selbst der Morgenhimmel farbiger erscheint, als irgend sonst in der Welt.

Aber nicht überall war die gleiche, glücklich übervache Stimmung der jungen Liebe. Es wohnten andere Menschen im Hotel. Nebenan im Zimmer 14, nur zum Beispiel, spielte ein arbeitsloser Italiener den ganzen Tag auf einer billigen Mandoline, daß es einem am Rückenmark zehrte, und genau unter dem Zimmer des jungen Paares lag ein Mann, der nachts Anfälle bekam und schrie. Zum Glück wohnten oben unter dem Dach stille Leute, so still waren sie, daß nicht einmal ihre Schritte auf den knarrenden Dielen zu hören waren. Kein gewöhnlicher Mensch konnte so lautlos gehen, und es wohnten sogar drei in einem Zimmer. Aber niemand dachte mit dankbaren Gefühlen an die Mieter der Dachstube. Alle fanden, daß sie so und nicht anders zu sein hatten. Wären sie laut gewesen, man hätte sich beim Patron beklagt, wären sie einmal betrunken nach Hause gekommen, ja, dann hätte die Polizei mal nach dem Rechten sehen müssen. Jawohl. Aber das war bisher nicht nötig gewesen.

Nachdem Marcel das Fenster geöffnet hatte und das Zwitschern der struppigen Kanarienvögel, die fast vor jedem Fenster im Hof in ihren winzigen Bauern hingen, im Zimmer deutlich zu hören war, und nachdem der junge Mann das Holzkohlenfeuer mit einem Strohfächer in Gang gebracht hatte, setzte er sich auf die niedrige Fensterbank und sah hinab in den Hof. Er wollte gleich, wenn das Wasser soweit war, zwei Eier kochen. Und hoffentlich ließ die Eieruhr nicht auf sich warten. Aber während er noch den ersten Zug der Morgenzigarette in die kühle Luft blies, kam die Uhr auf den Hof. Sie hatte kein Zifferblatt, nur drei Zeiger, aber die zeigten alle dieselben Minuten an. Es waren die Mieter, die lautlosen, von der Dachstube oben. Auf weichen Fußsohlen betraten sie das feuchte Steinpflaster des dumpfen, ewig modrigen Hofes. Sie sahen zur Erde, legten drei kleine Bündel auf einen halbwegs trockenen Fleck und schlüpften aus den Filzsandalen. Ihre hellbraunen, nackten Füße wirkten seltsam unfleischhaft auf dem schwarzgrauen Stein.

Das also waren die Mieter von oben, die Eieruhr des jungen Paares und der ewige Alpdruck der fetten Madame Rosa aus dem zweiten Stock. „Die Neger", zischte sie, wenn sie der Männer ansichtig wurde. Es waren Araber, Wanderarbeiter für billigen Lohn, Mohammedaner, drei Männer, die alle zusammen vielleicht zehn Worte Französisch konnten.

Die Araber stehen in dem Verdacht, Anhänger der absoluten Freiheit zu sein. Sie dulden nicht gern einen Herrn über sich, besonders einen Fremden. Und dennoch, man begegnet in Frankreich überall den arabischen Wanderarbeitern. Haben sie denn völlig ihren Charakter verloren? Madame Rosa, die einen Sohn hat, der Hundewäscher am Pont Neuf ist, behauptet, es seien Menschenfresser und Kannibalen.

Sie hat Unrecht. Die drei aus der Dachstube haben in den zwei Monaten, die sie im Hotel wohnen, keinen Menschen gefressen. Die Portiersfrau hat genau aufgepaßt. Nicht einmal ein Stück Lammfleisch haben sie vom Petit marche drüben hereingetragen. Nur eine Schüssel gekochter Bohnen in Öl und Reis mit geschossenem Spinat und süße Kartoffeln tragen sie nach oben, in ihre Stube, wo kein Bett steht, wo sie auf einer Reisstrohmatratze schlafen, eingewickelt in ihren Burnus, drei schmutzigweiße Hügel.

So leben sie. Und nun kocht das Wasser auf dem eimergroßen Herd im Appartement der jungen Leute.

„Sie sind wieder nicht fertig", sagt Marcel ärgerlich. Maria aber achtet nicht darauf. Sie hat die Augen geschlossen und sieht müde aus. Da schaut der junge Mann wieder nach unten.

Die Araber sind bei ihrem Morgengebet. Aus einem noch nie geputzten Messingkran läuft der dünne Wasserstrahl. Mit gebeugten Köpfen und Rücken, denen man eine tiefe Andacht ansieht, vollzieht sich die von Mohammed vorgeschriebene Waschung der Füße. Und Gott ist groß, auch in diesem trüben, ewig feuchten Hinterhof. Die Gebetsteppiche, die kleinen Häufchen von vorhin, werden ausgebreitet und dort sinken die Fremden vom Rande der Wüste auf die Knie, und ihre hellen Fußsohlen sind für den jungen Mann oben am Fenster das Zeichen, die Eier in das kochende Wasser zu tun.

So also beginnt auch der Morgen in Paris. Die Häupter nach Osten geneigt, versunken in eine ferne Welt, die Lehren des Korans betend, so beginnt der Tag. Sie sehen nicht den ersten Strahl der Sonne, die da unten, wie er fern über den Dächern der Stadt die perlmutterne, blasse Buntheit des Himmels durchbricht. Sie sehen nicht die Wolke in der Morgenröte auflodern zu heiligem Brand. Sie beten vier Minuten lang eine Sure, erheben sich, verneigen sich und sinken noch einmal hin, ein Gebet für die daheim zu halten, die Frau und die Kinder, die auf den Herrn warten, der in der Fremde Knecht ist und Geld verdient, der einmal heimkehren wird, um Land zu kaufen, weit oben in den Bergen, wo die Fremden nicht sein werden.

„Wirst du mich füttern?" flüstert Maria. „Ein bißchen Salz bitte, auf jeden Bissen."

„Aber beiß mich nicht in den Finger", antwortet Marcel.

Und während die jungen Leute so ihr törichtes, glückliches Spiel fortsetzen, wirft unten der älteste der Araber dem weißen Huhn auf dem niedrigen Dach der Waschküche ein paar Sonnenblumenkerne hin. Sie tun es seit den drei Tagen, die das weiße Huhn dort oben lebt, mit einer Schnur am Bein gefesselt und an den Schornstein gebunden. Da darf es noch zwei Tage die Sandkörner aus dem heißen Asphalt picken, bis es zum Sonntag in Madame Rosas Suppentopf schwimmen wird. Und wenn es die Tage gut übersteht, so soll Madame Rosa den Arabern danken, die abends nach dem Gebet die Reste ihres Mahls hinaufwerfen und ein paar gurrende Worte murmeln, die nur das Huhn versteht. Aber sie würde Mord schreien, wenn sie es sähe, Giftbuben, würde sie zetern, schliefe sie nicht morgens und säße sie abends nicht auf dem Bordstein der Gasse, in ihrem roten Unterrock und den weißen Beinspangen im glänzenden Haar, um dem Kohlenhändler immer wieder zu erzählen, wie schrecklich die Nächte wären, seit die Menschenfresser unter demselben Dache schliefen.

Nur eine ist dankbar, die übernächtige Maria.

„Noch nie waren die Eier so schön, Liebster", sagt sie.

Die Einsamkeit

(Wilhelm Schulz)



Die Einsamkeit, die meint es gut.
Es braucht dich nicht zu grausen,
Nimmt sie dich mütterlich in Hut —
Laß gern von ihr dich lausen!

Da kommt dir wieder in den Sinn,
Was oft du hast vergessen,
Was dir vom Leben zum Gewinn
Ward glückhaft zugemessen.

Und wenn es einmal auch zur Zeit
Dir hart trat auf die Zehen,
Wirst du darum in Traurigkeit
Nicht lange freudlos gehen.

Bald streckst du wieder aus die Hand,
Das Leben froh zu fassen,
Damit es dir vom Goldgewand
Ein Zipfelchen muß lassen.

Wilhelm Schulz

SOMMERLICHER AUSSCHNITT

VON ERNST HANDSCHUCH

Allein das heftige Summen eines Käfers war es, das die beiden zu ihrem Spaziergang veranlaßte. Er kam durch das offene Fenster geflogen und surrte in tausend Zweifeln zwischen den blaugestrichenen Wänden umher. Der junge Mann saß vor seinem Schreibtisch und war bemüht, in einem Roman zu lesen. Die junge Frau dagegen lag auf dem Ruhebett, das neben dem Schreibtisch steht, und schlief. Der tolle Käfer weckte sie. Erstaunt und vorwurfsvoll zugleich sah sie zu dem geliebten Gemahl auf.

„Es ist so heiß", sagte sie mit der Stimme eines mäkelnden Kindes und gähnte unwillig.

„Dich stört das Käferchen, Magelone", erwiderte er und wurde von ihrem Gähnen angesteckt.

„Wie konntest du ihn denn auch nur hereinlassen, Abel?"

Weil diese Frage aber seine Männlichkeit anging, begann Abel ernsthaft nach dem Störenfried auszuschauen.

Der Himmel draußen war nicht ausschließlich blau. Zwischen den Pappeln, die über die wellige Ebene herankommen und um die fleckigen Dächer der Vorstadthäuser wob es sogar schmutziggrau und in verbrauchtem Weiß. Still und streng stand der Roggen in seinen Halmen zwischen ihnen. Nur die Spitzen verrieten es, daß er reifte. Festgefügt wölbte sich der Park mit seinem gewaltigen Dom aus Laub, an dem es vorerst nichts zu rütteln gab. Die Rosen aber hatten sich in ihrer Liebe zur Sonne schon zuviel vergeben. In dem nach Osten gelegenen Zimmer der Wohnung war es kühl. Denn schwer lagen die Läden vor den Fenstern. Leise wehte die Luft durch ihre Ritzen. An ihr spürte Abel den Sommer. Dieses zarte Lüftchen, das den Raum erfüllte, hatte es ihm angetan. Fast hätte er es streicheln mögen. Versunken stand er vor dem Klavier und Magelone mußte schon laut seinen Namen rufen, um ihn wieder zu sich selber zu bringen.

Diese kleine Anstrengung jedoch genügte für sie, sich endlich zu erheben. Freilich saß sie noch immer auf dem Ruhebett, ihre Füße indes berührten bereits den bunten Teppich.

„Abel", klagte sie, „entweder fängst du jetzt den Käfer oder wir gehen aus. Bis zum Abendbrot hat es noch eine volle Stunde Zeit, und wir essen ohnehin sehr einfach heute."

„Du willst also, daß ich den Käfer nicht fange, wenn ich recht verstehe", lächelte Abel und gewann seine Überlegenheit wieder. „Ich bin bereit."

Schon verzog Magelone schmollend den Mund, als ihr plötzlich einfiel, daß er ja ihren Wunsch erraten hatte. Und rasch sprang sie auf.

Sie nahmen sich nicht bei den Händen, als sie die stillen Straßen durchschritten. Bald bogen sie nach rechts ein und traten, ohne daß sie es verabredet hatten, in den kleinen Park, der auch das Oberlyzeum birgt. Aber sie verweilten nicht lange darin, obgleich die Sonne noch kräftig schien. Sie lenkten ihre Schritte wieder in eine der vornehmen Straßen des Westendes und stellten gerührt fest, daß zwischen dem Kleinpflaster Gras wuchs. Breit leuchteten die weißen Scheiben des Holunders über Mauern und Zäunen, und hin und wieder roch es betäubend nach Jasmin. Zuweilen saß eine ältere Dame an einem der offenen Fenster oder auf einem der schattigen Balkone. Angenehm abgelenkt von ihren einförmigen Handarbeiten blickten sie neugierig auf das junge Paar, das in dieser Schwüle so heiter verloren durch die Straßen schlenderte.

Der Hut des jungen Mannes ist viel zu breit und schwarz. Fast kann er ja das zierliche Mädchen darunter verdecken, das da so unbefangen neben ihm schreitet. Was er wohl für einen Beruf haben mag? Pfarrer ist er unmöglich; denn dazu ist er zu sehr verliebt. Ach...

So und ähnlich dachten die ältlichen Damen über Magelone und Abel. Diese jedoch suchten unter den Häusern nach einem, das ihren Geschmack fände. Und fast alle gefielen sie ihnen, das muß schon gesagt werden. Letzten Endes handelte es sich für sie ja auch nur um ein Haus.

Sie kamen an der Kaserne vorbei, wo ein kleiner dicklicher Soldat mit roten Pausbacken Posten stand. Er trug einen Stahlhelm und hielt das Gewehr krampfhaft fest. Ängstlich drückte sich Magelone an Abel. Doch der Soldat sah nur Abels Hut und wahrscheinlich wurde er das einzige Erlebnis seiner Wache.

„Ach", seufzte Magelone, „denk dir doch nur, wenn er jetzt vor uns präsentiert hätte. O wäre dies schön gewesen."

Von ihrer Einfalt beglückt schwieg Abel. Hieß es nicht für ihn um ihretwillen Erfolg an Erfolg zu knüpfen?

Da war auch schon die eigentliche Stadt. Es nützte nichts, daß sich die Blumen und Blütensträucher vor und an den Häusern so tapfer wehrten. Der Schornstein einer Bäckerei war ein schwarzer und unerbittlicher Abschluß. Abel schritt dennoch weiter. — „Du willst wohl zu Otto?" fragte Magelone mißbilligend.

„Er wird nicht zu Hause sein", beruhigte sie Abel, faßte sie leicht und ging mit ihr auf die andere Straßenseite, auf der Ottos Wohnung liegt. Otto aber gab auf die vielen Klingelzeichen keine Antwort. Langsam stiegen sie wieder die Treppen hinunter. Es roch nach gewachstem Linoleum.

„Warum hast du mich denn nicht im Treppenhaus geküßt? Die Türen haben doch alle farbige Gläser", warf es Magelone Abel bitter vor.

„O es bleibt uns ja noch so viel Zeit, Mädchen."

„Nein. Ich will den Augenblick, Abel, und du versäumst ihn jedesmal." — „Mir genügt es, dich neben mir zu wissen, Magelone."

„Schweig, du garstiger Eigennutz", zürnte Magelone und griff heftig seinen Arm. Aber schon bei der dritten Ecke, um die sie bogen, drückte sie ihn zart und innig.

„Bist du mir arg böse, Liebster?" fragte sie scheu.

„Ich und böse?" verwunderte sich Abel.

Eine Weile war es dann still zwischen den beiden. Die Leute sahen ihnen auch jetzt wieder nach. Lau wehte die Luft und kitzelte die Nasen mit einem Duft von feinstem Honig.

„Guter Gott", flüsterte Magelone. Leise legte sie ihren Arm um Abels Hüfte.

„Ja", sagte der versunken, „und der Sommer ist heute nur für uns geschaffen."

REGEN! Von Remigius Netzer

Und es tropft und springt und rinnt hier herab
Von den Dächern auf die Büsche und Fliesen,
Und es trommelt wie in endlosem Trab
In die matten und verwaschenen Wiesen.

An den blanken Scheiben läuft es entlang,
In den Pfützen beginnt es zu fließen,
Wie die Wolken so ihren grauen Klang
In die Bäche und Rinnsale gießen.

Immer mehr füllt das Wasser die Wege aus, —
Immer nässer noch stehen die Felder drauß,
Und die Bäume rauschen in feuchtem Glanz —

Unsre fröhlichen Wünsche versinken
Nun tief in dem trostlosen Regentanz, —
Und wir werden bald alle ertrinken.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 39: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

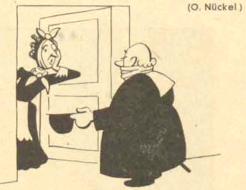
DER MAURER / Von Jo Hanns Rösler

Kennen Sie den bärtigen Witz von dem Maurer, der da mit einem Ziegelstein in der Hand eine hohe Leiter hinaufklettert, oben angekommen aber den Ziegel wieder zur Erde fallen läßt, weil es in dieser Minute zwölf Uhr schlägt und somit Feierabend ist? Ich habe diesen Maurer mein ganzes Leben lang gesucht, ich habe selbst gebaut, Freunde bauten ein Haus, ich stand neben dem Gerüst und sah Maurer Lasten die steilen Leitern emporschleppen, immer und immer wieder, daß man ihnen von Herzen eine Ruhepause gegönnt hätte, weil man sich einfach nicht vorstellen kann, daß jemand ununterbrochen so schwer arbeitet. Es schlug zwölf Uhr, die Arbeit ging weiter, bis ein Bauteil vollendet war. Erst dann wurde Feierabend gemacht. Lügen also die Witzeschreiber? Vermutlich, denn ich fand den Maurer nie, der punkt zwölf Uhr zu mauern aufhörte. Ich legte also jenen Maurer zu den bösen Schwiegermüttern, zur Axt im Haus, die den Scheidungsgrund erspart und hielt ihn für eine ebenso willkürliche Erfindung wie die Gemütlichkeit der Sachsen. Und ich würde heute noch in dem Glauben verharren, wenn nicht mein Freund, der Gaskassierer Benno Flamm, den Maurer in den böhmischen Wäldern getroffen hätte. Doch dies soll Ihnen Benno Flamm selbst erzählen.

„Ich war in eine kleine Stadt Böhmens versetzt worden und man übertrug mir dort den Einzug der Gasgebühren in den umliegenden Dörfern und Einzelhöfen. Oft hatte ich gewaltige Summen bei mir, ich trug sie in einer schwarzen Ledertasche, die mit einem Riemen um meinen Hals hing. Ich bestreite nicht, daß mir oft ein wenig unheimlich zumute war, wenn ich so mutterseelenallein durch die dichten Tannenwälder schritt und oft stundenlang keinem anderen Lebewesen begegnete. So vermied ich es gern, den Rückweg in der Dämmerung zu machen und wählte die frühen Morgenstunden für meine Dienstgänge. Aber auch in diesen Stunden verfinsterten oft die Schatten der riesengroßen Bäume den schmalen Weg und wenn der Wind durch die Wipfel rauschte, knickte manch dürrer Ast, daß man glaubte, Schritte neben sich zu hören. Mir war an einem Samstag sonderbar zumute. Ein Gewitter stand am Himmel, schon setzte der Sturm ein, der das Gesträuch am Weg hin und her warf, ich beschleunigte meinen Schritt, eine Unruhe hatte mich erfaßt, die mich mit der Vorahnung von etwas Ungewöhnlichem erfüllte. Denn wenn es das Gewitter allein gewesen wäre, was mich bedrohte, so wäre ich damit fertig geworden. Aber es lag etwas anderes in der Luft. Oder täuschte ich mich? Denn nichts geschah, schon tauchte von fern die Lichtung auf, wo mein Waldweg in die breite Landstraße einmündete. Da aber stand plötzlich ein baumlanger Kerl vor mir, er schwenkte einen Knotenstock und schrie: „Stehenbleiben!" Ich blieb stehen. Wohin hätte ich auch laufen sollen? Nach vorn, wo ich vielleicht Menschen gefunden hätte, verriegelte er mir den Weg. Und hinter mir lagen die einsamen Wälder, die für Gesindel wie seinesgleichen wie geschaffen waren. Trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf. „Was fällt Ihnen ein?" schrie ich und machte einen Schritt auf ihn zu, „sind Sie betrunken?" Und schon wollte ich nach einem Knüttel greifen, um mich zur Wehr zu setzen. Er aber lief auf mich zu und gab mir einen Stoß, daß ich taumelte. Diese Bewegung ließ das Silbergeld in meiner Tasche erklirren. „Gib das Geld heraus!" schrie der Wegelagerer, „mach' die Tasche auf!" Was sollte ich tun? Ich trug keine Waffe bei mir und hätte wohl auch damit nichts ausgerichtet. Dazu war mir der Kerl zu nahe und hatte schon mit seiner großen groben Hand den Deckel der Tasche aufgerissen und starrte in das Innere. Ein widerliches Lachen lief über sein Gesicht. „Das nenne ich einen guten Fang!" rief er und griff in die Bündel der Banknoten. In diesem Augenblick geschah das Wunderbare. Vom nahen Kirchturm kamen zwölf Schläge. Es läutete Mittag. Und da — ich traute meinen Augen kaum — ließ der Wegelagerer die Geldnoten wieder los, sie fielen in die Tasche zurück, und der Wegelagerer schulterte gelassen seinen Stock und ging an mir vorüber, als ob er mich nicht soeben noch hätte berauben oder gar erschlagen wollen. Die Überraschung war so groß, daß ich, ohne mich zu besinnen, was ich tat, hinter ihm herlief und rief: „Was bedeutet das?" Er winkte gemütlich ab. „Zwölf Uhr! Samstag! Feierabend!" sagte er. „Das verstehe, wer will" rief ich, immer noch ganz benommen. Und er, schon von weitem: „Ich war früher Maurer."

Hier endete Benno Flamms Geschichte. Ich aber freute mich, daß unsere Zunft doch nicht aus Lügen webt und es wenigstens einmal einen Maurer gegeben hat, der punkt zwölf Uhr mit der Arbeit aufhörte. Daß aus ihm später ein Wegelagerer geworden ist, konnte man ja vor tausend Jahren, als der Witz geboren wurde, noch wissen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Ein ob seines Humors bekannter jütländischer Pfarrer ist unterwegs, um einige Schäflein seiner Herde zu besuchen. So kommt er auch an das Haus eines älteren Fräuleins, und als dies auf sein Läuten hin die Tür öffnet, bricht es in die Worte aus: „Lieber Gott, sind Sie's?!

„Nein", erwidert der Pfarrer, „nur sein Diener!"

Der Loitzelwirt und der Gruberwirt sind auf Sommerfrischler eingestellt.

„Du, Loitzel", sagt der Gruberwirt eines Tages zum Loitzel, „das ist ein Gfrett mit die Sommerfrischler! Nix als wia Weiber hast im Haus, die wo von den Männern aufs Land gschickt werden. Um fimfe in der Fruah stehn s' scho auf, schwimmen und sporteln — und wann sa si nachher zum Essen hinsetzen, haun s' ein wie die Halter! Da kannst ja nix verdienen bei die kleinen Pensionspreise, die wos zahln!"

„Alsdann", meint der Loitzel bedächtig, „i kumm ganz guat draus... Die meinigen, die essen grad nur an Teller Suppen und auf d'Nacht a paar Blatteln Salat —"

„Geh hör auf!" staunt der Gruber. „Ja wiaso denn?"

„Weil i mit der Zeit geh... Modern muaßt sein, Gruber! Der Seppl, mei Hausknecht, hat die Dezimalwaag in Hof gstellt — und wia so a Weibsbild a Waag sieht, dann steht's aa scho drauf! Na und da sagt der Seppl: O du mein, gnä Frau, da wird aber der Herr Gemahl a Freud haben, Se ham ja scho wieder anderthalb Kilo zuagenommen! Jo, bei uns wird ma nudeldick und wuzzerlfett!..." Der Loitzelwirt schmunzelt seinen Geschäftskollegen vielsagend an. „Mach's aa so, Gruaber, wirst sehn, wia das hilft!"

Die Rückkehr

(K. Heiligenstaedt)



„Hast Du auch manchmal lieb an mich gedacht, Theo?"
„Aber gewiß mein Kind, soweit noch dringendere Arbeiten es zuließen!"

München, 20. August 1939
44. Jahrgang / Nummer 33

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Beim Tennis

(K. Heiligenstaedt)



„Wie endigte euer letzter Satz, Fred?" — „Mit Eugens Worten: das war mein letztes Spiel mit dir, du Patzer!"

DAS HANDWERKSZEUG

VON WALTER FOITZICK

Ich habe Handwerkszeug, wunderschönes Handwerkszeug. Wäre ich ein Dichter, würde ich ein Sonett auf mein Handwerkszeug machen, aber ich bin kein Dichter und außerdem fehlt mir ein geschmackvoller Reim auf Drillbohrer.

Ich liebe mein Handwerkszeug, den Hammer, die Kneifzange, die Drahtzangen, rund und flach, das Stemmeisen und das Ding, womit man Löcher in Steinwände schlägt. Ach, wie gerne würde ich einmal ein Loch in eine Steinwand schlagen. Man dreht das Eisen dabei und schlägt immer mit dem Hammer möglichst drauf, manchmal auch auf die Wand, dann fällt der Verputz ab. Bei mir findet sich absolut keine Gelegenheit, Löcher in Steinwände zu schlagen. Und wenn sich auch so eine Gelegenheit böte, fehlte doch der Gips, um die Holzdübel einzugipsen. Irgendwo muß ich den Gips aufbewahrt haben. Vielleicht ist er in der Büchse auf der „Kartoffelmehl" steht. Geschmacklich kann ich Gips von Kartoffelmehl nicht unterscheiden und ich möchte es auch nicht auf einen Versuch ankommen lassen, Holzdübel mit Kartoffelmehl einzugipsen, oder Saucen mit Gips sämig zu machen. Ich werde die Büchse meinen Erben hinterlassen. Die sollen entscheiden, ob es Gips oder Kartoffelmehl ist. Mein Handwerkszeug ist schön auf ein Brettchen montiert und steht zwischen Wand und Schreibtisch auf dem Fußboden. Wenn ich etwas brauche, ziehe ich das Brettchen heraus und merke, daß das Stück fehlt. Das ist immer so. Ich schlage Krach und erfahre, daß das Stück im Haushalt notwendig gebraucht wurde. Beachten Sie bitte „gebraucht wurde". Zurückgebracht hat es niemand. Bei Handwerkszeug ist die Achtung vor dem Eigentum gering, in meinem Haushalt und wenn ich mich nicht täusche, auch in Ihrem Haushalt. Ich verlange aber, daß man meine Beißzange ebenso respektiert, wie mein Taschentuch oder meine Hemden. Traut sich etwa jemand Ihre Hemden als Topflappen zu benutzen? Niemand!

Des Hausherrn Handwerkszeug ist Freiwild. Was macht das Handwerkszeug im Haushalt? Ich werde es Ihnen sagen: es öffnet Konservendosen, sowohl der Hammer, wie die verschiedenen Zangen, wie das Stemmeisen, alles wird im Haushalt zum Öffnen von Konservendosen verwendet, die von Natur und Technik aus eigentlich mit einem Schlüssel zu öffnen sind, aber Blech ist ein ganz besonderer Stoff und hat sein Eigenleben. Deshalb fährt mit wuchtigen Stößen das Stemmeisen in die Ölsardinen und die Zange greift haltlos ins Tomatenpüree. Neulich habe ich mir einen Glasschneider gekauft. O wie freue ich mich darauf, einmal richtig Glas zu schneiden, so wie es der Verkäufer vorgemacht hat. Zum Donnerwetter, es wird sich doch endlich Glas finden lassen, das dringend geschnitten werden muß!

DIE HEIMLICHE GELIEBTE

VON JO HANNS RÖSLER

Waren Sie schon einmal Witwer in einer Kleinstadt? Der Himmel bewahre Sie vor dem Geschick! Denn so viel mit Nächstenliebe übertünchte Neugier, wie sie um einen Witwer aufgeschichtet wird, daß man nimmer darüber hinwegsehen kann, erträgt keiner. Gegen so viel heuchlerische Anteilnahme, die uns in die Mitte nimmt und nicht mehr ausläßt, kann man nicht ankämpfen. Dabei gehört man doch noch nicht zum alten Eisen! Eines Tages ist der Schmerz überwunden, das Leben geht weiter, man ist noch nicht vierzig Jahre und will nicht immer wieder hören, wie gut die gute Selige war. Man fordert ja auch von uns den Anteil an der Arbeit des Lebens, warum schließt man uns von den Freuden des Daseins aus? Aber die Kleinstadt hat ihre eigenen Gesetze und was dem Junggesellen erlaubt ist, wird dem Witwer nie verziehen.

Dem Heinrich Timm war vor nunmehr zehn Jahren die Frau gestorben. Sie hatten gut miteinander gelebt und, als Timm sie zu Grabe trug, war sein Leid so groß wie das jedes Mannes, der eine Frau begräbt, die er von Herzen geliebt hat. Wenn wenigstens Kinder dagewesen wären, die die leere Stelle in seinem Herzen ausgefüllt hätten. So aber stand er einsam, und die Nächstenliebe der Nachbarn machte ihm seine Einsamkeit noch fühlbarer. Neun Jahre waren vergangen und noch immer sprach man, wenn man ihn traf, von seiner verstorbenen Frau und wie schön es sei, daß er sie so in Ehren halte und wie sich die liebe Frau droben im Himmel über ihren Mann freuen würde, wenn sie ihn hier unten sehen könnte. Denn, nicht wahr, er könne die Gute eben nicht vergessen und hätte, nicht wahr, auf alles im Leben verzichtet und würde, nicht wahr, nie wieder daran denken, nochmals zu heiraten?

Der Wahrheit die Ehre zu geben: Heinrich Timm hatte seine Frau längst vergessen. Denn zwei Jahre Ehe wiegen nichts in der Zeitdauer eines Menschenlebens. Aber wie hätte er den Glauben der Leute enttäuschen können? Hätte er ihnen sagen sollen, daß das Leben weitergegangen war, daß er nicht aus Holz und sein Herz nicht aus Stein sei? Und daß er, seit Monaten schon, in zärtlicher Liebe zu der jungen und reizenden Witwe Franziska Klementine entbrannt war? Man hätte ihn nie verstanden und es ihm nie verziehen. Was blieb Timm also anderes übrig, als sich heimlich und verstohlen zu seiner Braut zu schleichen oder sie nächtens zu sich zu bitten, denn es gibt ja, wenn man heiraten will, so vielerlei zu besprechen und zu beraten. Und so begab sich heimlicherweise — in der Woche zweimal — die junge Witwe in der Nacht zu dem Witwer, sie öffnete die Gartenpforte, huschte an den dichten Fliederbüschen entlang, verbarg sich eine kleine Weile hinter dem Rosenrondell und eilte dann über die breite Rasenfläche bis zu der Pforte, wo sie Timm mit klopfendem Herzen zärtlich erwartete und sehnsüchtig in seine Arme schloß. Und da die Nächte warm, trug sie ein weißes Kleid. O Unverstand und Kurzsichtigkeit der Frauen! Weiße Kleider auf heimlichen Liebespfaden! Wißt ihr denn nichts von der Unruhe verheirateter Frauen, die nachts am Fenster stehen und nach dem Mann aussehen, wenn er nicht daheim ist, oder aus dem Fenster sehen, um den Mann nicht zu sehen, wenn er daheim ist? So kam es, wie es kommen mußte: bald wußte es die ganze Stadt, daß Timm eine Geliebte hatte. Das war der erste Schritt vom Wege, wie lange würde es währen und Timm würde den Frevel gar so weit treiben, noch einmal zu heiraten. Noch war es Gott sei Dank nicht so weit. Aber das war man der guten, seligen Frau schuldig, die vor zehn Jahren ihre Augen geschlossen hatte, daß man aufpaßte, daß keine Nachfolgerin sich in ihren Sessel setzte und an ihrem Nähtisch nähte und mit ihrem Messer und ihrer Gabel aß. Die Geliebte wollte man ihm noch verzeihen, Männer sind nun einmal naschhaft und mangeln der wahren Enthaltsamkeit, aber heiraten? Nein, da hielt man Augen und Ohren offen.

Wenn man nur die Augen und die Ohren offen gehalten hätte! Der Mund aber bleibt leichter munter und das Gatter der Zähne ist nicht dicht genug, die Worte bedachter herauszulassen. Eines Tages fand sich Heinrich Timm zwischen zwei Nachbarinnen, die der Regen in seine Hausflur gejagt hatte. Sie hatten mit dem Verlust der Zähne an Bissigkeit gewonnen. Timm konnte ihnen nicht entgehen, denn — so nichtig auch der Anlaß war, sie begannen vom Wetter zu sprechen und waren sofort da, wo sie sein wollten — eine Flucht hätte das Übel nur vergrößert.

„Nein, was sagen Sie zu dem Wolkenbruch, lieber Herr Timm?" „Es ist ein gräßliches Wetter!"

„So schlimm war es seit Jahren nicht — das letzte Mal, wo wir im Sommer so viel Regen hatten, das muß vor zehn Jahren gewesen sein. Damals lebte Ihre liebe Frau noch."

„Ja, ja, Ihre liebe Frau lebte damals noch", warf die andere ein, „das ist nun schon zehn Jahre her! Das war eine gute Frau! Schade, daß sie so früh dahingehen mußte! Und Sie haben sie immer noch nicht vergessen, lieber Herr Timm, Sie haben sich immer noch nicht über den herben Verlust getröstet!"

Heinrich Timm antwortete nichts. Er wäre auch nicht dazu gekommen. Denn sofort beugte sich die zweite Frau mit geheimnisvoller Miene zu ihm und flüsterte:

„Ihre liebe Frau hat Sie auch noch nicht vergessen, Herr Timm!" „Meine Frau?"

„Ja. Ich habe sie nämlich gestern gesehen."

„Sie haben meine Frau gesehen?"

„Ja."

„Aber das ist doch unmöglich!"

„Nicht Ihre liebe Frau persönlich, aber ihren lieben Geist!" „Ihren Geist?"

Die Frauen nickten eifrig:

„Wir haben es mit eigenen Augen gesehen! Schon seit Wochen erscheint der Geist Ihrer lieben Frau im Garten. Sie schreitet ganz langsam durch das Tor. Dann huscht sie am Flieder vorbei, den sie so liebte — bleibt bei den Rosen stehen, die Sie ihr zum Ärger gerade dorthin gepflanzt hatten, wohin sie ihre Wäschestange stellen wollte, aber das ist ja nun alles vergessen und vergeben — dann läuft sie über die Rasenfläche, die sie selber noch mit soviel Mühe gesät hat und die Ihr Hund erst immer wieder zerkratzte, bis Sie dann nachgeben mußten und Ihren Hund verkauften — und plötzlich verschwindet sie jedesmal in der Tür zu Ihrem Hause!"

„Jede Woche zweimal!" bestätigte die andere.

„Ein weißes Gewand trägt sie!"

„Und immer dasselbe!" nickte die Zweite boshaft.

Heinrich Timm stieg das große Grauen auf.

Aber es war nicht vor dem Geist.

Lange sagte er nichts. Dann sprach er dumpf:

„Ich weiß es. Erst gestern war meine gute, selige Frau wieder bei mir."

„Was Sie nicht sagen!" kreischten die beiden Alten.

„Ja, erst gestern war sie wieder da", fuhr Timm traurig fort, „es war das letzte Mal, sie wird nicht mehr kommen. Ich habe ihr gestern ihren letzten Wunsch erfüllt."

„Einen Wunsch? Was für einen Wunsch?"

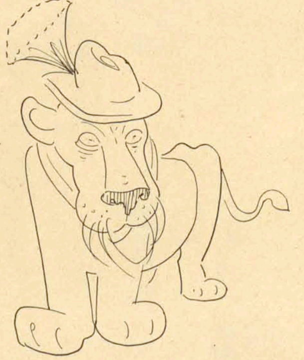
„Seit Jahren quälte sie mich! Ich habe zunächst versucht, es ihr auszureden. Es war vergeblich. Sie sagte, sie fände keine Ruhe, wenn ich nicht endlich einwilligte. Da gab ich nach. Gestern habe ich es ihr versprochen."

„Was denn? Was denn?' Timm lächelte freundlich:

„Den Umgang mit meiner Nachbarschaft zu meiden, mein trauriges Witwerdasein aufzugeben und die junge Witwe Franziska Klementine zu heiraten."

Der Ferienlöwe

(Fr. Bilek)



Spätsommer

(E. Thöny)



„Gehst d' wohl iatzt a bisserl nach dö Gambs'n schaug'n, Loisl?"
„Nana, dös rentiert si' nimmer. San ja die meisten schon wieder hoamzu auf Berlin!"

Post nubila Phoebus

(R. Sieck)



Laß dich nicht durch den Nebel schrecken,
der brodelnd aus den Tälern rinnt
und Haus und Gartenland und Hecken
mit grauen Schwaden überspinnt.

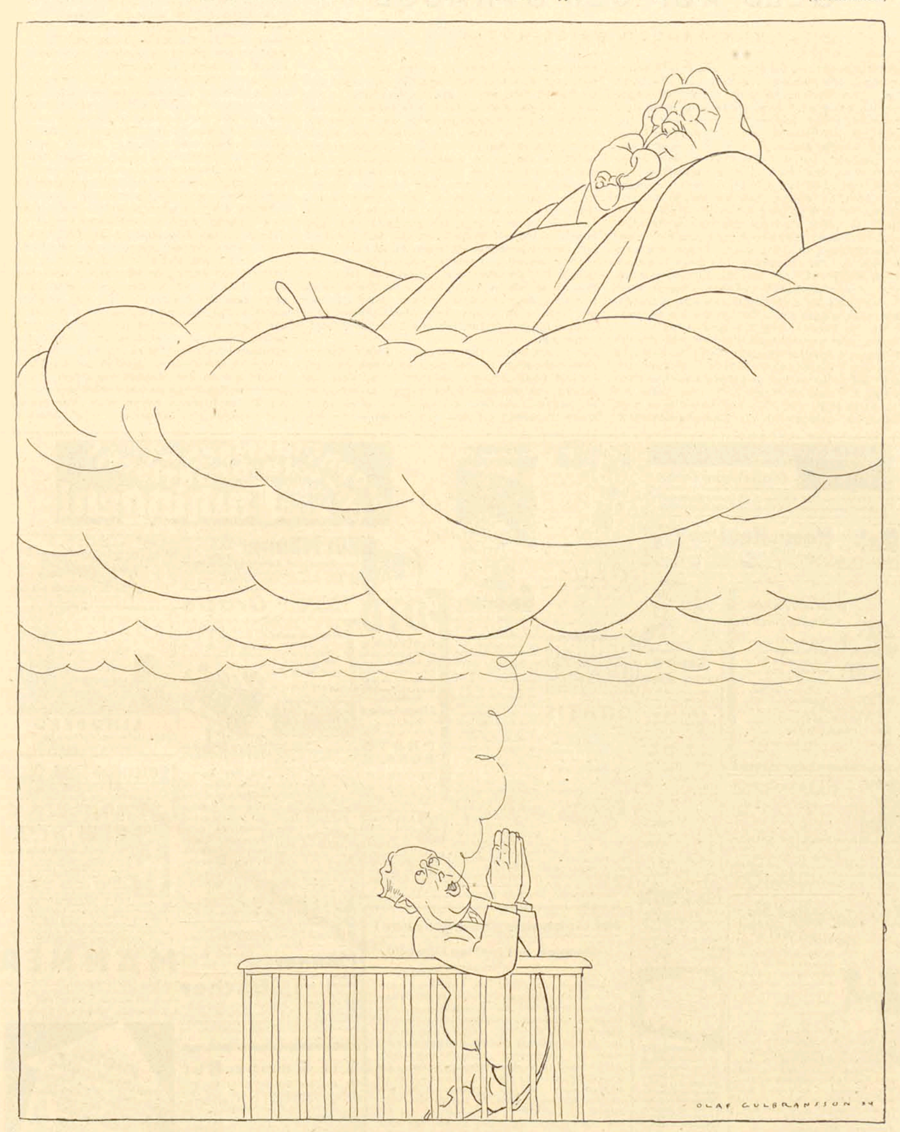
Bald lösen sich die Nachtgespenster
in Schleier auf und werden licht.
Am fernen Hang erglüht ein Fenster,
darin sich rot die Sonne bricht.

Der Felsen zackige Emporen
erklomm sie wieder als ein Held.
Der Himmel blaut wie neugeboren
hoch überm morgenblanken Feld.

Dr. Owlglaß

Roosevelt betet um „Frieden“

(O. Gulbransson)



„Eiei, der Herr Roosevelt! Ja, so sind diese Burschen, erst rühren sie alles durcheinander, und dann wäre unsereins grade gut genug, ihnen aus dem Schlamassel herauszuhelfen!“

GELD AUF DER STRASSE

VON ARNOLD WEISS-RÜTHEL

Ich habe einmal im Leben das Schicksal in seiner ganzen Größe herausgefordert, damals, als ich im Kies eines Gartencafés eine Geldbörse liegen sah. Ich hatte an diesem bedeutungsvollen und erkenntnisreichen Tag noch nicht zu Mittag gespeist, ja, ich hatte — wenn ich mich recht erinnere — sogar am Tage vorher noch nicht zu Mittag gespeist; ich will die Gründe nicht lange untersuchen, die mich damals veranlaßten, so lange nicht zu Mittag zu speisen, aber ich glaube versichern zu dürfen, daß es triftige Gründe waren. Damals also ging ich in der Stadt umher, den Blick immer starr auf das Pflaster geheftet, nicht, um irgend etwas zu suchen, sondern in der stillen Hoffnung, irgend etwas zu finden, und wäre es auch nur der tausendste Teil jenes unermeßlichen Reichtums, der laut Behauptung statistischer Ämter tagtäglich auf dem Pflaster einer Großstadt als herrenloses Gut entweder zugrundegeht oder wieder zurückfließt in die nie rastende Mühle der Verwandlung. Ich fand nichts.

Träume, wie: angenommen, ein Millionär, der vor dir dieses Weges lustwandelte, hatte die launische Idee, einen Tausendmarkschein in einer Zündholzschachtel zu verstecken und diese Schachtel dann in den Rinnstein zu legen, ... Träume dieser Art gab es in Hülle und Fülle und veranlaßten mich tatsächlich, gelegentlich ein Zigarettenschächtelchen auf seinen Inhalt zu prüfen, aber alles umsonst. Ich wunderte mich, daß nie jemand auf den Gedanken kam, einmal etwas Originelles zu tun, etwas, wovon man später seinen Enkeln erzählen konnte: denkt euch, da hatte ich eines Tages gar nichts mehr zu essen, als plötzlich ein Wurstpaket vom Himmel fiel, von dem sich später herausstellte, daß es der bekannte Philanthrop Cajetan Zimmermann von Bord seiner viermotorigen Flugjacht geworfen hatte, weil irgendein gütiger Instinkt ihm sagte, daß da unten einer herumläuft, der schon seit Tagen nichts mehr zu Mittag gespeist hatte, ... kurz, ich wunderte mich also über den Mangel an Einfällen, mit dem die Welt nun einmal gesegnet ist, wenn es sich um Geldsachen handelt und war gerade daran, eine abfällige Sentenz über das menschliche Leben zu formulieren, als mein Blick durch das Staket eines kleinen Cafégartens irrte und sich dort im Sande des Bodens an einem Gegenstand verfing, der allen anfänglichen Zweifeln zum Trotz, eine Geldbörse war.

Daß Geldbörsen, die auf dem Boden liegen, nicht unbedingt so viel Geld enthalten müssen, als man etwa bräuchte, um sich für den Rest des Lebens vor weiteren Entbehrungen zu schützen, ist bekannt. Andererseits wird es wohl kaum einen Menschen auf der Welt geben — die Anhänger des konsequenten Stoizismus oder irgendwelcher indischer Religionen ausgenommen — der nicht beim Anblick einer im Augenblick herrenlosen Geldbörse sofort intensiv zu rechnen anfinge und das Gelöbnis zu tun, von nun an ein besserer Mensch zu werden und auch den Armen etwas zukommen zu lassen.

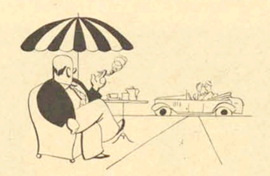
In meinem Fall verhielt sich die Verwirklichung sofort gefaßter Absichten insofern etwas schwierig, als ein Versuch, dem Inhalt des Glücksbeutels auf die Spur zu kommen, ein Betreten des Cafégartens notwendig machte, was wiederum die größten Bedenken erzeugte, da ich persönlich nicht über die Mittel zu einem solchen Schritt verfügte. Das Dilemma war ein vollkommenes! Die Sache glich, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, einer Schlange, die sich in den Schwanz biß und wäre jedenfalls nie zur Regelung gelangt, wenn ich mir nicht gesagt hätte, daß in solchen Augenblicken der Entschluß alles — die Philosophie aber nichts ist. Weshalb ich denn auch rüstig und kühn in den Garten trat.

Mir war von Anfang an klar, daß in dem Augenblick, da ich mich an den Tisch setzen würde, unter dem der Geldbeutel lag, ein Oberkellner auf mich losgeschossen käme und sich nach meinen Wünschen erkundigte. Ich hatte mich insofern getäuscht, als er diesmal schon auf mich losgeschossen kam, noch ehe es mir möglich war, mich richtig hinzusetzen und den Fuß auf die Börse zu stellen, um sie dem Anblick der Öffentlichkeit zu entziehen. Ich fühlte den Mammon, der mir durch die Sohlen brannte, zwang mich aber zur Ruhe und bestellte das Mindeste, was ein Mensch in

meiner Lage bestellen konnte: eine Tasse Kaffee. Als er davoneilte, um die Bestellung zu erledigen, bemühte ich mich einigemal, die Börse aufzuheben, aber ich mußte bei jedem Versuch die fatale Wahrnehmung machen, daß irgend jemand herschaute. Besonders hartnäckig trieb es ein dikker und mopsäugiger Herr, der mich einfach nicht aus den Augen ließ, als habe das Schicksal ihn hierhergesetzt, um mir das bißchen Glück zu verekeln. So kam der Kaffee, noch ehe ich wußte, ob ich ihn jemals würde bezahlen können; ich genoß ihn freudlos, gequält, bis es mir schließlich doch gelang, den dicken Büttel des Schicksals zu übertölpeln und mich in den Besitz der Börse zu setzen. Als ich sie öffnete, machte ich die erstaunlichste Feststellung meines Lebens. Die Börse enthielt genau den Betrag, der zur Bezahlung der Zeche erforderlich war, inklusive Trinkgeld.

Ob das seltsame Gelächter, das der dicke Herr hinter mir anstimmte als ich die gastliche Stätte verließ, in einem ursächlichen Zusammenhang mit meinem konsternierenden Erlebnis stand, oder ob andere Gründe es veranlaßten, weiß ich nicht; jedenfalls klang es mir in die Ohren wie eine Orgie des Spotts, mit der sämtliche Instanzen des Schicksals ihre Überlegenheit kundtaten. Merkwürdig genug, aber ich glaube mir wäre wohler zumute gewesen, wenn der lächerliche Beutel gar nichts enthalten hätte, denn mit dem Oberkellner wäre ich schließlich fertig geworden, aber das niederschmetternde Gefühl, von der gewaltigsten aller Mächte zu nichts anderem eingeladen worden zu sein, als zu einer Tasse Kaffee, bedrückt mich heute noch.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückl)

Dieser Tage saß ich in einem Hotel am Tegernsee. Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, als ein Wagen vorfuhr und ein Herr und eine Dame ausstiegen. Sie trugen ihre Koffer selbst aus dem Wagen und verlangten ein Zimmer.
„Meine junge Frau möchte gern ein Zimmer nach dem See hinaus", sagte der Herr, „nicht wahr, Liebling?"
Die junge Dame nickte ergeben:
„Jawohl, Herr Doktor."

Heiter, stämmig, rotbackig, aus beruflichen Gründen unaufdringlich, aber unverkennbar nach Kaffee duftend, betrat der Makler Cornelius Bietendübel das Kontor meines Großvaters, lächelte, legte seinen Hut auf die Kopierpresse und begann seine blauen Probentüten auszubreiten. „Gestern abend", sagte er, „hab ich im Ratskeller aber noch 'n bannigen Schrecken gekricht. Um sechs hatt' ich so ganz für mich alleine angefangen, um halb sieben war ich so 'n büschen melanklüterig, un um sieben war ich vor Wähligkeit rein aus 'r Tüte. ‚Cornelius', sagte ich zu mir, ‚du darfst noch 'ne Flasche. Wir haben es dscha, wir können es dscha. Wenn wirs nich hätten, denn wollt' ich dscha nix sagen; aber wir haben es dscha'. Und was meinen Se? Mit 'm Mal war ich weg. Ich kuck hierhin, ich kuck dahin, ich kuck überall hin, aber ich war nich mehr da. Dschungedi, da hab ich aber doch das kalte Schwitzen gekricht vor Angst. Schließlich denk ich: ‚Sollst doch mal unterm Tisch nachkucken'. No, Gott sei Dank, da lag ich denn dscha auch unter."

Eine beliebte Filmtänzerin, die aus Ungarn stammt aber in Berlin Triumphe feiert, bekam vor einigen Wochen ein Angebot aus Hollywood, in dem ihr die Filmleute nahelegten, nach Amerika zu kommen, da sie drüben viel höhere Gagen verdienen würde und da Hollywood außerdem den Vorteil habe, 10000 Meilen von Berlin entfernt zu liegen...
Die Antwort der Tänzerin bestand aus einem einzigen Satz, der ebenfalls mit drei Punkten schloß: „Was das Finanzielle betrifft, so bin ich mit meiner Berliner Gage durchaus zufrieden, und außerdem hat Berlin den Vorteil, 10000 Meilen von Hollywood entfernt zu liegen..."

Alte Bräuche

(R. Kriesch)



„Na, moralisch finde ich das aba nich, dieses Kammafensterln bei ganz fremden Mädchen!"
‚Geh, was moana S' denn, Fräul'n Lehmann, des san doch koane fremd'n Madl, de kennt do scho a jeda!"

Zwischenfall im Senderaum

Von Guido K. Brand

Georges Hamilton gehörte zu jenen fruchtbaren Schlagerkomponisten, denen nachgewiesenermaßen die besten Melodien beim Nachtisch zwischen Roquefortkäse und einem kalifornischen Apfel einfallen. Er hatte deshalb mit der YOMC-Radio Corporation, auf Welle 17,91 einen Pauschalvertrag abgeschlossen unter dem Motto: „Sie komponieren — Wir senden". Jeder Hörer des YOMC-Senders kannte Georges Hamilton und besonders die jungen Mädchen trällerten und sangen sein weltberühmtes „Lied aus Hindostan" oder die schwermütige Melodie „Abend vor dem Dorf", die deshalb soviel Beifall hatte, weil der Hans mit der Grete am Waldrand stand, von Liebe sprach und einen violetten Himmel bewunderte. Bis jetzt hatte Bobby Lonesome jeden Abend ein oder mehrere Lieder Hamiltons zum Besten gegeben und es bestand beinahe die Gefahr, daß Bobby berühmter wurde als Georges. Das wurde mit einemmal anders, als in Hunderten von Briefen an die YOMC-Gesellschaft der Rücktritt des Sängers verlangt wurde und der Ansager verkündete, daß Liddy Melfind von jetzt ab sich der hehren Kunst Hamiltons widmen werde. Nur Eingeweihte wußten, daß Liddy die Freundin eines Direktors der YOMC, von Mr. Holmes, war und daß der „allgemeine Wunsch" der Hörer dem sehr bestimmten und nachdrücklichen Verlangen Liddys entsprang.
Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Liddy sang so scheußlich, daß selbst Holmes eines Tages zu ihr sagte: „Liddy, deine Stimme wäre besser, wenn du singen könntest. Ich fürchte, du bist unmusikalisch, du solltest Unterricht nehmen!"
Holmes meinte das nur beiläufig, aber Liddy faßte das keineswegs als Scherz auf, setzte ihre künstlichen Wimpern in Bewegung und der Erfolg war ein neuer Cadillac-Sportwagen. Von da ab hütete sich der Direktor, sich zu äußern. Liddy sang die Lieder Hamiltons weiter und merkwürdigerweise kamen keine Briefe. Es konnte aber sein, daß sie über die Poststelle gar nicht hinauskamen.
Im Laufe der Zeit blieb es nicht aus, daß Freunde und Bekannte den Komponisten Georges Hamilton darauf aufmerksam machten, daß seine Lieder durch den Aether seltsam „verzerrt" kamen. Sie drückten sich vorsichtig aus. Hamilton hatte keine Ahnung, denn er schaltete grundsätzlich den YOMC-Sender nicht ein, um nicht ein Plagiator seiner eigenen Werke zu werden. Er hörte immer nur andere Stationen.
So lud er eines Tages ein paar Freunde und Freundinnen in sein Studio, die eine Art Jury bilden sollten, wenn Liddy Melfind sang und Hamilton schaltete den Apparat ein. Es war ein bedeutsamer Augenblick. Wie üblich kündete der Ansager an: „Meine Damen und Herrn... Sie hören jetzt Georges Hamiltons berühmtes Lied ‚Abend vor dem Dorfe', gesungen von dem neuen Star im Aether, Liddy Melfind".
Die ersten Takte klangen ausgezeichnet, denn sie bestanden nur aus Klavierakkorden, das weitere

Chamberlain empfiehlt Gasmasken

für die Sommerfrische

(E. Thöny)



„. . . und an die auf den Mann dressierten deutschen Haifische hat unsere Regierung eben wieder nicht gedacht!"

Pompier-Begräbnis

Von Oskar Wöhrle

Heut haben die Pompiers einen Pompier begraben.
Hei, Jungfern von Schilke, das war fein!
Feierlich stapften die alten Knaben
feuerbehelmt hinter dem Wagen darein!

Schwankte der Wagen wie eine Barke
zu der Clärons gedämpftem Lied,
und der Tote vorn im Sarge
schwankte lächelnd im Takte mit.

Ach, es wußte der kleine Dicke
nicht, daß sein Begräbnis sei.
's kam ihm vor im Augenblicke
wie Heimfahrt nach fröhlicher Pichelei.

Auf und ab ging der Zylinder
hoher Glanz und Trauerflor.
Silberpunkte in einem Binder
glitzerten wie Sterne vor.

Und die junge Frau des Toten
taschentüchelnd zuvorderst schritt.
Ab und zu warf sie ein Blicklein, das verboten,
der Herr Silberpunkt, der blinzte mit!

Hei, wenn die Pompiers einen Pompier begraben,
das ist für Ohren und Augen fein!
Feierlich stapfen die alten Knaben
feuerbehelmt hinter dem Toten drein!

Wenn sie den Toten im Kirchhof haben,
heller schallt der Clärons Getön,
und sie gehn dann am Totenbier sich erlaben,
das erst macht das Begräbnis schön!

Ach, was sind doch Witwenschmerzen
sonnenhell schnell wegstibitzt,
wenn so nah dem Zitterherzen
silberpünktig der Tröster sitzt!

Werd' ich einst zu Grab getragen,
soll's nur bei den Pompiers sein!
Feierlich stapfen die alten Knaben
feuerbehelmt hinter meiner Lade drein.

Dumpf erschurren alle Trommen
und das Messing macht Skandal,
daß die Weiber ans Fenster kommen
und mich schauen ein letztes Mal!

Doch ich schließe testamentarisch
die schöne Krawatte vom Begräbnis aus.
Ebenso mit meiner jungen Frau verfahr ich,
die bleibt an meinem Begräbnis zu Haus!

Denn es sollen die alten behelmten Knaben
von der Feuerwehrherrlichkeit,
wenigstens den ersten Tag im Grabe Ruhe haben!
Hinterher ist zum Brändeln immer noch Zeit!

Schmettert, ihr Clärons! Rurrt, ihr Trommen!
Weiber, öffnet die Fenster weit!
Seht, die Schilkemer Pompiers kommen!
Freut euch an ihrem artigen Schneid!

Ja, die alten Feuerwehrknaben
stapfen hinter dem Toten darein.
Schmettern die Clärons und gellen und fragen:
Bande, wer wird der nächste sein?!

konnte Hamilton kaum mehr als das Kind seiner Muse weder er- noch anerkennen.

„Dieser Schmarrn könnte von Lippingcot sein", wagte William Roß zu äußern, worauf alle Anwesenden über die Erdbeerbowlenterrine hinweg auf Hamilton starrten. Man muß wissen, daß Lippingcot einer jener Komponisten war, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen und im Grunde genommen, war es eine Beleidigung. Aber merkwürdigerweise schwieg Hamilton. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, so daß es aussah, als arbeite es in ihm. Die Stimmung glich einer elektrisch geladenen Atmosphäre, die einen Blitz notwendig hatte, um erträglich zu werden. Statt dessen geschahen zwei seltsame Dinge.

Hamilton hob sein Glas, ließ die Sängerin Liddy Melfind hochleben und trank die köstliche Bowle aus. Dann ging er an das Telephon und verlangte Direktor Holmes von der YOMC-Gesellschaft. Mit Spannung verfolgten die Anwesenden den Vorgang, sie ahnten etwas Furchtbares. Doch sie wurden enttäuscht, denn es entwickelte sich folgendes Gespräch, währenddessen das Radio in Tätigkeit blieb und Liddys Stimme ungehindert durch das offene Atelierfenster in die dunkle Nacht klingen konnte.

„Hallo, old boy Georges! Wie geht's? Einen neuen Schlager? Brauche dringend etwas für Liddy!" rief Holmes in den Apparat.

„Gemacht! Kannst du hören? Ich hab meinen Apparat extra deswegen eingeschaltet, um ihre Stimme kennenzulernen! Eine Frage ... gibt es Platten von der Melfind?"

„Was für eine Frage, Georges? Natürlich! Bereits fünfzig Stück! Warum fragst du?"

Hamilton lächelte, als stände er der Sängerin persönlich gegenüber: „Schick mir alles, was du hast, verstehst du? Ich brauche das zur Inspiration!"

„Okey!" klang es zurück. „Morgen hast du alles!"

Hamilton legte den Hörer auf und kam an den Tisch zurück, an dem alles, was daran herumsaß, wie zu Eis erstarrt schien, ob dieser Unterhaltung.

„Bist du wahnsinnig?" rief Joane, seine Freundin.

„Im Gegenteil. So klar habt ihr mich noch nie gesehen. Jetzt aber den Affenkasten aus!"

Während William das Radio abdrehte, fragte Joane vorsichtig: „Warst du deshalb vorhin so nachdenklich?"

Hamilton bejahte, schenkte die Gläser wieder mit der duftenden Erdbeerbowle voll und der Abend endete heiter und zu aller Zufriedenheit. Erst beim Verlassen des Studios glaubten einige Freunde beteuern zu müssen, daß da irgend etwas mit Hamilton nicht stimmte! Am nächsten Tag erhielt der Komponist die versprochenen Platten, von denen er ein paar probierte. Sie waren wirklich haarsträubend.

An diesem Abend nun erlebten die Hörer des YOMC-Senders eine Sensation. Mitten im Gesang von Liddy Melfind brach die Stimme ab, man hörte einen furchtbaren Schrei, dazwischen zwei Männerstimmen, die barsch und rauh riefen: „Hände hoch!" ... dann herrschte Totenstille ... eine lähmende Stille, wie sie nur aus dem leeren Himmelsraum kommen kann, wenn eine Welle, wie die des YOMC-Senders, 17,91, plötzlich aufhört. Wahrscheinlich sahen sich Hunderttausende von Hörern entsetzt an und dann begann ein Sturm auf die Telephonzentrale der Gesellschaft, deren Telephonistinnen innerhalb kurzer Frist ausgeknockt sozusagen an den Drähten hingen.

Es hatte sich folgendes abgespielt: Gerade als Liddy Melfind das hohe C in dem Hamiltonschen Hindostanlied sang, drangen zwei vermummte Männer in den Raum, hielten ihre Revolver auf den Klavierspieler und die Sängerin, schrien das bekannte „Hände hoch!" und während der eine den Begleiter in Schach hielt, schleppte der andere die halb ohnmächtige Sängerin in einen Wagen und brauste ab. Das alles war das Werk weniger Sekunden und ehe jemand recht begriff, was sich ereignet hatte, war auch der zweite Mann verschwunden.

Liddy wachte mitten während der Fahrt auf und sah sich zwei vollendeten Kavalieren im Frack gegenüber. Sie sammelte ihre Gedanken, versuchte zu lächeln und hielt alles für eine wunderbare Reklame. „Oh, verlangen Sie von Mister Holmes alles ... er wird es zahlen!" flötete sie noch zitternd. Aber die Männer schwiegen.

„Kommt meine Entführung auch in die Zeitung?" begann sie interessiert. „Das wird ja ein herrliches busineß!"

Als wieder keine Antwort kam, wurde es ihr unheimlich zu Mute und sie suchte sich zu orientieren. Aber draußen herrschte stockfinstere Nacht und die Lichtkegel des rasenden Wagens streiften nur Bäume und Telegraphenstangen. Mein Gott, dachte sie, ob diese Gentlemen am Ende doch ganz gewöhnliche Gangster sind?

Plötzlich stand der Wagen. Ehe sie aussteigen durfte, wurde ihr ein Tuch um die Augen gebunden und alle Schauer einer Kinoromantik liefen Liddy über den Rücken. Sie fühlte weichen Boden unter ihren Füßen, dann machte man sie auf eine Schwelle aufmerksam und irgendwie mußte sie in einem Zimmer sein, denn es roch etwas muffig, als ob schon lange kein Fenster geöffnet gewesen sei. Sie wollte um Hilfe rufen, aber eine kräftige Hand drückte ihr den Mund zu. Ein Stuhl wurde herangeschoben und im Nu saß sie gefesselt in völligem Dunkel. Sie hörte noch wie sich Schritte entfernten und dann war es ihr, als ob sie ganz allein wäre ...

Die Nachricht von der Entführung Liddys und dem seltsamen Zwischenfall im Senderaum erreichte Holmes in einer Bar, wo er gerade mit Mabel Irving zusammensaß. Allerdings waren schon sechs Stunden seitdem verflossen und die Rotationsmaschinen setzten schon die ungeheuere Sensation der YOMC in Riesenlettern.

Ein Boy drückte Holmes ein Schreiben in die Hand, das er mit etwas whiskyfröhlichen Augen öffnete, die aber sofort erstarrten, als er den Inhalt begriffen hatte.

„Seien Sie unbesorgt. Liddy Melfind ist am Leben. Es geschieht ihr nichts und Sie kostet es keinen Pfennig, nur das Benzin, um Ihre Freundin in einem Haus am Kilometerstein 25 auf der Straße nach Br... abzuholen. Sie werden sie dort wohlbehalten antreffen. Wir hoffen, daß ihr das Singen vergangen ist ... Im Auftrage der ‚Schwarzen Hand'".

Holmes strich sich ein paar Mal über die Stirne, ließ Mabel Irving verblüfft zurück und raste in den hellen Morgen hinein. Neben seinem Sitz lag ein geladener Revolver.

Eine wunderbare Frühsonne lag über der Landschaft, als Holmes sich dem Kilometerstein 25 näherte, vorsichtig, mit einer Hand steuernd, in der anderen den Revolver. Langsam ging er durch den blühenden Garten, in dem es nach Levkojen roch, öffnete, wie er es des öfteren in Kriminalromanen gelesen hatte, in Schrägstellung und mit vorgehaltener Waffe die Türe.

Nichts rührte sich ... aber aus einem Zimmer drang Musik ... Liddy Melfind sang. Holmes lauschte. Ja, es war ihre Stimme. Mit einem jähen Ruck riß er die Türe auf und ein entsetzlicher Anblick bot sich seinen Augen: auf einem Stuhl saß Liddy gefesselt und ohnmächtig, vor ihr ein elektrisch betriebener Grammophonapparat, der seit Stunden Hamiltons Lieder mit voller Lautstärke, „gesungen von dem gefeierten Stern im Aether", Liddy Melfind, ableierte.

Holmes löste die Stricke und brachte Liddy in ein Sanatorium, wo sie nach vielen Stunden erst fähig war, eine zusammenhanglose Erzählung zum Besten zu geben ... acht Stunden lang hatte sie ihre eigene Stimme anhören müssen, ohne sich wehren zu können ... eine Platte nach der anderen kam, durch den Mechanismus gehoben, wieder aufgesetzt, fünfzig Platten hintereinander und immer sich wiederholend ... es dröhnte, zwitscherte, jubelte, schmachtete so unmusikalisch, wie eben nur Liddy singen konnte.

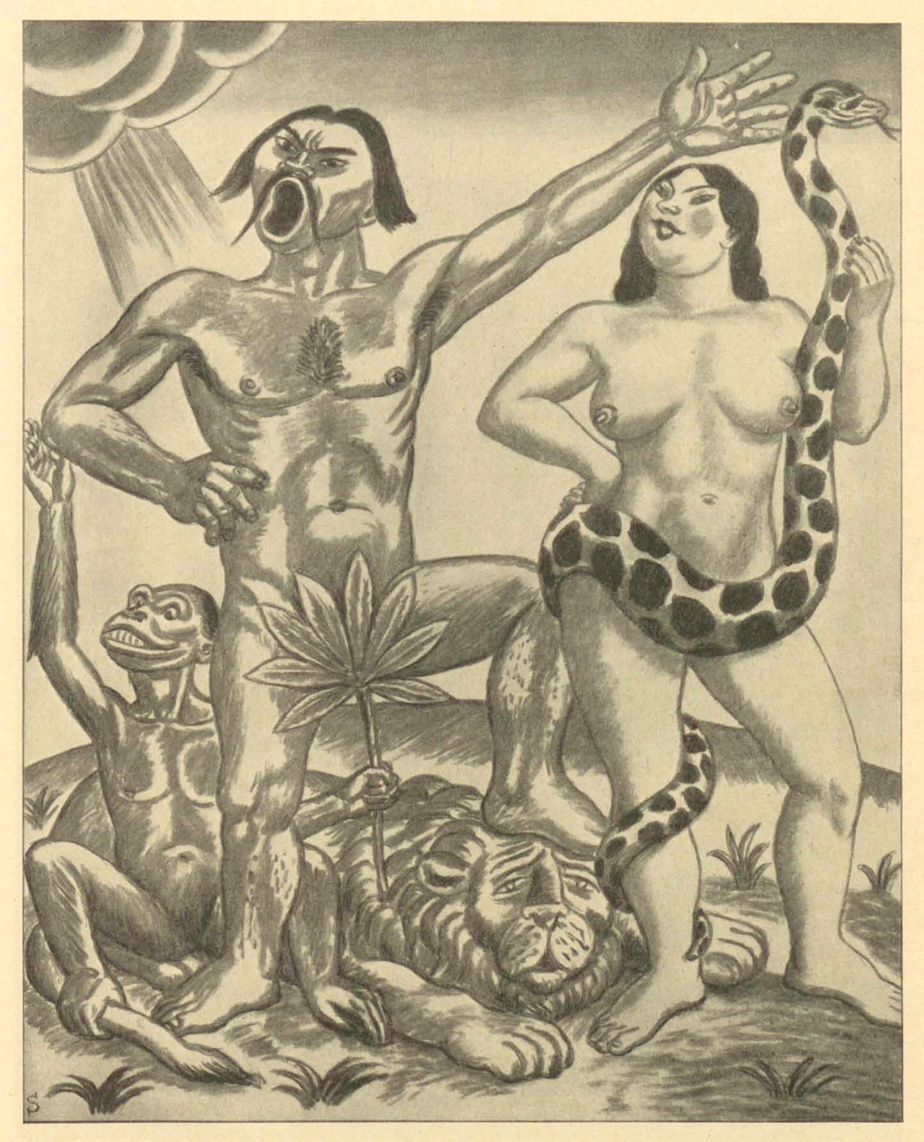
Holmes erkannte die Platten wieder, die er Hamilton geschickt hatte und löste den Vertrag mit ihm. Liddy sang nie mehr wieder ...

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. VJ. 39: 42 065 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die neueste polnische Schöpfungsgeschichte

(Erich Schilling)



Gott schuf die ersten Menschen aus einem Erdenklos und blies ihnen natürlich einen polnischen Odem ein und sagte: Gehet hin, seid fruchtbar und mehret und herrschet über alles, was auf Erden kreucht und fleucht!

Heimkehr aus der Sommerfrische

(Wilhelm Schulz)



„Also, dös muaß i euch scho' sag'n, so a' anderer Stammtisch is wie a' andere Welt!"

München, 27. August 1939
44. Jahrgang / Nummer 34

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Alte Erfahrungen

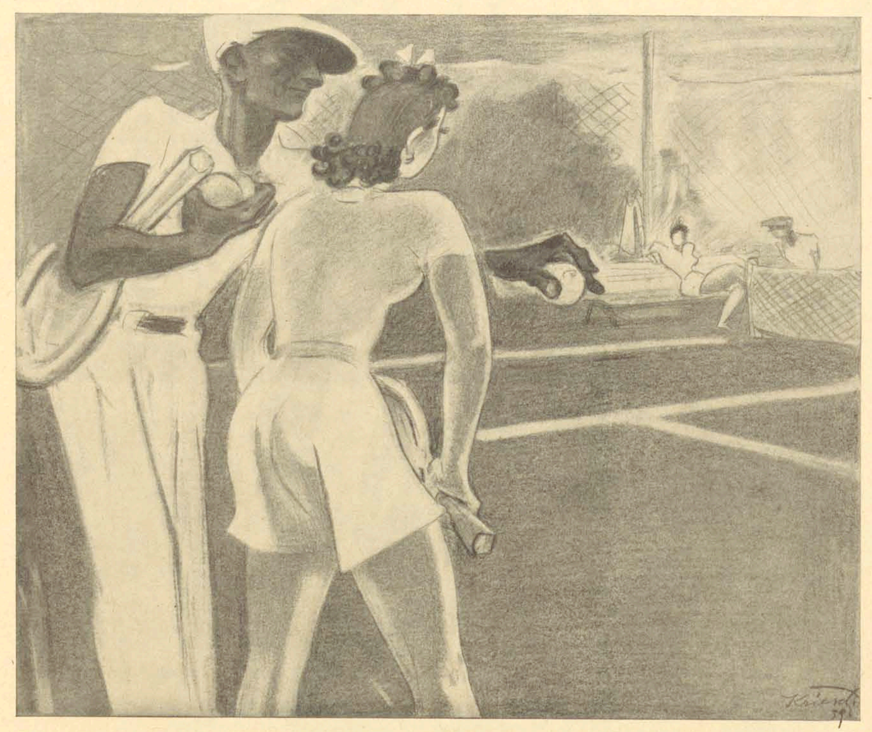
(K. Heiligenstaedt)



„Paul begleitet mich nicht, und meinen Türkisanhänger kann ich auch nicht finden — am liebsten bliebe ich zu Hause!" — „Neue Anhänger findet man nicht daheim, Edith!"

Ballspiele

(R. Kriesch)



„Schaun S' net immer zu Ihrem Bräutigam nüber, Fräulein Henny, sondern schaun S' an, wie S' den Ball schlagen sollen." — „O, ich werd' gleich was ganz anders schlagen, wenn er noch lange mit der Person flirtet."

Belustigungen mit der Hängematte

Die Hängematte ist ein fester Bestandteil der Sommerfrische. Doch was sage ich, fester Bestandteil? Daß sie nicht fest ist, das ist ja gerade das Charakteristische der Hängematte. Nein, sie ist eine bohemehafte Liegestatt, eine Schwebestatt. Man schlägt sein Bettchen auf, wo man gerade ist, das heißt, wo zwei Bäume sind. Mit der Hängematte verbindet sich mir immer der Eindruck eines ansichtspostkartenhaft schönen Mädchens, das mitten im Grünen, mitten im Sommer hängt. Aber leider sind es nicht immer die schönsten Mädchen, die da wie reife Kürbisse im Winde schaukeln, und denen sich die Takelage der Hängematte als Rautenmuster ins Gewölbte prägt, so daß sie wie kleine Modelle von Steppdecken wirken.

Ich sah Hängematten, die prall gefüllt waren, als seien sie Netze eines sehr erfolgreichen Fischzuges und geradezu Verkörperungen von mindestens sieben fetten Jahren. Denn so eine Hängematte verbirgt nichts, sie ist das offensichtlichste Möbel, wenn man ihr überhaupt einen so schweren Titel geben möchte.

Da hängt man also zwischen den Bäumen, die der liebe Gott in gebührendem Abstand voneinander hat wachsen lassen, sozusagen als Futterkörbchen für die Insekten. Es kommen die Fliegen und Mücken und Bremsen und Wespen, und alle wollen von dir frühstücken. Die Hängematte ist so praktisch eingerichtet, daß wir darin allen Sorten von fliegendem Getier Nahrung bieten, vergleichbar den Fettringen, die die Vogelliebhaber den Amseln vors Fenster hängen. Wir aber hängen für die lieben Insekten da, und die sind nicht faul.

Wir haben natürlich ein Buch mitgebracht, um die Sommerstille des Waldes mit geistiger Nahrung zu würzen. Ich habe aber noch niemand in einer Hängematte geruhsam ein Buch lesen sehen, erstens weil Nahrungsmittel nicht ruhig lesen können und zweitens weil die Hängematte jede freie Bewegung der Gliedmassen durchaus behindert. Ebenso könnte man von einem Büchsenschinken verlangen, er solle ein Buch lesen und in seiner Dose mit den Händen agieren.

Welches die beste Art ist, sich in eine Hängematte zu legen, weiß ich nicht. Es ist Glücksache, und nach meinen Erfahrungen wirft einen die Hängematte gerne auf der anderen Seite wieder hinaus, wie Wasser, das aus einem wackelnden Trog schwabbt. Ich habe schon die Gattinnen von Inhabern größerer Firmen wie reifes Obst ins Gras klatschen gesehen und gehört. Für Zuschauer ist das sehr belustigend, wie überhaupt der Gebrauch der Hängematte für die Beobachter mehr bietet als für die handelnden oder, besser gesagt, leidenden Personen.

Aber ich will die Hängematte nicht schlecht machen, denn sie ist ein sehr romantischer Gegenstand und bietet die Möglichkeit, jemand, der in ihr doch schließlich eingeschlafen ist, schnell und reibungslos zu wecken. Ein einfaches Lösen des Knotens bewirkt schnellste Entleerung des Inhalts und schlagartig kann jeder Nachmittagsschlaf beendet werden. Es ist ein ganz reizender Scherz, falls der Betreffende einem nicht an Körperkräften überlegen ist.

Foitzick

Frühsommergang

Bei dem ersten Hahnenschrei
hoben wir die Füße,
leichtgewandet, wolkenfrei,
und erfüllt von Süße.

Glühend reckte sich der Tag
über Felsenbrücken;
auf betauter Wiese lag
jegliches Entzücken.

Lächelnd sahest du mich an,
ob auch ich erglühe:
leichtgewandet, hügelan,
singend, in der Frühe.

Harry Frommelt

Der Schutzengel der Verliebten

(Fr. Bilek)



Star-Urlaub

(M. Dudovich)



„Wenn mich mein Regisseur jetzt so in den Ähren sähe, würde er bestimmt nicht mehr sagen, daß ich keine volkstümliche Naive bin!"

Pilsudski

(Erich Schilling)



„Polen, habt Ihr mein Testament so schnell vergessen?!"

DIE GRABREDE

Von Ernst Handschuch

Der Registrator Stolpje lag mit dem Kopf tief über sein Aquarium gebeugt und war tot. Die linke Hälfte seines langen weißen Schnurrbartes hing im Wasser, und die schönen leuchtenden Schmetterlingsfische aus Japan umschwammen verwundert das borstige Haarbüschel. Es war am dritten Tag seines Urlaubes um die elfte Morgenstunde geschehen, daß ihn der Schlag zu Tode gerührt hatte. Die Haushälterin, die ihm das Frühstück bringen wollte, schüttelte ob des seltsamen Anblikkes, den der Tote bot, mißbilligend ihr graues Haupt. Sie setzte die Auftragsplatte geräuschvoller als sonst auf und deckte den Tisch nicht minder leise. Doch Stolpje verharrte auch dann noch in der unmöglichen Lage, und da erst kam es schneidend über sie, daß dem Manne etwas zugestoßen sei. Sie trat auf ihn zu und berührte zögernd seine Schultern, worauf Stolpjes Körper langsam dem gläsernen Behältnis entlangglitt, schließlich vom Stuhle rutschte und, ehe sie es verhindern konnte, schwer auf den Boden schlug.
„Stolpje!" schrie die Alte schmerzlich.
Es war das erste Mal in den dreißig Jahren, die sie diesen eigenartigen Menschen betreute, daß sie das „Herr" vor dem Namen wegließ, und all ihre verhaltene Liebe und uneingestandene Hoffnung bebten in diesem Aufschrei.

*

„Nehmen Sie sich, meine Herren, sein Leben, das einzig und allein seinem Amte galt und sich in treuer unermüdlicher Pflichterfüllung verzehrte, zum steten Vorbild", sprach der Bezirksrat zu den Beamten und Angestellten, die sich im Sitzungssaal des Kreishauses zu einer Trauerfeier eingefunden hatten, „und ist es nicht das krönende Sinnbild einer unwandelbar strengen Dienstauffassung, daß er während seines Urlaubes in die Ewigkeit einging?" Der etwas dickliche Vorgesetzte machte eine Atempause und blickte die Versammelten fast beschwörend an.
„Das finde ich nun allerdings ein bißchen übertrieben", flüsterte mir der Sekretär Könnicken ins Ohr, „doch der Chef ist ja auch Junggeselle, und darum will ich es begreifen."
Weil ich aber, obgleich ich damals noch ein blutjunger Anwärter war, nur zu gut wußte, woran der Stolpje zeitlebens gelitten, der brave gütige Stolpje, den lediglich ein tiefer, überlegener Humor im Dasein gehalten hatte, wehrte ich mit einer Handbewegung ab. Und mein Unmut galt sowohl dem krittelnden Sekretär als auch dem sich so wichtig nehmenden Bezirksrat.
Wie wenige hatten wohl den stillen, emsigen Stolpje und sein lautloses Lächeln verstanden. Selbst die Haushälterin war nicht hinter den Sinn seines Lebens gekommen; denn ihre unaufhörliche Klage schien mir bei meinem Besuch schier ein einziger, allzu greifbarer Vorwurf gegen den Toten.

*

Der Registrator, der weder Verwandte noch sonstige Angehörige besaß, wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin auf dem Bergfriedhof eines Dörfchens im mittleren Odenwald beigesetzt. Das stattliche Trauergefolge, das sich trotz diesem Umstande eingefunden hatte, zeugte von seiner Beliebtheit. Vielleicht rührte auch sein Schicksal, das, wie so oft schon, der Tod deutlicher offenbarte als das Leben, heftiger an die Herzen seiner Freunde und Kameraden?
Ich selbst hatte es mir nicht nehmen lassen, ihm das letzte Geleit zu geben. Da stand ich nun, ein wenig abseits, hinter einem großen Eibenbusch und hörte versunken die gedenkenden Worte, die dem Stolpje, nach den geistlichen Handlungen des Pfarrers, ins Grab gerufen wurden. Ein grauer trüber Himmel hing über den weiten Bergeshöhen, und das Dorf in dem schmalen Tal lag in zarte Dünste eingehüllt. Von einer der beiden Ulmen, die am Eingang des Gottesackers wachsen, flötete unbekümmert und fröhlich eine Amsel, also das ewig sieghafte Leben kündend.
Eben sprach der Oberinspektor unseres Amtes, als mich mein Nachbar leise am Ärmel zupfte. Weil ich dem Amsellied völlig gehört hatte und es erinnernd mit dem schlichten Gemüt des Toten verglich (wie hätte es ihn doch erfreut), wandte ich mich fast erschrocken zur Seite. Der meine Aufmerksamkeit Heischende war einer der beiden vom Landwehrverein abgeordneten Herren. Viele Jahre hatte ihm Stolpje angehört. — Ich kannte sie recht gut.
„Um Himmels willen", flüsterte er aufgeregt, „der Zweite Vorsitzende, der Roth, der den Kranz für uns niederlegen soll, ist verschwunden. Seit einer Viertelstunde schon pass' ich auf ihn, aber er bleibt aus. Jetzt muß ich sprechen, und ich hab' es noch niemals getan. Und ich kann auch nicht. Nein. Wollten Sie nicht so gut sein und den Kranz niederlegen? Denn unser Verein muß bald dran sein."
„Der Roth ist fort?" fragte ich überrascht und verbiß ein Lächeln. Denn als ich den guten Mann, der in seiner Angst und Verzweiflung gar ulkig wirkte, näher betrachtete, mußte ich plötzlich an Stolpje denken, dem dieses Vorkommnis sicherlich einen Heidenspaß bereitet hätte. „Ach", suchte ich ihn zu beruhigen, „er wird vielleicht ausgetreten sein, und so lange..."
„Nein, nein", wehrte der Kranzträger ab, „der ist weg und kommt nicht mehr. Ich weiß es bestimmt, weil er bereits auf der Herfahrt so seltsam geredet hat. Mann, tun Sie mir doch schon den Gefallen..."
Ich aber konnte seiner Bitte mit dem besten Willen nicht nachkommen; denn es war einfach unmöglich, daß ich, als ein junger Mensch von kaum zwanzig Jahren, den Nachruf für den Landwehrverein hielt. Wie eindringlich ich auch dies dem Verzweifelten erklärte, er hörte nicht auf, mich zu bitten.
„Wissen Sie was", schlug ich ihm endlich vor, „ich will Ihnen die Worte vorsagen."
„Oh, oh", stöhnte er, „bitte, bitte."
„Geben Sie gut acht auf das, was ich Ihnen sage: Im Namen des Landwehrvereins..."
„Im Namen des Landwehrvereins...", wiederholte er tonlos.
„dessen langjähriges, treues Mitglied der Verstorbene war..."
„dessen langjähriges, treues Mitglied der Gestorbene war..."
„Verstorbene", verbesserte ich ihn, „lege ich als äußeres Zeichen des Dankes und der Trauer..."
„lege ich als äußeres Trauerzeichen... nein, Zeichen des...", stotterte er verwirrt.
„Dankes."
„Dankes und der Trauer..." Dicke Schweißtropfen perlten dem Unglücklichen über die Stirn, aber ich konnte ihm anders ja nicht helfen.
„diesen Kranz nieder."
„diesen Kranz nieder."
„Gott, ach Gott", jammerte er, „wäre ich doch bloß zu Hause geblieben."
„Möge dir die Erde leicht sein, Kamerad."
„Möge dir die Erde leicht sein, Kamerad."
Ich weiß es heute nicht mehr, wie oft ich ihm die Worte vorgesagt habe. Jedenfalls entschwanden mir mählich Landschaft, Friedhof und Trauergemeinde, und ich saß mit dem Toten, der wieder lebendig geworden war, in seiner Stube und erzählte dem lautlos Lächelnden die Geschichte, die ich eben erlebte.
„Hören Sie auf, junger Freund, hören Sie auf", wehrte er schließlich ermattet ab. „Und dies hat sich bei meiner Beerdigung zugetragen? — Gut, sehr gut. Nun, sagte ich es nicht immer, daß das Leben, unverwüstlich, wie es schon einmal ist, uns Menschen zu jeder Zeit und Stunde ein Schnippchen schlägt? Und der Kamerad Kaster ist doch sonst der letzte, der sich fürchtet."
Aber jetzt war Kamerad Kaster tatsächlich an der Reihe, und der Himmel streckte sich wie vordem grau und trüb über die mächtigen Bergrücken. Der Dunst, der das Dorf umfing, war noch der nämliche zarte, und die Amsel lockte derart süß über die Gräber hin, als gelte es, all die Toten zu wecken.
Wohl wischte sich Kamerad Kaster oftmals mit dem Taschentuch über die Stirn, doch er erledigte den aufgezwungenen Auftrag so gut, daß selbst unser strenger Oberinspektor ihn beifällig betrachtete. Schließlich trat auch ich an das offene Grab und warf drei Hände voll von der Erde hinab, die den Stolpje nun für immer decken sollte. Aber mir war es dabei seltsam leicht ums Herz, und ich lächelte zu jedem Wurf. „Stolpje", sagte ich dreimal und wußte, daß er mir in diesem Augenblick am nächsten war.

Als wir in das Dorf zurückkehrten, winkte der Zweite Vorsitzende des Landwehrvereins, der unglückselige Roth, aus dem Fenster einer Wirtschaft. Kaster, dessen Kopf bis in den Hals hinab gerötet war, wollte unwirsch vorübergehen. Ich jedoch zog ihn entschlossen in die Wirtsstube.

„Letzten Endes galt es doch Ihrem Kameraden Stolpje", beschwichtigte ich ihn, „und Sie haben Ihre Sache wirklich einwandfrei gemacht. — Dem Roth aber können Sie von nun an zeigen, wer Sie sind."

„Meinen Sie?" fragte er mich und Stolz überflog sein Antlitz.

Weil der Roth sich ohne weiteres und unaufgefordert bereit erklärte, unsere Zeche auf sich zu nehmen und unser schonendes Schweigen dankbar mit etlichen Flaschen Wein einlöste, zeigte es ihm der Kaster in der Folge auch wacker, wer er jetzt ihm gegenüber war. Ich aber wußte, daß der brave, gütige Stolpje nicht von uns gegangen war. Er saß mitten unter uns, lautlos und überlegen lächelnd, und ich hielt, auf daß es mich noch fester an ihn bände, tapfer mit.

Vor dem Gewitter

Von Joseph Maria Lutz

Koa Vogl mag mehr pfeifa,
d' Luft zittert in der Still'n,
du moanst, du kunnt'st as greifa —
ganz oaschicht geigt a Grill'n.

's Kornfeld loahnt müad am Hüg'l,
koa Halmerl traut si' wiag'n,
koa Schmetterling rührt d' Flüg'l,
es surr'n und stecha d' Fliag'n.

Und z'weitest in der Weit'n,
liegt d' Hitz, als wia-r-a Trud —
iatzt tean s' wo Wedaläut'n — —
„Der Herr schütz' Hab und Gut!" —

Da macht der Wind an Wischer
und 's Korn fahrt heiser auf —
a Vog'l tuat an Zischer
und schiaßt zum Hügel nauf.

Es werd wia in der Liacht'n —
a erster Dunner hallt —
großmächti', glei' zun Fürcht'n,
steht schwarz und stad der Wald.

DIE PHILOSOPHIE DES FAHRRADES

VON ERIK STOCKMARR

Professor Smutny, Dozent an der Lehranstalt für technische Wissenschaften zu Nebraska in USA. ist schon seit langem eifrig mit der Erforschung eines überaus aktuellen Problems beschäftigt, nämlich dem: „Wieso und zu welchem Zweck ist die Querstange am Herrenfahrrad da?“ Ein Problem, das dem Laien wohl recht unsinnig und lächerlich erscheinen mag, dessen wissenschaftliche Lösung aber für die Menschheit in vieler Hinsicht von unermeßlichem Wert sein würde. In einem kürzlich erschienenen zweibändigen Werk „Die Indikationen und Kontraindikationen des Fahrradfahrens“ hat Professor Smutny einige seiner Forschungsergebnisse der breiteren Öffentlichkeit in einer populären Form zugänglich gemacht.

Es würde zu weit führen, hier ausführlicher auf die Geschichte der besagten Querstange einzugehen und dabei den umständlichen Beweis zu führen, daß es sich nicht mit Sicherheit ermitteln läßt, woher sie eigentlich stammt; was ja schließlich nur den Fachmann interessieren dürfte. Immerhin seien ein paar Daten genannt, die dem vorgenannten Buch entnommen sind:

Geschichtlich erwiesen ist, daß das erste Fahrrad mit Querstange 1891 das Licht der Welt erblickte, kurz nachdem der englische Arzt Dunlop die Luftreifen erfand, die ja eine Revolution im Radfahrsport auslösten. Ordnungshalber sei noch erwähnt, daß das erste Velicope, das alte griechische Kyklos, keine Querstange hatte, sondern lediglich aus einem einzigen Rad bestand, und man sich, weil das Pedal noch nicht erfunden war, um es in Gang zu halten, damit begnügen mußte, zu Fuß zu laufen und es vor sich her zu rollen. Auch weder die Draisine des Deutschen von Drais noch das englische Velicope „Purzelpeter“ oder das Niederrad, der „Knochenbrecher“ von Nichau kannten eine Querstange.

Da tauchte eines sonnigen Frühlingstages in den Straßen Londons gänzlich unerwartet das erste Fahrrad mit Querstange auf. Ein gewisser Mr. Sommerset war es, der dieses Amphibium erstmalig zum allgemeinen Entsetzen der Straßenpassanten fuhr und vor sich auf der bewußten Stange einen dicken Schlächtermeister sitzen hatte. Leider kollidierten die beiden gleich darauf mit einem Autobus und verstarben auf dem Wege ins Krankenhaus und nahmen also ihr Geheimnis mit ins Grab. Von Stund an aber wurden alle Herrenfahrräder mit diesem Attribut ausgestattet.

Doch um auf den Kernpunkt des Problems zurückzukommen: Was soll diese Querstange am Herrenfahrrad eigentlich bezwecken? Professor Smutny hat da die verschiedensten Überlegungen angestellt und ist zu vier Theorien gelangt:

1. Es ist anzunehmen, daß die Querstange eine Stütze für den Bauch darstellen soll — damals jedenfalls, als die Menschen noch dicke Bäuche hatten. Darum also auch heute wieder die Parole: jeder Mann seinen Bauch!

2. Man hat das Herrenfahrrad mit einer Querstange ausgerüstet, um es leichter von einem Damenfahrrad unterscheiden zu können.

Welche These mir, dem Unterzeichneten, freilich etwas eigenartig und unlogisch erscheint. Denn wer hat schon ein Interesse daran, diesen Unterschied, ob Herren- oder Damenfahrrad, festzustellen. Bekanntlich flirtet und liebkost man ja nicht mit den Fahrrädern. Und dann: Wenn eine Dame dahergefahren kommt, zweifelt wohl keiner daran, daß sie eine Dame ist. Dazu braucht man sich ja nicht erst zu überzeugen, ob eine Querstange an ihrem Rade ist oder nicht. Immerhin hat diese Theorie Nr. 2 doch etwas für sich, insofern man nämlich sagen kann:

Wenn eine Dame sich als Herr verkleidet (zum Maskenball oder als Privatdetektivin), dann ist sie natürlich in dieser Rolle genötigt, ein Männerfahrrad zu benutzen und es in Herrenmanier zu besteigen, d. h. das eine Bein hoch über das Hinterrad hinwegzuschwingen, eine Bewegung, durch die sich jede Frau, weil sie ihr ungewohnt ist, verraten wird. Also verdankt die Querstange diesem Umstande ihr Vorhandensein. Wäre die Stange nicht, würde man die Dame für einen Mann ansehen, der ein Damenfahrrad benutzt, und demzufolge sollte man sie aus Unschicklichkeitsgründen verhaften.

3. Es darf angenommen werden, daß die Querstange geschaffen wurde, um alte, liebe, rein romantische Überlieferungen zu erhalten. Sie erinnert an die alten Zeiten, wo Prinzessinnen und andere brave junge Mädchen noch auf Pferderücken dem Elternhause entführt wurden. Und da heutzutage die Pferde in der Großstadt im Aussterben begriffen sind, soll das Herrenfahrrad den Hengst unserer Tage verkörpern. Eine Ansicht, die durchaus ihre Berechtigung hat. Natürlich könnte man ja die Geliebte auch auf den Händen davontragen oder bei längeren Abständen S-Bahn oder Straßenbahn benutzen. Auch könnte sich das Brautkleid leicht in dem Kettenrad verfangen.

4. Professor Smutny behauptet, daß die Querstange als ein Zierat gedacht ist, um dem Herrenfahrrad einen festlichen Anstrich zu verleihen. Eine m. E. durchaus abwegige Anschauung; denn die einfache Stange wäre doch ein gar zu armseliger Schmuck. Zu diesem Zweck müßte man schon einen ganzen Blumenkasten mit Heckenrosen und Flieder anbringen.

Natürlich ist Professor Smutny in allen diesen Anschauungen sehr angefeindet worden. So u. a. von Professor Dooblegoodbubble, Privatdozent für Evolutionslehre an der Universität in Chikago. Der namhafte Gelehrte behauptet nämlich, daß die Querstange gar nicht das Produkt menschlichen Erfindergeistes ist, sondern das Ergebnis des ständigen Entwicklungsprozesses darstellt, dem die Natur unterworfen ist. Alles wächst, blüht und gedeiht, auch der tote Stoff. Eine höchst problematische Angelegenheit, wie der geneigte Leser einsehen wird, die sich wohl kaum jemals zur völligen Zufriedenheit wird aufklären lassen.

Tja, wieso und zu welchem Zwecke ist die Querstange am Herrenfahrrad da? Und in diesem Zusammenhange bietet sich ein weiteres Problem dar, das bisher in ein nicht minderes Dunkel gehüllt ist und für dessen Erforschung ungeahnte Möglichkeiten gegeben sind:

Wieso und aus welchem Grunde ist da keine Querstange am Damenfahrrad? Professor Smutny befindet sich in voller Aktivität.

(Übersetzt von Werner Rietig)

Brand bei Lord Yesterday

Von Hans Scherer

Auf der schönen Pappelallee zwischen Woodstockdown und Oxfordshire ging ein Mann spazieren. Etwa fünfzig Schritte hinter ihm schlenderten zwei Männer, Mr. Allan und Mr. Thornton.
Plötzlich packte Mr. Allan Mr. Thornton am Rockärmel. „Komm, wir wollen ihn einholen, der da vorn soll uns seine Geschichte erzählen, da haben wir für die nächste halbe Stunde etwas zu lachen."
„Aber wer ist das überhaupt?" fragte Thornton. Doch Allan war schon zehn Schritt voraus.
„Komm, komm! Das ist der reiche Lord Yesterday, der verrückte..."
„Allan, das ist unmöglich! Dieser schlanke Herr? Yesterday wiegt doch gut und gern seine zweihundertfünfzig pounds.
„Er ist's, er ist's!" sagte Allan und fügte, nachdem Thornton ihn eingeholt hatte, leise hinzu: „Er hat sechs Monate gesessen, und da hat er sein Fett verloren."
Thornton beeilte sich jetzt auch, und bald hatten die beiden den einsamen Spaziergänger eingeholt. Die Begrüßung war kurz. Auch war es nicht schwer, den Lord im Gespräch auf seine Gefängnisstrafe zu bringen, denn er war reich und verrückt genug, um Späße, die auf seine Kosten gingen, zu vertragen. So fragten die beiden Freunde ihn kurzerhand nach Warum und Wieso.
Die Haft schien Lord Yesterday sehr gut bekommen zu sein. Sein ehedem aufgeschwemmter Körper war fast auf normales Maß zurückgegangen, und auch sein Gesicht, einst gedunsen vom Wohlleben, zeigte einen gesunden und harmonischen, wenn auch etaws matten Ausdruck.
„Meine Geschichte wollen Sie hören, Sirs?" begann Lord Yesterday. „Well. — Sie wissen, daß ich der Mann bin, der immer den Zug vor seinem Hause durch Ziehen der Notbremse zum Stehen bringt. Kostet jedesmal 150 Schillinge. Es ist Ihnen bekannt, daß ich die größte Flohsammlung der Welt habe. Sie kennen vermutlich auch die zahllosen Geschichten, die über mich kursieren, wo ich den Behörden mit den ältesten Paragraphen immer so schwer zu schaffen mache. Bürgermeister Evening ist meinetwegen fünf Jahre zu früh in Pension gegangen — aus Gram. Aber meine Versicherung hat mir dann endlich doch einen Streich gespielt. Sie sehen, meine Herren, die sechs Monate sind mir wohl bekommen. Es lebt sich gut in britischen Gefängnissen. —
Die Geschichte war nun so: ich kaufte bei Ribbons an der Ecke eine Kiste Zigarren. Das ist jetzt gerade ein knappes Jährchen her. Diese Kiste Zigarren ließ ich bei der ‚United' versichern..."
„Versichern? Gegen was denn?" fragten Allan und Thornton wie aus einem Munde.
„Na, Kunststück, gegen Feuer! Das ist doch klar. Haben Sie 'ne Ahnung, wie leicht so eine Zigarre in Brand gerät. Die ‚United' nahm die Versicherung an. Und eines Tages nun, ich weiß selbst nicht wie es kam, eines Tages waren die Zigarren alle verbrannt, und ich schickte der ‚United' die Asche ein, die Asche von Ribbons Zigarren, fein säuberlich in der Originalkiste verpackt. Natürlich wollte die Bande nicht zahlen. Haben Sie einmal erlebt, daß eine Versicherung zahlt, he? Da war natürlich der Prozeß schnell im Gang. Eine heillose Geschichte! Schließlich hatte ich meine sechs Monate weg..."
„Aber wie konnte es so weit kommen, Mylord? Man kann doch einen Lord Yesterday nicht so ohne weiteres..."
„Lassen Sie mich nur weitererzählen. Es wäre alles gut gegangen — die Sache stand schon für mich auf Gewinn —, wenn der Richter nicht auf einmal angefangen hätte, dumm zu fragen, was ich mit den Zigarren gemacht hätte, wieso die Dinger überhaupt verbrennen konnten. — Ich war verblüfft und verärgert zugleich. ‚Aber Herr Richter, wie sollen sie schon brennen? Ganz einfach, man zündet sie an und raucht sie!' — ‚Sie haben also die Zigarren geraucht?' fragte der Richter hämisch zurück. — ‚Natürlich! Was dachten Sie?' — Und dann kamen die sechs Monate..."
Yesterday schwieg. Die beiden Freunde dachten scharf nach. Endlich brach Allan das Schweigen: „Aber, Mylord, sagen Sie uns bloß, auf Grund welches Paragraphen man Sie verurteilt hat. Ich meine, da muß doch das Gesetz irgend eine Handhabe..."
Yesterday lachte. „Sie können aber naiv fragen. Natürlich mußte ich bestraft werden. Mein Verbrechen hieß: Vorsätzliche Brandstiftung. Bye, bye, meine Herren!" —
Allan und Thornton hatten kaum Zeit, sich für die Erzählung zu bedanken, da war Yesterday schon um die Ecke gebogen. „Wohin so eilig?" riefen sie ihm nach.
Der Lord drehte sich noch einmal um und zwinkerte geheimnisvoll und vielsagend mit den Augen. „Zu Ribbons, eine neue Kiste Zigarren kaufen!"

BADEANZÜGE

Von Edmund Bickel

Um die Art der Badeanzüge für diesen Sommer zu besprechen und festzulegen, hielten die Badeanzugerzeuger irgendwo eine ganz geheime Sitzung ab. Ein Bild davon war da und dort zu sehen: Ernste, sorgenschwere Männer betrachteten die Modebilder der letzten zwanzig Jahre. Schon bei dem vom letzten Sommer war kaum noch etwas zu entbehren. Manche dieser sogenannten Bekleidungen waren mit nacktem Auge kaum mehr deutlich feststellbar. Eine ganze Anzahl von Witzblättern brachte das Bild.
Das ist eine fortschreitende Entwicklung. Davon sind Badeanzüge genau so wenig verschont wie alles mögliche andere. Auch hier wissen wir einstweilen noch nicht, ob wir bereits am Nullpunkt angelangt sind oder ob man für die Mode des nächsten Sommers bereits das endlich erfundene Elektronenmikroskop braucht. Billiger sind die Badeanzüge jedenfalls nicht geworden. Das kommt daher, daß so viel Geist und scharfes Nachdenken darauf verwandt werden muß. Außerdem würde das unter Umständen so aussehen, als wollten sich die Fabrikanten vor der Steuer drücken. Das vermeidet man gern.
Komme im nächsten Sommer eine Mode wie sie wolle, wir sehen ihr festen Blickes entgegen! In manchen Fällen möge sie ruhig so aussehen, als hätten die Trägerinnen scheinbar nur eine Zigarette im Mund. Eine Anregung, hierüber eine Rundfrage bei den Leserinnen zu veranstalten, hat mir die Schriftleitung einer großen Frauenzeitschrift leider noch immer nicht beantwortet.
Es fragt sich nur, welcher Teil der Rohstoffeinsparung geopfert werden soll. Wir Männer tragen ja auch nur Badehosen, weil wir diese Geschichten einfach nicht mitgemacht haben. Gleich von Anfang an. Man kann aber nicht wissen, wofür es gut ist.
Uns ist es jedenfalls gleich; denn unsere Hosen sind auf einen einfachen Nenner gebracht. Wir tragen entweder einteilige bis zum Nabel, oder einteilige, die sogar in ganz feinen Familienbädern gestattet sind. Das geschieht aber ganz freiwillig; denn es steht bekanntlich nirgendwo angeschlagen, daß man eine Badehose anziehen muß. Es ist also, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, keineswegs verboten, Familienbäder ohne Badehose zu benutzen. Bestraft wird es aber trotzdem. Jedoch nur wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses. An sich ist es sonst erlaubt.
Wie gesagt, es gibt nur einteilige Badeanzüge für Herren. Zweiteilige wären dagegen unanständig. Man würde in den Verdacht geraten, etwas zu verbergen. Wenigstens möchte ich nicht der erste sein, der einen trägt.
Bis etwa zum Jahre 1912 waren auch noch die auf Taille geschnittenen Dreieckbadehosen zugelassen. Sie waren luftig und billig, wurden aber dann wohl aus technischen Gründen verboten; der Taillensitz stimmte nämlich nicht immer ganz, und die Damen sahen dann starren Blickes so lange hin, bis sich in ihnen mindestens ein Ärgernis erregte. Die Folge davon war der bekannte Zwickelerlaß. Man mußte die Dinger zu Hause auftragen. Trotzdem gibt es noch immer welche. Sie sollten unter Naturschutz gestellt werden.
Männer nehmen keineswegs so leicht Ärgernis, selbst Damen gegenüber. Glauben Sie, ein Mann würde einen anderen wegen einer schlecht sitzenden Badehose anzeigen? Kaum. Eine Frau aber schon gar nicht. Wir sind großzügiger. Schlecht sitzende Damenbadeanzüge interessieren uns nicht. Wir sehen nur nach dem Inhalt, weil wir tiefer veranlagt sind.
Darum sind es auch nur die Anzüge von badenden Damen, die noch in der Entwicklung begriffen sind. So etwas muß die Mode doch wohl sein. Allerdings sind die Ansichten darüber geteilt. Damen, die es sich ihrer Ansicht nach leisten können, das Modell dieses Jahres zu tragen, sind davon überzeugt. Andere hingegen, die Konfektion nicht mehr bekommen, empören sich, wo wir Männer an alles andere eher denken. Wer weiß, was sie für Badeanzüge hätten, wenn sie nicht der Konfektion entwachsen wären! Solcher Trikot hat eben auch eine gewisse Grenze der Dehnbarkeit.
Frau Ambrosia Zitzelsberger, meine Milchfrau, mit der ich solche Grenzfragen auf dem Gebiet des Geschmacks und guten Tones gerne vor der Niederschrift bespreche, nahm zu diesen Dingen folgende Stellung:
„Geh' jiatz schneidens aber oh, Herr Bickel! I sog' do überhaupts nix mehr, wanns ma mit solcherne Sachn kemma. I kenn' Eahna scho: Da frogns mi erst recht scheinheili aus, und i sog Eahna mei Ansicht wia i mirs denk, und nacha schreibns Sie's und kriagn an Haufn Geld dafür!
I sog über die heitigen Badeanzüg' blos dees oane, das dees das Ende des weiblichen Geschlechtes is! Auf wos soll ein Mahn heitzutags no neigieri sein, bal die Madln kein Schahmgefiel nicht mehr haben?! Sonst is ja a so nix mehr übriglblieb'n. Zu meiner Zeit da ham mir ja goar net gwußt, wos Bodn hoaßt. Aber g'heirat' san ma word'n, und Kinda hamma kriagt, aber ohne solcherne g'schlamperte Badeanzüg!"
So sind eben die Ansichten so verschieden wie die Menschen und ihre Badeanzüge. In Schweden baden ja die Menschen bekanntlich nackt. Wenigstens hört man das in Deutschland allgemein. Nun sind diese Zeilen aber in einem Freibad in Stockholm am Mälarstrand geschrieben. Die warme Sonne brennt in die herrliche sandige Bucht. Männlein und Weiblein tummeln sich in den noch immer kühlen reinen Fluten. Sie denken sich nichts böses, und sind vergnügt.
Es ist auch wirklich nichts dabei; denn sie haben alle Badeanzüge an. Fragt man sie aber nach dem Nacktbaden, dann werden sie ärgerlich, diese netten friedlichen Menschen hier. Schade...

Danzig

(Wilhelm Schulz)



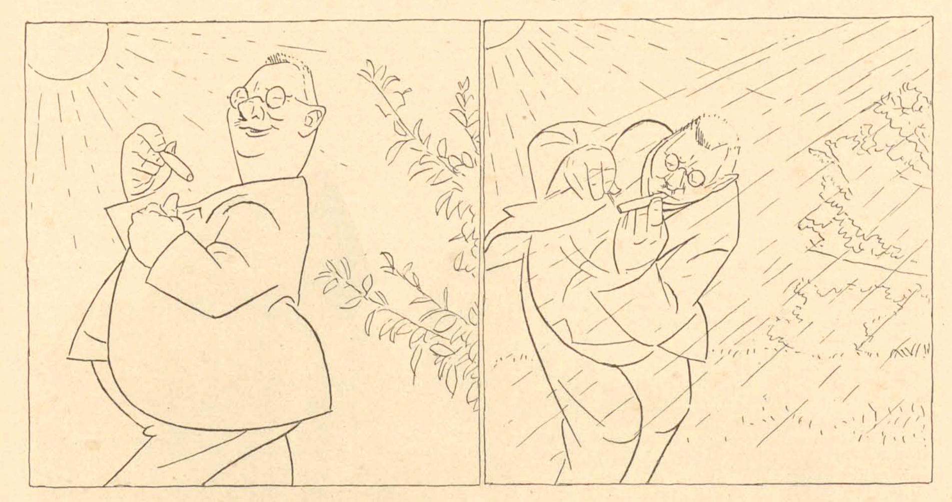
Es steht mit Tor und Türmen
Stadt Danzig fest und gut,
Wehrhaft in allen Stürmen,
Zeigt sie sich hochgemut.

So daß sie nun und nimmer
Sich fremder Willkür beugt,
Vor aller Welt, wie immer
Ihr Deutschtum stolz bezeugt!

Wilhelm Schulz

Wandlungen

(O. Gulbransson)



Ganz in Naturgenuß verloren
geht hier ein ältrer Herr spazoren,
nur leider von dem Wahn umhaucht:
Viel schöner ist's noch, wenn man raucht.

Drum holt er, daß er an ihr nasche,
sich die Zigarre aus der Tasche.
Doch wie er sie entzünden will,
beginnt der Wind sein loses Spiel.

Er mag sich noch so listig drehen,
um seinem Gegner zu entgehen:
von Ost und Süd, von West und Nord
kommt das Gesäusle angeschnorrt.

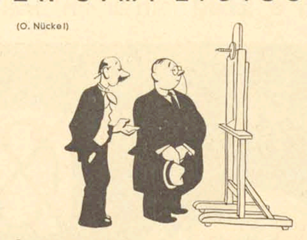
Verdutzt zuerst, alsdann verdrießlich
zerbricht, zerknackst, zerstampft er schließlich
voll Wut den Stengel, der nicht brennt . . .
So wird der Mensch ein Abstinent.

Ratatöskr

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Das Haus, in dessen erstem Stock ich wohne, ist winkelförmig gebaut, so daß ich von meinen Fenstern auf ein Ehepaar hinunterblicken kann, das im Hochparterre des andern Flügels wohnt. Beide obliegen sie dem Schneiderhandwerk und beide sind sie taubstumm. Auf dem Tisch einander gegenübersitzend arbeiten sie den ganzen Tag mit großem Fleiß, sich mitunter nur durch eine kurze Bemerkung unterbrechend, natürlich mittels Zeichensprache.
Eines Abends jedoch konnte ich bemerken, daß anscheinend ein Gewitter in der Luft hing. Beide ließen sie das Nähzeug ruhen, und in erster Linie schien die Frau besonders aufgebracht. Sie sprach mit beiden Händen und weit ausholenden Bewegungen, während der Mann wesentlich „wortkarger" war und meist nur mit einer Hand antwortete. Sein Schulterzucken und seine abweisenden Handbewegungen verrieten deutlich, daß er des „Kraches", den sie ihm machte, überdrüssig war. Schließlich riß ihm die Geduld. Zuerst sagte er ihr mit beiden Händen kurz und deutlich die Meinung, dann reckte er den Arm empor und — drehte das Licht aus, das über ihren Köpfen hing, womit ihr das Maul gestopft war.

(O. Nückel)



Ich gehe gern zu den Münchner Antiquitätenhändlern. Gelegentlich kaufe ich eine Kleinigkeit, aber meist stehe ich mit ihnen und wir plaudern über diese oder jene Neuerwerbung, über einen Barockschrank oder zwei Biedermeierkommoden. Als ich dieser Tage wieder durch eine Tür trat, bemerkte ich den Antiquitätenhändler W. damit beschäftigt, einem Interessenten die Schönheiten eines Bildes aus dem Mittelalter auseinanderzusetzen. Der Kunde schien kaufwillig. Schon fragte er nach dem Preis. Mein Freund W. nannte ihn. Zweitausend Mark. Da aber winkte der Kunde entsetzt ab.
„Zweitausend Mark?", rief er, „zweitausend Mark für ein gebrauchtes Bild?"

Ein Bischof in unserem nördlichen Nachbarland wurde des öftern von einem älteren Fräulein heimgesucht, das bei ihm Trost für seine kleinen Alltagssorgen suchte. Eines Tages galt ihre Sorge ihrem hochbetagten Foxl, der nach und nach seine sämtlichen Haare verlor. Als sie dies schmerzliche Ereignis nach allen Seiten hin erörtert und damit den armen Bischof bis zum Überdruß ermüdet hatte, fragte sie: „Glaubt der Herr Bischof nicht, daß, wenn ich recht lang und innig zu Gott bete, er meinem kleinen Foxl die Haare wieder wachsen läßt?"
Da konnte der Bischof sich nicht mehr beherrschen und erwiderte: „Das glaube ich wohl. Aber beten Sie nicht zu lange, daß nicht ein Pudel draus wird!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 39: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hore Belisha in Paris

(E. Thöny)



„Pst, meine Herren, nichts melden, ich habe hier sehr delikate Angelegenheiten zu erledigen!"

München, 3. September 1939
44. Jahrgang / Nummer 35

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Nach 69 Jahren

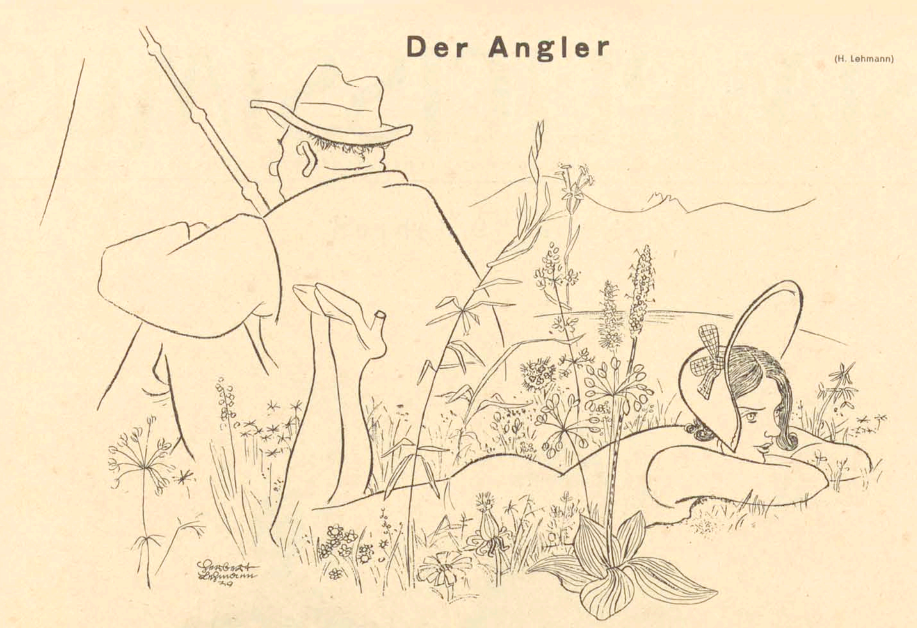
(E. Thöny)



„Nanu, Bismarck, so vergnügt?" — „Großartigen Witz gelesen, die Polen behaupten nun, sie hätten eigentlich den Siebziger Krieg gewonnen!"

Der Angler

(H. Lehmann)



„Leonhard, da drüben geht ein Jäger.“ — „Ja, so dämliche Leute gibt's, denen nichts besseres einfällt, als durch den Wald zu schleichen!“

DIE FEINE TERRASSE

VON WALTER FOITZICK

Sie sitzen auf der Terrasse und essen zu Mittag, nein, man muß schon „speisen“ sagen, wenn man es nicht geradezu „dinieren“ nennen will, denn es ist eine sehr feine Terrasse, eine Terrasse, nach der sich alle Leute aus der Kleinstadt und vom Lande sehnen, die gelegentlich in eleganten Zeitschriften blättern, wo solche Terrassen sehr vorteilhaft abgebildet sind. Es drängt sich einem geradezu auf, zu sagen: „Ach das große Leben!“ Sie essen das kleine Menü und empfinden es sehr angenehm, daß das kleine Menü im großen Leben auch nicht wesentlich teurer ist als im kleinen Leben. Er und sie sind auf Reisen, und ich möchte wetten, daß fast alle, die hier auf der Terrasse sitzen und fein essen, auf der Reise sind. Sie spielen sich gegenseitig das große Leben vor. Einheimische sind überhaupt nirgends so fein wie Fremde. Das große Leben wird überall von Fremden fließend dargestellt, weil Einheimische gar keine Zeit haben, so auf Terrassen ein Mittagessen zu zelebrieren. Aber die Fremden merken das nicht so ohne weiteres und glauben, nur sie seien die Fremden und sie fügen sich zwanglos in das Leben der feinen Leute, die gar nicht anders können, als auf Terrassen Mittag zu essen. Das ist gut so, denn sonst könnte es gar nicht stattfinden und man hätte keine Möglichkeit, es für die eleganten Zeitschriften zu fotografieren. Das Leben wäre um eine Illusion ärmer.

Vor der Terrasse liegt der Park, in den das Auge zu schweifen hat. Es ist immer viel feiner, wenn das Auge in einen Park schweift als wo anders hin. Das ist eine Abmachung wie so viele im gesellschaftlichen Leben. Wahrscheinlich ist es eine Erinnerung an fürstliche Schlösser, von deren Terrassen aus der Blick zu schweifen pflegt.

Das Menü zu einer Mark und fünfzig unterscheidet sich keineswegs von anderen Menüs in der gleichen Preislage, aber bedenken Sie, bitte, so haben Markgrafen und Kurfürsten gespeist, getafelt, diniert, und das kleine Menü hat sie bestimmt mehr gekostet, und die Bedienung war gewiß auch nicht weniger störend.

Über die Terrasse läuft eine Säulenreihe, in der die gedeckten Tische stehen, und es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich einzubilden, daß man zwischen den Säulen eines Jupiter-, Herakles- oder Poseidontempels Kartoffelsuppe und Heilbutt überbacken esse. Das ist auch so eine Sehnsucht des Menschen, des feineren Menschen, Heilbutt gebacken womöglich zwischen Tempelsäulen zu verzehren, denn Tempelsäulen sind gut und Heilbutt ist gut, also muß Heilbutt plus Tempelsäulen noch besser sein.

So sitzen sie und genießen mit dem kleinen Menü und dem Park unter beachtlichem Gebalk die Ausnahmestunden ihres Lebens. Als der Zeitungsmann kommt, kauft er ihr eine der Schriften, von denen es so schwer ist, sich vorzustellen, daß sie jemand beim Zeitungsmann kauft. Jetzt weiß ich es: es sind die Fremden, die das kaufen. Da ich hier in meiner soziologisch wichtigen Form als Fremder sitze, kaufe auch ich mir beim Zigarettenmann eine Schachtel Zigaretten, wie ich sie mir in meiner sonstigen Eigenschaft als Einheimischer niemals kaufen würde. Terrassen verpflichten.

EINE VOGELSTRASSE

Da ist die Straße nach Südfrankreich,
Flugstraße der Vogelheere,
Ein Fluß läuft darunter schlangengleich
Über Geröll und steinerne Wehre:
Er fließt zum Mittelmeere.

Wer sie entlangfliegt im Morgenrot,
Darin die Nebel wühlen,
Sucht Korn und verbröseltes Weizenbrot
Im Mehlstaub der alten Mühlen,
Holzräder an morschen Gestühlen.

Wer sie zieht bei warmem Regenguß,
Sieht Rauch aus Bäckereien,
Er hört einen blauen Jägerschuß
Und Falken im Westwind schreien,
Kühn über den Vogelreihen.

Auf dieser Straße weht Süßigkeit,
Geruch von Winzerfesten,
Auf dieser Straße liegt vieles bereit,
Liegen Sämereien der Erntezeit
Und gefallenes Obst von Ästen.

Wer sie fliegt in regungsloser Nacht,
Sieht winzige Lichter blühen,
Von Bauern in Maultierställen gemacht,
Sieht Brückenlampen sprühen
Und Stadtbahnhöfe glühen.

Das ist die Straße nach Südfrankreich,
Die staubige, windige, weiße,
Dem ziehenden Vogel ist das gleich,
Hoch oben geht seine Reise,
Sie hat nicht begrenzte Geleise.

Sie geht nach uraltem Wandergesetz
In die himmelgewölbte Leere,
Vorbei an dem Strauch mit dem Vogelnetz,
Vorbei an dem Rauch der Gewehre
Zum blauen Mittelmeere.

Anton Schnack

Auf dem Isarfloß

(O. Gulbransson)



„Sehn S', Frau Lehmann, bei uns is der Wassersport a Brauchtum mit Zithergspiel und Bier!“

Versuche

(K. Heiligenstaedt)



„In die Liebe soll man sich mit Schwung stürzen, wie ins Bad, behauptet Eduard — und dabei muß man doch erst mit der großen Zehe die Wasserwärme probieren.“

Herbstmodenschau

(R. Kriesch)



„Recht gut gemacht ist dieser Paletot — er verdeckt abfallende Schultern und täuscht nicht vorhandene Rundungen vor!" — „Aber so nimm ihn doch, Margot!"

Bremische Anekdoten

Musikalisches Intermezzo

Als Käpt'n Bruns noch ein lustiger und appetitlicher Steuermann ohne Deckslast und sonstigen Ballast war, saß er einmal in einem heiteren Kreise unbeschwerter Kameraden und tat des Guten zunächst genug und dann zweifellos zuviel. Um elf Uhr zwanzig stieß Steuermann Bruns plötzlich und in rascher Folge eine Reihe schauerlicher Töne aus. Den Kameraden blieb der Grog im Halse stecken. Jonny Horstkotte, als treuer Freund, flößte dem offenbar schwer Leidenden geistesgegenwärtig einen Kognak ein, den Bruns ohne Widerspruch schluckte.

„Ziehsoziehso", sagte Jonny Horstkotte liebevoll und hieb seinem Freunde zum Zwecke der Heilung krachend ins Genick, „nu will das woll all besser werden."

„Woso besser?" fragte Bruns erstaunt. „Besser kann mir dscha garnicht sein, als mir is."

„Woso nich?" fragte Jonny ebenso erstaunt dagegen. „Weshalb hast du denn so geankt und gestöhnt?"

„Jonny, du dusseliger Hund", versetzte Steuermann Bruns beleidigt, „ich hab nich geankt und nich gestöhnt, ich hab gesungen."

Rosinen

Krischan Sehlbrede, Kapitän des „Poseidon", betrat zum Zwecke der Nahrungsaufnahme seine Stammkneipe und zwar aus irgendwelchen körperlichen oder seelischen Gründen gewillt, sich auf fleischlose Kost zu beschränken.

„Was nimmst du für Reis mit Rosinen?" fragte er den Wirt Thedje Seekamp.

„Fuffzig Fennig", versetzte Thedje.

„Hm", sagte Käpt'n Sehlbrede, „un für Reis ohne Rosinen?" — „Sechzig Fennig", war die Antwort.

„Thedje", sagte Krischan Sehlbrede, „woso nimmst du Salter für ohne mehr als für mit?"

„Krischan", antwortete Thedje, „das is, weil daß es sonst nich luckertiv is. Meinst du wohl, daß es gar keine Arbeit macht, all die vermucksten Rosinens aus dem backigen Reis rauszupulen?"

Rauf und runter

Der Leser muß, um diese Geschichte recht zu würdigen, zwei technische Voraussetzungen gutgläubig hinnehmen: Einmal, daß Taucher während ihrer Tätigkeit auf dem Meeresgrunde mit dem Schiff, das sie hinunterschickt, in geselliger „fernmündlicher" Verbindung stehen; sodann, daß sie imstande sind, sich dabei ebenso gesellig miteinander zu unterhalten.

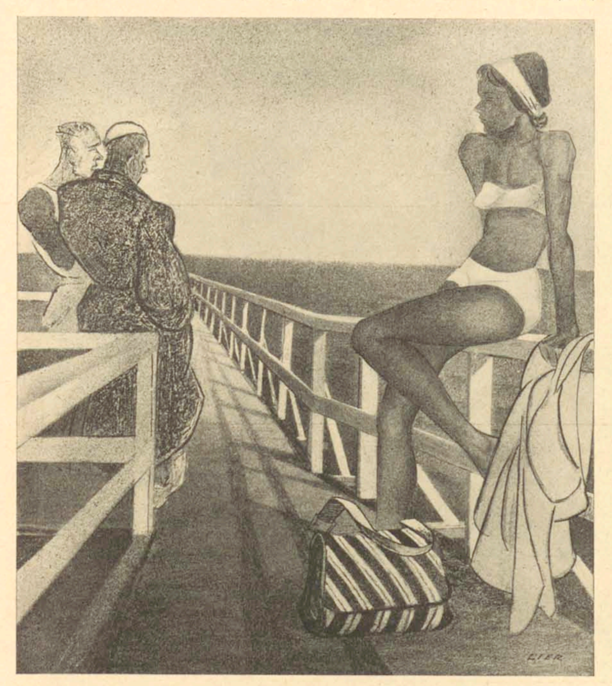
Dies bedenkenlos voraussetzend, darf ungestraft berichtet werden, daß der Taucher Henrich Grapengießer, der bei höllisch schwerem Wetter gemeinsam mit dem Taucher Cord Fahlbusch das Wrack des Frachters „Goliath" untersuchte, seinen Freund anredete wie folgt:

„Cord, der Alte sagt, wir sollen sofort raufkommen. Das Schiff sinkt."

Karl Lerbs

Segler

(A. Lier)



„Wie lange wollt ihr denn noch da 'rumstehen, mich friert's!" — „Kein Wunder, Elli, du hast eben zu viel gerefft und hättest ruhig mehr Tuch behalten sollen!"

HIMMLISCHE FERIEN..!

Von Ernst Hoferichter

Als die Familie Flaschenzieher am Bahnhof des oberbayerischen Gebirgskurorts ankam, suchten sechs Augenpaare zuerst nach der automatischen Personenwaage. Denn die Urlaubsgefühle von Vater, Mutter und Tochter waren als Unterströmung so von der Frage nach dem Lebendgewicht erfüllt, daß zunächst die Pracht der Berge, Trinkgeldablösung und Barometerstand in den Hintergrund traten.
Herr Flaschenzieher wog zehn Kilo zu viel, die Frau Gemahlin ebensoviel — zu wenig. Die ausgewachsene Tochter Annemarie besaß das Normalgewicht in solcher Ausgeglichenheit, daß sie an der Erhaltung dieses Ideals ihre eigene Sorge zu tragen hatte.
Schon stand der Vater auf der Eisenplatte der Waage. Während der Zeiger bei 105 Kilo stehen blieb, hielt die Mutter den Groschen schon für ihre Messung bereit... Annemarie indes entfernte von ihrem Apfelbusen das Anhängsel eines Miniaturmaßkruges, damit er sich nicht in den natürlichen Sachverhalt einschleichen konnte.
Dann zogen Vater, Mutter und Tochter ihre Notizbücher, allwo die Fettbilanz nach Soll und Haben eingetragen wurde. Nach diesem kurzen Vorspiel marschierte die Familie Flaschenzieher in die Pension „Schönblick" ein.
Der Vater begann jeden Tag mit Kniebeugen, einer Tasse Gesundheitstee und Dauerlauf. Die Gattin verschlang inzwischen sechs belegte Brote, drei Eßlöffel Lebertran und das Schlußkapitel eines Leihromans. Annemarie aber badete sogleich wieder hinweg, was sie gefrühstückt hatte.
Eins beneidete das andere um das, was es zu reichlich befolgen mußte. Der Mann schielte nach den Lachsbroten der Frau, die aber wiederum nach der Bergpartie des Gatten. Die Tochter schwang als Pendel ausgleichend und behutsam zwischen beiden Ehehälften hin und her. Ein Zuviel und Zuwenig kreiste so von früh bis nachts durch ihre Leiber.
„Eins Komma zwei abgenommen...!" strahlte schwitzend Herr Flaschenzieher.
„Null Komma acht Zunahme...!" lächelte die Gemahlin. Das Fett, das dem Manne entströmte, schien so mit einigem Transportverlust auf die Frau überzufließen. Die kleinen Erfolge spornten auf beiden Seiten zu größeren Anstrengungen an. In ihren Reden beherrschten Zehntel, Kommas, kommende und gehende Gramme den Gehalt.
Ein Viertel Kilo konnte ebensogut Freude oder Trauer auslösen — je nachdem, ob es in aufsteigender oder abnehmender Linie gemeint war.
„Du schwindelst ja...! Du belügst dich selbst...!" schrie eines Abends die Gattin auf.
„Wie gemein...! Du vergönnst mir meine Verluste nicht...!" fuhr er in die Höhe.
„Bitte...! Du stellst dich ja nur mit einem Fuß auf die Waage...!"
„Und du! Du steckst dir beim Wiegen drei Puderdosen, den Schlüsselbund und ein Glas Vierfruchtmarmelade in die Jackentasche...!"
„Ich schweige und nehme zu..." — „Ich geh' und nehme ab...!" — Nach diesem Streit sprachen sie kein Wort mehr und verdoppelten am anderen Tage ihre Kräfte auf dem Weg zur Harmonie.
Bis in die Träume hinein mengten sich diese Urlaubstage. Herr Flaschenzieher sah im tiefsten Schlummer einen Eisberg anschwimmen, der wie Margarine in der Sonne zerschmolz und endlich auf der Briefwaage landete. Die Gemahlin aber träumte von einem Jahrmarktsluftballon, der mit einer Fahrradpumpe so dick aufgeblasen wurde, bis er in Seligkeit zerplatzte.
Was ihnen die Nächte im Zug phantastischer Bilder verhießen, das erfüllte der Tag im engeren Rahmen greifbarer Sachlichkeit. Der Vater wählte seine Wanderungen nach dem Vorhandensein einer Personenwaage aus. Jedes entschwundene Gramm Fett ward ihm zum Jodler. Jubelnd begrüßte er, was entschwunden war. Seine Diätvorschriften deklamierte er wie eine Schillerballade vor sich her. Ja, zuweilen sehnte er sich freventlich nach einem Gewicht von vier Zentner — nur um die Freude der brockenweisen Abnahme erleben zu können. In Gartencafés, am ländlichen Bierkeller setzte er sich mit Vorliebe an vollbesetzte Tische, begann ein unverbindliches Gespräch und lenkte es so, daß es im Gewichtsverlust endete. Bei neuen Erfahrungen stenographierte er mit, ein vorgeschlagenes Fußrollen probierte er sogleich unterm Tisch aus und jede Handbewegung vollführte er mit solchem Nachdruck, daß sie auch noch als heimliche Gymnastik wertvoll wurde.
Frau Flaschenzieher dehnte ihre Liegekuren bis zur Bewegungslosigkeit aus. Sie überdachte jeden Schritt und überlegte, wie er zu vermeiden sei. Jede überflüssige Bewegung schien ihr ein drohender Verlust einer Fettzelle zu sein. Sie fühlte sich als Sparbüchse, in der alle Regungslosigkeit zu einem eingeworfenen Zehnpfennigstück wurde. Sie schnaufte langsam wie ein Flußdampfer, der stromabwärts fährt. Als sie im Kurort ankam, da klapperte sie noch vor Dürre. Bald war es soweit, daß sie nur mehr klingelte und läutete. Voll ausladender Völle aber wollte sie werden — wie ein zierliches Faß, das rollte und nicht stelzierte.
Und die Tage kamen und gingen. Der Himmel war voll ziehender Wolken. Die Wiesen und Almen wurden zu geblumten Dirndlkleidern. Die Sonne lachte wie ein Stegreifkomiker und die Berge verführten zum Schreiben von kolorierten Ansichtskarten.
Im Kampf ums Lebendgewicht stiegen die Erfolge schließlich bis zu dem Punkte an, wo sich sozusagen Zunahme und Abnahme in einem Gleichgewicht berührten. Der Mann hatte verloren, was sie gewann. Der Waage Zunge züngelte ausschlagslos im Mittelpunkt des Ideals. Dieser Erfolg strebte auf beiden Lagern über das erreichte Ziel hinaus.
Annemarie, die von Anfang an ohne fleischliche Pendelausschläge ihre Tage verlebte, zog sich aus diesem Wettstreit immer mehr in die Weite zurück. Ohne Fettsorgen durchstreifte sie Wälder und Höhen, schlief sie unter Bäumen ein, durchschwamm Seen und durchlachte die Nächte. Sie suchte weder nach Ab und Zu. Ihre Wünsche konnten nicht nach Kilo gewogen werden. Aber der idealproportionierte Busen barg ein unruhiges, drängelndes Herz. Höchstdasselbe fand eines Abends seine Beruhigung am Biceps des jungen Josef Vordermaier. Er besaß eine Dampfmolkerei und Freude an zugereister Natur. Er nannte sie „Oachkatzel" und sie spielte dazu auf seinen Impfblattern Klavier.
Frau und Herr Flaschenzieher stellten sich gerade abwechselnd auf die Personenwaage — als Annemarie mit dem Josef Vordermaier ankam. Am Glänzen ihrer Augäpfel konnte man sehen, daß sich bei ihr die Fülle ihres Herzens vermillionenfacht hatte.
In diesem Augenblick aber las der Vater am Zifferblatt der Waage jubelnd ab, daß er zehn Kilo unter dem Normalen wog, indes die Mutter zur Überwertigkeit von gleicher Höhe ausgedehnt war. Das Fett hatte seine Rollen vertauscht. Zwanzig Kilo hin und zwanzig Kilo her wechselten die Plätze — und Annemaries Gemüt war wie ein schnapsgefülltes Praline mit Unsagbarem voll.
So fuhren sie aus dem oberbayerischen Lande aus. Somit hatte das Tal noch mehr gehalten, als wie der Berg versprach. Und im nächsten Sommer werden sie wiederkehren — zu neuer Ebbe und Flut...!

DER BLASSE GRAUE HERR

VON KÄTE BIEL

Als wir zu Lilly kamen, saß sie da und weinte auf den Leib und die Beine eines blassen grauen Herrn hinunter. „Das ist er!" Sie reichte uns schluchzend die überaus unterbelichtete Aufnahme.
Wir sahen, daß der Herr, den Lilly anscheinend zum Vater ihrer Kinder zu machen gewillt war, mit hochgezogenen Schultern an einem Seesteg lehnte und einen fröstelnden Eindruck erweckte. Er hatte sich keineswegs, wie das bei Ferienaufnahmen üblich und verzeihlich ist, repräsentativ zurechtgestellt, sondern hielt sich krampfhaft am Geländer fest.
„Dieses Bild verrät mehr von seiner Seele, als tausend repräsentative Männeranzüge es tun könnten!" erklärte Lilly in grüblerischer Trauer.
Die Gesichtszüge des Herrn waren nur verschwommen zu erkennen. Er blühte in unschuldiger, etwas eckiger Nacktheit, ein Minimum von Wolle um die Hüften, aus den Brettern des Stegs hervor, und schien mit hoffnungslos geneigtem Kopf auf das Meer hinauszublicken.
„Damals im Urlaub ist es mir nicht so aufgefallen!" sagte Lilly und trocknete die Tränen. „Aber ihr seht ja selbst, wie er wirkt! Vollkommen passiv, leidend, traurig... Und vielleicht hat gerade diese Aufnahme das, was echt an ihm ist, eingefangen? — Und sonst, wenn er energisch und tatkräftig ist, verstellt er sich nur?"
Wir glätteten eine Weile mit dem Öl sanfter Worte an Lillys gesträubtem Innenleben herum, aber unsere Freundin rang demonstrativ die Hände und führte sich auf, wie eine Braut vor hundert Jahren, die einem ungeliebten Mann an den Traualtar zu folgen hatte. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!"
Nun wollten wir endlich wissen, was der Herr darstellte, wenn er, mit Kleidern sorglich behangen, in den Alltag verwebt war.
Lilly sah uns bitter an. „Es ist Werner Meinwerk! Da habt ihr's!"
Wir waren erstaunt. Wir kannten Herrn Meinwerk nur in bekleidetem Zustand, und da war er ein tatkräftiger, aufrechter und selbstbewußter Jurist, voll liebenswürdiger Energie und Überlegenheit — während er nun einem indischen Asketen gleich wirkte, dessen Anblick bereits genügt, seelische Läuterung, zum mindesten jedoch Gleichgültigkeit gegen jene mit der Erfüllung generativer Aufgaben verbundene Form des Daseinsgenusses hervorzurufen.
Wir nahmen die Dinge leicht und erklärten, daß jedem einmal ein ungünstiger Augenblick unterlaufen könne, da er eine Mißstimmung über sich Herr werden ließe. „Es war sicher nur eine momentane Depression!"
Lilly schüttelte den Kopf. „Ausgeschlossen!" sagte sie belebt. „Weshalb denn? — Nein, er war in glänzender Laune. Nur, ich glaube, er hatte kein Geld mehr, denn es war ja Sonnabend, und die Banken hatten Frühschluß, und eigentlich wollte er noch einen Scheck einlösen.
Und — das fällt mir auch eben ein — er hatte ja einen Prozeß verloren, der ihm sehr am Herzen lag. Und dann hatte er ein bißchen Schüttelfrost und deshalb irgendein Mittel genommen, merkwürdig eigentlich, wie gläubig ein sonst so kluger Mann Patentmedizin in sich hineinschluckt! — Das werde ich ihm auch noch abgewöhnen müssen. — Aber weiter war wirklich nichts... Höchstens, daß wir mittags Gurkensalat gehabt hatten, und mir scheint ja, als wenn er Gurkensalat nicht besonders gut verträgt, er sagt ja auch, Gurkensalat liegt ihm wie kleine Steine im Magen. Komisch, ich kann pfundweise Gurkensalat essen! — Und dann war uns ja noch am Morgen der Autokoffer mit sämtlichen Ausweispapieren und den ganzen Büroschlüsseln Werners — ich glaube, siebzehn waren es, auch der vom Geldschrank — gestohlen worden — — ach ja! — Aber weiter war wirklich nichts los, und er war so vergnügt und heiter wie er immer ist!"
Lilly holte tief Atem. „Und deshalb verstehe ich nicht, wie aus einer so glänzenden Stimmung heraus ein solches Bild entstehen kann... Es kommt mir wie ein Wink des Schicksals vor... In Wirklichkeit ist Werner also ein ganz passiver Mensch, der es nur versteht, nach außen hin den täuschenden Eindruck von Energie zu machen..."
Und Lilly sah uns so bitter an, daß wir uns beklommen verabschiedeten.
Als wir einige Tage später wieder zusammenkamen, war alles anders — Lilly trat uns mit feierlicher Entschlossenheit entgegen. „Ich habe das Bild neulich vergrößern lassen..."
Und sie zeigte uns lächelnd eine nun fünfundzwanzig Zentimeter hohe Wiedergabe des badeanzugbekleideten Juristen Meinwerk, der in dieser Größe schon irgend etwas Monumentales an sich hatte.
„Es wird gehen!" sagte sie zuversichtlich. „Hier — das ist doch der unwiderlegliche Beweis für die ungeheure männliche Energie, die in Werner verborgen liegt..." Und nun sahen wir auch, daß Lilly recht hatte.
Der linke große Zeh des Rechtsanwalts Meinwerk reckte sich kühn in die Höhe, trotzdem sein Besitzer, im ganzen betrachtet, in einer außergewöhnlich trüben, müden Haltung am Gitter lehnte. Von diesem großen Zeh ging etwas Tapferes und Kampfesfrohes aus, er durchstieß die graue Nebelwand des lähmenden Alltags und leitete symbolisch in eine Welt der Tatkraft hinüber.
Wir beglückwünschten Lilly und bestätigten (was wir immer gewußt und keinen Augenblick bezweifelt hatten), daß wir mit ihr annahmen, Werner Meinwerk würde sich nicht nur gegen weichledrige Morgenschuhe, sondern in einer Art erhabener Härte gegen all und jedes durchsetzen.
Lilly lächelte verträumt und sagte gerecht, daß das Bewußtsein, jegliches Bargeld, sämtliche Ausweispapiere, den Autokoffer, sowie siebzehn mit dem Erwerb des Lebensunterhaltes in wichtigstem Zusammenhang stehende Büroschlüssel entbehren zu müssen, vielleicht doch in Werner eine gewisse seelische Unruhe erzeugt haben könnte.
„Er ist ein notorischer Willensmensch, und deshalb kann er sich ruhig einmal traurig an ein Seegitter anklammern, wenn ein möglicherweise als unheimlich empfundenes innerleibliches Durcheinander von Gurkensalat und Patentmedizinen eine geringe Verschlechterung seiner Stimmung hervorgerufen haben mag!" Und sie nahm ihren Lippenstift und tönte zärtlich den blassen grauen Herrn an verschiedenen Stellen etwas rosiger.

EINE GALANTE GESCHICHTE

VON WILHELM HAMMOND-NORDEN

Es gibt Leute, die glauben, eine galante Geschichte müsse etwa zweihundert Jahre alt, und wenn nicht, so doch mindestens aus dem Italienischen übersetzt sein, und wenn auch das nicht, so habe sie in vornehmen und reichen Kreisen zu spielen.

Ich teile diese Ansicht nicht. Ich weiß, daß auch heute noch galante Dinge geschehen, daß sie keineswegs auf die Apenninen-Halbinsel beschränkt sind, und daß das Privateinkommen der einzelnen Figuren auf den Grad der Galanterie einer Geschichte wenig Einfluß haben kann.

Die Begebenheit, von der hier die Rede ist, ereignete sich in einem kleinen mitteldeutschen Dorf, und die handelnden sowie auch die zu ihrem eigenen Leidwesen nicht oder nur ungenügend handelnden Personen waren Knechte und Mägde auf einem Bauernhof. Die Hauptrolle spielte die Magd Theres, die außergewöhnlich schön war, obwohl sie bei der Arbeit nicht weniger zugriff als beim Essen. Sie hatte feine Hände und sie war keineswegs so üppig wie die anderen Mägde. Sie war schön, und sie war auch keusch.

Die Knechte sagten: „Was nützt uns die schönste Schönheit, wenn sie mit Keuschheit gepaart ist!"

Man war in dieser Gegend für gesundes Liebesleben, und wenn ein Knecht einer Magd gefiel, dann fand er ihre Kammertüre nicht allzu fest verschlossen. Nur die Theres schien den Schlaf allein für gesünder zu halten.

Übrigens wurde behauptet, die Theres sei eine Art „Heilige". Es fiel natürlich auf, daß sie trotz der groben Arbeit, die sie verrichtete, ein so zartes Gesicht und so schöne Hände hatte. Außerdem wußte sie Tieren zu helfen, und wenn eine Kuh schwer kalbte, dann holte man die Theres. Die redete gut auf das Tier ein, und alsbald ging die Geburt sicher vonstatten. Einige erzählten sich außerdem, die Theres habe das „zweite Gesicht", aber dafür fehlten eigentlich nähere Anhaltspunkte.

Drei Knechte waren es insbesondere, der Karl, der Iva und der lange Will, die es nicht verschmerzen konnten, daß die Schönheit der Magd Theres so brach liegen sollte.

Eines Abends traf der Karl die Theres auf der Wiese, wo sie Blumen pflückte. „Was willst mit den Blumen?" fragte er.

„Die stell ich auf meine Kammer!"

„Hm. Das hat aber nicht viel Zweck!"

„Warum denn nicht?"

„Weil sie da ja niemand sieht. Weil du geizig bist, weil du nie keinen auf deine Kammer läßt!"

Die Magd machte große, unschuldige Augen und fragte: „Ja, wer möchte denn auf meine Kammer?"

Da packte den kleinen Karl der Zorn, und er rief: „Verstell dich nur! Es gibt keinen, der's nicht möcht'. Und du weißt's ganz gut, du!"

Die Theres antwortete langsam: „Ich finde, daß du dich nicht deutlich ausdrückst! Soll es heißen, daß d u gern auf meine Kammer möcht'st?"

Statt einer Antwort nickte der Karl, heftig und rasch. Das Blut schoß ihm in den Kopf.

„Ja, so", sagte sie. „Ja, dann komm nur, Karl. Wenn's dir eine Freud' ist!"

Abermals nickte der junge Mensch. Er flüsterte: „Auf heut abend also!" und wollte fortlaufen. Sie aber rief ihn zurück. „Hast du dir noch nie Gedanken darüber gemacht, warum denn noch keiner bei mir war?" fragte sie. — Nein, das hatte er nicht.

„Ich will es dir sagen, aber du darfst nie darüber sprechen!"

Karl schwur, daß er schweigen wolle. Da sagte sie leise und eindringlich: „Wer mich auf der Kammer besucht bei der Nacht, der muß sterben, ehe der Pastor am nächsten Sonntag mit der Predigt beginnt!"

Sie blickte ihn ernst und ruhig an. Er aber wurde bleich. Er dachte an die Geschichten, die man sich von der schönen Magd erzählte, und daß einige sagten, sie habe das zweite Gesicht. Er rief aus: „Ich bin aber noch so jung!"

Sie streichelte ihn zart übers Haar und antwortete: „Eben!"

Nie wieder sprachen sie über diese Sache. — —

Eine Zeitlang später hatte Ivo, der andere Knecht, ein ähnliches Gespräch mit der Theres, nur daß der Ivo zum Schluß meinte: „Du bist's Leben wert, Theres!"

Da ließ denn die Magd ihre Türe unverschlossen, aber der Ivo mußte es sich hinterdrein doch noch anders überlegt haben, denn die Theres blieb die Nacht über allein, und sie schlief fest und gesund, so wie sie's gewohnt war. Der Ivo aber wagte künftig nicht mehr, die Magd richtig anzuschauen.

Endlich traf es sich, daß auch der lange Will die entscheidende Frage an die Theres richtete, und zum drittenmal fand, mit kleinen Abweichungen, das galante Zwiegespräch statt. Als die Theres von dem Geheimnis sprach, lachte Will und sagte, er glaube nicht an solchen Spökenkram.

„Ja, ob du nun dran glaubst oder nicht", warnte sie, „deshalb ist es doch so. Am nächsten Sonntag, eh' der Pastor zu reden anhebt, lebst du nicht mehr!"

„Das trifft sich gut", sagte der Will, „denn heut ist Montag. Da hab ich viel Zeit, mein Testament zu machen!"

Der Will kam auf die Kammer der schönen Theres. „Schließ die Tür hinter dir", flüsterte sie, als er eintrat. Will schloß die Tür. Als er sie wieder öffnete, krähte der Hahn.

Am anderen Abend kam er wieder. Aber da war die Tür verriegelt. Er klopfte. Die Theres rief leise: „Was willst denn?" Er: „Wenn ich schon sterben muß am Sonntag, so will ich doch gründlich wissen, warum."

Der Will war eben ein gründlicher Mensch, der Bauer sagte es auch, es war Verlaß auf ihn. Er kam jede Nacht zur Theres, bis zum Sonntag.

Am Sonntag morgen aber ging er zur Kirche. In der Gegend, in der diese Geschichte spielt, sind die Leute nicht so besonders fromm, und die Knechte schon gar nicht. Will war wohl Jahr und Tag nicht im Gotteshaus gewesen. Heute aber war er da. Er setzte sich so, daß er einerseits den Herrn Pfarrer, andererseits die Theres sehen konnte. Und als der Pastor mit seiner Rede anfingt, da verzog Will seinen Mund zu einem breiten Grinsen, und auch die Theres mußte lächeln, aber nur ganz fein und kurz, denn sie wußte, was sich in der Kirche gehört.

Hinterdrein hat der Will die Theres noch gefragt, wieso er denn nun immer noch am Leben sei, und sie hatte geantwortet, sie könne es sich selbst nicht erklären, aber es freue sie. — Damit ist die galante Geschichte zu Ende. Oder ist jemand da, der bezweifelt, daß sie galant sei. Sehen Sie! Und sie spielt doch unter Leuten, die keine Krösusse sind, zweihundert Jahre kann sie auch nicht alt sein, denn ihr Verfasser befindet sich heute noch durchaus im wehrfähigen Alter. Und aus dem Italienischen ist sie gewiß nicht übersetzt, denn ganz davon abgesehen, daß der Verfasser die italienische Sprache nicht beherrscht, ist er auch zum Übersetzen viel zu faul.

Panoptikum

(Kronberger)



Zwölf Uhr! Der Wind, der ewig über Hamburg kreist,
trägt von Sankt Michel dumpf den Stundenschlag herüber.
Und auf der Reeperbahn, von grellem Licht umgleißt,
kreist nun der Becher rascher im Refrain der Lieder.
Die Jazzband tobt, der Tänzer glüht im Schweiß.
Das Leben pulst in kochenden Retorten —
Nur das Panoptikum schließt seine Pforten,
und läßt den Zecher nicht mehr in sein Schattenreich.

Die Päpste, Feldherrn, Künstler und Verbrecher,
die tags mit wächsernen Gesichtern starrten,
gehn nun, erschreckt vom Lärm der frohen Zecher,
noch einmal als Gespenst durch ihren Lebensgarten.
Ein Fürst sucht seine Krone und sein Zepter.
Zwei Häuser weiter bläst die Marschmusik dazu.
Lenin spielt mit Papst Leo Blindekuh —
Und ein Poet sucht den Verlagsdirektor.

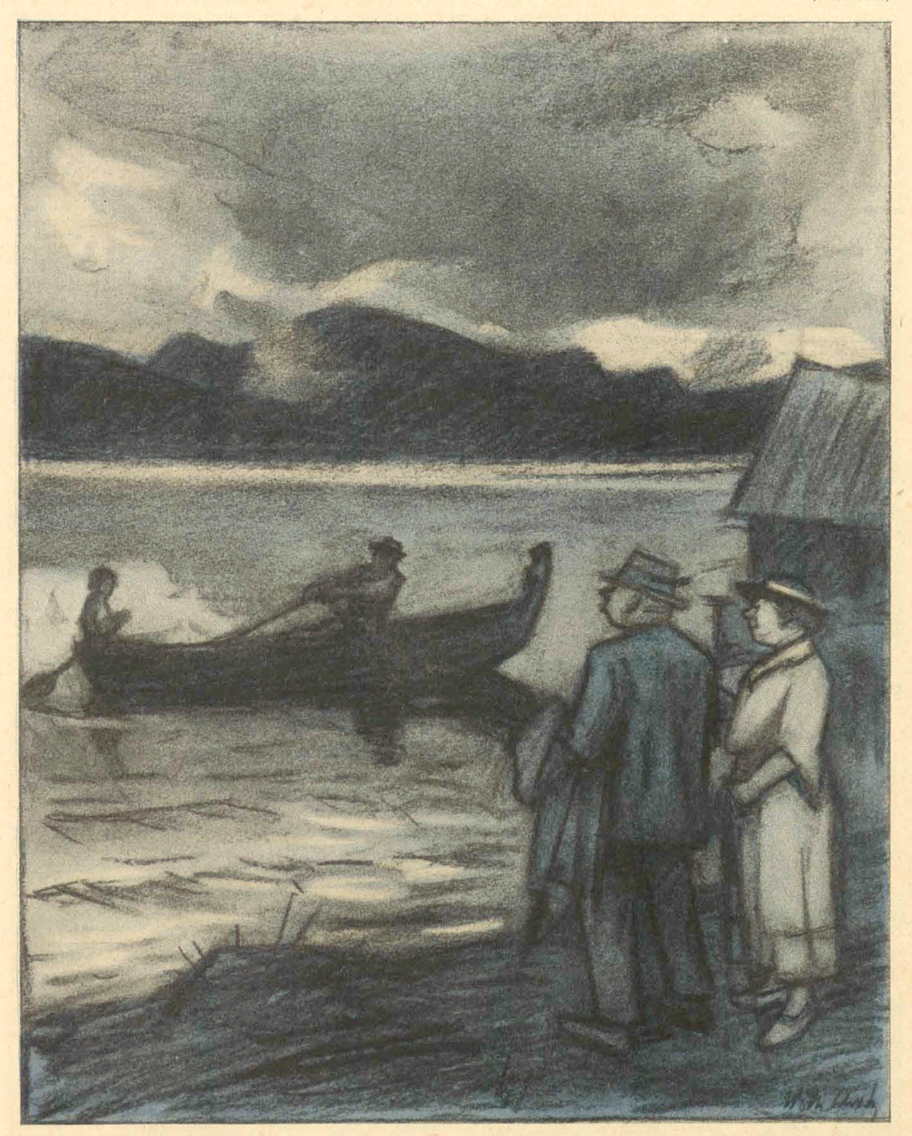
Napoleon bespricht mit Metternich die Lage.
Ein Kaiser spielt mit Hummel Domino und Schach.
Briand häuft Schwerter auf die Friedenswaage —
Und Danton trommelt Unterwelten wach.
Im Tanzsaal nebenan küßt einer wild sein Mädel.
Die Guillotine klirrt, der Schandblock kracht.
Ein Seemann steht beschwipst vorm Tor und lacht —
Und ein Gerichteter sucht irr nach seinem Schädel.

Panoptikum! Ein Spuk im fahlen Dunkel —
Ein Schattenspiel inmitten Flut und Licht.
Inmitten Übermut und Tanzgeschunkel
Ein Totenkopf, ein wächsernes Gesicht.
Ein Unfug oder Spuk — ?? — Ach, packe kräftig zu!
Nimm einen vollen Becher, stoße an!
Das Leben eilt sehr rasch — ja, denke dran:
Ein wächsernes Gesicht trägst eines Tags auch du!

Georg Büsing

Abend am Walchensee

(Wilhelm Schulz)



„Siehgst, Aloys, dees wär halt was Schöns: von einem lieben Menschen aso übern See g'rudert werd'n." — „Schö' waars scho', Fanny, aba es werd' dir halt z'schwer werd'n, des Rudern."

TANGOLITA

Von Hans Westram

Herr Möller hat ein Importgeschäft in Süßweinen und Südfrüchten. Außerdem ist er Generalkonsul. Denn ein schöner Titel schmückt auch die rauheste Kaufmannsbrust. Als Vertreter des Landes, dessen Genius vor 2½ Jahrtausenden der olympische Gedanke der Verherrlichung des schönen Körpers entsprang, wurde er in das Preisrichterkollegium des Sportfestes einberufen. Als Friedel Patting, die 2. Siegerin im 100-Meter-Brustschwimmen im weißen Badetrikot vor ihm stand, groß, schlank, braunhäutig in der gestrafften Fülle eines durchtrainierten Körpers, jubelte eine Stimme in seiner Brust: Süße Tangolita! Wie kam er nur auf diesen verrückten Namen? Eine verschwommene Erinnerung an eine Operette, eine einschmeichelnde Melodie tauchte in seiner Erinnerung auf. Mit ihren dunklen Augen sah das große Mädchen etwas spöttisch auf den seriösen kleinen Herrn herab, der im Knopfloch ein weißgrünes Bändchen trug. Gepreßt entrangen sich seinem Munde einige der Bedeutung des Aktes entsprechende Worte. Dann händigte er ihr den Preis: einen großen Kristallpokal aus. Aus dieser flüchtigen Begegnung wurde im Laufe der Jahre eine feste Freundschaft, die nur dadurch etwas beeinträchtigt wurde, daß der Generalkonsul verheiratet war. Ein Jahr später war die kühne Schwimmerin Vorführdame in einem großen Modegeschäft. Graf v. Blaukirch erschien eines Tages in der Sportabteilung ihres Hauses. Er war Mitte der fünfziger Jahre, sein Haar schon stark ergraut. Seine hagere Figur ließ den passionierten Reiter sofort erkennen. Ihn begleiteten seine beiden halberwachsenen Töchter. Er wollte Reitkostüme für die jungen Damen. „Fräulein Patting! Wo ist Fräulein Patting?" rief der zweifellos nichtarische Geschäftsinhaber in den Laden hinein. „Wollen Herr Graf und die gnädigsten Komtessen nicht Platz nehmen? Ich lasse sofort die neuesten Modelle vorführen!" Fräulein Patting kam, groß, schlank, dunkelhäutig. Graf v. Blaukirch klemmte sofort sein Monokel ein. Fräulein Patting legte mit professioneller Geschwindigkeit in einer Ankleidekabine ein Reitkostüm an. Lächelnd kam sie heraus und bestieg gestiefelt und gesport eine lebensgroße Pferdeatrappe mit der sichern Grazie einer Frau, die gewohnt ist, sich täglich in den Sattel zu schwingen. Der Graf ließ sich sämtliche Modelle vorführen, die auf Lager waren. Er verließ den Laden unter tiefen Verbeugungen des zweifellos nichtarischen Inhabers. Am nächsten Tage wurde in ihrer Wohnung ein großer Rosenstrauß abgegeben, dem eine Visitenkarte beilag. Auf diese Weise machte Fräulein Patting die Bekanntschaft mit Graf v. Blaukirch.

Die dritte Begegnung war jüngeren Datums. An einem schwülen Juliabend saß der Oberregierungsrat Walden in seiner Wohnung, als plötzlich die Sirenen zu heulen begannen. Luftschutzalarm. Im Luftschutzkeller sah er im Zwielicht einer stark blakenden Petroleumlampe seine Hausgenossen zum erstenmal vollzählig beisammen. Ein fremdartiger Vogel hatte sich in diesen Hühnerstall verlaufen. Es war Fräulein Patting, die zufällig in dem Haus eine Familie besuchen wollte. Beim Verlassen des Kellers bot ihr Walden erstaunt über seine eigene Kühnheit an, sich in seiner Wohnung an einem Glas eisgekühlten Sodawassers mit Campari-Bitter zu erholen. Sie sagte lächelnd: „Warum nicht?" Als sie ihm gegenübersaß, wollte er ihren Namen wissen. „Meinen Namen wollen Sie wissen? Muß es durchaus sein? Ich heiße Tangolita." — „Wie bitte?" fragte Walden erstaunt. „Tango — lita? Das ist ja Esperanto!" — „Vielleicht Liebesesperanto!" meinte sie und gab ihm den ersten Kuß.

Trotz ihres phantastischen nom de guerre, der etwas von der berauschenden Unwirklichkeit eines synthetischen Parfüms hatte, stand Fräulein Patting mit beiden schlanken Beinen fest auf dieser Erde. Sie war eine verhinderte Hausfrau. Da Walden Junggeselle war und eine eigene Wohnung hatte, konnte sie diese Instinkte am besten bei ihm austoben. Er hatte ihr sehr bald die Schlüsselgewalt über seinen kleinen Haushalt überlassen. In einem Schrank hing ihr Hauskleid und einige Haushaltsschürzen. In seinem Bücherschrank fand er eines Tages ein Kochbuch. Wenn er gegen Abend von seiner Büroarbeit verdrossen nach Hause kam, wirtschaftete sie bereits in der Küche. Mit ihrer hellen, etwas lauten Stimme rief sie ihm am Gasherd stehend zu: „Heut bekommst du Makkaroni mit Schinken! Willst du ein Glas Bier oder lieber Tee? In deinem Kleiderschrank hat es wieder einmal ausgesehen wie Kraut und Rüben! Und dabei habe ich ihn doch erst vor fünf Tagen aufgeräumt. Für die Entree-Ampel könntest du dir auch einmal eine neue Birne vom Herzen reißen. Man sieht die Hand vor Augen nicht mehr, so schwarz ist sie! In deinem Frack sind die Motten! Wozu hast du eigentlich eine Bedienungsfrau? Und die Teppiche müßten auch geklopft werden! Sie stauben wie eine Puderbüchse. Junge, Junge, was soll aus dir bloß werden?" Kann man einer solchen Frau böse sein? Nein, der Oberregierungsrat war ihr nicht böse. Im September verreiste er für 14 Tage an die Ostsee. „Fahr nur", meinte Friedel Patting, „damit du dich etwas erholst! Ich würde gern mitkommen. Aber für beide reicht es wieder einmal nicht!"

Walden hatte nicht viel Glück mit dem Wetter. Nach einer Woche war er es satt, im Mantel fröstelnd am Strand spazieren zu gehen und sich die Regenschauer ins Gesicht sprühen zu lassen. Er brach seinen Urlaub vorzeitig ab. Am Abend traf er auf dem Hauptbahnhof ein, nahm sich eine Taxi und fuhr nach Hause. Als er die Tür zu seiner Wohnung aufschloß, war es ihm, als hätte er ein Geräusch aus dem Badezimmer gehört. Er stellte die Koffer hin, legte den Mantel ab und riß die Tür auf. Vor ihm stand in der Badewanne eine braungebrannte Venus Kallipygos. Die Dusche überschüttete sie mit Wasser. Ein spitzer Schrei. Sie wandte sich vom Wasser übersprüht ihm zu, Erschrecken in den Augen. „Du? Du bist schon zurück? Ich bitte dich, geh' nur nicht in das Herrenzimmer!" „Ich werde doch wohl noch in meiner Wohnung machen können, was ich will!" rief er mißgestimmt über diesen merkwürdigen Empfang. Die Badezimmertür flog zu. Er betrat das Herrenzimmer. Unter dem matten Schein der Pergamentlampe mit dem schmiedeeisernen Fuß erhob sich eine männliche Gestalt. Ein kleiner, gut angezogener älterer Herr. Er hatte ein weißgrünes Bändchen im Knopfloch. Walden erkannte ihn sofort. Der Generalkonsul stand tödlich verlegen vor ihm und stammelte Entschuldigungen. „Es ist mir entsetzlich peinlich, Herr Oberregierungsrat, Sie in dieser Situation anzutreffen! Ich bin zu jeder Genugtuung bereit", fügte er nach einer Pause mit bebender Stimme hinzu. „Wie konnte ich mich nur zu solch einer Dummheit hinreißen lassen! — Ich bin zu jeder Genugtuung bereit", wiederholte er. „Wenn Sie wollen, können Sie mich vernichten. Es liegt in Ihrer Hand. Es geht nicht nur um ein Duell. Ich bin auch sonst moralisch und geschäftlich erledigt. Der Skandal ist gar nicht auszudenken."

Walden ließ sich erschüttert in einen Sessel fallen. Dann griff er zu der auf dem Tisch stehenden Flasche und goß sich einen Kognak ein. Der Generalkonsul stellte sich vor ihn hin, griff sich mit pathetischer Gebärde an beide Schläfen und sah ihn fast flehend an. „Der Scheidungsprozeß ist noch das wenigste dabei. Ohne die Kapitalseinlage meiner Frau bricht das Geschäft zusammen!" Trotz wohlgenährter Wangen und etwas dicker Säcke unter den Augen kam das Gesicht eines zehnjährigen Knaben zum Vorschein, der einen Dummenjungenstreich verübt hat. Walden fühlte, wie sein Zorn dahinschmolz. „Ich werde Sie nicht vernichten, Herr Generalkonsul, weder moralisch noch geschäftlich! Für mich ist diese Begegnung auch etwas peinlich. Und schießen? Auf jeden Fall würden wir unserer verehrten Freundin einen schweren Schlag zufügen. Ganz egal, wer von uns beiden daran glauben muß. Lassen wir diese jugendlichen Torheiten! Wir würden uns beide dabei blamieren! Darf ich Ihnen auch einen Kognak eingießen?" Er wies auf einen Sessel. Der Generalkonsul, dem sichtbar ein Felsblock vom Herzen fiel, setzte sich. Langsam wich die Bestürzung aus seinen Zügen. „Was machen eigentlich Ihre Korinthen?" begann Walden mit vollendeter Höflichkeit das Gespräch. „Man sieht bei uns auch keine Orangen mehr auf dem Markte. Läßt sich das nicht ändern?" Beide vergaßen Ort und Umstände der Begegnung und unterhielten sich über die Lage auf dem Südfruchtmarkt und die durch die besonderen Verhältnisse erschwerte Möglichkeit einer stabilen Preisbildung. Nach einer halben Stunde sah der Generalkonsul schüchtern auf seine Uhr und erhob sich. „Herr Oberregierungsrat, ich danke Ihnen vielmals für Ihre seltene Gastfreundschaft! Ich muß Sie jetzt leider verlassen. Meine Frau könnte sich über mein Ausbleiben ängstigen!" „Sie sind wirklich ein guter Mensch!" sagte Walden lächelnd und verneigte sich leicht. Als er die Tür hinter seinem Besuch geschlossen hatte, ging er in das Badezimmer. Das Licht brannte noch, aber der Raum war leer. Die Kacheln waren sauber aufgewischt. Ein großes buntes Badelaken hing noch feucht auf

Regenwetter

(Fr. Bilek)

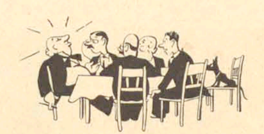


der Metallstange. Das Fenster stand weit offen. Zwei Tage später kam Friedel Patting, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, zur gewohnten Stunde in Waldens Wohnung. Er versuchte ein ironisches Gesicht zu machen. „Du hast Dich bei der Affäre wirklich comme il faut benommen! Der Generalkonsul ist begeistert von Dir!" rief sie ihm zu, als sie im Entree ablegte.

„Das will ich meinen", erwiderte er, „ein andrer hätte ihm wahrscheinlich die Knochen kaput geschlagen. Aber dazu sah er zu wenig herausfordernd aus." Sie hatte sich bereits eine Schürze umgebunden und war in der Speisekammer verschwunden. „Eins wollte ich Dir noch sagen", rief sie aus der Speisekammer. „Laß doch bitte endlich mal den Riegel im Badezimmer in Ordnung bringen! Man kann sich ja, wenn man duschen will, nicht einmal mehr abschließen. Seit die Türen frisch lackiert sind, klemmt er. Ordnung muß schon sein! Aber das wirst du wohl nie lernen!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Einmal in der Woche treffen wir Bürger unserer Stadt mit dem Intendanten des Theaters beim Wein zusammen. Was Wunder, wenn wir auch gern einmal von der Luft der Künstler etwas einatmen wollen und gern auf Theaterdinge zu sprechen kommen?

„Ich habe neulich in einer Zeitung gelesen", begann der Geometer Quitt, „daß von zehn Menschen neun eine starke, schauspielerische Begabung haben. Kann das stimmen?"

Der Intendant nickte: „Ja. Und der Zehnte geht dann gewöhnlich zur Bühne."

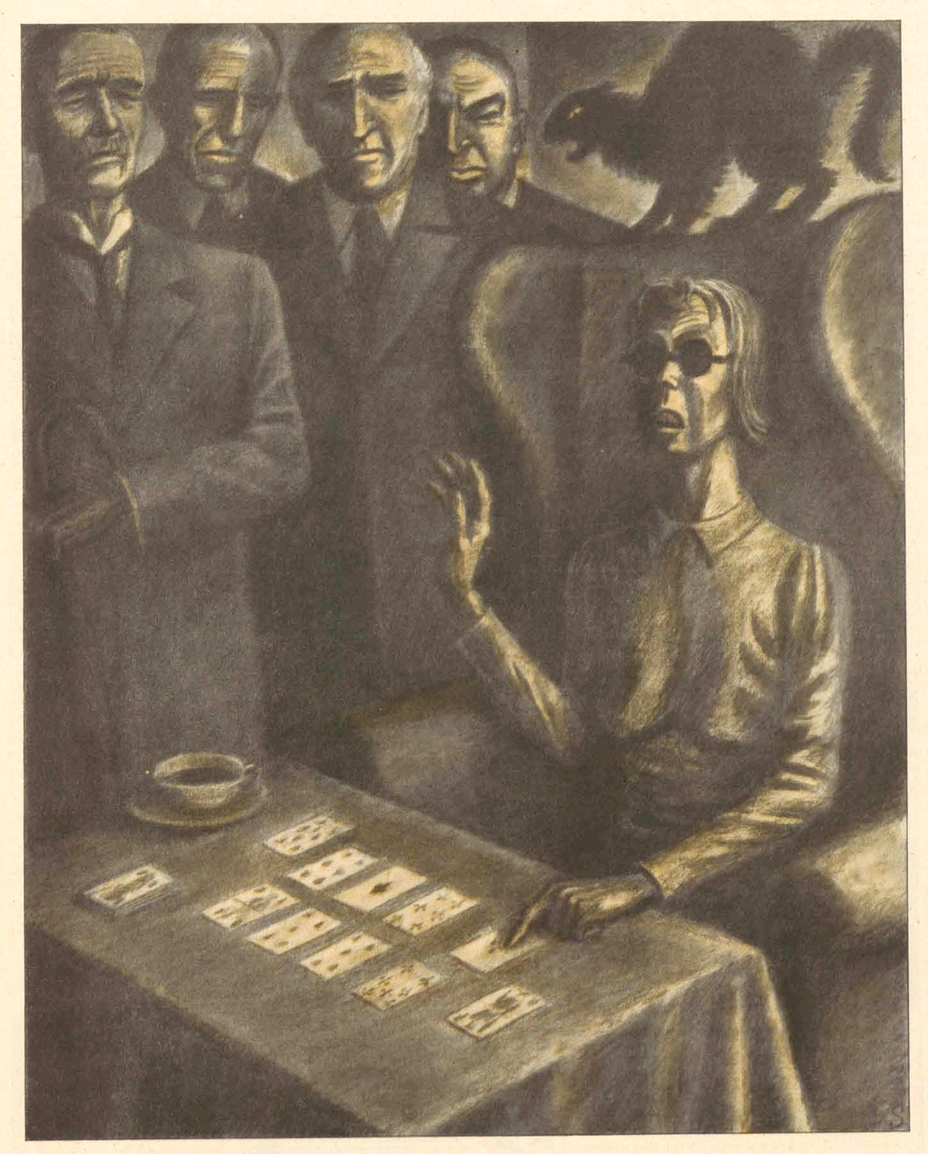
Eines Tages befand ich mich auf der hinteren Plattform eines überfüllten Kopenhagener Straßenbahnwagens, als plötzlich eine höchst affektierte Dame zum Schaffner sagte: „Ach, Schaffner, halten Sie bitte bei der Fabrik meines Mannes auf Nummer dreizehn!"

Kurz darauf bemerkte eine etwas verdächtig ausschauende Mannsperson in breitestem Kopenhagnerisch: „Ah, Herr Schaffner, halten Sie bitte bei meiner Alten ihrem Bananenkarren!", was die ganze Plattform mit einem schallenden Gelächter quittierte.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. VJ. 39: 42 065 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die englische Regierung bei der Kartenlegerin

(Erich Schilling)



„Meine Herren, über den Verlauf Ihrer Verhandlungen mit Rußland kann ich Ihnen nur sagen, daß Rußland einen Nichtangriffspakt mit Deutschland abgeschlossen hat."

München, 10. September 1939
44. Jahrgang / Nummer 36

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

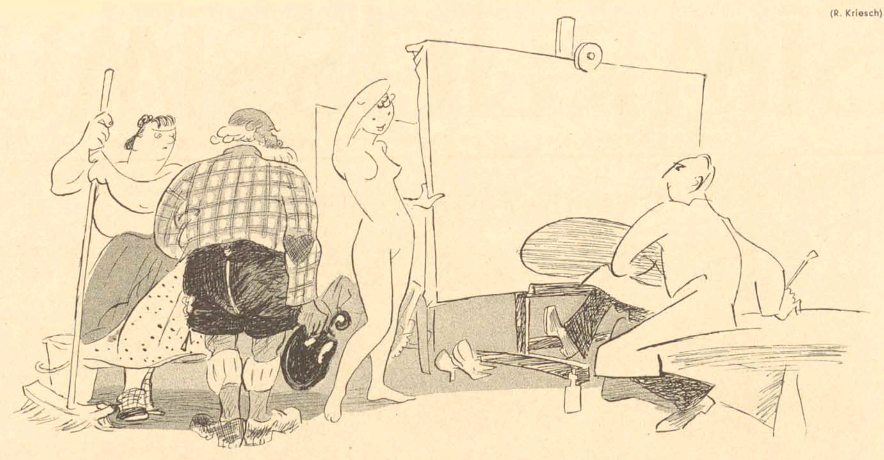
Chamberlain und Daladier

(E. Thöny)



„In den Regen sind wir nun mal geraten, hoffentlich kommt nicht auch noch die Traufe!"

(R. Kriesch)



Der Maler Paris, als er noch nicht wußte, ob er sich dem Akt, dem Brauchtum oder der Sachlichkeit zuwenden solle.

Bei den wilden Tieren

Neulich war ich mal ein bißchen nervös, rein zufällig. Die Leute benehmen sich ganz verschieden, wenn sie nervös sind. Manche bekommen Krach mit einem, mit dem man lieber nicht Krach bekommen sollte. Andere waschen sich mit kaltem Wasser ab, was vielleicht noch beruhigender und wirkungsvoller ist. Ich kenne sogar einen, der hat aus Nervosität schlagartig geheiratet. Wenn ich nervös bin, gehe ich in den Tierpark. Mich beruhigen Tiere ungemein, namentlich wilde Tiere, das heißt, was man so wilde Tiere nennt. Da ist z. B. der Löwe. Die Löwen im Tierpark wirken sehr mildernd in Aufregung. Löwen sind zur Repräsentation verpflichtet und liegen meist da, als hätten sie ein Portal zu bewachen oder sonst etwas Heraldisches zu leisten. Während sie in Majestät machen, denken sie vermutlich etwas. Man könnte meinen, sie denken etwas „Großes", weil sie als Könige der Tiere zu erhabenen Gedanken verpflichtet sind. Ich sprach darüber mit dem Löwenwärter. Er meinte, die Löwen denken hauptsächlich ans Futter. Nun, wenn Löwen ans Futter denken, dann brauchen wir uns vor ihnen nicht zu schämen. Sind halt auch nur Menschen, diese Löwen, hätte ich fast gesagt. So etwas beruhigt sehr. Überhaupt erinnern mich Löwen vornehmlich an den Zirkus, weil ja dort unsereins mit ihnen zuerst in nähere geistige Berührung kommt. Sind doch rechte Angeber, diese Löwen!

Von den Löwen ging ich zu den Tigern. Es waren Bengalische Königstiger. Was für ein funkelnder Feuerwerkname, wie geschaffen für Zirkusplakate! Mir schienen die Tiger gerade auch etwas nervös. Sie liefen immer auf und ab, wie es halt Tiger im Käfig und Schriftleiter im Büro tun. Vor dem Käfig stand eine Frau mit einem Mäderl, und beide sahen zu, wie die Tiger so nervös auf und ab gingen. Das kleine Mäderl schien noch nie einen nervösen Tiger gesehen zu haben, und deshalb fragte es die Frau, warum sie so hin und her liefen.

Die Frau erklärte es ihm und sagte: „Werden sich wohl langweilen, die Tiger."

Da stellte das Mäderl die überraschende Frage: „Wenn s' aber krank sind, die Tiger." Und die Frau gab zur Antwort: „Das macht nichts!" — Damit aber gab sich das Mäderl durchaus nicht zufrieden, spielte seinen letzten Trumpf aus und sagte: „Wenn s' aber draufgehen?" Die einfache Frau wußte auch in diesem Falle Rat und erwiderte: „Das macht auch nichts. Von solchen Viechern gibt's viele, in Österreich und da drunten."

Hieraus können Sie erkennen, daß es eine sehr einfache Frau war, die nicht einmal wußte, wo Bengalische Tiger zuständig sind. Ich kann es nicht ändern, sie hat es gesagt.

Das hat mir den letzten Rest für die Beruhigung meiner Nerven gegeben. Foitzick

Einst und jetzt

So um die Mittagsstunde herum sitzen die Sommerfrischler (volle Pension, vier reichliche Mahlzeiten von RM. 4.— aufwärts) im Speisesaal, mustern sich freundlich oder kritisch und lassen sich abfüttern. Neben mir sitzt ein älteres, schon ziemlich vollgewichtiges Ehepaar und beschäftigt sich mit der Nachspeise. Schweigend schaufeln sie die Schokoladetorte, plötzlich ruft die Frau, der etwas von der Gabel gerutscht und im üppigen Ausschnitt des Dirndlkostümes verschwunden ist: „Marandanna, jetzt is mir des Tschokladzuckerl, was auf der Torten war, da einig'fallen..."

„Da kannst nix machen!" meint der Mann, völlig uninteressiert weiteressend.

„So", versucht die Frau über viele Rundungen hinweg, der verschwundenen Süßigkeit zu folgen, „nix machen kann man?... Aber wia mir damals, wia mir no verlobt waren, de Erdbeeren da vorn einig'fallen is, da hast bitt' und bettelt, daß i dir s' außifischen laß!" „O du mein", seufzt der Gatte. „Damal — und a Erdbeeren... Aber heut — wo mi die Tschoklad so viel hartleibig macht!"

DER MINNESÄNGER

Von Georg Britting

Warum soll ich dein rotes Haar besingen
Und zimperlich von anderen Dingen schweigen?
Ich könnte sagen, daß wie Falterschwingen
Deine Wimpern auf und nieder steigen.

Von deinem Knie, von deinem Fuße
Könnt ich vertraulich sprechen,
Von dem Verborgnen unter deiner Bluse —
Doch eher will ich mir die Zung abbrechen,

Als lang zu schwätzen von Banalem.
Kurz: deine Brust ist kugelrund,
Auch hast du einen krumm geschwungnen Mund —
Ich einen Nachgeschmack von Schalem
Und ein Lachen tief im Schlund.

Als Minnesänger geb ich davon Kund.

Raucher oder Nichtraucher, das ist hier die Frage!

Ich steige am Münchner Hauptbahnhof in unser kurzes Zügle mit den drei Waggons und der guten alten Dampflokomotive, die eine von der Natur begünstigte, von der Reichsbahn aber leider etwas benachteiligte Gegend mit der Stadt verbindet. Weil ich rauchen möchte, steige ich in einen von außen als Raucher gekennzeichneten Wagen. Vorsichtig, wie ich geworden bin, schaue ich mich um, ob's von innen her auch ein Raucher ist. Es stimmt: der Wagen erweist sich als ein Raucher. Also zünde ich mir behaglich eine Zigarre an... Aber da kommt ein Mann in blauer Eisenbahneruniform herein, langt zu dem schönen Schild hinauf und klappt es mit energischem Ruck um: „Nichtraucher", steht jetzt da. Also ist's ein Nichtraucher, und ich will eben meine Zigarre wehmütig ausdrücken, da kommt ein anderer Bahnbeamter herein, packt das Schild und dreht's wieder rum. Jetzt ist's also wieder ein Raucher! Da sich die Freude immer schwieriger halten läßt als der Ärger, sag' ich anerkennend: „So, das laß ich mir gefallen! Aber warum ist's denn jetzt doch wieder ein Raucher?" — „Weil i aa rauchen möcht'!" sagt er...

Das Zügle dampft ab, und wir beide dampfen auch, jeder in seiner Ecke, und ich sinne über die bayrische Volksseele nach und bin's zufrieden.

Ratschläge

(O. Gulbransson)



„Und von dieser herrlichen Fahrt haben Sie mir abgeraten, Steuermann.“ — „Ja, und wenn Ihnen jetzt dann schlecht wird, so rat' ich Ihnen: Immer mit dem Wind spucken!“

Geschäftsrücksichten

(K. Heiligenstaedt)



„War das eben der kleine geschäftliche Verdruß, weswegen Du neulich so spät zum Abendessen kamst?“

Eine Straßenbahn zu verkaufen!

Von Thomas Oeye

Die eigentliche Veranlassung, die Kristian Ollerud mit seinen 29 Jahren erstmalig aus dem einsamen Fischerdorf in die Stadt nach Oslo, der königlichen Residenz seines Heimatlandes Norwegen, führte, verdankte er dem an sich betrüblichen Umstand, daß er am Johannisabend bei einem Raufhandel die zwei oberen Vorderzähne ausgeschlagen bekam, woraufhin er also, um den Schaden durch den Zahnarzt beheben zu lassen, die lange Eisenbahnfahrt antreten mußte.
Lange und immer wieder hatte Kristian die Reise hinausgeschoben. Aber als die Mädchen die Nase rümpften und spotteten: „Pfui, wie alt und häßlich du jetzt ausschaust", und auch der Nordstetter, sein Dienstherr, meinte: „Du solltest mal zum Zahndoktor gehen, Kristian. Ich kenne einen in Oslo, der setzt den Leuten in solchen Fällen Kalbszähne ein . . .", da bestieg er eines Morgens kurz entschlossen die Eisenbahn und langte — ermahnt und gewarnt vor den Gefahren der Großstadt — am späten Nachmittag auf dem Hauptbahnhof in Oslo an. Als erstes suchte er ein kleines bescheidenes Hotel auf, das gegenüber dem Bahnhof lag. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, war es erst sechs, noch allzu früh zum Schlafengehen, und so beschloß er, sich noch ein wenig in der Stadt umzusehen.
Gleich an der nächsten Straßenecke sollte er die Bekanntschaft eines überaus freundlichen Herrn machen, der ihm sogleich für den ganzen Abend seine Dienste als Fremdenführer anbot. Und wie witzig und lustig er war, dieser Peter Nilsen, und wieviele Freunde und Bekannte er hatte — überall, wohin sie kamen.
Dennoch behagte Kristian diese neue Freundschaft anfangs nicht. Der Mann hatte eine gar zu neugierige Art an sich, aus ihm herauszubekommen, wieviel Geld er bei sich führte, und eingedenk der Warnungen seines Dienstherrn hütete er sich denn auch, eine zutreffende Antwort darauf zu geben. Zwar trug er ein paar Scheine lose bei sich, aber das meiste — das Geld für den Zahnarzt, die 300 Kronen — hatte er auf die Innenseite des Hemdes eingenäht. Auch beherzigte Kristian den klugen Rat, nicht mehr zu trinken, als er vertrug, und sofern er sich hinterher besinnen konnte, war er den ganzen Abend nüchtern wie ein Fisch gewesen.
Nilsen schlug zuletzt vor, daß man die Vorstellung eines Zirkus besuchen sollte, der vor der Stadt seine Zelte aufgeschlagen hatte. Mit der Straßenbahn fuhren sie an das andere Ende der Stadt. Kristian bezahlte für sie beide die 40 Oere, und da die Fahrt recht lange dauerte, glaubte er keinen Grund zu haben, den Fahrpreis zu monieren.
„Trotzdem kommt dabei allerhand Geld ein", bemerkte Nilsen. „Wenn man so bedenkt, daß solch ein Wagen von früh bis spät vollgepfropft mit Leuten hin und her pendelt. Das gibt am Abend einen hübschen Batzen Geldes." „Wer ist der Besitzer der Straßenbahn?" fragte Kristian.
„Ach, das sind viele. Mir gehören beispielsweise auch zwei dieser Wagen", erklärte Nilsen.
„Wieviel verdienst du dabei am Tage?"
„Das ist schwer zu sagen. Je nachdem, wie stark der Verkehr ist."
„Ja, aber wie kannst du denn kontrollieren, daß der Mann mit den Fahrscheinen dich auch nicht betrügt? Er kann sich ja das Geld ebensogut in die eigene Tasche stecken."
„Unsinn", erwiderte Nilsen, „das hat alles seine Ordnung. Der Schaffner muß sich die Billetts bei der Bank kaufen, die für uns Straßenbahnbesitzer das Kapital verwaltet. Solch ein Fahrscheinblock ist Goldes wert."
Das mußte doch ein wahrhaft glänzendes Geschäft sein — solch ein Straßenbahnwagen, der allein das Geld verdiente, so daß man selber unbekümmert und mühelos in den Tag hineinleben konnte. Und dieser Nilsen besaß deren sogar zwei.
Die Zirkusvorstellung war gewiß ganz lustig und interessant, doch Kristians Gedanken waren die ganze Zeit hindurch einzig auf den Broterwerb gerichtet, den Nilsen sich zu verschaffen verstanden hatte.
Als sie nach Vorstellungsschluß in der Straßenbahn in Richtung Hauptbahnhof zurückfuhren, da flüsterte Nilsen vertraulich: „Dieser Wagen hier, in dem wir sitzen, gehört mir."
Kristian musterte aufmerksam und ehrfürchtig das tadellose Innere des Wagens mit seinem glitzernden Messingputz, den spiegelblanken Fensterscheiben und den bunten Reklameschildern. Und als die Straßenbahn an der Endhaltestelle am Hauptbahnhof anlangte und dort eine Weile stehen blieb, bekam er auch Gelegenheit, das Äußere zu bewundern, das nicht minder solide und wohlbeschaffen war.
„Dieser Wagen hat die Nummer 197", erläuterte Nilsen und wies auf eine große Zahl, die vorn an der Plattform sichtbar war. „Mein anderer trägt die Nummer 201."
Obwohl es eigentlich schon längst Schlafenszeit war, fühlte er sich so frisch und munter, als sei es hellichter Tag, und er sagte zu Nilsen, der ihm das Geleite bis zum Hotel gab: „Hör mal, Nilsen, hättest du Lust, noch ein bißchen mit heraufzukommen und eine Flasche Bier zu trinken?"
Nur allzu gern kam Nilsen der Einladung nach, und so währte es, als sie oben auf seinem Zimmer saßen, nicht lange, daß Kristian Gelegenheit bekam, alles zu fragen, was ihm seit den letzten Stunden auf der Seele brannte.
„Du kannst dir ja wohl denken", sagte er, „was ich dich gern fragen möchte. Glaubst du, ob es sich machen ließe, daß ich auch einen Straßenbahnwagen bekäme? Es braucht ja kein ganz neuer zu sein; denn der ist gewiß zu teuer für mich. Und vielleicht könnte ich ihn in Raten abzahlen?"
Diese Frage schien Nilsen denn doch zu unerwartet zu kommen. Jedenfalls schwieg er sich aus im ersten Augenblick und überlegte. Dann blickte er Kristian prüfend ins Gesicht und meinte: „Ist es dein Ernst?"
Und als Kristian überzeugend nickte, fuhr er fort: „Hm, ich darf es dir ja ruhig anvertrauen, daß ich schon seit langem beabsichtige, den älteren meiner beiden Straßenbahnwagen zu verkaufen. Die Nummer 197, der Wagen, in dem wir vorhin gefahren sind. Den kannst du billig haben. Ich will mir nämlich einen ganz modernen kaufen, mit Lederpolstern und Quersitzen. Nr 197 kaufte ich vor fünf Jahren für 2000 Kronen. Aber inzwischen sind die Preise für alte Straßenbahnwagen sehr gesunken, und ich bin bereit, ihn dir für 1000 Kronen zu überlassen, wenn du mir ein paar hundert in bar anzahlen kannst."

Im Kahn / Von Maria Daut

Wellenschaum umspielt die nackten Sohlen . . .

Will der Wassermann keine Braut sich holen?
Wäre wohl die tausendste Wasserfrau
tief da drunten unter Tag und Tau.
Algenmatten würden sanft mich tragen,
und die Fische wollten mich was fragen,
stießen mich mit ihren Mäulern an.
Oben eine Stimme riefe dann und wann . . .

Und das Herz wär kalt im schimmernden Leib.

Nachts — da tauchte ich auf zum Zeitvertreib,
trocknete im Mond mein nasses Haar —
spräng' ein Lurch heraus und Millionen Perlen —
schaukelte mich im Gezweig der Erlen . . .

Einmal finge mich der alte Schiffer gar . . .

Kristian Olleruds kugelrundes Gesicht mit den treuen Augen erhellte sich. „100 kannst du sofort kriegen. Die restlichen 900 dann nach und nach."
Nilsen bemühte sich noch eine ganze Weile, eine größere Barzahlung herauszuschlagen, doch Kristian dachte an den Zahnarzt und die neuen Zähne und blieb standhaft.
„Nun gut", meinte Nilsen resigniert. „Wo die feinen neuen Autobusse aufgekommen sind und einem überall Konkurrenz machen, da muß ich mich eben einstweilen mit hundert Kronen begnügen." Er streckte Kristian die Hand hin zum Zeichen, daß der Kauf als abgeschlossen galt.
„Aber wollen wir nicht lieber einen Kontrakt aufsetzen", fragte Kristian zögernd.
„Einen Kontrakt? Ach was. Manneswort ist Manneswort. Und schließlich trage ich ja das ganze Risiko!"
Kristian gab sich zufrieden. Gleich darauf strebte Nilsen mit einem Hundertkronenschein, den er Kristian aus dem Versteck seines Hemdes gelockt hatte, auf die Tür zu.
„Na, denn gute Nacht, mein Kleiner! Gleich morgen früh bin ich wieder bei dir. Du wirst gewiß noch eine Erklärung — über das da mit der Bank und dem Fahrscheinverkauf nötig haben", rief er ihm noch beim Abschied zu. Und so ging Kristian selig zu Bett und träumte in der Nacht einen goldenen Traum von Reichtum und Glück.
Am nächsten Morgen stand er zeitig auf und ging zur Endhaltestelle der Straßenbahn am Hauptbahnhof hinüber, um dort auf den Wagen Nr. 197 zu warten. Es dauerte eine Weile ehe er kam. Nachdem Fahrer und Schaffner den Wagen gewendet hatten, stiegen sie herunter, um die Zeit abzuwarten, zu der sie wieder abfahren sollten. Kristian indessen trat auf die beiden Männer zu und streckte ihnen leutselig die Hand entgegen. „'Tag auch", begann er in seinem unverfälschten Dialekt, „von jetzt ab bin ich euer Chef."
Die Straßenbahner starrten ihn verdutzt an. „Wer sind Sie? Was reden Sie da, Mann?" rief der Schaffner aus. „Bei Ihnen stimmt's wohl nicht!"
Im Verlaufe der weiteren Unterhaltung rückte dann Kristian mit einer Erklärung heraus über den Handel, den er mit einem gewissen Peter Nilsen getätigt hatte. Im Nu versammelte sich um sie eine nicht geringe Zuhörerschar, und Gekicher und Gelächter wurde ringsum laut, und so ging es Kristian allmählich auf, daß er eigentlich nur von einem Gauner hereingelegt worden war.
„Gegen Dummheit ist kein Kraut gewachsen", spottete der Fahrer, und damit setzte er den Wagen in Gang und entführte ihn vor Kristians Blicken.
Aber da war der Zahnarzt, den der Nordstetter, sein Dienstherr, ihm empfohlen hatte, ein anderer — ein feiner Kerl. Als Kristian ihm von seinem mißglückten Straßenbahnkauf erzählte, da lachte er zwar anfangs herzlos und spöttisch auf, aber dann wurde er plötzlich wütend, telephonierte mit der Polizei und brachte den Fall zur Anzeige.
Noch bevor Kristian in die Heimat zurückreiste, konnte der Zahnarzt ihm die erfreuliche Mitteilung machen, daß Peter Nilsen inzwischen in Numero sicher gelandet war. In einer Kneipe unten am Hafen hatte er damit geprahlt, daß er einem Mann vom Lande einen Straßenbahnwagen auf Teilzahlung verkauft hätte. Was unter den Jungens natürlich großes Gelächter verursachte, das jedoch augenblicklich verstummte, als ein Kriminalbeamter sich zu erkennen gab. Fünfzig Kronen hatte Nilsen bei seiner Verhaftung noch bei sich.
Aber der Zahnarzt war, wie gesagt, ein feiner Kerl. „Ich habe soviel Spaß an der Geschichte gehabt und soviel darüber gelacht", erklärte er, „daß ich Ihnen die Zähne zum halben Preis anfertigen werde."

(Einzig berechtigte Übertragung a. d. Norweg. von W. Rietig)

DIE HAUPTROLLE

VON HANS KRICHELDORFF

Ein veilchenblauer See, ganz ruhig und ganz glatt, eine sanfte Wiese mit blauem Himmel drüber und Blümchen; dann kommen Schafe, dick und fröhlich und dumm, diese umständliche Sache mit dem Standesamt haben auch sie nicht nötig, selbst dann nicht, wenn hinter ihnen schon ein Lämmchen läuft. Immerhin, vorläufig haben wir noch keins. Zum Schluß aber kommt der Schäfer, und statt der Hirtenflöte hat er eine Klarinette in der Hand und bläst darauf, tuu, tuu. Jetzt stellt er die Klarinette beiseite und nimmt das Saxophon zur Abwechselung, natürlich ist es Paul; ein ganz netter Beruf für ihn, Schäfer zu sein und schläfrig über weiche, warme Wiesen zu stolpern...

Nunmehr tat sich die Tür auf und Paul erschien wirklich, im Mantel, schwenkte den Hut und sagte: „Hallo!" Man mußte sich ein wenig im Bett herumdrehen und nachschauen, wie er aussah, und das Mädchen tat es auch, sie drückte die Zigarette im Aschbecher aus und fragte: „Ich soll dir wohl noch ein Kotelett braten?"

Es war zwei Uhr nachts, wie gewöhnlich.

Graue Schäfchen ziehen über die Wiese an der Zimmerwand, ein bißchen trübselig, wegen des Koteletts wahrscheinlich, aber es ist hübsch, daß Paul da ist. Sicher kriegt ein Schäfer nicht viel bezahlt, und ein Weib kann er nicht erhalten. Man muß schon in so einem Orchester spielen und dann in dieses vornehme Dingsda engagiert werden, tuudlu-tuu, my baby.

Sie kroch aus dem Bett und ging mit nackten, weichen Sohlen durch das große Zimmer. Auf dem Gaskocher in der Ecke briet sie das Kotelett, das kurze Haar hing in ihr braunes Gesicht, sie hatte einen meerblauen Pyjama an.

„War was Besonderes?" fragte sie.

„Nein. Und bei dir?"

„Gar nichts. Das Telefon hat nachmittags ein- oder zweimal geklingelt."

„Wer war es denn?" Er hatte sich eine Flasche Milch aus dem Schrank gesucht und trank.

„Keine Ahnung; ich lag gerade so schön und aß den Pudding von vorgestern. Wer soll's schon gewesen sein..."

Sie lachten sich an. Dann bekam er sein Kotelett, und das Mädchen steckte sich eine runde Zigarette zwischen die dicken Lippen und sah ihm zu.

In Ungarn haben die Schäfer so merkwürdige Hüte, damit spazieren sie über die Pußta; und man sollte einmal Hammelsteaks machen mit kleinen, roten Tomaten dazu. Wie er essen kann. Das Mädchen lachte leise aus der Tiefe der Kehle.

Gegen drei Uhr machten sie das Licht im Zimmer aus und gingen schlafen.

In der Frühe aber klingelte das Telefon. Zehn Uhr. Das Mädchen schlief fest, ihr Gesicht in den Armen verborgen. Paul machte sich auf, nahm den Hörer und sagte „Hallo".

„Bitte, ich möchte das Fräulein Frühsorger sprechen."

„Das geht erst ab ein Uhr mittags", erklärte Paul halblaut. Es war Berrsche, ein Aufnahmeleiter, der manchmal anrief, wenn er für das Mädchen irgendeine kleine Rolle für fünfzehn bis vierzig Mark hatte. Früher war sie sogar jeden Tag zur Filmbörse geschlendert, weil es sehr nötig war, etwas Geld zu haben.

„Jemand hat angerufen", sagte Paul, als das Mädchen aufgewacht war. Sie saß im Bett und schälte eine Orange mit den Zähnen.

„Wer denn?" fragte sie.

„Berrsche."

„Ach, der."

Das Mädchen reckte die Arme aus und kniff vergnügt die Augen zusammen.

Einmal wieder wie das letzte Mal im weißen Abendkleid vor irgendetwas herumstehen, was einen Hotel-Eingang in Kairo darstellt. Hartmann

BLUMENSTENGEL

Von Anton Schnack

Er, der die Flügel zarter Blätter trägt,
In schönen Linien ausgeprägt,
Der auf und nieder gaukelnde,
Der sich im Regen neigende und sich
im Winde schaukelnde.

Er hat nicht Lust von seinem Wurzelort zu gehen,
Er kann viel sanfte Dinge aus der Nähe sehen:
Die Grille, die den Ackersommer preist,
Den Tau, der in der Morgenröte gleißt.

Die mütterliche Erde hat ihn aufgerichtet,
Sie füllte ihn mit grünem Lebenssaft,
Sie gab dem unscheinbaren Stengel zähe Kraft;
Dafür hat ihr der schlanke Schaft
Ein holdes Blütenlied gedichtet.

schreit: „Sie müssen viel unschuldiger aussehen!" (junge Dame aus der Gesellschaft), und dann kriege ich das Lachen, und die Aufnahme ist verpatzt. Ob die Sonne in Afrika auch so scheint... auf die schwarzen, blanken Schultern der Neger und diese unmöglichen Brüste, die die Frauen dort haben?

Das Telefon klingelte — „Hallo?" — und das Mädchen kletterte aus dem Bett.

„Ja, ich bin es selbst, guten Morgen, Herr Berrsche — — Was? — — Für was denn? — — Nein, sofort geht nicht, ich liege noch im Bett. — Nein, ganz gesund; Sie hoffentlich auch?"

„Poussier nicht so mit ihm", flüsterte Paul.

„Sei still!" zischte sie ihn an und sprach wieder in die Muschel hinein; es wurde eine lange Unterhaltung mit vielen Fragen und „Ja"s und einem „Also morgen früh" am Ende. Aufatmend legte sie den Hörer hin.

„Hat ja so viel gequatscht, was will er denn?" fragte Paul mißtrauisch.

„Och, irgendwas morgen", gab das Mädchen zur Antwort.

Das Vieh wird auf die Weide getrieben, ganz früh, wenn alle vernünftigen Leute noch schlafen, und die Gänse schreien auf dem Anger und fressen das grüne Gras ab und werden dick und fett dabei, bis man ihnen eines Tages den Hals umdreht. Na ja, sie haben sich ohnehin nicht viel dabei gedacht. Und jetzt werde ich erst mal in die Badewanne steigen...

Um halb drei Uhr gingen sie Mittag essen, eine Stunde später zog Paul sich den Smoking an und begab sich an die Arbeit. Das Mädchen trank den Mokka aus, sie wischte ein bißchen Staub und brachte das Zimmer in Ordnung, sie stopfte zwei Socken mit großen Stichen und streckte sich nachdenklich auf dem Divan aus. Gegen sieben Uhr spazierte sie hinunter, um Butter, Brot, Tomaten und zwei kleine Hammelsteaks einzukaufen. Dann aß sie ein wenig und legte sich fröhlich und rauchend ins Bett.

Gegen zwei Uhr nachts kam Paul, wie gewöhnlich.

„War was Besonderes?" fragte sie.

„Nein. Und bei dir?"

„Fast nichts. Ich hab' einmal telefoniert."

Sie ließ die Hammelsteaks von der Pfanne auf den Teller rutschen. Paul wollte wissen, mit wem sie telefoniert hätte.

„Mit Berrsche, wegen morgen. Ich hab ihm abgesagt."

„War nicht viel dran, was?"

„Nö." Sie sah ihn an. Es scheint ihm gut zu schmecken. Schade, daß er gar nichts davon sagt... „Die haben doch Probeaufnahmen von mir da, von früher", berichtete sie, „und Hartmann hat sich die jetzt angesehen und wollte mich haben."

„So", sagte Paul kauend, „wofür denn?"

„Na, für seinen neuen Film natürlich." Sie lachte und blies den Zigarettenrauch zu ihm hin. „Stell dir vor, die wollten mich für die Hauptrolle haben."

„Für was?"

„Für die Hauptrolle."

Paul stand auf. „Und da hast du Kamel abgesagt?"

Das Mädchen lehnte sich zurück, und lachte aus vollem Halse. Was für komische Augen er machen kann. Kommt sicher vom Saxophon-Spielen, da quellen sie so 'raus.

„Gewiß", sagte sie lachend.

„Aber überlegst du dir denn, wieviel Geld du dafür —"

„Natürlich", unterbrach ihn das Mädchen. „Ungefähr achttausend — sagte Berrsche wenigstens gestern früh. Es wäre auf die Zahl der Aufnahmetage angekommen. Der Vertrag lag schon da."

„Menschenskind!"

Jetzt sieht er ganz böse aus. Wau, wau, ein Schäferhund, und die Schafe sollen geschoren werden. Das wird ein kaltes Jahr, verflucht. Aber die, die ein Lämmchen kriegen sollen...

„Es ist nur deine Faulheit!" brach er aus. „Diese haarsträubende Faulheit, den ganzen Tag lang liegen, Pudding fressen, Bonbons lutschen und rauchen..." Er ging erregt im Zimmer auf und ab. „Und für so etwas muß man sorgen!" stieß er hervor.

Ach, warum muß er denn so hin und her laufen, wenn er mich nicht mehr mag — schrecklich, wie ein Tiger, der die armen, kleinen Negerkinder frißt. Läßt die schönen Hammelsteaks einfach stehen; und zwei Socken habe ich ihm auch gestopft, etwas wenig, gewiß...

Auf den Absätzen herumdrehend wandte sich Paul nach ihr um. Seine Stirn war verdüstert. „Liebst du mich denn noch?" fragte er feierlich und streng.

Das Mädchen senkte den Kopf, ihr Gesicht war ganz hinter dem wirren, schwarzen Haar verborgen. „Das ist es ja eben", kam es leise darunter hervor.

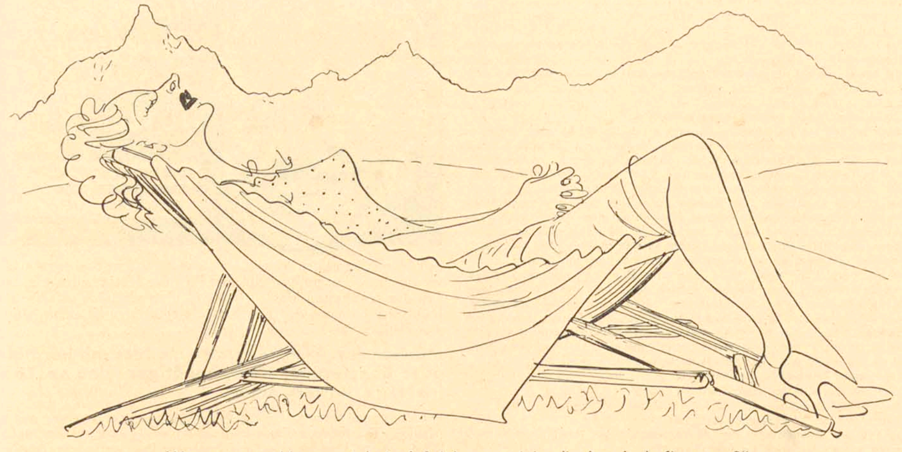
Und dann plötzlich lag sie in seinem Arm, „wir beide" brachte sie noch heraus, der Rest erstickte in Küssen. Und dann... ein paar Wochen später, da taten sie etwas, was das Mädchen vorher nie hatte tun wollen, hauptsächlich, weil man dazu völlig zweckloserweise so früh aufstehen mußte.

Der Strauß auf dem Tisch war zwar ein bißchen vertrocknet, aber der Standesbeamte hatte einen angenehmen weißen Bart.

Wie ein guter Hirte sieht er aus hinter den dicken Büchern und nimmt sich seiner Schäfchen an, und es kann auch eine Wiese da sein mit Gänseblümchen und blauer, warmer Himmel darüber. Und das Kind muß natürlich Paul heißen, ein Mädchen werde ich schon nicht bekommen. Man könnte Berrsche dann zur Taufe einladen, damit er mal sieht, was eine Hauptrolle ist... So wurden sie richtig glücklich miteinander.

Silhouetten

(Fr. Bilek)



„Warum er wohl gesagt hat, daß ich so gut in die Landschaft passe?"

EIN ZWILLING ERZÄHLT AUS SEINEM LEBEN / VON MASSIMO BONTEMPELLI

Sie müssen wissen, daß ich nicht allein geboren wurde, sondern zusammen mit einem Zwilling; und als wir geboren wurden, waren unsere guten Eltern schon seit einem kleinen Weilchen tot, so daß unsere ersten Tage bar waren jeder mütterlichen oder väterlichen Fürsorge; wir waren sofort bezahlten Händen überantwortet. Ich nannte mich nach meinem Großvater Cristopazio, und mein Bruder nach meiner Großmutter Rosaura.

Wir glichen einander, wie sich zwei Wassertropfen gleichen, und die Amme, die sich unser annahm, sobald wir geboren waren, band sofort einem von uns, damit wir nicht verwechselt würden, ein Bändchen ums Handgelenk; dann steckte sie uns in eine Wanne, um uns zu waschen, worauf sie sich — man weiß nicht, aus welchem Grunde — für einen Augenblick entfernte. Als sie zurückkehrte, war einer von uns ertrunken. Das Schlimme war, daß das Wasser das Bändchen, das zu unserer Unterscheidung diente, gelöst hatte, so daß wohl der Tote wie auch der Lebende ohne Bändchen waren. So daß ich seither, lieber Freund, immer in dem entsetzlichen Zweifel lebe, ob ich tot bin oder mein Bruder! Dieser Zweifel hat mich gequält und quält mich während jeder Stunde meines Lebens. Und oftmals, wenn ich auf der Straße gehe und zufällig den Namen „Rosaura" rufen höre, geschieht es, daß ich mich umwende, wie wenn ein geheimer Instinkt mir sagte, daß Rosaura vielleicht ich sei, daß ich vielleicht der arme Tote sei, und ich mir nur auf der Erde den Platz dessen angemaßt habe, der in seinen Adern mein eigenes Blut trug.

Der Schmerz über diese angsterfüllte Lage war derart groß, daß ich in meinem Wachstum gehemmt wurde, wie Sie sehen, und schon in zartem Alter anfing zu stottern, wie Sie hören! Ach, wenn ich doch wenigstens gleich gestottert hätte! Dann wäre diese Verwirrung nicht mehr möglich gewesen, und ich müßte nicht in solcher Bitternis leben. Denken Sie sich dazu, daß in dem Wirrwarr jenes Bades auch alle Urkunden verloren gingen, mein Waffenschein und andere Papiere, die ich bei mir hatte, so daß man nie weder mein Alter, noch meinen Geburtsort, noch meine Kennzeichen feststellen konnte.

So, ohne Familie, ohne Vaterland, ohne Geburtsdatum, ungewiß über meine eigene Existenz, ging ich der Zukunft entgegen. Ich habe hundert verschiedene Beschäftigungen gehabt, einschließlich der des Beschäftigungslosen. Ich habe mir auf tausend Arten den Hunger gestillt. Ich stahl von den Bauernhöfen die bestgenährten Truthähne, um ihnen den Magen auszunehmen und dessen Inhalt zu verzehren. Ich ging in die Museen für Naturkunde, um mich von Schmetterlingssammlungen zu nähren. Ich habe auch vom Fleisch der Pferde gegessen, die vor die Droschken gespannt waren, indem ich den Schlaf der Droschkenkutscher, die in Erwartung der Fahrgäste eingedöst waren, ausnutzte.

Sie würden zu traurig werden, wenn ich Ihnen alle Einzelheiten meines schmerzlichen Lebens erzählte. Infolge meiner anormalen Lebenslage geschah es auch, daß ich mich, als ich das vierzigste Lebensjahr erreicht hatte, spiritistischen Ubungen zuwandte. Durch Zufall kam ich dazu. Ich war damals in einem Varieté als Ringkämpfer engagiert, ich kämpfte mit einem abgerichteten Affen; und, um meine Einkünfte ein wenig zu vermehren, gab ich mit meinem Affen auch dann und wann Vorstellungen in Privathäusern. Den Gewinn teilten wir uns brüderlich. Einstmals lernten wir in einem dieser Häuser zwei Damen kennen; eine von ihnen war Spiritistin und nannte sich Nagananda. Diese — weiß nicht, warum — hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ich die geeigneten Gaben für ein vorzügliches Medium besäße. Sie lud mich für den nächsten Tag zu einer spiritistischen Sitzung in ihrem Hause ein. Ihre Gefährtin wollte durchaus, daß ich auch Gigetto, meinen Affen, mitbrächte, um wie sie sagte, die medische Kraft an der Schwelle der Menschheit zu erforschen. Und so setzten wir vier uns am anderen Tag um das Tischchen. Gigetto saß mir gegenüber, Nagananda und die andere Dame je an einer Seite. Nagananda begann, die Geister herbeizurufen. „Wen rufen wir?" fragte sie. „Mir ist es einerlei." „Rufen wir Semiramis?" Semiramis kam sofort und begann, gewisse Sätze zu diktieren, die ich Ihnen nicht wiederhole. Diese Sätze versetzten die beiden Damen zunächst in große Heiterkeit, dann in eine wahre Raserei. Es genügt, Ihnen zu sagen, daß das Tischchen in kurzer Zeit in die Luft geworfen wurde, und ich bemerkte, daß sowohl Gigetto wie auch ich aus ganz anderen als spiritistischen Gründen eingefangen waren.

Die Geschichte hatte zur Folge, daß Gigetto ein närrisches Gefallen an den beiden Gastgeberinnen fand und ich am Spiritismus. Gigetto wurde wütend eifersüchtig auf mich, so daß er dem Unternehmen des Theaters erklärte, nicht mehr mit mir kämpfen zu wollen — er endete mit dem klassischen Satze: „Entweder geht er oder ich gehe." Natürlich wurde ich geopfert, weil es leichter ist, einen kleinen Ringkämpfer zu finden, der stottert, als einen Affen, der sagt: „Entweder geht er oder ich gehe."

Ich mußte mir für einige Zeit bitter schwer mein Brot verdienen. In den kurzen Stunden meiner Freizeit hatte ich eine kleine Gesellschaft von Spiritisten zusammengestellt. Vielleicht haben Sie, mein Herr, den Grund meines leidenschaftlichen Interesses für diese Studien erraten: es war der Wunsch, mit dem Geiste meines Brüderchens zu sprechen, das Geheimnis endlich einmal aufzuklären, ob der Neugeborene — oder sagen wir besser: der Neutote in dem Bade — ich oder er war. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Angst ich das erste Mal versuchte, ihn zu rufen. Mit zitternder Stimme sprach ich den Satz, den man mich gelehrt hatte: „Rosaura, wenn du hier bist, klopfe einmal — wenn du nicht hier bist, zweimal!"

Nun wohl — wissen Sie, was geschah? Sie werden es nicht ahnen. Das Tischchen klopfte zuerst deutlich einmal. „Er ist da", schrie zitternd mein Herz. Dann erhob sich das Tischchen mühsam zu einem zweiten Schlage. „Er ist nicht da", schrie verzweifelt mein Herz. Aber schon erhob sich das Tischchen und tat einen dritten Schlag.

Sie werden die Deutung verstehen. Drei ist gleich eins plus zwei. Rosaura war also da — und war nicht da. Mit steigender Angst versuchte ich die Probe noch einmal und rief ihn wieder. Zittern Sie nicht, mein Freund — ich rief nicht mehr „Rosaura", sondern „Cristopazio"! Und immer, auch bei diesem Namen, antwartete es, daß er da war und nicht da war.

So ist es wahr, lieber Freund und Kollege — derselbe Zweifel, der mein sterbliches Leben unterwühlt, unterwühlt in gleicher Weise meines Zwillingsbruders unsterbliches Leben. Und dieser Zweifel wird sich nicht eher lösen als am Tage meines Todes. Und vielleicht auch dann noch nicht . . . (Übertragung a. d. Italien. v. Mathilde Drangosch)

Friedliches Land

(Wilhelm Schulz)



Kallmünz an der Naab

RATSCHLÄGE

Von Jo Hanns Rösler

Ich saß in der Eisenbahn und hatte Schnupfen.
„Hatschi! Hatschi!" machte ich in einem fort.
Es klang wie Posaunenstöße.
Ich konnte nichts dafür. Es kam aus mir.
Die Mitreisenden schauten zunächst beleidigt. Es geht nicht an, in einem öffentlichen Verkehrswesen so laut zu niesen. Ja, wenn ich mir einen Sonderzug bestellt hätte! Aber so? Unter allen Leuten, die für ihren Platz genau so viel bezahlt hatten wie ich? Wo kämen wir denn hin, wenn jeder so laut seiner Leidenschaft frönen möchte? Diese Gedanken sah man den Umsitzenden deutlich am Gesicht an. Ich fühlte mich von dieser Feindschaft förmlich eingekreist. Mein Glück war nur, daß keiner keinen kannte und jeder jedem mißtraute. Sonst wäre man über mich hergefallen und hätte mich bestimmt zerfleischt. Nun, mir waren diese frommen Wünsche ziemlich gleichgültig, ich war mit meinem Schnupfen so beschäftigt, daß mir zu anderen Dingen keine Zeit blieb. Ich mußte niesen und nieste.
Als ich aber eine Viertelstunde ununterbrochen so fortgeniest hatte, begann die Feindseligkeit gegen mich in eine allgemeine Heiterkeit umzuschlagen. Es kam daher, daß ein Herr, der mir gegenübersaß, mir mehr empört als freundlich „Prost!" zurief, so, als wollte er damit sagen: „Nun ist es aber genug! Schluß damit!" Ich tat ihm nicht den Gefallen und nieste weiter. Er wiederholte sein energisches, kurzes, sachliches „Prost!", ich winkte verzweifelt ab, und jetzt begannen plötzlich alle, mir nach jedem Hatschi ein fröhliches Prost zuzurufen. Einmal ich und einmal sie. Es wurde ein herrlicher Chor und ich war der Vorsänger. Einer der Mitreisenden wollte sich besonders hervortun.
Er klopfte mir vergnügt auf das Knie und sagte: „Wenn Sie bis zehn wieder niesen, kriegen Sie eine Mark!"
„Das Mittel nützt nur beim Schluckauf!" stöhnte ich. Er wiederholte die Wette nicht. Ich hatte wieder dreimal geniest.
Jetzt aber hatte jeder ein Mittel an der Hand.
„So etwas kenne ich!" rief P., „da hilft nur eines — sofort ins Bett gehen!"
„Mein Bett steht in München und wir sind im Egerland!"
„Das beste ist Kognak!" riet T., „Slibowitz hilft auch, aber Kognak ist besser. Haben Sie Kognak bei sich?" „Nein!" stöhnte ich.
Die alte Dame neben mir holte ein Bonbon aus ihrer Pompadour. „Lutschen Sie das Bonbon", sagte sie, „der Schnupfen ist wie weggeblasen!" Sie steckte mir ein Bonbon in den Mund.
Jedoch es blieb nicht.
Beim nächsten Niesen flog es dem freundlichen Herrn gegenüber ins Gesicht.
„Es macht nichts", sagte dieser, bevor ich mich noch entschuldigen konnte, „es hätte auch nichts geholfen — es gibt nur ein Mittel gegen Schnupfen: ziehen Sie nasse Strümpfe an!"
„Das nenne ich kühn behauptet und dumm dahergeschwätzt!" mengte sich da ein Herr ins Gespräch, der bisher vornehm geschwiegen hatte, „von nassen Füßen bekommt man ja gerade Schnupfen! Es gibt nur eines: pressen Sie mit beiden Zeigefingern fest die Nasenflügel zusammen. Das hilft sofort." Ich tat, wie mir geraten. Jetzt nieste ich nicht nur, jetzt donnerte es aus allen Öffnungen. Der vornehme Herr schüttelte mißbilligend den Kopf. „Halten Sie die Luft an!" „Im Gegenteil! Atmen Sie heftig und tief!"
Das ganze Abteil war ein Herz und eine Seele.
Jeder gab mir einen anderen Rat.
Jeder wußte ein anderes Mittel gegen Schnupfen.
Nur einer saß schweigend im Abteil und tat, als ob ihn das alles gar nichts anginge. Das fiel mir auf. In meiner Not wandte ich mich an ihn und sagte:
„Alle wissen ein Mittel gegen Schnupfen — warum raten Sie mir zu nichts?"
Da lächelte der Herr leise und sagte:
„Ich bin Arzt."

DER SCHREI

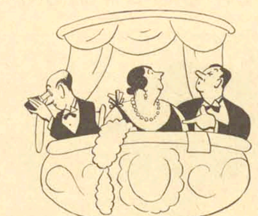
Von Bruno Eys

Die „Figefuse" (Filmgesellschaft für utopische Sensationen) suchte einen kühnen jungen Mann. Die Hausagentur sandte zwei geeignet scheinende Bewerber.
Ein Spielleiter führte die beiden zu einem Fenster des im sechsten Stockwerk gelegenen Büros. „Würden Sie, meine Herren, es wagen, von hier abzuspringen in ein Netz, das zwei Meter über dem Straßenpflaster gespannt ist?"
Die jungen Männer blickten in die Tiefe und dann fragten sie wie aus einem Munde: „Wieviel würde dafür bezahlt werden?"
„Zweihundert Mark."
Dem einen erschien das Honorar zu klein, der andere aber, Ludo Wirt, akzeptierte. Diesem erklärte nun der Spielleiter: „Sie haben von hier abzuspringen und dabei markerschütternd zu schreien... Es genügt ein Aufschrei... werden Sie das können?"
Ludo stieß einen Schrei aus, daß die Fensterscheiben klirrten.
„Gut!" Der Spielleiter nickte. „Der Schrei ist wichtig... er wird mit hundert Mark honoriert."
„Ich erhalte also dreihundert Mark?"
„Nein, zweihundert; hundert für den Sprung und hundert für den Schrei" — —
Einen Tag später steht Ludo in einem Fenster der sechsten Etage des Figefuse-Produktionsgebäudes, denkt: wenn das nur schon vorüber wäre, und wartet auf das Zeichen des Spielleiters, der unten beim Netz steht.
„Jetzt!" Ludo springt und ist — stürzend — nicht imstande, den Schrei auszustoßen...
Da liegt er auch schon im Netz, greift nach dem Genick... es ist ganz geblieben.
Ein Wutanfall des Spielleiters verscheucht die kleine Ohnmacht, die ihn jetzt befallen will. „Mensch! Mann! Kretin!... Der Schrei!! Warum haben Sie nicht geschrien?! Sie sind ja herunter-

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.
Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. VJ. 39: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

gekommen wie ein aus dem Fenster geworfener Leichnam!"
„Es war mir unmöglich, Herr Spielleiter... Nun erhalte ich wohl nur hundert Mark?"
Der Spielleiter macht Miene, aus der Haut zu fahren. „... Sie erhalten für diesen Sprung gar nichts, denn Sie haben damit nur Schaden angerichtet! Hinauf in die sechste Etage und nochmals abspringen... mit einem markerschütternden Schrei! Verstanden?!"
„Es ist mir unmöglich, Herr Spielleiter!"
„Unmöglich?... Vergessen Sie nicht, mein Lieber, daß Sie einen Vertrag unterschrieben haben! Haben Sie etwa Lust, das Pönale zu bezahlen?"
„Verflucht!" Ludo läßt sich im Fahrstuhl noch einmal hochbringen. Er empfindet ganz deutlich, daß dieser zweite Absprung der sichere Tod ist...
Wie er nun oben eintritt, sieht er sich — unmittelbar vor dem Selbstmord — einer hübschen jungen Dame gegenüber...
„Bitte, werden hier Filmkräfte, ich meine, Talente gesucht?" fragt das Fräulein mit berückender Grazie.
Ludo, nur den Tod vor Augen habend, ignoriert die Fragestellerin, schwingt sich aufs Fenster... der Spielleiter winkt, er springt ab und — — vernimmt einen markerschütternden Schrei!
„Alles gerettet!" denkt er, während er sich im Netz erhebt.
Der Spielleiter applaudiert: „Bravo! Das haben Sie ausgezeichnet gemacht!... Sagen Sie, wo haben Sie denn so momentan die Assistentin aufgegabelt?... Der Schrei klang zwar ein wenig zu schrill, aber ich denke, in der Wiedergabe wird er gedämpfter herauskommen... Sie können zur Kasse gehen, Herr Wirt!"
Ludo behebt das Honorar. Dann sucht er im sechsten Stockwerk seinen rettenden Engel... „Na, Fräuleinchen, wie wäre es nun mit einem kleinen Erholungsausflug? Wir haben da eben in schöner Zusammenarbeit zweihundert Mark verdient — Geld wäre also vorhanden..."
Das Fräulein reicht ihm, wohl noch schreckstarr, aber nichtsdestoweniger den Arm.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Ich saß in der Oper. In Lohengrin. Neben mir war ein Ehepaar, dem die Handlung mehr als die Musik sagte. Ja, als dann der Schwan mit Lohengrin für immer davonschwamm, konnte der Mann seinen Gefühlen nicht länger Zwang antun. Er schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Wenn die Frau den richtig verstanden hätte und den Mann gleich am Anfang bei der richtigen Stelle gepackt hätte, da kannste wetten, Emma, der wäre bestimmt geblieben!"

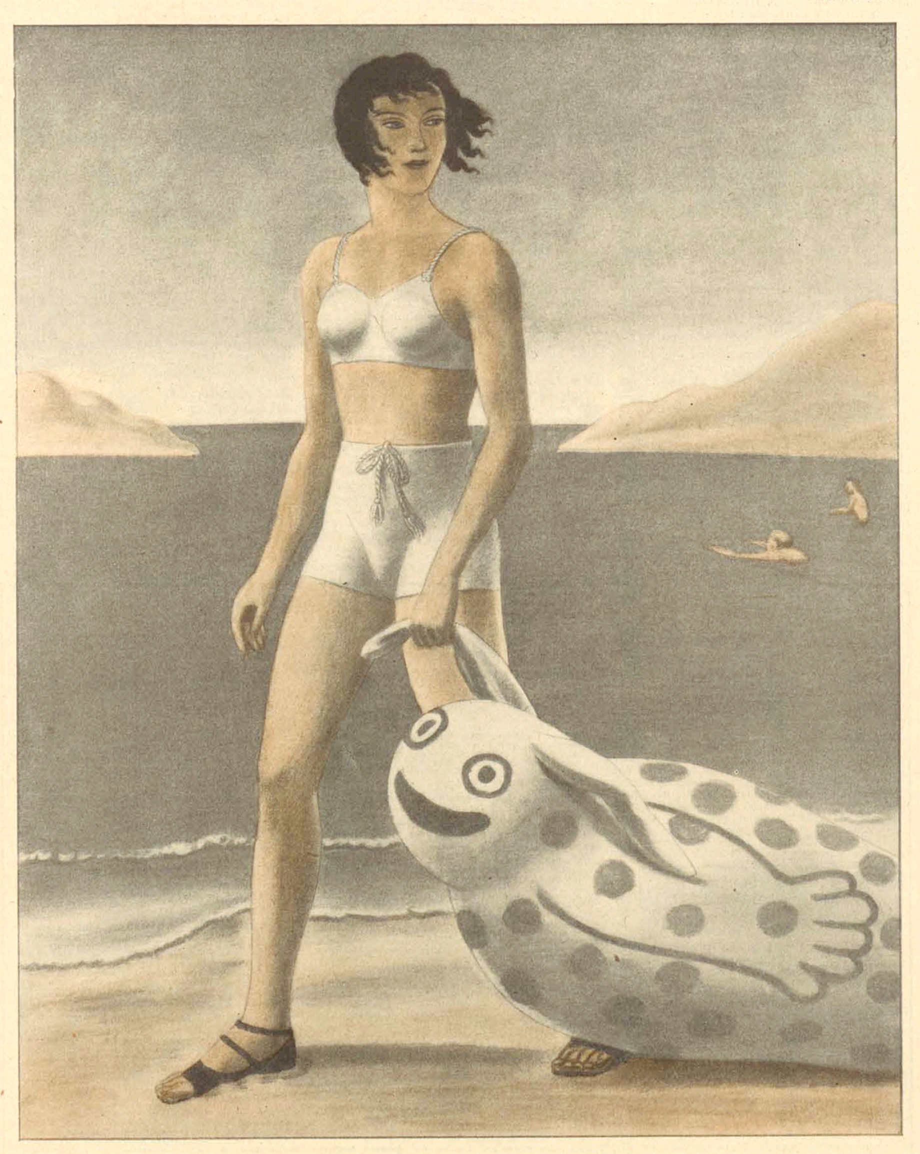
Eines Tages war ich unbeobachtet Zeuge eines Gesprächs zwischen zwei sechs- bis siebenjährigen Mädchen im Hofe unseres Häusergevierts. Während sie den Inhalt ihrer Puppenwägen umbetteten, unterhielten sie sich über ihre Zukunftspläne, die sie als Erwachsene zu verwirklichen gedachten.
Das Liserl wollte sich verheiraten und zwei Kinder haben, einen Buben und ein Mädel. Die Paula wollte auch zwei Kinder, aber auf keinen Fall heiraten. — „Ja, mei' Liabe", erwiderte das Liserl, „die kriagst net, balst net heiratst!"
„Doch!" entgegnete die Paula prompt. „Die Näherin von nebenan hat aa zwoa Kinder und hoaßt Fräuln Neubauer!"
„Da hat s' aber a Mordsglück g'habt!" erwiderte das Liserl mit todernstem Gesicht.

Da lebte in Teterow vor einigen 40 Jahren ein dicker oller Ingenieur Korl Griem, der seine dreihundert Pfund wog und selten einen guten Tropfen ausschlug. Griem und seine Kumpane sind mal wieder beim Dämmerschoppen im Ratskeller gemütlich beisammen. Wie es nu klock acht war, sagte der eine der Tafelrunde:
„Korl, kam en beten met röwer! Ik hew suren Aal met Bratketüffel un ne gaude Buddel Rotspon." Aber Griem setzt sich in Positur:
„Nee, Kinnings, huet Abend geit dat nich. Min Fru is krank, min Kind is krank: ik moet na hus!"
Gegen klock zwölf ging im Ratskeller die Tür auf, und die Freunde, die ihren sauren Aal und den Rotspon intus hatten, wollten noch 'n paar lütte Pilsner draufsetzen.
Wer saß da aber am Tisch in der gewohnten geräumigen Ecke? — Oll Griem!
„Min God, Korl! Ik denk, du weerst all na hus?!" verwundert sich der, so die Einladung ausgesprochen hatte.
„Tja", meinte Korl Griem seelenruhig, „wat sall ik to hus? Min Fru is krank, min Kind is krank! Wat sall ik dor?"

Beim Ausfüllen eines Meldeformulars ruft mich der Bauer, bei dem ich über den Sommer wohne, zu Hilfe. Er ist ein gescheiter Kerl, aber das Schriftliche, das mag er nicht. Gleich zu Anfang hapert's schon. Da steht vorgedruckt:
„ledig, verheiratet, getrennt lebend, geschieden".
„Ledig", sagt er, „naa, dös bin i amol gwen!"
Und streicht's aus. „Verheiratet, ja, dös bin i!"
Und er unterstreicht's. „Getrennt — naa, dös bin i net!"; er streicht's aus, „aber lebend, ja, dös bin i no!" Und die unterstreichende Hand fährt fest unter das Wort, daß die Tinte spritzt.

Der Strandlöwe

(Erich Schilling)



„Und wenn er noch so darüber eingeschnappt ist: er sieht doch meinem Gummitier ähnlich und ist auch gerade so aufgeblasen."

München, 17. September 1939
44. Jahrgang / Nummer 37

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT. MÜNCHEN



(E. Thöny)

Die alte englische Methode

„Das hat Old Churchill wieder mal gut gemacht: kaum ist der Krieg ausgebrochen, läßt er die Athenia sinken und schon sind die Deutschen daran schuld. Gelernt ist eben gelernt."

Weichselstrom und Baltenmeer

Du Weichselstrom, Du Baltenmeer,
Symbole ewiger Sehnsucht,
Im Wechselwunder zeitenlosen Zauberspieles
Aufsteigend aus dem Urrausch aller Dinge,
Abklingend in dem würdevollen Tanz der Fische,
Ich liebe Euch wie Teer und Tang,
Wie breite Kähne, pralle Netze,
Die zu Euch stets gehören, lieb ich Euch.
Ihr sangt den Anfang meiner Kindheit und
— Wie in der alten Muschel immer noch die See
Saust — werd ich Eueren Klang im Ohre nie verlieren,
Denn ohne Wellen wär mein Leben töricht
Und ohne Wasser stürb ich Hungers doch.

Ich bin kein Kind des Landes und die Ackerkrume
Gilt weniger mir als eine seichte Pfütze,
Darin der Regen aus den Wolken tropft
Und sich der Sonne Hoheit spiegelt.
Weil' ich ganz weit von Dir, vertraute Kinderlandschaft,
Und bin in trügerischen Schein versponnen,
Der mich alraunisch hält mit Urwaldtücken
Und mich umgaukelt tropenbunt,
So hör ich immer noch und unaufhörlich
Den einen Ton im Ohre klingen,
Mit dem Du ewig anrufst den getreuen Sohn,
Du Baltenmeer, Du Weichselstrom.

Hellmut Draws-Tychsen

DIE WEINFLASCHE

VON BRUNO WOLFGANG

Mit der Weinflasche des Herrn Kruger hatte es eine eigene Bewandtnis. Sie war ein altes Familienerbstück und sicherlich das Feinste, was Herr Kruger in seinem bürgerlichen Haushalt besaß. Sie lag jahraus, jahrein im Keller, halb im Sand vergraben, und immer zum Geburtstag wurde sie hervorgeholt und der versammelten Familie gezeigt. Es war eine dickbauchige, grünliche Flasche. Der Kork war luftdicht versiegelt und der Hals mit Spinnweben bedeckt.

„Sollen wir oder sollen wir nicht?" sagte Herr Kruger mit einem lüsternen Augenzwinkern. Aber er wußte im voraus, daß weder er noch sonst jemand in der Familie das Herz gehabt hätte, einen so köstlichen Wein auszutrinken. Das „Sollen wir, oder sollen wir nicht?" gehörte zu den Jugenderinnerungen Krugers bis in die früheste Kinderzeit. Der Vater hatte die Flasche von Onkel Eduard bekommen, der ein Bankier in Graz gewesen war. Dieser hatte sie von seinem Vater, einem Arzt, und dieser wieder von dem Großvater, dessen Vater ein Seefahrer gewesen war und die Flasche aus Italien mitgebracht hatte.

Die Jahre vergingen. Es war schon recht einsam im Hause geworden. Der Sohn war nach Amerika ausgewandert und ließ nur selten etwas von sich hören. Die Tochter war in Böhmen an einen fanatischen Feind des Alkohols verheiratet. Nur ein alter Freund, der Professor Grill, kam hie und da zu Besuch. Der sechzigste Geburtstag Herrn Krugers stand vor der Tür. Nach alter Gewohnheit wurde die Flasche hervorgeholt. „Sollen wir, oder sollen wir nicht?" blinzelte Herr Kruger seine Frau an. Diesmal war die Frage ernster gemeint als sonst. Vieles hatte sich in der Welt geändert. Was sollte noch die Flasche in dieser veränderten Welt? Für wen sollte sie noch aufbewahrt werden?

„Weg damit!" rief Herr Kruger mit plötzlichem Entschluß. Seine Frau stimmte nach kurzem Zögern zu. Sie beschlossen noch, zur Geburtstagsfeier den Freund, Professor Grill, einzuladen.

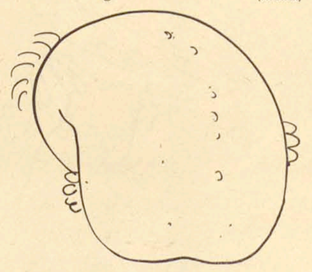
Nach dem Geburtstagsessen wurde die Flasche feierlich eingeholt, wie eine Fahne. Behutsam wischte Herr Kruger die Spinnweben und den Staub ab. Dann stellte er sie einen Augenblick zur Bewunderung auf den Tisch. Allen war ein wenig feierlich zu Mute. An den Wänden der guten Stube hingen die Bilder aller Vorfahren Herrn Krugers, durch deren Hände diese Flasche gegangen war. Sie schienen voll Ernst und Würde an dem Schicksal der Flasche teilzunehmen. Herr Kruger kratzte das Siegel ab, setzte den Korkzieher an und zog. Lautlos glitt der Kork aus dem Flaschenhals. Im nächsten Augenblick gluckste das kostbare Naß in das Glas.

Aber immer länger wurden die Gesichter. Der hundertjährige Wein sah gewöhnlichem Wasser zum Verwechseln ähnlich. Nach der ersten Kostprobe gab es keinen Zweifel mehr: in der Flasche war nichts als Wasser. Voll Bestürzung entschuldigte sich der Hausherr bei seinem Gast. Der Professor lächelte und sagte:

„Daß sich ein guter Wein hundert Jahre halten kann, ohne getrunken zu werden, ist an sich schon unnatürlich, um nicht zu sagen unmenschlich. Aber daß von deinen Vorfahren keiner auf den guten Gedanken gekommen sein sollte, den Wein auszutrinken und durch Wasser zu ersetzen, würde mich wundern. Am ehesten würde ich die Sache deinem Uronkel, dem Bankier zutrauen, der dort neben der Wanduhr so verschmitzt herüberlächelt. Schon so mancher Bankier hat Wein in Wasser verwandelt. Dein Vorfahre war sicherlich ein guter Menschenkenner. Er wußte, daß der Augenblick des Trinkens nur ein flüchtiger Genuß ist, während die vermeintliche Weinflasche im Keller ein wirkliches Glück bedeutet. Vielleicht siebzig Jahre lang hat die Weinflasche eurer Familie die Freude eines kostbaren Besitzes gewährt. Zwei Generationen sind im Glauben an sie dahingeschwunden. Wie leicht wiegt dagegen der kleine Augenblick der Enttäuschung, dem ja auch bei Dir viele Jahre gläubigen Glückes vorangegangen sind. Ich möchte daher vorschlagen, daß wir die ehrwürdige Flasche neuerlich mit Wasser füllen und sie zur Freude künftiger Geschlechter weiterhin aufbewahren."

Anfangs schien dieser Gedanke Herrn Kruger im höchsten Grade verwerflich. Dann aber fand er Gefallen daran. Er füllte die Flasche mit Wasser, verkorkte und versiegelte sie wieder und hüllte sie abermals in Spinnweben und Staub. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, die Flasche einem der wenigen noch lebenden Verwandten zu schenken und bewahrte sie bis zu seinem Tode auf. Dann ging die Flasche an seine alkoholfreie Tochter über und fand dort im Keller für viele Jahre ein ruhiges Plätzchen. Sie schenkte die Flasche ihrem Sohn, und dieser hob den kostbaren Wein auf für seine goldene Hochzeit. So ging von der Flasche wieder Glück aus für viele Generationen. Und so ist es bei vielen Dingen, an welche die Menschen ihr Herz hängen. Wer das Glück lange bewahren will, möge sich an seinem Besitz erfreuen. Nach dem Inhalt soll er nicht fragen.

Zwetschgenzeit (Fr. Bilek)



FIEBERTHERMOMETER

VON WALTER FOITZICK

Das Fieberthermometer liegt in der Schublade des Nachtkastls, das heißt, da soll es liegen. Wenn es nicht da liegt, muß man es suchen. Falls man einen Sohn mit aufkommendem technischen Interesse hat, sucht man es am besten in dessen Bannkreis. Der Bannkreis eines Söhnchens mit aufkommendem technischen Interesse ist sehr groß. Er geht weit über das Zimmer hinaus und erstreckt sich bis zum nächsten Sumpf, zu entfernteren Sandgruben, einigen Hundehütten und Stellen, wo Schutt nicht abgeladen werden darf, aber sonderbarerweise oft abgeladen wird. Das Zentrum des Bannkreises ist seine Hosentasche. Doch ich verirre mich da in fast unerforschte Gebiete, in denen es sehr schwer sein wird, ein Fieberthermometer zu finden.

Häufig wird man auch nur noch auf die Trümmer stoßen, denn technische Buben haben einen Hang zum Quecksilber, und diesen verträgt das Thermometer nicht.

Als ich noch in so einem Alter war, habe ich immer gemeint, das Thermometer diene zu Heilzwecken und mit seiner Hilfe vertreibe man das Fieber. Über diesen Irrtum bin ich so ziemlich hinausgewachsen, aber so ganz im geheimen glaube ich noch immer daran, daß durchs Messen das Fieber sinkt.

Wenn ich an ein Fieberthermometer denke, überläuft mich immer ein leichtes Frösteln und es kitzelt mich, weil das Ding so kalt ist. Das mag daher kommen, daß ich, als ich einmal mit einem Knochenbruch in einer Klinik lag, jeden Morgen von so einer Art Lehrlingin von einer Krankenschwester Punkt sechs Uhr in der Früh dadurch geweckt wurde, daß sie mir ein wohlgekühltes Thermometer sozusagen zwischen die Rippen stieß, wovon man schlagartig erwachte.

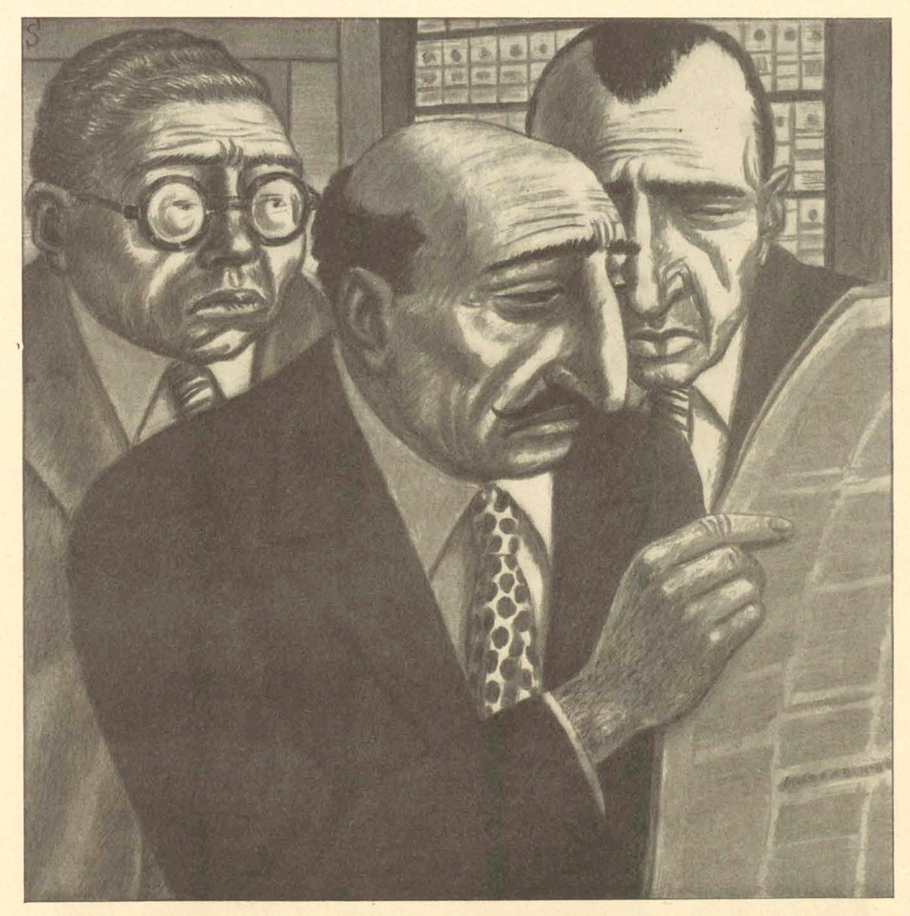
Mit dem Thermometer wird an vielen Stellen gemessen, aber nur am Krankenbett darf man sich darüber unterhalten, wo gemessen wurde. Es gibt in der Familie immer einen kleinen Streit, wo das Thermometer richtig geht und ob der rote Strich auf ihm Fieber oder erhöhte Temperatur bedeute. Beim Einmachen wird auch so eine Art Fieberthermometer verwendet, man kann es sich aber nirgend hinstecken, weil es zu lang ist.

Wenn es hinfällt, ist das Thermometer kaputt, und das ist gut so, denn sonst könnte die Fieberthermometerindustrie auf keinen grünen Zweig kommen, weil so ein Ding eigentlich eine einmalige Anschaffung ist und von der Wiege bis zum Grabe reichen könnte.

Es ist erstaunlich, wie oft Fieberthermometer hinfallen, obwohl man mit ihnen doch gar nicht so herumschmeißt.

Westliche Journaille

(Erich Schilling)



„Das Ziel unserer Hetze, den Krieg, haben wir erreicht,
nur können die Polen leider nichts damit anfangen."

STILBLÜTEN

„... auch Müller sieht das Porträt des jungen Mädchens. Da er augenblicklich nicht verliebt ist, so tut er es in das Bild ..."

„... und Lupe, plötzlich aufstrahlend, hakte sich in den Jüngling ein und sagte lächelnd ..."

„... aber tief unter dieser hellen Haut, hinter den vorhin in Tränen funkelnden blauen Augen, in den Winkeln des vollen, üppigen Mundes, da floß es doch, das hemmungslose, wilde mexikanische Blut ..."

„... gleich darauf stieg seine tiefe, rauhe Stimme mißtönend in die Lüfte ..."

„... die Sterne schimmerten nur noch schwach, und ein dünner Nebel kroch an den Berglehnen herum ..."

„... damit, daß man bei einem Kinderkuß plötzlich fühlen mußte, wo das Herz saß, würde auch sie nicht mit einem ihrer üblichen Gehirnsaltos fertig ..."

„... im Auto küßt ihn Eveline sehr leidenschaftlich, und die rote Lohe schlägt über ihnen zusammen ..."

„... sie kannten den Alten zu wohl, um ihm jetzt zu widersprechen. Das hieße einen Vulkan zum Ausbruch kitzeln ..."

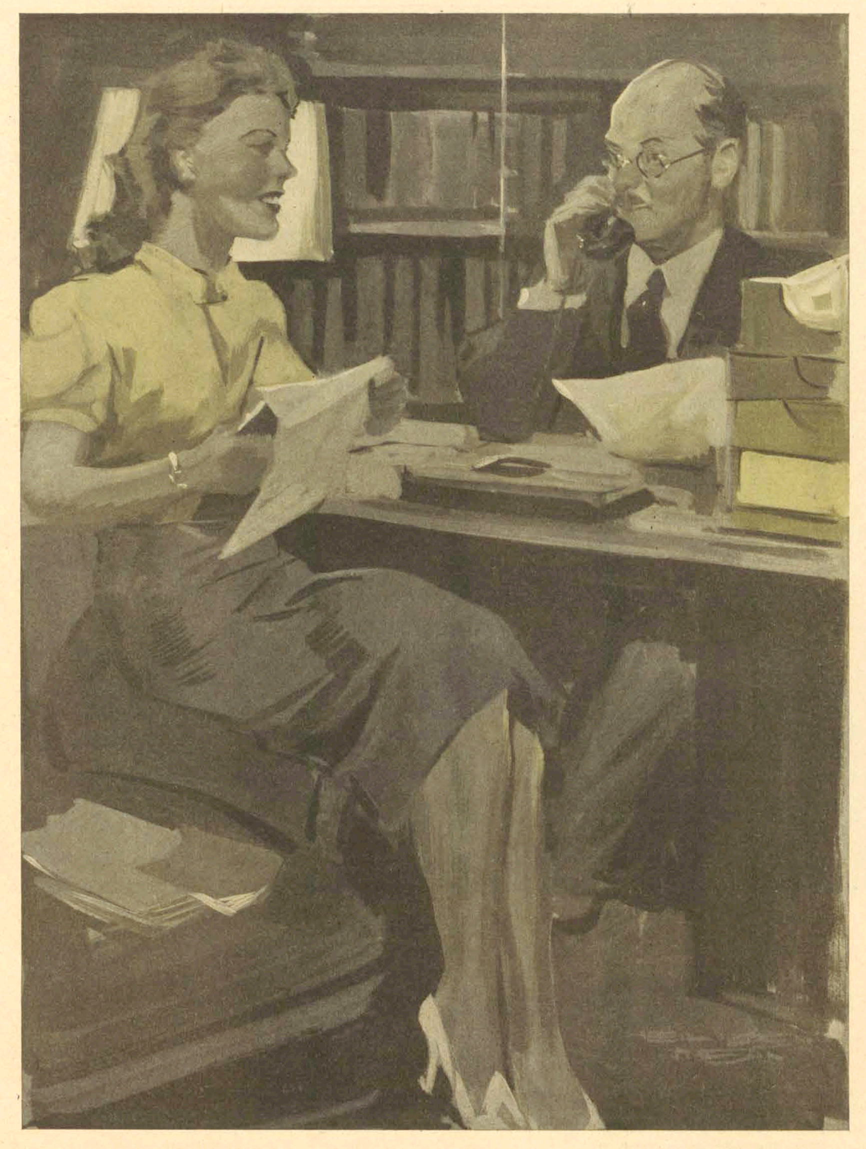
„... sie konnte ihren absichtlich gemimten heitren Ton beim besten Willen nicht mehr halten. Er rutschte ihr unter den Mädchenhänden weg ..."

„... er floh vor dem Schwall des Redeflusses, den die Frau mit schriller Stimme ungeniert losließ ..."

„... ein Weibchen war sie, und manch einer, der ihr vertrauter war, mochte ihr den Kosenamen ‚süßes kleines Lasterchen' in die rosige Ohrmuschel flüstern ..."

Der Anruf

(K. Heiligenstaedt)



„Herzblättchen wird am Apparat verlangt . . . , ist das möglich, daß Sie damit gemeint sind?"

Graphologie

(R. Kriesch)



„Karl schwört mir ewige Treue!" — „Merkwürdig, wo doch seine Schrift auf viel mehr schließen läßt!"

Plauderstunden mit Erika

Von Josef Robert Harrer

Es war ein sonniger Nachmittag, als ich Hans Karl auf der Kärntnerstraße traf.
„Warum gar so froh gesinnt? Hans Karl? Deine Augen leuchten!" sagte ich.
„Ach, was soll ich dir sagen! Ich gehe jetzt schon dreimal die Kärntnerstraße hinauf, hinab. Was es da für schöne Frauen und Mädchen gibt! Ich muß mit einer schönen Frau plaudern! Ich habe direkt Appetit!"
„Wenn man plötzlich Hunger oder Durst hat, geht man eben ins nächste Kaffeehaus oder in die nächste Restauration!", sagte ich lachend.
„Ich habe aber, wenn ich so sagen darf, Durst nach Frauen!"
„Ganz einfach, lieber Hans Karl! Tritt in ein Geschäft! Plaudere mit der Verkäuferin! Du willst ja nur plaudern!"
„Ja, plaudern, aber nicht kaufen!"
Wir kamen eben zum Schallplattenladen, wo ich Stammkunde bin. Ich hatte einen Einfall.
„Geh da hinein! Verlange nach Erika! Es ist die netteste Schallplattenverkäuferin! Sie plaudert noch entzückender als die Plauderstars auf den Schallplatten, die sie verkauft! Du wirst —"
Ehe ich noch weitersprechen konnte, hatte Hans Karl schon genickt und war eingetreten. Ich freute mich, daß ich ihn so schön hineingelegt hatte. Erika, das war die geschickteste Verkäuferin der halben Welt. Wenn man zu ihr kam, um eine oder zwei Schallplatten zu kaufen, ging man bestimmt erst fort, nachdem man mindestens zehn Platten gekauft hatte. Ja, Hans Karl kaufte heute seine ersten Schallplatten, das wußte ich. Aber warum hatte er auch Sehnsucht, mit einer schönen Frau zu plaudern! Recht geschah ihm.
Ich hatte einige Besorgungen. Als ich zwei Stunden später wieder zu dem Laden kam, blinzelte ich hinein. Ich hatte richtig vermutet. In einer der Kabinen saß Hans Karl, neben ihm stand Erika, auf dem Tischchen daneben stapelten sich die Schallplatten zu einem Berg.
Ich hatte noch andere Besorgungen. Gegen sechs Uhr abends, als Geschäftssperre war, fand ich mich wieder vor dem Laden ein. Ja, Hans Karl war noch immer anwesend. Ich wartete. Endlich kam er heraus. Sein Gesicht war siegreiche Freude. Als er mich sah, nickte er mir zu.
„Nun, Hans Karl, ein nettes Mädchen, die Erika, nicht wahr?" „Fabelhaft, wunderbar!"
Ich, etwas leiser und so unbefangen wie möglich: „Und wie viele Schallplatten hat sie dir angehängt?" „Schallplatten? Mir? Keine einzige!"
Ich schluckte. „Keine einzige? Und drei Stunden hast du sie aufgehalten? Unmöglich!"
„Ich gefalle ihr eben! ... Ich habe sogar ein Rendezvous mit ihr! Heute abend schon, um neun Uhr! Beim ‚Süßen Wein' in Grinzing!"
„Wie hast du denn das erreicht?"
„Ja, das muß man eben schlau machen! So wie ich! Aber nun muß ich eilen! Auf Wiedersehen!"
Hans Karl ging. Plötzlich kehrte er um und sagte: „Ja, daß ich nicht vergesse! Die Schallplattenfirma wird dir gegen sieben Uhr eine Lieferung zustellen. Ich habe für dich und auf deine Rechnung ungefähr 50 Schallplatten bestellt, verschiedene Dinge, Arien, Tangos ... Schau nicht so komisch! Glaubst du denn, daß ich Erika umsonst drei Stunden hätte aufhalten können und —"

DIE WESTE / VON ELL WENDT

Er hieß Ferdinand und war 38 Jahre alt. Sie hieß Marie-Louise und war 22 Jahre alt. Er war ein großer, zuverlässiger Bursche mit dem treuherzigen Blick eines Bernhardiners und mit einem reichen Innenleben. Sie war klein, zierlich, blondgelockt, mit ausrasierten Augenbrauen und karmesinfarbenen Lippen, und ihre Gedanken umtanzten das Leben wie die Mücken den Sonnenstrahl. Sie legte einen übermäßigen Wert auf Dinge, die in den Augen ernst zu nehmender Menschen lächerlich und ohne jeden Belang waren, so zum Beispiel auf das o in Marie-Louise und auf das Nichtvorhandensein von Westen in der männlichen Bekleidung. Die Weste war ein Kleidungsstück, das sie allenfalls Herren über 40 zugestand, aber Herren über 40 waren keine Männer mehr, sondern Papas und Onkels und auf jeden Fall etwas, das für das Herz eines jungen Mädchens nicht in Frage kam. Schon Ferdinand befand sich an der Altersgrenze, ein Umstand, der schmerzlich betont und hervorgehoben wurde, dadurch, daß auch Ferdinand eine Weste trug.

Als sie das erstemal miteinander ins Theater gingen — Ferdinand wußte, was sich gehört, und hatte Marie-Louise anstatt zu Tanz und billiger Kurzweil zu „Kabale und Liebe" eingeladen — an jenem Abend also hatte sie die Weste als notwendiges Übel zum dunklen Anzug und zu Kabale und Liebe in Kauf genommen. Nachdem sie aber draufgekommen war, daß Ferdinand auch am hellichten Tage, unter allen Umständen und zu jeder Gelegenheit eine Weste trug, war ein Problem daraus geworden, das sich zwiespältig auf ihre Gefühle für ihn auswirkte. Damals war die Sache schon so weit gediehen, daß sie sie unter dem Gesichtspunkt des Heiratens zu betrachten begann. Ferdinand war ein strebsamer Mensch in einer aussichtsreichen Stellung; zudem besaß er eine Fülle schätzenswerter Eigenschaften, die ihn zum Ehemann geeignet erscheinen ließen. Das einzige, was ihm mangelte, war ein gewisses Draufgängertum, von jungen Mädchen als Symptom sieghafter Männlichkeit geschätzt; das einzige, was er zuviel hatte, war eben die Weste.

Da sich gegen das fehlende Draufgängertum leider nicht viel machen ließ, beschloß Marie-Louise, wenigstens die Weste mit Feuer und Schwert auszurotten. Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die meisten Männer empfindlich sind in Dingen, ihr Äußeres betreffend; es galt also, der Weste auf diplomatischem Wege beizukommen.

An einem warmen Sommerabend — sie hatte Ferdinand gebeten, „groß" mit ihr auszugehen, und so saßen sie bei Tanzmusik auf der Terrasse eines eleganten Hotels — benutzte sie die Hitze als willkommene Gelegenheit, die Männer im allgemeinen und Ferdinand im besonderen um ihrer warmen Kleidung willen zu bedauern. „Noch dazu mit einer Weste", sagte sie mit einem Blick auf das verhaßte Kleidungsstück, das widerwillig ein Stückchen hellblaues Seidenhemd nebst einem Bruchteil blaurot gestreifter Krawatte freigab.

Ferdinand, weit entfernt, zu ahnen, wo Marie-Louise hinauswollte, sagte freundlich, es mache ihm nichts aus; schließlich sei ein Mann von jeher daran gewohnt, sommers und winters in Wolle einherzuwandeln. „Aber die Weste!", beharrte Marie-Louise. „Sie gehört nun mal dazu", sagte Ferdinand harmlos.

Dies war der Punkt, an dem man einhaken konnte, das Stichwort, das Signal zum Angriff!

Während der folgenden Viertelstunde hielt Marie-Louise eine flammende Rede gegen die Westen aller Zeiten und Völker unter besonderer Berücksichtigung von Ferdinands Weste. Sie verwies auf die Jünglinge, die in Sporthemd und bunter Krawatte so überaus erfreulich anzusehen seien, sie behauptete, die Weste sei ein Unding insofern, als sie, hinten anders beschaffen als vorn, als selbständiges Kleidungsstück überhaupt nicht in Frage komme und jeden Mann, sobald er sich seines Rockes entledige, zu einer lächerlichen Figur mache.

„Kein Mann, der etwas auf sich hält, trägt eine Weste", schloß sie kühn und siegesgewiß.

Ferdinand hatte lächelnd zugehört. Das heißt, es steht zu befürchten, daß er nur halb zugehört hatte, während sein Bernhardinerblick mit sanfter Zärtlichkeit auf Marie-Louise ruhte. Auf jeden Fall haschte er nach ihrer Hand und sagte, sie sehe zwar entzückend aus, wenn sie sich ereifere, aber er begreife nicht recht, warum sie sich um einer so belanglosen Äußerlichkeit, wie eine Weste es sei, ereifere. Marie-Louise schwieg entmutigt. Es fiel ihr ein, daß ihre Mutter Ferdinand einen „soliden Menschen" genannt hatte, und sie fühlte sich geneigt, Solidität und Weste in einen unliebsamen Zusammenhang zu bringen. Er ist ein Pedant, dachte sie mißmutig und ließ die Augen zu einem jungen Manne am Nebentisch schweifen, der, um mindestens zehn Jahre jünger als Ferdinand und gänzlich unbewestet, einen herzerfrischenden Anblick bot. Der junge Mann lächelte, als Marie-Louisens Augen die seinen trafen, es schien beinah, als habe er auf diesen Augenblick gewartet, und Marie-Louise — leider muß es gesagt werden — lächelte zurück. Sie lächelte nur ein ganz kleines bißchen, eigentlich war es nur ein Augenzwinkern, aber es ermutigte

Stichwörter

Von Wendelin Überzwerch

Buru: die Molukkeninsel;
Bembo war ein Humanist;
Embolie: ein Blutgerinsel;
Anorthit ein Feldspat ist.
Anakonda: Riesenschlange;
Chymus ist der Speisebrei;
Domra — tanz' zu ihrem Klange!
Djumbir: Berg der Slowakei.

Wissen, das mir angeflogen?
Ach, es ist ja eitel Schein:
Aus dem Lexikon bezogen
(„A bis Eruptivgestein")!
Ist's ein Sinnbild nicht? — Ich mein' es.
Mensch du mit gespreiztem Ton —
Bist ein Stichwort nur, ein kleines,
Aus des Herrgotts Lexikon . . .

den jungen Mann, sich zu erheben und mit einem höflichen „Sie gestatten" an Ferdinands Adresse Marie-Louise zum Tanz zu bitten. Während des Tanzes nutzte er seine Chance weidlich aus, indem er Marie-Louise ein gerüttelt Maß von dem sagte, was jede Frau zu jeder Zeit und immer aufs neue gern hört; seine Ausführungen gipfelten in der Bitte um ein Wiedersehen, die er mit einem innigen Blick begleitete. Marie-Louise zögerte — sie zögerte volle zwei Minuten, bevor die Erwägung, daß sie noch keineswegs an Ferdinand gebunden sei, dessen mangelndes Draufgängertum in Verbindung mit der vorhandenen Weste ihr an diesem Abend besonders auf die Nerven ging, sie bewog, zuzusagen.

Schon am nächsten Tage traf sie den jungen Mann. Nun sie ihn nicht mehr in unmittelbaren Gegensatz zu Ferdinand bringen konnte, verlor er zusehends an Reiz. Hinzu kam eine unverkennbare Eindeutigkeit seiner Wünsche, die nur allzubald in Erscheinung trat. Wenn sie sich jemals nach Draufgängertum gesehnt hatte, hier bot es sich ihr sozusagen ins Quadrat erhoben. Der junge Mann versäumte weder Zeit noch Gelegenheit, sie seiner Gefühle auf das nachdrücklichste zu versichern, ja, er benutzte den Heimweg im Schutze der Dunkelheit dazu, sie heftig an seine Brust zu ziehen, und obwohl diese Brust von männlicher Breite und durchaus unbewestet war, freute Marie-Louise sich gar nicht darüber. Es kostete sie nicht geringe Mühe, den Draufgänger von der Dissonanz zwischen ihren Wünschen und den seinen zu überzeugen. Nachdem es ihr gelungen war, hatten ihre Beziehungen ein ebenso schnelles wie frostiges Ende gefunden.

In der Nacht, die diesem Abend folgte, kletterten Ferdinands Chancen in die Höhe wie die Quecksilbersäule im Thermometer bei 30° im Schatten. Marie-Louise hatte ein Haar im Draufgängertum gefunden. Ritterlichkeit, Solidität und Zuverlässigkeit wurden zu unschätzbaren Tugenden, in deren Verein sogar die Weste an Schrekken verlor. Als sie und Ferdinand einander das nächstemal trafen, war sie von einer zärtlichen Nachgiebigkeit, die einen besseren Frauenkenner als Ferdinand stutzig gemacht haben würde. Sie widersprach nicht einmal, als er vorschlug, eine Weinstube aufzusuchen, in der es weder Tanzmusik noch besonders gut angezogene Leute noch irgend etwas gab, das in Marie-Louisens Augen der Mühe wert gewesen wäre. Still und sittsam saß sie ihm in einer dämmerigen Nische gegenüber, so erfüllt von schlechtem Gewissen und guten Vorsätzen, daß sie erst nach einer geraumen Weile bemerkte, was sie unter gewöhnlichen Umständen in der ersten Minute entdeckt haben würde. „Aber —" stammelte sie, „du hast ja keine Weste heute —"

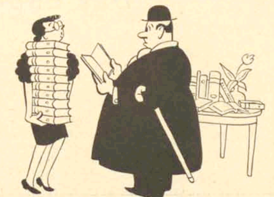
Ferdinand lachte gutmütig. „Kein Mann, der etwas auf sich hält —", zitierte er.

Marie-Louise schwieg, überwältigt und zerknirscht. Es hätte des Westenopfers gar nicht bedurft, um Ferdinands Vorzüge in bengalischer Beleuchtung erstrahlen zu lassen. Ihre Gefühle an diesem Abend waren schlackenlos und über alle Äußerlichkeiten erhaben. Ferdinand hätte eine rote, eine grüne oder gar eine buntkarierte Weste tragen können — Marie-Louisen galt es gleich! „Lieber", murmelte sie trotzdem gerührt und griff nach seiner Hand. Dabei gewahrte sie, daß seine Krawatte sichtbar mit einer jener Klammern am Hemd befestigt war, die das hemmungslose Flattern der Krawatte erfolgreich verhindert. Es durchzuckte sie schmerzlich; sie liebte flatternde Krawatten; Klammern waren in ihren Augen gleichbedeutend mit Westen. Eine Sekunde lang fühlte sie sich versucht, etwas Häßliches über Klammern zu sagen, aber just in diesem Augenblick fragte Ferdinand, ob sie ihn liebe.

Ihre Augen kehrten beschämt von der Klammer zu den seinen, ihre Gefühle aber in jene Sphären zurück, die die Kleinlichkeiten des Lebens weit hinter sich lassen.

„Ja", sagte sie leiser und zaghafter, als man es von einem jungen Mädchen mit modernen Ansichten und karmesinfarbenen Nägeln erwartet hätte, während eine zuversichtliche Stimme in ihrem Herzen ihr zuflüsterte, daß schon ganz andere Dinge als Westen und Klammern von der Liebe fortgezaubert worden sind.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Lehrstellen kann man nicht immer besetzen, wie man möchte. Ich hatte seit acht Tagen in meiner Buchhandlung ein Lehrmädchen, das zu allem anderen besser getaugt hätte als zur Buchhändlerin. Aber mein Buchladen geht gut, einige Angestellte waren auf Urlaub und so kam es, daß sie eines Tages einem Kunden gegenüberstand, der von ihr Goethes gesammelte Werke verlangte. Das Lehrmädchen eilte von Regal zu Regal, den Goethe fand sie nicht. Hingegen entdeckte sie eine Schillerausgabe. Mit ihr eilte sie zum Kunden zurück und sagte: „Goethe ist augenblicklich vergriffen — aber nehmen Sie doch Schiller, mein Herr, der ist auch ganz gut!"

Kürzlich hörte ich, mit dem Textbuch in der Hand, eine Rundfunkübertragung der Oper „Toska" in Gegenwart meines achtjährigen Jungen. Als ich Scarpia im zweiten Akt singen hörte, äußerte ich, daß er nun nicht mehr lange zu leben hätte. „Warum?", fragte mich überrascht mein Sprößling. — „Weil ihn Toska töten wird!" — „Und woher weißt du das, Vater?" — „Das steht hier im Textbuch." — Mein Erstgeborener schweigt ein paar Augenblicke nachdenklich und meint dann: „Aber wenn sich Scarpia auch so ein Textbuch gekauft hat, paß auf, dann wird er sich nicht umbringen lassen!"

Das Ende vom Lied

(Toni Bichl)

DIE LICHTBILDUNG

VON EDMUND BICKEL

Als die Lichtbildung vor hundert Jahren auf Veranlassung des Kunstmalers Leonardo da Vinci von Daguerre endlich auch erfunden war, dachte sich niemand etwas Böses dabei. Damals war es ja auch entschieden einfacher. Man ging zu einem Zimmermann oder Schreiner und ließ sich eine möglichst große und schwere Kiste bauen, die dann als Photoapparat benutzt wurde. Inzwischen haben sich die Zeiten nur teilweise zu ihrem Vorteil verändert. So wurden Sprichwörter noch sozusagen mit der Hand hergestellt. Heute liefert sie die Industrie, genau wie Lichtbildkameras. „Wer photographiert, hat mehr vom Leben", behauptet sie, ohne uns zu erklären, wieso, warum und was. Wie alle Sprichwörter fast, stimmt auch dieses nur unter Vorbehalt. Es gibt Leute, die haben infolge dieses Zeitvertreibes sogar weniger vom Leben. Es langt einfach nicht zu allem. Ein Bekannter von mir, Herr C. W., nicht mit dem bekannten Pseudonym W. C. zu verwechseln, dem Erfinder der Wasserspülung, ist daran fast zugrunde gegangen. Er kaufte sich so einen ganz neuzeitlichen Apparat, eine „Leitax" oder „Terinna", die schon vor der Anzahlung anfangen, wie ein Damenhut zu veralten. Es war ein Kunstwerk der Optik und Mechanik, noch mehr aber der Geschäftstüchtigkeit; denn man brauchte noch einige Sachen dazu. Morphinismus kann in Anstalten geheilt werden, nicht aber Photographierwut. C. W. war ihr verfallen. Er brachte es zu einem ganzen Arsenal von Zubehörteilen, um mitzukommen. Zum Essen langte sein Geld kaum mehr, aber was am schlimmsten war, auch nicht zum Photographieren. Dabei ist das bei den neuen Kleinbildapparaten am billigsten. Vorausgesetzt, man kann sich beherrschen.

Aber die Motive wachsen einem ja über den Kopf. Man muß sich auf ein Sondergebiet verlegen, entweder nur Landschaften oder Teile davon aufnehmen. Je weniger auf dem Bilde ist, desto mehr Aussicht hat es, in einer Ausstellung einen Preis zu bekommen. Das wechselt aber. Früher war es genau umgekehrt. Wahrscheinlich werden irgendwann auch einmal die schlechtesten Bilder ausgezeichnet. Gute kann man ja kaum mehr ansehen. Es gibt zu viele. Jetzt werden gerade wieder die besten Ferienbilder gesucht. Damen ohne Unterleib haben dabei nicht die geringsten Aussichten. Eine Zeitschrift, die eine Woche lang keine schönen Beine zeigen würde, wäre erledigt. Der noch so schöne Roman darin hilft ihr gar nichts. Warum gibt es nicht längst eine Zeitschrift, in der nur von Beinen die Rede ist?! Liebhaber, die nichts anderes aufnehmen, hätten wir genug. Noch einen Gedankenschritt, und wir sind bei denen, die uns zeigen, daß Mädchen in Ausnahmefällen ohne Konfektion und Unterwäsche noch netter aussehen können. Das ist ein Sport, der allen Beteiligten Freude macht. Gute Bilder sind unbegrenzt haltbar, und anschauen können wir so etwas noch, wenn wir mit dem Kopf wackeln. Man hat da sogar noch mehr vom Leben, wenn man photographiert. Aber es gehört außer einem Modell auch die nötige Lichtbildung dazu.

Während die Freunde der Lichtbildung Geld dafür opfern, nimmt es der Photohändler ein. In ihren Schaufenstern zeigen sie, wie man es machen sollte und könnte. Was sie am Wochenanfang zum Entwickeln und Kopieren bekommen, hat leider meistens viel mehr mit dem hundertjährigen Jubiläum der Photographie, als mit der Lichtbildung zu tun. Gar mancher brave Photohändler weint dann still in seiner Dunkelkammer, wenn er die ausgestopften Gruppenbilder vom letzten Sonntag fertigmachen muß. Er hat einen Blick in die Schattenseite, für den er leider kein Schmerzensgeld bekommt.

Will man sicher sein und braucht ein richtiges Bild, dann geht man zu einem Photographen. Die feineren nennen sich Lichtbildner. Je mehr man für die Aufnahme ausgibt, desto vornehmer wird man dargestellt. Angeblich lügt die Photographie zwar nicht, aber man muß doch daran zweifeln, daß es die Photographen mit der Wahrheit so genau nehmen. So vornehme und schöne Leute gibt es bestimmt nicht, wie man in ihren Schaukästen gezeigt bekommt. Für Paßzwecke genügen aber Bilder, die ein selbsttätiger Apparat gegen Einwurf von einer Mark liefert. Man sollte glauben, das kann nicht schiefgehen. Als ich mich von so einer Maschine aufnehmen lassen wollte, war es gerade Winter. Ich hatte einen Mantel an. Worauf das Fräulein zu mir sagte: „Bitte, ziehen Sie sich aus!" Ich dachte aber gerade an meine Jugend, und so fragte ich, in Erinnerung an Paradekissen und imitiertes Eisbärfell: „Ganz?!"

Ich bekam keine Antwort, aber Bilder, die einem Album entstammen könnten, in dem Leute mit schlechtem Gewissen nach Nummern und Personalien gesammelt sind.

Na, aber für den Paß waren sie gut genug.

Verdacht

(Wilhelm Schulz)



„Entschuldigen S' scho, Herr Dokter, san jetzt Sie a richtiger Doktor oder bloß so Dokter, der Bücheln schreibt!"

DAS GRABMAL LUDWIGS XI.

VON HANS WESTRAM

Madame Thieault hatte es nicht leicht mit ihrem berühmten Gatten, dem französischen Dichter, der unter dem Namen Anatole France bekannt ist. Trotz seiner 65 Jahre war sein Herz jung geblieben und immer noch leicht in Flammen zu setzen. Heut war die Brandstifterin eine Herzogin, morgen ein dralles Küchenmädchen, das ihm der Zufall entgegenführt. „Sie sind alle Geschöpfe derselben zärtlichen Hand des Allmächtigen", pflegte er sich zu entschuldigen. Großer Kunstliebhaber, der er war, unternahm er eines Tages eine Reise nach Mittelfrankreich, um die Schlösser und Kirchen an der Loire zu besuchen. Madame war leider nicht zu bewegen, während seiner Abwesenheit das schöne Haus auf der Saidstraße in Paris zu hüten. „Die klare Luft, die warme Sonne da unten wird mir gut tun", meinte sie, obwohl ihr Gatte sie eindringlich vor den gefährlichen Nebeln warnte, die sich abends über die Loireniederung ausbreiten und ihren Rheumatismus verschlimmern könnten. Nach zweitägigem Aufenthalt in Chartres kamen sie abends in Tours an, dessen Kathedrale mit ihrer berühmteren Schwester in Chartres an Schönheit wetteifert.

Am nächsten Morgen erhob sich France entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit sehr zeitig und leise, um ohne seine ach so gewohnte Begleitung einen Morgenspaziergang zu machen. Er hatte nicht mit Madames scharfen Ohren nebenan gerechnet. „Warten Sie nur ein wenig, mein Lieber", rief sie durch die Zwischentür, „ich begleite Sie! Ich sitze schon im Bade und bin sogleich fertig."

Alle Proteste nützten nichts. Nach einer Stunde verließ Madame soweit verjüngt wie irgend möglich ihr Zimmer und eilte mit strahlendem Lächeln zu ihrem im Vestibül wartenden Gatten. „Sie sehen heute ausgezeichnet aus, meine Teuerste", flötete er, sich resigniert ins Unvermeidliche fügend, und bot ihr seinen Arm. Über die holprigen Straßen von Tours richten sie ihre Schritte nach der Kathedrale. Wie ein Himmelswunder erhebt sich ihr gewaltiger Bau über die niedrigen aneinandergedrückten alten Bürgerhäuser. Da erblickt Monsieur in dem offenen Fenster eines der alten Häuser ein Mädchen, das auf die Ellbogen gelehnt heraussieht. Hellblondes Haar fällt auf ihre Schultern, ein süßer kleiner Mund lächelt ihm freundlich zu. Ihr schmachtender Blick sagt: „Warum bist du nicht allein, mein großer dicker Kater? Versetze doch deine aufgetakelte Tugendwächterin und komme zu mir. Ich bin jung und schön und nicht grausam. Das Leben ist ja so kurz. Und morgen ist die Miete fällig." Verzückt starrt France nach dem Fenster. Und als plötzlich die Glocken der Kathedrale ihre gewaltigen dunklen Stimmen ertönen lassen, ist sein Entschluß gefaßt. Er blinzt ihr mit den Augen verstohlen zu. Gottseidank scheint Madame nichts bemerkt zu haben. Sie ist von der Architektur des Domes so gefesselt, daß sie kein Auge von ihr wendet. Er überlegt angestrengt: Was machst du nur, um loszukommen? Sie nähern sich dem Hauptportale. Madame bewundert die Feinheit der gotischen Filigranarbeit, die es schmückt. Er drängt sie mit sanfter Gewalt ins Innere. Der Duft des Weihrauchs umfängt sie. Gewaltig wölbt sich über ihnen, im Halbdunkel hervortretend, das Schiff der Kirche. France hat keinen Blick dafür. „Sie müssen das Grabmal Ludwigs XI. sehen, meine Liebste", flüstert er seiner Begleiterin eindringlich zu. „Gehen Sie bis ans Ende des Chores. Dort ist es. Es ist das Grabmal eines Kindes. Welches Kind es war? Ein Knabe? Ein Mädchen? — Ich weiß es nicht. Aber das Grabmal ist das Großartigste an Architektur, das es gibt! Es ist der delikateste Übergang der Gotik zur Renaissance. Sie müssen es gesehen haben! Es ist das Meisterstück eines unbekannt gebliebenen französischen Michelangelo!"

„Ich glaube Ihnen", sagt Madame halblaut. „Aber daß Sie deswegen so früh aufgestanden sind? Ganz gegen Ihre sonstige Gewohnheit?"

„Meine Verehrteste, ich muß es Ihnen gestehen. Es war eigentlich nicht des Grabmals wegen. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich von Paris an den hiesigen Antiquar Libido geschrieben und ihm meinen Besuch angekündigt hatte. Er hat mir einen kostbaren Erstdruck angeboten, von einem Zeitgenossen Boccaccios. Ich muß ihn haben, sogleich! Der Esel ist imstande, ihn zu verkaufen. Ich habe die ganze Nacht darum gezittert. Höchste Eile ist geboten! Sie wissen, wie es mir damals mit der Handschrift des Lebens des Heiligen Franziskus erging, die mir dieser widerliche Parvenu von Armeelieferant unter der Nase weggeschnappt hat! Ich verlasse Sie jetzt auf einige Minuten und bin sogleich wieder da. Hoffentlich komme ich nicht zu spät!"

„Aber mein Lieber, ich begleite Sie sehr gern zu Ihrem Herrn mit dem merkwürdigen Namen! Das Grabmal läuft mir deswegen nicht weg."

Er redet sich geradezu in Eifer: „Unmöglich, ich kann nicht zugeben, daß Sie nochmals den Weg über dieses scheußliche Pflaster zurücklegen! Libidos Geschäft ist mindestens 10 Minuten von hier entfernt. Erinnern Sie sich bitte, wie Sie erst gestern in Chartres über Ihre Füße klagten, die dieses Kleinstadtpflaster nicht gewohnt sind!"

Madame vermag nichts mehr zu erwidern. Sie entschwindet langsam im Dunkel der Kirche. Er springt vergnügt wie ein Schuljunge aus der Kathedrale. Nach einer reichlichen halben Stunde betritt er, diesmal durch eine Nebenpforte, zum zweitenmal die Kirche. Er befand sich, wie er sogleich feststellte, im Chor. Seine Luchsaugen durchstreiften das Schiff, die Seitenkapellen. Kein Mensch zu sehen. Da — hört er aufgeregte Stimmen, die offenbar aus einem Nebenraum kommen. Er tritt ein und erblickt Madame. Um sie herum der Küster, seine Frau und ein bebrillter älterer Herr, anscheinend der Rendant der Kirche oder so etwas ähnliches. Madame ist aufs höchste erregt. Sie gestikuliert lebhaft. France legt beruhigend die Hand auf ihre Schulter.

„Meine Liebste, kommen Sie zu sich! Warum diese Aufregung?"

Sie kann vor Empörung kaum sprechen. „Denken Sie, man will mir das Grabmal Ludwigs XI. nicht zeigen! Ich will es aber sehen, nachdem Sie es mir so gut beschrieben haben! Diese Dummköpfe haben die Dreistigkeit, zu erklären, daß es dieses Grabmal nicht gibt! Man müßte sofort an den Minister des öffentlichen Unterrichts telegraphieren, daß so etwas in der Provinz noch möglich ist!"

Nun legten auch der Küster und seine Frau gleichzeitig los, während der Rendant durch seine dicken Brillengläser mit mildem Staunen auf Madame blickte, an deren Verstand er zu zweifeln schien. France sah mit Schrecken, was er angerichtet hatte. Was tun, um einen Skandal zu vermeiden? Hier half nur ein herzhafter Entschluß. Ein mannhaftes Geständnis ohne Rücksicht auf die Folgen, die es haben könnte.

„Madame", erklärte er sanft, „ich bin der Schuldige. Irren ist menschlich. Diese Herren hier haben recht. Das Grabmal befindet sich wahrscheinlich gar nicht in Tours, sondern in Angers. Ich bitte vielmals um Entschuldigung, meine Herren!"

Eine geschlagene Königin verließ Madame am Arme ihres Gatten die Kirche. Als sie im Haupteingang verschwunden waren, sagte der Küster, den Bauch voll Zorn zum Rendanten: „Und das wollen nun gebildete Leute sein! Madame hat die Frechheit gehabt zu behaupten, ihr Mann wäre Mitglied der französischen Akademie! Sie benehmen sich nicht gerade danach, Madame, habe ich ihr geantwortet. Darauf gab sie mir eine Visitenkarte. Ich konnte sie aber nicht lesen. Ich habe die Brille zu Hause liegen lassen."

„Zeigen Sie einmal her!", sagte der Rendant, ergriff die Karte und las:

François Thieault
Membre de l'Académie Française
Chev. Légion d'honneur etc.
Paris

„Um Himmelswillen!" rief er entsetzt aus, „François Thieault! Das ist ja Anatole France! Das gibt einen schönen Krach mit dem Ministerium, wenn er sich beschwert! Dann ist es aus mit der Hoffnung auf die 500000 Francs für die große Dachstuhlreparatur. Und wir verlieren unsere Stellung, wenn die Untersuchung ergibt, wer der Schuldige ist! Sie Tölpel!", fuhr er den bleich gewordenen Küster an, „natürlich gibt es das Grabmal! Es ist nicht 50 Meter von hier von der andern Seite des Chores zu erreichen! Durch die kleine Pforte zur Mamertiuskapelle, die stets verschlossen ist. Schon vor Jahren habe ich dem Pfarrer gesagt, daß er an das Ministerium deswegen berichten müßte. Sie hätten uns schon längst jemand aus Paris hergeschickt, um die alte, verwischte Inschrift zu entziffern, die unter dem Sarkophag in der Wandnische steht!"

Niedergeschlagen begaben sich Küster und Rendant zum Pfarrer, dem sie den Vorfall berichten. „Ein Grabmal Ludwigs XI. gibt es bei uns nicht", erklärte der alte Herr mit Bestimmtheit, „denn sonst hätte es der Konservator der öffentlichen Denkmäler registriert. Aber wer in der Mamertiuskapelle begraben ist, weiß ich auch nicht. Ich war schon mindestens zehn Jahre nicht mehr drin. Daß die Gruft so berühmt sein sollte, möchte ich nicht glauben. Aber man kann ja nie wissen, was die Herrschaften in Paris nicht alles schön finden. Für alle Fälle — wir werden uns entschuldigen müssen. Bei den Beziehungen, die dieser alte Satansbraten zu den Ministerien hat, kann man nicht vorsichtig genug sein."

Der gute alte Pfarrer setzte sich also hin und schrieb dem Dichter nach Paris einen höflichen Brief, in dem er sich und seine Schäflein wegen des unliebsamen Vorfalls entschuldigte. Bei einem nochmaligen Besuch des großen Dichters, dem er hoffentlich recht bald entgegensehen dürfte, werde es ihm eine besondere Ehre sein, ihm und Madame alle Schönheiten der Kathedrale persönlich vorzuführen.

Zwei Wochen später erhielt er Antwort:

„Mein lieber Herr Pfarrer!

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, auf den Vorfall in der Kathedrale nochmals zurückzukommen. Ich bitte Sie indessen, sich deswegen keine unnützen Sorgen zu machen. Ich habe nach Beendigung meiner Reise in Paris festgestellt, daß das Grabmal tatsächlich in Angers ist. Im übrigen habe ich an Ihre gute Stadt so angenehme Erinnerungen, daß dieser kleine Zwischenfall von mir längst vergessen ist.

Ihr sehr ergebener Anatole France."

Am Samstagabend

Von Rudolf Schmitt Sulzthal

Der Striegel ratscht, stolz dröhnt das Muh!
Krustzottelfrei sind Kalb und Kuh;
des Ochsen Hinterbackenfell
wird erst nach stärkerm Schrubben hell.

Heraus die letzte Schaufel Mist!
Vorm Stall die Katz ein Spätzlein frißt;
hart straft ein Klumpen Düngerstroh,
der Hofbrunn plätschert schadenfroh.

Das Rinderschaben macht blutheiß;
der Jungknecht wischt den dicken Schweiß,
sieht, schnaubend noch, zum Scheunentor,
dort nimmt die Katz ihr Pelzlein vor.

Der Bursch vergnügt das Tier beguckt,
wie es sich leckt, vom Dung gejuckt,
und so entgeht ihm aus der Küch'
ein Knistern scheu und — hemdiglich!

Entblößt am Zuber steht die Magd,
— ein Flöhlein wird noch schnell gejagt! —
und scheuernd dann und unbeschaut
wäscht sie blitzblank die ganze Haut!!

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach.

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfennig; Abonnement im Monat RM. 1.20. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. VJ. 39: 42 065 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Im Garbenfeld

(O. Gulbransson)



„Gottes Segen und des Bauern Hand,
erhält das ganze Vaterland."

Herbstlicher Duft

(R. Kriesch)



„Welch eigenartig müden Duft diese Blumen haben!" — „Gewiß doch, Herr, det is det Haarwasser von meinem Seligen, det ick immer über die Herbstblum' gieße, weil sie so muffeln!"

München, 24. September 1939
44. Jahrgang / Nummer 38
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Paderewski

(E. Thöny)



in der Entscheidungsschlacht bei Warschau

Die Hirsche röhren

Aus Schluchten im Tann,
Aus Schatten von Eichen
Hallt er heran,
Der Schrei ohnegleichen.

Hallt dumpf, keuchend schier,
In schauriger Fülle,
An Löwe und Stier
Gemahnt das Gebrülle.

Durch Waldung weithin
Ergießt sich das Werben,
Und das ist sein Sinn:
Triumph oder sterben!

Sind Hirsche in Brunft,
Wird alles durchbrochen,
Waldfriede, Vernunft
Und Ordnung auf Wochen.

Kein Ohr findet Ruh,
Die Nymphe am Teiche
Hört scheu und wirr zu
Dem Lärm im Bereiche.

Wilhelm Schussen

Das kleine Lämpchen

Ich brauchte auch eine kleine elektrische Taschenlampe, selbstverständlich eine mit vorschriftsmäßiger Abblendung. In dem Laden, wo ich sie kaufen wollte, sagte mir das Fräulein, die Lämpchen seien im Moment ausgegangen, kämen aber in einigen Tagen wieder herein. Nun, eine Taschenlampe, die im Moment ausgegangen ist, aber in einigen Tagen wieder hereinkommt, kann man weder vorschriftsmäßig abblenden, noch sonst zu Leuchtzwecken benutzen.
Was tut man, wenn man keine elektrische Taschenlampe bekommt? Man sucht eine. Selbstverständlich kann man so eine Lampe nicht wie Kastanien oder Brombeeren suchen, aber trotzdem ist sie irgendwo vorhanden. Sie befindet sich in jedem Haushalt, in der Abteilung härterer Gegenstände, oder sagen wir mal, im Handwerkskasten, in der Schreibtischschublade, dort wo die älteren Bleistiftanspitzer, die Brillenfutterale und die vielen Schraubbleistifte liegen, die nicht mehr ganz recht funktionieren. Woher sie kommen, weiß man nicht. Elektrische Taschenlampen wachsen vielleicht so wie Schimmel auf alten Brotkrusten.
Sollte man aber einen heranwachsenden Knaben haben, so wird man eine Taschenlampe in dem Dickicht, das aus Drähten, Kitt, Bindfaden und undefinierbaren Metallteilen, die jeder Junge als Gegenstände des täglichen Bedarfs zusammenträgt, finden. Diese Kulturschichte ist geradezu als Leitfossil, wie das die Geologen nennen, für heranwachsende männliche Jugend charakteristisch. Dort also lagern auch die Taschenlampen.
Hegen Sie nicht allzu große Hoffnungen auf die Lämpchen, die sind bestimmt auseinandergenommen. In der Schatzkammer Ihres Jungen befinden sich auch elektrische Batterien, ich kann drauf wetten. Die notwendigen Lampen schraube man heimlich von der Eisenbahnlokomotive oder einer sonstigen elektrischen Anlage, die im Hause von ihm angelegt wurde, heraus.
Ungewöhnliche Zeiten erfordern eben besondere Maßnahmen, und schließlich ist man als Vater der Stärkere.
Ich gestehe, ich habe es so gemacht. Mich erfaßte ein jugendlicher Drang zum „Elektrischen", und unter meinen unsachgemäßen Händen wäre fast eine elektrische Signalanlage entstanden, wenn mir nicht rechtzeitig eingefallen wäre, daß ich die Taschenlampe brauchte, um abends zum Stammtisch zu gehen.
Endlich hatte ich allerlei aneinandergeschraubt und es war etwas entstanden, was man mit Wohlwollen eine Notlampe nennen konnte. Das Ding brannte sogar. Es brannte aber für meinen Fall zu hell, und so mußte ich zu Verdunkelungsmaßnahmen schreiten. Bei der Herstellung der Abblendung wurden allerlei Gegenstände in der Wohnung schadhaft, da sich einige Stoffe zu lichtdurchlässig, andere zu wenig lichtdurchlässig erwiesen. Meine Frau wird sich gewiß längere Zeit wundern, warum an manchen Textilien des Haushaltes handtellergroße Stücke fehlen. Ich werde es ihr vorläufig nicht erzählen und erst später mit den besonderen Umständen erklären.
Ich steckte meine Lampe ein und ging. Auf der Straße sagte plötzlich jemand zu mir: „Achtung, in Ihrer Hose glimmt's". Und tatsächlich, in meiner Tasche herrschte eine feenhafte Beleuchtung. Ich schaltete aus und hatte den Triumpf, die erste, wirklich taghell erleuchtete Hosentasche gehabt zu haben. Leider war die Batterie inzwischen so verbraucht, daß ich im Stockdunkeln heimgehen mußte.

Foitzick

Wein und Schlehen

Von Dietrich Behrens

Es trägt der Hügel Wein und Schlehen,
Und Korn und Disteln stehn im Feld;
Der Dämmrung süße Lüfte wehen,
Eh aus dem All der Nachtwind fällt.

Was wollt ihr in den Abend gehen?
Ein Nebel hüllt der Sterne Zelt.
Es trägt der Hügel Wein und Schlehen,
Und Korn und Disteln stehn im Feld.

ÄSTHETIK

Herr Theodot ist in der Sommerfrische. Die Sommerfrische besteht in einem herrlich gelegenen Haus ganz oben am Berg, und alles ist dort so schön wie es nur sein kann: Der Wald, das Wetter, die Verpflegung, das Zimmer, die Betten und der Kaffee. Nur eins empfindet Herr Theodot inmitten all dieser Vollkommenheit als unvollkommen: An jenem wichtigen Ort, dessen Tür einer uralten, wenn auch im einzelnen noch nicht erforschten Tradition entsprechend mit einem Herzausschnitt versehen ist, fehlte die gewohnte Rolle. Statt dessen ist ein Nagel in die Wand geschlagen, auf dem eine mehrfach gevierteilte „Illustrierte" aufgespießt ist. Herr Theodot faltet so ein Viertel auseinander, und alsbald strahlt ihn das Bild Gretas, der Göttlichen, an. Herr Theodot fühlt einen Stich in der Brust, und er ist irgendwie tief betroffen. Er blickt das Bild an, denkt ein wenig nach über die Greta, über ihre letzten Filme und über die Technik des Zeitungswesens. Schließlich aber jagt er all diese Gedanken zum Teufel und folgt allein einem aus der tiefsten Tiefe kommenden ästhetischen Gefühl: Er faltet das Blatt, bevor er es dem ihm bestimmten Zweck zuführt, mit dem Bild nach innen zusammen.

Der Simplicissimus erscheint den Zeitumständen entsprechend vorläufig in kleinerem Format

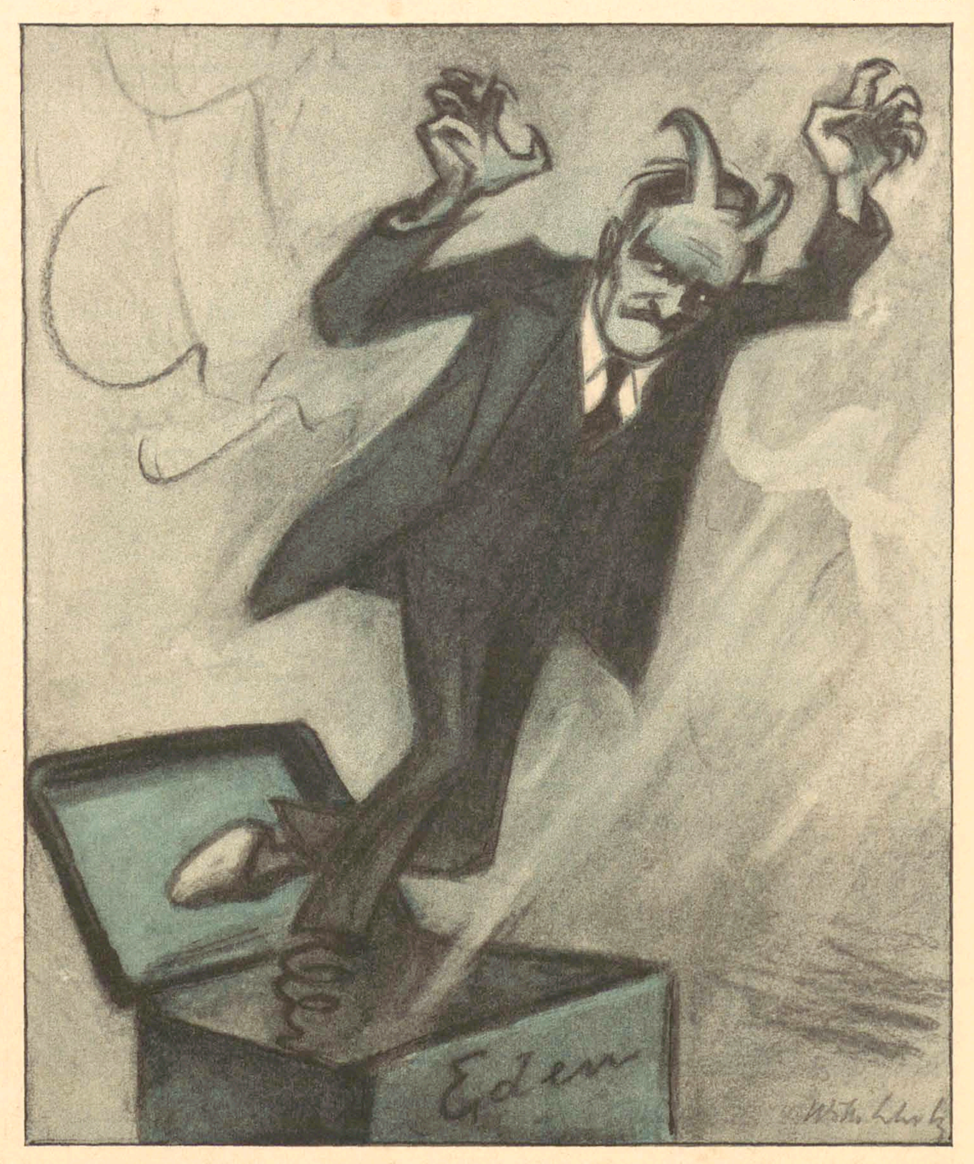
DANZIG



„AUS DEN TRÄNEN DES KRIEGES ERWÄCHST FÜR DIE NACHWELT DAS TÄGLICHE BROT"
MEIN KAMPF, SEITE 1

Eden

(Wilhelm Schulz)



„Da bin ich wieder"

DER NACHBAR MIT DEN ENTEN

VON BRUNO WOLFGANG

Den ganzen Winter über war er nicht zu sehen. Man konnte ihn nur riechen, wenn der Wind ein wenig Pfeifenrauch über den Garten herüberwehte. Er selbst lag wohl zusammengerollt in einer Ecke wie ein Igel, die Knie bis an das borstige Kinn gezogen, die Pfeife im Mund, und hielt seinen Winterschlaf. An jedem Monatsersten brachte der Postbote die Pension, seine Frau werkte in der Küche und wischte im Zimmer geräuschlos den Staub ab. Es war zweifellos ein Zustand fast vollkommenen Glückes, soferne Glück die Harmonie zwischen den Wünschen des Menschen und der äußeren Lage bedeutet.

Die Vervollkommnung der Welt ist noch nicht so weit gediehen, daß das Glück des einen zugleich das Glück des Nächsten bedeutet. Der Nachbar des Herrn Mücke, Herr Kunz, empfand vielmehr einen stillen Ärger über den Lebensstil des anderen. Er war gleichfalls Pensionist, rauchte jedoch nicht und war in vielerlei Ämtern und Geschäften von früh bis abends tätig, so daß in seinem Garten das Unkraut wuchs, während drüben die Salathäuptel und die Blumen tadellos ausgerichtet standen wie Soldaten. Das beschauliche Leben des Herrn Mücke wirkte auf Herrn Kunz im höchsten Maße aufreizend. Er hätte bei einem solchen Leben niemals glücklich sein können. Er fand sein Glück in rastloser Tätigkeit. Aber daß man sowohl durch Fleiß als auch durch Faulheit glücklich werden könne, das wollte ihm nicht in den Sinn.

Doch wenn das Frühjahr kam, begann auch Herr Mücke zu arbeiten. Er besaß zwei Enten, aus deren Eiern nach der von der Natur vorgeschriebenen Zeit sieben Junge auskrochen. Kaum zweihundert Schritte vom Hause entfernt, lag ein stiller Seitenarm der Donau, wie ein in der Umarmung grünen Schilfes schlafender Weiher. Dorthin führte Herr Mücke früh morgens seine Entenschar. Das Elternpaar wackelte voran, dann folgten die sieben Küchlein, sich aufgeregt überpurzelnd, zuletzt kam Herr Mücke, die Pfeife im Mund und ein Stäbchen in der Hand, das sich bei näherer Betrachtung als ein alter Geigenbogen ohne Haare erwies. Er war die einzige Beziehung Herrn Mückes zur Kunst.

Er saß nun bis Mittag am Wasserufer, rauchte und sah den Enten zu. Nach dem Mittagsschläfchen trieb er sie wieder hinaus und kehrte abends mit ihnen wieder zurück. Tagaus, tagein. Das verdroß Herrn Kunz gewaltig. Er, dem Tätigkeit das Lebenselement war, zerbrach sich vergeblich den Kopf, um zu ergründen, was im Gehirn eines Menschen vorgehe, der nichts anderes tue, als seine Enten zu betreuen. Qualvoll peinigte ihn die Frage, ob Herr Mücke ein Philosoph sei oder ein Idiot. Die Möglichkeit, daß man beides sein könne, zog er nicht in den Kreis seiner Erwägungen. Wie war es möglich, in diesem völlig unnützen Leben nicht vor Langweile zu sterben.

Herr Mücke langweilte sich aber keineswegs. Seine Enten, die dem Uneingeweihten vollkommen gleich und gegen einander vertauschbar schienen wie Münzen, waren für ihn durchaus verschiedene Persönlichkeiten mit besonderen Charaktereigenschaften. Sie lebten nach ganz bestimmten Gesetzen und Gewohnheiten, die auch dem klügsten Menschen ein Geheimnis bleiben. Sie beherrschten in erstaunlicher Vollkommenheit die Kunst, blitzschnell mit dem spitzigen Steiß zu wackeln, ehe sie ins Wasser gingen oder wenn sie vom Grunde auftauchten. Darin waren sie zweifellos dem Menschen weit überlegen, der solches nicht vermag, obwohl er die Krone der Schöpfung ist. Die Schar hielt in vorbildlicher Treue zusammen. Niemals schloß sich eines der Jungen einer fremden Schar an oder nahm eines aus einem fremden Hause auf. Aber eines Tages kamen vier junge Wildenten aus dem Schilf herangerudert und schlossen sich ihnen an. Sie waren ungemein beweglich und schnappten ihnen die besten Bissen weg, wie Juden. Aber die Schar nahm sie ohne Widerspruch in ihre Gemeinschaft auf. Sie gingen fortan mit ihnen heim und rückten morgens wieder aus. Einige Tage später kam noch ein fünfter Knirps herbeigeschossen. Dieser blieb tagsüber bei ihnen, aber kehrte abends stets wieder ins Schilf zurück. Verstehe das, wer kann. Herr Mücke sah dies alles, und vermutlich dachte er auch darüber nach. Aber er sagte nichts. Er rauchte.

Im Innern Herrn Kunzens stieg ein Gefühl ohnmächtigen Grimms immer höher, wie ein Thermometer, das sich dem Siedepunkte näherte. Er hatte das Gefühl, nicht ruhig sterben zu können, ohne vorher einmal vor Herrn Mücke hingetreten zu sein und gesagt zu haben: „Mensch, nehmen Sie sofort die Pfeife aus dem Mund, sofern sie noch nicht angewachsen ist, und sagen Sie mir, wozu Sie eigentlich leben. Sie werden einmal einen ganz scheußlichen Tod haben. Denn im letzten Augenblick werden Sie sich fragen müssen: ‚Was habe ich geleistet? Was habe ich geschaffen? Wem hat mein Dasein genützt?' Und Sie werden mit Grauen erkennen, daß Ihr Leben verfehlt war. Aber nun wird es zu spät sein."

An einem heißen Sommertage kam Herr Kunz von vielerlei Geschäftigkeit müde gegen abend heim. Der Nachbar war noch nicht zu Hause. Da packte ihn der Zorn besonders stark und er beschloß, heute Abrechnung zu halten. Mit wuchtigen Schritten begab er sich zu dem Entengewässer. Am Ufer saß Herr Mücke, die Pfeife im Mund. Herr Kunz überdachte noch einmal die Worte, die er ihm wie Bomben zuschleudern wollte, dann räusperte er sich und legte Herrn Mücke die Hand auf die Schulter. Da sank dieser ganz leise vornüber, und jetzt erst erkannte Herr Kunz zu seinem Entsetzen, daß Herr Mücke tot war. Seine Hände waren schon kalt, sein Gesichtsausdruck friedlich und glücklich.

Da versank der Groll Herrn Kunzens still wie die Sonne jenseits des Wassers. Die bitteren Worte blieben ungesprochen. Es blieb auch das ungelöste Rätsel, was menschliches Glück bedeutet. Es gab keine Antwort mehr auf die Frage, ob Herr Mücke ein Narr oder ein Weiser gewesen war.

Heiße Tage / Von Hellmut Draws-Tychsen

Die jungen Frauen gehen fast schon nackend.
Die Zeit der Treibhaushitze naht,
Die Wangen bräunend und die Wangen zwackend:
Nach Fahrenheit fast hundert Grad.

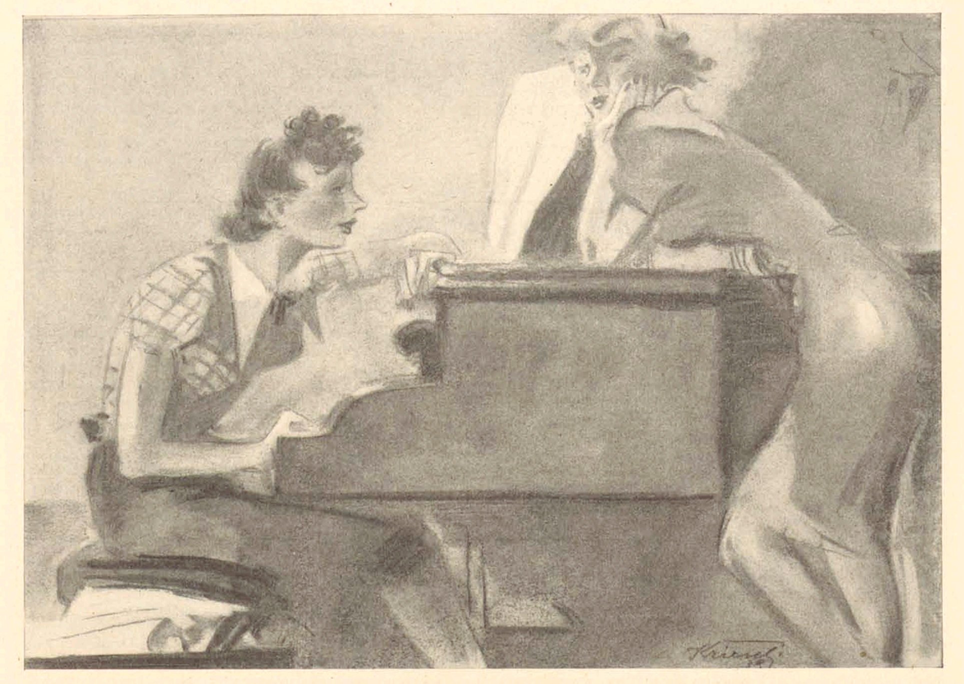
Das Holz im Zimmer knistert wärmetrocken
Und Staubmehl färbt die Schuhe blaß.
Auf allen Wiesen blühen blaue Glocken.
Kuhmäuler mähen Klee und Gras.

Die gelbe Gerste hängt schon schwer am Halme.
Forellen spielen keck im Bach.
Bei des Kartoffelfeuers grauem Qualme
Werden verwunschene Träume wach.

Die jungen Frauen brauchen keine Treiber
Und kein Verbot — sie gehen knapp;
Der Westwind zeichnet üppig ihrer Leiber
Getupfte Silhouette ab.

Klavierschülerinnen

(R. Kriesch)



„Da übt man für seinen Klavierlehrer jahrelang die langweiligsten Etüden und dann verlobt er sich mit einer Geigerin!" — „Vielleicht geht ihm ein weicher Strich über 'nen harten Anschlag, Edith!"

REKORD IM DUNKELN

VON KARL LERBS

Ein stämmiger, bürgerlich gekleideter Mann von heiterer Gemütsart, Bauführer etwa oder Architekt mittleren Grades, geriet, seine etwas abgeschabte Aktentasche unterm Arm, eines Abends in ein kleines Wirtshaus am Flußufer. Er steuerte, müde von einem ehrlichen Arbeitstage, auf einen der Holztische los, ließ sich, behaglich durch den unmodisch biederen Schnauzbart prustend, nieder, aß mit Lust und Sachkenntnis, was der Wirt an Gerichten zu bieten hatte, und spülte die kräftige Kost hörbar und nachdrücklich mit deutschem Pilsener hinunter. Danach blickte er sich mit erwachender Aufmerksamkeit in der Schankstube um, warf hier und dort ein Wort ins Gespräch der Gäste, rückte schließlich mit Verlaub in eine Stammtischrunde ein und erlangte mit seinen Witzen, Mordgeschichten und Biergesängen bald das Übergewicht über den bisherigen Ehrenmeister des Kreises. Schließlich, als auch die Ausgepichtesten ihre Ladelinie erreicht sahen und Anker gelichtet hatten, suchte sich der Unverwüstliche einen neuen Liegeplatz bei den letzten Gästen, zwei fremden Männern, augenscheinlich Küpern oder Stauern, und schickte bald in traulichem Verein mit ihnen Lieder und Lachsalven zur rauchgeschwärzten Decke empor, daß das säuberlich geschnitzte Modell der Galeasse „Simon van Dordrecht" an seinem Strick wie bei grober See schwankte.

Als der Wirt Feierabend geboten und die Schankstube mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt geräumt hatte, fand unser wackerer Freund ein köstliches Vergnügen daran, über die Kaimauer hinweg den mondbeglänzten Fluß zu betrachten, während seine beiden Kumpane gegen Wasser, zumal in solcher Menge, eine aus den Umständen erklärbare Abneigung bekundeten. Er machte diese Abneigung mit donnerndem Gelächter zur Zielscheibe unziemlicher Scherze, rühmte sich, je mehr sie ungläubig meckerten, um so lauter seiner sportlichen Vertrautheit mit dem Süß- wie Salzwasser, und machte sich schließlich in einer Art von wütendem Überschwang anheischig, den Fluß da unten sogleich und mit voller Zivilkleidung zu durchschwimmen. Das Anerbieten, zunächst mit Hohngelächter aufgenommen, wurde zum Gegenstand einer Wette um hundert Mark gemacht; man trommelte den Wirt, der drinnen gerade die Stühle auf die Tische stellte, heraus, ernannte ihn trotz seinem weisen Abraten

zum Schiedsrichter und hinterlegte bei ihm beiderseits den Wettbetrag. Hierauf packte der kühne Schwimmer seine Wertsachen in die Aktentasche, übergab sie dem nur noch pflichtschuldigst widerredenden Wirt zur Aufbewahrung, stapfte, glühend vor Tatendrang, etwas knickebeinig die Steintreppe zum Wasser hinab und warf sich mit dumpfem Plumps hinein.
Er versackte sogleich, arbeitete sich wieder hoch, spie den unerwünschten Wasserballast von sich und schwamm mit wütenden Stößen ohne Besinnen drauflos. Bald nötigten seine schwerer werdenden Kleider ihn zu besonnenerer Anwendung seiner Kräfte; etwa in der Mitte des Flusses aber packte ihn ein Wirbel, drehte ihn dreimal rundum, tunkte ihn gründlich unter und wollte ihn kaum wieder loslassen. Davon wurde er völlig nüchtern, und als er mühsam wieder hochgekommen war, verhehlte er sich nicht, daß es hier nicht um hundert Mark, sondern ums Leben ging. Er spuckte mit dem Wasser einen kräftigen Fluch auf seine blödsinnige Dummheit aus, ließ unversehens ein Stoßgebet folgen, nahm sich zusammen und strebte mit verzweifelter Zähigkeit schräg zur Strömung dem Ufer zu. Gerade als er in einem saugenden Wirbel aus Wasser, rauschendem Gebrause und kreisenden Sternen zu versinken wähnte, spürte er Grund unter den Füßen, verlor ihn wieder, strampelte, packte irgendwo eine Kette, fiel mit dem Gesicht auf nassen Sand und feierte, quer über dem Körper eines umgekippten Bootes liegend, seine wunderbare Rettung mit einem ungemein mißtönenden Gebrüll. Als er wenige Minuten später, die Ellbogen in die Hüften gestemmt und den Kopf schief gegen den Wind geneigt, in dröhnendem Dauerlauf über die Brücke zurückkehrte und eine feuchte Spur hinter sich herzog, flammte in ihm ein gewaltiger Triumph auf. Ha — dies war nicht nur eine gewonnene Wette um hundert Mark, dies war eine Leistung ohne Beispiel, ein Rekord vor Zeugen, eine druckreife Heldentat; dies war ein Anlaß, Lokalberichterstatter in Bewegung zu setzen, sein Bild in Sonntagsbeilagen zu bringen, prämiierte Meisterschwimmer an gelbem Neid krepieren zu lassen. So bog der Sieger hallenden Schrittes um die Straßenecke, bereit, sich in die Umschlingung von sechs begeisterten Armen zu stürzen.
Niemand umschlang ihn; dagegen saß der dicke Wirt an der Kaimauer auf dem Straßenpflaster, stützte sich auf gespreizte Hände, hatte aus zunächst nicht ersichtlicher Ursache ein kornblumenblaues Gesicht und stieß Töne aus, die jenseits aller Schilderungsmöglichkeit liegen. Erst nach geraumer Zeit war aus seinen Äußerungen ein Bild der Ereignisse zu gewinnen. Danach waren die beiden fremden Männer in jäher Ernüchterung zu der Erkenntnis gelangt, daß man ihnen selbst im Falle ihres Sieges den Wettbewerb gewiß als Erbmasse streitig machen würde. Sie hatten ihren Einsatz zurückverlangt, waren darüber mit dem Wirt uneins geworden und hatten plötzlich seine Einwände mit zwei zünftigen Magenhaken knockout geschlagen; worauf sie ohne Zweifel irrtümlicherweise, beide Hundertmarkscheine und die Aktenmappe ergriffen und damit im Gewirr der Seitengassen verschwanden, wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen. Der Wirt, noch immer auf seinem Pflasterplatz, würzte im Maße seines wiederkehrenden Sprechvermögens diesen Bericht mit einer großen Anzahl ungeschminkter Vorwürfe, in die er ungerechterweise den anwesenden Sieger mit einbezog.
Wir unternehmen es nicht, den Gefühlsabsturz, den der unselige Mann bei dieser furchtbaren Wendung durchmachte, mit Worten nachzubilden. Dagegen stellen wir uns bewegt seine mitleiderregende Erscheinung vor, wie er keuchend und dampfend dastand und den Wirt aus kugelig vorquellenden Augen anstarrte; indessen das von ihm niederrieselnde Wasser sich rings um seine stämmigen Beine zu zwei Tümpeln sammelte, auf deren Oberfläche schwermütig der Widerschein des Mondlichtes glänzte.

DIE FISCHFRAU / VON EDMUND BICKEL

Ganz kommen wir im Leben nicht um die Fischfrau herum. Zum erstenmal begegnen wir ihr im Märchenbuch. Sie verschwindet langsam oder sicher aus der Erinnerung. Nur das Mädchen mit den schönen blauen Augen bleibt vielleicht, das statt der Beine einen schuppigen Fischschweif hatte. Dann kommt eine jahrelange Pause. Wir begnügen uns in der Zwischenzeit mit mehr oder weniger normalen Mädchen. Ja, wir hätten sogar kaum Verwendung für die Fischfrau aus dem Märchen. Höchstens in der Sommerfrische wäre es eine nette Abwechslung. Was sollte man aber in der Stadt mit ihr? Ihre untere bessere Hälfte müßte in den Tiergarten oder ins Aquarium, womit die obere kaum einverstanden wäre. „Natürlich", würde sie sagen, „in der Sommerfrische war ich gut genug zum — Spazierenschwimmen, aber in der Stadt soll ich den ganzen Tag allein in der Badewanne sitzen!" Nichts als Scherereien hätte man mit der Fischfrau. Die ganze Stadt würde einen besuchen, so lange man keinen Eintritt verlangt. Professoren kämen aus nah und fern, um sie wissenschaftlich zu untersuchen und um dann zu behaupten, sie sei Schwindel. Das Einwohneramt würde uns mit der Polizei kommen, weil sie keine Papiere hat, das Wasserbauamt erhöbe eine Forderung auf Herausgabe, weil wir ohne Fischkarte etwas an uns gebracht haben. Man könnte sie bei keiner Fachgruppe anmelden, weil sie in keine so richtig hineinpaßt.
Bald hätten wir die Fischfrau über, zumal sie auf die Dauer sicher doch zu kühl wäre, selbst in warmem Wasser. Kein Wunder mit diesem Schweif. Mädchen mit Beinen wären uns dann doch wieder lieber. Eines schönen Tages gäbe es Krach mit ihr. Wir würden sie in ein Taxi packen und in den nächstgelegenen See schmeißen, würden ihr wahrscheinlich unterwegs noch etwas von „Kaulquappenweib" nachrufen.
Aber irgendwann im Leben haben wir doch wieder eine Begegnung mit einer Fischfrau. Etwa in einer verräucherten Hafenkneipe, wo sie über uns an der Decke hängt und die alten Träumereien noch einmal in uns erweckt. Oder wir lesen einen Aufsatz über Seejungfern und Fischfrauen in einer Zeitschrift, die alle sieben Jahre so etwas mit vielen Bildern bringt. Auch eine alte schöne Gallionsfigur in einem Museum erinnert uns wohl auch an sie. Mag sein, wir lernen eine Dame kennen, die uns plötzlich astrologisch kommt und geheimnisvoll in der Abendstunde flüstert: „Wissen Sie, ich bin eine Fischfrau." Aber damit allein kommt sie nicht weit bei uns. Das kann jede behaupten. Man glaubt nicht mehr alles. Auch Romantik unterliegt dem Verschleiß der Jahre, genau so wie der Haarwuchs und manches andere.
Wir denken nicht mehr an die Fischfrau, würden sie uns gar nicht mehr wünschen. Nicht einmal, wenn wir ihr endlich bei hellem Tage in voller Wirklichkeit begegnen. Sie ist alt und dick und fragt uns freundlich: „Wie wär's mit einem Karpfen für heut' Mittag" oder „ein paar schöne Forellen hätt' ich für den Herrn!" Sie heißt vielleicht Frau Betzenbichler, unsere Fischfrau, hat einen Mann und erwachsene Söhne und Töchter, aber keinen Fischschweif. Nur der Duft ist ihr noch geblieben, der Duft, den wir einst so liebten, der letzte Rest der Erinnerung, der uns so begegnet.

DAS STRUMPFBAND

VON HEINRICH HARDT

Es ist nicht recht, immer gleich etwas Unmoralisches zu vermuten, — wie die Anna es tat. Sie erstickte fast vor Kichern, als sie dem Hausdiener von ihrer Entdeckung erzählte, die sie in Zimmer Nr. 23 gemacht hatte.

In diesem Zimmer wohnte ein junger Mann namens Hans Quast. Er war am Nachmittag des vergangenen Tages angekommen und bereits um neun Uhr schlafen gegangen. Angeblich, weil die Reise an die See ihn so ermüdet hätte. Er wolle sich gründlich erholen, hatte er gesagt — der Heuchler!

Der Hausdiener erzählte die Geschichte brühwarm der Mamsell, und diese berichtete dem Ober davon, der wiederum einem alten Stammgast das lästerliche Geheimnis anvertraute, und bis zum Mittag hatten sämtliche Gäste der Pension Erika von der „tollen Sache" erfahren — selbstverständlich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit.

Als Hans Quast zum Essen kam, grinste die ganze Pension Erika.

Der junge Mann wunderte sich, daß alle Leute so unkonventionell nett und aufmerksam zu ihm waren. Sie schienen seine Bekanntschaft geradezu zu suchen. Allerdings verstand er nicht, warum sie so komische Reden führten. Gleich nach dem Pudding trat der Stammgast, ein onkelhaft dickbauchiger Mann, auf ihn zu und begann eine Unterhaltung, in der er von jugendlichen Draufgängern sprach, die gleich am ersten Abend — na, er wisse wohl schon... Und dabei gab er ihm einen leichten vertraulichen Puff gegen die Rippen.

Kurz darauf hielt ihn eine geiernasige ältere Dame fest. Sie wisse schon, wer es sei, sagte sie mit maliziösem Grinsen und betrachtete währenddessen durch ihr Lorgnon ein junges Mädchen, daß sich — irritiert von diesem giftigen Blick — von ihrem Platz erhob. Hans Quast sah nun ebenfalls zu dem Mädchen hinüber. Dabei entdeckte er ein buntes Kopftuch, das von der Stuhllehne zu Boden glitt. Er eilte hinzu, hob das Tuch auf und reichte es der jungen Dame, die ihm mit einem merkwürdig spöttischen Lächeln dankte.

Hans Quast war zu eitel, um den Spott in dem Lächeln zu erkennen; er glaubte, es sei ein Zeichen des Wohlgefallens und fühlte sich verpflichtet, sich nach einigen herzlichen und belanglosen Worten vorzustellen. Dabei hatte er in der Unschuld seines Herzens keine Ahnung, in welch zweifelhaften Ruf er das junge Mädchen mit dieser kurzen Unterhaltung gebracht hatte.

Die ganze Pension Erika sprach von ihr nur noch als von der „Person", und die geiernasige Dame erklärte dem Ober sehr entschieden, sie weigere sich, mit einem so verworfenen Geschöpf, das sich wie ein Unschuldslamm in ihre ehrbare Gesellschaft eingeschlichen habe, weiterhin an einem Tisch zu sitzen.

Am Abend lag das Gedeck von Fräulein Monica Dirksen auf dem Tisch von Hans Quast. Beide waren gleichermaßen verwundert. Aber Monica hatte im Lauf des Nachmittags derart merkwürdige Erfahrungen mit den übrigen Gästen gemacht, daß sie zu bleiben beschloß. Einige bislang durchaus seriöse Herren waren plötzlich vertraulich täppisch geworden, der dicke Stammgast hatte versucht, ihr einen reichlich zweifelhaften Witz zu erzählen, und die Gesichter der Damen waren zu Masken reservierter, ja fast verachtungsvoller Höflichkeit erstarrt.

Am selben Nachmittag hatte Hans Quast einen merkwürdigen Fund gemacht. Als er sein Zimmer betrat, um sich umzukleiden, entdeckte er auf seinem Nachttisch etwas seidig Gerüschtes, Rosarotes, und als er es mit spitzen Fingern aufhob, sah er, das es ein Damenstrumpfband war, ein mit Rosenblättchen aus hauchdünner Seide garniertes, geradezu lächerlich luxuriöses Ding. Nachdem er seinen verwunderlichen Fund eine Weile kopfschüttelnd betrachtet hatte, klingelte er nach dem Mädchen.

„Anna!" sagte er. „Dieses Strumpfband gehört mir nicht."

„Das habe ich mir auch gedacht", erwiderte das Mädchen und erstickte fast an einem gewaltsam unterdrückten Lachen. „Aber es lag in Ihrem Bett!" — „In meinem Bett?"

„Ja, Herr Quast, hier zwischen Bett und Wand hing es..."

„Mir jedenfalls gehört es nicht!" sagte Hans Quast würdevoll und gab das Strumpfband dem Stubenmädchen, das eilig davonhuschte. Er hörte, wie sie lachte, während sie den Gang entlanglief.


(Maçon)

Beim Abendbrot überlegte Hans Quast, ob er Monica von dem Strumpfband erzählen sollte, dann aber erschien ihm der Gegenstand doch zu heikel für eine erste Unterhaltung, und Monica fand es ebenfalls als zu gewagt, ihren Tischpartner über die Gründe seines zweifelhaften Rufes aufzuklären. So sprachen sie von anderen Dingen, und da sie ihre gegenseitigen kleinen Erlebnisse, Anekdötchen und Familienscherze noch nicht kannten, unterhielten sie sich ausgezeichnet.

Am nächsten Morgen fand Monica das Strumpfband auf ihrem Nachttisch. Sie klingelte dem Mädchen.

Ja, das hätte sie bei dem jungen Herrn Quast gefunden, erklärte die Anna mit unverhohlener Schadenfreude.

„Wo?" fragte Monica, die den Zusammenhang nicht sofort begriff.

„Im Bett!" rief das Stubenmädchen und lief prustend davon.

Am Frühstückstisch war Monica Dirksen eisig. Erst nach langem Drängen erzählte sie von den Gerüchten um das ominöse Strumpfband, und endlich klärten sich die mysteriösen Zusammenhänge. „Sie und ich!" rief Quast, „köstlich...!"

Die beiden lachten den ganzen Tag darüber, am Strand und während der Mittagstafel, beim Kaffee und beim Abendbrot und noch spät in der Nacht beim Tanzen und noch später am einsamen Strand... „Und darum sind wir die Verfemten!" Das Gefühl des Ausgestoßenseins schuf eine Atmosphäre der Vertraulichkeit. Diese Strumpfbandgeschichte hatte sie beide so unmöglich gemacht, daß ihnen kaum etwas anderes übrigblieb, als abzureisen oder — ein Liebespaar zu werden. Sie wurden ein Liebespaar...

Kurz vor ihrer gemeinsamen Abreise änderte sich plötzlich das Benehmen der Gäste. Mit Blicken, Worten und demütigen Gebärden suchten sie die beiden um Verzeihung zu bitten, und der dicke Stammgast stammelte sogar eine förmliche Entschuldigungsrede hervor. Da war eine Postkarte von einer Frau Petersen angekommen, die anfragte, ob in dem Zimmer Nr. 23, in dem sie gewohnt hatte, nicht vielleicht ein Strumpfband gefunden worden sei? Es sei ein teures Andenken, und sie bäte doch sehr, daß man es ihr nachschicken möge...

Zu der Zeit, als die Karte eintraf, war es den beiden aber völlig gleichgültig geworden, was andere Leute über sie dachten.

„Eigentlich" sagte Hans Quast in dem Gefühl einer gewissen Dankesschuld, „eigentlich müßten wir diese Frau Petersen zu unserer Hochzeit einladen. Meinst du nicht auch, Monica?" Aber Monica schüttelte energisch den Kopf „Nein!" meinte sie lachend. „Eine Frau, die solche Strumpfbänder trägt? — niemals."

Obst

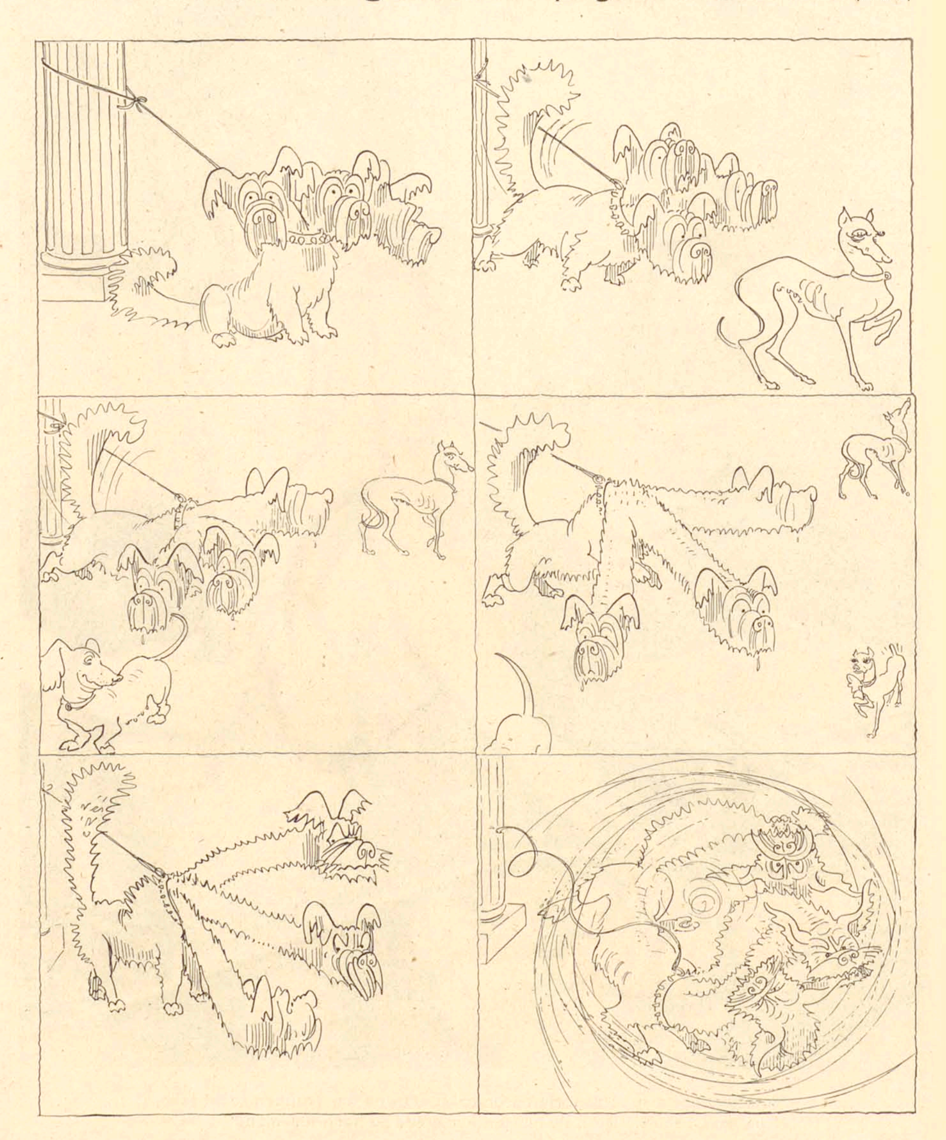
(K. Heiligenstaedt)



„Sie schmunzeln so schlau, Herr Berger, gewiß sind die Trauben recht sauer?"
„Nein, nein, Fräulein Susi, sie hängen nur etwas zu hoch für mich!"

Die Verführung des dreiköpfigen Zerberus

(Fr. Bilek)



Lieber Simplicissimus

In einer schwäbischen Stadt wurde die Verkehrsregelung eingeführt, daß Kraftwagen an Straßenbahnhaltestellen, die keine Inseln haben, während des Aus- und Einsteigens der Fahrgäste anzuhalten hätten. Am nächsten Sonntag steht an einer solchen Haltestelle einer großen Ausfallsstraße ein Schutzmann und sieht zu, wie der Kraftwagenverkehr unaufhaltsam wie bisher vorüberflutet. Ein Fußgänger sieht ebenfalls zu und fragt schließlich den Schutzmann, ob denn die neue Regelung noch nicht gelte.
„Ha doch, aber was wollet Se mache bei so 'me Sauverkehr?"

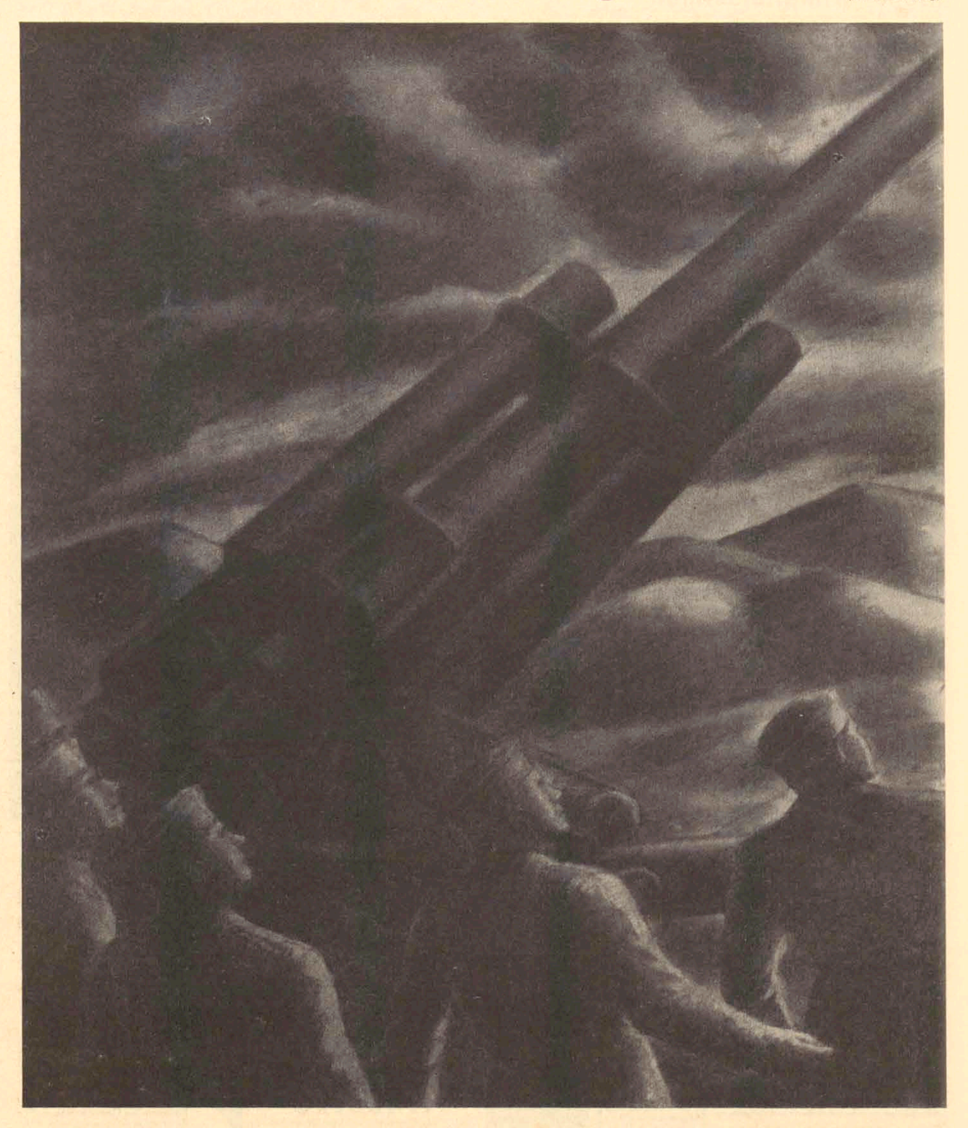
Wir hatten ein neues Hausmädchen aus Tirol bekommen und just, wie es schon der Zufall will, hatten wir gleich am ersten Abend Gäste. Kreszentia servierte den Braten und verschwand. Als meine Frau ihr läutete, die Süßspeise zu bringen, erschien sie nicht. Da erhob sich meine Frau und ging selbst in die Küche. Die Küche war leer. Nur ein Zettel, mit Bleistift geschrieben lag auf dem Tisch. Darauf stand: „Der Pudding steht in der Speise. Bin schlafen gegangen. Gute Nacht!"

Wir besuchten jüngst ein Schloß. Der Führer erklärte die berühmten Sehenswürdigkeiten. Dann kamen wir vor ein großes Bett. Der Kustos begann seinen Spruch:
„In diesem Bett schliefen schon Napoleon und Katharina die Große!"
Da sagte ein reizendes, junges Mädchen neben mir: „Zusammen?"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach. Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. Juli 1937. D.A. II. Vierteljahr 1939: 42065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Flakeinladung

(Erich Schilling)



„Die paar Flugblätter machen uns nicht glücklich,
kommt nur mit der ganzen Kiste runter!"

München, 1. Oktober 1939
44. Jahrgang / Nummer 39

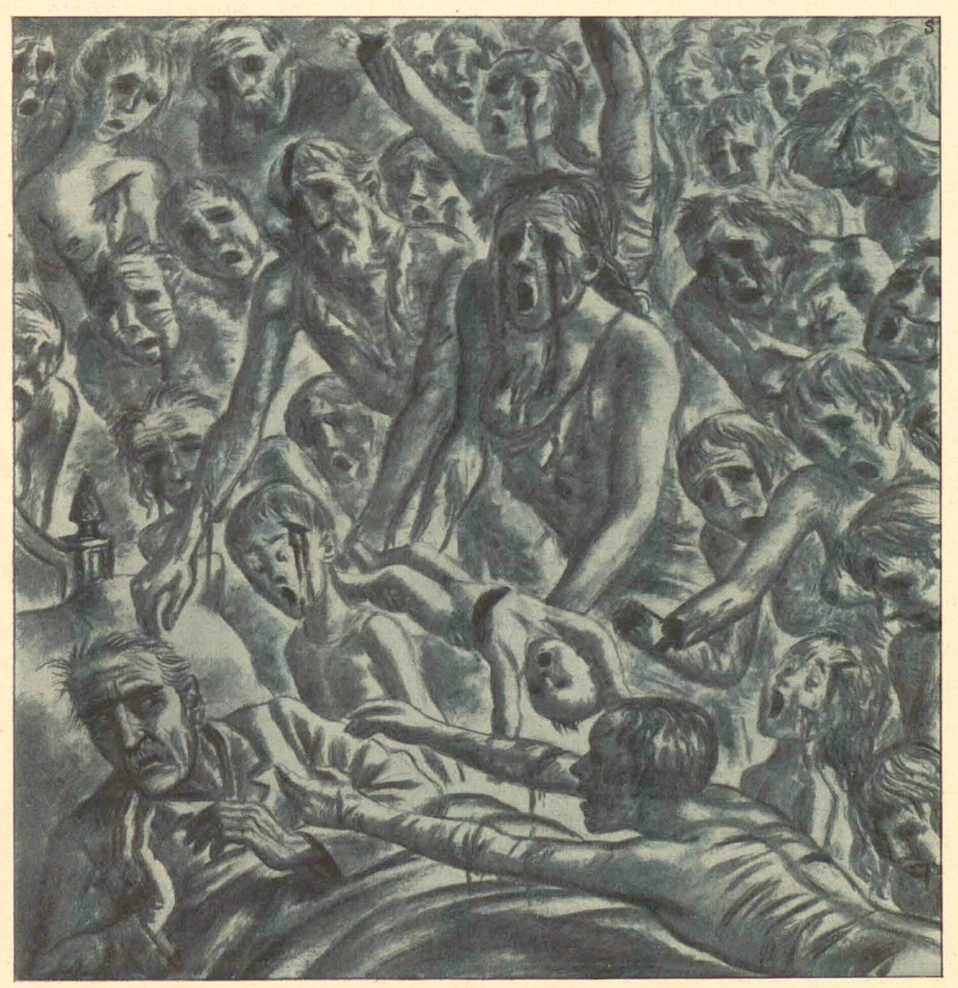
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die volksdeutschen Opfer bei Chamberlain

(Erich Schilling)



„Ist das die Menschlichkeit, für die du kämpfst?“

Der Monumentalbildhauer

(Fr. Bilek)



„Wo ist denn der Herr Professor?" — „Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, vor einer Stunde wurde er in der Gegend des linken Nasenloches gesichtet!"

Wiedergeburt

Von Ratatöskr

Ein ausgedientes Regendach,
zerschlissen, löchrig, altersschwach
und ledig aller Lebenszwecke
stand hinten in der Kastenecke.

Ich zog's hervor und sprach bei mir:
„Fort auf den Müll, du greises Tier!
Die Stäbchen rundum sind geknickt,
Da nutzt es nichts, wenn man dich flickt.
Fahr hin!"
— „Halt ein!" rief meine Frau.
„Gewiß, der Schirm ist leck und flau.
Doch unverwendbar? Heutzutage?

Erwäge die Verdunklungsfrage!

Die Lampe, wobabei man liest
und anderweitig wirksam ist,
brennt heller, als es sich gehört,
und deshalb ist sie tadelnswert.
Es gilt drum, mit besorgten Händen
und mit des Schirmdachs Restbeständen
des Lichtes Quelle abzublenden,
die nur noch unerheblich tropft,
hat man erst Loch für Loch gestopft . . .

— — — — — — — — — —

Sieh an, schon ist der Wurf gelungen
und die Materie bezwungen!

Nun dient er, wieder leidlich firm,
als Lampen- statt als Regenschirm."

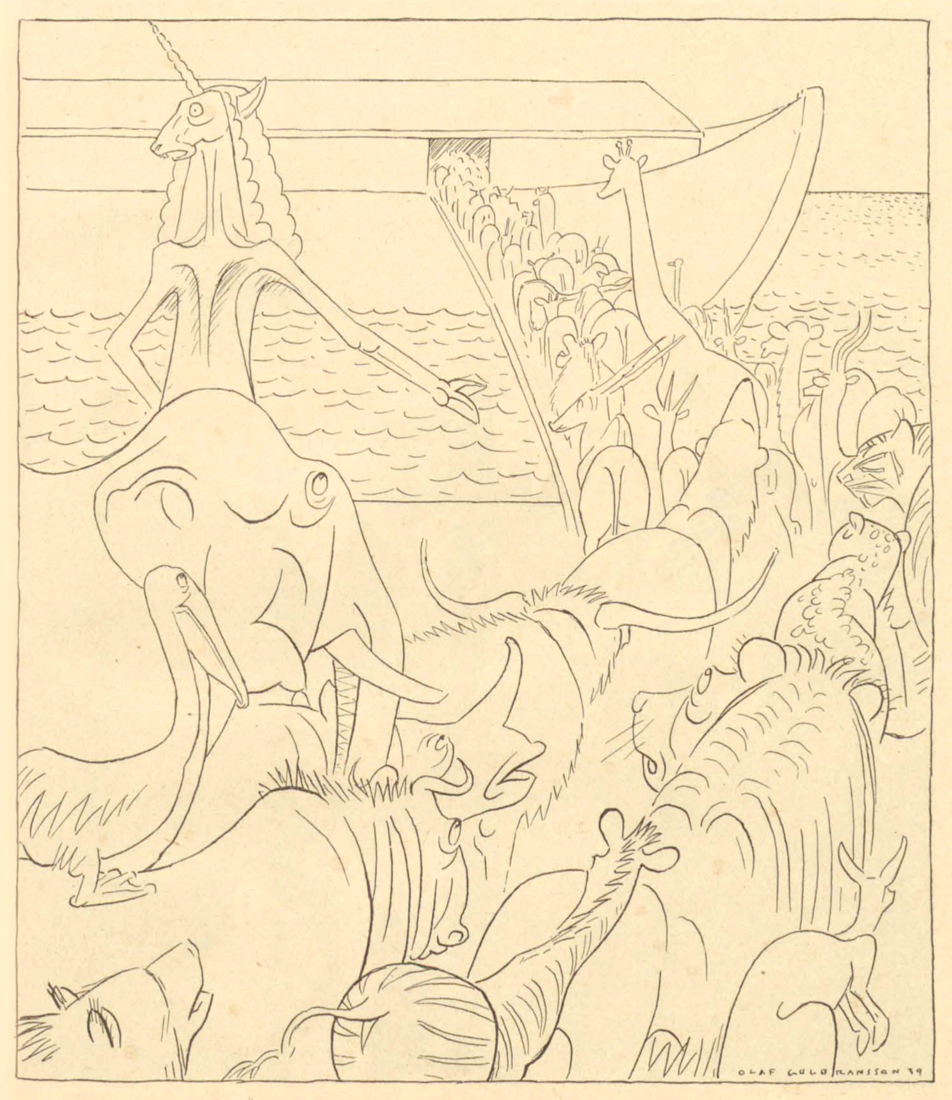
Brunnenbelustigungen

Brunnen gelten im allgemeinen für poetisch, hauptsächlich wohl deshalb, weil sie rauschen und plätschern. Das ist sonderbar, denn manches rauscht und plätschert auch und wird doch nicht so poetisch empfunden, zum Beispiel die Wasserspülung in der Wohnung nebenan. In Gedichten treffen wir auf die Weiber, die am Brunnen plauschen beim Wasserholen. Das ist bei den Monumentalbrunnen und Zierbrunnen der großen Städte nicht üblich, weil hier im allgemeinen die Wasserleitung eingeführt ist. Deshalb holen auch die Frauen der Generaldirektoren und Abteilungsleiter dort nicht ihr Wasser und haben dabei keine Gelegenheit, freundlich zu plauschen. Auch spülen sie dort nicht ihre Wäsche, denn die Hauswäsche geben sie bis auf die feinere Leibwäsche in die Waschanstalt. Vielleicht wäre es sogar poetisch, wenn die Damen am Nornenbrunnen oder Herkulesbrunnen wüschen. Es käme auf einen Versuch an.

Bei feineren Brunnen spritzt das Wasser nicht aus einer einfachen Röhre, sondern es kommt bei ihnen meist dort heraus, wo sonst kein Wasser herkommt, nämlich aus Fischmäulern, Drachenköpfen, Schildkröten und ähnlichem Getier. Oft quillt ein heftiger Strahl auch aus prallen Brüsten. Dann kann man annehmen, daß es sich hier um symbolische Figuren handelt und um keine berühmten Stadtkinder, die man durch einen Brunnen ehren wollte. Das Wasser quillt solchen symbolischen Figuren sozusagen aus allen Poren, sie schwitzen strahlig das Wasser aus. Namentlich Flußgötter und Flußgöttinnen leiden an solchem Wasserreichtum. Während dieser Tätigkeit lagern sie auf Brocken von Felsen oder Bronze und hantieren mit allerlei Fischereigeräten älteren Typs. Früher soll es auch Brunnen gegeben haben, aus denen roter und weißer Wein sprudelte. Ich halte das für stark übertrieben, zum mindesten kann es sich um keine feineren Weinmarken gehandelt haben. Brunnen waren auch dazu da, Rosse zu tränken. Für das Kühlwasser eines Autos braucht man heute keine Brunnen mehr. Heute dienen sie vornehmlich dazu, Plätze und Anlagen zu schmücken, und ihre Becken dürfen nicht verunreinigt werden. In südlichen Ländern waschen sich die Buben in diesen Brunnenbecken bisweilen die Füße. Das hat was von Poesie. Aber Damen, die an Brunnen plauschen, tun das niemals. Ich selbst konnte es jedenfalls noch nicht beobachten. Foitzick

Räumung des Londoner Zoo

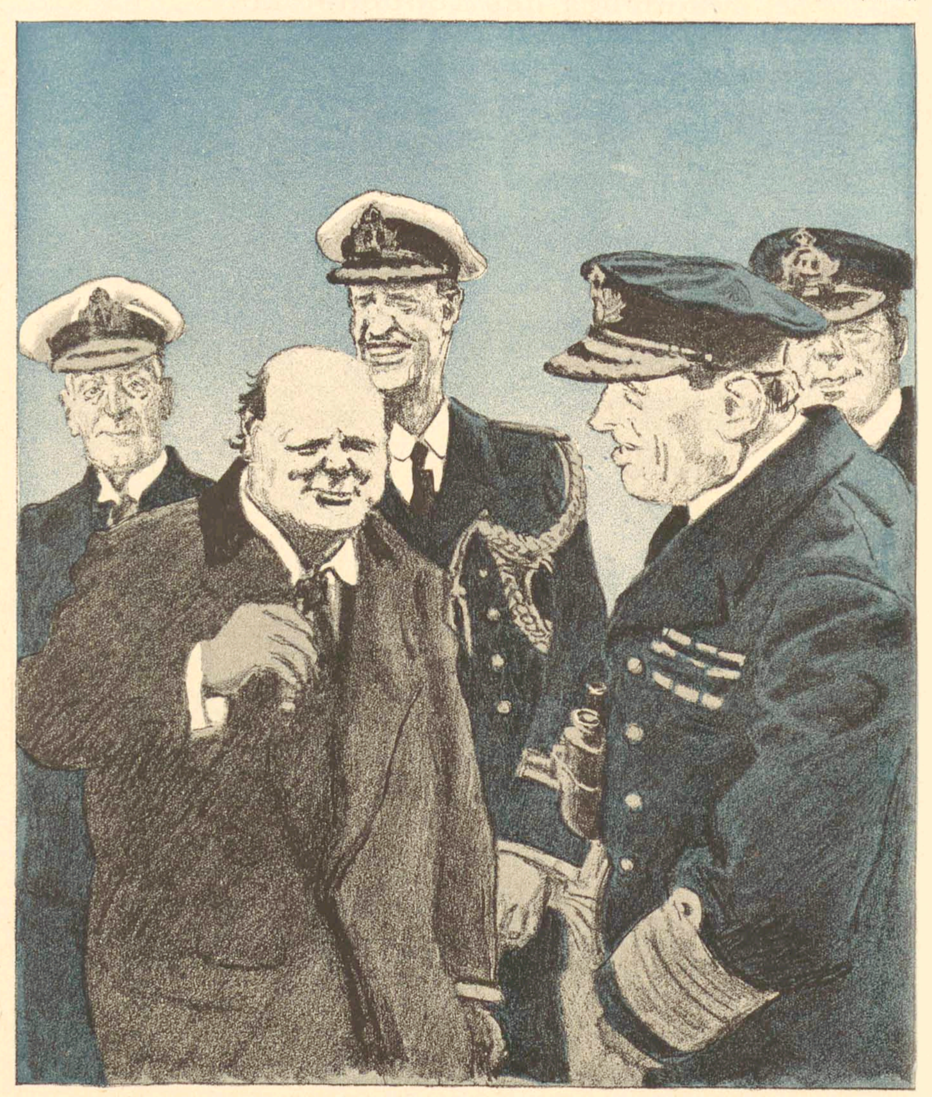
(O. Gulbransson)



„Wie wär's, wenn man dem Einhorn, dem englischen Wappentier, bevor es für die Nachwelt in Sicherheit gebracht wird, das Horn etwas stutzte?"

Churchill und seine Marine

(E. Thöny)



„Also nicht so zimperlich mit den neutralen Schiffen!
Für die nötige Entschuldigung sorge ich dann schon!“

ICH MAG NOCH NICHT

VON ERNST KAMMERER

Dieser große, starke Mann mit den bedächtigen Bewegungen hat also einmal in sein eigenes Grab hineingeschaut. Man sieht es ihm nicht an. Es ist nicht so, daß er den Anblick seines Grabes nicht vergessen könnte. Er ist nicht in die feuchte, modrige Verwandtschaft verstrickt worden, er blieb nicht grabsüchtig. Er ist darüber hinweggekommen. Und wenn er jetzt davon erzählt, so ist es noch gar nicht ausgemacht, ob er die Wahrheit sagte, als seine Lippen aussprachen: „Nein, was der Mensch alles erlebt." Ist es eine Erinnerung an Grab und Tod oder meint er etwas anderes damit?

In einem großen Haus, das voll von Beamten ist, hat er ein Eckzimmer. Er hat also zwei Fenster. Er hat auch eine Zimmerlinde, die alle Jahre mehr Platz bei ihm einnimmt. Denn alle Jahre muß ich einmal hin, um bei ihm etwas erneuern und verlängern zu lassen. Man ist bei verschiedenen Behörden einregistriert, das versteht sich. Dafür darf man dann Verschiedenes, was andere nicht dürfen. Doch gehört das nicht hieher. Ein andermal vielleicht. Bei dieser Behörde sehe ich seit ein paar Jahren den alten, großen Beamten mit dem mächtigen Leib. Ich zeige ihm alle Jahre einige Papierstücke, die für ihn die Eigenschaft von Belegen haben. Darauf zupft er aus einer Registratur einen Bogen heraus, auf dem etwas über mich steht. Auf diesem Bogen bin ich vermerkt. Unsere gegenseitigen Notizen sind in Ordnung geblieben, über das Jahr hinweg. Das freut ihn. Seine Stimme nimmt einen anerkennenden Klang an, er beginnt mehreres zu unterschreiben, zu siegeln, wegzufertigen, geht hinaus, um gegenzeichnen zu lassen und kommt schließlich nach vollbrachtem Werk zurück. Ich bin erleichtert. Und wir reden ein paar Sätze über das Wetter.

Heuer wurde der Vorgang unterbrochen, bevor er anfangen konnte. Ein Mann in Mantel und Schirm kam herein und obwohl es an der Außenwand verlautbart ist, daß jeweils nur eine Person weggefertigt werden kann, blieb er im Zimmer, nahe der Zimmerlinde, grüßte mich kurz und sprach dann einen Gruß an meinen mächtigen Beamten, der sich zwar der dienstlichen Form bediente, aber Herzlichkeit durchscheinen ließ. Es wurde gleich klar, warum hier dienstliche Herzlichkeit am Platz war.

„Ja, Sie sind's?" sagte mein mächtiger Beamter zu dem Mann mit Mantel und Schirm.

„Ich wollte mir nur erlauben, Sie einmal zu besuchen, nachdem wir doch jetzt so weit auseinander sind", sagte der Mann mit Mantel und Schirm.

„Ja, das sind wir allerdings. Sie hat ein jähes Ende genommen, unsere Zusammenarbeit damals, vor zwei Jahren. Jetzt sind Sie im Referat C."

„Und das ist nicht leicht für mich. Der Herr Rat kennt es von seinen ersten Anfängen an, das Referat C. Aber ich muß mir erst den Schatz von Kenntnissen erwerben. Sie haben es hier leichter, Sie sind im gleichen Haus wie der Präsident."

„Ach", meinte mein mächtiger Beamter, „sagen Sie das nicht. Sie wissen, je höher man droben ist, um so schärfer weht die Luft. Na, wie geht's denn persönlich?"

Der Mann mit Mantel und Schirm strahlte. Persönlich ging's ihm gut: „Ich hatte jetzt meinen Urlaub, ich war viel in meinem Garten tätig, das macht lebendig. Und wie geht's bei Ihnen?"

Der mächtige Beamte bekam ein bekümmertes Gesicht: „Seit ich vor ein paar Monaten das Unglück mit meinem rechten Arm hatte, ist es nicht mehr das Wahre. Ein plötzlicher Nervenzusammenbruch im Arm. Zuerst konnte ich ihn gar nicht bewegen. Jetzt wird es von Tag zu Tag besser. Aber es ist eine schwere Sache."

„Nun", sagte der andere zuredend, „es wird ja nicht mehr lange dauern, bis die Pension winkt Dann können Sie sich pflegen."

„Ich mag noch nicht", sagte mein Beamter. Schön langsam verabschiedete sich der Besuch, nachdem noch einmal die Verwunderung darüber bekräftigt worden war, wie das Leben spielt, wie es zwei Beamte auseinanderreißt, den einen ins Referat C und den anderen auf die Höhen in der Nähe des Präsidenten, wo die scharfe Luft weht.

Ohne Zweifel war es ein kleiner Schlaganfall, was mein Beamter erlitten hatte. Aber er wußte genau, daß man sowas nicht ausspricht. Was nicht beim Namen genannt wird, ist nicht so recht da und wenn es doch da ist, so hat es sich wenigstens nicht durchgesetzt. Es dauerte heute viel länger als sonst, bis er erledigt hatte, was in meiner Sache zu tun war. Beim Schreiben führte er die rechte Hand mit der linken Hand und als ich so tat, als mache es mir Freude, das Papier ein wenig festzuhalten, protestierte er nicht. So bauten wir Buchstab um Buchstab. Ich hielt das Papier, auf dem er schrieb, er hielt mit der einen Hand die andere. Er drückte das Dienstsiegel auf die zitternden Buchstaben und dann sagte er:

„Was der Mensch alles durchmacht. Jetzt habe ich sechsundvierzig Dienstjahre, im Krieg war ich verschüttet, die Eisnerzeit habe ich mitgemacht. Da wäre es kein Wunder, wenn die Nerven verbraucht wären. Mein Gott, 1895, als ich in Kempten beim Militär war, da hab ich gemeint, die Welt gehört mir." Er breitete die Arme aus, als er das sagte und da er ein großer, stattlicher Mann ist, sah diese Gebärde immer noch nach was aus, obwohl der rechte Arm nur flügellahm vom Körper wegschwankte. 1895 hat in Kempten ein junger Bursche gedacht, daß ihm die Welt gehören würde. Ist es zu glauben? Wie kühn gedacht, wie herausfordernd. Freilich, die gleichgültige Welt kümmert sich nicht viel drum. Sie lächelt nur. Aber dem Burschen hat sein Glaube gut getan. Er hat viel von sich geglaubt. Und wenn man damit die Welt auch nicht erobert, so braucht man das doch, um durch sie durchzukommen.

„Sieben Tage war ich bewußtlos. Zwei Offiziere lagen mit mir in einem abgetrennten Raum in dem zerschossenen Lazarett in Frankreich. Wir hatten die Ruhr und durften mit den anderen nicht zusammenkommen. Als Fenster hatten wir Bretter. Das war, als ich verschüttet gewesen war. Ich kam dann endlich wieder zu mir. Da waren die beiden Offiziere weg, im Grab. Der Stabsarzt sagte zu mir: Sie haben aber ein hervorragendes Herz. Nicht einen Pfennig hätte ich für Ihr Leben gegeben. Ich sage Ihnen, wir haben schon Ihr Grab ausgehoben. — Da habe ich den Stabsarzt unterbrochen und habe gesagt: Ich mag noch nicht — und der Stabsarzt hat gesagt: Jetzt sind Sie wieder da, jetzt richten wir Sie auch her — er war ein Hannoveraner."

Er hat sein Grab gesehen, wie er wieder auf den Beinen war und er lächelt heute noch, wenn er davon erzählt, weil er sein Grab überlistet hat. Er war nicht wie der Prinz von Homburg, der gleich hinein sollte ins Grab. Er war gewissermaßen aus dem Grab herausgestiegen. Daß irgendwann später einmal doch noch ein Grab für ihn geschaufelt würde, daran dachte er gar nicht. Vorläufig hatte das Leben recht behalten.

„Ich sollte jetzt bald pensioniert werden. Aber ich tue meine Arbeit bis zum Letzten", sagte er und dabei nahm er mit der Linken die Rechte in die Hand. „Ich halte auch Vorträge für die jungen Leute. Da brauche ich die Hände nicht. Da brauche ich bloß meine Erfahrung. Die jungen Leute müssen von den älteren abgerichtet werden, die noch eine praktische Erfahrung haben."

Er stand da, aufgerichtet, so wie er wohl in seinem Lehrsaal steht vor den jungen Dächsen. Man kann sich denken, was das für eine Sache ist, wenn die Schleusen von sechsundvierzig Dienstjahren geöffnet werden, wenn ihm alles auf die Lippen steigen darf, was er sechsundvierzig Jahre stumm betrachtet und mitgemacht hat. Eine späte Erhöhung ist das. Altersherrlichkeit ist das. An seiner Erfahrung lernen künftige Generationen. Die Welt oder ein Zipfel von ihr gehört ihm doch noch.

„Wenn man mich pensioniert, dann weiß ich nicht, ob Sie nächstes Jahr noch da sind, wenn Sie wiederkommen", sagte er.

„Aber sicher sind Sie noch da", sagte

ich, „wer soll mir denn alles so ausfüllen wie Sie?"

„Ja, der Mensch erlebt viel. Vielleicht bin ich noch da", sagte er. Und er hat von den Dingen, die der Mensch erleben muß, nicht deswegen gesprochen, weil sie auffallend hart sind, sondern weil ihm auffiel, wie der Mensch immer wieder durchkommt, wenigstens so lang er noch nicht mag. Man kann in jungen Jahren gar nicht fest genug daran glauben, daß einem die Welt gehört. Übrigens hatte ich ein kleines Papierl nicht dabei, dessen Vorlage nötig gewesen wäre. Zwar ging es aus dem anderen hervor, daß dieses Papierl jederzeit zu beschaffen wäre, aber damit muß sich ein Beamter nicht zufrieden geben. Er darf auf der Vorlage eines Papierls bestehen. Dieser hat von dem Papierl gar nicht geredet. Vielleicht hat er nicht gemerkt, daß es nicht da war, vielleicht ist er nach sechsundvierzig Dienstjahren für die Vereinfachung eingenommen, vielleicht hat er das Fehlen eines Papierls mit Absicht übersehen, aus Altersgnade. Hoffentlich ist er nächstes Jahr noch da.

Hecht im Karpfenteich

Von Jo Hanns Rösler

Ich muß euch zuvor Peter Paul Löbius beschreiben, meine Freunde, ehe ich euch seine Geschichte erzählen kann. Peter Paul Löbius sieht einem Seeelefanten zum Verwechseln ähnlich. Man erkennt bei ihm nicht, wo der Bauch anfängt, und noch weniger, wo er aufhört. Notfalls weiß man, wo die Knie sitzen, und oben läuft der Bauch bereits in den Kopf über. Der Kopf selbst ist markant, hat sprechende Augen und einen herrlichen Vollbart, der in einem gepflegten, spitzen Ende tiefschwarz herniederrinnt. Nun glaubet nicht, Peter Paul Löbius wäre weich und farblos wie eine Qualle gewesen, nein, er war schon ein ganzer Kerl, lustig und vergnügt, seiner Körperform gern selbst spottend und jederzeit zu einem guten Spaß aufgelegt. Wir mochten ihn alle und freuten uns unbändig, als er nach jahrelanger Abwesenheit in unsere kleine Stadt zurückkam und uns bereits vom Bahnhof aus anrief, wie wir es trieben und wie es uns erginge. Er sagte sofort zu, als Hühnlein ihn für den Abend in unsere Wohnung einlud und ihm versprach, alle Freunde und Mädchen der alten Zeit bei sich zu versammeln, die Wiederkehr des Langentbehrten zu feiern.

Es wäre nicht Peter Paul Löbius gewesen, wenn er sich nicht für den Abend einen Scherz ausgedacht hätte! Kaum hatte er sich im Hotel ein wenig von den Anstrengungen der Reise ausgeruht, als er schon wieder seinen Hut aufstülpte und in die Stadt eilte, Einkäufe zu machen. Zunächst erstand er in einem Modegeschäft den größten Damenhut in Florentiner Art, der aufzutreiben war. Es war ein schwarzes Riesenrad mit einem breiten, herunterhängenden Samtband, das oben mit zwei roten Rosen befestigt war. Dann kaufte er sich einen zweiteiligen Badeanzug im grellen Kanariengelb, den er in der Auslage eines Wäschegeschäftes für Damen erblickte. Er wählte die weiteste Nummer, ließ alles schön verschnüren und begab sich zur festgesetzten Stunde in das Haus, wo Hühnlein wohnte und ihn mit den alten Freunden erwartete. Nun hatte die Flurstiege an der Stelle, wo sie eine Biegung machte, eine Mauernische, tief genug, einen Menschen aufzunehmen. Hier blieb Peter Paul Löbius stehen, entledigte sich schnell seines Anzuges und stieg in den gelben Badedreß hinein. Er zwängte seinen Leib in die kurze Hose, daß die prallen Backen hervorquollen, dem Busenhalter hinwiederum fehlte ein gutes Stück, um hinten zu schließen. Peter Paul Löbius hatte auch dieses vorbedacht und knüpfte ihn rücklings mit einem dicken Strick zusammen, der stark genug war, die Schwere eines Paketes von Berlin

nach Brasilien auszuhalten. So angetan zog er den schwarzen Florentinerhut über seinen Kopf, ließ das Samtband über seine nackte Schulter wallen, knüpfte ein rotes Mascherl in seinen schwarzen Spitzbart, nahm einen langen Palmwedel in die Hand und läutete dann mit einer sichtbaren Vorfreude auf den guten Spaß an der Wohnungstür.

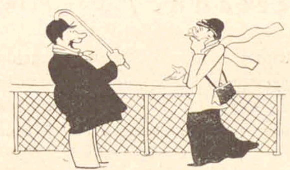
Das, was Peter Paul Löbius befürchtet hatte, geschah. Hühnlein öffnete ihm nicht selbst die Tür, sondern ein Dienstmädchen erschien, das beim Anblick des seltsamen Geschöpfes laut aufkreischte und die Tür schnell zuschlagen wollte. Aber schon hatte Peter Paul Löbius seinen Fuß dazwischengeklemmt, lief an dem zu Tode erschrockenen Mädchen vorbei, dem Wohnzimmer zu, aus dem fröhliches Stimmengewirr und Gläserklang die festliche Tafelrunde verkündete. Mit einem Schwung riß er die Tür auf, hob den Palmwedel zum stolzen Gruß und rief: „Schaut her! Ich bin es!"

Aber das frohe Gelächter und der jubelnde Empfang, auf den sich Peter Paul Löbius bei der Vorbereitung seines Scherzes so gefreut hatte, blieb aus. Eisiges Schweigen empfing ihn. Die Damen kehrten ihm empört den Rücken zu und die Männer starrten ihn an, als hätten sie ihn noch nie gesehen.

— — — — — — — — — —

Die Männer hatten ihn auch noch nie gesehen. Peter Paul Löbius hatte sich in der Türe geirrt.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Es war auf einem dänischen Dampfer, der zwischen Kopenhagen und Bornholm verkehrt. Die See ging so hoch, daß außer mir nur wenige Leute an Bord nicht seekrank waren. Das Deck war fast menschenleer, nur an der Reling standen die Unglücklichen in dichten Haufen und opferten grün oder gelb im Gesicht dem Meergott. In meiner Nähe stand eine Dame, die ganz mitgenommen aussah. Ich trat einen Schritt auf sie zu und sagte ermunternd: „Na, die See zeigt heut ihre Zähne!" „Nein", seufzte das arme Wesen mit einer Stimme, die ein zahnloser Mund nur schwer verständlich machte, „das sind meine!"

Von den drei Bäckermeistern in unserm kleinen Ort hat jeder den Ehrgeiz, das weißeste Hausbrot zu verkaufen. Nur im Sommer kommen die Bäckermeister öfter in Verlegenheit, wenn die Fremden so recht kerniges schwarzes Bauernbrot kaufen möchten. Neulich treffe ich auf dem Weg vom Bahnhof einen Bäckerlehrling mit einem leeren Korb. „Wohin so früh?" frag ich ihn. Verlegen antwortet er mir: „In die Stadt fahr ich hinein; wissen S', ich muß ein Landbrot für die Stadtleut holen!"

Bei einer der letzten Musterungen wurde auch ein namhafter Staatsschauspieler gemustert. Der Stabsarzt läßt sich den Namen des Mimen nennen und fragt dann beiläufig: „Etwa der bekannte Schauspieler?" — „Jawohl, Herr Stabsarzt!", kommt es von den Lippen des über seine Volkstümlichkeit erfreuten Künstlers. „So, so, Sie sind also Hamlet, Richard, Heinrich ..." Und nach einer kleinen Pause: „Dann in allen Shakespeares Namen zur Infanterie!"

Zur beiderseitigen Freude hatte der Schriftsteller, der es bereits zu einer ländlichen Sommerfrische gebracht hatte, einen weniger erfolgreichen Federfreund eingeladen. Als sie sich ziemlich spät verabschiedet hatten, geschah es, daß der Gastgeber noch einmal in das Schlafzimmer seines Besuches kam. Der saß in den Unterhosen auf dem Bett, und dachte noch über etwas nach. Einen Augenblick sah der Wirt seinen Freund an, um ihm dann mit feierlicher Miene die Hand auf die Schulter zu legen: „Recht so, mein Lieber! Deutsche Erde auf deutschen Füßen!"

Wettertanne / Von Fritz Knöller

In den Felsen schlangenwurzlig eingeklemmt,
sich die Wettertann' dem Sturm entgegenstemmt.
An den abgehärmten Ästen, wild behaart,
flattert, zornig raschelnd, grauer Flechtenbart.

Nackter Wipfel reckt sich finster
zu dem Blitze. Ihr zu Füßen, ins Gestein
geschmettert, weist das gelbe Totenbein
der Nachbar, überwalmt von Ginster.

Eisengrau, geschuppt am Leibe wie ein Panzerreiter,
ficht sie, wenn der Himmel blitzumloht,
einz'ge unter längst Zermalmten mit dem Streiter,
welcher aus dem Unsichtbaren lanzenrasselnd droht.

Doch an stillen Tagen schaut sie sonnbeglänzt
nieder auf die üppigen Schwestern talumgrenzt.
Eine Wolke läßt sich von ihr strählen wie ein Kind;
Wettertanne schlürft den Eiseshauch, der sie umrinnt.

Das Mädchen aus der Stadt

(H. Lehmann)



„Wird das ein schwerer oder ein leichter Wein, Herr Winzer?"
„Ein leichter, Fräulein, so einer zum Zähneputzen, denk ich!"

Der Unterschied

(K. Heiligenstaedt)



„Ich bin eben sehr viel älter als du, Käthe — da denkt man nicht mehr so gut über die Männer."
„Komisch, — und gerade dein Mann scheint so gut von uns Siebzehnjährigen zu denken."

DIE FRAU IN DER SONNE

VON MASSIMO BONTEMPELLI

Es war ein schöner Nachmittag und ich war ausgezogen, um eine luftige Spazierfahrt in meinem kleinsten Aeroplan zu unternehmen. Plötzlich sah ich einen anderen, der mir entgegenkam.

Jedermann weiß, was in ähnlichen Fällen oftmals geschieht — auch auf der Erde, wenn zwei sich auf dem gleichen Bürgersteig entgegenkommen. Um den andern nicht zu stoßen, schlug ich mich ein wenig seitwärts. Jetzt änderte auch der andere die Richtung — aber nach derselben Seite. Ich bog nach der anderen Seite — er ebenfalls. So mehrmals. Es schien uns nicht glücken zu wollen, nicht aneinanderzugeraten. Das Recht war auf meiner Seite, weil ich nach rechts ausgebogen war, und er nicht; aber inzwischen näherten wir uns immer mehr.

Wenn zwei zu Fuß gehen, ist die Sache nicht so wichtig; das Schlimmste, das sich ereignen kann, ist, daß alle beide stehenbleiben. Sie können so eine Stunde stehen — oder einen Tag, und im Laufe eines Tages ergibt sich schon irgendeine Gelegenheit, bei der sie sich befreien können. Aber mit diesen Flugzeugen gelingt einem das Stehenbleiben auch nicht eine Minute. Auf der Erde lächelt man in solchen Fällen etwas verlegen und blöde. Im Himmel nicht. Ich war im Begriff, etwas tiefer zu gehen, in der Hoffnung, daß mein Gegenüber diesmal nicht dasselbe tun würde. Er aber hatte einen viel vorsichtigeren Ausweg gewählt. Einen Ausweg, der auch den Fußgängern zu empfehlen ist: Er hatte gewendet und mir den Rücken zugedreht. Wenn auch ich dieselbe Idee gehabt hätte, würden wir uns nie kennengelernt haben. Nun setzte er ruhig seinen Flug vor mir fort und ich den meinen hinter ihm. Ich schaltete meinen vervollkommneten Dämpfer ein, der auch den Schraubenlärm unterdrückt und schrie ihn an: „Sie wissen wohl nicht, wo Ihre rechte Seite ist?"

Auch er hatte seinen Dämpfer eingeschaltet — wir glitten in einer unberührten Stille dahin. Dann kamen vom andern Aeroplan die Worte: „Entschuldigen Sie, daran habe ich nicht gedacht." Mir stockte fast der Pulsschlag, denn es war die Stimme einer Frau.

Ich bereute sofort mein brutales Benehmen; ich eilte ihr nach und begab mich an ihre Seite, an die linke natürlich, wie sich das gehört. Es tauchte ein reizender zarter Oberkörper auf, und aus ihrer Lederkappe lugten einige blonde Härchen hervor. Und vorher hatte ich das nicht gesehen! „Oh", schrie ich ihr zu, „entschuldigen Sie mich, und um zu vermeiden, daß wir wieder aufeinanderstoßen, erlauben Sie mir, daß ich an Ihrer Seite bleibe, gnädiges Fräulein oder — vielleicht — gnädige Frau?"

„Vorläufig Fräulein", antwortete sie und senkte die Augen, die schwarz waren. „Aber geben Sie auf Ihren Flügel acht!" Ich entfernte mich um einige Zentimeter, aber die Unterhaltung wollte ich nicht einschlafen lassen. „Sie haben gesagt, vorläufig — also sind Sie verlobt?" „Ach nein", erwiderte sie errötend, „noch nicht", jetzt wagte sie es, mich mit ihren schwarzen Augen, die wundervoll leuchteten, anzusehen.

Plötzlich erschien es mir, als verdunkle sich die Luft ein wenig. Ich löste den Blick von ihr und richtete ihn vorwärts. Da sah ich, daß sich zwei große, graue Wolkenberge auftürmten, die — einer zur rechten, einer zur linken — zwei weite Zonen des Himmels bedeckten. Aber zwischen beiden, gerade vor unserer Fluglinie, öffnete sich ein schmaler und ganz klarer Durchgang, den wir sogleich erreichen würden. Ich zögerte. „Bitte, gehen Sie voran", sagte ich höflich.

Sie flog voraus. Ich hatte große Lust, ihren Hals zu küssen. Sie flog in den Durchgang, ich folgte ihr. Die Wolken bildeten zwei hohe und feste Mauern zu unseren Seiten. Unsere Flugzeuge liefen in dem lichterfüllten Korridor. Der Oberkörper des Mädchens zeichnete sich gegen das helle Licht ab, das vor uns erschien. Vielleicht zog das Licht das Mädchen an — sie aber zog mich an. Ich hatte weder Angst, noch wünschte ich, daß dieses Fliegen jemals enden möchte. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte. Aber dann mündete der Korridor plötzlich in das ungeheuerlichste Licht der Welt. Sofort legte ich mich wieder an ihre Seite, und schweigend flogen wir weiter. Wir befanden uns inmitten des Sonnenlichts. Einen Augenblick sah ich in die Tiefe; ganz unten bildeten Wolken ein bleiernes Durcheinander. Um uns und vor uns und über unsern Köpfen war die Luft golden; der Raum, gegen den wir flogen, glühte. Und inmitten dieses unendlichen Glühens waren wir: Sie und ich! Bei diesem Gedanken schwoll mein Herz vor Zärtlichkeit.

Sie schwieg. Sie konnte also mit mir inmitten all dieses Lichtes schweigen. Alles um uns herum war wie ein Wunder. Plötzlich erschreckte mich die Stille; ich wollte diese Stille überwinden. Ich wollte mit dem Mädchen reden und bekam es nicht fertig, sie zu rufen. Alles Licht des Himmels senkte sich, um sich an ihr Gesichtchen zu schmiegen und dort auszuruhen. Ich war ganz entrückt. Ich sprach, als wenn ich gar nicht zu ihr redete, und sagte: „Wie ist er schön, dieser Raum ohne Horizont! Es gibt keine Himmelsrichtung mehr. Ich glaube, daß wir in die Ewigkeit fliegen."

„Ach nein", antwortete das Mädchen, „ich muß gleich umkehren. Ich muß um sechs Uhr zu Hause sein. Papa sagt zwar nichts, wenn ich später komme, aber mein Bruder schimpft gleich. Und ich muß auch Arimane selbst waschen."

„Wer ist um des Himmelswillen Arimane?" — „Der Aeroplan", antwortete sie. „Und wie heißt der Ihrige?"

Ich hatte noch nie daran gedacht, meinen Flugzeugen Namen zu geben. Aber ich schämte mich, eine solche beklagenswerte Sturheit einzugestehen. Ich strengte meine Einbildungskraft an, aber es fiel mir kein Name ein. Auch nicht der einfachste, auch nicht der gangbarste Name — keiner, nicht einmal Joseph. Das Licht zitterte leicht vor meinen Augenwimpern. Alle Namen waren aus dem All verflogen. Ich versuchte eine List und antwortete: „Raten Sie!" „Was?"

„Sie haben mich nach dem Namen meiner Maschine gefragt."

„Ach, das hatte ich vergessen. Den meinen hat Federico ausgesucht."

„Und wer ist Federico?"

„Mein Vetter. Ich glaube, er hat mir gesagt, daß er ihn in einem Roman gefunden hat."

Ich klammerte mich an diesen Strohhalm. „Lesen Sie gern Romane?"

„Manchmal ja... Federico ist übrigens nicht mein richtiger Vetter. Er ist der Vetter meines Bruders. Und dieser Bruder ist nicht mein richtiger Bruder, sondern mein Stiefbruder. Weil mein Vater zweimal geheiratet hat."

„Und wie heißen Sie?" „Eurydice."

Bei dem Namen Eurydice zitterte alles Licht um mich her wie ein Klang und tauchte sich in Rosenfarbe. Ich wiederholte ihn, wiederholte ihn nochmal flüsternd, und jedesmal schien es mir, als öffne sich eine feurige Wunde in der Luft; ich sah sie ganz erfüllt von feurigen Blitzen. Ich glaube, daß wir den Thron Gottes streiften.

Sie sprach: „Warum sagen Sie nichts mehr?"

Ich mußte mich zusammennehmen und sagte: „Ja... Kommen Sie öfter in diese Gegend?"

„Wenn es mir so einfällt. Um ein bißchen Luft zu schöpfen."

„Glauben Sie, daß dies hier der oberste Himmel sei?" „Wie meinen Sie?"

„Nichts... Wer hat Sie gelehrt, die Maschine zu steuern?"

„Ein Freund meines Vetters."

„Ah, des Vetters Ihres Bruders."

„Richtig. Sehen Sie, jetzt wissen Sie alles von mir." „Alles?"

„Ja. Wollen wir umkehren. Hier wird es ein bißchen unangenehm für die Augen."

In der Tat. Das Licht verdünnte sich um

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ. Brieffach. Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. Juli 1937. D.A. II. Vierteljahr 1939: 42 065. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Ihre Sorgen

(R. Kriesch)



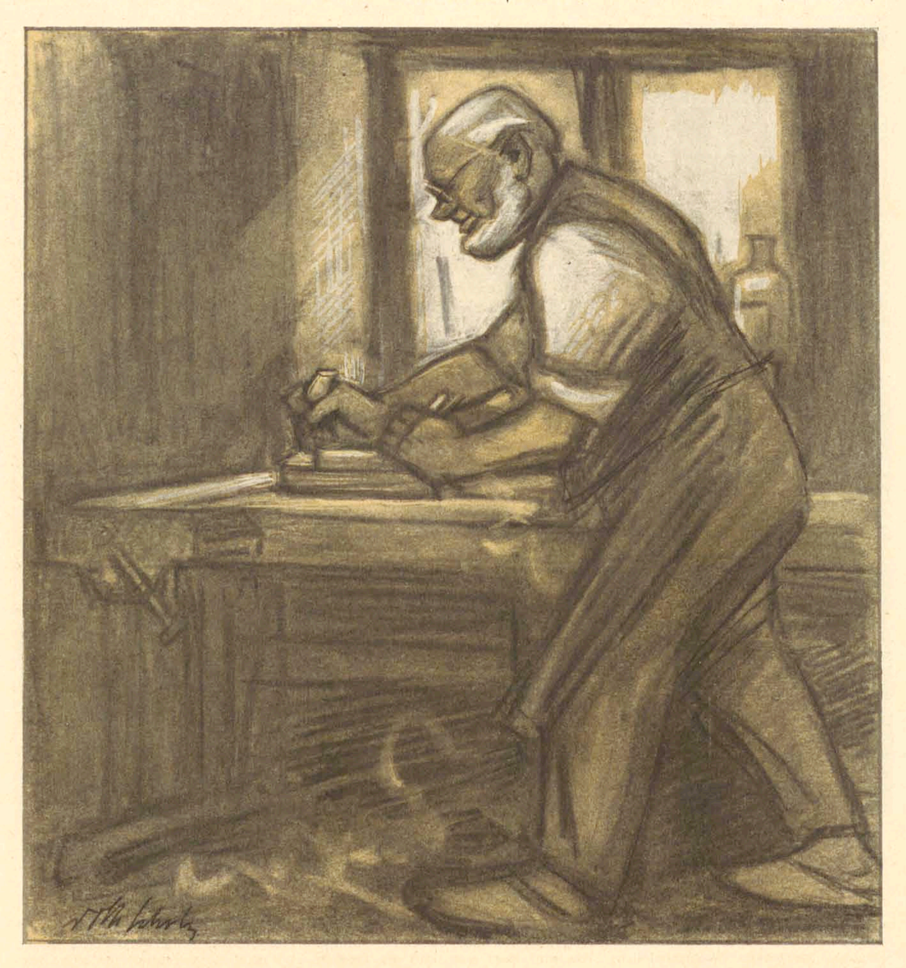
„Nanu, Frau Krimseder, Sie machen ja so ein unglückliches Gesicht!" — „Ja, denken Sie sich, mein Mann hat mir meinen Büstenhalter fortgenommen und als Sandsack für den Luftschutzkeller benutzt!"

uns. Die Augenlider und das Gesicht wurden mir von Myriaden unruhiger Wünsche gezwickt. Wahrscheinlich segelten wir nunmehr im reinen Äther. Sie wendete in weitem Bogen. Sie schaute sich einen Augenblick nach mir um, ob ich wohl folgte. Ihre Augen durchdrangen dabei das leuchtende Goldgeflimmer der Luft und blitzten mich schwarz an. Sicher befanden wir uns an den Grenzen der Schöpfung. Sie begann sich sanft zu senken. Ich folgte ihren Kreisen im Raum. Wir fanden die Wolken wieder und dann hüllte uns ein veilchenfarbenes Licht ein. Wir durchflogen Schleier von zartestem Grün und sahen die Erde wieder. Und erreichten die Zone, bis wohin der Gesang „der trunknen Schwätzer" dringt. Von dort sieht man, daß die Erde in die verschiedensten Farben zerstückelt ist und von Flüssen durchzogen wird. Ich fühlte, daß irgend etwas zu Ende ging. Vielleicht war es in mir: ich suchte es mit verzweifelter und unnützer Anstrengung aufzuhalten. Mich überfiel eine Art verwirrter Ungeduld, die ich nicht zu deuten wußte. Jetzt war ich erneut an ihrer Seite, ganz nahe, und ich erinnerte mich, daß sie Eurydice hieß. Sie war göttlich schön. „Es ist besser, daß wir uns hier trennen", sagte sie. „Oh, und wann werde ich Sie wiedersehen?" Sie lächelte. „Wer weiß?" „Warum wollen Sie es mir nicht sagen? Morgen? Aber unten auf der Erde. Wollen wir nicht morgen zusammen einen Spaziergang in die Campagna machen?" Eurydice antwortete sehr rasch: „Ach nein, der Papa läßt mich nicht allein in die Campagna gehen. Er sagt, daß es gefährlich sei. In der Luft, verstehen Sie, ist das etwas anderes." „Allerdings", sagte ich und schaute mich seufzend um. „Guten Abend", rief Eurydice heiter und entschwand. Ich streifte noch hierhin und dorthin, dann entschloß ich mich zu landen. Aber ich habe nie wieder einen Aeroplan mehr bestiegen.

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch

Die Heimatfront

(Wilhelm Schulz)



Nicht zaghaft schwätzen! Wehrt der Not,
Die jetzt vom Feind dem Lande droht.
Und wer das nicht mit den Waffen kann,
Pack Hobel, Säg' und Hammer an.

Denn für der Heimat Wohlergehn
Soll keiner zag und müßig stehn.
Soll würdig der Besten im Lande sein,
Die dafür setzen ihr Leben ein!

Wilhelm Schulz

München, 8. Oktober 1939
44. Jahrgang / Nummer 40

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der rettende Einfall

(E. Thöny)



„Der Fakir wäre der richtige Mann für uns Engländer, der könnte uns die Kastanien aus dem Feuer holen!“

Amor und der Liebesbrief

(Fr. Bilek)



„Und sowas glauben nun diese Mädchen!"

DAS GÄSTEBUCH

Das Gästebuch gehört nicht zu den Gegenständen des täglichen Bedarfs, es gehört auch nicht zu denen, die wir uns von Kindheit an sehnlichst gewünscht haben. Ich habe noch nie ein Kind sprechen hören: „Wenn ich mal groß bin, möchte ich vor allem ein Gästebuch haben!"
Das Gästebuch tritt von ungefähr in die Familie oder ins Haus, häufig durch Geschenk. Es gehört zu den sinnigen Geschenken, namentlich, wenn einer sich gerade ein Haus gebaut oder gekauft hat. Oft ist es auch dadurch vorhanden, daß eine Verwandte sich der Buchbinderei hingegeben hat. Da aber bald alle Bücher der Bekanntschaft eingebunden waren, entschloß sie sich, ein Gästebuch zu schaffen. Es ist ein Meisterstück, und daher mit Goldpressung. Die Goldpressung besagt: „Gästebuch" oder „Unsere Gäste" oder sogar „Unsere lieben Gäste", was glatt gelogen ist. Der Einband ist aus bestem, aus Pergament oder aus Leder, ein herrliches Gewand für den Quatsch, der später drinstehen wird. Das Papier ist Bütten, als sei es dazu bestimmt, Staatsverträge von ewiger Gültigkeit aufzusaugen.
Man könnte stundenlang vor so einem leeren Gästebuch träumen, von herrlichen Inhalten, von Versen Goethes oder Kochrezepten meiner Tante Hedwig, Meisterwerk. So liegt das Gästebuch im Jungfernzustande, bis eines Tages Besuch kommt und es einem einfällt, daß das Buch existiert. Dann geht die Marter los.
Ach, es ist nichts schwerer, als „irgend etwas" zu schreiben. Lieber fülle ich sogar noch eine amtliche Liste mit Tinte aus, in der alles drinnen steht, was sich ein Statistiker ausdenken kann.
Gewöhnliche Menschen haben es noch leicht, sie können sich mit irgendeinem Vers behelfen, den sie mal gelesen haben, falls er ihnen in dieser überaus peinlichen Situation einfällt. Aber von Malern und Schriftstellern wird etwas Besonderes gefordert. Sie sollen aus der Fülle ihres Gemütes schaffen, wo sie doch nur ein einfaches Abendbrot hier essen wollten. Bei Musikern geht's noch. Sie zeichnen einfach fünf Linien aufs Papier und malen einige gefüllte oder hohle Punkte mit so kleinen Antennen hin. Ich bekenne, ich habe schon stundenlang über Gästebücher gebrütet und mir ist nicht mehr eingefallen als mein Name. Fürchterlich ist es, wenn einem gesagt wird: „Nehmen Sie das Buch doch mit nach Hause und schreiben Sie etwas in Ruhe ein." Dann kann sich die Qual auf Wochen ausdehnen.
Niemals wird von einem Steuerbeamten verlangt, er solle was aus seinem Beruf ins Gästebuch schreiben, und niemals so etwas von einem Bankmenschen, der doch ganz erhebliche Summen eintragen könnte, z. B. sechshundertvierundachtzigtausenddreihundertzweiundsiebzig Mark und sechsundzwanzig Pfennig, oder womöglich sogar in Devisen. Gerechtigkeit! Es sollte an den Türen guter Häuser stehen: „Hier wird kein Gästebuch vorgelegt!"

Foitzick

Großzügig und hilfsbereit

VON HEINRICH HARDT

Im Foyer entstand ein heftiges Gedränge: ein älterer, behäbiger Herr, der bislang würdevoll seinen rundlichen Bauch vor sich hergetragen hatte, wurde plötzlich blaurot im Gesicht. Dazu öffnete er mit einem unglaublich komisch-kläglichen Ausdruck seinen Mund...
„Wie ein sterbender Fisch sieht er aus", flüsterte Sebastian Kargel seiner Frau ins Ohr. Es war eine ebenso treffende wie taktlose Bemerkung.
Indessen hatte der behäbige Herr beide Hände über den Kopf geworfen und war dann kraftlos in einen Sessel gesunken. Da blieb er fürs erste liegen und jappte nach Luft, während ihn die Menschen untätig umstanden.
Die Theaterbesucher, die bisher die in Rot und Gold gehaltenen Wandelgänge erfüllt hatten, drängten herzu. Es war gerade die große Pause zwischen dem dritten und vierten Akt, und zudem war an diesem Abend Premiere: Elegantere Zuschauer und schlechtere Helfer hätte der arme Mann sich kaum auswählen können. Die Herren waren zumeist in Frack oder Smoking, die Damen in großer Abendtoilette. Alle waren zwar neugierig, aus Angst für ihren Premierenabend-Ausgehstaat jedoch wenig geneigt, zuzupacken.
Konnte man denn wissen, ob so ein Mann nicht spuckt oder um sich schlägt, wenn man ihn anfaßt? Man konnte es nicht wissen! Und so hielt sich die dichte Menschenmauer in respektvoller Entfernung.
Da stürzte sich Frau Eva Kargel in das Gewühle. Sie war, bevor sie ihren Gatten kennengelernt hatte, lange Jahre Krankenschwester gewesen. Sie wußte mit solchen Anfällen Bescheid und war auch bereit zu helfen. In dem Augenblick jedoch, in dem sie die Menschenmauer mit ihren Armen zerteilte, zwang sich ihrem Unterbewußtsein das gefahrdrohende Wort „Gedränge" auf. Unwillkürlich griff sie nach der kostbaren Perlenkette, die sie an diesem Abend auf Geheiß ihres Gatten wieder einmal zur Schau trug, oder besser gesagt, getragen hatte; denn als sie danach griff, berührte sie nur ihren weißen nackten Hals. Das Perlenkollier war verschwunden...
Es durchfuhr sie ein fürchterlicher Schrecken. Sie fühlte plötzlich zwei Verpflichtungen, die miteinander unvereinbar schienen: den Dieb ihrer Kette zu suchen und einem Kranken zu helfen.
Eva Kargel hatte ein gutes mitleidvolles Herz, aber einen pedantischen und kleinlichen Gatten, der ihr den Verlust dieses größten und einzigen Geschenkes, das er ihr je gemacht hatte, nie würde verzeihen können.
„Großzügig muß man sein!" pflegte Sebastian stets zu sagen. Dabei war er als stadtbekannter Geizhals verrufen. Zur Hochzeit allerdings hatte er seiner Frau eine echte Perlenkette versprochen. Eva kannte seinen Geiz und hatte ein Kettchen nicht dicker als ein Regenwurm erwartet. Als sie dann diese ungewöhnlich schöne und erstaunlich dicke Perlenschnur erhielt, da wußte sie plötzlich, wie sehr ihr Gatte sie doch lieben mußte. Die Perle in der Mitte hatte die Größe einer Haselnuß.
Es war nur natürlich, daß Eva Kargel dieses kostbare Geschmeide bei jeder festlichen Gelegenheit tragen mußte. Schließlich sollte doch auch jeder sehen, wie großzügig ihr Gatte sein konnte. Er selbst hielt sich dann für gewöhnlich einen kleinen Schritt hinter seiner Frau: einmal, um den Eindruck, den der Schmuck auf andere Menschen machte, beobachten und genießen zu können, und zum anderen, um ihn zu bewachen; denn bei seiner sprichwörtlichen Knauserigkeit war er selbstverständlich niemals auch nur auf den Gedanken gekommen, die Kette versichern zu lassen.
So war also die Entdeckung, daß dieses kostbare Schmuckstück verloren oder, wahrscheinlicher noch, gestohlen worden war, ein fürchterlicher Schlag für die junge Frau. Zu ihrem besonderen Unglück aber bemerkte ihr Gatte gerade in diesem Augenblick den Verlust. Er erhob sofort ein fürchterliches Lamento, etwa so, als hätte er sein gesamtes Vermögen verloren. Unter schrecklichem Zetermordio schrie er: „Haltet den Dieb! Polizei! Oh, ich Armer, oh, wir sind bestohlen worden!"
Dieses peinliche Geschrei jedoch war es, das Frau Eva Kargel erkennen ließ, was sie zu tun hatte: vor allem und vorerst dem Kranken zu helfen, der sich mit blauvioletten Wangen auf seinem Stuhle wand und dem Erstickungstode nahe zu sein schien. Entschlossen trat sie auf ihn zu. Sie war ein wenig überrascht, als der behäbige

Zu Hans Thomas hundertstem Geburtstag

(am 2. Oktober 1939)

Für unsrer Heimat Wunderplan
hast du das Aug' uns aufgetan,
hast sie gerühmt, doch nie geprahlt,
hast sie nur, Bild um Bild, gemalt:
das grüne Tal und Bach und Strom,
des Waldes und des Himmels Dom,
Getier von allerlei Gestalt
und Bäume, schön und mannigfalt,
und Menschen, Mann und Weib und Kind,
die friedlich da zu Hause sind...

Spät, wie vom Baum sich löst ein Blatt,
gingst du von hinnen, lebenssatt.

So manches gute, weise Wort,
das du uns gabst, wirkt fort und fort...

*

Kehr' wieder ein zu dieser Frist,
der du der Heimat Schutzgeist bist!

Dr. Owlglaß

England-Frankreich

(Karl Arnold)



„Allons enfants pour les Anglais!"

Herr ihre Hilfe brüsk ablehnte, ja sogar mit Händen und Füßen um sich zu schlagen begann und alles unternahm, um sich die Retterin vom Leibe zu halten.
Aber mit der ehernen Energie der ehemaligen Krankenschwester ließ sie sich von derartigen Gesten der Verzweiflung nicht abhalten, ihr Samariterwerk zu beginnen. Sie befahl kurzerhand vier schwarzbefrackten Männern, Arme und Beine des Kranken festzuhalten, und nahm mit unerschütterlicher Ruhe eine Untersuchung des Kehlkopfes vor. Das Ergebnis dieser Untersuchung war eigenartig: Der arme alte Herr war dem Erstickungstode nahe. Er würgte an — einer Perlenkette! Eva Kargel zog sie hervor. Es war ihre eigene, und die haselnußgroße Mittelperle war der Grund, daß sie sich im Schlunde festgeklemmt und weder auf- noch abwärts wollte...
Der Kranke war überraschend schnell gesundet. Er sprang auf und raste davon. Zu seinem Unglück lief er am Ausgang des Foyers einem Polizeibeamten genau in die Arme.
„Siehst du nun ein, Sebastian", sagte die junge Frau zu ihrem Gatten, „daß man immer hilfsbereit sein soll? Gute Taten werden belohnt..."
„Ja, ja", nickte Sebastian, „das mag schon sein. Aber deine Hilfsbereitschaft alleine hätte dir gar nichts genutzt. Hätte ich dir ein Kettchen geschenkt so dünn wie ein Regenwurm, dann hätte der Dieb seine Beute ohne die geringste Anstrengung verschluckt, und keine noch so peinliche Durchsuchung aller Leute im Foyer sie wieder zutage bringen können. Aber eine solche Perlenschnur konnte er natürlich nicht verschwinden lassen, — habe ich nicht immer gesagt: großzügig muß man sein?"

Das Beispiel

(K. Heiligenstaedt)



„Lenie — ich glaube, ich habe mich gestern abend verliebt."
„Ach, gnä' Frau, dürfte ich dann für heute um Ausgang bitten?"

NACHT IM SCHNELLZUG

VON BRUNO WOLFGANG

Um achtzehn Uhr stieg in Bregenz ein untersetzter Mann ein, legte rasch seinen Koffer auf den einzigen freien Platz im großen Abteil dritter Klasse, dann beugte er sich zum Fenster hinaus und sprach:

„Also servus, Alfred, und sei nicht so dumm; mach's wie ich dir gesagt hab. Geh hin und red mit ihm. Das ist die Hauptsache. Man muß reden können mit die Leut, verstehst? Servus."

Der Zug fuhr ab. Der Mann nahm Platz und sagte zu allen:

„Na, hab ich nicht recht? Wissen Sie, mein Schwager ist ein Depp. Einen schönen Posten könnt er haben. Aber er redt nichts. ‚Ja, was soll ich denn reden?' sagt er, ‚es steht ja alles im Gesuch!' Also ich bitt Sie, haben Sie schon so einen Blödian gesehn?"

Vielleicht hatten die Mitreisenden schon einen solchen gesehn. Sie schwiegen. Der Mann holte Atem und wandte sich an den kleinen Mann mit Glatze, der ihm gegenüber saß:

„Schön is in Tirol, net wahr? Ich war im Stubai. Also großartig. In Fulpmes, dort hab ich einen Rostbraten gegessen, was Delikates! Mit Zwiebel! Dann weiter im Tal, in Neustift, ich sag Ihnen, in dem Gasthaus bei der Kirche — das Schnitzel, aber schon tulli! Und auf der Dresdner Hütte war ich auch. Zweitausendvierhundert Meter, ich bitt Sie! Und jetzt das Gullasch ... mhm ... mh!"

Man hörte Papiere rascheln und Kinnladen kauen. Ein Fräulein fragte: „Sind die Gletscher nahe bei der Hütte?"

„Möglich", sagte der Mann, „ich hab nicht g'schaut."

Die Reisenden begannen die Fahrkarten zur Einzwickung vorzubereiten. Der Neue sprach unentwegt weiter. Er sprach über die Kunst, zu sparen, er schilderte, wie billig er die mitgebrachten Reiseandenken erworben habe, weil er immer leicht beschädigte Sachen verlange. Er sprach von der Zubereitung der verschiedensten Gemüse- und Fleischsorten. Dann beschrieb er genau eine Magenoperation, die ein Vetter von ihm, namens Wanitschek, vor kurzem überstanden hatte. In St. Anton am Arlberg machte er zum erstenmal eine Pause von zwei Minuten. Aber nur, weil er im Eifer einen verirrten Nachtschmetterling verschluckt hatte.

Nach weiterer Beschreibung zahlreicher Krankheiten ging er auf Insekten über und erzählte Erlebnisse mit Flöhen, Wanzen und Ohrwürmern, daß alle Mitreisenden sich unwillkürlich zu kratzen begannen. Es nahte Innsbruck, 22 Uhr 24. Auf den entfernteren Bänken rüsteten sich die Passagiere zum Schlaf. Sie schoben sich Decken unter den Kopf und verdunkelten das Licht. Nur das Licht im Abteil des Mannes brannte weiter. Denn hier war an Schlaf nicht zu denken. In Schwaz begann er seine Pläne zur Lösung der Weltkrise zu entwickeln. In Jenbach rief eine zitternde Stimme aus dem Dunkel: „Ich bitte um Ruhe!"

„Man darf doch ein paar Worte reden", erwiderte er gekränkt.

„Ja, aber nicht mitten in der Nacht", grollte eine tiefe Stimme aus der Ecke.

„No, no!" machte der Redner und schwieg fünfzehn Sekunden. Länger konnte er es nicht aushalten. Er beugte sich zu dem kleinen Mann, der ihm gegenüber hilflos mit dem Schlaf kämpfte. Er hielt ihn beim obersten Knopfe fest und teilte ihm flüsternd mit, daß nur eine Valuta von Lebensmitteln, zum Beispiel Eiern, die Welt retten könne.

„Sonst sind wir verloren!" rief er mit Überzeugung.

„Jetzt zum Teufel, wann wird der Kerl endlich einmal aufhören?" grollte einer. „Unerhört, so ein Gequatsch", zischte ein anderer grimmig.

Der Erzähler schwieg zwanzig Sekunden. Der kleine Mann benützte rasch die Gelegenheit, um einzuschlafen. Aber schon hatte ihn der andere wieder beim Knopf. Im Flüsterton begann er:

„Wissen Sie, was gut ist, wenn man nicht einschlafen kann? Man zählt bis tausend. Eins ... z ... drei ..." Bei sieben hatte er wieder die volle Lautstärke erreicht.

Nun riß dem ganzen Waggon die Geduld. Zwanzig Stimmen schrien durcheinander: „Ruhe ... Rücksichtslosigkeit ... Gemeinheit ... hinaus!" Und über alle dröhnte ein Baß:

„Gebts mir den Lautsprecher her, ich schmeiß ihn beim Fenster aussi!"

Licht wurde angeknipst, man hörte eiliges Flüstern und das Klimpern von Münzen. Dann stand plötzlich ein Riese mit blauem Hemd und grünen Hosenträgern vor dem bestürzten Redner. Er hielt ihm eine ungeheure, haarige Faust vor die Nase und sagte mit unheimlicher Ruhe:

„Entweder Sie nehmen dieses Geld, das wir zusammengelegt haben, und kaufen sich eine Aufzahlung bis Linz für die zweite Klasse oder Sie bleiben da, aber Ihre Erben haben dann die Schererei mit dem Leichentransport."

Dabei funkelte er so fürchterlich mit den Augen, daß der Mann wortlos das Geld nahm, den Koffer herunterhob und ging. Sofort wurden alle Lichter abgestellt und die ersten Schnarchgeräusche begannen anheimelnd zu sägen.

Ruhig schlief der ganze Wagen. Aber nur bis Zell am See. Da klappten plötzlich Türen auf und zu, der Schaffner machte Licht und sagte:

„Bitte hier."

Eine magere Dame besetzte den verwaisten Platz. Der Schaffner verstaute die fünf Gepäckstücke, welche er ihr nachgetragen hatte.

„Ich danke Ihnen vielmals, Herr Schaffner", sagte die Dame, „könnte man nicht ein paar Fenster öffnen? Es riecht hier nicht gut." „Jetzt in der Nacht wird es wohl zu kühl sein. Höchstens wenn alle Mitreisenden einverstanden sind, vielleicht ..." Er zuckte die Achseln und ging fort.

Eine kleine Schachtel stürzte vom Gepäck der Dame ab und fiel dem kleinen Mann auf den schwankenden Kopf. Entsetzt fuhr er auf und blickte verstört umher. Erfreut lächelte ihm die Dame zu:

„Verzeihen Sie! Ich hoffe, daß Ihnen nichts geschehen ist. Ach, glauben Sie nicht, daß man ein Fenster öffnen sollte? Ich bin aus der zweiten Klasse herübergekommen. Dort war so gute Luft. Aber dann ist leider ein Mann eingestiegen, ich sage Ihnen, entsetzlich. Er redete ununterbrochen von seinem Schwager, vom Essen, von ekelhaften Krankheiten und Läusen. Er konnte nicht eine Sekunde schweigen. Verstehen Sie das? Ich mußte die Flucht ergreifen. Unbegreiflich, eine solche Rücksichtslosigkeit! Ich sage immer, es fehlt den Menschen an Erziehung."

Sie nahm das schlaftrunkene Nicken des kleinen Mannes für Zustimmung und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Die erste Lebensbedingung des Menschen ist frische Luft. Ach, wenn man nur ein Fenster öffnen könnte. Es ist falsch, daß sich die Leute vor dem Zug fürchten. Ich kenne ein Sanatorium, in dem Fenster und Türen das ganze Jahr offenstehen. Und über jeder Türe steht geschrieben: Es gibt keinen Zug!"

„Aber einen Schnellzug gibts, wo man gern schlafen möcht!", knurrte eine verschlafene Stimme.

Die Dame wandte sich ihr sofort zu:

„Sie können nur wegen der schlechten Luft nicht schlafen. Versuchen Sie ein Fenster zu öffnen und Sie werden sehen. Ich schlafe das ganze Jahr bei offenem Fenster und bin nie verkühlt, niemals heiser ..."

„Schad!" schoß eine Damenstimme giftig herüber.

Überall begannen sich verschlafene Gestalten zu regen mit ärgerlichem Knurren, verdrießlichen Fragen und leisen Flüchen. Ein Licht wurde wieder aufgedreht, dann ein zweites. Einer, der jede Hoffnung zu schlafen aufgegeben hatte, begann gähnend eine Wurst abzuhäuten.

Die Dame war nun schon in Schwung. Sie hielt eine förmliche Predigt, mit einer spitzen, scharfen Stimme, die wie eine Nadel in allen Winkeln den Schlaf zerstach. Sie öffnete persönlich ein Fenster. Dabei warf sie drei Gepäckstücke herunter. Nun zeigte sich erst, daß sie einen kleinen Hund mitgebracht hatte, der durchdringend zu kläffen begann. Sie nahm ein Buch aus einer Schachtel und begann mit lauter Stimme ein Kapitel über Luft vorzulesen.

Da stand plötzlich der Riese vor ihr. Er klappte ihr das Buch mitten im Wort zu und steckte es in die Tasche. Dann nahm er ihre sämtlichen Gepäckstücke, klemmte den Hund unter den Ellenbogen und sagte bloß: „Gehn ma, wir holen uns wieder den andern ..."

Fünf Minuten später saß der Vertriebene wieder auf seinem alten Platz. Der Schlaf war allen vergangen, der Morgen graute, der Redner nahm den Kleinen beim obersten Knopf und begann wieder zu erzählen ... endlos.

In Wien schwankten die Insassen bleich und hohlwangig mit einem letzten grimmigen Blick auf den Reisegenossen dem Ausgange zu. Nur der kleine Mann lächelte freundlich und gab ihm sogar die Hand. — Er war nämlich — taub.

Die Klavierspielerin

Georg von der Vring

Die Stube war von Menschen voll.
Es wußte keiner, was er soll.
Gib auf den Weg gut acht.
Gut' Nacht!

Gut' Nacht! So saß ich neben dir
Bei deinen Händen am Klavier?
Dein schönes Auge, hat's geglänzt
An schönen Wangen, rot begrenzt?

Verlor ich wohl die volle Stund?
Ich geh hinaus, es bellt der Hund.
Ich kehr' zurück und hab' gefühlt,
Wie nicht Musik die Liebe kühlt.

Noch war dein Mund verschlossen sehr
Bei deiner Finger Hin und Her,
Noch deiner Stirn gespannte Zier
So fern von hier, so fern von mir!

Doch als ich deine Arme hielt,
War auch das Lied schon ausgespielt,
Da sah ich dir im Augenlicht
Ein Angesicht, das kannt' ich nicht.

Lad' niemals mehr die Stube voll,
Es weiß dann keiner, was er soll.
Gib auf dein Herz gut acht.
Gut' Nacht!

DIE MISSVERSTANDENE HYMNE

VON BRUNO MANUEL

In England geht kein Theaterstück über die Bühne, ohne daß zum Schluß „God save the king" gespielt wird. Auch kein noch so unbedeutender Film kann der hymnischen Gepflogenheit entraten. An dieser Sitte ist wie an allen englischen Sitten nicht zu rütteln.

Und das englische Volk empfindet für sie eine tiefe Sympathie. Man erachtet es ausnahmslos als nötig, sich von den Plätzen zu erheben und in christlicher Demut stehenzubleiben, bis der letzte Ton verklungen ist.

Manche Bühnen befleißigen sich nur eines Klavierspielers. Manche sehen sogar in der Schallplatte das geeignete Instrument. Nur Bühnen, die es ihrem Rufe schuldig zu sein glauben, bemühen ein ganzes Orchester. Die Musiker werden nur für den erhabenen Zweck engagiert. „God save the king" ist ihre hauptsächliche Domäne. Und von der Möglichkeit, es jeden Abend zu spielen, bestreiten sie ihren Lebensunterhalt. Die Hymne hat aber unlängst zu einer Verwechslung Anlaß gegeben. Ich werde wahrheitsgemäß berichten, wieso. Der Direktor einer Wanderbühne hatte es anfangs darauf abgesehen, ein Grammophon zu nehmen. Aber jemand behauptete, das Unternehmen würde an Ansehen verlieren. Da war es also nicht zu umgehen, ein ganzes Orchester zu suchen.

Nun gab es am Ort zufällig nur ein einziges Orchester. Und das war in festen Händen. Es lag ihm ob, schon das örtliche Großkino mit der Hymne zu beliefern und hinterher als Jazzbandkapelle Schlager aufs Parkett zu legen. Was mit unerlogenem Eifer allabendlich bis zwölf Uhr geschah.

Frei war das Orchester bestenfalls von acht bis neun. Also gab es nur die Möglichkeit, „God save the king" am Anfang der Vorstellung zu spielen, statt hinterher. Der Direktor bedauerte den Mangel. Doch glaubte er in dieser Hinsicht recht zu handeln. Die eigenmächtige Abkehr von der Gewohnheit flößte ihm jedenfalls keinen Argwohn ein. Aber ein Besucher, der schon eine halbe Stunde vor Beginn im Theater saß, weil draußen ein besonders schlechtes Wetter herrschte, dieser arme Mann kam um den Genuß der Vorstellung.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß das Theater nur spärlich beleuchtet war. Denn eine Wanderbühne, die schon vorher weiß, wie hoch sich ihr Defizit belaufen wird, kann nicht wegen eines einzigen Menschen gleich alles feenhaft beleuchten.

Nicht nur das Parkett lag in einem Dämmerzustand. Bald war es auch der Zuschauer. Es erwachte in ihm eine unendliche Sehnsucht nach den romantischen Gefilden des Nirwana. Mit andern Worten: er schlief ein.

Es vermochte nichts seinen Schlummer zu stören. Er war unweigerlich eingenickt und er rührte sich auch nicht, als die Portale sich dem Strom der Masse öffneten. Er wurde selbst nicht durch das Erscheinen seiner Nachbarn gestört. Denn er hatte den Vorzug, in der Mitte zu sitzen und brauchte kein einziges Mal aufzustehen. Man weiß, wie angenehm das ist.

Erst als ihm „God save the king" so vernehmlich ins Ohr klang, änderte sich die Sache grundlegend. Denn man irrt, wenn man etwa glaubt, zwölf Musiker, die eine Nationalhymne blasen, hätten nicht die Macht der Posaunen von Jericho. Jedenfalls kam der Mann durch die musikalische Überraschung zu Bewußtsein. Er konnte nicht sogleich begreifen, worum es sich hier dreht. Er sah nur auf der Bühne die Bläser, sah um sich alle Leute in christlicher Demut aufrecht stehen und wußte, das ist die Nationalhymne.

Sie versetzte ihn in den vollkommenen Wachzustand. Er fuhr in die Höhe und heftete seine Blicke gottergeben auf die Erde.

Die Sache wäre in Ordnung gewesen. Doch bemächtigte sich seiner die Meinung, die Vorstellung sei zu Ende. Und als die andern Besucher Anstalten machten, sich wieder zu setzen, ging er entschlossenen Schrittes dem Ausgang zu. Er hatte die feste Überzeugung, das Stück gesehen zu haben.

Draußen im Foyer stand ein Herr, der sich ihm durch einen Smoking und sein absolut untertäniges Verhalten als Leiter des Unternehmens dokumentierte. Ihm lächelte er freundlich zu und sagte, ohne den fatalen Mißstand zu erkennen: „Ich habe lange kein so großartiges Theaterstück mehr gesehen!"

Der Leiter des Unternehmens nickte verbindlich. Er schrieb es dem Genuß von allzuviel Whisky zu.

Bauernburschen

Von Georg Britting

In dem bunten Bauerngarten
Blühn die Blumen dick am Zaun,
Aus den Rissen, aus den Scharten
Der Zaunlatten quillt das Holzmehl
braun.

Die Burschen, die vorm Zaune stehen,
Wartend einen Stengel kauen,
Die verliebten Burschen drehen
Holzmehlkugeln, braun und rund,
Während sie mit offnem Mund
Nach den roten Mädchen schauen.

GENUGTUUNG

VON HANS KARL BRESLAUER

„Nix als Aufregung hat man!" sagte Herr Adletzberger, an der für ihn reservierten Schmalseite des Stammtisches Platz nehmend und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirne. „Aus der Haut könnt' man fahr'n!"

„Ja warum denn?" fragte der melancholisch hinter seinem Bierglas sitzende Spenglermeister Oberdimpfler, „du hast kane Sorgen net, hast ein vierstöckig's Eckhaus und a junge Frau —"

„Akkarat das is, was mir's Leben sauer macht!" Herr Adletzberger tauchte den Schnauzbart in das schäumende Bier, wischte sich den Mund ab und beugte sich zu dem Freund. „Heut in der Fruah sagt mir mei Frau, daß einmal zu der Tant nach Graz fahren muaß ... Guat, sag ich, dann fahrst halt ... Sie packt ihre sieben Zwetschken z'samm und geht, und wia ich mir die Sach überleg, denk ich mir, daß es gar net so übel wär, wann ich aa mitfahren tät ... Wuppdich, setz ich mich in ein Auterl und kumm grad noch z'recht, um in der letzten Minuten in den Zug einiz'wischen ... Ich geh von ein Waggon zum andern und suach mei Frau, da find ich s' endlich in ein Halbkupé und neben ihr sitzt der Kunstmaler, der was vorigs Jahr das Atelier in mein Haus mit seine Bilder verschandelt hat und mir heut no drei Monat Zins schuldig is!"

„Uijegerl!" sagte Oberdimpfler, „Uijegerl!"

„Sag net Uijegerl!" fuhr Adletzberger den Spenglermeister an, „hör mir liaber zu ... Alsdann, z'erst hat's mich ang'schaut wia an Geist, und nachher hat's g'sagt: ‚Denk dir nur, Fabian, der Herr Loibner fährt auch nach Graz! Ist das ein Zufall? ...' Na schön, hab ich g'sagt und denk grad dran, daß es allerweil besser ist, wenn man was G'wisses woaß, als daß ma z'fruah dreinfahrt, da kommt aa schon der Schaffner, wia ma jetzt'n sagen tuat, und begehrt die Fahrkarten ... Alsdann, da hätt'st eahm seg'n sollen, den Herrn Maler! I hab glaubt, er wetzt si d' Hosen durch! Und sie erst! D' Farb hat's g'wechselt wiar a Kamelion! Na, und dann is er mit zwa Fahrkarten außerg'ruckt ..."

„Teifi ... Teifi ..." sagte der Spenglermeister Oberdimpfler. „Das wär mir gnua!"

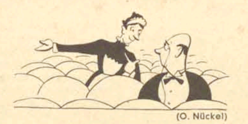
„Mir war's aa gnua!" knurrte Adletzberger. „Aber so lang, als wia der Kondukteur im Waggon war, hab i nix g'redt! Erst bei der nächsten Station hab i den Leinwandverschandler ersucht, daß er mit mir aussteigt!"

„Das kann i versteh'n! Ma will do in an so an Fall sei volle Genugtuung ham! Jawoi, das versteh i —"

„De Genugtuung, siehgst es, das is!" Adletzberger warf sich in die Brust. „Und de hab i mir g'holt! I hab eahm in Wartesaal einig'führt, unter vier Augen macht si so was leichter — daweil is der Zug davong'fahren, in dem was sie ohne Fahrkarten drinnen g'sessen is —" „Und was hast mit ihm g'macht?"

„Mit eahm?" Adletzberger blies ingrimmig die Backen auf. „Sie ölendiger Zeitpunkt — hab i zu eahm g'sagt — Sö notiger — bilden S' Ihna ja net ein, daß des Fahrgeld, was für mei Alte ausgeben haben, von dem Zins abziehen dürfen, den was mir no schuldig sein tuan! I bin a guater Mensch, aber was z'viel is, des is z'viel!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Dies geschah 1934 in Wien. In einem Boulevardtheater saß bei Beginn der Vorstellung ein einzelner Zuschauer. Nach dem ersten Akt saß er immer noch ganz allein im Theater. Da öffnete sich die Tür, die Logenschließerin trat herein, ging auf den Gast zu und sagte: „Einen schönen Gruß vom Herrn Direktor! Er läßt Sie fragen, ob Sie nicht lieber mit ihm gehen möchten. Er hat für heute abend zwei Kinokarten."

Ein Vierteljahr lang war Brigittchen bei guten Leuten auf dem Lande zu Gast gewesen. Als sie hinkam, war sie nicht viel mehr als ein miseriger kleiner Backfisch gewesen, aber als sie ging: rosig, gewachsen und gut herangefüttert. Eine Reihe netter Begegnungen mit jungen Mädchen der Umgegend hatte zu allerhand Freundschaften geführt. Und als Brigittchen schied, mußte sie sich bei allen in das Poesie-Album eintragen. Ihre liebste Freundin aber bekam ein selbstverfaßtes Gedicht, das ihre schöne Ferienzeit nebst allen Wirkungen schilderte. Es schloß:
Und schon seh meinen Leib ich sich runden, eine Folge glücklicher Stunden!

Dinge hört man, wenn man mit offenen Augen durch die Welt geht, Dinge ... Stehe ich da unlängst vor einer Auslage und kokettierte mit einem für mich Wunschtraum bleibenden Radioapparat, als zwei Damen neben mir stehenbleiben, deren kunstvoll gefärbte Dauerwellen die Preislage des schönsten Lang- und Kurzwellenempfängers übertrafen. „Du, Lia", zwitscherte die Platinblonde, „erinnerst du dich an Charly?"
„Charly? ... Charly Pointner?" dachte die Phantasietizianfarbene nach, „mit dem war ich doch verlobt! Wenn ich nicht irre, hat er vor ein paar Wochen geheiratet!"
„Ganz richtig ... Und ist auch schon wieder geschieden!" „Ja, weshalb denn nur?"
„Weil sie ihn betrogen hat!"
„Deswegen hat er sich scheiden lassen?" Das Tizianköpfchen zog die Augenbrauen vortäuschenden Tuschelinien hoch. „Da bin ich wirklich froh, daß ich ihn nicht geheiratet habe!"

Eine berühmte ungarische Schauspielerin kam auf ihrer Reise durch die Pußta in ein abseits gelegenes Dorf. Die Künstlerin mietete sich bei dem Schullehrer des Ortes ein, der ihr bald nach ihrer Ankunft auch die Klassenräume zeigte. Hierbei bemerkte sie unter anderm an der Wand eine Reproduktion der beiden Engel von dem Raffaelschen Gemälde der Sixtinischen Madonna. Als begeisterte Kunstfreundin sprach sie sofort dem Lehrer ihre Anerkennung für seinen guten Geschmack und sein Kunstverständnis aus, doch setzte dies den Lehrer in Verlegenheit und er gestand ihr: „Ja, eigentlich hab ich das Bild hier nur aufgehängt, um den Kindern zu zeigen, wie sie n i c h t dasitzen sollen!"

„Schon gehört?" wurde Jandokter von einem eiligen Bekannten gefragt. „Konsul Schellmüller ist zur Kur nach Marienbad gefahren."
„Marienbad —!" schnob Jandokter verächtlich. „Der soll sich man nich auf'n Schlips petten! Den hab ich schon gekannt, als er noch Natron genommen hat!"

Der Roman

(Hanna Nagel)



DER PARADIESVOGEL

VON HEINZ SCHARPF

Damals bei Adam und Eva. Nach der Vertreibung aus dem Paradies. Also nicht mehr in den Flitterwochen.
Das Feigenblatt Evas war bereits einer Blättermantille gewichen, der Sinn des ersten Weibes stand schon nach Pelz und Gefieder, die Mode, die Mutter allen Fortschrittes, warf ihre Schatten voraus. Adam freilich ging noch konservativ im alleinigen Schmuck seiner Haare. Auf die Entfernung hin unterschied er sich wenig von einem Großaffen, deshalb zog ihm Eva jeden Morgen mit dem abgelegten Kamm eines Schwertfisches einen kühnen Scheitel, der weithin pomadig glänzte. Lausallee nannte Adam das Gebilde; er griff ziemlich oft darnach.
Zurzeit befand sich Adam gerade auf der Jagd. Man aß nicht mehr nur Früchte vom Baum oder Rohkost von der Erde, sondern bereits Gebratenes auf englische Art mit kolonialen Zutaten. Leider herrschte schlechtes Jagdwetter, nicht das kleinste Mammut kam Adam vor den Stein, zu dem noch keine Flinte erfunden war. Auf einmal sah er einen Lämmergeier auf einen Baum einfallen. Junger Lämmergeier am Rost war Adams Lieblingsspeise. Da gab es gleich zwei Fliegen auf einen Schlag: Lamm und Geflügel. Aber der Lämmergeier war schneller als Adams Stein, dafür flog ein kleinerer Vogel in die Wurfbahn seines Geschosses. Der enttäuschte Schütze hob ihn auf und betrachtete ihn geringschätzig. Es war ein herrlicher Paradiesvogel. Besser als gar nichts, sagte sich Adam, Eva konnte ihn ja mit Nüssen füllen, vielleicht ergab er eine schmackhafte Tunke; schon Adam tunkte gern.
Als er heimkam, ruhte Eva gerade von der großen Wäsche aus. Auf einer Schlingpflänze hingen die Feigenblättchen Kain und Abels. Adam wollte die Schlafende nicht wecken, sonst wusch sie ihn vielleicht ebenfalls, er legte ihr den erbeuteten Vogel vor das Lager hin. Dann ging er an den Strand, um ein paar Muscheln zu suchen, die mit Zitronensaft beträuft, eine leckere Beilage boten. Aber die Muscheln waren ausgegangen, offenbar eingekehrt im Bauch eines naschhaften Muschelbären, dem Stammvater aller jener Bären, die wir uns so gern aufbinden lassen. Hierauf suchte er nach Brunnenkresse. Da es jedoch noch keine Brunnen gab, gab es auch nur spärlich Kresse. Darüber wurde es Essenszeit. Die ersten Menschen trugen ihre Uhr bekanntlich an der Magenwand. Adam seine hatte bereits elfmal hintereinander geknurrt und setzte nun zum zwölftenmal an. Da schmiß er den Stein, den er just einer Klapperschlange in die Klappe schleudern wollte, wie ein Maurer beim Zwölfeleuten hin, und trollte sich heim.
Unterdessen hatte sich folgendes begeben. Als Eva erwacht war, sah sie neben sich den wunderschönen Vogel. Ah, ein Geschenk Adams, rief sie beglückt und betrachtete voll Entzückens das glänzende Gefieder, es schillerte in allen Farben des Regenbogens. Türkise und Saphire, zierten den Rücken des Tieres, Smaragde in dichten Reihen schmückten die Flügel, Topase, Turmaline und Aquamarine leuchteten auf den Schweiffedern. Und ein einziger köstlicher Rubin war das Köpfchen.
Als Adam herbeikam, bot sich ihm dies (später alltägliche) Bild.
Er fand Eva über einen Wasserspiegel gebeugt und sich darin von hinten und von vorn bewundern. Um die Schultern trug sie ihre Boa constrictor, sie trug sie mit Vorliebe an warmen Tagen, aus demselben Grunde, wie die heutigen Damen mit Vorliebe ihre Platinfüchse an warmen Tagen tragen. Auf den Kopf hatte sie sich ein leeres Schwalbennest gestülpt und darauf mit einem langen Dorn den Paradiesvogel festgenagelt.
„Liebster", sagte Eva, „ich danke dir für den prächtigen Vogel. Kain und Abel wollten mit ihm spielen und ihm die schönen Federn ausrupfen, aber ich nahm ihn in meine Hut."
„Hut hin, Hut her", schrie Adam, in dessen Magen es schon halb dreizehn knurrte, „ich habe ihn zum Braten heimgebracht und nicht zur Hut."
Aber Eva bestand auf ihrer Hut, und daraus wurde im Verlauf der ehelichen Auseinandersetzungen einfach und punktum Evas Hut.
Und ganz wie es Adam mit dem ersten Hut seiner Frau erging, ergeht es noch heute vielen Männern.
Auch ich mußte mir den Paradiesreiher auf dem Schwalbennest meiner Frau vom Mund absparen.

SOLCH EIN GAUNER! VON WILHELM GROSS

„Tja, es wird heutzutage auf die verschiedenste Art und Weise betrogen", meinte mein Freund Kalle Jensen. „Aber der heimtückische Betrug ist der indirekte." Ich machte kein sehr kluges Gesicht, und er fragte auch gleich: „Verstehst du, was ich damit sagen will?" „Nein." „Hm, ich meine, daß es der offenbar so naiv und harmlos tuende Schwindler ist, vor dem man sich am meisten hüten sollte. Ich begegnete ihm neulich auf dem Fischmarkt. Gerade am ersten September war es, als die Dorschsaison einsetzte. Verstehst du dich darauf, Dorsch einzukaufen, und weißt du auch, wie ein Dorsch — was so ein richtiger Dorsch ist — aussehen muß? Schlank soll er sein — mit spitzem Kopf, dunkelgrün auf dem Rücken und mit tiefen, seelenvollen Augen. Genau so sah der Fisch aus, mit dem da ein Gauner von einem Fischhändler dastand und mir zuwinkte. Und als ich auf ihn zutrat, da streckte mir der Mann das Musterexemplar entgegen, stolz wie eine Hebamme, die dem jungen Vater das Neugeborene präsentiert.
‚Was kostet das Pfund?' frage ich. ‚25 Öre', erwiderte er. ‚Ein prächtiger Bursche, was?' ‚Und wie schwer ist er?' ‚Wollen mal sehen!' Der alte Fuchspelz nahm mit einem frommen Augenaufschlag eine Balkenwaage zur Hand. Umständlich hantierte er daran herum, als hätte er ein solches Ding noch niemals in den Fingern gehabt. Endlich legte er den Fisch auf den Teller der Waage. Doch — bums — fiel dieser fast zu Boden.
‚Donnerwetter', murmelte der Fischhändler, ‚ist das ein schwerer Bursche!' Er richtete die Waage wieder aus, nahm noch ein paar Gewichte hinzu und legte den Dorsch erneut auf den Teller. Abermals sauste der Fisch demonstrativ in die Tiefe.
Der Mann ist ein Blödkopf, dachte ich im stillen. Der hat ja keine Ahnung vom Wiegen. Aber ich werde schon aufpassen, daß er mich nicht beschummelt. Und so versuchte er es ein drittes Mal mit dem Wiegen. Doch noch immer hatte er zu wenig Gewichte aufgelegt. Schließlich las er mir wohl meine Ungeduld von der Nasenspitze ab. ‚Ach was!' erklärte er, ‚sagen wir rundweg drei Kronen für das Ganze.'
Ich überrechnete: dreimal vier macht zwölf — zwölf Pfund bloß sollte der Riesenfisch wiegen? Haha, ich sah es dem Dorsch an, wie er mir listig zublinzelte, während sein Besitzer danebenstand und mich mit seinen blauen Augen treuherzig anschaute.
Jawohl, der Mann ist ein Blödkopf, der nicht zu wiegen versteht, — das stand für mich fest. Denn der Dorsch ist gewiß schwerer als zwölf Pfund, er wiegt mindestens 15. Er sagt bloß drei Kronen, weil er nicht mit der Waage umzugehen weiß.
Ich reichte ihm das Geld und triumphierte innerlich. Er aber sah beinahe traurig aus, der verflixte Gauner, als er mir den Fisch aushändigte, als ob dieser sein Hund oder seine Braut wäre. Da traf ich unterwegs mit Mogensen zusammen. Ich erzählte ihm von meinem Kauf, und er meinte, daß ich angesichts dieses vorteilhaften Handels verpflichtet sei, meinen Freunden ein kleines Dorschessen zu geben. Nun gut, ich bat ihn, auch Johnsen und Frau zu verständigen. Sodann betraten wir zur Feier des Tages das nächste Restaurant und tranken etliche Whiskys mit Soda. Als ich schließlich zu Hause anlangte, teilte ich meiner Frau natürlich als erstes meinen Ramschkauf mit. Einen ausgewachsenen Dorsch von mindestens 15 Pfund für ganze drei Kronen. Aber die Frauen, zumal die Ehefrauen, sind ja immer so mißtrauisch und skeptisch und wollen stets alles besser wissen. ‚Pah, der Dorsch da soll 15 Pfund wiegen?' Geringschätzig schüttelte sie den Kopf. ‚Sagen wir also 16', versuchte ich einzulenken. ‚Oder sogar 17. Der Fischhändler hat sich eben selbst betrogen. Aber was kümmert mich das! Dieser Dummkopf. Ich kenne kein Mitleid mit Leuten, die sich selber betrügen.'
Doch da wurde meine Frau auf einmal fuchsteufelswild und schimpfte, ich sei betrogen worden, weil ich mich selber betrogen hätte. Was ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen konnte, — wir zankten uns heftig. Zuletzt ergriff meine Frau den unseligen Fisch und lief damit zum Gemüsehändler hinunter. Ich folgte ihr auf dem Fuße, — wollte ich doch meinen Triumph auskosten.
„Na, und weißt du", schloß Kalle Jensen seinen Bericht, „was der Dorsch tatsächlich wog? Genau zwölf Pfund, haargenau aufs Gramm. Akkurat drei Kronen also war er wert. Der Fischhändler, er betrog mich, indem ich mich selber betrog. Solch ein Gauner!" (Aus dem Dänischen von Werner Rietich.)

Hamlet John Bull

(Erich Schilling)



„Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage!"

IHRE ANGELEGENHEIT

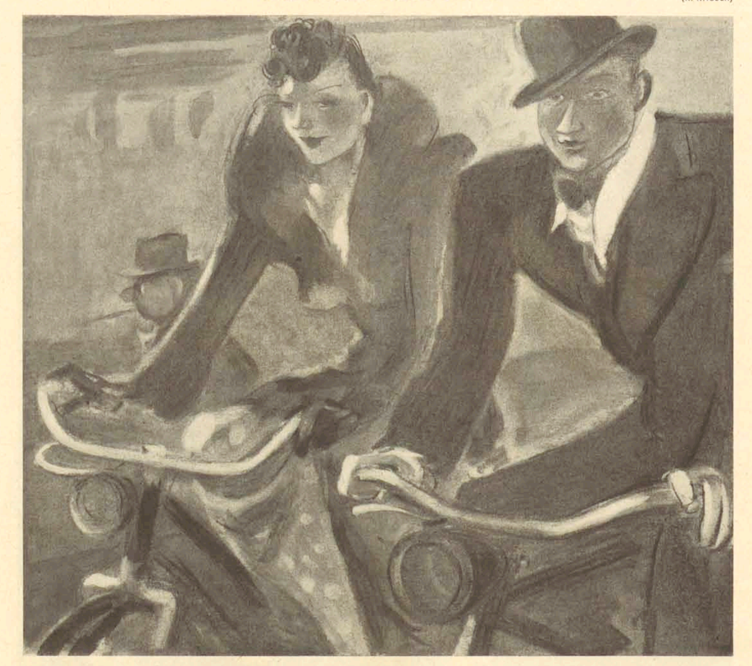
„Ich liebe Ihre Tochter", erklärte der junge Mann dem Millionär, „und bitte um Ihre Hand."
Prüfend hing der Blick des erfahrenen Geschäftsmannes an dem Bewerber: geschniegeltes Bürschchen, hochtrabender Titel, aber mittellos und ohne nachweisliche Beschäftigung ...
„Ich habe durchaus nichts dagegen", erwiderte er höflich, „daß Sie an Daisy die entscheidende Frage stellen. Ich verspreche Ihnen sogar, meine Tochter in keiner Weise zu beeinflussen. Sie hat eine gute Erziehung und Ausbildung genossen, und ich habe ihr beigebracht, wie man den Handelsteil einer Zeitung richtig liest. Wenn sie trotzdem nicht versteht, nein zu sagen, dann — verdient sie kein besseres Los!"

HYDE-PARK-BALLADE

Eines Sonntagmorgens ging Tom, sieben Jahre alt, Sohn reicher Eltern, im Hyde-Park spazieren. Drei gute Butterbrote, Sandwichs mit edlen Würsten belegt, stillten seinen Appetit zum Frühstück, als ein armer Knabe den Weg kreuzte. Ich sollte ihm eines meiner Brote abgeben, sann Tom, als er das erste schon vertilgt hatte. Doch denke ich, meinte er weiter, ein Brot dürfte genügen; also aß er, immer noch zögernd, auch das zweite Sandwich auf. Nun hatte er nur noch das dritte Butterbrot zur Verfügung. Ach, ich werde es teilen, halb und halb, fifty-fifty, rechnete Tom nunmehr. Und als er die Hälfte des dritten Sandwich in den gesättigten Magen gestopft hatte, mußte er grinsen: Könnte ein halbes Sandwich den Hungernden noch wesentlich bereichern? Kaum! Also vertilgte er auch die letzte Hälfte des letzten Brotes ... Was soll daraus einmal werden —!

Unterschiede

(R. Kriesch)



„Edith, du bist recht kühl zu mir, seit mein Wagen stillgelegt ist."
„Ja, ein eigenes Rad schafft Distanz, mein Lieber!"

„BÄHLAMÜ" / VON EDI STEINER

Max saß nach mehrmonatigem Krankenhausaufenthalt erstmals wieder im Englischen Garten und freute sich der warmen Augustsonne, die an diesem Tage ausnahmsweise schien. Neben ihm hatte sich ein seidenbestrumpftes Kindermädchen niedergelassen, das einen Säugling auf wohlgeformten Knien hutschte und dazu traumverloren in den hellen Nachmittag summte: „Du hast Glück bei den Frau'n, Bel ami . . .",„ Was singen Sie da Nettes?" fragte Max die Weißbehaubte. — „Das kennen Sie nicht?"

Sie war ganz Verachtung und musterte Max, als hätte er einen Lustmord begangen. Max wurde rot und schlich wie ein aus dem Paradies Vertriebener von dem Grünen weg ins Stadtinnere. Bei einer Tasse Kaffee Hag versuchte er sich wieder zu sammeln. Er kam nicht dazu. Aus dem Lautsprecher quollen süß wie Himbeerbonbons die gleichen Töne, deren Unkenntnis ihm eben die Antipathie des Kindermädchens eingetragen. Er mußte gestehen, daß der Schlager Schwung hatte. Er lächelte. Leichte Musik ist zuweilen kräftigender als ein Moorbad. Von Takt zu Takt glaubte er die fortschreitende Genesung zu spüren.

Auch auf dem Nachhauseweg begegnete er dem „schönen Freund". Von der Fünf-Uhr-Tee-Musik eines Tanzcafés wehte es ihm wieder entgegen: „. . . soviel Glück bei den Frau'n . . ." Weiter vorne hing vor einem Musik-Konservenladen ein Pappschild „Bel-ami-Platten ausverkauft!"

In der Straßenbahn blätterte Max im Generalanzeiger und las: „Astoria-Palast — Der große Schlager der Saison — der Spitzenfilm des Jahres: ‚Bel Ami' — Seit acht Wochen auf dem Spielplan!" — Acht Wochen! Max wußte, daß er nie in den Astoria-Palast gehen würde und dankte Gott, daß er nicht Platzanweiserin in dem Kino war. Über die zwei Treppen zu seiner Wohnung ging's etwas langsamer als sonst. Durch die halboffene Küchentür verriet ihm Viktorias öliger Alt, daß Bel ami zwar kein Held, doch ein Mann sei, der gefällt. Max gab der Köchin sofort Urlaub und sperrte sich in sein Zimmer ein. Mißtrauisch drehte er den Lautsprecher an. Sportreportage! Endlich etwas Vernünftiges! Sichtlich beruhigt lauschte Hans dem Bericht: „Wir bringen Ihnen jetzt einen Ausschnitt aus der großen Segelregatta auf dem Chiemsee, die heute morgen bei strahlendem Sonnenschein und kräftiger Südwestbrise einen vielversprechenden Anfang nahm. Wir befinden uns mitten im Rennen der Boote der Klasse A. In Führung liegt mit Abstand immer noch Manfred von Neuheims schnittiger ‚Bel ami', der eben mit einer fabelhaften . ."

Gereizt wie ein Tiger riß Max die Schnur aus der Dose und trat ans Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Die Abkühlung blieb aus, dafür sangen die Kinder im Hinterhof mit beachtlicher Lautstärke: „Du hast Glück bei den Frau'n, Bählamü . . .!" Das Fenster knallte zu, daß die Scherben flogen. Es gab nur noch eines: Flucht! — Mit Zahnbürste und Kursbuch rannte Max zum Hauptbahnhof und löste eine Karte nach dem verlassensten Nest, das er im Fahrplan finden konnte.

„Haben Sie anständige Reiselektüre?" fragte er mit dem Blick eines Schlangenbeschwörers den Buchverkäufer am Bahnsteig.

„Gewiß, mein Herr! Etwas ungemein Pikantes sogar! Hier: Maupassants ‚Bel ami'! Augenblicklich am meisten gefragt und nur zwofünfundachtzig in der neuen Volksausgabe!"

„Idiot!" brüllte Max und sprang mit dem Aufwand seiner letzten Kräfte ins Coupé. Konversation mit Mitreisenden ging er aus dem Wege. Außerdem hatte er für alle Fälle einen Revolver bei sich. — Nach zweimaligem Umsteigen und längerer Fahrt mit einem Bauernschäserl landete er in einem einsamen Gebirgsdorf, wo man weder Rundfunk noch Zentralheizung kannte, mietete sich bei einem armen Häusler ein und platzte beim Unterwirt — Gott, welch glückliche Fügung! — mitten in einen kernbayerischen Heimatabend mit Schuhplattlern, Jodlern und Schnadahüpfln.

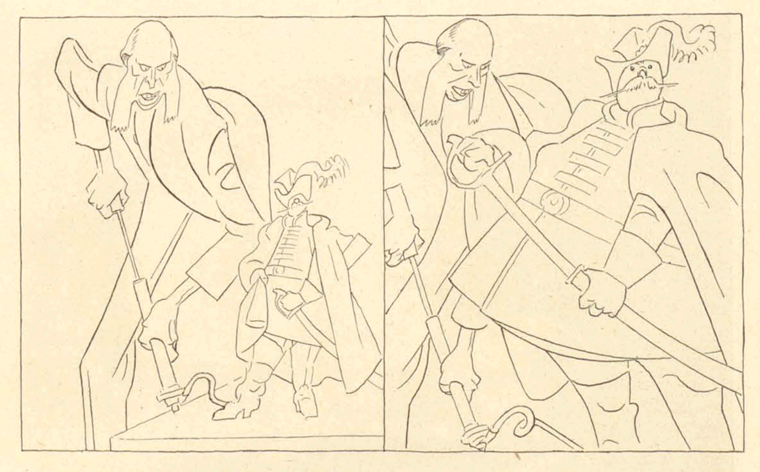
Max strahlte wie ein reichbeschenktes Kind. „Brav, Leut'ln, brav!" rief er zum Schluß begeistert und sprang zum Podium vor. „Euer Gsangl is halt was Schön's! Und jetzt" — mit diesen Worten warf er einen Taler auf den Musikantentisch — „jetzt singt's ma no was b'sonders Fein's!"

Um fünf Mark taten sie's gerne, stimmten Zither und Gitarre und fingen mit der Urkraft ihrer Älplerstimmen an: „Du hosch Klück boi dön Pfraun, Bählamü . . ." Max wurde ohnmächtig und mußte sofort zum nächsten Arzt gebracht werden.

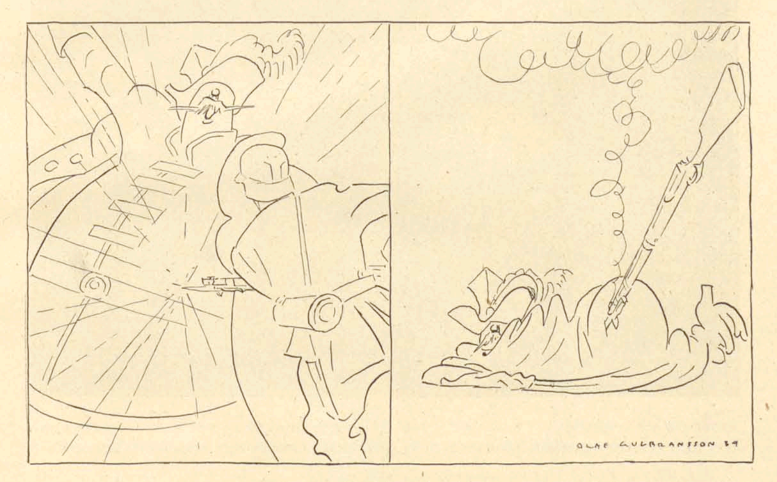
Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. Juli 1937. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Odem Englands

(O. Gulbransson)



„Eine Großmacht soll Polen werden!“ „Noch größer . . .“



„— — — — — — — — — — — — —“ „Goddam, jetzt ist er an was Spitzes gekommen!“

In München / Von Klaus Josef-Uhl

In München strömt die Isar grün
und bogig durch die Häuserstadt.
Die Götter auf den Brücken stehn
und lagern hüftig, schenkelglatt.

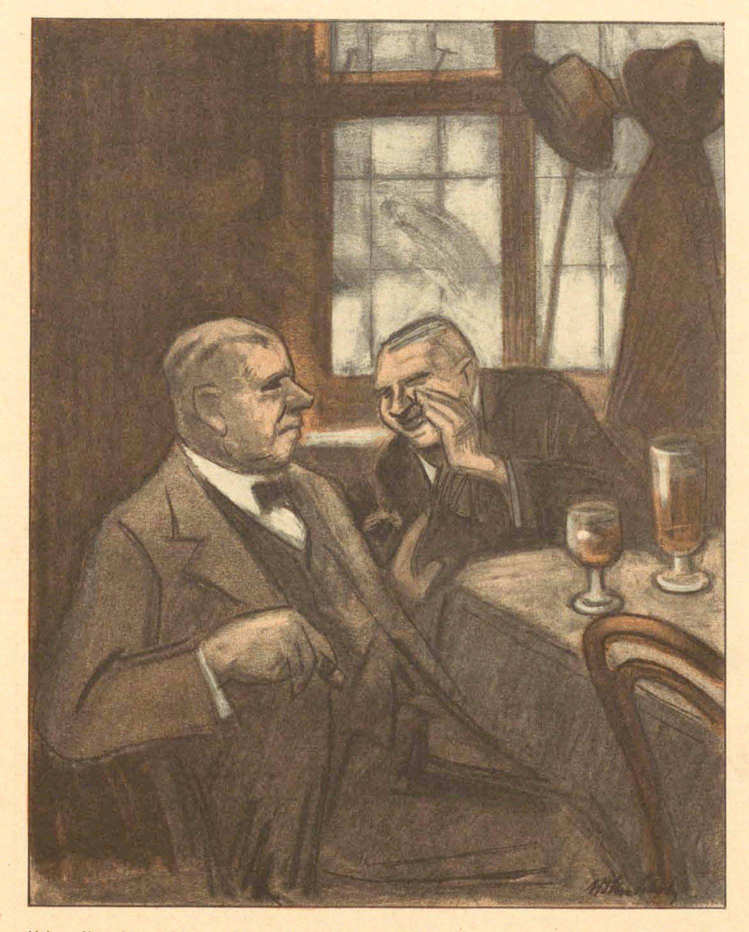
Die Isar drunter rauscht und schäumt
seicht über Steingeröll und Kies.
Flußnebel schwärmen Arm in Arm
unter der Brücke hin am Gries.

Die Auen stehn und steigen jetzt
baumkahl das Ufer schwarz hinan.
Im Runde reihet Dach bei Dach,
stößt Kuppel, Turm am Himmel an.

Der weidet rings schafherdengrau
ob Stadt, Hochebene und Strom.
Aus kupfergrünen Hauben brummt
grantig hervor der Frauendom.

Gerüchtler

(Wilhelm Schulz)



„Haben Sie schon gehört . . . ?" — „Nichts hab' ich gehört; aber Ihnen möcht' ich dringend raten, nicht bloß Ihre Lampe daheim, sondern auch Ihr geschätztes eigenes Licht gründlichst abzublenden!"

WESENTLICHES

Die edelsten Bäume haben den langsamsten Wuchs, dafür aber das dauerhafteste Holz. Nur Unkraut schießt rasch.

Gute Gesinnung läßt sich vortäuschen. Gutes Können nie.

Ein Rekrut, der die Uniform nicht mit der heimlichen Hoffnung anzieht, später vielleicht einmal General zu werden, der ist kein echter Soldat.

Das deutlichste Zeichen der Unselbständigkeit: Mit der Mode zu gehen!

Mit den Malern ist das so: Als Akademieschüler malen sie die weiblichen Akte unbedenklich nach dem Modell; als gereifte Künstler dankbar nach dem Leben; und im Alter nachdenklich nach dem Gedächtnis.

Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Brille nicht.

Wenn wir von einem Hündlein sagen: Schau, hat es nicht Augen wie ein Mensch? Dann meinen wir immer einen guten Menschen, nie einen hündischen.

Fährt eine Königskarosse daher, dann tut der Lakai auf dem Bock immer viel unnahbarer als der Herr im Wagen.

Vieles, was sich eingebürgert hat, hat sich eigentlich nur eingespießert.

Auch betagte Frauen sind gern eitel. Sogar Mutter Erde hat noch keinem verraten, wie alt sie eigentlich ist.

Von Heinz Steguweit

München, 15. Oktober 1939
44. Jahrgang / Nummer 41

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englands Selbsteinkreisung

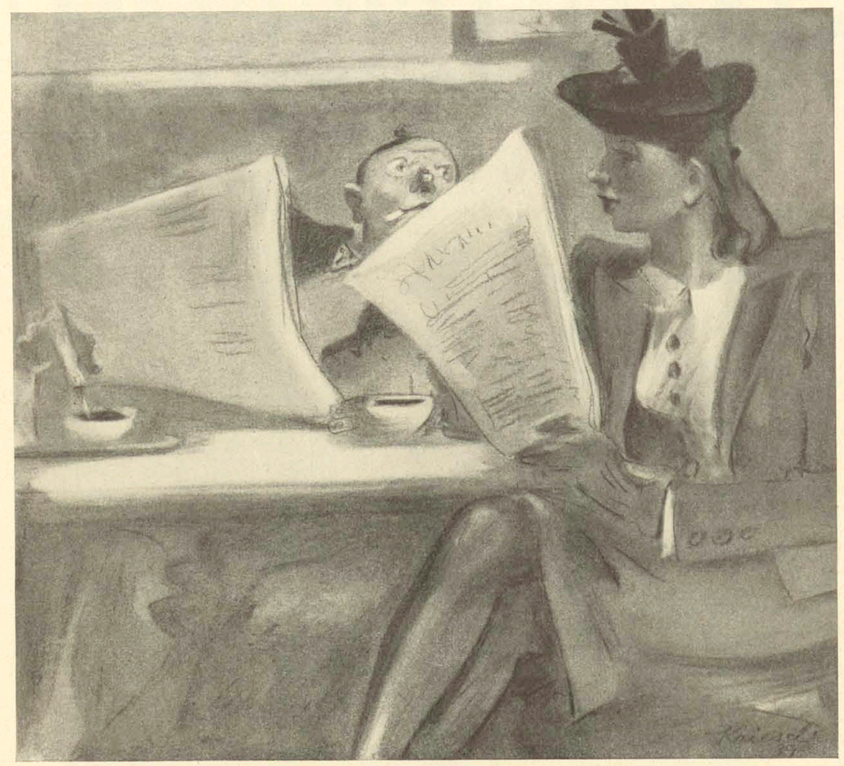
(Karl Arnold)



„Gefahr von unten und oben — eine Situation, aus der man sich schwer herauslügen kann!"

Astrologie

(R. Kriesch)



„Hör mal, Eduard, da steht als Heiratsanzeige ‚Stiermann sucht Löwenfrau'!"
„Na, der Tierpark wird sich freuen, wenn die Mischung gelingt!"

VIELE GRÜSSE

VON WALTER FOITZICK

Wenn man sich verabschiedet, jemandem die Hand drückt, seine Verbeugung macht, dann, ja dann muß eigentlich immer noch etwas gesagt werden, was den Abschied umgibt, wie Reisrand das Huhn, umfließt, wie Soße den Braten. Was sagt man da? „Schönen Gruß zu Hause", „Grüßen Sie Ihre Tante", „Empfehlen Sie mich der Frau Gemahlin". Aufträge über Aufträge.

Es gibt Leute, die können einem nicht ihre Patschhand beim Abschied reichen, ohne irgendeinem Menschen auf der Welt Grüße zu bestellen. Es sind die Schwerarbeiter der Höflichkeit, die Gewohnheitsgrüßer, denen die Grüße nur so aus dem Munde tropfen. Diesen Gruß der ganzen Welt! Ah, welche Höflichkeit und wieviel gute Sitte!

Und was tut der andere? Gar nichts tut der andere. Er schluckts runter und gibts nie wieder von sich, all dieses Gegrüße an Tante Anna und Onkel Eduard, an Lieschen und die Empfehlung an den Herrn Direktor. Zum einen Ohr gehts hinein und zum andern wieder hinaus, ohne drinnen irgend welche Störung zu verursachen.

Aber wenn mans recht bedenkt, sind diese Grüße auch wieder ganz praktisch, im Falle man zu Hause gefragt wird: „Na, was hat denn Dr. Wirzinger gesagt?" Sie haben längst vergessen, was Dr. Wirzinger gesagt hat, aber was kann er schon gesagt haben, irgend etwas über die Verdunkelung oder ob England... und ob Frankreich..., was man halt so spricht, wenn man gerade eine Tasse von dem guten und so überaus bekömmlichen Malzkaffee unter dem Herzen hat. Ja und wenn einen nicht alles täuscht, hat er natürlich auch Grüße aufgetragen. Es können herzliche Grüße sein oder schöne oder ergebene, je nach Wahl, Nichtpassendes ist zu durchstreichen.

Sehen Sie, wie gut das ist, wenn Sie die obige Frage mit den Worten beantworten können: „Er hat dich grüßen lassen". Was kann es schaden, wenn er nicht hat grüßen lassen und man läßt ihn doch Grüße bestellen. Auf einen höflichen Menschen mehr oder weniger wirds auch nicht ankommen.

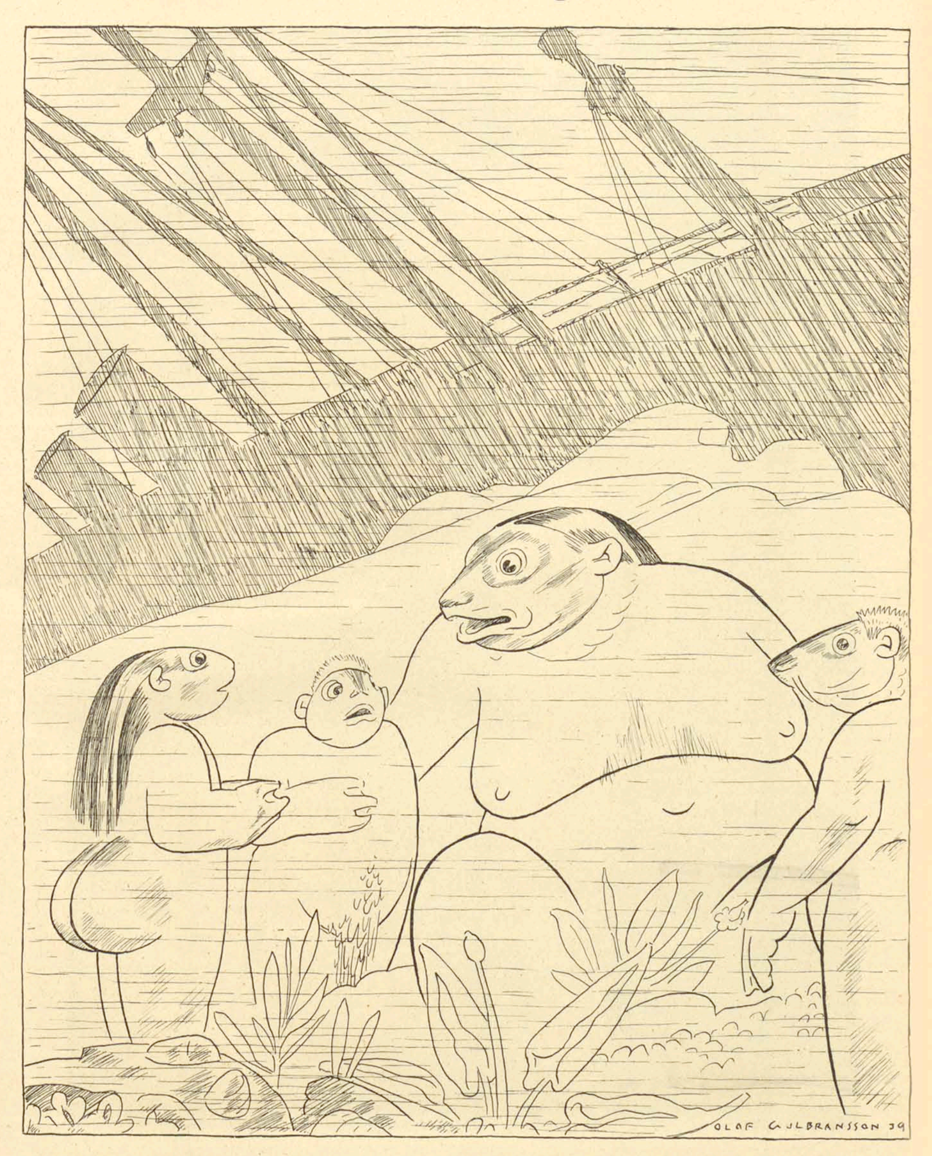
Es gibt auch Sammelgrüße, Wurfsendungen in Grüßen. Sagt da einer: „Wenn Sie nach Weißhamm kommen, grüßen Sie alle recht schön von mir." Alle? Dieser bequeme Mensch hat sich nicht einmal überlegt, wen man grüßen soll und wen man nicht grüßen soll. Einfach alle! Ich kann mir aussuchen, wer „alle" sind. Ich sage euch, solche Grüße kommen nie ans Ziel. Die Überbringer der Grüße müßten denn ältere Damen sein, deren Hauptbeschäftigung es ist, herzliche Grüße von Haus zu Haus zu tragen und deren Berichte über Vorgefallenes im befreundeten Lager meistens damit beginnen, daß sie sagen: „Zuerst lassen alle einmal herzlich grüßen". Hören Sie, schon wieder „alle". Hier werden nicht nur alle gegrüßt, sie grüßen sogar alle. Seit umschlungen Millionen!

Ältere Tanten flechten geradezu ein dichtes Netz von Grüßen über das Land, und wenn man ihren Bestellungen glauben könnte, gäbe es überhaupt keine herzlichen Abneigungen innerhalb der Bekanntschaft und Verwandtschaft.

Ich habe jetzt Grußtage bei mir eingeführt. Ich sage einfach: „In dieser Woche hat Müller dreizehnmal herzlich grüßen lassen, Pfister sechsmal ergebenst und Eder und Pflieger elfmal nur so. An Empfehlungen fielen an: sechs." Ich glaube damit allen Wünschen gerecht geworden zu sein.

Auf dem Meeresgrund

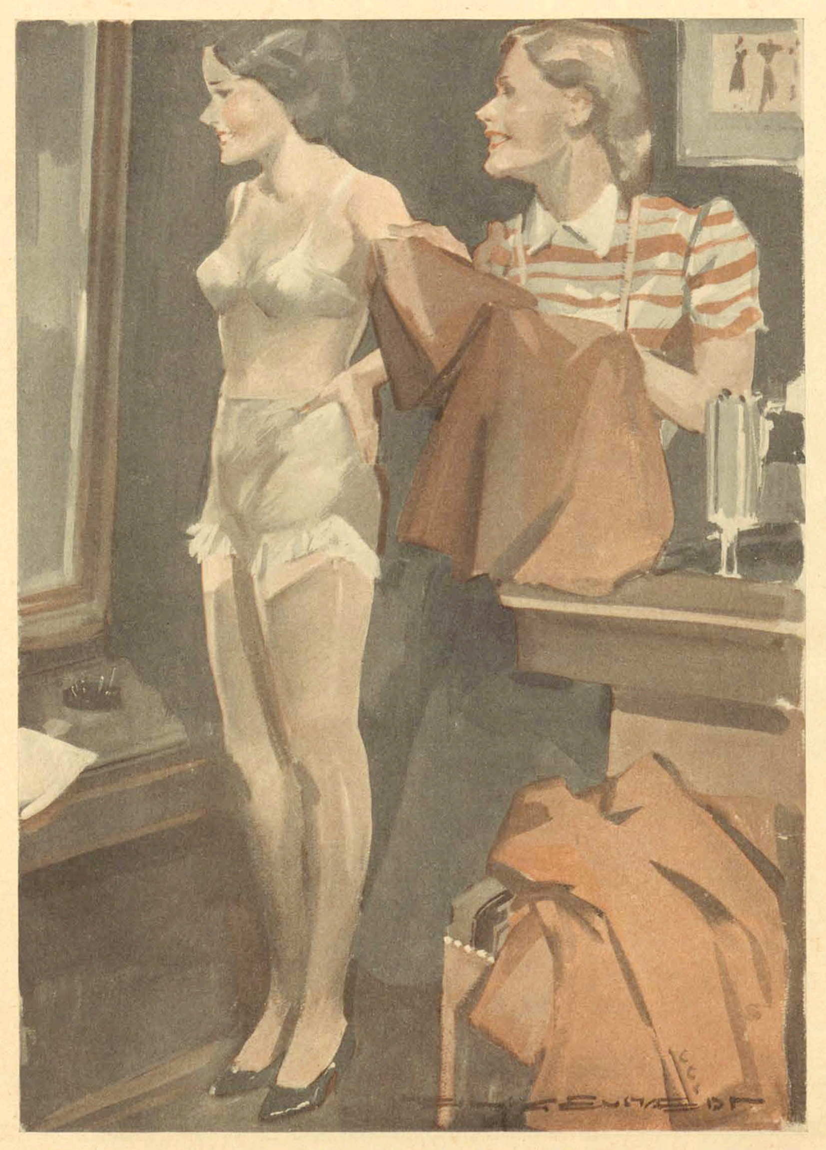
(O. Gulbransson)



„So, meine lieben Kinderchen, jetzt will ich euch das alte englische Märchen von der Athenia erzählen . . .“

Anprobe

(K. Heiligenstaedt)



„Finden Sie nicht, daß ich schrecklich dick geworden bin, Frau Prösel? Ich habe überhaupt keine Taille mehr!" — „Dafür haben Sie sonst noch recht hübsche Sachen, gnädige Frau!"

DER FLECK AUF DEM TEPPICH

VON KÄTE BIEL

Obgleich das Schicksal sie in den Rollen Zimmerherr und Vermieterin zusammengeführt hatte, blieb Frau Tübbels natürlich das, was sie war: eine Dame, und wenn sie die Hemden ihres Untermieters wusch, so trocknete sie diese weit entfernt von ihren Büstenhaltern. Auch auf der Wäscheleine hing das blanke Schwert der Zucht zwischen ihnen.

Hunold Reichwin sah gut aus, aber er blickte so schüchtern, als sei er als langohriger Insasse eines Kaninchenstalles zur Welt gekommen. Er nahm mit prüfender Vorsicht von Bett, Sessel, Waschbecken und Schreibtisch Besitz, und hütete sich, etwa das gleiche auch nur dem Anschein nach von Frau Marianne zu tun, der die vergangenen Jahre eine Ehescheidung und — wie sie Hunold vertrauensvoll erzählte — eine grundsätzliche Verachtung für Männer gebracht hatten.

Als einzige Spuren seines Wirkens in ihrem Heim hatte der als schuldig geschiedene Bankbeamte ihr zwei kleine blonde Jungen und ein Bild hinterlassen, ein großes Aquarell, über das Hunold beträchtlich staunte.

Das Sujet — eine in anscheinend galvanisierte Tüllschleier verpackte Elfe und ein magerer brauner Faun — schien ihm als Öldruck irgendwie vertraut.

„Nein!" sagte Frau Tübbels unbefangen. „Dies ist richtig gemalt. Mein geschiedener Mann hat es nur nach einem Öldruck kopiert!"

Sie hatte einen zierlichen Körper und eine so kompakte laute Stimme, daß sie Hunold etwas auf die Nerven fiel. Im übrigen aber besaß er natürlich seine eigenen Interessen, und mit diesen konnte es möglicherweise zusammenhängen, als eines Tages eine junge Dame kam, sich im Zimmer umblickte, und dann nach dem Stapel frischgewaschener Taschentücher griff, der auf dem Tisch lag, und ihn Hunold an den Kopf warf, so daß die unschuldigen weißen Wimpel wie abgeschnittene Engelsflügel an dem Erschreckten herabsanken.

Einige Tage später kam eine andere, und dann wieder die Taschentuchsportlerin, und dann kamen zeitweilig alle beide, und nachdem sie einander bei diesem Anlaß einmal begegnet waren, hörte ihr Erscheinen schlagartig auf.

Frau Tübbels, prall mit Vitalität gefüllt, sagte nichts zu diesen Vorgängen. Hunold befand sich noch zu neu unter ihren Vermieterinnenhänden, als daß sie es gewagt hätte, auf ihn ihre Herrschsucht auszudehnen.

Damit begann sie erst einen Monat später.

„Herr Reichwin! — Da ist ein Fleck!" sagte sie streng und deutete auf den hellgrau belegten Boden.

Hunold, der die ihm angeborene Energie wie ein Geheimnis hütete, lächelte gequält. „Ach . . .", sagte er dann erleichtert, „der war doch schon, als ich einzog!"

Im Laufe der folgenden Unterhaltung blieb die Sachlage ungeklärt, weil Hunold es ablehnte, Schuldgefühle um Dinge zu haben, die ihn nichts angingen.

Frau Tübbels lächelte steinern und schwieg.

Desto nachdrücklicher aber sprachen sich Peter und sein Brüderchen aus. Sie kamen, blondlockige Stückchen Sonnenschein, herein. „Wir wollen den Fleck sehen!" sagten sie begehrlich.

Und nachdem die arglosen Kinderseelen sich an dem Anblick der dunklen Stelle gelabt hatten, entschieden sie, leuchtend vor Gerechtigkeit: „Du wieder wegmachen!"

Hunold erschrak. Sollte die Mutter die Münder der Unschuld zu Sprachrohren ihrer Meinung benutzt haben? Immerhin: er ging in sich und kaufte ein Fleckwasser.

Nahe unter seinen Augen blühte der Teppich nun wie eine Landschaft auf. Hunold wurde innerlich unsicher, als er noch andere Flecke entdeckte, die der blaßgraue Bodenbelag in sein ebenmäßiges Muster aufgeschluckt hatte. Sollte vielleicht doch er selbst . . .? — Eine halbe Ölsardine, vom Tellerrand gleitend, ein Tropfen Haarwasser, etwas zerkrümelter Keks?

Hunold wurde jetzt sehr häuslich. Alle bösen Süchte und Lüste fielen von ihm ab. In der traulichen Stille seines Zimmers kniete er verträumt auf dem Teppich, ein Liedchen vor sich hinsummend und mit Fleckwasser hantierend.

Im übrigen hatte er mit den Kindern des Bankbeamten Freundschaft geschlossen. Drei Männer, mögen sie auch verschiedenen Alters sein, können sich ja immer miteinander verständigen, wenn sie auf dem Boden sitzen und mit einer elektrischen Eisenbahn spielen.

„Sie sind so solide geworden!" sagte Frau Marianne in etwas mühsam scherzendem Tonfall. „Zuerst dachte ich . . .", und sie brach ab. Sie dachte natürlich an die beiden Damen, und Hunold wußte das und lächelte abweisend. Er fürchtete sich vor Frau Tübbels, denn sie hatte ihm erzählt, sie sei ein edeldenkender und feinfühliger Mensch, und es entsetzte ihn, daß jemand in solcher Unkenntnis über den eigenen Charakter vor sich hinleben konnte.

Während Hunold im stillen Frau Marianne als etwas neidisch, etwas klatschsüchtig und etwas kleinlich zergliederte, hatte diese in seliger Ahnungslosigkeit Gedanken darüber, daß für die Kinder doch gesorgt und daß es einfach unmöglich sei, mit einem so weichen, nachgiebigen und sanften Mann nicht glücklich zu werden . . .

Obgleich Hunold Frau Tübbels keineswegs als edeldenkend anerkannte, führte er dennoch ein ausgeglichenes Leben, das durch die Anwesenheit der beiden Sonnenscheine weitgehend verharmlost war. Dort, wo kleine Kinder sind, vollziehen sich manche Dinge mit unschuldiger Natürlichkeit, und es gibt zwanglose Diskussionen bezüglich dieser und jener Vorgänge, über die Erwachsene grundsätzlich schweigen.

Als der Teppich beinahe zur Gänze gereinigt war, machte Hunold die Entdeckung, daß sich in seinem Zimmer etwas Spukhaftes zutrug.

Jener erste, inzwischen längst beseitigte Fleck im Schatten der Couch begann unvermittelt wieder Farbe zu bekommen. Er tauchte auf wie eine Insel aus südlichen Gewässern.

Natürlich wurde er sofort beseitigt.

Am nächsten Abend war er wieder da.

Das Spiel zwischen Hunold und dem Fleck ging tagelang weiter. Der Fleck kam, wurde entfernt und war nach schicklicher Frist abermals vorhanden.

Manchmal überrieselte es Hunold kalt. Er rang mit dem Fleck wie ein mittelalterlicher Mensch mit dem Dämon in seiner Brust gerungen haben mochte, aber der Fleck war stärker als er.

Herbstwanderung

Von Dr. Owlglaß

Die Kleider sind zerschlissen,
genagelt sind die Schuh'.
Die himmlischen Kulissen
gehn auf und wieder zu.

Gehn auf — und blaue Buchten
spalten den Nebelschacht.
Gehn zu — und Wolken wuchten
und regnen Tag und Nacht.

Wir lassen uns nicht graulen.
Wir setzen Schritt vor Schritt
und schimpfen nicht und maulen
und nehmen jeden mit.

Es muß nur in ihm brennen
ein steter, klarer Schein.
Und schweigen muß er können
und gut zu Fuße sein.

Hunold überlegte alle bösen Taten seines Lebens, die eine Warnung aus dem Zwischendimensionalen gerechtfertigt hätten. Er fand nicht genügend. In einem Anfall von Verzweiflung beschloß er, zur gründlichen Auflösung des Spuks Salzsäure zu verwenden. Aber die Auswirkungen des dadurch hervorgerufenen Lochs waren wohl nur einigermaßen zu kompensieren, wenn man sich entschloß, Frau Marianne vorbehaltlos als edeldenkend anzuerkennen . . .

Und das wollte Hunold nicht gern.

Eines Abends kehrte er etwas früher als üblich in sein Heim zurück. Und da lösten sich alle Rätsel . . .

In seinem Zimmer lag Frau Tübbels auf den Knien, einen feuchtdunklen Lappen in der Hand, und zwang den Fleck zu prunkvollem Wiederauferstehen —

„Herr Reichwin!" Marianne stieß einen zitternden, leise quietschenden Seufzer aus und stürzte schamüberwältigt hinaus.

Hunold betrachtete nachdenklich den düsteren Lappen. Er begriff, daß Frau Tübbels ihn, nachdem die vorhandenen Teppichflecke immer mehr zusammengeschmolzen waren, mit einer neuen Arbeit an ihr Heim zu fesseln getrachtet hatte, damit er der Möglichkeit beraubt werde, abends auszugehen und andere Damen kennen und vielleicht lieben zu lernen . . .

Hunold trat an den Spiegel und zog die Krawatte zurecht. Dann ging er, ein glattgebürsteter, repräsentabler Rachegott, nach nebenan, wo Frau Tübbels erwartungsgemäß weinend auf dem Sofa saß. Über ihr hing in satten Farben die Kopie nach dem Öldruck, und Hunold fiel in diesem Augenblick beiläufig auf, daß Frau Tübbels ähnlich rosignackte Arme hatte wie die dürftig verhüllte Nymphe, deren leuchtende Fleischgefilde der Faun bekümmert betrachtete, vielleicht in der Überlegung, ob es angebracht sei, nun Einschlägiges zu tun.

Marianne schluchzte. Auf ihre rotbraunen Locken fiel das Licht. Ihre Beine waren hübsch und ihre zarten Schultern bebten. Hunold kam näher.

Plötzlich befand er sich in jenem biologisch bedingten Zustand, der ihn denken ließ, daß Marianne Tübbels ja doch ein edeldenkender und feinfühliger Mensch war! — Wie hatte er sich bisher nur so täuschen können . . .

Und so nahm er denn der Weinenden die Hände von den Augen.

„Die restlichen Flecke, Marianne, die machst du selbst weg!" befahl er sanft, „und die grünen Sessel hier müssen einen neuen Bezug haben, und die rote Diwandecke soll weg, und dem Kleinen müssen die Haare geschnitten werden. Und dann, was ich dir schon lange sagen wollte: du darfst nicht so schreien, wenn du mit den Kindern sprichst, und Peter soll nicht den ganzen Tag Bonbons essen — deshalb hat er nämlich mittags keinen Appetit! — Und zur Hochzeit laden wir nur ganz wenig Leute ein. Was, Marianne?"

„Ja!" sagte Frau Tübbels, glühend warm und dennoch sehr verwirrt.

Es war nicht nur das Glücksgefühl oder das schlechte Gewissen wegen der Fleckenerzeugung, das sie beben ließ, es war auch eine Erkenntnis. Sie sah nicht nur strahlend, sondern gleichzeitig unbeschreiblich verwundert aus, verstört beinahe, so etwa wie ein junges unerfahrenes Huhn, das, im Glauben, ein liebenswürdiges eßbares Korn gefunden zu haben, leicht und widerspruchslos überzuschlucken, entdecken muß, daß das Korn, anscheinend verzaubert gewesen, plötzlich märchenhaft seinen Umfang ausdehnt, um nun seinerseits das Huhn zu schlucken . . .

Hunold Reichwin kam immer noch etwas näher. „So ist das Leben nun einmal, Marianne . . .", sagte er gütig und fühlte sich mit Recht in der Position des weitaus Stärkeren.

„Ach, Hunold . . .", sagte Marianne.

Und dann war es ruhig.

Nur der Mond schien gleißend durch das Fenster und beleuchtete die Kunstleistung des Bankbeamten. Der Faun, ewig zum Augenblick vorher verurteilt, hockte still auf seinem Platz, und tat nichts; Hunold Reichwin aber war in Bewegung.

Hexen tanzen um den Mond

(Fr. Bilek)



DIE ZWILLINGSSCHWESTER

VON EDMUND BICKEL

Begrüßt mich meine Milchfrau in ihrem nach Molkereierzeugnissen aller Art duftenden Laden, dann kann ich überhaupt nicht vergessen, was ich zu kaufen habe. An Frau Emerentia Zitzelsberger hätte unter anderem auch der Kunstmaler Peter Paul Rubens seine helle Freude gehabt. Sie ist eine ebenso eindeutige wie wirksame Werbung für den gesteigerten Trinkmilchabsatz. Leicht mag sie es nicht haben, vermute ich, wo man doch schon hört, daß sogar Säuglingen manchmal die Milch am Magen liegt. Bei Frau Zitzelsberger ist das aber ständig der Fall. Ich schätze sie unter Milchhändlern auf je zehn Liter ohne Überschank. Aber seelisch ist sie dafür genau umgekehrt gebaut, eine sehnende Romantikerin, eine Sylphe. Weder geistig noch körperlich würde man ihr da auch nur einen Tropfen Milch zutrauen. Wer es nicht oder nicht mehr genau wissen sollte: Sylphe ist ein auch für Jugendliche freies Wort, und bedeutet so viel wie weiblicher Luftgeist, was aber mit Akrobatik am hohen Reck oder Trapez nichts zu tun hat. Um ihren Bedarf an handelsüblicher Romantik zu decken, liest Frau Zitzelsberger Romane. Solche gibt es für jeden Geschmack. Es ist allerdings Geschmacksache, bei manchen von Geschmack zu sprechen. Jedenfalls hat meine Milchfrau auf diesem Gebiet keinerlei Versorgungsschwierigkeiten. Offenbar gibt es doch allerlei Verfasser, die ihr zusagen, da sie sozusagen literarische Milchgeschäfte betreiben. Sie erfreuen sich der Annehmlichkeit, daß bei ihnen kein bestimmter Wassergehalt vorgeschrieben ist, so daß manche mit einem beachtlichen Gefälle arbeiten. „Sie, dees is wieder ein scheener Romahn, den wo i da grad lies", erzählte sie mir neulich, „wissens grad a so als wia im Leben! ‚Die Zwillingsschwester' hoaßt er. Mei', so vui g'woant hab' i schon. Wissens, i hab' nämli früher aa amoi a Zwillingsschwester g'habt. Mari hat's g'hoaßn. O mein'. Mit fuchzehn Jahr is vo dahoam furt und pfeilgrad nach Amerika ausg'wandert, unser Mari. Wia runtergrissen ham mir zwoa uns ähnlich g'sehgn. Is vielleicht besser g'wesn, daß furt is. Und wissens scho, wias is. So schön staad hamma nix mehr von ihr g'hört. Mir ham ihr ja aa nia net g'antwort, wenns g'schriebn hat. Aber wia i dees g'lesn hab', wia sich die Zwillingsschwester aus der Fremde plötzlich ihrer Zwillingsschwester in der alten Heimat zu erkennen gibt, da is ma unser Mari do wieda eing'falln. Vielleichd hats an Millionär kriagt, an schwerreich'n, und die zwoa ham koane Kinder net, und eines Tages, wenn ma grad nix denkt, na kimmt a Mordstrumm Erbschaft daher. A Bekannte von unserer Hausmoasterin ihrn zwoatn Mo, die wo von a altn Zigeinerin im Boarischen Woid s'Kartnschlagn g'lernd hot, die hot ma scho vor Jahrn g'sagt, ‚Frau Zitzelsberger', hats g'sagt, ‚Sie werd'n no amoi an mi denka, wenn's nimma an mi denka, sie erlebn eine Überraschung über an greana Weg, daß schaugn wern. Aber da is no di harte Wart' dazwischen. Dees ko no lang ohsteh, aber dees kimmt', hats g'sagt, ‚so g'wiß als wia mir zwoa da beianand sand'. Wer woaß, wos no bassiert?!" schloß sie ihre Betrachtung. Worauf Frau Zitzelsberger ihren Roman, ich meine zwei Kaisersemmeln ergriff.

Als Schriftsteller muß man immer wieder unter Menschen gehen, selbst wenn man sie in den bedenklichen Räumlichkeiten einer nur mangelhaft erleuchteten Bar aufsucht.

Zehrend sinnliche Geigenklänge, Rauch aus Zigaretten in der Preislage von mindestens fünf Pfennigen, leises Gläserklirren, ein Kellner, der offensichtlich schon in besseren Lokalen tätig war. Da drüben in der Nische sitzt ein Paar. Sie rauchen und trinken Whisky. Die Frau ist meine Milchfrau. Nein, es kann auch ihre Zwillingsschwester sein, die Mari, der sie nicht geantwortet haben, die den Millionär geheiratet hat, und die keine Kinder bekam. Der Mann sieht wie ein Millionär aus, wie er im Roman steht, graue Schläfen, scharfe Züge. „Wie sonderbar", sinne ich bei meinem

Kirschwasser, „webt das Schicksal seine sogenannten Fäden in den Bildteppich unseres Lebens hinein. Wir wissen nicht, wie er aussehen wird. Es hat wohl so sein sollen, daß ich hierher gekommen bin, um die verlorene Zwillingsschwester zu finden. Aber kann man da einfach hingehen? Kann ich die Frau fragen: ‚Entschuldigen Sie, gnädige Frau, sind Sie vielleicht die Zwillingsschwester Mari von meiner Milchfrau?' Nein, das muß man anders fassen. Erst will ich sicherer sein."
Natürlich sah die Frau nicht ganz genau so aus wie Frau Zitzelsberger. Aber man braucht weder Molkereisachverständiger noch Vertreter der Detektivfirma Scotland & Yard zu sein, um an solchen vorderen Körperformen die Zwillingsschwestern geschlossenen Auges zu erkennen. Oder sollte sich meine Milchfrau selbst hierher begeben haben, um ein geheimnisvolles Doppelleben zu führen?! Sie hat mir zwar nie etwas davon erzählt, daß sie in dieser Bar verkehrt. Aber gerade das ist auffallend. So etwas gibt es also nicht nur in Romanen. Keinen Augenblick ist man sicher, ob einem nicht eine Fürstin die Brille abwischt, die nur so heißt, aber mit Optik nichts zu tun hat.
Kirschwasser schmeckt erst beim dritten Glas dreimal so gut. Die Frau drüben hat eben ihren mindestens dritten Whisky gekippt. Das kann nicht meine Milchfrau sein, aber es muß ihre Zwillingsschwester sein.
Irgend etwas hält mich noch immer ab, mir Gewißheit zu verschaffen. Ein Kirschwasser mehr kann nicht schaden, um Abstand zu den Dingen zu gewinnen.
Na also, ich habe mich nicht getäuscht, die beiden sprechen englisch miteinander, amerikanisches Englisch, wobei es überflüssig ist, die Zähne auseinander zu nehmen. Man gibt in unterschiedlicher Reihenfolge die fünf Vokale und einige zerquetschte Diphthonge von sich. Alles übrige beruht auf Gedankenübertragung, eine der leichtesten Sprachen der Welt.
„May I have a dance?" frage ich die Frau, als ich mich plötzlich vor ihr sehe.
Die Musik spielt „Donauwellen", und so ist es mir auch. Ich denke an den Sommer und an ein überlebensgroßes Gummitier, mit dem ich ihn dieses Jahr verbracht habe, wie wir uns so auf den Donauwellen dahinwiegen. Meine Partnerin ist Amerikanerin, angeblich zum ersten Male in München, behauptet, kein Wort Deutsch zu können. Aber ob das wahr ist? Vielleicht ist es doch meine Milchfrau. Ich hätte doch einige Gläser Kirschwasser weniger trinken sollen, weil der Wellenschlag etwas stark ist. Warum soll Frau Zitzelsberger nicht auch englisch können? Ich kenne einen Herrn, der konnte sogar Arabisch, obwohl er keinen Kaffee trank und Nichtraucher war.
„Haben Sie eine Zwillingsschwester?" fragte ich unvermittelt.
Erschrocken sieht sie mich an: „Woher wissen Sie das?" Ich fühle, wie sie am ganzen Körper wallt und wabert.
„Weil ich sie kenne. Weil sie seit Jahren nach Ihnen sucht. Sie sehen ihr ähnlich wie ein Ei dem anderen. Sie heißen Mary."
„Ja, ich heiße Mary, und habe eine Zwillingsschwester", gesteht sie mir. „Aber ich flehe Sie an, schweigen Sie. Mein Mann darf es nicht wissen. Ich rufe Sie morgen an."
Am nächsten Tage fährt sie mit einem Taxi bei mir vor. Frau Zitzelsberger weiß nichts. Ich betrete ihr Geschäft harmlos, kurz hinter mir die Amerikanerin. Die beiden sehen sich starr und wortlos an, keine sagt ein Wort. Wie im Kino. Die Amerikanerin kauft eine Semmel, zahlt und geht. An der nächsten Straßenecke treffen wir uns.
So einen Krach habe ich schon lange nicht mehr von einer Frau bekommen, von einer Amerikanerin überhaupt noch nicht. Sie war dermaßen darüber empört, daß sie diesem Weib da in dem Laden da ähnlich sehen sollte, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Dabei glaubte ich Frau Zitzelsberger vor mir zu haben, wie sie leibt und lebt. Als ihr einmal eine Kundin andeutete, ihre Milch sei nicht lauter Milch, da war sie genau so wütend gewesen. Die Amerikanerin hätte mich am liebsten pulverisiert und eingenommen. Vermutlich mit Whisky. Als Ersatz dafür begnügte sie sich, mich mit Ausdrücken zu beschimpfen, die ich selbst im Schlachthausviertel von Chicago für unfein gehalten hätte. „Wie ein Radiweib", dachte ich mir vorsichtshalber auf Deutsch. Aber alles hat ein Ende.
Als ich hinreichend heruntergemacht, noch einmal zu Frau Zitzelsberger in den Laden zurückkehrte, sagte sie: „Hams die Dame g'sehgn, die wo nach Eahna reikemma is?"
„Ja, so beiläufig", gab ich verschüchtert zu.
„Wann dees net mei Zwillingsschwester Mari war, nacha soll i auf der Stell maustot umfalln. A solcherne Ähnlichkeit, also grad als wia runtergriss'n!"
„Warum ham's denn nacha nix zu ihr g'sagt, Frau Zitzelsberger?" erkundigte ich mich scheinheilig, „wenns so sicher warn?"
„Naa, naa, wos moanas denn. Do konn do i nix sag'n. Aber Sie wern sehgn. Die kimmt wieda und gibt sich zu erkennen, grad als wia in mein Romahn drinnsteht."
Worauf wir beide noch immer warten. — Ich ja eigentlich nicht.

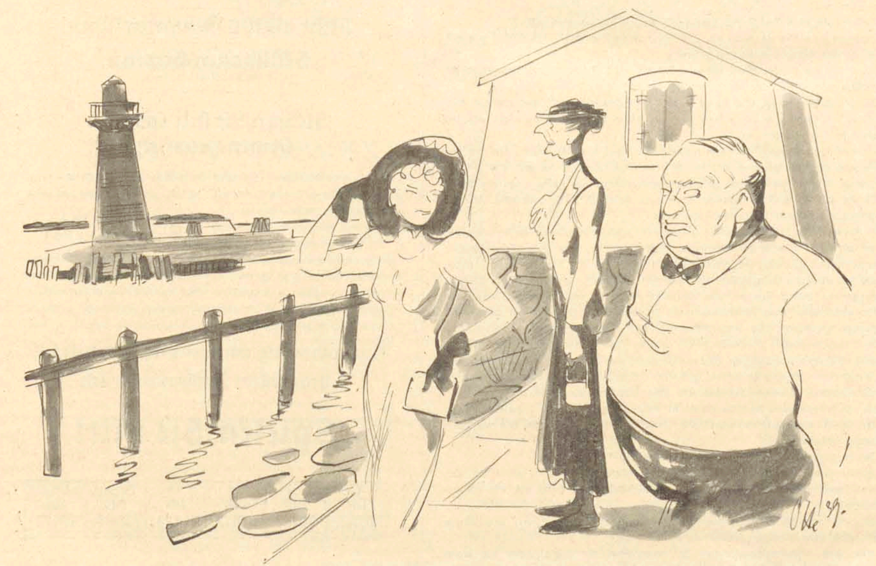
EINE RADFAHRT NACH WESTEN

VON BASTIAN MULLER

Als es dunkel wurde, fuhren Ditmar und Urban über die Grenze Luxemburg—Frankreich.
Die Räder surren monoton über eine neuasphaltierte Straße. Der Himmel ist schwarz. Unsichtbare Wolken bedecken den Mond und die Sterne. Über einem Hügel lodern hohe Flammen, höher als ein Haus müssen sie sein. Der Himmel färbt sich zu einer roten Glut. Kein Laut ist hörbar. Gradeaus ragen Chausseebäume schwarz und starr; im glänzenden Frühlingslaub huscht ein Widerschein der Flammen.
„Das werden Hochöfen sein, vielleicht liegt dort Longuyon", sagt Ditmar. Aber unheimlich ist es doch. Es sieht aus wie Krieg, wie ein brennendes Dorf, alles ist tot, nur eine Eule krächzt.
Und die Nacht ist kalt, die Ardennen sind hoch. Die rote Glut ist lange hinter ihnen versunken, die Straße windet sich die Berge hinauf und hinunter. Die Beine treten mechanisch, im Schädel drückt es dumpf, der Nacken schmerzt.
Es ist seltsam, diese Straße sind die Väter hinausgezogen, damals. Es muß ein Lärm gewesen sein, das Trommeln der Stiefelsohlen einer marschierenden Kompanie. Ob sie gesungen haben? Jetzt ist die Straße so leer.
Ditmar und Urban fahren durch ein schlafendes Dorf. Kein Lichtschein, kein Hund sichtbar, auf dem nächtlichen Kirchplatz steht ein Wegweiser mit der Aufschrift: Verdun 58 km.
„Da kommen wir bis zum Morgen hin", sagt Urban. Die Beine treten stärker, es geht eine Steigung hinan. Auf der kahlen Höhe steht ein dunkles Gebäude, dicht an der Straße. Je näher sie kommen, um so größer wird es. Es ist kein Haus, es sind hohe Erdwälle und Bretterzäune. Aus dem Innern dröhnt das Knattern einer Bohrmaschine.
Auf der Straße taucht eine Gestalt in das Licht der Scheinwerfer. Uniformknöpfe blinken und matt glänzt ein Stahlhelm, ein aufgepflanztes Seitengewehr. Ein Wachtposten.
Sie fahren langsamer. Befremdend dieses nächtliche Treiben, das Militär. Ein großes Schild überspannt die Straße, zwei Soldaten bewachen es. Die beiden wollen einen Augenblick absteigen, um zu sehen, was hier los ist, aber die Wachtposten sagen: „Allézl Allézl"
Und da sehen sie, daß zu unterst auf dem Schild in deutscher Sprache steht: Anhalten und fotografieren verboten! „Daß sich so ein Festungsbau nicht verheimlichen läßt", meint Urban, als sie die auf der Straße auf und ab gehenden Wachtposten passiert haben.
Nun senkt sich die Straße, windet sich in Serpentinen. Die Scheinwerfer beleuchten dicke Stämme, genau in der Fahrtrichtung. Die beiden sind froh, den unheimlichen Berg hinuntersausen zu können. Sie gewöhnen sich schnell an die Abfahrt, der Wind pfeift um die Ohren, die Bremsen sind locker, die Fahrt wird rasender, immer eine Kurve nach der anderen.
Ditmar fährt voraus. Urban hört wie die Räder vor ihm im Sand rutschen. Er sieht Ditmar quer vor sich. Scharfe Kurve! Bremsen! Sonst saust er ihm ins Rad. Der Rücktritt quietscht — es kracht und etwas fliegt klirrend über die Straße, Urbans Bein stößt ins Leere. Fahrer und Rad schwanken über die ganze Straßenbreite, der Fuß tastet nach dem Pedal — abgebrochen. Bremsen geht nicht und Absteigen ist bei dieser Geschwindigkeit unmöglich. Er muß an Ditmar vorbei, sonst, wenn der noch einmal so plötzlich bremst...
Urban stellt ein Bein auf das Vorderrad, aber so bremsen geht auch nicht, er hat keine Gewalt über das Rad, erst jetzt merkt er, daß keine Handbremse am Rad ist, jetzt, wo er sie brauchte. — Er muß das Rad laufen lassen. — Wenn nur der Dynamo nicht durchbrennt, er singt so... Wenn das Licht ausginge, dann...
Das Gefälle vermindert sich. Die Straße wird gerade. Da stehen zwei Gestalten mitten auf dem Fahrdamm, schwenken ein Licht. Kurze Umhänge flattern wie Flügel. Urban saust zwischen ihnen durch. Eine Pfeife schrillt hinter ihm.
„Augenblick" keucht Urban. Er fährt in einen Fußweg, der steil ansteigt, so kommt das Rad endlich zum stehen. Mit zitternden Knien führt er es zurück zu den Gestalten auf der Straße. Es sind Polizeibeamte. Sie leuchten sein Rad ab, mustern ihn mit argwöhnischen Blicken, dann verlangen sie den „Passeport". Weiter kommen sie nicht. Wieder huscht ein Lichtschein über die Straße, die Polizisten schwenken ihre Lampe. Das Licht kommt zögernd näher, jemand springt vom Rad, Schritte kommen; es ist Ditmar. Er schaut an der Polizei vorbei, sucht etwas, sieht Urban an einen Baum gelehnt stehen: „Mensch! Da bist du ja! — Ich dachte, dich hätten sie schon mit gebrochenem Genick aus dem Straßengraben gezogen. — Was will die Polizei?" — „Unsere Pässe sehen."
„Sind wir denn hier an der Grenze?" fragt Ditmar erstaunt. „Es ist sicher wegen des Festungsbaues oben auf dem Berg. Sie suchen Spione", meint Urban. Einer der Beamten fragt: „Was wollen 'ier?' „Nach Verdun zu den Gräbern", sagt Urban. — „Aa... compri... der Vater... im Kriege..."sagt der Beamte.
„Ja, die Väter, beide." „Gut, können weiterfahren."
„Danke", brummt Urban. „Fahren ist gut gesagt.

Der Held

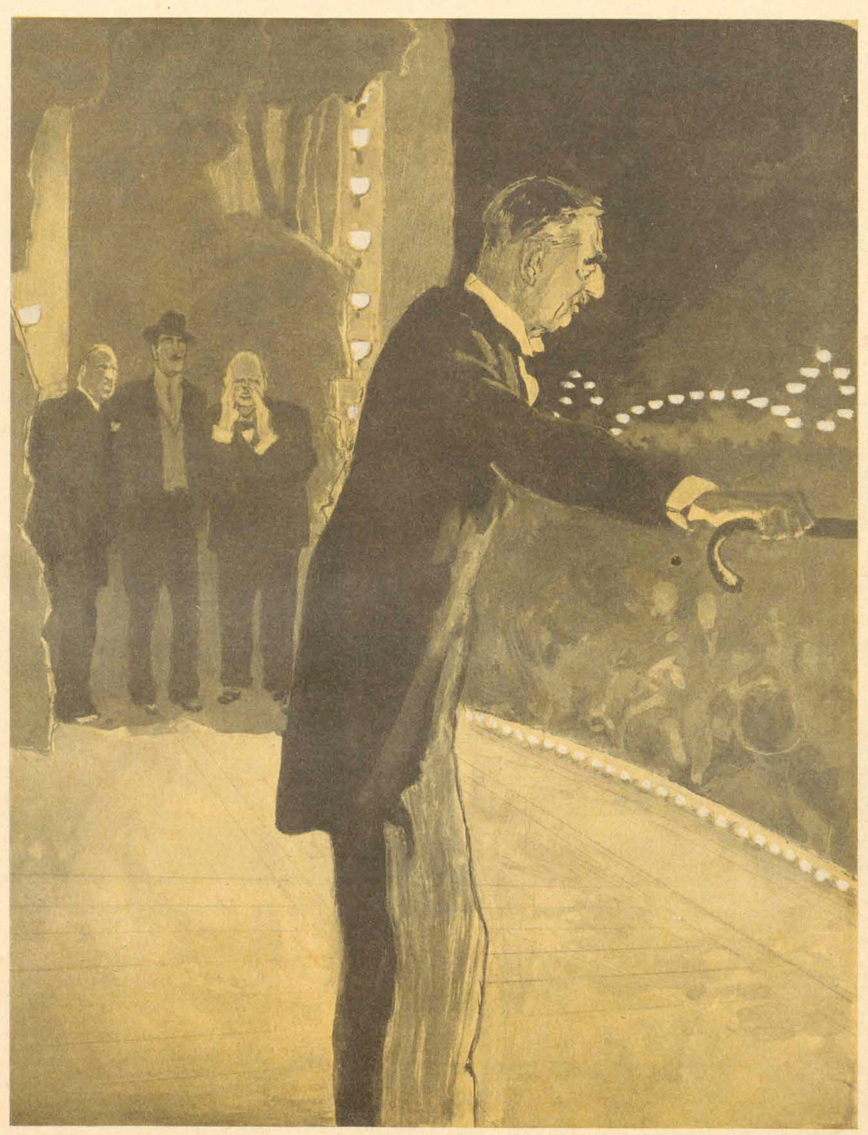
(O. Herrmann)



„Grüßen Sie mich ruhig, Direktorchen, Ihre Frau schaut da vorn nach dem Leuchtturm!"
„Ja, aber wie ich sie kenne, hört sie dabei nach hinten!"

Englisches Kriegstheater

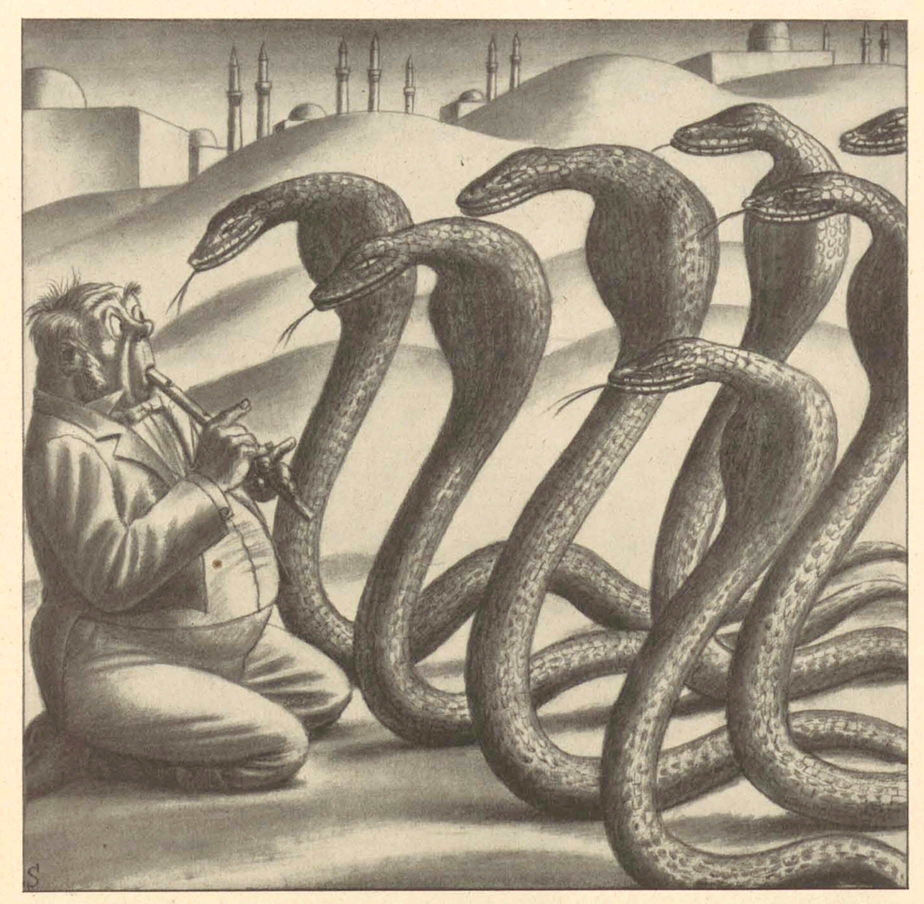
(E. Thöny)



„Lauter schreien, Churchill, sonst sagt der alte Chamberlain womöglich noch was falsches!“

Der britische Schlangenbeschwörer

(Erich Schilling)



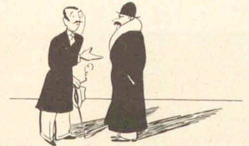
„Wird er sie meistern die gefährlichen Fragezeichen: aus Indien, Arabien, Afghanistan, Ägypten usw."

Wo bekomme ich nur ein neues Pedal her, mitten in der Nacht?" Sie führen ihre Räder an der Hand und wandern bis zum nächsten Dorf. Drei Uhr hämmert die Glocke vom Kirchturm. Bis zum Morgen ist es noch lang.
Gleich hinter den letzten Häusern steigt die Straße wieder an. Sie müssen etwas ruhen, lehnen die Räder an einen Baum und setzen sich auf einen Schotterhaufen. Die roten Funken der letzten deutschen Zigarette glühen in die Nacht. Die Waden und Schenkel schmerzen, wie schön wäre es, wenn sie schlafen könnten.
Urban brütet vor sich hin. — Da sitzen wir. Um uns ist Frankreich. Bis Verdun sind es vielleicht noch zwei Stunden Fahrt. Wir werden die Gräber sehen. Ditmar sagt ja, er wüßte noch wie sein Vater aussah: er hatte einen schwarzen Schnurrbart... und lachte immer... und rauchte Zigarren... Aber Ditmar war auch schon vier Jahre alt, als er den Vater zuletzt sah. Ich war zwei, ich weiß wirklich nicht, wie er aussah... Die Fotografie zu Hause auf dem Vertikow sieht so fremd aus... Schottersteinchen rieseln, Ditmar ist umgefallen. Er rollt vom Haufen, bleibt liegen. Urban muß lachen: so müde sind wir! Am besten lege ich mich auch hin, aber so, daß ich nicht hinunterrolle.
Regentropfen fallen aus dem schmutzigen Himmel, es muß Morgen sein; aber ein Regenmorgen. Ditmar wird wach, reibt sich die Augen, sieht Urban im Graben liegen: „Du steh auf, es regnet." Verstört fährt Urban auf: „Was ist? Es regnet?"
Sie nehmen die Räder und wandern weiter. Die Tropfen reihen sich zu Fäden, langsam werden die Schultern naß.
So kommen sie erst gegen 10 Uhr nach Verdun. Sie sind todmüde. In einer kleinen Wirtschaft trinken sie heißen Kaffee und essen von ihrem trocken gewordenen Brot. Und dann gehen sie zum Friedhof. Er liegt weit draußen vor dem Ort. Autobusse fahren vorüber, vollgepackt mit Menschen, die eine Rundfahrt machen.
Sie treten durch die Pforte und stehen vor den ersten Gräbern, lesen fremde Namen. Mit einem Schauer gewahren sie, daß die dünnen Querbalken der Kreuze von beiden Seiten beschrieben sind. Unübersehbar wird die Zahl der Toten. — Und, warum sind die Kreuze schwarz? — Ist

es deshalb, weil sie in Frankreich liegen und Feinde sind, obwohl sie tot sind?
Das Schwarze flimmert wie der Spiegel eines Teiches, über den ein Wind geht. Nur unzählige Namen starren verblichen nach den Wegen hin. Suchend gehen die Jungen von Kreuz zu Kreuz, die Augen tränen, denn es ist schwer, immer wieder neue Namen zu lesen, die fremd sind, wo man doch nur den einen sucht, den man selber trägt. Sie kommen an einen Stein, der mitten auf dem Felde steht. Es ist ein Sammelgrab, darin viele hundert deutsche Soldaten ruhen. Vielleicht auch ihre Väter, sie sollen ja auf diesem Friedhof begraben sein. — Es kann ja auch sein, daß sie ein Grab haben, das sie mit einem Kameraden teilen; aber wie sollen sie es aus diesen unzähligen Gräbern herausfinden?
Alles ist bedrückend und fremd. Und es regnet. Sie sind müde. Ihre Blicke irren über die endlosen schwarzen Reihen. Beim Anblick dieses Feldes erwürgt die Trauer um tausende Tote ihren kleinen Wunsch. Langsam gehen sie zur Pforte zurück. Sie schauen nicht mehr nach Namen.
„Danke", sagt der einbeinige Friedhofsgärtner, als sie ihm ein Trinkgeld in seine hingehaltene Mütze legen. Und die vielen Ordensbändchen an seiner Jacke leuchten bunt in den grauen Regentag.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Graf Bobby lebt noch.
Gestern ging er über den Ring.
„Hast es schon gelesen, Rudi? Man trägt jetzt keinen Hut mehr."
„Wieso denn?"
„In der Zeitung steht, auf jeden Kopf kommt jetzt eine Lebensmittelkarte."

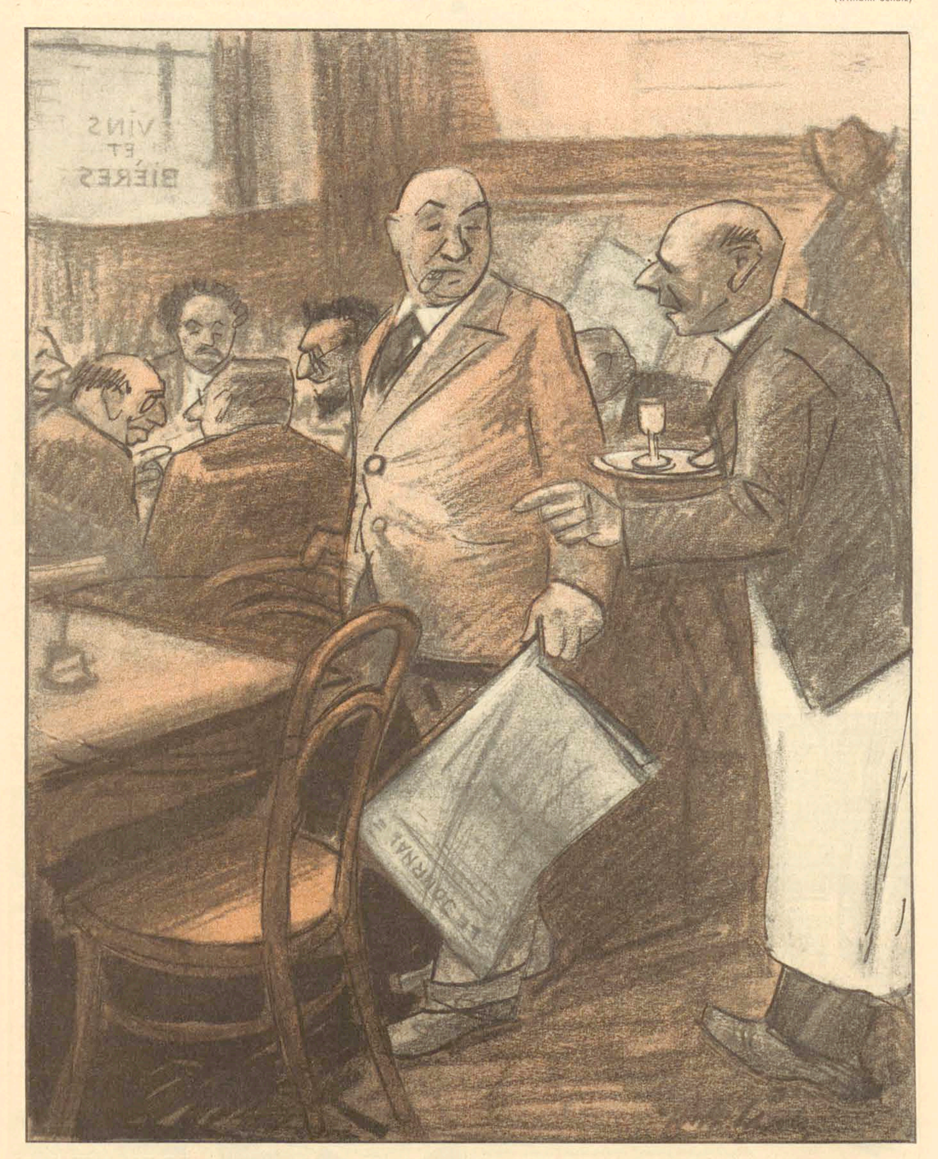
Im Zug von Schrobenbrunn nach Irxenhausen.
„Ist das Ihr Kind?" sagt eine Dame schwer bestimmbaren Jahrganges zu einem mehr als gesund aussehenden jungen Ding auf der Bank gegenüber. „Ja, der g'hört mein", sagt dieses stolz und etwas geniert zugleich. „Aber verheiratet sind Sie nicht?" erkundigt sich die andere unerbittlich. „Naa", lautet die Antwort, etwas verwirrt.
Pause. Die Fragerin sieht empört zum Fenster hinaus.
„Sand Sie verheirat'?" unterbricht die nette junge Mutter das Schweigen.
„Nein", lautet die eisige Antwort.
„Und Sie ham koa Kind, Freilein?"
„Natürlich nicht", erwidert die andere giftig.
„Woos! Da hams aber Glück g'habt!" sagt das Bauernmädel erstaunt, und strahlte sie an.

Ein „möblierter Herr" in den besten Jahren erklärte seiner Wirtin, nachdem die ersten Tage der Verdunkelung verflossen waren, daß er jetzt nicht mehr den vollen Preis für das Zimmer zahlen könnte, da es ganz bedeutend an Wert verloren hätte. Ihr Erstaunen war sehr groß, da er doch noch in den letzten Tagen des August sehr mit zufrieden war. Endlich nach vielem Hin und Her erklärt er ihr: „Nachdem die blonde Dame gegenüber auch verdunkeln mußte, nutzt mir ja selbst mein Zeiß-Nachtglas nichts mehr!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Im Café de Paris

(Wilhelm Schulz)



„Pardon, Monsieur, der Tisch ist für die neuen Emigranten aus Polen reserviert!“

München, 22. Oktober 1939
44. Jahrgang / Nummer 42

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

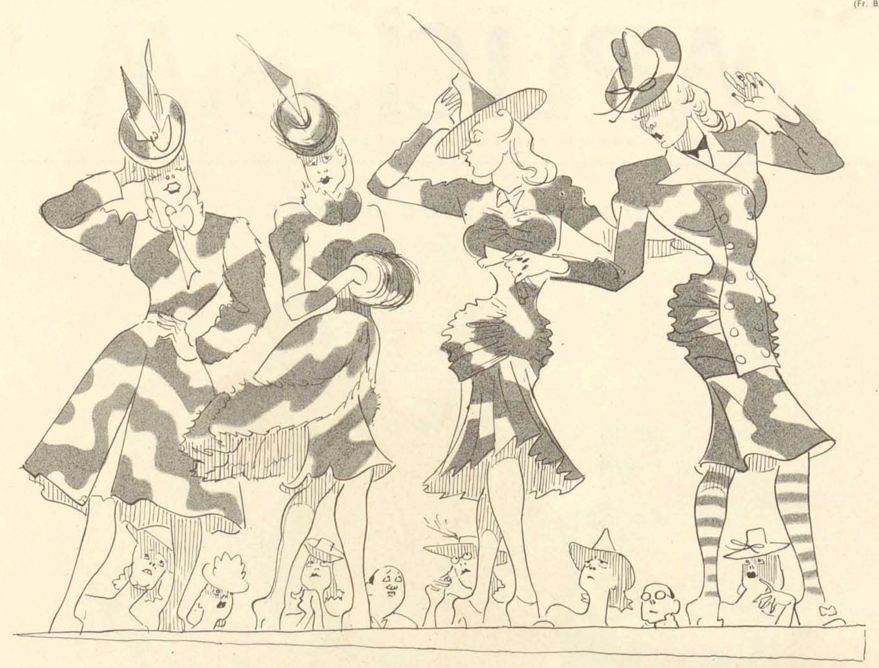
Der Abschied des Poilu

(E. Thöny)



„Pourquoi, Papa?"

(Fr. Bilek)



Getarnt — Die neueste Modeschöpfung in Paris

KLEBSTOFF

VON WALTER FOITZICK

Jeder erliegt einmal dem Klebstoff, wenigstens jeder Mann. Die Beziehungen zwischen Frau und Klebstoff sind losere. Wenn Sie einen Schreibtisch haben, werden Sie eines Tages Klebstoff brauchen, falls er nicht schon von Natur oder Organisation aus auf dem Schreibtisch steht.

Wenn er draufsteht, sage ich Ihnen, ist der Klebstoff eingetrocknet. Alle Klebstoffe sind immer eingetrocknet. Das muß tief in der Natur der Klebstoffe liegen, und ich kann es gut verstehen, denn vermöge dieser Eigenschaft halten sie, kleben sie, pappen sie.

Meistens befindet sich in dem Glase eine krümliche Masse, das ist der Klebstoff, und darinnen ist etwas festgeklebt, das ist der Pinsel, oder vielmehr, das war der Pinsel.

Wenn Sie eine Sekretärin haben, wird sie, sooft Sie kleben wollen, Wasser ins Krümliche gießen, und die Hausfrau in ihr wird stark werden, aber der Klebstoff wird nicht flüssig. Ich habe gemerkt, daß eingetrockneter Klebstoff nie mehr recht zum Leben zu erwecken ist.

Also, das sind die Klebstoffe in den Gefäßen. Zu ihnen möchte ich auch gleich den richtigen Leim zählen, obwohl er nicht auf den Schreibtisch gehört, den Tischlerleim. Er ist überhaupt das Ausgetrocknetste, was es geben kann, und auf seiner Oberfläche gedeihen allerlei Pilze und Mikroben. Mit dem Leimtopf verbrennt man sich. Soviel nur über Leim und Leimtopf.

Klebstoff übt einen Reiz auf Männer aus. Ich muß mir gelegentlich welchen kaufen. Der, den ich kaufe, ist in einer Tube. Er hat die verschiedensten Namen, ist stets eine ganz neue Erfindung, aber er ist immer in einer Tube. Die Tube hat alle Vorrichtungen gegen Austrocknen. An diese Vorrichtungen hält sich der Inhalt nicht.

Er hat ein Eigenleben, er ist ein starker und eigenwilliger Inhalt. Er trocknet doch aus. Ich bewundere solchen Klebstoff ob seiner Willensstärke. Mit Klebstoff kann man alles aneinander pappen, was nicht zusammengehört. Im Schaufenster wird es meistens vorgemacht. Da sind eine Tasse, ein Ziegelstein, ein alter Hosenträger und eine Petroleumlampe zu einer untrennbaren Einheit zusammengeschweißt. So gut ist dieser Klebstoff. Ein Ziegelstein ist immer dabei. Er hängt unten an dem Gebilde und zeigt, wie fest es ist. Obwohl ich noch niemals in die Lage gekommen bin, einen Ziegelstein an eine kaputte Tasse oder an den Fuß einer Petroleumlampe zu kleben, erliege ich immer wieder dem Einkauf von Klebstoff. Zum Teufel nochmal, es wird sich doch eine Gelegenheit bieten, etwas auf ewig aneinander zu binden, es geht soviel auseinander.

Ich habe eine ganze Sammlung solcher Klebstofftuben. Die meisten sind sehr einfach zu bedienen. Sie werden mit einer Stecknadel angestochen und die Nadel bleibt drin. Wenn es nach den Plänen des Erfinders ginge, zöge man sie im Gebrauchsfalle heraus und ein Tröpfchen Klebstoff würde zutage treten. Aus Erfahrung weiß ich, daß der Klebstoff an unvermuteten Stellen austritt und Hand und Tube fest vereint. Die Kombinationen, die sich zwischen dem Besitzer der Tube und dem Klebstoff ergeben, sind von allen Karikaturzeichnern aufs genaueste dargestellt worden. Ich kann nur sagen, sie stimmen. Manchmal ist der Hang zum Klebstoff sehr rege in mir, ich krieche sozusagen auf jeden Leim.

Einem mißvergnügten Dichter

„Ach, hätt' ich nur … ach wär' ich bloß … !
Ich kam zu kurz beim Schmaus!"
— Du bist aufs Leben animos
und machst Gedichte draus.

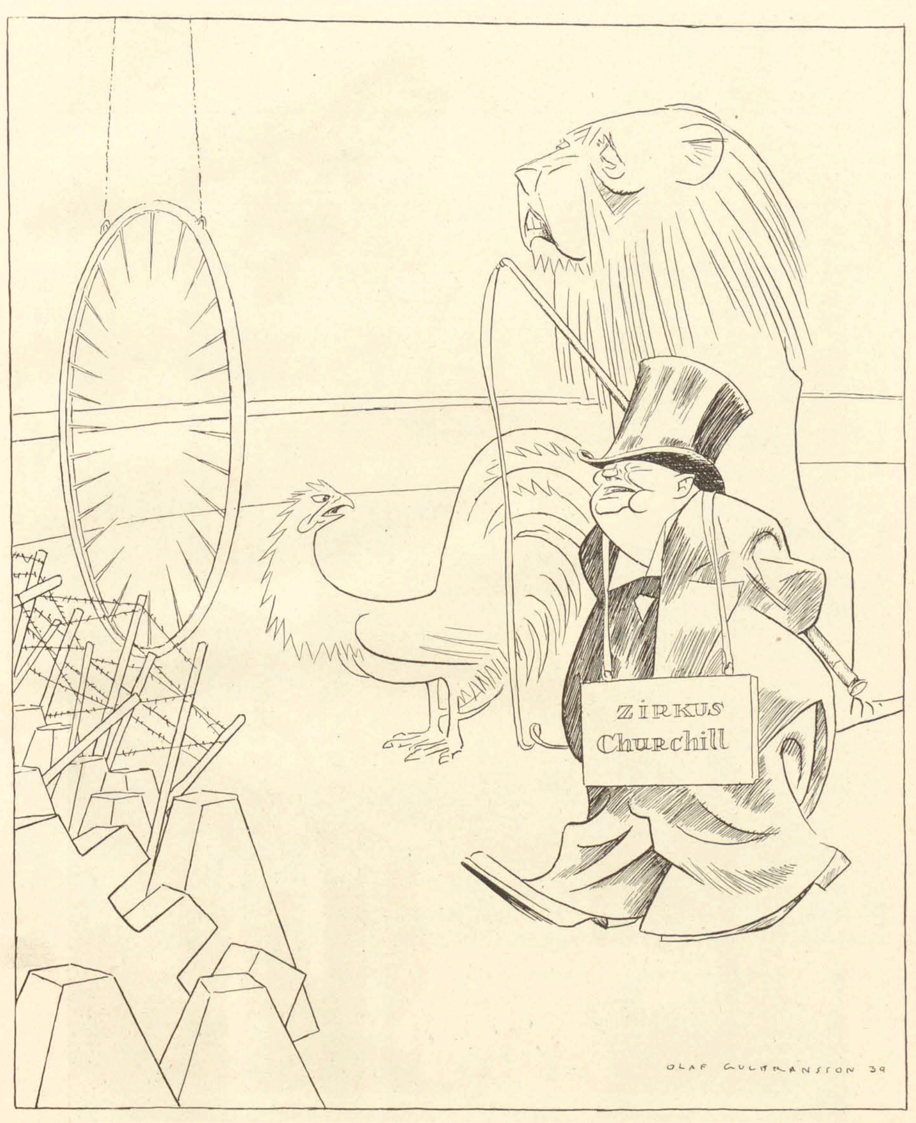
Warum hast du nicht zugepackt
wie andre Leute auch?
Warum hast du nicht eingesackt
nach gutem altem Brauch?

Und warst du ein Versäumerich,
so fahr' nur flugs ins Grab
und schlag' nicht ewig weimerich
dein Wasser an uns ab!

Ratatöskr

Britischer Leu und gallischer Hahn

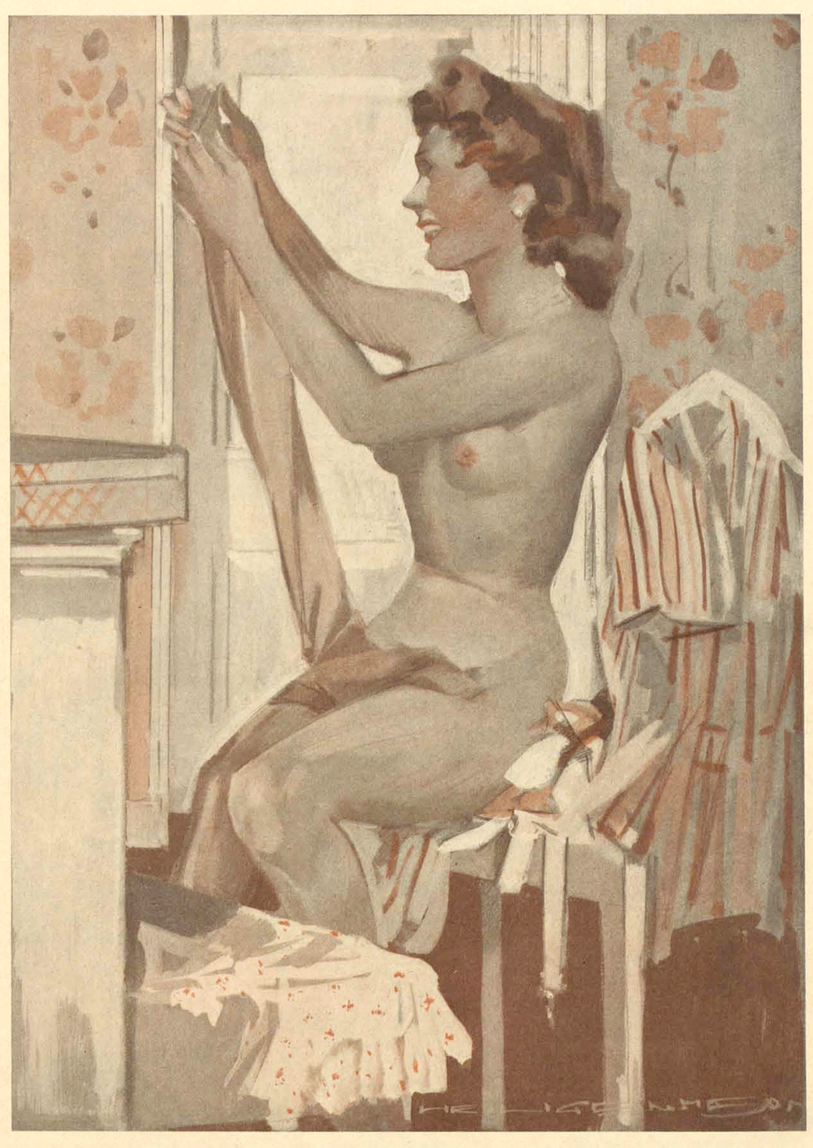
(O. Gulbransson)



„Spring du zuerst durch den Reifen, lieber Hahn, ich komme schon noch nach!"

Die Laufmasche

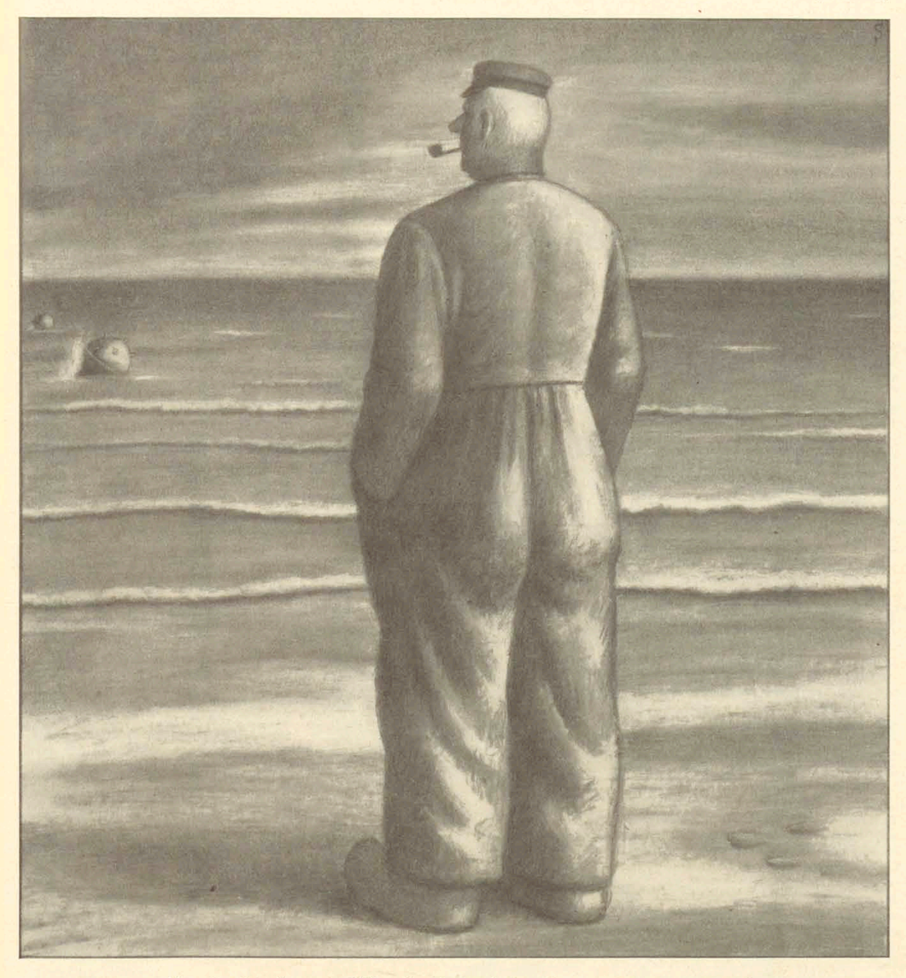
(K. Heiligenstaedt)



„O je, da muß ich ein anderes Paar Strümpfe anziehen, sonst will Otto wieder nachschauen, wo die Masche hingelaufen ist!"

Treibminen an Hollands Küste

(Erich Schilling)



„Aha, das ist die erste Hilfe, die England den kleinen Nationen schickt!"

Der große und der kleine Klausewitz

Herr Adam Meier, den ich gestern traf und der ein kleines Wirkwarengeschäft bei Wurzen hat, ist von der neuen Zeit mächtig beeindruckt.
„Es ist ganz wunderbar, wieviel Rücksicht man heute auf jeden einzelnen nimmt", erzählte er mir begeistert, „ich war vor einer Woche in München und in einem der ersten Hotels abgestiegen. Am Abend wollte ich abreisen, plötzlich aber ertönte Fliegeralarm, ich mußte im Hotel bleiben und konnte nicht auf den Bahnhof. Da hat nun das Hotel die Wehrmacht angerufen, das Luftkreiskommando hat das Hotel angerufen, die Gauleitung hat den Bahnhof angerufen, nur damit der Schnellzug nach Leipzig zurückgehalten wird und nicht unmittelbar nach der Entwarnung ausfährt — alles, damit ich meinen Zug noch erreiche." — „Aber Herr Meier! Was erzählen Sie da für Märchen?" „Keine Märchen! Ich habe einen Zeugen! Ein Reichsminister ist zur gleichen Zeit aus dem gleichen Hotel mit dem gleichen Zug weggefahren!"

In den Bunkern herrscht Ruhe. Aber lange Zeit macht Zeitlang. Der Hauptmann befahl daher: „Jeder hat sich mit Fachliteratur seines Zivilberufes weiterzubilden!" Ein Soldat sprang auf: „Ich bitte gehorsamst um Liebesromane!" — „Als Fachliteratur?" — „Zu Befehl!" — „Was sind Sie denn?" — „Heiratsvermittler, Herr Hauptmann."

SCHINKEN MIT EI

VON GUIDO K. BRAND

Daß Leute mit viel Geld und überflüssiger Zeit auf dumme Gedanken kommen, ist eine bekannte Tatsache. Man weiß es aber auch von Menschen, die keine Zeit und doch viel Geld haben. Zu dieser Sorte gehörte Grigor Velic, der Besitzer einer großen Fischereiflotte in Constanza am Schwarzen Meer. Außerdem war er in die schöne Marina Ranconi verliebt.

Dieser Umstand allerdings wurde erschwert durch die völlige Verschiedenheit ihrer Interessen, da sich Grigor fast ausschließlich über Fische unterhalten konnte, wogegen Marina besser mit Flugmotoren und Propellern Bescheid wußte. Sie war eine leidenschaftliche Fliegerin, hatte alle Prüfungen mit bewundernswertem Schneid hinter sich gebracht und erhielt zu ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstag von ihrem Vater ein Flugzeug geschenkt. Er konnte es sich leisten.

Mehr als bisher verbrachte sie daher ihre Zeit in den Lüften, was Grigor mit ständiger Angst beobachtete, und eine Liebe, die in einem solchen Zustand lebt, ist eine Nervenprobe! Er machte alle Versuche und gab alle möglichen Versprechungen ab, um Marina zu bewegen, ihre waghalsigen Flüge aufzugeben.

Sie lachte nur. Trotzdem konnte Grigor nicht von ihr lassen und erschien auch auf dem Flugplatz von Constanza, als Marina zu ihrem Küstenrundflug entlang des Schwarzen Meeres startete. Er sollte sich bis ins östliche Mittelmeer ausdehnen und wieder in Constanza enden. Als zielbewußtes Mädchen hatte sie die Presse zu ihrem Abflug eingeladen und gewährte ihnen ein Sammelinterview, das dann in allen Zeitungen anders lautete. Die letzte Viertelstunde widmete sie Grigor und legte ihm einen genauen Plan ihrer Route vor. „Ich will keinen Geschwindigkeitsrekord machen, sondern die Hauptsache ist die Pünktlichkeit von Ab- und Anflug der Stationen! Mit der Uhr in der Hand will ich landen und die Flugplätze kontrollieren alles haarscharf!", sagte sie stolz.

Trotz aller Angst, die Grigor ausstand, bewunderte er sie. In ihrem Fliegeranzug, mit Reißverschluß bis an das Kinn schon geschlossen, sah sie kokett und entzückend aus. Was für eine Frau wäre das, wenn sie vernünftig wäre! dachte er. Er machte den letzten Versuch, sie abzubringen, stellte ihr eine Weltreise mit Zug und Schiff in Aussicht. Sie lächelte nur und bestellte sich die letzte Mahlzeit, die sie auf dem europäischen Kontinent einnehmen wollte: Schinken mit Ei. Es war sozusagen ihr Leibgericht.

Man kann sich vorstellen, daß Grigor diese Handlung in seiner Herzensnot und Angst roh und banal fand. Er zitterte um sie und sie ... aß Schinken mit Ei!

Wenige Minuten später kletterte sie in ihr Flugzeug, der Polizist senkte die Fahne und unter jubelndem Beifall der Pressevertreter hob sich die Maschine in die Luft. Nur Grigor stand betrübt auf dem Rollfeld, in der Hand ein Blatt Papier mit den genauen Einzeichnungen der Flugzeiten und Flugplätze. Es war das Äußerste, was er ihr noch abgerungen hatte, um stets in Gedanken wenigstens bei ihr sein zu können. Dann fuhr er in sein Kontor zurück und hatte plötzlich wahnsinnig viel zu telefonieren.

Unterdessen zog Marinas Flugzeug seine Bahn hoch über dem Schwarzen Meer. Wunderbar lag die Maschine, sie gehorchte auf jeden Wink am Knüppel. Marina hätte in der Kabine spazieren gehen können, so sicher und gleichmäßig lief der Motor. Tief unter ihr blähten sich weiße Segel, furchten große Frachter ihr Kielwasser. Die große Einsamkeit der Lüfte begann. Nichts als Wasser und ewiger Raum. Marina war glücklich. Hinter ihr lag Constanza, Grigor mit seiner Fischerflotte. Auf die Minute landete sie in Odessa, empfangen von einem Komitee, das ihren Mut bewunderte. Aber Fliegen macht bekanntlich Hunger. Doch auch dafür war gesorgt. Sie wurde ins Restaurant des Flughafens geführt, wo man ihr Schinken mit Ei servierte.

„Oh, mein Leibgericht!", dankte sie lächelnd. Unterdessen wurden die Tanks aufgefüllt und ebenso pünktlich, wie sie angekommen war, flog sie unter „Hals- und Beinbruchwünschen" ab, Richtung Sebastopol.

Gegen Abend kam sie dort an. Auf die Sekunde. Ihre Augen glänzten stolz, als der Empfangschef des Landeplatzes sie begrüßte.

„Aber einen Mordshunger habe ich!", erwiderte sie darauf. Der Flugchef, Herr Suwlikow, machte ein etwas betrübtes Gesicht: „Leider gibt es heute abend nur Schinken mit Ei!"

„Na, großartig!", meinte Marina, trotzdem es heute schon das drittemal war. Aber über dem Erzählen vergaß sie es.

Am nächsten Morgen flog sie ab. Zum Frühstück gab es Schinken mit Ei! Sie tröstete sich damit, daß sie in Batum vielleicht Hammelfleisch mit grünen Bohnen bekäme, was sie nicht nur gerne aß, sondern weil es auch eine Abwechslung gewesen wäre.

Aber es war, als ob eine Pest unter den Rindern und Schafen ausgebrochen wäre. Überall wurde sie mit Schinken mit Ei empfangen und entlassen. Ihr wurde allmählich unheimlich zu Mute. Jeder Direktor hatte eine andere Ausrede, bis sie endlich in Adama ein Donnerwetter losließ, das einem richtigen Flugkapitän entsprach.

Aber Herr Schükri lächelte und zog mit sanftem Augenaufschlag eine Zeitung aus der Tasche, wo ein Interview mit Marina stand. In Riesenbuchstaben kündete eine Schlagzeile: „Die berühmte Fliegerin ißt gerne Schinken mit Ei!"

Das also war des Rätsels Lösung. Nur daß sie sich nicht erinnerte, jemals so etwas einem Pressevertreter gegenüber behauptet zu haben. Sie ergab sich in ihr Schicksal, denn weder in Beirut, noch in Alexandrien oder in Athen schien es etwas anderes zu geben. Der Unterschied bestand nur darin, daß einmal Petersilie darübergestreut war oder wie in Istanbul ein Klecks Senf auf dem Teller lag. In Alexandrien behauptete man, es seien Schlangeneier.

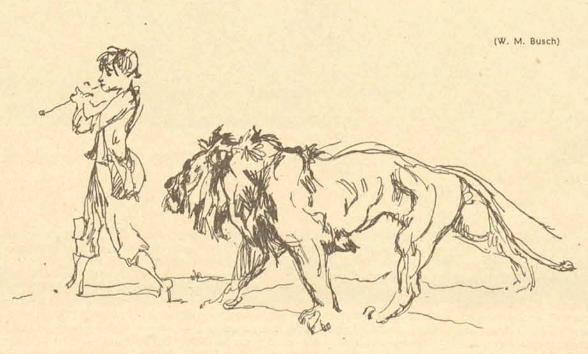
So trat sie ihre letzte Etappe von Warna nach Constanza an. Bisher war der Flug glatt verlaufen und sie erreichte wirklich einen Pünktlichkeitsrekord. Wie am Schnürchen verlief alles. Aber als sie ihre Maschine bestieg, hatte sie ein merkwürdiges Gefühl in der Magengegend. Kein Wunder. Mit zusammengebissenen Zähnen riß sie die Maschine vom Boden und hatte nach wenigen Minuten das offene Meer erreicht.

Es wurde ihr immer schlechter. Schweiß trat auf ihre Stirne. Außerdem wurde es diesig und die Maschine fing an, zu flattern. Sie drehte eine Kurve nach der anderen, um aus den Meeresnebeln zu kommen. Aber es war, als ob der Teufel in den Drähten säße. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war und mußte deshalb tiefer gehen. Immer dichter brodelte der Nebel an ihrem Fenster vorbei, dicht geballte Wolken schwammen auf sie zu. Unaufhörlich sank die Maschine.

Nicht fünfzig Meter über dem Wasser stieß sie aus dem Kessel... es war zu spät... gischtend sauste die Maschine aufs Wasser. Einige Minuten gluckerten die Wellen um die Tragflächen, währenddessen Marina ihren Schwimmsack anzog und eine weiße Fahne aus der Tasche riß.

Ein Gurgeln... die Maschine versank in die Tiefe. Erst am Nachmittag erwachte sie an Bord eines Fischkutters. Sie mußte sich besinnen, wo sie sich befand. Man fragte sie, ob sie etwas zu essen wünsche und wenige Augenblicke später sah sie einen Teller mit Schinken mit Ei vor sich! Es war zum Wahnsinnigwerden. Sie schrie, tobte, verlangte den Kapitän zu sprechen.

„Herr Velic...", weiter kam er nicht. Betrübten Gesichts sah er zu, wie Marina den Teller durch die Luke ins Meer warf. Trotzdem war ihr der Sturz in die Glieder gefahren und als sie am Abend in Constanza einfuhren, stand Grigor, den man funkentelegrafisch benachrichtigt hatte, am Kai und dankte dem Schicksal, daß Marina gerettet worden war. Er hatte seine ganze Flotte mobil gemacht, solange das geliebte Mädchen unterwegs war. Sie hätte kein Herz haben müssen, wenn sie daran nicht seine wahre Liebe erkannt hätte und ihn heiratete. Erst viel später erfuhr sie, daß er Urheber des ewigen Frühstücks von Schinken mit Ei war.



(W. M. Busch)

STERNSCHNUPPEN / VON ERNST HANDSCHUCH

Der kleine Fußweg führt vom Feld her in den Wald. Er ist so schmal, daß ihn zwei Menschen kaum nebeneinander begehen können. Die Frucht ist vor Wochen schon geschnitten und eingebracht worden. Die Stoppeläcker liegen umgebrochen. Aber sie wären doch nur ein schlechtes Lager gewesen. Die Wiese indes, die wie ein weicher Teppich den Hang hinunter und dem Wald entgegenrollt, ist feucht. Leichte Nebel weben über sie hin, deren Gräser die zweite Mahd wispernd erwarten. Die grauen Schleier bewegen sich lautlos zu dem eintönig klirrenden Gemurmel des Bächleins, das den Pfad begleitet. Damals, als die breite Korngarbe sie aufgenommen hatte, die so geheimnisvoll nach Pilzen und Pfefferminze roch, hatten sich die Grannen verräterisch in Kleider und Haare geheftet. Nahe vorm Dorf lag das Kornfeld, und noch lange waren sie dann unter der Lampe am Bildstock gestanden, um sich die zähen Widerhaken gegenseitig abzulesen.

Den letzten brandroten Sonnenstreifen hat der ferne Fluß verschluckt. Nun ist es völlig dunkel. Der Wald springt mit seinen Schatten kühn über Tal und Wiese zum Hang hinauf, an dem der schmale Weg entlangführt. Fast hat er ihn erreicht, da bleibt er jäh zurück. Zur Linken wölben sich die Rebhügel hoch über den Pfad, mit dem sie durch steile, steinerne Stufen verbunden sind. Klagend schreit eine Eule aus dem nahen Gehölz. Tief in der umwaldeten Senke bellt heiserig ein Rehbock.

Das große, starke Mädchen drängt sich dichter an seinen Begleiter, als sie die enge Treppe hinaufsteigen. Keines von ihnen weiß es mehr, wer den kleinen Platz entdeckt hat, der dem Weinberg wie eine Empore vorgelagert ist. Die Sense hat ihn vergessen, so daß Gras und Kräuter kraftvoll im Wuchse stehen. Viel Schafgarbe wächst vor dem morschen Zaune, der die Reben und das Winzerhäuschen umschließt. Seltsam weiß schimmern ihre Dolden in dem Dunkel und nicken leise unter einem lauen Wind, der sich auf dem kleinen Vorsprung spielend fängt.

Nahe der alten Drahttüre ist eine Stelle, wo Gras und Blumen niedergedrückt sind. Das Mädchen umfängt den jungen Mann zärtlich und berührt seinen Mund in leisem Kusse.

„Es liegt noch vom letzten Male, und dabei ist's doch schon so lange her, vier Tage", sagt es lächelnd.

Auch der Gefragte lächelt, als er jetzt seinen Mantel auf die Erde breitet. Dann sitzen sie eine geraume Zeit auf dem gelben Tuch und halten sich schweigend umfangen.

Der Himmel klart auf und behängt sich mit all seinen Sternen. Tief ist der „Große Bär" über die Erde geneigt. Die beiden Liebenden sehen ihn erst, als sie sich nach inniger Umarmung freigeben. Peter hat seinen Arm unter den Kopf des Mädchens geschoben und zeigt ihm mit der freien Linken den Polarstern.

„Neulich erst hast du ihn mir gezeigt und heute muß ich dich schon wieder fragen", meint es. „Ist das nun schlimm?"

„Nein, Margret, dafür bin ich ja bei dir. Später aber, wenn du einmal mit einem anderen richtigen Mann verheiratet bist, wird's wohl schon schlimmer sein." Und er küßt das Mädchen schelmisch drohend auf die Wange.

„Wie ein Borsdorfer Apfel ist dein Gesicht."

„Und glätter als der Himmel, sagt meine Tante Anna. Die beneidet mich nämlich darum."

„Kein Wunder, wo der doch tausend Jahre älter ist als du."

„Du bist grob, Peter", schmollt Margret und schürzt den kleinen, fülligen Mund.

„Wieso?" fragt Peter erstaunt. Aber schon drückt sie ihn fester an sich.

„Gib acht, kleine Kröte, daß ich dir nicht weh tun muß."

Nun muß Margret lachen.

„Kleine Kröte", stößt es sie. „Pfui, wie garstig. Und kleine Kröte, wo ich doch größer bin als du. Weißt du es noch, wie wir uns an dem Nußbäumchen gemessen haben? — Und weh tun kannst du mir ja gar nicht."

Ein Windstoß fährt den Hang hinauf und läßt die Büchsen klirren, die im nahen Weinberg aufgehängt sind. Peter erschrickt und richtet sich auf.

„Kommt da jemand?" fragt er forschend.

Das Mädchen zieht ihn rasch zu sich nieder.

„Du Dummer", kichert es, „wer soll denn schon kommen, wo die Trauben schier noch hart sind."

„Es war wegen dir", antwortet Peter verlegen.

„Wenn dich einer bei mir sähe und dann?"

„Hab' keine Angst, dafür stehe ich schon ein."

Das Mädchen blickt ihn ernst an. „Und nun wollen wir ein bißchen in den Himmel sehen."

Endlich ist eine Sternschnuppe gefallen.

„Peter, hast du dir etwas gewünscht?"

„Ja", antwortet er rasch und begräbt seinen Wunsch mit einem langen Kuß. Als sie sich lösen, blickt Margret, die starke Margret, verwirrt und entrückt. Leise fährt sie über Peters Hände, die auf ihrem Herzen ruhen, und sinkt an seine Brust. Aus dem Walde klagt plötzlich ein Vogel, den der Marder oder das Wiesel auf seinem Schlafbaum überraschte. Dumpf fällt eine Frucht aus dunklem Gezweige. Das Mädchen öffnet langsam die Augen und schüttelt verloren den Kopf.

„Was ist mit dir?" fragt Peter.

„Ach", klagt Margret und verzieht schmerzlich den Mund, „wie schrecklich wäre es, wenn wir den gleichen Wunsch gehabt hätten. Vorhin, weißt du, als die Sternschnuppe fiel. Doch keiner darf ihn ja verraten, sonst geht er niemals in Erfüllung."

Da lächelt der Jüngling dankbar und nimmt ihren Kopf behutsam in seine Hände. Vom Dorf her schlägt es elf.

„Es ist Zeit", seufzt Margret.

Sie erheben sich zögernd und sinken sogleich wieder in die Knie, um sich küssend zu umfangen.

„Einmal nur möchte ich unter freiem Himmel schlafen. Mit dir, Peter. Ich hab's noch nie getan."

„Wollen wir bleiben, Margret?"

Das Mädchen lächelt wehmütig.

„Und die Mutter?"

Wieder fällt eine Sternschnuppe. Beide blicken sich stumm an. Und das Mädchen birgt von neuem seinen Kopf an Peters Brust.

„Wie rasch dein Herz klopft", flüstert es. Peter greift eine Schafgarbe und zerreibt sie. Tief atmet er den herben Duft.

„Ich will dir etwas ins Ohr sagen, Liebster", bittet Margret.

Peter bleibt stehen und schaut verlegen zur Seite. Sie flüstert es mit kaum hörbarer Stimme.

„Ich weiß, warum du dich so quälst. Aber wenn noch eine Sternschnuppe fällt heute, will es der Himmel haben."

Peter küßt sie auf Augen und Mund.

Vorsichtig steigen sie das steile Treppchen hinab auf den Pfad, und kaum können sie ihn nebeneinander beschreiten. Es dauert lange, bis sie die Lampe sehen, die am Bildstock brennt. Doch kein Stern springt mehr in die Nacht.

In einem Kantinenwinkel

Von Hans Batt

Unser Kantinrich hat immer noch Wein,
Und im Brustbeutel klirrt immer noch Geld,
Und auf Regen folgt immer noch Sonnenschein!
Kameraden, trinkt! Schön ist die Welt!
Juchhu!

Heut schrieb mir mein Schatz einen Schreibebrief.
Will wissen, wie's mir im Bunker gefällt.
Schreibt mir, ihr Liebe sei wie der Rhein so tief.
Kameraden, trinkt! Schön ist die Welt!
Juchhu!

Steh mit dem Spieß, weiß Gott, nicht auf Du.
Der hat, weil ich Zapfen gewichst, mich gemeldt.
Aber der Hauptmann drückte glatt beide Augen zu.
Kameraden, trinkt! Schön ist die Welt!
Juchhu!

Noch schossen von drüben die Parlevouz nicht.
So wurden der Tod und der Herr Stabsarzt geprellt.
Möcht nur wissen, ob's den Brüdern an Pulver gebricht.
Kameraden, trinkt! Schön ist die Welt!
Juchhu!

Bricht unversehns etwa der Friede aus,
Ist schon der Mercedes bestellt.
Dann geht's im Schweinsgalopp schleunigst nach Haus.
Kameraden, trinkt! Schön ist die Welt!
Juchhu!

Der erste Eindruck

(R. Kriesch)



„Schau mal, Kläre, die Frau da drüben — tadellose Figur, famose Erscheinung, nich?“ — „Nur schade, daß sie so kurze Beine hat — aber dafür ist der Hals um so länger!“

Ein Spiegel an der Wand

Von Hans Karl Breslauer

Eigentlich war die Sache glimpflich abgelaufen; denn kaum war der Wagen so richtig in Schwung gekommen, lag er auch schon im Straßengraben.
„Baptiste", sagte der Marquis und rappelte sich verdutzt auf, „Baptiste, diesmal haben wir Glück gehabt... Kaputt ist nichts —"
„Bis auf den Wagen..." Baptiste massierte sich den linken Fuß und der Marquis zuckte die Achseln.
„Wenn es weiter nichts ist... Mir ist nur unangenehm, daß ich heute nicht mehr nach Paris komme... Schmerzen, Baptiste?"
„Unbedeutend, Herr Marquis."
„Natürlich wird mir meine Frau wieder die heftigsten Vorwürfe machen!" Der Marquis lächelte schuldbewußt und Baptiste, der um den schräg im Chausseegraben hängenden Wagen herumhinkte, meinte entgegenkommend:
„Herr Marquis können ja sagen, daß ich den Wagen lenkte!"
„Was fällt Ihnen ein, Baptiste... Auch dieses Unwetter wird vorübergehen... Aber ich muß den Fünfuhrzug erreichen... Jean muß sofort einspannen... Wird es bis zum Schlosse gehen, Baptiste?"
„Es ist ja nur eine harmlose Prellung, Herr Marquis... Das gibt sich nach ein paar Schritten..."
Als der Marquis das Boudoir der Marquise betrat, schilderte er verlegen scherzend den Unfall und fügte lächelnd hinzu:
„...du siehst, Denise, daß ich trotzdem lebend zurückgekommen bin!"
„Immer wieder deine Unvorsichtigkeit!" zürnte die Marquise. „In deinem Alter kann man schon vernünftig sein!... Und Baptiste?"
„Der hat nur eine kleine Prellung abbekommen."
„Kleine Prellung!" Die Marquise trat ans Fenster und sah hinunter in den herbstlichen Hof. „Wozu hast du eigentlich einen Chauffeur, wenn du selbst nicht chauffieren kannst!?"
„Denise —"
„Schon gut... Es macht dir eben Freude, mich in ständiger Angst zu sehen. Glaubst du, daß es angenehm ist, immer Hiobsbotschaften zu erwarten?... Unleidlich ist das!"
„Denise, in Hinkunft werde ich vorsichtiger sein —"
„Werden sehen... Weshalb hat Jean angespannt?"
„Er bringt mich zur Bahn."
„Du willst doch nach Paris fahren?"
„Ja, Cherie, ich habe eine dringende Konferenz... Ich hoffe, den Fünfuhrzug zu erreichen!"
„Dann wirst du dich beeilen müssen!" Die Marquise trat vom Fenster weg. „Es ist bereits halb fünf —"
„In der Tat... Auf Wiedersehen, Denise!"
Die Marquise saß an ihrem Schreibtisch.
Leise, den verletzten Fuß vorsichtig aufsetzend, betrat Baptiste das Boudoir.
„Wer ist es?" fragte die Marquise, ohne sich umzuwenden.
„Ich!" sagte Baptiste, „Jean hat mich gebeten, bis zu seiner Rückkehr den Kamin zu betreuen!"
Die Marquise schrieb schweigend weiter, Baptiste ging ab und zu, entfachte das Kaminfeuer, legte große Scheite auf und entfernte sich wieder.
Vertieft in ihre Korrespondenz hörte die Marquise den von der Bahn zurückkommenden Wagen in die Remise fahren, legte nachdenklich einen neuen Briefbogen zurecht und sagte, als sie neuerdings Schritte vernahm:
„Höre, Baptiste, du mußt mir versprechen, in Zukunft immer selbst zu chauffieren." Ihre sonst so herrische Stimme vibrierte zärtlich. „Baptiste, wenn dir etwas zustieße, es ist ja nicht auszudenken... Sag, wie lange bleibt er in Paris?"
„Zwei Tage!"
Die Marquise fuhr herum und starrte den in der Tür stehenden Marquis entgeistert an.
„Du —"
„Ich wollte zwei Tage bleiben, aber leider versäumte ich doch den Zug!" sagte der Marquis so ruhig wie einer seiner Vorfahren, der sich am Fuß der Guillotine die Nägel manikürt hatte. „Denise —" er trat näher, „du solltest dir einen Spiegel über den Schreibtisch hängen, damit du siehst, mit wem du sprichst... Denk nur, wie peinlich es dir wäre, wenn du einmal glauben solltest, mit mir zu sprechen — und es ist zufälligerweise mein Chauffeur!"

Angstkäufe

(Wilhelm Schulz)



„Wie komme jetzt dann Sie mit'm Haushaltungsgeld z'recht, Frau Zaiß?"
„Ja sehe Se: weil mer mehr kauft, als mer braucht, braucht mer mehr, als mer bräucht!"

MANN ÜBER BORD

VON JULIUS RICHARD HAMPEL

Auf dem kleinen Dampfer „Irmgard" war der Dienst nicht schwerer und nicht leichter als auf anderen Schiffen. Allerdings Käpten Fläming hatte seine Eigenarten, auf die sich die Mannschaft einstellen mußte, wenn es nicht Krach geben sollte; denn schimpfen konnte der Kapitän, der gewiß nicht verzärtelten Mannschaft wurde bei dem bloßen Gedanken daran schon recht ungemütlich. Die Bordwache war Käpten Flämings Steckenpferd. Er fand immer Zeit und Gelegenheit, die Bordwache zu kontrollieren. Seine Lebensweisheit: „Funktionierte die Wache nicht, geht das Schiff unter", ließ er jeden hören, mit dem er nur Gelegenheit hatte zusammenzukommen. Sein anderer Spruch: „An Kleinigkeiten erkennt man den ganzen Kerl", kennzeichnete seine weitere Einstellung. Seine Matrosen nahmen es deshalb mit Kleinigkeiten und mit der Bordwache ganz besonders genau, und jedermann mußte zugeben, daß Käpten Fläming dem Schiff mit seinen Grundsätzen immer eine gute Fahrt gesichert hatte.

Aber eines Tages brachte der Matrose Henry Förster mit des Käptens Grundsätzen sich und das ganze Schiff durcheinander.

Der Matrose Henry Förster hatte soeben die Bordwache angetreten. Regen machte den Wachdienst ungemütlich. Ein leichter Wind war aufgegangen und spielte mit dem Regen und warf ihn dem Wachhabenden sprühend ins Gesicht. Regen und Bartstopeln schufen dem Matrosen Henry Förster eine ungemütliche Stimmung. Er fuhr sich mit der Hand über die Bartstoppeln. Verdammt und zugenäht, durchfuhr es ihn. Er stand auf Wache und war nicht rasiert; wenn das der Käpten feststellte, hielt er ihm eine schwere Predigt von wegen „An Kleinigkeiten erkennt man den ganzen Kerl", und der Käpten — so, wie er war — würde dann bestimmt auch noch etwas an seinem Borddienst zu beanstanden wissen. Henry Förster schimpfte vor sich hin und murmelte dazwischen höhnisch des Käpten Lieblingsspruch: „An Kleinigkeiten erkennt man den ganzen Kerl!" Er ging weiter auf Deck hin und her, aber sein unrasiertes Männergesicht ging ihm nicht aus dem Sinn. Der Wind blies sich ganz nett auf, und wenn es Sturm geben sollte, dachte Henry, kommt der Käpten bestimmt, um zu kontrollieren, und dann ...

Blitzschnell kam ihm der Gedanke, sich rasch noch rasieren zu lassen. Ein Wunsch und ein Gedanke und ein rasches Laufen ließen ihn atemlos in die Barbierstube kommen. Schon beim Eintritt schrie er: „Erich, mich zuerst rasieren, ich habe Wache!" Doch der gemütliche Sachse, der hier sein unentbehrliches Friseurhandwerk betrieb, entgegnete nur: „Immer hübsch warten, bis du dran kommst."

Henry Förster beachtete die Mahnung gar nicht, er knallte sich auf einen Stuhl und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Seelenruhig fertigte der Friseur erst den Mann ab, den er unterm Messer hatte. Henry Förster wollte nicht unnütz gekommen sein, er ergab sich in sein Schicksal und wartete ...

Sekunden wurden zu Ewigkeiten, das Warten eine Qual. Endlich kam er selbst dran. Die Erregung hatte ihn so gepackt, daß er dem Friseur erzählte: Er war von der Wache fortgelaufen, hoffentlich wurde es oben an Deck nicht bemerkt. Hoffentlich fiel es nicht auf! — Der gute Henry Förster hatte keine Ahnung, wie es auffiel.

In der Mannschaftskajüte trieben die Matrosen Werner und Horst allerlei Unfug — wie so oft in der Freizeit. Die beiden waren beim Ankleiden, und weil sie sich necken wollten, nahm der eine dem andern Jacke und Mütze weg. Und weil der andere seine Kleider um jeden Preis wiedererlangen wollte, warf sie sein Kamerad voller Wucht an das Bullauge, das aber zum Entsetzen der beiden offen stand, so daß Mütze und Jacke im Schwung weit hinaus klatschend aufs Wasser fielen. Sie konnten dieses ungeheuerliche Geschehen noch gar nicht richtig fassen. Wie zum Hohn schwamm die Mütze verkehrt auf dem Wasser, und die Jacke blähte sich vollgesaugt auf und kam mit jeder Welle wieder nach oben. Da wurde das Entsetzen der beiden noch größer, als sie des Käpten dröhnenden Ruf hörten: „Mann über Bord!"

Die beiden Übeltäter ahnten den Zusammenhang, zu bekennen wagten sie aber nicht. Im Gegenteil, sie warfen sich beide einen Blick zu, der bedeutete, ja zu schweigen, was auch kommen möge. Sie hofften, die gütige See, die plötzlich anfing, hoch zu gehen, möge rechtzeitig Mütze und Bluse zu sich in die Tiefe ziehen, dann konnte sich das ganze Schiff darüber den Kopf zerbrechen, wer über Bord gegangen sei. Da hörten sie wieder den Käpten: „Los, los! Der Wachhabende Henry Förster ist über Bord! Zum Teufel nochmal! Ich suche schon seit fünf Minuten den armen Kerl und sehe gerade noch rechtzeitig seine Mütze weitab vom Schiff treiben."

Der Schreckensruf „Mann über Bord" hatte das ganze Schiff alarmiert. Auch die Rasierstube bekam es zu hören: Der Henry Förster sei über Bord gespült! Der Friseur, der mitteilende Matrose und Henry Förster standen erstarrt.

Der Friseur, den man nicht umsonst den schlauen Sachsen nannte, faßte sich zuerst und schloß die beiden Matrosen einfach ein. Er sauste mit unglaublicher Schnelligkeit zur Erkundung nach oben. Hörte und sah und begriff.

Während alle Mann auf der linken Schiffsseite standen und fieberhaft zum freigemachten Rettungsboot starrten, schleifte der schlaue Friseur den fassungslosen, seiner Jacke und Mütze entledigten Henry Förster auf der anderen Seite zur Treppe hinauf. Dabei gab er dem Matrosen genaue Instruktionen, wie er die Sache zum harmlosen Ausgang führen könnte und müßte. Der Plan sei absolut glaubhaft; denn die Schiffsplanken seien schon allerhand naß von kleinen Brechern, und auch ein großer Matrose könne sehr gut einmal von einer kleinen Welle weggespült werden.

Da warf sich der Matrose Henry Förster von der rechten Schiffsseite über Bord. Als Henry ein Stück vom Dampfer weggetrieben war, schrie der Friseur laut über das Schiff: „Dort treibt er, dort treibt er!"

Erschrocken und verwundert kamen Käpten und Mannschaft nach der anderen Schiffsseite gelaufen, wo sie den Matrosen Henry Förster verzweifelt und anscheinend schon völlig erschöpft mit den Wellen ringen sahen. Sofort machte das Rettungsboot kehrt, ein weiteres Boot wurde ausgesetzt, und wenige Minuten später war der „verunglückte" Henry Förster wieder an Bord geholt. Bis zur Überfahrt mußte er auf ausdrücklichen Befehl des Käpten das Bett hüten. Daß es ihm nicht langweilig wurde, dafür sorgten die Kameraden, und der schlaue Friseur kam außerdem jeden Morgen an Henrys Bett und rasierte ihn kostenlos. Dabei stieg in beider Augen ein listiges Lächeln auf.

Von dem wahren Sachverhalt hat der Käpten nie etwas erfahren.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

DAS NACHTHEMD

Von Bruno Wolfgang

Daß der Mensch mit wenigem leben kann, dafür war die Kriegsgefangenschaft eine vortreffliche Schule. Oberleutnant der Reserve Doktor Koch besaß zwei Hemden, eines als Stütze des Tages, das andere als Zierde der Nacht. Ein Taghemd hat jeder, oder fast jeder. Ein Nachthemd aber, das man trägt, auch wenn es niemand sieht, ist Luxus, Verfeinerung, Kultur. Doktor Koch hatte einst Dutzende Nachthemden besessen. Er hätte die ganze Nacht ununterbrochen wechseln können. Jetzt aber war er arm und das Nachthemd war ihm die einzige Erinnerung an die bessere Zeit.

Doch eines Tages bemerkte er, daß das Hemd ein Loch hatte. Mitten auf der Brust. Augenblicklich ergriff er Zwirn und Nadel und abwechselnd den rechten und linken Rand der Öffnung erfassend zog er sorgfältig Stiche herüber und hinüber, bis das Loch verschwunden war.

Als er am nächsten Morgen erwachte, verdüsterte sich sein Blick. Denn der Riß klaffte wieder. Denn er hatte vergessen, einen Knoten in den Zwirn zu machen. Sofort holte er dies nach und zog wieder die Stiche hin und her, bis er schwitzte. Er beneidete die Spinnen, welche den Faden unmittelbar aus dem Hinterleib entquellen lassen, eine Kunst, die dem Menschen zweifellos versagt ist, auch den Frauen.

Aber am nächsten Tage platzte das Gewebe neben dem geflickten Loch. Sogleich verstopfte er auch dieses und legte sich abends äußerst vorsichtig nieder. Am Morgen beschien die Sonne ein ganz neues Loch, durch das er leicht mit dem ganzen Arm hindurchfahren konnte. Es war zum Verzweifeln. Denn obwohl es ihm gelang, auch dieses Loch zu stopfen, fand er immer wieder ein neues vor. Das Nachthemd ward zu einer negativen Hydra. Täglich wuchsen ihm neue Löcher nach.

Er entschloß sich nunmehr, einen Fleck zu unterlegen. Er schnitt sorgfältig vom unteren Rande des Hemdes einen handbreiten Streifen ab und entnahm ihm das Material zur Fleckeinsetzung. Mit großer Mühe nähte er den Fleck unter das bedrohte Gebiet. Es sah prächtig aus. Aber er hatte das Unglück, daß er in der Nacht plötzlich niesen mußte. Sofort hörte er einen unheilverkündenden Krach. Diesmal war es verheerend. Neben dem Fleck lief ein Riß von oben bis unten wie die Spur eines Blitzes. Durch einen langen, schmalen Streifen, den er unterlegte, bändigte er auch dieses Unheil. Aber nicht für die Dauer. Die Sache wiederholte sich mehrmals, und bald war der abgeschnittene Streifen zur Gänze in das Stammhemd übergegangen. Die Bekämpfung der an anderen Stellen auftretenden Löcher mußte aus dem Erträgnis einer Anleihe beim Taghemd bestritten werden, das dadurch zu unerlaubter Kürze zusammenschrumpfte.

Doktor Koch hatte nun schon eines von seinen beiden Taschentüchern, verschiedene Stoffreste und sogar einen Zwirnsocken in das Nachthemd verarbeitet. Aber die Zerstörung schritt fort. Es rissen die Flecke selbst. Es entstanden gewissermaßen Löcher zweiten Grades. Doktor Koch flickte, stopfte, unterlegte und restaurierte unermüdlich. Er war nicht mehr der Herr, sondern der Sklave seines Nachthemdes. Er schlief nur leicht, immer mit dem halbwachen Bewußtsein, daß jede heftige Bewegung sich in dem Nachthemd als Loch widerspiegeln müsse.

Schließlich aber half kein Flick und Fleck mehr, kein Kreuz-Vor- und -Hinterstich. Eines Tages fiel das Hemd einfach von ihm ab, durch sein eigenes Gewicht, einfach der Schwerkraft gehorchend. Nun zerzupfte er das Nachthemd in einzelne Fäden. Aber da er es noch immer liebte, versuchte er es noch in der Weise zu erhalten, daß er aus dem ansehnlichen Material ein kleines Kopfpölsterchen stopfte, was immerhin noch eine schmale Brücke zur Kultur gebildet hätte. Aber die Fäden ballten sich im Innern des Polsters zu harten kugelförmigen Gebilden, auf denen weder der Kopf noch sein Gegenteil zu ruhen vermochte.

So formte er das Ganze zu einer Kugel, umwickelte sie mit Papier und warf sie zum Fenster hinaus. Dort lag die Kugel lange neben einem Lichtmast. Die russischen Posten vergnügten sich damit, hie und da nach ihr zu schießen. Dann taten Wind und Wetter das ihre. Vögel trugen die Reste in ihre Nester, und schließlich war auch die letzte Spur des einstigen Nachthemdes verschwunden. Doktor Koch aber besaß kein Nachthemd mehr. Er ernannte nunmehr das Taghemd zum Nachthemd. Es begann der gleiche Prozeß des Verfalles, und Doktor Koch hätte zweifellos ohne Hemd in die Heimat fahren müssen, wenn nicht ein Jahr später das Schwedische Rote Kreuz ihm ein Hemd beschert hätte, das nun durchhielt, bis zu dem nach einem weiteren Jahre geschlossenen Frieden und der glücklichen Heimkehr im Jahre 1919.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Ich ging zum ersten Sinfoniekonzert der Philharmoniker. Das Konzert war ausverkauft und viele Musikfreunde mußten vor dem Eingang zur Tonhalle umkehren. In der Pause entdeckte ich vor mir zwei Damen. Sie unterhielten sich lebhaft.

„Ich habe in einem Geschäft zwei bezugsscheinfreie Seiden entdeckt — einen Maroquin in Braun für acht Mark und einen herrlichen schwarzen Taft für vierzehn Mark — Braun steht mir zwar nicht, Schwarz wäre mir schon viel lieber, aber vierzehn Mark sind viel Geld — ich denke nun hin und her — —"

Da setzte Beethovens Fünfte ein. Kaum war der erste Satz verklungen und wir atmeten ergriffen auf, da beugte sich die Dame vor mir zu ihrer Nachbarin und flüsterte:

„Ich habe es mir jetzt überlegt — ich nehme doch den schwarzen Taft!"

Ein Landstreicher war nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich bei einem reichen Kopenhagener Großkaufmann vorgelassen worden und erklärte: „Ich bin zu Fuß von Jütland herübergekommen, weil ich gehört habe, daß Sie solch armen Teufeln, wie ich einer bin, immer unter die Arme greifen."

„So!" erwiderte der Großkaufmann. „Stehe ich da drüben in dem Ruf?"

„Ja, und nur deswegen war ich so frei, bei Ihnen vorzusprechen."

Der Großhändler überlegte einen Augenblick und meinte dann: „Gehn Sie den gleichen Weg wieder zurück?"

„Jawohl!"

„So! Dann marschieren Sie nur sofort los und sagen den Leuten da drüben, daß das ein ganz falsches Gerücht ist!"

Zwischen Maginotlinie und Westwall

(Karl Arnold)



„Durch diese hohle Gasse muß er kommen!“

München, 29. Oktober 1939
44. Jahrgang / Nummer 43

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

England und Frankreich

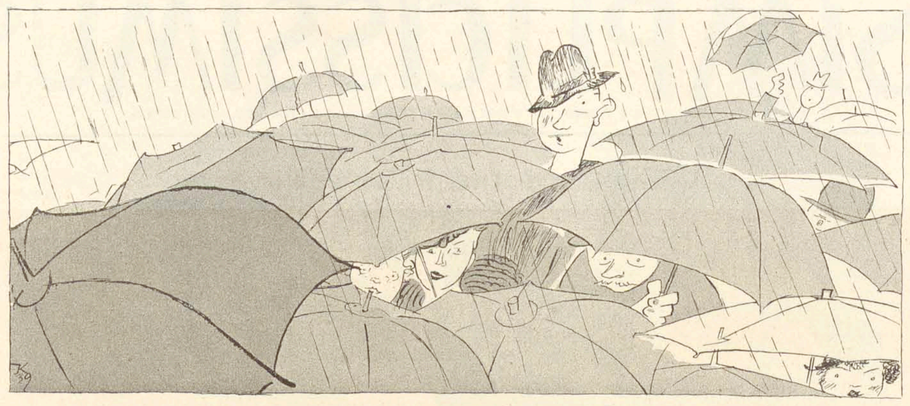
(Karl Arnold)



„Was meinst du, soll ich weiterbohren?“ — „Probier erst mal, ob du auch wieder gut loskommen kannst!“

Herbstwetter

(R. Kriesch)



„Else, wo bist du denn, gib doch wenigstens Klopfzeichen!"

WÄRMFLASCHEN

VON WALTER FOITZICK

Wenn man so ein bißchen krank ist, sagt meistens eine weibliche Person zu einem: „Nehmen Sie doch eine Wärmflasche mit ins Bett." Es besteht bei diesen Personen die Meinung, daß der Mensch immer im Besitz einer Wärmflasche sei.

Ich bin nicht im Besitze einer Wärmflasche, gebe aber zu, bisweilen mit Wärmflaschen geschlafen zu haben. Frauen haben leicht erkrankten Männern gegenüber etwas Mütterliches, etwas Rührendes und sie geben ihre Wärmflasche für sie her. Habe ich da eben gesagt, ich hätte mit einer Wärmflasche geschlafen? Das wäre falsch gewesen. Geschlafen habe ich nicht, gelegen, nur gelegen, denn ich fürchte mich vor Wärmflaschen. Ich befinde mich in steter Angst, daß sie auslaufen könnten. Ich glaube nicht an die absolute Wasserdichte. Warum nicht? Das weiß ich nicht, glauben und nicht glauben sind eben blind.

Da gab es schon in meiner Kindheit Wärmflaschen aus Zink und Kupfer. Die aus Kupfer stehen heute in der Vitrine und markieren angestammten, bäuerlichen Hausrat. Beide haben oben auf der plattgedrückten Eierform so ein Art Ventil wie Lokomotiven. Es dient dazu, daß man sich daran stößt, falls man doch versehentlich eingeschlafen ist.

Bisweilen verbrennt man sich auch an diesen Metallbeulen und dann träumt man wohl, man sei ein indischer Büßer oder mache eine Wanderung durch heißen Wüstensand, oder sei schon ein bißchen in der Hölle. Das hängt von der Phantasie und dem Grade des Schuldbewußtseins ab. Die Wärmflasche hat inzwischen eine Entwicklung vom starren System zum halbstarren System durchgemacht. Heute ist sie meistens aus Gummi. In dem Gummi wabbelt und gluckst es, und wenn man mal dagegentritt, hat man das Gefühl, man habe einer dicken Person, sagen wir mal, in die Hüfte getreten. Das ist nicht für jedermann ein durchaus wünschbares Gefühl. Wenn ich schon wohin trete, möchte ich auf was Festes treten, auch beim Einschlafen. Außerdem fürchte ich bei diesen wabbelnden Blasen noch mehr die Gefahr des Auslaufens. Es wäre doch schrecklich peinlich. Ganz früher hat man Ziegelsteine heiß gemacht und zur Erwärmung ins Bett gelegt. Ich kann aus eigener Erfahrung nicht darüber sprechen, denn in meinem Haushalt gibt es keine Ziegelsteine, und ich wüßte auch nicht, wo man einzelne Ziegelsteine kaufen könnte, höchstens in der Drogerie. Muß doch mal nachfragen.

Von einer besonderen Art von Wärmflasche sei hier noch berichtet. Die hat mein Freund Otto. Er füllt nämlich in diesen Gummibeutel einen recht steifen Grog und sagt, das helfe ihm am besten gegen Erkältung. Ich bin mir bewußt, daß es sich hier eigentlich nicht um eine Wärmflasche, sondern mehr um eine Kochkiste zur Warmhaltung von heißen Getränken handelt. Otto ist recht oft erkältet und muß deshalb das Bett oder eigentlich die Wärmflasche hüten.

Ohne Anfang und Ende

Von Dr. Owlglaß

Ist einer am Ufer gesessen,
der wollte das Wasser messen.
Wie hat da das Wasser gelacht!
Der am Ufer rechnet verdrossen.
Das Wasser ist weitergeflossen
durch den Tag und die dunkele Nacht.

Und hat's den Bächen und Flüssen,
hat's allen erzählen müssen,
bis weit hinunter ans Meer.
Da lachten die glitzernden Quellen,
da lachte der gischtigen Wellen
unendlich wogendes Heer.

Aus den Mooren dampften und Kolken
die Nebel und wurden zu Wolken,
und der Regen rauschte herab.
Und das Wasser sang durchs Gelände:
„Ich bin ohne Anfang und Ende
und kenne nicht Wiege noch Grab . . ."

Jammerschade / Von Hans Bethge

Grete, ein großes, hübsches Geschöpf mit kastanienbraunem Haar und schlanken Gliedern, setzte graziös über die Pfützen, um die andere Seite der Straße zu erreichen.

Da sprang ein junger, stattlicher, vornehm gekleideter Herr von bestem Aussehen auf sie zu, hielt ritterlich seinen Schirm über sie und geleitete sie sorgsam hinüber.

Als sie drüben unter einer schützenden Haustür stand, fragte sie lachend:

„Sagen Sie die Wahrheit — haben Sie mich jetzt begleitet, um ein Gespräch mit mir zu beginnen, oder haben Sie es aus Ritterlichkeit getan, nur um mir einen Gefallen zu erweisen und mich vor der Nässe zu schützen?"

Der junge Mann lächelte, er zeigte dabei eine Reihe herrlicher, elfenbeinweißer Zähne und sprach: „Sie dürfen versichert sein, daß ich Sie nur aus Ritterlichkeit hinüberführte."

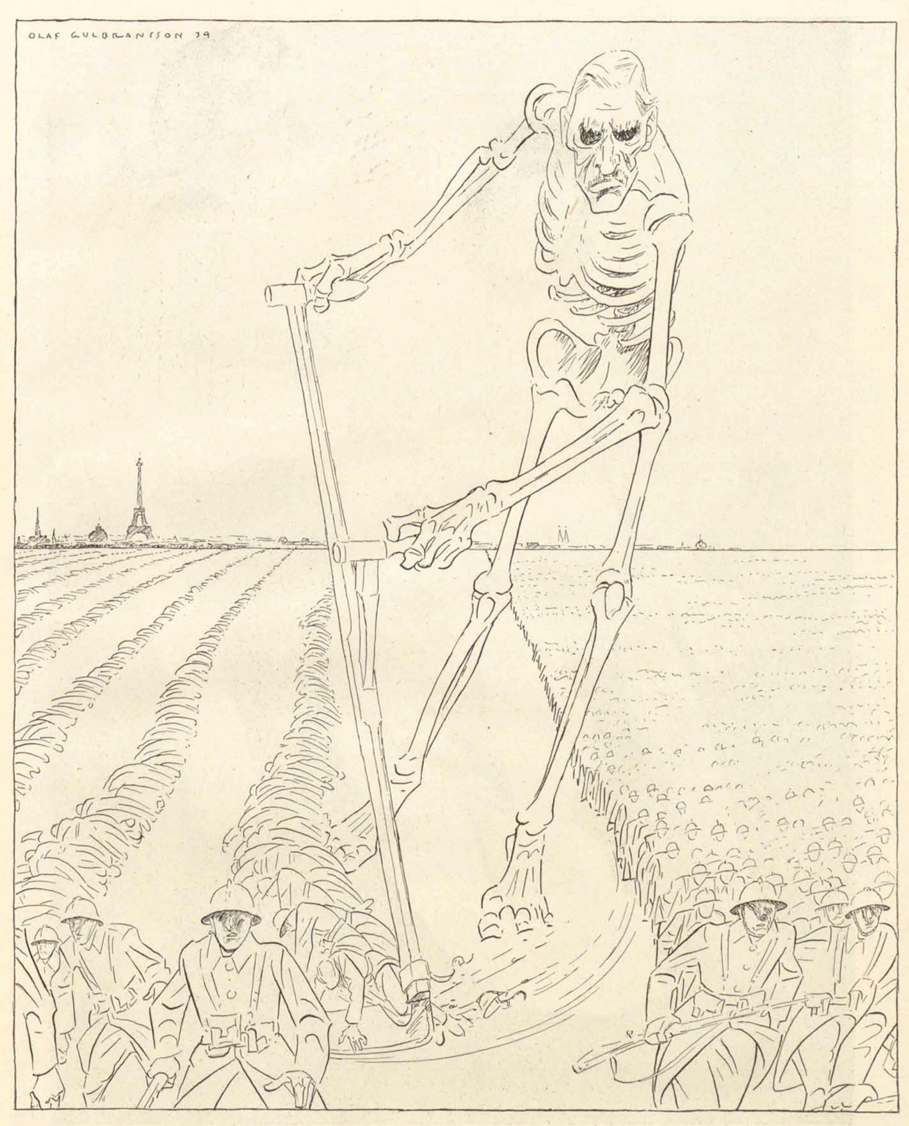
Er verbeugte sich, lächelte noch einmal, sagte Lebewohl und ging. Grete sah seiner hohen Gestalt nach, mit melancholischen Augen, und dachte: „Jammerschade . . . Der Regen scheint niemals aufzuhören, und du bist noch nicht zu Haus. Also weiter . . ."

Sie trat wieder hinaus und wanderte an den Häusern entlang ihrer Wohnung entgegen. Da trat ein anderer Herr auf sie zu, um sie mit seinem Schirm zu beschützen. Diesmal war es eine kleine, gedrungene Gestalt, und sein unschönes Gesicht zeigte Pockennarben. Er knüpfte eine Unterhaltung an, und als sie vor der Haustür ihrer Wohnung anlangten, fragte sie, ehe sie ins Haus trat:

„Sagen Sie die Wahrheit — haben Sie mich jetzt begleitet, um ein Gespräch mit mir zu beginnen, oder haben Sie es aus Ritterlichkeit getan, nur um mir einen Gefallen zu erweisen und mich vor der Nässe zu schützen?" Der junge Mann erwiderte: „Ich gestehe es offen, Sie gefielen mir so außerordentlich, als ich Sie sah, daß ich die Gelegenheit ergriff, Sie kennenzulernen. Darum habe ich Sie begleitet. Darf ich Sie bald wiedersehen?" Grete nickte ihm zu, sah ihm melancholisch in sein pockennarbiges Gesicht und dachte, während sie sich verabschiedete: „Jammerschade . . ." Dieses „Jammerschade . . ." hat Grete später noch oft in ihrem Leben vor sich hingesprochen. Denn so ist das Dasein: zeigt sich einmal das Glück, strahlend und mit elfenbeinernen Zähnen in einem herrlichen Mund, so eilt es nicht auf uns zu, sondern es wandert vorüber, und wir sehen ihm nach. Kommt es aber wirklich und heftet sich an unsere Sohlen — ach, so ist es . . . pockennarbig.

Vision an der Westfront

(O. Gulbransson)



„Ist das Ihr Kriegsziel, Mr. Chamberlain?"

Überraschungen

(K. Heiligenstaedt)



„. . . Kindchen, Sie sollen anklopfen! Man hofft immer wunder wer kommt . . . .!“

In Frankreich

(Erich Schilling)



„Weißt du noch, François, daß hier vor fünfundzwanzig Jahren Schützengräben liefen?" — „Das weiß ich wohl und das weißt du auch, Henri, aber Churchill hat es vergessen, denn er hat ja noch nie im Schützengraben gelegen!"

Neue Fabeln / Von Heinz Steguweit

Ein Karnickel hatte sich vorgenommen, in den Äckern des Menschen etliches Unheil anzurichten, und der Mensch war darauf bedacht, sich zu wehren. „Das braucht dich nicht zu schrecken", tröstete ein alter Fuchs das Karnickel; „wenn der Mensch dir etwas tut, werde ich dich vom ersten Tage an unterstützen!" — Also schloß das Karnickel mit dem Fuchs einen Vertrag. Und als der fertig war, wurde das Karnickel immer habgieriger, immer dreister. Eines Tages fing der Mensch das Karnickel in einer eisernen Falle, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Doch der alte Fuchs ließ sich aus weiter Ferne vernehmen und rief dem gefangenen Karnickel zu: „Tröste dich, ich werde gelegentlich meine Verpflichtungen erfüllen. Denn es geht mir ja nicht um die Existenz der Karnickel, es geht mir um die Bekämpfung des Menschen überhaupt!"

Ein Hamster kam in den Pferdestall und sagte zu den Tieren: „Was befindet sich dort in den Säcken?" — „Das ist Hafer für den Winter", antworteten die Pferde. — „Und dort oben auf dem Boden?" — „Das ist Heu für unsere Raufen!" — „O welches Unrecht", schalt der Hamster, „welche Tücke von den Menschen: Mir stellen sie nach und trachten nach meinem Leben, weil ich ein Hamster bin, doch eure Vorräte werden geschirmt und behütet!" — Die Pferde antworteten: „Du irrst; wir haben nur das, was wir brauchen; du aber sammelst immer mehr, als du überhaupt nötig hast. Also geschieht dir recht — —!"

Eine Brummfliege klagte dem braunen Bären: „Schau, wenn ich mal brumme, dann schlägt man mich tot. Doch wenn du mal brummst, das findet man durchaus natürlich, und im übrigen hält man sich in respektvoller Entfernung." — „Hm", meinte der braune Bär, „hm, schon recht. Aber schau: ob du brummst, oder ob ich brumme, das ist doch ein Unterschied. Denn ich bin ein wehrfähiges Wesen!"

Kantilene / Von Hellmut Draws-Tychsen

Wenn du liebst und die ferne Geliebte
Versteht deine Sprache nicht,
Wenn du liebst eine ferne Geliebte,
Deine Lieb' jede Sprache spricht.
Zum Lieben gehören vier Lippen.
Der Kuß versteht ohne Wort.
Zum Blatte gehören viel Rippen,
Zum Shocking ein alter Lord.

Wenn du liebst und die ferne Geliebte
Versteht nicht einmal Latein,
Wenn du liebst eine ferne Geliebte,
Braucht sie nur dir treu zu sein:
Schönheit verfalbt, und den heißen Tagen
Folgen Regen, Hagel und Schnee;
Immer rollen Räder den Wagen;
Manchmal entert die Brandung von Lee.

Wenn du liebst und die ferne Geliebte
Wohnt in den Bergen weit,
Wenn du liebst eine ferne Geliebte,
Sei gescheit, mein Freund, sei gescheit:
Wohn' auch in den fernen Bergen
Und lausch ihr am silbernen Bach;
Von allen geheimen Latwergen
Macht Sehnsucht am meisten schwach.

Die Reise nach Kanton

Von Ventura Garcia Calderon

Don Tadeo Revoredo, Besitzer der Hazienda Chimbazo, befahl seinem treuen Mestizen Eleuterio in seiner sanften, spöttischen Stimme, vor der seine Leute zitterten: „Du gleich gehen und mir den chinesischen Doktor holen!"

Rein aus grandseigneurhafter Anmaßung bediente er sich jedem Menschen gegenüber der gebrochenen Sprechweise, die man bei uns im Umgang mit Chinesen anwendet, jenen armen Teufeln, die von Kanton nach Peru ausgewandert sind und dort seit einem Jahrhundert als abgezehrte, verfemte Märtyrer leben, welche man verachtet und die man lachend verprügelt. Manchmal aber werden sie aus ihrem Opiumrausch aufgeweckt, um einen letzten, verzweifelten Rettungsversuch zu machen, wenn bei einem schweren Krankheitsfall die abendländische Heilkunst versagt. Daher lebt auf den großen Gütern oder in den Vororten der Städte meist ein solcher undiplomierter Arzt, der sich versteht auf wunderwirkende Kräuter und auf die Art, Trunksucht durch einen Aufguß aus Fliegen und Sirup für immer zu heilen.

Aber Don Tadeo, der frühmorgens um sechs Uhr mit fröhlichem Sporengeklirr über den Hof schritt, schien eigentlich gar keinen Arzt zu benötigen. Zumal dieser Fünfziger, der das Leben mit vollen Zügen genossen hatte, heute mit einer zwanzigjährigen Schönheit, der Tochter eines kleinen Pächters aus der Nachbarschaft, die Ehe einging. Hinter den abseits gelegenen Geräteschuppen lag die nach Sandelholz duftende Behausung des Asiaten. Dieser verneigte sich bis zum Erdboden, als ihm der Auftrag überbracht wurde und der Name Don Tadeo fiel.

Von der Veranda des Gutsgebäudes kam ihm Don Tadeo in bester, aufgeräumter Laune leutselig entgegen. „Du komm hierher!" rief er, den bebrillten chinesischen Doktor am Ohr zupfend. Und die beiden schlossen sich in dem großen Wohnzimmer ein...

Fürs Leben gern hätte Eleuterio den Grund für diese ärztliche Konsultation gewußt. Er plagte das übrige Gesinde, das die letzten Vorbereitungen für die Hochzeitstafel traf, mit neugierigen, jedoch vergeblichen Fragen. Punkt zehn Uhr kam an der Spitze einer glanzvollen Reiterschar der Bischof von Cangallo in den Hof galoppiert. Es war eine besondere Ehrung, daß er die Trauung höchstpersönlich vollzog, und daher brachte die trikolorefarbene Kinderschar — auf jeder peruanischen Hazienda gibt es Weiße, Indianer und Neger — die Böller und Raketen unter Jubel zum Platzen. Ein Höllenspektakel und ein Geruch nach Schlachtgetümmel erfüllten die Luft, die Pferde bäumten sich im Pulverdampf, während das Kirchenglöckchen ein Gezeter wie eine Negerin anhub. Der Grünspan der Jahrhunderte fraß an der Glocke und zerstörte immer mehr den eingravierten lateinischen Bibelspruch. Vor langer Zeit, als Don Tadeo den Kopf eines Gutsnachbars, seines Todfeinds, an ihrem Klöppel aufhängte, hatte sie, vom Wind bewegt, die ganze Nacht hindurch leise gewimmert.

Das ist jedoch eine alte, schon fast vergessene Geschichte. Gegenwärtig dachte der Gebieter von Chimbazo nur daran, die Geschenke seiner Leute in Empfang zu nehmen. Sie kamen zu ihm über die Gipfel der Berge, vom anderen Flußufer, zu Fuß oder hoch zu Roß, aber mit vollen Händen. Geschickte Hände hatten Ponchos aus Vicunawolle sowie einen in allen Farben leuchtenden Teppich gewoben, dazu einen silbernen Spiegel für die Braut gearbeitet. Sie, die Erwählte des Gebieters, würde alles haben: die schönste Stute, die prachtvollsten Halsketten aus den glückspendenden Guairuros, den abwechselnd aneinandergereihten schwarzen und roten Kugeln. Vor allem aber wird man sie mit Süßigkeiten überschütten, denn die Negerinnen frönen der Backkunst mit einer an Zauberei grenzenden Meisterschaft.

Gegen Mittag kam, ganz in Weiß gekleidet, duftende Jasminblüten im Haar, die Braut an. Auch sie mit ihrer Gefolgschaft von Eltern und Anverwandten zu Pferd. Nachdem der Bischof die Trauung vollzogen hatte, setzte man sich an die Festtafel. Was für Köstlichkeiten wurden da in silbernen Schüsseln gereicht! Gefüllte Truthähne, denen man Blumensträußchen in den Schnabel gesteckt und Kristallaugen gemacht hatte; ein prunkvoller Triumphbogen, den ein Bäcker-Architekt nach einem alten Stich angefertigt hatte; und rosige, aufrecht angerichtete Spanferkel, deren zartes Fleisch auf der Zunge vergeht und die einzig und allein nur ein chinesischer Koch mit einem Kranz solcher Leckereien zu verzieren versteht.

Glockengeläute, Böllerschüsse, Raketensteigen, Gitarrespiel: all das dauerte bis zehn Uhr abends, keine Minute länger. Man mußte dem Gebieter Ruhe gönnen und niemand war gefürchteter als Don Tadeo. Das prächtige Haus im Kolonialstil bot Raum für alle Gäste, und um Mitternacht ging außer dem Mond nur noch der Mestize Eleuterio in der ländlichen Stille um.

Was veranlaßte Don Tadeo, so früh am Morgen den chinesischen Arzt zu sich kommen zu lassen? Warum waren jene großen Fenster zu so später Stunde noch immer erleuchtet? Das waren Fragen, um welche Eleuterios Gedanken kreisten. Und das viele Maisbier, der Schnaps, dazu dieser Mond, all das ließ die treue Seele des Mestizen nicht zur Ruhe kommen.

Schon gingen die Hirten in den Stall, schon fingen die Hähne an, wie alte Komödianten ihre Siegestiraden zu üben, als plötzlich eine zornbebende Stimme über den Hof schallte. Eleuterio rannte zur Freitreppe, auf deren oberster Stufe Don Tadeo, einen Poncho über sein Nachtgewand geworfen, auf ihn wartete. „Du mir rasend holen chinesischen Doktor!"

Rasend — das hieß Hals über Kopf! Das war ebenso schnell wie ein alter Inkabote! Eine Viertelstunde später brachte Eleuterio den Arzt angeschleppt, der mit dem Kopf wackelte wie jene ewig nickenden Porzellanfiguren. Voll Scheu blickte er nach den Händen seines Gebieters, die so gut die Reitpeitsche und den Revolver zu handhaben verstanden. Don Tadeo befahl ihm jedoch nur leise: „Du sofort die Reise antreten nach Kanton!"

Wer Peru nicht kennt, der begreift nicht die schicksalsvolle Bedeutung dieser Worte. Der unglückliche Doktor aber wußte genau, was er zu tun hatte. Eine überstürzte Reise über den Pazifischen Ozean machen alle Chinesen unseres Landes, wenn sie alt, allzu arm und vorzeitig vom Opium, ihrer letzten Zuflucht im Elend, verheert worden sind. Dazu genügt ein fester Strick und ein kräftiger Ast. Auf diese Weise sterben, bedeutet unmittelbar darauf im traumschönen Kanton wieder auferstehen, fern von der Ungerechtigkeit und dem Zorn der Weißen.

Keiner, weder der Mestize noch der verstörte Chinese, wagten nach der Ursache dieses Urteilsspruchs, gegen den es keine Berufung gab, zu fragen. Und nachdem Sou Leng, der chinesische Arzt, seine gesamten Räucherkerzchen vor dem kleinen Buddha angesteckt hatte, nahm er sich in einem Seidengewand, die Brille sorgfältig auf der Nase befestigt (auf daß sie während der Reise nicht ins Meer falle) um sechs Uhr morgens das Leben.

Fast zur gleichen Stunde sah man aus dem Portal der Hazienda die junge Gattin Don Tadeos, noch im Brautkleid, heraustreten. Hinter ihr drein kam der Bischof nebst ihrem gesamten Anhang, und dann ritten sie alle in den goldenen Staub des peruanischen Morgens hinein davon...

„Er hat ihn mit vollem Recht bestraft", erklärte einige Tage später Eleuterio dem um ihn gescharten Gesinde. „Denkt euch nur, der verdammte Chinese hatte sich geirrt. Geirrt? Weiß man denn bei diesen Kanaillen, ob sie's nicht mit Absicht tun. Also hört zu, was geschehen: Ich muß vorausschicken, daß Seine Eminenz der Bischof, da er zuviel gefüllten Truthahn gegessen hatte, heimlich den chinesischen Doktor zu sich befohlen hatte, um sich eine Arznei verschreiben zu lassen. Natürlich ein ganz anderes Mittel, als das von Don Tadeo am frühen Morgen gewollte! Unser Herr hatte eines jener Mittelchen verlangt, das die Männer verjüngt. Man hat eben seine Würde und seinen Ehrgeiz! Und nun schluckte Don Tadeo das für den Bischof bestimmte Mittel, eine tüchtige Portion, so daß er prompt Durchfall bekam, während der geistliche Herr, Gott sei's geklagt, wieder zur Jugend erwachtl" Und voll Ingrimm schloß der treue Mestize: „Es ist das erstemal, daß unser Herr versagt hat. Was bedeutet dagegen schon der Kopf eines gelben Affen?"

(Übersetzung aus dem Spanischen von Hans B. Wagenseil)

DAS ISCHIASBEIN



(Fr. Bilek)

DAS GESCHÄFT / Von Hansjürgen Weidlich

Der kaufmännische Angestellte Franz Otto Kulse tippte seinen Kollegen auf die Schulter und sagte: „Mahlzeit!"

„Was willst du denn?" fragte der Kollege.

„Ich sah dich eben aus dem Verwaltungsgebäude kommen und sah, daß du keine Aktentasche hast. Da kam ich auf die Idee, dich nach Hause zu begleiten."

„Und was willst du wirklich?"

„Du hast überhaupt keine Aktentasche?" sagte Franz Otto Kulse.

„Nein."

„Ich befinde mich nämlich in Geldverlegenheit, weißt du —"

„Da geht es dir genau so wie mir."

„Aber nicht doch! Ich will dich ja gar nicht anpumpen!" — „Was denn?"

„Ich möchte ein Geschäft mit dir machen. Ich möchte dir meine Aktentasche verkaufen. Jeder Mensch, der auf sich hält, trägt heute eine Aktentasche."

Und da wolle Franz Otto Kulse seine Aktentasche verkaufen? Ob denn er nicht auf sich hielte?

O doch! Aber dazu brauche er ja gerade das Geld. Eine Aktentasche, so leer wie ein Scheuerlappen, das sei ja auch keine Reklame. „Sieh dir nur an: wem wir begegnen — jeder hat seine Aktentasche prall wie eine Mettwurst." Er hielt den Kollegen am Ärmel und zwang ihn, stehenzubleiben. „Sieh nur!", sagte er, „sieh!"

Tatsächlich hatten alle Männer, die eben vorüberkamen, Aktentaschen wie Mettwürste. Das kam wohl von den Thermosflaschen, die sie nach Hause trugen.

„Aber ich brauche keine Aktentasche!" sagte der Kollege. „Wozu sollte ich sie brauchen?"

Ob er sich denn niemals Frühstück mit ins Büro nähme? — Doch, freilich. Wie er das denn transportiere? — Links und rechts in den Rocktaschen.

Aha! Daher die ausgebeulten Rocktaschen. Daher sein ungepflegtes Aussehen. Und plötzlich rief Franz Otto Kulse: „O, du Lieber, da hast du ja bisher völlig verkehrt gelebt!"

„Hm —" machte der Kollege, und sie gingen weiter.

Das Frühstück in den Rocktaschen! Und dies im Jahrhundert der Aktentasche! Nein, Franz Otto Kulse konnte sich gar nicht darüber beruhigen.

„Wie teuer soll sie denn sein?" fragte der Kollege.

Nicht teuer. Billig! Er selbst habe zwar 640 000 Mark für sie bezahlt. Allerdings sei das an dem Tage gewesen, an dem der Kinoplatz 180 000 Mark gekostet habe. Er wisse das deshalb so genau, an diesem Tage sei seine Mutter mit ihm ins Kino gegangen, er habe für sie bezahlt, und da wäre auf einmal eine ganze Million heidi gewesen.

„Also eine Mark fünfzig", sagte der Kollege. — „Wieso eine Mark fünfzig?" Soviel koste heute ein Kinoplatz, und mehr sei sie ihm nicht wert.

Aber er solle doch bitte mal gefälligst erlauben! Was man mit einer solchen Aktentasche alles beginnen könne! Beispielsweise wenn er verreiste: da brauche er dann nicht mühselig erst einen Koffer zu packen — Nachthemd, Zahnbürste und Latschen in die Aktentasche hinein — fertig! Und was er damit dann für ein Kissen besitze, oh! Für den Rücken, für den Hosenboden, seitlich als Armstütze, nachts als Kopfkissen — aber da möchte er ihm nebenher ganz kostenlos noch einen guten Rat geben: immer, wenn er sich lang machen wolle, die Stiefel ausziehen, und dann die Füße Richtung Tür — käme nie keiner mehr rein!

„Eine Mark fünfzig", sagte der Kollege.

Aber er solle doch bloß einmal überlegen, bloß einmal logisch denken, falls er wisse, was das sei: er sei doch auch Junggeselle, na, und da müsse er dann doch auch Einkäufe machen — Tomaten, ein Viertelpfund Schmalz, Stange Harzkäse, oder so um den Ersten herum vielleicht auch mal was Feines, zum Beispiel ein Achtel Schabefleisch und eine Zwiebel dazu — na, und das dann alles hinein in die Aktentasche, und sähe immer gut aus. „Kannst du dich immer mit sehen lassen! Siehst du aus wie ein Diplomat! Und das, wenn die Tüte geplatzt ist, mit den Tomaten jonglieren hat dann endlich ein Ende, bist du endlich ein feiner Mann."

„Eine Mark fünfzig."

Sie waren jetzt schon am Marktplatz, in den Cafés saßen die Damen beim Kränzchen, die Wohnung des Kollegen war nicht mehr weit.

„Du gehst doch bisweilen auch schwimmen? Nun, und wie trägst du da dein Badezeug? Doch nicht etwa unverhüllt unter dem Arm? O pfui Deibel!" Wie denn Franz Otto Kulse sein Badezeug tragen würde, wenn er die Aktentasche nun nicht mehr hätte?

„Ich bin ja auch kein feiner Mann! Wenn ich eine Aktentasche trage, denken die Leute doch nur, ich wäre Lehrling bei einem Bankboten. Aber du! Wenn du mit einer Aktentasche kommst, denkt jeder gleich, da kommt ein Apache." — „Apache?"

„Ja: diese Gehilfen bei den Gesandtschaften." — „Ach so! Ja. Natürlich!" Und wenn er dann mal Schriftstücke hätte oder Photographiealben oder Bücher aus der Leihbibliothek oder vielleicht sogar richtige Akten, die könnte er dann freilich auch in die Aktentasche tun.

„Hm —" machte der Kollege.

Es könnte ja wirklich ein dummer Zufall mal wollen, daß er Akten mit aus dem Büro nehmen müßte, um noch zu Hause an ihnen zu arbeiten ...

„Eine Mark", sagte der Kollege.

Franz Otto Kulse blieb überrascht stehen. „Wieso plötzlich nur eine Mark?! Du hattest doch schon eine Mark fünfzig geboten!"

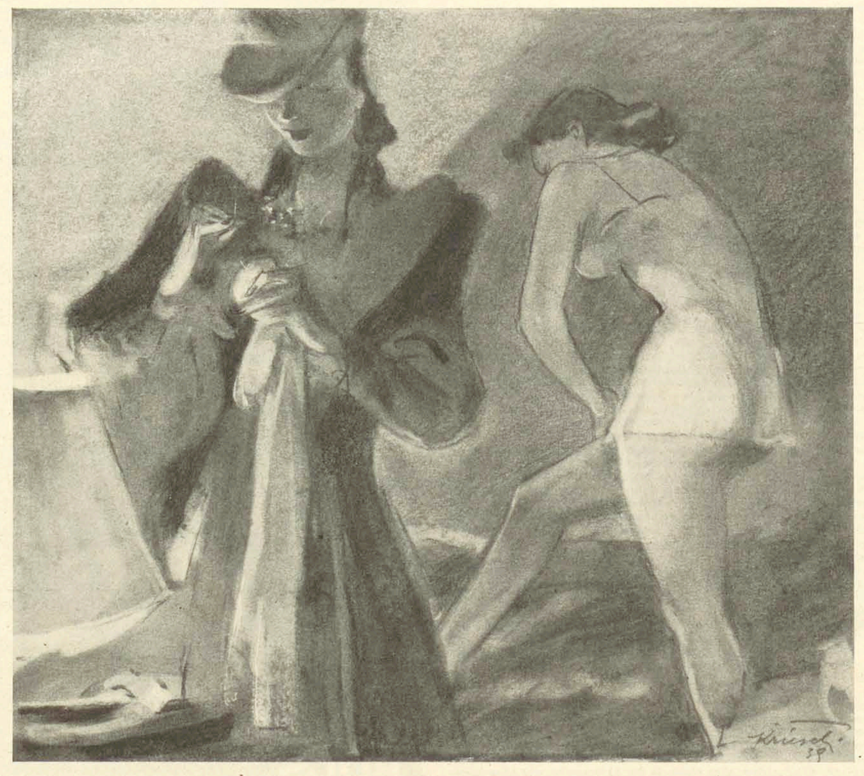
„Vorhin. Aber jetzt, wo du das mit den Akten erzählt hast, mag ich nur noch eine Mark für die Tasche geben."

„Dann gib wenigstens eine Mark zehn!" — „Warum eine Mark zehn?"

„Weil ich dich nun zu einer Tasse Kaffee einladen möchte. Das tue ich immer — wenn mir ein Geschäft geglückt ist, veranstalte ich immer als erstes eine kleine Feier."

Verspätung

(R. Kriesch)



„Du hättest dich in aller Ruhe umziehen können, Lilly, wenn du Max rechtzeitig weggeschickt hättest!"
„Gutes Kind, und du meinst, der ginge, wenn er was von Umziehen hört?"

Der Gesundheitsapostel

Von Ernst Hoferichter

Wenn Josef Hacker am Morgen erwachte, begann er zuerst — sich die Augenbrösl aus den Lidern zu zupfen.
Dann sah er durchs Fenster und schätzte die Laune der Witterung ab. Von den Wolken senkte sich sein Blick aufs Pflaster. Nasser Boden verpflichtete zu entsprechendem Handeln. Je nach der Feuchtigkeit schob er zwei Paar Einlagesohlen in die Stiefel. Dann griffen die Hände nach dem Katzenfell, das während der Nacht auf der Holzbrandtafel „Trau, Schau, Wem!" aufgehängt war. Er legte es wie eine Landkarte über den Nabel und dessen weitere Umgebung.
Am Waschtisch warteten Flaschen, Gläser und Dosen. Sie waren durch Abstände nach „innerlich" und „äußerlich" voneinander geschieden. Zur Rechten standen der Sauerkrautgeist, Baldrian, Afrapillen, Kräutertee, Knoblauchtropfen und ein Berg von Pastillen. Die Zahl und Menge zur Linken war nicht geringer. In Reih und Glied lagen Salben und Tinkturen, Öle und Fette zum Schütteln, Reiben, Aufstreichen und Anstreichen bereit. Und Hacker zählte Tropfen und Pillen, maß nach Kaffeelöffel und Eßlöffel, Erbsengröße und vollen Messerspitzen.
„Jede Minute und Stunde birgt Gefahren, jeder Tag besitzt ihrer so viele und das Jahr hat bekanntlich derer dreihundertfünfundsechzig . . ." dachte er dabei. Schon ein Niesen aus dem gegenüberliegenden Fenster veranlaßte ihn zu Sicherungen. Er schnupfte Pulver, fettete die Nasenlöcher ein und verdampfte ätherische Öle. Brach gestern in Amerika eine Epidemie aus, so war Hacker heute schon mit allen Gegenmitteln geladen und begossen.
Wie eine uneinnehmbare Festung, nach innen und außen gesichert, verließ er finster und ernst sein Zimmer und Haus. Er mied es, unter Dachvorsprüngen zu gehen, die mit lauernden Schindeln bedeckt waren. Er lernte in den Gassen jene Stellen auswendig, wo aus wackeligen Steinen unreines Wasser spritzte — und schnaufte durch die Nase ein und durch den Mund aus, wenn am Rinnstein der Frühlingswind mit dem Kehricht spielte. Und nach jeder berührten Türklinke reinigte er sich die Hände. Vor Tabakswolken hielt er den Atem an und wo es aus Türen nach Schnäpsen roch, ging er einen weiten Bogen aus.
Wo aber im Leben ein Josef Hacker zu finden ist, da scharen sich darum bald mehrere. Gleiche Ängste bilden Knäuel, Gruppen — und eines Tages gründete Herr Hacker einen Verein gegen die dreihundertfünfundsechzig Krankheiten des Jahres, sich selbst als Vorstand wählend.
Und es dauerte nicht lang, da fand der feierliche Eröffnungsabend im Nebenzimmer des Gasthofs „Zum tapferen Buren" statt. Wände und Decke waren mit Tannengrün und Girlanden geschmückt.

An der Gulaschkanone

(E. Thony)



„Wenn's Knödl gibt, mein Lieber — da g'hör ich zu den schnellen Truppen!"

Fenster in der Nacht

Wie rings die grauen Schatten brauen,
die Horizonte werden leer,
doch aus den dunklen Häusern schauen
erhellte Fenster auf mich her.

Ich liebe diese goldnen Scheiben
auf dunklem Grund, so klar, so still,
wenn auf dem Wege nichts mehr bleiben
und alle Welt versinken will.

Sind's Augen, die uns treu bewachen,
ist es ein weiser, goldner Mund?
Es scheint, als hörte man ein Lachen
aus einem tiefen Herzensgrund.

Ein Lachen, das durch alle Weiten
uns immer tröstlicher berührt,
je mehr die Schatten uns umbreiten
und uns der Weg ins Irre führt.

Wer möchte nicht den Ruf verstehen:
Geh auf uns zu, verlier dich nicht,
mag draußen auch der Tag verwehen,
doch innen hüten wir das Licht!

Gottfried Kölwel

Am Ofen stand eine weite Schale, aus der Ameisengeist verdunstete. Der Fußboden duftete nach Lysol und am Eingang klebte das Plakat „Katarrh, Husten und erhöhten Temperaturen ist der Zutritt verboten!" Der Vereinsdiener Benno Wimmer schob den ankommenden Gästen eigenhändig das Fieberthermometer in die Achselhöhle und ließ sich die Zungen zeigen.

Bald füllten sich zwei lange Tische mit Mitgliedern und solchen, die es werden wollten. Gleiche Furcht und Hoffnung schloß einen warmen Stromkreis der Gefühle. Hinüber und herüber wurde von Krankheiten gesprochen, die sozusagen in der Luft lagen. „Schnupfen ist doch harmlos . . ." bemerkte ein Herr mit Nickelbrille.

„Oh, das ist Leichtsinn! Bedenken Sie doch, was alles aus ihm entstehen könnte!" rief ihm eine Dame älteren Jahrgangs entgegen und zählte auch schon alle nahen und fernen Gefahren auf. Andere sprachen von Wunden, die sie noch nicht hatten — aber doch jederzeit bekommen könnten. Aus der hintersten Ecke wurden sechsunddreißig Mittel gegen Migräne aufgezählt. Und eine Frau mit angewachsenen Ohrläppchen schilderte eine Krankheit, die es nur in Tibet gibt, die aber eines Tages auch zu ihr kommen könnte.

Allmählich wanderten aus Manteltaschen, Marktnetzen und Brotbeuteln mehrere Thermosflaschen hervor. Eins ließ dem andern seinen Gesundheitstee probieren, Mischungen wurden notiert, verbessert und bereichert. Dazwischen roch es nach Jod, Zahnwehtropfen und Hühneraugentinkturen. Ein Wort genügte, um sich gegen das, was dies Wort drohend verkündete, zu sichern.

Draußen stand der Wirt hinter der Schenke und ließ die Augäpfel auf seine Fässer herabhängen. Bisher wurde lediglich aus Anstand ein Zehntelliter Bier und fünf Limonaden bestellt. Dagegen aber bat eine Dame mit künstlichen Veilchen am Hut — um einen Kübel warmes Wasser. Sie wollte ihrer Tischnachbarin zeigen, wie sie ihre Fußbäder gegen einwachsende Zehennägel nimmt.

Der Vorstand Josef Hacker sprach kein lautes Wort. Er wollte seine Kehle für die nahende Ansprache nicht überreizen. Unbemerkt schlich er sich in den Hof hinaus, zog tiefe Lungenzüge ein, gurgelte in der Küche mit Wasserstoffsuperoxyd und beseitigte als letzte Vorsicht das drückende Kragenknöpfchen. Dann lehnte er stützend seinen Bauch an die Tischkante, klopfte an sein Wasserglas und — sprach schon eine Stunde gegen Tabak, Alkohol und Liebe, Pest und Pestilenz und endete mit gehobener Stimme: „. . . indem daß wir uns gerade vor jenen Krankheiten zu fürchten haben, die wir nicht besitzen — indem sie nämlich erst noch kommen können. Unsere Angst und Vorsicht gilt allen Leiden, die wir noch gar nicht kennen —"

„. . . Und weil nämlich schon in jedem Hauch eines Maienwindes der leibhaftige Tod enthalten sein kann, schützen wir uns durch Angst und Schrekken . . .!" — „Sehr richtig . . .! Ganz richtig . . .!"

„. . . Und so wollen wir geloben und uns vereinen in dem Vorsatz — lieber aus Furcht in Gedanken zehnmal sterben, als wie —"

„Großartig . . .! Schenial . . .! Gewaltig . . .!"

„. . . Und wer so immer wieder stirbt, der hat noch mehr vom Leben —!"

„Brawoooh . . .! Da capo . . .!" riefen, schrien und jubilierten die zahlreichen Zuhörer, sprangen von den Plätzen auf, drückten sich um den Redner und schüttelten ihm die Hände.

Josef Hacker stand gerührt, wie auf einem Postament. Tränen der Freude liefen über seine gehöhlten Wangen und ließen sich als Tau auf seiner Weste nieder.

Das war ein großer Tag, das war die hohe Stunde seines Lebens. Er fühlte es selbst, wie er es der bösen Krankheit gesagt hatte, die nicht anwesend war. Er hat sie hiermit gebannt und verbannt. Und das wußte er seit dieser Stunde — ihm persönlich konnte sie überhaupt nicht mehr quasi an den Hutrand tippen. Jetzt war er erst gesund, frei und leicht. Und wie ein Luftballon empfand er sich, der gewichtlos über den Fußboden hinschwebte . . .

So verließ er, wie ein Gott aus Marzipan, das Lokal „Zum tapferen Buren". Sein Blick warf Abstände zwischen sich und die Mitglieder. Er schritt wie über heiligen Wassern. Sein Geist lief ihm gleich einem Hund voraus. Niemand wagte ihm zu folgen. Und der Meister aller Ängste und Vorsichte wogte im Höchstmaß seines Brustumfanges durch die Gassen.

Jetzt war er soweit — jeder Krankheit einen Fußtritt zu versetzen. Ja, sein Mut und Übermut wünschte sich geradezu, daß ihm ein paar Übel über den Weg laufen möchten. Denn er fühlte sich stark genug, um versucht zu werden . . .

Aus dem Nachtlokal „Zur schwarzen Katze" girrten Hawai-Gitarren. Ein Ventilator wirbelte Rauch, Qualm und gröhlende Rundgesänge auf die Straße hinaus . . .

Herr Hacker schritt auf diese Wolke zu, blieb in ihr stehen, gab sich einen Ruck — und schwenkte durch die Türe ein: „Mir kann nichts mehr passieren . . .!"

Eine unbekannte Runde begrüßte den Unbekannten als einen sechsten Erdteil. Wie einen weichen

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hut wehte es ihn in ihre Mitte. Er stolperte über Weinkübel und Mädchenbeine. Weite Herzen und himbeerrote Kissen fingen ihn auf. Gleichzeitig schwebten Gläser und Lippen um seinen offenen Mund.

„Eine Runde für mich ...!" schrie Hacker, und seine Stimme kippte mit seiner Seele über. Ein schwarzer Wuschelkopf legte sich über seine silberne Uhrkette. Mit einem Griff riß Hacker sich das hindernde Katzenfell vom Leibe, das sogleich zum Lampenschirm wurde.

Den knallenden Lachsalven folgten neue Runden, vollere und schwerere. Nach einer Stunde konnte Hacker bereits das Kunststück nachahmen — wie man gleichzeitig drei Brasil raucht und den Dampf durch die Ohren herausläßt. Er schnaufte vor Loslösung und schwitzte vor Lust. Seine Pulse trommelten zum Sturmangriff der Gefühle.

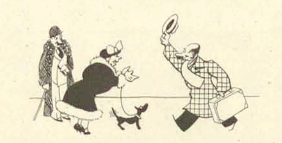
Als der Morgen wie rosa Briefpapier durch die Jalousien blinzelte, schob der Wirt die torkelnde Bande durch die Hintertüre ins Freie. Hacker ordnete die Gesellschaft zu einer Prozession. Er wollte führen und verführen. Da alle Türen zu Wein und Rauch verschlossen waren, zog er den Zug in seine Bude hinauf.

Das Bett wurde zum Kanapee, der Waschtisch mit der Apotheke zur Bar. Gläser und Flaschen, die vor Gebrauch geschüttelt sein wollten, flogen als Raketen an die Wand. Pillen und Pastillen fanden als Konfetti Verwendung. Der „Onkel aus Köln" blies den Sauerkrautgeist als Spanischen Nebel gegen die Tapete. Zwei Mädchen benützten die Herztropfen als Fleckenseife und die Dame mit dem Tizianhaar fettete ihre Schlangenschuhe mit Jodsalbe ein ...

Josef Hacker stand auf dem Nachtkästchen und schlug auf der ausgelaufenen Wärmflasche dazu den Takt. Jede Falte seines Gesichts lachte für sich. Und als die Sonne wie Schleuderhonig durchs Fenster floß, da gebot er heiliges Schweigen und gründete den Antiverein gegen jegliche Hemmungen — mit dem Wahlspruch „Lach' dich krank — lach' dich gesund!"

Jeden Abend tagte dieser Verein bis Mitternacht in der „Schwarzen Katze". Und wenn sich sein Vorstand Josef Hacker noch nicht zu Tod gelacht hat, dann lacht er auch noch heute — —

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Ottermeier kam von einer Reise zurück. Freund und Frau holten ihn am Bahnhof ab. Der Freund flüsterte:

„Warst du deiner Frau eigentlich treu, Ottermeier?"

Ottermeier deutete erschrocken auf seine Frau: „Vorsicht! Feind hört mit!"

Jedes Jahr im Herbst findet in Berlin ein Langstreckenwaldlauf der Sportler statt. Die Strecke geht durch den Grunewald über Potsdam und endet im Stadion. Ich saß mit einem Mädchen im Grunewald, plötzlich tauchte vor uns der erste Sportler im schnellen Lauf in einer kurzen weißen Hose auf.

„Wohin läuft der Mann so schnell?" rief das Mädchen.

Da ertönte hinter uns die Stimme eines biederen Berliners: „Das sehen Sie doch, Fräulein! Sich eine Hose kaufen!"

Marlene war verzweifelt.

Aufgeregt lief sie durchs Zimmer.

„Dieser furchtbare Krieg!"

„Hast du jemanden im Felde?"

„Ja. Meinen Schneider. Und ich habe noch drei Meter Kostümstoff liegen!"

Als ich im Jahr 1926 zum erstenmal nach Wien kam, verlangte man von mir, auf dem polizeilichen Meldezettel die Angabe meiner Religionszugehörigkeit. Nun bin ich zwar evangelisch, war aber der Meinung, daß Religion reine Privatsache sei, wie es auch in den Gesetzen stand, und lehnte mit diesem Hinweis die Ausfüllung und Beantwortung dieser Frage ab.

„Recht haben S' schon nach dem Buchstaben", erwiderte der Beamte, „schreiben S' halt irgendwas hin — es wird ja eh net nachgeprüft — wir brauchens nur für die Statistik."

Einer meiner Bekannten, der gerade Vater eines strammen Buben geworden war, telegrafierte seinem in Italien ansäßigen Bruder: „Dein Neffe Max ist heute hier angekommen." Daraufhin lief folgendes Antworttelegramm ein: „Max ist ein Schwindler. Habe keinen Neffen. Verhaften lassen."

„Schämst dich net, Reserl, wie du dreckert im Gsicht bist!" sagte der Kooperator vorwurfsvoll zu dem kleinen Mädchen. „Da schau dein Brüderl an, wie sauber das gwaschn is!"

„Jaaa", erwiderte das Reserl, „der Hansl hat ja heit Namensdag!"

Neben uns wohnen feine Leute. Die feinen Leute bekamen ein Kind. Die Frau war so fein — also kurz und gut, sie nahmen eine Amme. Als meine Frau am zweiten Tag hinüberkam, um zu gratulieren, war die Amme nicht mehr da. Man hatte sie fristlos entlassen.

„Warum?" fragte meine Frau.

Die gnädige Frau wurde über und über rot und flüsterte zwischen Kichern und Empörung meiner Frau zu: „Stellen Sie sich vor — was wir erfahren haben: diese liederliche Person hatte ein Kind!"

Meine Mutter wird nächste Woche sechzig Jahre alt. Ich wollte ihr eine Freude bereiten und bat die Samerberger Blechmusik, sie mit einem Geburtstagsständchen in aller Frühe zu überraschen.

„Des kannst leicht ham, Feichten", nickte der Musikmeister, „woaßt, wir spielen das schöne Lied ‚Schier dreißig Jahre bist du alt' — —"

„Aber meine Mutter wird doch sechzig!"

„Des macht nix — da spielen wir's halt zwamal hinternander!"

Zu neuen Ufern

(Wilhelm Schulz)



„Ob ich durch dieses Minenfeld durchkomme?“

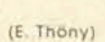
München, 5. November 1939
44. Jahrgang / Nummer 44

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

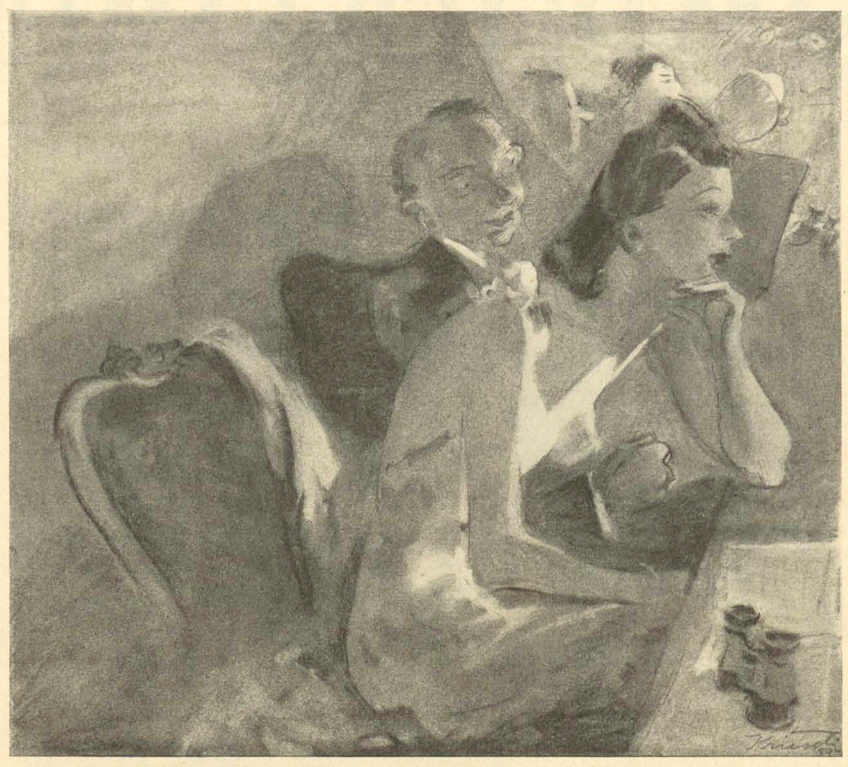
Nach der ersten Runde


(E. Thöny)

Churchill mußte mehrere schwere Treffer einstecken. Erste Runde einwandfrei für uns!

Parallelen

(R. Kriesch)



„Ein ulkiges Stück, nicht Lisa — nu' reden sie schon drei Akte lang und nischt geschieht!" — „Das müßtest du doch grade verstehen, Artur!"

Für die langen Winterabende

Da saßen wir, Ilse und ich, im Wohnzimmer und wohnten. „Da hätten wir sie nun", sagte Ilse. „Wen hätten wir da", fragte ich, in der Hoffnung, endlich ein geeignetes Streitobjekt gefunden zu haben.

„Na, die berühmten langen Winterabende."

Allerdings, die hatten wir. Büroschluß um halb fünf Uhr, dann die Verdunkelung und so. Es waren die langen Winterabende, wie sie im Beschäftigungsteil älterer Zeitschriften zur Anleitung zum rationellen Familienleben standen. Ilse führte aus, daß die gemütlichen langen Winterabende so geeignet seien für allerlei Beschäftigungen, von denen sie immer gelesen habe, und dabei müßten behaglich im Ofen die großen Buchenscheite knacken. Ich war etwas erstaunt, denn wir hatten Zentralheizung, und wenn der Rundfunk nicht die Übertragung von knackenden Buchenscheiten übernähme, wüßte ich nicht, wie dieses Geräusch stimmungsgemäß hergestellt werden sollte. Auch fiel mir keine abendfüllende Handfertigkeit ein. Ilse sagte, ich solle nicht soviel herummeckern, sie habe sich nur so gedacht, man könne ja aus Kastanien allerlei schnitzeln. Waaas? — Aus Kastanien sollte ich etwas schnitzen, aber um Gottes willen wozu denn das?

Ilse klagte: „Du willst mich nicht verstehen. Ich habe es doch soundsooft gelesen, daß man ganz entzückende Sachen aus unbrauchbarem Altmaterial herstellen kann; aus Streichholzschachteln, aus Flaschenkorken und benutzten Zahnstochern, ja sogar aus altem Papier kann man durch Kniffen allerlei erzeugen." Ich protestierte: „Du wirst doch nicht verlangen, daß ich mit einem Helm aus Zeitungspapier mit einem Papierbüschel aus dem Inseratenteil hier sitze!"

„Bitte, veralbere mich nicht. Es kommt doch nicht darauf an, was man macht, sondern nur darauf, daß dadurch eine gemütliche Stimmung erzeugt wird." — „Also, mir ist's recht, erzeuge!"

So endete das Gespräch. Ilse aber ruhte und rastete nicht, sie forderte ihr Recht auf die langen Winterabende, und so saß sie denn am nächsten Tag am Tisch und bronzierte allerlei bezugscheinfreie Nahrungs- und Genußmittel, um sie später an den Weihnachtsbaum zu hängen. Am liebsten hätte sie es gesehen, wenn ich dazu lange Pfeife geraucht und einiges gesponnen hätte. Foitzick

Allerseelen

Von Dr. Owlglaß

So kam nun der November her . . .
Die armen Seelen tun sich schwer.
Es werden ihrer mehr und mehr.

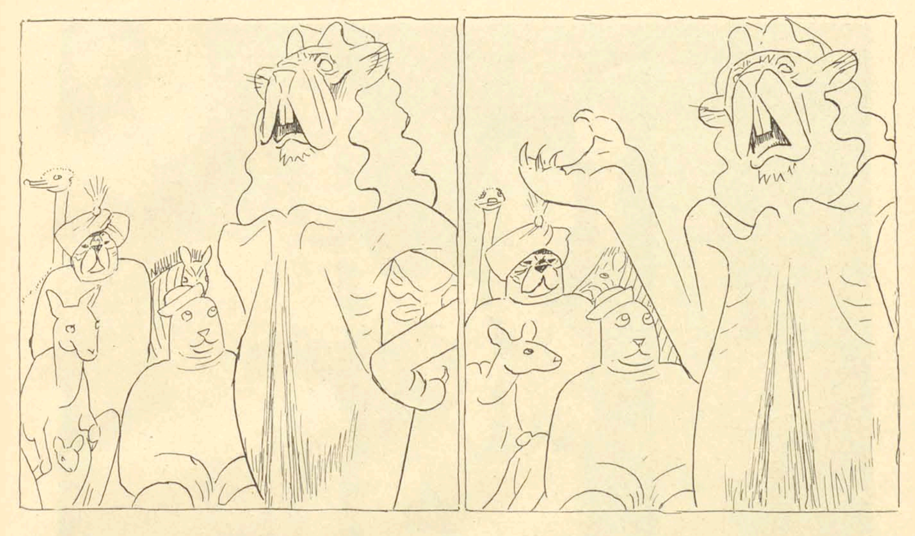
Kein Fleckchen auf dem Erdenraum,
kein Grab, kein Kreuz, kein Lebensbaum,
wo sie nicht träumen ihren Traum.

Den Traum vom letzten Glockenschlag,
bei dem sich alles lösen mag,
den dumpfen Traum vom Jüngsten Tag.

Den dumpfen Traum vom Weltgericht,
das Zeit und Raum zu Nichts zerbricht.
— Sie sehnen's her, sie fürchten's nicht.

Der Britenleu und seine Haustiere

(O. Gulbransson)



„Euer Wohl lag mir immer am Herzen!“

„Ich habe stets für euch gekämpft!“

OLAF GULBRANSSON 39

„Und was ist mit Indien, Herr Löwe?“

„Indien muß wie die anderen auch für mich kämpfen!“

Trübe Erfahrungen

(K. Heiligenstaedt)



„Sind heute die Scherben von dem Balanceakt aufgefegt?
Ich würde sonst keinen Spagat machen!"

Die gut besetzte Straßenbahn

(Fr. Bilek)



SO EIN ORGELSMANN

VON HEINZ STEGUWEIT

Was ist schon ein Orgelsmann. Sein Rock hat Flicken, die Hose schlappt, im Hut klebt arger Speck. Doch die Hand, die rechte, bewegt jenen mechanischen Körper, der in der Physik nach dem elementaren Hebelgesetz pariert. Ich meine den Schwengel mit schwingendem Schwung. Er, der Schwengel, ist das Wesen beim Geschäft; ohne ihn pfeift kein Loch, psalmodiert kein Choral; nicht Volkslied, Marschgesang oder Schlagerweise würden vernehmbar sein. Gewiß, eines Leiermanns Kasten umschließt im Gekröse mancherlei Wichtigkeit, vom Balg bis zur Walze, doch regelt sich der Organismus erst mit des Schwengels treibender Kraft. Welchen Sängers Lunge, Herz, Luftröhre oder Auspuff möchten zweckdienlich wirken, würde die Seele nicht willens sein, mittels der Muskulatur zu wollen. Des Leierkastens Schwengel ist die Seele, ist der Muskel, ist der Wille des geliebten und geschmähten Instruments. Gott erhalte die Schwengel. Frivole Leute, solche, denen es wohlergeht über Gebühr, pflegen zu sagen, mit Hilfe des Schwengels verdiene der Orgelsmann sein Geld im Handumdrehen. Wieviel Hochmut liegt in solchem Spott, welche Überschätzung leistet sich das Wortspiel. Denn der Orgelsmann ist ein armer Patron, seine Tageskasse kargt nach Kräften, sonst hätte der Rock keine Flickerl, die Hose würde nicht schlappen, und der Hut wäre bar jeden inneren Fettes. Zum andern muß freilich gestanden werden, daß ein Orgelsmann mit Smoking, Bügelkniff und blitzendem Hasenfellzylinder etwas Stilloses wäre; ein Schwengel in manikürter Hand würde quietschen, und der Flötensatz des rollenden Kastens dürfte sich nunmehr zu mondän dünken für einen Gassenhauer angenehmen Kalibers: Küssen ist keine Sünd', aus der Jugendzeit, o du lieber Augustin. Nein, man muß den besondern Reiz zu ehren wissen, der darin liegt, daß ein speckiger, zerknüllter Orgelsmann, so ein vollends unbegehrenswerter armer Teufel, die Arie durchs Gelände schwengelt: Hab' ich nur deine Liebe, die Treue brauch' ich nicht!

Solch ein Leierkastendreher beglückte seit Jahren die gehobenen Viertel unserer Stadt. Wen lockte des Orgelspiels Repertoire? Die Sündlosigkeit des Küssens war keine Offenbarung mehr, an die Jugendzeit dachten nur Reaktionäre, und arme Augustine wohnten nicht in den gehobenen Vierteln. Basta. Mochte der Orgelsmann sehen, wer ihm ein Almosen spendierte; zuweilen taten's noch die Kindlein, die unschuldigen, oder magere Pförtnersfrauen, so ganz alte mit greisem Zopfknoten achtern. Aber die vornehmen Leute, die machten die Fenster dicht, riegelten die Pforten ab, ließen niemand ins Haus, sogar der Weißnäherin ward die Hintertreppe empfohlen.

Bis eines Tages, die Sonne glomm herrlich, etwas Unverhofftes geschah: Ein Fliegeralarm! Die Sirenen fluteten auf und ebbten ab, die Gezeiten ihres Tubatons deuchten jedem Verschreckten den Posaunen des Jüngsten Gerichtes verschwägert. Da eilte sich jeder, das tiefste Gemach zu erreichen, die Straße wurde leergefegt von jenen akustischen Besen, die keine Ecke der Großstadt schonten. Einzig der Orgelsmann schob seinen Kasten, der auf Rädern rollte wie ein gelähmter Ohm. Und der Schwengel, der wesentliche, blieb auf vollen Touren, indes die Pfeifenröhren, die flötenden, der Länge nach sauber geordnet jedem Horchenden zur Kenntnis brachten, es sei im Leben häßlich eingerichtet...

Man entsann sich plötzlich, daß der alte Orgeldreher taub war. Daß er, ein Invalide von Geburt und Beruf, auf keines Ohres Muschel hörte, daher die goldene Ahnungslosigkeit, die sich von der stummen Seele auf die Hand übertrug, von dort sich in Schwengel, Balg und Flöte tönend weiterentwickelte: Es ist im Leben häßlich eingerichtet...

Eigentlich hatte er nicht unrecht. Doch die Eile drängte, aus des vornehmsten Hauses Tür, einem Sandsteinpalais von edlen Maßen, trat der Luftschutzhauswart, also die Kommerzienrätin selber und in eigner Figur. Ihr oblag es, den letzten Passanten zu ermahnen, zu bitten, zu kapern; und der Leierkastenmann drehte den Schwengel ab, folgte, es dauerte nicht lange, bis auch der Alte im Keller der gehobenen Leute sein Quartier bezog.

Da saß er nun auf dem Bohnenfaß, bärtig und des Schweigens liebster Genoß. Ein Träumen wähnend, teils ergeben, teils kopfschüttelnd,

denn im Stadtraum brauste noch immer Alarm. Nun gut, im Gewölbe, im tiefen, rückte alles zusammen, wer von den Gehobenen wußte, warum heute im Kreis der mit nie erlebter Plötzlichkeit gebetenen Gesellschaft, eben der Orgeldreher alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er plauderte doch nichts Geistreiches. Er lauerte wie eine dürre Makrele und hielt's ebenso mit dem Schweigen. Dafür hatten die Ärmel beredsame Flicken, die Knie waren verbeult, das Antlitz glich einem Schwarzbrot, so kraus und angebrannt. Die Kommerzienrätin tat, was sie alleweil bei großer Gesellschaft geübt: Sie sortierte. Zofe und Köchin auf die Stühle. Zwei Enkelchen jeweils auf einen Schoß, das dritte und kleinste in die Hängematte. Der Sohn nebst Schwiegertochter, ein Ehepaar mithin, beteuerten beide, vollends ohne Angst zu sein, also blieben sie, miteinander flüsternd, seitwärts stehenden Fußes. Die Weißnäherin, Gott ja, ihrer hätte man beinah vergessen. Sie schlich, ein angefangenes Hemd nebst Garn und Nadel auf den Fingern, scheu um die Ecke, man müsse die Minuten nützen, meinte sie, also schob sie den Hocker heran, daß er zum Sitzen diene. Doch den Orgelsmann, den holte man vom Bohnenfaß, ihm stünde der Sessel, der betagte mit den Ohrenpolstern von Anno Fidibus, zur Verfügung. Jeder tat's dem Alten mit Gesten kund, und er ließ sich schieben, führen, bugsieren, bis er saß, wo einst des Hauses Ahnherr feierabends geruht. Sitzen Sie auch bequem? Jawohl, er saß bequem. Und hustete. Und faltete die Hände, indes aus der linken Tasche etwas Blankes lugte, der Schwengel nämlich, der mitgebrachte und wesentliche.
Es sollte zu derartigen Stunden kein Geschwätz sein im Keller; doch kam es, reichlich und laut: Die Kinder zankten auf des Gesindes Schößen, jedes wollte mit dem Schwengel spielen; der große Sohn, der mit der Schwiegertochter, bat um Ruhe, des Sauerstoffes wegen, und eben dieses entschiedene Ermahnen brachte etlichen Aufruhr. Die Näherin erblaßte, etwas Kölnisch Wasser mußte eingreifen. Die Zofe hielt sich das Herz, die Baldrianflasche der Hausapotheke trat in ruchbare Erscheinung. Hat jemand Hunger? Natürlich, die Kinder, die sonst niemals zu dieser Zeit einen Imbiß begehren. Ihnen ward eine Keksdose zuteil, daß es knusperte und krümelte ringsum mit appetitlichem Geräusch. So hatte jeder seinen besondern Schwengel: Die Näherin ihre Nadel, die Schwiegertochter eine Puderquaste, Zofe und Köchin wippten mit den Florstrumpfbeinen, die Kommerzienrätin zeigte das gediegene Wissen um alle Befugnisse, von der Gasmaske bis zum Eimer.
Da zuckte die rüstige Dame zusammen, plötzlich und drohend: Stille. Ruhig. Hat's wo geschossen —?
Niemand hatte geschossen. Des Orgeldrehers Magen hatte geknurrt. Also förderte der Mann eine Kante Brots zutage, dazu eine Flasche kalten Malzkaffee. Und er kaute mit prallen Wangen, der auserwählte Gast; seines Angesichtes Lächeln machte alle Menschen fromm, verwandelte sie heiter, die Kindlein, die unschuldigen, verstummten wie auf Parole: Niemand hatte jemals einen speisenden Orgelsmann gesehen, man kannte nur seine Lieder, Schlager, Arien, kaum die geheimeren Wünsche. Und das war oft so im Leben.
Abermals bat die Kommerzienrätin um Ruhe. Diesmal folgte jeder willig; denn was sich vernehmen ließ, war die erlösende Entwarnung, die anders scholl als die Posaune des Jüngsten Gerichtes: Breit und schnaufend schnob der Ton über Firste und Antennen, schlüpfte in die Keller, weckte Erinnerungen an jene Seelöwen, die, wenn sie lange unter Wasser geschwommen, nun atemschöpfend auftauchten mit befreitem Gedröhn.
Gott sei gepriesen. Alles war harmlos verlaufen. Vielleicht nur eine Probe? Ein Exempel? Eine Maßnahme notwendiger Vorsicht? — Immer noch kaute der Orgelsmann, daß sein Bart auf und nieder wedelte. Schmeckt's Alterchen? fragte die Kommerzienrätin, so froh war sie ob aller Entwarnung. Wann jemals in der Weltgeschichte seit Adam, Neandertal und Julius Caesar war eine Kommerzienrätin zart gewesen zu einem Orgeldreher? Man kommt auf die Idee, von einer Entwarnung der ganzen Menschheit einmal Zartes und Nettes zu erhoffen. Dann krochen sie alle aus den Kellern lange gehüteter Scheu. Oder glauben wir's nur, weil wir deutschen Gemütes sind? Wie dem sein mag: Die Leute im Gewölbe spürten das Verlangen, etwas Rührendes zu tun. Die

Tropf und Tropfen

Hellmut Draws-Tychsen

Ich öffne das Fenster und schaue
Die enge Gasse hinab,
Vorüberflüchteten graue
Nebel in schleunigem Trab.

Auf meine kupferne Nase
Ein dicker Tropfen geklatscht,
Daß fröstelnd der Nerven Gewandung
Laut niesend aufgebatscht.

Hatsch! hatsch! der dicke Tropfen
Auf meiner Nase hupft.
Ich schloß empört das Fenster,
War drei Tag drob verschnupft . . .

BESTELLSCHEIN

Liefern Sie ab sofort den SIMPLICISSIMUS

an ....

....

Feldpostanschrift

Der Bezugspreis v. monatl. M. 1.30 ist zu erheben bei

Vor- u. Zuname: ....

Ort: ....

Adresse: ....

Auch unsere Soldaten freuen sich über den



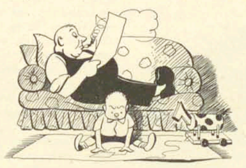
SIMPLICISSIMUS

Wenn wir Ihren Verwandten und Bekannten den Simplicissimus durch Feldpost nachsenden sollen, bitten wir nachstehenden Bestellschein auszufüllen und an den Verlag, München, Sendlinger Str. 80, als Drucksache (3 Pfg.) einzusenden. Neben dem Bezugspreis von monatl. RM. 1.30 entstehen keinerlei Versandkosten.

Kommerzienrätin stiftete dem Orgelsmann drei Mark; die Näherin fünf Pfennig; das Gesinde je einen Groschen; die Schwiegertochter hatte zufällig kein Kleingeld bei sich, dafür schrie ihr Gatte dem Orgeldreher ins stumpfe Ohr: Wissen Sie schon, die Türkei bleibt neutral —!
Der Greis verstand nichts, dennoch nickte er wohlgefällig: Ja, ja, es kommt, wie's kommt —! Das pflegte er immer und auf alles zu sagen, weil's immer und bei allem trefflich traf, unwiderlegbar und von humaner Universalität: Es kommt, wie's kommt!
Oder hatte er begriffen, was die Neutralität der Türkei an Wichtigem besagte? Jedenfalls spielte hernach die Orgel, vom wesentlichen Schwengel bedient, auf Rädern rollend ein neues Lied durch die Gegend: Guter Mond, du gehst so stille —!
Abends saß die Kommerzienrätin, von den Kindlein, den unschuldigen gern Oma geheißen, am Bett der Enkel und erläuterte die poetische Existenz eines Orgelmannes. Oma mußte das, die Kleinen hatten unentwegt um derlei Unterrichtung ersucht. Dann schliefen sie begeistert ein.
Seltsam: Von dem Tage an erlebte der Leierkasten im Viertel der Gehobenen ein besseres, weit fruchtbareres Geschäft als jemals in Jahrzehnten vorher. Es hatte sich rundgeredet, daß der Alte bei Kommerzienrats zu Gast gewesen. Und daß man das Knurren seines Magens mit fernem Kanonendonner verwechselte. Aus diesem Grunde bekomme er von nun an täglich warmes Essen im bisher verriegelten Hause . . .
Glückliche Gemeinsamkeit. Wir Menschen kommen uns näher. Behutsam. Sei's durch solchen Alarm, sei's durch echte Gefahr. Gott erhalte die Orgelmänner nebst ihren Flicken, Beulen, Speckhüten und wesentlichen Schwengeln. Hand aufs Herz: Dieser Beruf hat etwas Beruhigendes fürs ruhlose Gemüt. Das tut gut, so notwendig gut. Wie oft knurrt uns die Seele, nach dem Geschenk der Beruhigung. Ja, ja, es kommt, wie's kommt —!

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich bin bestimmt nicht schlank. Humor macht dick. Gestern rechnete unser Kind eifrig.
„Was rechnest du denn da, Mümmchen?"
„Wieviel Fleischmarken man zu Papa braucht."

Man spricht heute überall vom Krieg. Alte Erinnerungen an den Weltkrieg werden wach. Im Wiener Griechenbeisel erzählte einer von seinen Kämpfen am Isonzo.
„Nur eines habe ich nie verstanden — was hieß eigentlich bei den Italienern der Ruf ‚Tutti avanti'?"
Bobby lächelte:
„Aber geh! Das weißt net? Das heißt doch: Brust heraus!"

Kürzlich befand sich in meinem Briefkasten eine gedruckte Karte mit nachstehendem Inhalt:
Nicht wegwerfen! Achtung! Genau lesen!
In den nächsten Tagen bringt Ihnen die Post eine freudige Überraschung, nämlich ein Paket mit 10 großen Rollen feinstes Klosettpapier (die Rolle zu 100 Gramm). Diese 1000 Gramm kosten RM. 1.—, 10 Gramm also nur 1 Pfennig!
Benützen Sie diese einzigartige Gelegenheit! Ein Versuch wird Sie zum begeisterten und ständigen Benutzer meiner widerstandsfähigen Erzeugnisse machen. — Sollten Sie jedoch wider Erwarten mit ihnen nicht zufrieden sein, so erkläre ich mich innerhalb von 8 Tagen zur Zurücknahme der unbenützten Rollen gerne bereit.
Bei Großabnahme weiter ermäßigte Preise.

Herr Enzensberger ist ein Urwiener.
Er macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, und was heraus muß, das muß heraus.
„Seh'n S' den dort", sagte er eines Tages zu mir, „ja den, der dort über die Straße geht? . . . Alsdann der Lump, der elendige, der hat mit meiner Alten anbandelt . . . Jawoi . . . und zuagred't hat er ihr, sie soll sich von mir scheiden lassen, weil er s' heiraten will!"
„Ach nein!" staunte ich, weil ich Frau Enzensberger kenne, „Das ist ja unglaublich!"
„Alsdann, wia ich das erfahren hab, hab ich mir'n ausborgt und hab eahm g'fragt, ob's wahr ist, daß er s' wirklich heiraten will — und wia er mir dann aber hoch und heilig g'schworen hat, daß er gar net dran denkt, da hab i mi net z'ruckhalten kinnen und hab eahm a paar saftige Watschen geben . . . Alsdann — de Watschen haben mi a klan's Vermögen kost —"
„Lieber Herr Enzensberger", meinte ich, „Sie hätten sich halt nicht gar so hinreißen lassen dürfen!"
„Net hinreißen?" Herr Enzensberger knirschte vor Wut mit den Zähnen. „Se kennen doch mei Alte, net wahr ja? . . . Na also — dann müassen S' aa verstehen, daß ma zerspringen muaß, wann so a Windbeutel leere Versprechungen macht!"

Die Mutter betrachtete ihre fünf Kinder. Wie die Orgelpfeifen standen sie da. Die Mutter lächelte: „Wenn ich euch nicht hintereinander, sondern euch alle auf einmal bekommen hätte, wären wir heute reich und berühmt."

Kabinenbesuch

(Hans Leip)



„Er wollte mir doch nur zeigen, was Backbord ist, Herr Kapitän . . .“

EINE WOCHE LIEFERZEIT

VON EDMUND BICKEL

Grinst einen so der unaufhaltsam erworbene Wohlstand von allen Seiten an, von den Wänden, vom Fußboden und von der Decke, dann ist es allgemach an der Zeit für einen Schriftsteller, in der Erinnerung zu kramen, wie das alles so alles zusammengekommen ist.

Ein schwieriges Stück war der runde Tisch da. Runde Tische sind gemütlicher als viereckige. Aber runde Tische scheinen in gebrauchtem Zustand ausgerottet zu sein. Neu kosten sie ein rundes Geld. Viereckige kann man in jeder gewünschten Menge bekommen. Im Zuge der Speicherentrümpelung geriet ich an immerhin einen solchen. Möge sie lange leben auf Erden. Der elfengleichen Spenderin sei hier nochmals dafür gedankt. Ich hatte nämlich geglaubt, dieses kleine und viel zu hochbeinige Scheusal mit seinen vier Ecken, das so wackelte — ich meine das Tischchen — würde mindestens das Honorar für eine solche Geschichte verschlingen. Aber es kostete nichts. Schönen Dank nochmals. Alles nur, weil man Schriftsteller ist und auch wegen der Luftschutzgefahr.

„Wanns an brima Schreina braucha, nacha gengas zum Kletzenbichler. Der richt Eahna den Disch aba scho a so sauba her, daß' schaugn wern. Und verlanga tuat der a g'wiß ned z'vui. Und binktli is er a, der Kletzenbichler. Dees derfas glaubn“, empfahl mir meine Milchfrau.

Darum wurde der Tisch natürlich zu ihm geschafft. Worauf ich am nächsten Tag bei ihm vorsprach, um die Einzelheiten des Umbaues zu erörtern.

„Die Füße sollen um zwölf Zentimeter kürzer werden, die Platte abgenommen und dafür eine runde Sperrholzplatte von einem Meter Durchmesser daraufgemacht“, sagte ich zu Meister Kletzenbichler. Mit fachmännischem Auge betrachtete er den alten Tisch, drehte ihn um, und dann schnupfte er lange und innig. Ich sah, wie darauf der Schaffensdrang in ihm erwachte.

„Ja, dees kenna mir scho macha“, erklärte er, „und boatzn dean ma Eahna Dischl a recht sauba. Aba a weni Zeit lassn miaßns ma scho.“

„Sagen wir in einer Woche?“ schlug ich vor.

„Ja mein', in a Wocha, da hamsn zwoamoi!“ meinte Herr Kletzenbichler, in den Anblick des Auftrages versunken.

Als zehn Tage vergangen waren, sah ich bei ihm nach.

„Eahna Disch?!“ sagte er. „Ja, wos moanas denn!? Den hob' i ja no ned amoi o'gfanga. Wissens, mid dera g'matztn Schberrholzblattn da hots fei wos. I kriag blos oane, die wo achtaneinzge im Durchmessa hot.“

„Gut“, erklärte ich mich einverstanden und über seine Gewissenhaftigkeit erfreut, „dann lassen wir es halt bei achtundneunzig Zentimeter. Aber in einer Woche bekomm' ich doch meinen Tisch?“ Um mehr Eindruck zu machen, sprach ich beinahe Hochdeutsch.

„Feit si durchaus goa nix. I bin binktli wia a Brezn!“ Seitdem halte ich Brezeln zur Zeitbestimmung für ungeeignet.

Als weitere zehn Tage um waren, betrat ich die mir bereits vertraute Werkstatt wieder. Mein Tisch stand mehr als unberührt in einer Ecke.

„Jessas, Jessas, Eahna Disch“, sagte der Meister in gut gespielter Überraschung, „ja jiatz schaugns nur glei da her!“

Er wies auf eine riesige hölzerne Fläche, die fast den ganzen Raum einnahm. „Wissens“, erklärte er mir, darauf deutend, geheimnisvoll, „des ist ein Behördenauftrag, der wo nadierli vorgeht. Sowas muaß sofort erledigt werden.“

Was ich einsah; denn Behörden können selbstverständlich unmöglich warten. Wenigstens ist selbst mir eine wartende Behörde einfach nicht vorstellbar. Dreißig Tage waren nacheinander ins Land gezogen. Ich konnte noch immer nicht an dem ersehnten runden Tisch sitzen. Daher beschloß ich es mit Diplomatie und Nachdruck.

„Herr Kletzenbichler“, hielt ich ihm vor, so wie ich mit einem verstockten Bösewicht gesprochen hätte, „ich muß meinen Tisch haben, weil ich Besuch aus Indien bekomme. Was sollen wir tun, wenn wir keinen Tisch haben, an dem wir sitzen?“ Das sah er ein. Er war so traurig darüber, daß ich bedauerte, es gesagt zu haben. „Da schaugns nur her“, zeigte er mit schwarzem Zeigefinger auf den Tisch, „der waar scho lang ferti, aber die Schberrholzblattn, wo moanas denn, di hätt' i ja mid 'n Radl rausfahrn miaßn!“

Hierauf konnte ich nichts mehr erwidern; denn eine derartige Beförderungsweise kam aus mir unbekannten Gründen offenbar unter keinen Umständen in Frage. Warum, getraute ich mich nicht zu erkundigen. Ich zog vor, zerknirscht zu schweigen. Wie konnte ich nur dem Schreinermeister Kletzenbichler zumuten, die Sperrholzplatte mit dem Fahrrad zu holen?! Manchmal macht man Sachen, die man nachher einfach nicht versteht.

„Ja, aber Sie haben mir doch versprochen, den Tisch in einer Woche zu liefern?!“ fiel mir zu meiner Entschuldigung ein.

„Vasprocha“, erwiderte er mit unverkennbarem Hohn und gut gekühlter Geringschätzung in der Stimme, „vasprocha!!“ Und ließ mich einfach stehen. Das hätte ich nicht sagen sollen, warf ich mir am Heimweg vor. Aber nun war es geschehen. Das unwiderrufliche Wort, vor dem schon im Lateinischen gewarnt wurde. Die Menschheit lernt eben nichts dazu.

Drei Tage später läutete es, und ich machte sogar auf. Niemand weniger war es als Meister Kletzenbichler. Eigenhändig brachte er mit einem sonnigen und verzeihenden Lächeln meinen runden Tisch, voll Stolz war er über die gute Arbeit. Er bekam seine mäßige Rechnung bezahlt. Da stand der Tisch so nett, wie ich ihn mir diese langen Wochen vorgestellt hatte, als sei er immer schon dagewesen. Wir schieden als Freunde. Kein Wort mehr. Man muß auf beiden Seiten vergessen können.

„No, jiatz hams ja Eahnern Disch“, sagte Frau Zitzelsberger gleich zu mir, als ich am nächsten Tag bei ihr einkaufte, „sand S' z'friedn?“

„Doch“, mußte ich zugeben, „sauber und preiswert hat er ihn gemacht, der Kletzenbichler, aber zuverlässig ist er nicht.“

„Wooos??“ fragte sie zurück. „Wia a so ned?“

„Er hat mir die Lieferung in einer Woche versprochen, und mehr als einen Monat hat er sich Zeit gelassen.“

„Jiatz sowos“, meinte meine Milchfrau nachdenklich, „und zu mir hot er g'sogt, er hot an Termin genau eing'haltn. Und wenn an Sie ned a so grausam g'hetzt hättn, nacha hättns Eahnern Disch no vui frieha kriagt. Aba, hot er zu mir g'sagt, wissens, Frau Zitzelsberger, wanns oan a so bressiert, hot er g'sagt, nacha mog i grod exdra ned. I bin allaweil binktli, hot er g'sagt, aba wega dem loß i mi ned z' Dod hetzn. Dees waar ja no scheena, hot er g'sagt, wo kummat ma denn do heitsdags no hin?! Ma muaß si ebn sei Kundschaft ziagn, wia mas braucht. Nacha gehts auf oamoi ganz guad!“

Nächtliche Nacht / Von Oskar Jancke

Man macht den Tag zum Tage nicht,
Von selber tut er seine Pflicht.
Jedoch: die Nacht zur Nacht zu machen,
Ist eine von den vielen Sachen,
Die in erleuchteten Epochen
Die ganze Welt sich unterjochen.
Verwundert suchen Mond und Sterne
Nach Lichtreklame und Laterne.
Die Dörfer, Städte, Autostraßen
Sind von dem eigenen Licht verlassen.
So auch der Mensch: Im Dunkeln steht er,
Sein Licht bestrahlt nicht einen Meter.
Unnötig, daß er seine Helle
Erst unter einen Scheffel stelle.
Das macht die Finsternis vollkommen:
Der Mensch wird nicht mehr wahrgenommen.
Vergebens suchen Mond und Sterne
Nach Lichtreklame und Laterne . . .

Warschau wird desinfiziert

(Wilhelm Schulz)



„Rette sich wer kann, die deutschen Kammerjäger sind da!"

An der Stadtmauer von Rothenburg

Von Anton Schnack

Ich verweile, von fallenden Blättern beschneit,
Im Schatten der Wehrturmmauer,
Scharten gähnen schwarz und erzählen von Streit,
Von Feuerballaden und Kugelschauer.

Stille bedeckt die herbstliche Landschaft,
Nebel dampft über der zarten Flußgestalt,
Der Türme hohe Zeitengesandtschaft
Ragt streng über dem sterbenden Wald.

Meine Väter haben einst an den Mauern gefront,
Ihr Bauernschweiß verrann zwischen den Steinen.
Hat sich die Engelsgeduld meiner Ahnen gelohnt?
Die Stadt ist schön – ich kann die Fron nicht verneinen.

Wir spielen Briefträger ...

Von August Zeddies

Bei vielen Ehepaaren ist es Brauch, ihre Liebesbriefe aus der ersten bis zur letzten Zeit ihrer wunderschönen Liebe fein eingeschachtelt oder mit bunten Seidenschleifchen verschnürt, aufzubewahren. Nun, das ist wirklich sehr schön, und es ist sozusagen das sichtbare Denkmal all der süßen Erinnerungen und zugleich der Kristallspiegel zweier Seelen, die sich ganz offen und vertraulich zueinander bekannten, um ihre tiefsten Geheimnisse im überschäumenden Gefühl des Glückes preiszugeben und in der oft ansehnlichen Menge von Liebesbriefen einzufangen, die nun zum wichtigsten Dokument für die Familienforschung werden.

Nur hat man leider auch die schlechte Angewohnheit, diese Briefe in die äußerste Ecke eines Schubfaches zu tun und sie nie mehr durchzulesen, obwohl man sich früher einmal so schön ausdachte, sich eines Abends behaglich in die Stube beim warmen Ofen hinzusetzen, um sich die Briefe dann gegenseitig noch einmal vorlesen zu können und damit die erste Zeit der jungen Liebe abermals heraufzubeschwören. Aber dazu kommt es meistens nicht. Man verschiebt es auf später, ins Alter, und am Lebensabend hat man noch immer keine Zeit. — — —

In einem kleinen Städtchen wohnte ein Ehepaar. Karl Köhler und seine Frau Luise — so hießen sie — hatten ein Mädchen und einen Jungen. Karlchen und Lieschen besuchten zwar noch nicht die Schule, waren aber schon sehr selbständig und machten darum eines Tages, als sie allein in der Wohnung waren, eine Entdeckung. Wie das so Kinderart ist, alles durchzustöbern, waren sie auch an das bewußte Fach geraten, hatten es mit vieler Mühe hervorgezogen und — fanden Vaters und Mutters Liebesbriefe, die zusammengebündelt und ein wenig vergilbt dalagen.

„Oh, Karlchen, wollen mal sehen, was das ist!" rief Lieschen voller Begeisterung. „Komm, laß uns das doch mal aufmachen!"

Karlchen war sofort dabei, holte ein Messer aus der Küche und säbelte den Bindfaden durch, so daß nun das Bündel auseinanderfiel und all die vielen Briefe auf dem Fußboden verstreut lagen.

„Lieschen, weißt du, was wir jetzt machen?" fragte Karlchen wichtig. „Wir ... wir spielen jetzt Briefträger, ja?"

„Ja, los!" antwortete Lieschen eifrig. „Aber — wir wollen ganz richtig Briefträger sein, solche, die eine Tasche umhaben und den Leuten die Briefe bringen!"

Karlchen hatte seine Bedenken. „Wir sind aber noch gar nicht groß! Und haben keinen Briefträgeranzug! Und keine Mütze! Und keine große Tasche!"

„Ach!" machte Lieschen. „Weißt du, was wir tun? Wir nehmen einfach unsere Frühstückstaschen! Die hängen wir uns um! Und dann tun wir die Briefe da hinein!"

Karlchen war schon in der Stube und holte die Taschen. Jeder faßte soviel Briefe, wie in die Tasche hineingingen. Dann schlichen sie aus der Haustür. Vater und Mutter im Garten bemerkten die Kinder nicht.

„So, Karlchen! Du gehst in die Straße, und ich gehe hier hinunter!" erklärte Lieschen. „Und dann klingelst du tüchtig an den Türen! Und dann gibst du jeder Tante einen Brief! Oh, das macht aber Spaß!"

„Ja!" Karlchen strahlte. „Und jetzt ... jetzt sind wir richtige Briefträger!"

Sie marschierten los, Lieschen hierhin, Karlchen dorthin.

Wo eine Klingel zu entdecken war, da wurde heftig geläutet. „Guten Tag! Ich wollte einen Brief abgeben! Hier ist er!" Dann langte die kleine Hand in die Tasche, zog einen Brief aus dem Haufen, gab ihn der erstaunten Frau, und ehe diese ahnen konnte, was das zu bedeuten hatte, stand sie längst wieder allein, und die Haustür war ins Schloß gefallen. So ging das von Haus zu Haus. Ein Brief nach dem andern wanderte in die Hände der lieben Nachbarsleute und gelangten so unter die Augen von Freund und Feind. Fand man keine Klingel an der Tür, so warf man den Brief durch den Schlitz. War es aber eine bekannte Frau, die auf das Klingeln erschien und etwa fragte: „Na, Lieschen, was wolltest du denn?", dann bekam sie nur die hastige Antwort: „Wir ... wir spielen Briefträger! Und da solltest du auch einen Brief von mir haben! Auf Wiedersehen! Die anderen Tanten sollen auch noch einen haben. Ich habe so viele davon. Und zu Hause, da haben wir noch eine ganze Menge, die bringen wir auch noch herum. Karlchen hilft tüchtig mit!"

Als die Taschen leer waren, kehrten die Kinder wieder heim und erzählten sich unterwegs, was die vielen netten Tanten alles gesagt hatten. So viel war jedenfalls herauszuhören, — keiner der Tanten war es eingefallen, den abgegebenen Brief wieder zurückzugeben, jede hatte voller Neugier auf Adresse und Absender gesehen und dann gesagt: „Na, da will ich doch gleich einmal schauen, was in dem Brief geschrieben steht!"

Lieschen faßte die Hand des Brüderchens. „Komm, Karlchen, und nun wollen wir die anderen Briefe zusammensuchen. Morgen spielen wir wieder Briefträger!"

„O ja!" rief Karlchen. Er hatte glühendheiße Wangen, — so hatte er sich beim Briefaustragen angestrengt. „Lieschen, das macht wirklich Spaß! Ich möchte jeden Tag Briefträger sein. Du auch?"

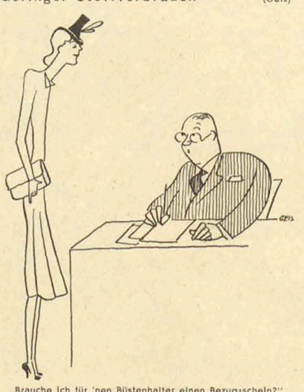
„Meinst du nicht", nickte Lieschen, „ich kann das ebenso schön, wie'n ganz richtiger Briefträger!"

Es erregte großes Aufsehen in dem kleinen Städtchen. Die eine Nachbarin klingelte bei der anderen. „Was meinen Sie wohl, bekomme ich da heute einen Brief ... den müssen Sie unbedingt mal lesen! Also nein, so etwas! Was da alles drinsteht! Wenn die Köhlersche wüßte, daß wir das wissen!"

Das Seltsamste war nur, daß die meisten Tanten im Ort einen anderen Vornamen hatten und doch alle mit „Meine liebste Luise!" und „Allerherzlichstes Lieschen!" und „Liebes, süßes Luisemäuschen!" angeredet wurden. Und ebenso seltsam war es, daß die meisten Onkels ebenfalls einen anderen Vornamen trugen, obwohl sie an diesem Tage alle in Karl umgetauft wurden: „Du, mein allerliebster Karl!" und „Mein über alles geliebtes Karlchen!" und „Lieber, goldiger, schokoladensüßer Karl!" Ein Brief hatte einen noch schöneren Schluß als der andere. Immer waren viele Küsse dabei. Und alles, alles stand darin, was so in Liebesbriefen geschrieben steht, tausend Zärtlichkeiten und Liebesbeteuerungen, jeder Brief barg ein süßes Geheimnis, jeder Brief hütete eine Erinnerung, und mancher Brief barg auch wohl ein wenig Leid und Wehmut, durch Mißverständnisse hervorgerufen. Aber alles, was darin stand und sich zwischen zwei Liebesleuten abspielte, war nur für sie beide bestimmt, und nun ... nun wußten es alle lieben und nicht lieben Nachbarn und Nachbarinnen, trugen das neueste Tageserlebnis zu Markte und freuten sich der schönen Neuigkeit, schmunzelten und kicherten und konnten ihre Nasen gar nicht tief genug hineinstecken in das, was sie nicht anging! — —

Man kann sich denken, daß den Kindern die Freude nicht lange erhalten blieb. Nur einmal noch durften sie Briefträger spielen, auch dies-

Geringer Stoffverbrauch (Geis)



„Brauche ich für 'nen Büstenhalter einen Bezugsschein?"
„Nein — Sie nicht, Fräulein!"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Unerwünschte Gesellschaft

(E. Thöny)



„Schneller gehn, Churchill, schneller, sonst bilden sich die Leute da hinten ein, sie gehörten noch immer zu uns!"

mal wieder mit der Frühstückstasche. Aber es war anders als das erstemal. Und sie stürmten auch nicht so schnell davon wie am Tage vorher, sondern gingen bedrückt und beschämt von einem Haus zum anderen, überlegten erst lange, ob sie klingeln sollten, läuteten dann ganz zaghaft, hatten ängstlich blickende Augen und warteten voller Scheu, bis jemand die Tür öffnete.

Was sie nun hervorstammelten, das war beinahe ein Sündergebet und wurde in Tränen gefaßt: „Guten Tag! Und einen schönen Gruß von meiner Mutter! Und Sie möchten mir den Brief wieder geben, den ich gestern gebracht habe. Und Sie möchten nicht weiter darüber sprechen. Und ich wäre ein garstiges Kind, sollte ich sagen, und... das dürfte ich nie wieder tun, und ich will es auch nicht wieder tun, und ich hätte nur Dummheiten im Kopf, hätte die Mutter gesagt!"

Der Friede

(Karl Arnold)



„Wir könnten ihn ja auch annageln, aber als Engländer müssen wir den Eindruck der Humanität wahren!“

München, 12. November 1939
44. Jahrgang / Nummer 45

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englischer Giftgashändler

(Karl Arnold)



„Geschäft ist Geschäft, übrigens dient es zur Verteidigung der Zivilisation!“

Dorf in Polen

Toni Bichl (im Felde)



DER STAMMKUNDE

Jeden Morgen kam ich an dem kleinen Tabakladen vorbei, ohne daß er mir besonders auffiel. Einmal hatte ich keine Zigaretten bei mir und so kaufte ich sie mir dort. Ich ahnte nicht, daß dieses bestimmend für die kommende Zeit werden sollte. Das Zigarettenfräulein gab mir meine Zigaretten und außerdem gab sie mir noch eine Zündholzschachtel dazu. „Danke schön", sagte ich und ging meiner Wege. Als ich das nächste Mal keine Zigaretten hatte, fiel mir wieder das Zigarettenfräulein ein, ich ging zu ihr und bekam wieder eine Zündholzschachtel geschenkt. Seit dieser Zeit gehe ich immer zu dem Fräulein um etwas geschenkt zu bekommen; und ich mache sogar Umwege, um bei ihr meine Zigaretten zu kaufen. Ich habe am eigenen Leibe den Dienst am Kunden begriffen. Wenn ich mal Kaufmann werden sollte, werde ich jeden Schriftsteller mit Zündhölzchen regalieren. Es lohnt sich.

Ich bin jetzt Stammkunde bei dem Zigarettenfräulein. Stammkunde ist schon etwas, wenn man sonst so wenig ist. Der Stammkunde braucht z. B. gar nichts zu sagen, wenn er in den Laden kommt. Er tritt herein, und schon greift das Fräulein ins Regal und legt die bestimmte Zigarettensorte hin. Ohne mit der Wimper zu zucken tut der Stammkunde das Geld in die Glasschüssel. Das Fräulein wechselt es, wir nicken einander zu. Aber das ist noch gar nichts. Ich werde auch zwischendurch bedient, wenn jemand anderer im Laden ist und das Fräulein einem Herrn den Unterschied zwischen den Zigarrenmarken „Conquistador" und „Maßliebchen" erklärt. Das muß nicht ganz leicht sein, und trotzdem gibt mir das Fräulein dabei meine Zigaretten. Sehen Sie nun, was für Vorteile es hat, Stammkunde zu sein?

Den Stammkunden muß man anreden, etwa so: „Habe die Ehre, Herr Knollbichler", aber zu mir kann das Fräulein nicht Herr Knollbichler sagen, weil ich nicht so heiße. Sie sagt deshalb zu mir Herr Doktor. Neulich bin ich zum Herrn Direktor aufgestiegen. Wenn sie mich erst Herr Generaldirektor nennen wird, werde ich ihr sagen, sie solle mich einfach Walter nennen, weil ich mich nicht mit fremden Generaldirektorsfedern schmükken möchte und der Stammkunde doch einen Namen haben muß. Bisweilen haben schon viel weniger nett aussehende Damen zu mir Walter oder sogar Schatzi gesagt, obwohl ich nicht im entferntesten bei ihnen Stammkunde war.

Das Fräulein ist nicht immer im Laden. Wenn ich eintrete ist sie fast nie drinn. Sie ist hinten, hinter einem Samtvorhang. Wenn sie mich bemerkt, teilt sich der Vorhang und sie ist da.

Ach, ich möchte so gerne wissen, was das Fräulein da hinten macht, was alle Ladenfräuleins hinter diesen Vorhängen machen. Vielleicht strickt sie einen Pullover, vielleicht hat sie etwas Geschäftliches ins Hauptbuch oder Bestellbuch einzutragen, vielleicht füllt sie auch die gerade anfallende Liste aus, oder sie pudert sich, oder sie poliert die Nägel, oder fängt eine Laufmasche auf. Sie liest womöglich ein philosophisches Buch oder einen Roman, oder sitzt bloß da und denkt: „Ach wäre es doch bald sieben Uhr". Ich werde nie erfahren, was das Fräulein hinter dem Vorhang macht. Neulich roch es nach Bratkartoffeln und mit Recht vermute ich wohl, daß sie Bratkortoffeln machte. Ich stelle es mir recht gemütlich da hinten vor. Ich würde dort gerne mal Goethes Wahlverwandtschaften lesen oder sonst ein Buch, das man doch nie liest, natürlich nur, wenn das hübsche Zigarettenfräulein nicht da wäre. Wäre sie da, würde ich ihr bei den Eintragungen ins Hauptbuch behilflich sein.

Seit einiger Zeit gibt es aus zeitgemäßen Gründen keine Zündholzschachteln mehr geschenkt. Das ist schade. Aber nun muß ich das Zigarettenfräulein trotzdem besuchen, denn sie könnte sonst denken, daß ich immer nur der Zündhölzl wegen zu ihr gekommen bin. Ich bin halt der geborene Stammkunde.

Foitzick

Diogenes heute

Von Ratatöskr

Diogenes schloff aus der Truchen:
„Ich muß doch wieder Menschen suchen.
Sonst hab' ich's ja am Tag gemacht.
Probieren wir's einmal bei Nacht!"

Kein Mond am Himmel, keine Sterne.
Wie nützlich ist da die Laterne,
mit der man das, was man bezweckt,
sofern's vorhanden ist, entdeckt.

Kaum bog er um die nächste Ecke,
da bracht' er auch schon wen zur Strecke
beziehungsweise jemand ihn,
der hiefür kompetent erschien.

Ach ja, die Polizeiorgane
kurierten ihn von seinem Wahne,
und das ersehnte Resultat
zerfloß zu einem Strafmandat.

Kühle Tage / Von Hans Karl Breslauer

Als das Schrillen der Korridorklingel kein Ende nehmen wollte, schloß Kurt die Tür zu seinem Arbeitszimmer, rückte seine Krawatte zurecht, zündete sich eine Zigarette an und sagte, die Korridortüre öffnend, ratlos verdutzt:

„Herr — Herr Steinkellner... Sie... Sie!... Was führt Sie zu mir?"

Herrn Steinkellners Stimme zitterte vor Empörung. „Das dürften Sie auch ohne nähere Erklärung wissen!"

„Ich — ich habe wirklich keine Ahnung...", murmelte Kurt, dem Besucher den Vortritt lassend.

„Sie kommen ja — als — als ob — Sie —"

„... als ob ich Sie in einer dringenden Sache zu sprechen hätte!" höhnte Herr Steinkellner und musterte den für zwei Personen gedeckten Teetisch. „Habe ich Sie vielleicht gestört?"

„Oh, bitte —" würgte Kurt, aber Steinkellner unterbrach ihn:

„Bitte, lassen Sie mich sprechen —"

„Herr Stein —"

„Mich sollen Sie reden lassen!" brüllte Herr Steinkellner, beugte sich vor, starrte auf die Chaiselongue und lachte nach einer schier endlosen Pause laut auf. „Hahaha... Also — geradezu verblendet ist man manchmal — jawohl — verblendet... Lieber Herr Schindler, seien Sie froh, daß Sie nicht verheiratet sind... Hahaha... Morgen müssen Sie zu uns kommen — zum Abendessen — jawohl — und keine Ausrede! Punktum!... Schluß!..." und Kurt verständnisvoll zuzwinkernd, setzte er leise hinzu, „Aber jetzt will ich Sie nicht länger stören... Auf Wiedersehen!" — — — — — — — — — —

„Du, Grete", sagte Herr Steinkellner vergnügt schmunzelnd, als er, seine Frau war eben dabei den Tisch zu decken, verspätet nach Hause kam, „ich wundere mich, daß deine Freundin Marianne noch immer in diesem unmöglichen semmelblonden Fohlenmantel herumläuft, den sie schon seit acht Jahren trägt! Muß der ihr Mann ein Geizhals sein!"

„Woher weißt du, daß Marianne —"

„Woher?" Steinkellner legte die Fettwülste seines Gesichtes in schlaue Falten. „Kannst du ein Geheimnis bewahren?... Ja... Dann hör mich an... Ich war bei Kurt — heute nachmittag — vor dem Kaffeehaus — jawohl — ganz zufällig — und denk dir nur — Marianne war bei ihm!"

„Das ist unmöglich!" rief Frau Grete verdutzt, und Herr Steinkellner lachte, daß ihm der Bauch wackelte.

„Doch! Doch!... Du liebe Zeit, wie unvorsichtig Frauen sein können... Denk nur, ich sah diesen unmöglichen, semmelblonden Fohlenmantel, den ich unter tausenden herauskenne, auf der Chaise-

Leuchtende Lippen

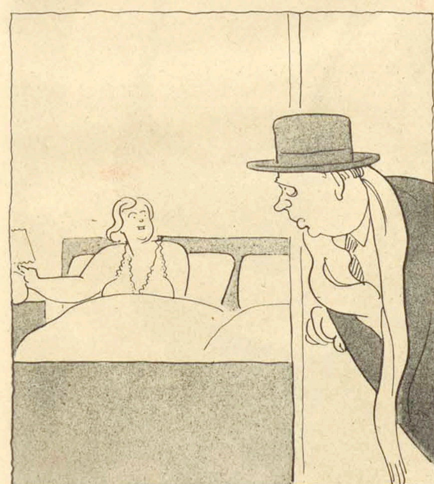
(Fr. Bilek)



„Mausi, da bist du ja!"



— — — — — — — — — —



„Ja, Liebling, wir hatten eine schwierige Sitzung!"



„Du hättest dich vom Generaldirektor aber nicht küssen lassen sollen!"

longue in Kurts Wohnzimmer liegen —" „Auf der —" lispelte Frau Grete. — „Was sagst du dazu?" Steinkellner schüttelte es nur so vor Lachen. „Muß ihr Mann ein Idiot sein! Na — was geht mich das an! ... Übrigens habe ich Kurt für morgen abends zum Essen eingeladen — ich vermisse ihn schon sehr — er hat sich ja in der letzten Zeit gar so rar gemacht..."

Als Frau Grete am nächsten Vormittag zu ihrer Freundin Marianne kam, sagte sie gutgelaunt: „Schatz, ich muß dir nochmals danken, daß du mir gestern deinen alten Fohlenmantel geborgt hast... Es war wirklich eklig kalt und er hat mir einen großen Dienst erwiesen... Morgen bring ich ihn dir wieder zurück!"

Freundinnen

(K. Heiligehstaedt)



„Acht Mark der Meter für diesen fabelhaften Stoff, wirklich billig!
Auf sieben Mark fünfzig hätte ich ihn auch geschätzt!“

Tangospieler auf Reisen

Von Anton Schnack

Sie gastieren in den Sälen der Städte,
Und ihre Musik klingt dunkel
Wie Schwermutsgeheul aus dem Dschungel;
Und dann funkelnd, polierte Glätte,
Eine Parfümmelodie;
Geboren in Argentinien,
In Spanien und unter Mittelmeerpinien,
Getöse mit einem Hauch von Melancholie.

Sie jaulen und sie johlen,
Sie schießen mit Schreckschußpistolen,
Rauscht „Derecho Viejo", das alberne Tangostück.
Etwas in ihm erzählt vom Kuhtreiberglück,
Etwas gluckert vom schwankenden Meere,
Auch von affenbewohnten Wäldern,
Von Absinth in Barbehältern
Und dem Steinglanz der Kordillere.

Die Männer vom Tangoorchester
Spielten vor Reitern in Pferdebügeln,
In der Einsamkeit farbiger Nester,
Gelegen an Traubenhügeln.
Nun durchschweifen sie alle Länder,
Die große Trommel bemalt mit „Tournée",
In der Buntheit verschossener Cowboygewänder
Leiern sie nun auf Gitarren im Varieté.

Sie beschwingen die Paare beim Tanzen
Durch wilden Takt, durch weichen Gesang,
Die Rhythmen stechen wie Lanzen
Und verzögern sich gleitend zu schleichendem Gang.
Schwarz schmachtet „Plegaria", ein Tangolied,
Eine Mischung aus Honig und Mohn,
Süße Fäden der Geiger vom Bogen zieht,
Zerhämmert vom knöchernen Trommelton.

Sie fahren auf Bahnen, sie steigen aus Schiffen,
Troubadoure der Massengefühle,
Sie haben gut und durchtrieben begriffen;
Vielen Ohren gefällt das ungenau Schwüle.
Sie ziehen umher, sie kommen nie heim,
Sie verschenken rastlos den klingenden Seim,
Das Jahrmarktgeschluchz, den Drehorgeltand
Der „Weißen Taube", „La Paloma" genannt.

Der Alkoholgegner

Von Guido K. Brand

In Debrecen kann es unmenschlich heiß werden. Die Pußta ist in der Nähe, und wenn der sonnendurchglühte Wind ungeschützt über die Stadt streicht, gehen die, die es sich leisten können, gerne an den Balaton oder in das Bükgebirge. Dies fand auch der Direktor Kis Pal für notwendig, gab seiner Haushälterin Urlaub, schloß seine Villa ab und fuhr genießerisch in die wohlverdienten Ferien. Er legte sich in den Sand von Siofok und ließ sich braunbrennen.

Unterdessen bekam er in seiner Villa fremden Besuch. Sie stand so verlockend allein und einsam im Garten, die ganze Umgebung atmete Ruhe und Stille, daß sich die Absicht eines ungestörten Aufenthaltes in den vornehm ausgestatteten Räumen ohne weiteres verwirklichen ließ. Kis hatte zwar den Hauswart der gegenüberliegenden Villa beauftragt, ein wenig aufzupassen. Aber man kann ja nicht immer an der Luke sitzen und die Nacht ist für den Schlaf da. Das schien der Einbrecher ausgekundschaftet zu haben, denn Kis fand nach seiner Rückkehr, daß ganz ordentlich gearbeitet worden war. Sogar das Bett war benutzt worden. Im übrigen ließ der Direktor alles liegen und stehen, wie es sich dem ersten Anblick darbot und benachrichtigte die Polizei.

„Alsdann, Herr Direktor!" begann der Kriminalkommissar Huralek Janos die Untersuchung, „ham S' irgendeinen Anhaltspunkt?"

Kis war etwas erstaunt, denn so etwas sollte ja Huralek herausfinden, und sah ihn fragend an.

„Ich mein, ham S' irgendeinen Verdacht? Das tät uns die Verfolgung erleichtern." Kis dachte an die Augusthitze, die zwar nachgelassen hatte, aber scheinbar immer noch eine Wirkung ausübte. Huralek besah sich die Räume, von denen vier benutzt worden waren: die Küche, das Herrenzimmer, das Eßzimmer und der Schlafraum. Im Eßzimmer war der Tisch noch gedeckt, es stellte sich heraus, daß sich zwei Menschen an den Vorräten der Küche gütlich getan hatten. Sie verwendeten das feinste Geschirr, das mit Goldrand und Initialen, deren Herkunft Weltberühmtheit hatten. Es waren verschiedene Bestecke aufgelegt, die Weinflasche stand in einem Silberbehälter und als Trinkgefäß hatten geschliffene Römer gedient.

Der Kommissar schloß daraus, daß es sogenannte Gentlemaneinbrecher waren. Er notierte sich alles fein säuberlich, bewunderte zwischendurch die Einrichtung der Villa und suchte nach Fingerabdrücken. Seltsamerweise aber fand er nichts. „Die ham mit Handschuhn gegessen!" meinte er dienstlich. Die Schränke waren erbrochen. Es fehlten ein paar Anzüge und Geld, das der Direktor im Schreibtisch leichtsinnigerweise hatte liegen lassen.

„Von der Versicherung wern S' da nix kriegn!" glaubte er Kis bedeuten zu müssen. Der Direktor sah schweigend seiner Tätigkeit zu, die eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Nach den bisherigen Bemerkungen des Kommissars wunderte er sich über nichts mehr, auch darüber nicht, daß Huralek ganz zuletzt die beiden Gläser in die Hand nahm und daran roch.

Er kräuselte wie ein Kenner die Stirne, sah versonnen vor sich hin und murmelte bei dem ersten Glas schon: „Bacsalmaser!" Kis bestätigte ihm, daß er diese Weinsorte auf Lager habe. Merkwürdigerweise war das Etikett auf der Weinflasche entfernt. Wahrscheinlich, so schloß der Kommissar, dadurch, daß die Einbrecher die Flasche unter Wasser gekühlt hatten.

Das hatte alles seine Logik. „Alsdann wern mr mal schaugn!" verabschiedete sich Huralek von dem Direktor und stürzte sich in die Arbeit. Er arbeitete fieberhaft, kam sich aber wie ein Igel in einem Gestrüpp vor. Nirgends war ein Anfang, geschweige denn ein Weg. In seiner ganzen Laufbahn hatte er noch nicht einen solchen verzwickten Fall. Wenn er wenigstens einen Fingerabdruck gehabt hätte, den er mit den Debrecener Akten hätte vergleichen oder nach Budapest hätte schicken können!

Er überlegte: was können zwei solche Burschen tun, die wahrscheinlich plötzlich zu viel Geld gekommen sind? Sie verprassen es in Budapest auf der Margaretheninsel oder in den Bädern am Balaton. Infolgedessen benachrichtigte er sämtliche Polizeistationen. Aber nirgends fielen irgendwie zwei elegante Herren auf. Dagegen rief der Direktor ein paarmal an und machte Huralek die Hölle heiß!

„Bitt schön, dös wern mr scho kriegn!" beruhigte der Kommissar ihn. „Aber wann denn endlich!?" rief Kis in den Apparat.

„Ja, mei, allwissend bin i net!" entgegnete Huralek beleidigt. Es war aber mehr das Eingeständnis einer Verzweiflung.

Es kam noch schlimmer. Unter den gleichen Umständen und mit denselben Vorzeichen wurde in einer anderen Villa eingebrochen. Zwei Gedecke standen auf dem Tisch, eine Flasche Wein dazu, zwei Gläser, an denen Huralek ebenfalls roch und diesmal Tokaier feststellte. Schmuckstücke fehlten, auf die sich die Aufmerksamkeit des Kommissars besonders konzentrierte, da diese ja einmal an den Mann gebracht werden konnten. Die Schauspielerin, bei der diesmal eingebrochen worden war, gab jedoch verschämt zu, daß alle Brillanten und Diademe unecht waren.

Huralek war nahe daran, das Ende seiner Laufbahn vorauszusehen, wenn ihm nicht bald ein Fang gelingen würde. In seinem Büro hielt er es schon nicht mehr aus und die Abende verbrachte er in den Cafés oder im „Angol kiralynö", einem Hotel mit einem romantischen, lauschigen Garten, wo ihn Zigeunermusik halb und halb dem Irdischen enthob.

Und doch blieb sein Geist wach. Um ihn herum waren noch einige Tische frei, ein Bekannter setzte sich zu ihm und das Gespräch kam natürlich auf die seltsamen Einbrüche. Er war mitten in einer kühnen Kombination, als er plötzlich verstummte und zwei Herren an einem Nebentisch beobachtete, die sich ein Abendessen zusammenstellten und Wein aussuchten. Allerdings tat dies nur der eine von ihnen, während der andere sich nachlässig eine Zigarette anzündete. Sie sahen keineswegs auffällig aus, eher wie Verkäufer in einem Radio- oder Hutgeschäft.

Huralek hätte ihnen gewiß keine Aufmerksamkeit geschenkt, wenn nicht der eine fast etwas heftig gesagt hätte: „Du weißt doch, daß ich keinen Alkohol trinke. Nimm, was du willst! Mir ein Glas Wasser, Herr Ober!"

Der Kellner machte eine kleine Verbeugung und verschwand. Huralek räusperte sich und brachte mit einer kühnen Wendung das Gespräch mit seinem Bekannten auf die Pferdezucht, da am nächsten Tag eine Vollblutversteigerung in Debrecen stattfinden sollte.

Die beiden Herren am anderen Tisch verlangten die Rechnung. Da erhob sich Huralek, ging zu ihnen hinüber, klappte seinen Rockaufschlag etwas zurück und sagte: „Folgen Sie mir dann bitte ohne Aufsehen!"

Es geschah, ohne daß jemand etwas merkte. Die Bemerkung des einen, daß ein Irrtum vorliegen müsse, überhörte der Kommissar geflissentlich. Er schwieg auch auf dem Weg zum Polizeigebäude in der Kossuth utca.

Erst dort sagte er ihnen die beiden Einbrüche bei dem Direktor Kis und der Schauspielerin auf den Kopf zu.

„Jetzt, bitt schön", fragte ihn Kis, „wie haben Sie das herausbekommen?"

Huralek lächelte und zwinkerte ihm zu: „Ham S' dös net beobachtet, wie i an den Gläsern gerochen hab?" Kis wunderte sich jetzt noch.

„No alsdann. Der eine von denen hat einen Wein getrunken und das andere Glas . . . da war Wasser drin. Also bitt schön, hab i mir denkt. Der eine trinkt, der andere net. Und bei der Schauspielerin war's das gleiche! Und alsdann hab i im Hotel kombiniert. Wofür is man denn Kriminalist?"

Feuerwehrgeschichte ohne Feuerwehr / Von Josef Robert Harrer

Wir sprachen von merkwürdigen Büchern, die wir gelesen hatten. Ich sagte: „Letztens habe ich einen Roman gelesen, der in New York spielt, ein ziemlich dickes Buch. Alle zwei, drei Seiten kam die Feuerwehr vor!"
Einer meinte: „Das ist noch immer nicht merkwürdig! Es war eben ein Roman über die Feuerwehr!"
„Im Gegenteil!" erwiderte ich. „Die Feuerwehr spielte in diesem Buche nicht die geringste Rolle! Es war ein Liebesroman!"
Da sagte Hans Karl: „Ich finde es dennoch nicht merkwürdig! Nicht besonders merkwürdig! Das wäre es erst, wenn das Buch nur von der Feuerwehr handelte und wenn dennoch kein einziges Wort von der Feuerwehr darin vorkäme! Aber so etwas ist nicht zu schreiben!" „So etwas schreibe ich sofort!" sagte ich lächelnd.
„Ausgeschlossen! Oder wollen wir wetten? Du brauchst zur Probe nur eine kleine Geschichte schreiben, die von der Feuerwehr handelt und die —"
„— die kein Wort von der Feuerwehr aufweist, nicht wahr? Gut, gemacht! Lieber Hans Karl, die Wette gilt! Zwei Flaschen Sekt! In einer Stunde werde ich euch die Feuerwehrgeschichte ohne Feuerwehr vorlesen!"
Ich zog mich in eine leere Fensternische des Kaffeehauses zurück. Eine Stunde später las ich die folgende Geschichte vor.
Ein wunderbares Abendrot leuchtete über dem Stadtpark, als Jimmy Wash erregt zum zehntenmal auf die Uhr blickte. Wie konnte das nur geschehen? Wo blieb Bessie? Die vereinbarte Zeit war längst vorüber und noch immer zeigte sich nichts, was auch nur annähernd Bessie glich. Da kam Bob des Weges.
„Noch immer nicht gesund?" fragte Jimmy.
„Nein! Aber weil das Wetter so mild ist, zog ich es vor, ein wenig Luft zu schnappen!" sagte Bob und hustete. „Was suchst übrigens du hier, Jimmy?"
„Ach, ich warte auf Bessie!"
„Da kannst du lange warten, Jimmy! Sie wird nicht kommen! Der alte Knoogh hat seine Tochter mit Beschlag belegt. Ich komme eben von ihm."
„Wozu braucht der Alte seine Tochter? Warum gönnt er ihr nicht die paar Abendstunden?"
Bob lachte breit.
„Du weißt doch selbst, wie eitel der alte Knoogh ist! Bessie muß eben herhalten, ihm bei der Befriedigung seiner Eitelkeit zu helfen!"
Jimmy rieb sich ärgerlich die Stirne. „Bessie weiß doch, daß meine Zeit bemessen ist!" brummte er.
„Laß nur", sagte Bob, „wenn ihr beiden einmal verheiratet seid, wird euch das ewige Beisammensein noch zuwider werden! . . . Schau lieber dorthin! Siehst du die zwei Mädchen auf der Bank neben der Laterne? Wie sie nur zu uns herüberblinzeln! Nun? Wollen wir mit diesen zwei appetitlichen Nixen nicht ein wenig bummeln? Ach, ich verrate dich nicht bei Bessie! Großes Ehrenwort!"
Eben als Jimmy und Bob mit den zwei Mädchen im besten Plaudern waren, kam Bessie. Wie sie Jimmy sah, stürzte sie auf ihn los und — — —
„Halt!" rief Hans Karl. „Das ist doch keine Feuerwehrgeschichte!"
„Nur noch zehn Zeilen! Es fehlt ja noch die Pointe!"
„Kein Wort mehr", beharrte Hans Karl auf seinem Willen. „Du hast die Wette verloren! Diese Geschichte hat nichts mit der Feuerwehr zu tun, es ist eine mehr als simple, langweilige Liebesgeschichte für ein Familienblatt der Jahrhundertwende. Du hast die Wette verloren und damit Schluß!"
„Schluß?" fragte ich. „So schnell geht das nun wieder nicht! Es ist eine Feuerwehrgeschichte, lieber Hans Karl. Denn Jimmy Wash ist ein Feuerwehrmann, der eben ein paar Stunden freie Zeit hat; sein Dienst beginnt erst um 22 Uhr. In dieser freien Zeit hat er die Absicht, Bessie zu treffen. Bessie wieder ist die Tochter seines Vorgesetzten, des Feuerwehrhauptmanns Knoogh, der aber Bessie nicht fortläßt, weil sie seinen Helm und seine Uniform auf Hochglanz herrichten muß. Knoogh hat nämlich beim Klubabend den Vorsitz zu führen, und da er eitel ist, will er bei dieser Gelegenheit Eindruck schinden. Bob, der Freund Jimmys, ist Löschmeister und hat sich letztens eine kleine Rauchvergiftung zugezogen; deshalb hustet er. Sogar die zwei Mädchen auf der Bank neben der Laterne haben Beziehung zur Feuerwehr; denn sie haben sich als zufällige Straßenpassantinnen bei einem Großfeuer kennen gelernt. Wenn ich noch sage, daß vor drei Jahren ein irrsinniger Brandstifter den Span, den er zum Zünden benützte, an der Flamme der Laterne neben der Liebesbank in Brand gesetzt hatte, mußt du zugeben, daß meine Geschichte eine mehr als hundertprozentige Feuerwehrgeschichte ist, auch wenn von der Feuerwehr kein Wort geredet wird!"
„Ein Aufsitzer ist deine Geschichte!" brach mir Hans Karl das Wort ab und alle anderen nickten.
„Ein Aufsitzer? Für mich nicht, lieber Hans Karl; denn ich habe meine Wette ehrlich gewonnen! Ein Aufsitzer ist sie nur für das liebe Publikum, das diese Geschichte gedruckt lesen wird; denn es weiß noch immer nicht, was Bessie tat, als sie sich auf Jimmy, der bei den zwei Mädchen saß, stürzte. Paßt auf! Bessie stürzte sich auf Jimmy los und — —"
„Halt! Kein Wort mehr von dieser Geschichte!" rief Hans Karl mit lauter Stimme und hielt mir den Mund zu. „Da gebe ich noch lieber zu, daß ich die Wette verloren habe. He, Kellner, rasch zwei Flaschen Sekt!" Da ich den Mund erst wieder aufmachen durfte, als man mir das Sektglas hinhielt, kam es, daß meine Feuerwehrgeschichte nicht nur ohne Feuerwehr, sondern auch ohne Schlußpointe blieb.



(M. Schmetz)

Schütze Ambros Kronlechner

Von Karl Springenschmid

Er nahm alles, was ihm der Feldwebel zuschmiß, Hose, Bluse, Kappe, Stiefel, alles, geduldig in seine Zeltbahn, schlug die vier Enden zu einem Knoten zusammen und buckelte das Zeug hinauf in die Kammer. Nach einer Weile kam er, der groblodene Bergbauer, als Feldsoldat wieder die Stiege herab. Sein Bauerngewand hatte er sauber zusammengelegt und in ein Bündel geschnürt. Das trug er hinunter vor die Kaserne, wo am Weg die Thres, sein Weib, wartete.

Als sie ihn so kommen sah, konnte sie nicht viel sagen, nur:

„So haben sie wieder einen Soldaten aus dir g'macht, Ambros?" Er reichte ihr das Bündel hin und nickte bloß ein wenig:

„Einen Soldaten, woll", und schaute an dem feldgrauen Zeug hinunter. Dann streckte er ihr die Hand entgegen:

„Tue halt guet auf die Sach schaugn, Thres!" Dann ging er zurück in die Kaserne.

Er tat seinen Dienst wie die andern auch, der alte Bauer. Aber er war nur so halb bei der Kompanie. Er selber lebte droben auf seinem Hof, bei der Arbeit, bei seinem Vieh. Zu einem Soldaten fehlte ihm noch alles.

Die Kompanie wurde zum Sicherungsdienst eingesetzt. Einmal traf es den Ambrosius Kronlechner als Posten sieben bei der hohen Eisenbahnbrücke. Ich trat, als ich den Posten zu visitieren hatte, absichtlich sehr laut in den Schotter, der zwischen den Schwellen lag, daß er Zeit hatte, sich zu sammeln und pflichtgemäß zu melden: „Posten sieben, nichts vorgefallen." Aber der Ambros Kronlechner stand bloß da und starrte stumm vor sich hin, er war wohl wieder daheim auf seinem Hof. Erst als ich ihn ansprach, drehte er den Kopf ein wenig, sagte bloß ärgerlich: „Ah, Sie san's!" Ja, so leicht ist es nicht, aus einem, der schon vor langer Zeit den feldgrauen Rock ausgezogen hat und zwanzig Jahre nichts war als der Bauer auf dem einschichtigen Hof, wieder einen richtigen Soldaten zu machen.

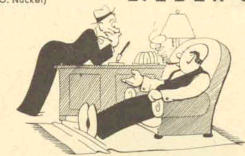
Einmal, bei der Ablöse des Postens, zeigte er mir seinen Hof, drüben an der anderen Bergseite. Da war er völlig ein anderer, wie er mir da die Felder und Wiesen aufzählte der Reihe nach, und Haus und Hof beschrieb und den neuen Stadel zeigte, den er im Frühjahr oben auf der Halt gesetzt hatte; man konnte das frische Holz noch erkennen. Aber dann saß er wieder schweigend dort unter den andern und sinnierte vor sich hin. Eines Tages waren wir alle in der Stube beisammen und hörten die Berichte der Front in Polen. Der Ambros Kronlechner hatte wieder seinen verlorenen Blick. Ich wußte, daß er jetzt weit fort war von uns, auf seinem Hof. Doch auf einmal geschah etwas Unerwartetes.

„Dunajez?" fragte er plötzlich und sprang auf, „Herr Leutnant, Dunajez!" und dann, — er ließ kaum den Ansager im Rundfunk aussprechen: „Dunajez, Herr Leutnant, da bin i ja g'wesen, im Vierzehnerjahr. Da kenn i mi aus da droben! Da ham wir ja g'stürmt, Herr Leutnant. Wo die sell Brucken ischt und linker Hand das weiße Haus, da sein wir los, ganz wild!"

Daß unsere Soldaten jetzt draußen in Galizien im gleichen Land kämpften, in dem er vor mehr als zwanzig Jahren als junger Kaiserjäger selbst gekämpft hatte, das ließ ihm keine Ruhe mehr, das weckte den alten Soldaten in ihm wieder auf. Und am anderen Morgen stand er vor mir, riß sich zusammen wie ein junger Rekrut, legte die Hand an die Mütze und meinte kurz und bestimmt:

„Herr Leutnant, i bitt, i möcht hinaus ins Galizien. Meine Buben sind draußen, alle zwei, der Lois und der Hans, beim Regiment. Die kennen ja die Gegend nit, die wissen ja nit, wie man tut im Krieg. Mueß es ihnen ja lernen." Wie er so vor mir stand, der alte Bauer, aufrecht und fest, den trutzigen Blick in den Augen, da wußte ich, wie wahr es ist, das Soldatentum des Deutschen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Gestern besuchte mich Fritz Horrmann. Vor meinem Schreibtisch blieb er stehen. Ein Gegenstand fesselte seine Aufmerksamkeit. Er nahm ihn in die Hand.

„Was hast du denn da für einen tollen Briefbeschwerer? Der ist ja unheimlich schwer!"

Ich schüttelte den Kopf: „Das ist kein Briefbeschwerer! Das ist ein Gesundheitskuchen, den mir unsere Landhilfe, eine Kunstgewerblerin aus München, gebacken hat."

Die Liebe geht durch den Magen. Heute mehr, denn je. Bruno hatte eine Braut. Die Braut war Vegetarierin und Bruno labte sich an ihrem Markenüberfluß. Außer Dienstag und Freitag, den fleischlosen Tagen, traf Bruno sie jeden Abend zum Nachtmahl im Gasthof. Heute jedoch hatte sie ihn versetzt. Bruno fluchte: „Wer weiß, wo sie jetzt sitzt und wer jetzt meine Fleischmarken mit ihr verzehrt!!"

Als ich vergangene Woche von Baden nach Wien fuhr, stiegen in Gumpoldskirchen, der Gegend des guten Weines, zwei Männer ein und setzten sich, ein längst begonnenes Gespräch fortsetzend, in die Fensterecke des sonst leeren Abteiles.

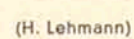
„Alsdann", sagte der eine, der Dicke, „heiraten willst?" — „Jawoi" nickte der andere, „wann ma net allinig sein will, nachher muaß ma einibeißen in den sauern Apfel!"

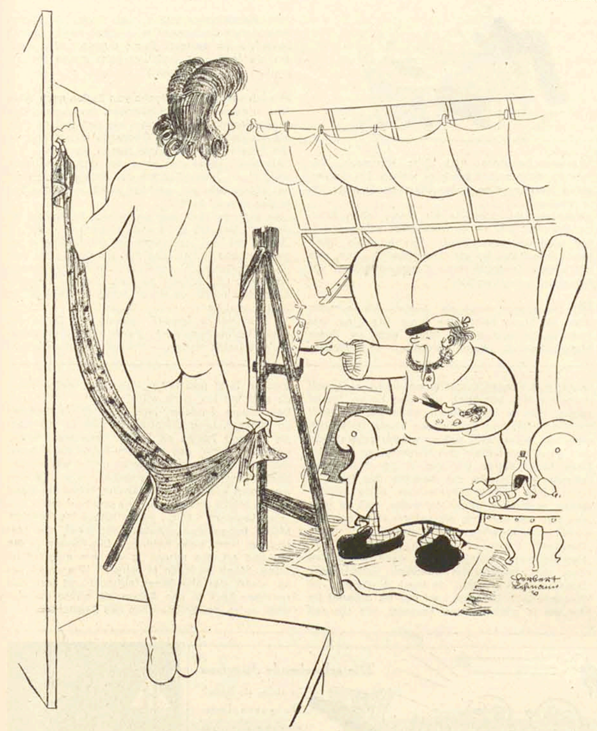
„No, und hast dir's guat ang'schaut, Ferdinand, de Person? Net daß d' es nachher bereun tuast!"

„Das g'wiß net!" schüttelte der mit Ferdinand angesprochene Heiratskandidat den Kopf, „Das net! ... Schau, Schorschl, schen is zwar net, Geld hat's aa kan's, und wann's aa Haar auf de falschen Zähnd hab'n tuat, de Hauptsachen is, die Seel! ... Und a Seel hat's — wia a Engerl!"

„A Seel wia a Engerl?" meinte der Dicke mit einem weinseligen Blick, „Ferdl, möchst net liaber mit'n Heiraten warten — bis daß s' g'sturben is?"

Aktstudie


(H. Lehmann)



„Bist schon müd vom langen Steh'n, Mizzi?" — „Ziemli', Herr Professor, i war die letzte Zeit immer mehr liegender Akt — des is jetzt moderner!"

DER FRÜHSCHOPPEN

VON WILHELM LUKAS KRISTL

Die beiden Reisegefährten, der schmächtige Buchhalter Dankerl und der beleibte Kunstmaler Noris, waren auf ihrer Fahrt nach dem Süden nach Avignon gekommen und standen an diesem herrlichen Morgen vor den gigantischen Mauern der Papstburg, die sich arrogant und drohend über die Dächer der Stadt erhob. Staunend sahen die beiden zu dem wehrhaften Palast empor, aber da sie bereits einen längeren Spaziergang hinter sich hatten, verspürte Dankerl zugleich Sehnsucht nach einem angenehmen, gemütlichen Frühschoppen.

„Obs da auch so a Lokal gibt, wo die Leut' a so zusammenkommen wie zum Beispiel wir im Bräuhauskeller", begann er vorsichtig und lachte dazu, als scherze er.

Noris sah in kurz an, betrachtete dann wieder die Pechnasen an der Fassade und sagte: „Weiß ich nicht. Glaub ich kaum... Sieh doch mal, da haben sie immer siedendes Öl heruntergeschüttet."

Dankerl machte „Ahaa" und dachte an Ölsardinen und von da an weitere Delikatessen: „Ganz interessant eigentlich, obs sowas gibt."

„Natürlich hat's das gegeben. Steht doch in jedem Geschichtsbuch."

„Naa, ich mein, sowas wie an Bräuhauskeller, so auf südfranzösisch."

„Weiß ich doch nicht. Kann uns doch egal sein."

„Städtepsychologisch wär's ganz interessant."

„Die Papstburg ist doch entschieden wichtiger."

„Die Führung geht ja erst um elf Uhr an. Jetzt is zehn Uhr. Da hätt ma doch noch Zeit. Mich würd' das direkt interessieren." — „Was?"

„Ich mein' a bißl rumschaun und bei der Gelegenheit a Kleinigkeit essen. Ich hätt direkt Appetit auf a'r'an klein Frühschoppen — à la Provence."

Noris wandte sich endgültig vom Papstpalast ab und dem Gefährten zu: „Jetzt fällt dem schon wieder das Essen ein. Du bist doch der richtige Bürger. Frühschoppen . . ."

„Bürger! Dann müsserst ja Du der größere von uns zwei sein. Du hast nämlich den weitaus größern Bauch."

„Das hat damit gar nichts zu tun. Das ist Veranlagung."

„No, von der Kunst allein steht a Bauch net."

„Jedenfalls war ich noch nie im Bräuhauskeller."

„Weils Du um die Zeit erst aufstehst, wenn wir schon zwei Stund g'arbeit ham."

„Ich steh vielleicht früher auf als Du glaubst. Aber ich könnt mir's schon gar nicht leisten. Ich bin nicht so vermögend wie Du."

„Ich bin nicht vermögend. Was ich verdien, brauch ich. Brauch ich mich gar nicht anstrengen. Aber du bist der Feinschmecker. Wenn ich zu Euch zum Essen komm, mein ich immer, ich bin bei feine Leut auf Besuch."

„Das gibt's eben auch nur, wenn wer zu uns kommt, zum Beispiel so ein hoher Besuch wie der Herr Dankerl. Meinst, wir essen immer so üppig?"

„Ich bin ja auch schon unverhofft kommen. Grad bei Euch Künstler hab ich mein' ersten Kaviar gegessen. Und was hast Du mir von der französischen Küch' vorg'schwärmt. Allerdings, was ma gestern g'habt ham . . ."

„Du machst mir Vorwürfe, als ob ich was dafür könnt."

„Ich mach Dir gar keine Vorwürf'. Man red't ja bloß. Dir hats ja selber net g'schmeckt."

„Hab ich auch nicht behauptet."

„Eben. Drum hab ich g'meint, mach ma noch an klein' Rundgang. Trink ma irgendwo an Schoppen Wein und essen ma irgendwas Kleins dazu, irgend so a Schmankerl. Du bist doch Kenner."

„Ja, wenn ma in Paris wär'n!"

„Da muß' doch hier auch Leut geb'n, die um die Zeit Hunger ham. Die a bißl was ess'n möcht'n. Wie bei uns zum Beispiel im Bräuhauskeller oder beim Speckbacher."

„Glaub ich nicht, daß' da sowas gibt."

Noris schien recht zu behalten. Sie durchwanderten Straße um Straße und Gasse um Gasse; Dankerl immer einen halben Meter vor dem widerwillig folgenden, stets zur Umkehr bereiten Noris.

„Ich hab Dir's ja gleich gesagt daß es so etwas hier nicht gibt", hörte Dankerl den gaumigen Pastorenton seines Freundes. „Das ist in Paris was anderes. Du möchst ja immer der Gescheitere sein. Kein Mensch ißt um die Zeit was."

Triumphierend wies er auf die ausgestorbenen Cafés und Speisehäuser. Dankerl verspürte auch keinen rechten Appetit mehr. Das war ihm zu trostlos. Aber umkehren, das hieße seine Niederlage offen eingestehen. Diesen Sieg gönnte er dem anderen nicht.

„Das ist ja gelacht. Ich werd' doch nicht auf offener Straß verhungern brauch'n, wenn ich a Geld in der Tasch'n hab und ringsum grad g'nug Wirtschaftn da sind. Gehn ma halt amal in a Lokal 'nein. A Wurst und an Käs und an Wein muß ich doch kriegn. Für was san's denn Wirtschaft'n."

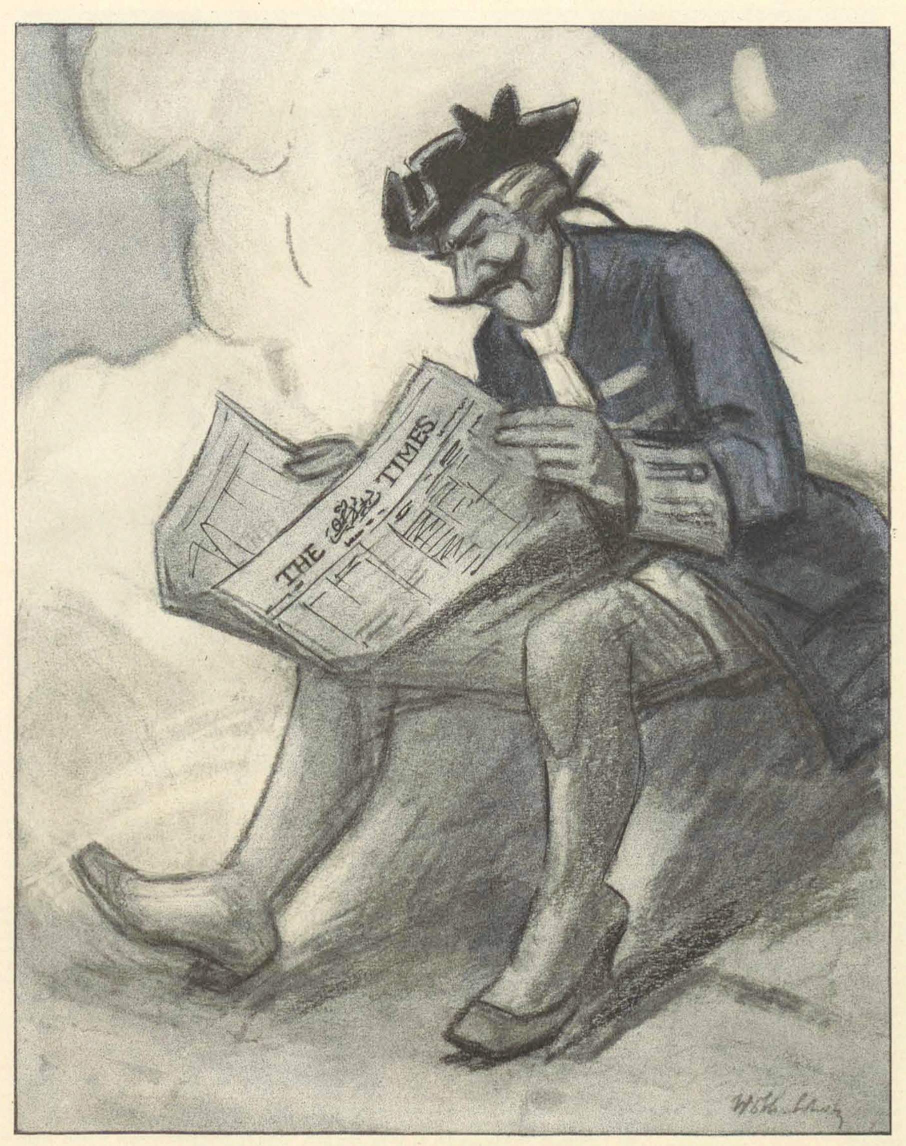
Beim nächsten Lokal drängte er den Maler sanft durch den aus bunten Glasperlen gefügten Vorhang, der den offenen Eingang verdeckte. Eine fröstelnde Kühle und Leere umgab sie in dem mittelgroßen Raum, darin in drei Reihen weißgedeckte kleine Tischchen auf dem mit bunten Steinfliesen ausgelegten Boden standen. Hohl klang das Echo des verlegenen Hustens und hart klapperten die Stühle beim Wegrücken. Nichts, gar nichts erinnerte an die Gemütlichkeit und Wärme heimatlicher Gaststätten. Auch von einem dienstbaren Geist war nichts zu sehen und zu hören.

Noris wollte schon erleichtert aufbrechen: „Da kommt gar niemand, siehst". Er zerbrach sich nämlich den Kopf, wie er des Gefährten Wunsch in seinem bescheidenen Französisch vorbringen sollte.

Auf ein erneutes Räuspern kam ein Servierfräulein. Es besah sich verwundert die zu solch ungewohn-

Münchhausen im Himmel

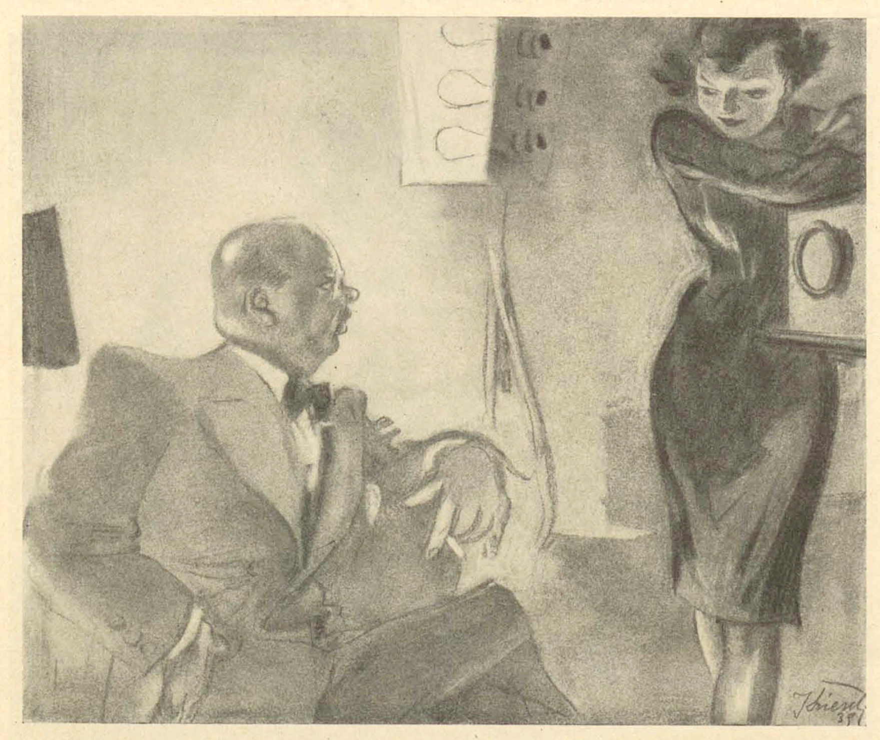
(Wilhelm Schulz)



„Mein Gott, was war ich dagegen für ein Stümper!"

Das Porträt

(R. Kriesch)



„Also machen Sie ein flottes Bild von mir, aber streng seriös, Fräulein Binder!"
„Schön, Herr Direktor, dann nehmen Sie am besten die Brieftasche in die Hand!"

ter Stunde erscheinenden Gäste. Aber als es was von „mangé" und „vins" hörte, brachte es dennoch beflissen Teller und Bestecke aller Art, und ehe Noris zu Wort kam, stellte es auch schon eine große Flasche Wein auf den Tisch. Er wehrte verlegen ab. Er deutete auf die Flasche und auf das Geschirr und sagte fast flehend „non, non, mademoiselle, en peu". Das Fräulein stutzte, sah beide fragend an; dann räumte es alles wieder weg und zog sich mit einem mißvergnügten Gesicht zurück, um den Kellner vorzuschicken. Der kam. Noris quälte sich neuerdings was von „en peu" ab und petit Frühstück, aber non Café. Unschlüssig hörte der Kellner zu. Er zuckte mit den Achseln; er müsse einmal fragen, ob es sowas bei ihnen gebe.

Eine bedrückende Stille schloß die beiden ein. Aus der Küche drang ein Gewisper. Dort berieten Wirt, Kellner und Servierfräulein über den seltsamen Wunsch der Fremden. Das war ihnen in ihrer Praxis nicht begegnet. Außer einem Aperitif hatte noch niemand zu dieser Stunde etwas gewünscht.

„Ich hab Dir's doch gleich gesagt", raunte Noris mit zusammengebissenen Zähnen. „Wir rufen eine ganze Revolution hervor."

Dankerl war bisher mit der harmlos neugierigen Miene des Unbeteiligten dagesessen. Mochte der Noris die Sache ausfechten, für was konnte er denn französisch. Aber nun wurde es ihm zu dumm: „Sag mir was Käs heißt und sag mir was Butter heißt. Ich kriegs. Das wär ja g'lacht! A so a Kasperltheater. Daß dee net gleich an Ministerrat zammkomma lass'n!"

„Hab ich Dir ja gesagt. Das ist eben nicht üblich hier. Mit Dir erregt man direkt Aufsehen. In sechs Minuten beginnt die Führung in der Papstburg. Die möcht ich wegen Deinem Eigensinn nicht versäumen." — „D' Papstburg kommt uns net aus. Die steht in hundert Jahr aa no da. Da brauchst kei' Angst ham."

Das Wiedererscheinen des Kellners ließ sie verstummen. Noris klaubte nochmals seine französischen Brocken zusammen. Sinnend hörte der Kellner dem Monsieur zu. Die wollten also jetzt, mitten im Vormittag, etwas zu essen, aber kein Essen, auch keinen Kaffee, ein kleines Essen vielleicht, aber kein kleines Diner, mehr eine Art Horsd'oeuvre, aber Horsd'oeuvre gehörte doch zum Diner. Wie? Sauere Leber oder Herz, gedünstetes Herz? Che? Da kam er mit dem besten Willen nicht mit. Ah! Rocfort, en peu Butter . . . Endlich erhielt Dankerl wenigstens: Käse und Butter, Brot und Wein. Freilich, das Stückchen Käse verlor sich fast auf der großen Platte, die das Fräulein auftrug. „Ich glaub, die ham sich rächen wolln und grad extra so a Batzerl bracht." Aber Dankerl konnte seinen Gefährten nicht bewegen, eine weitere Portion zu bestellen.

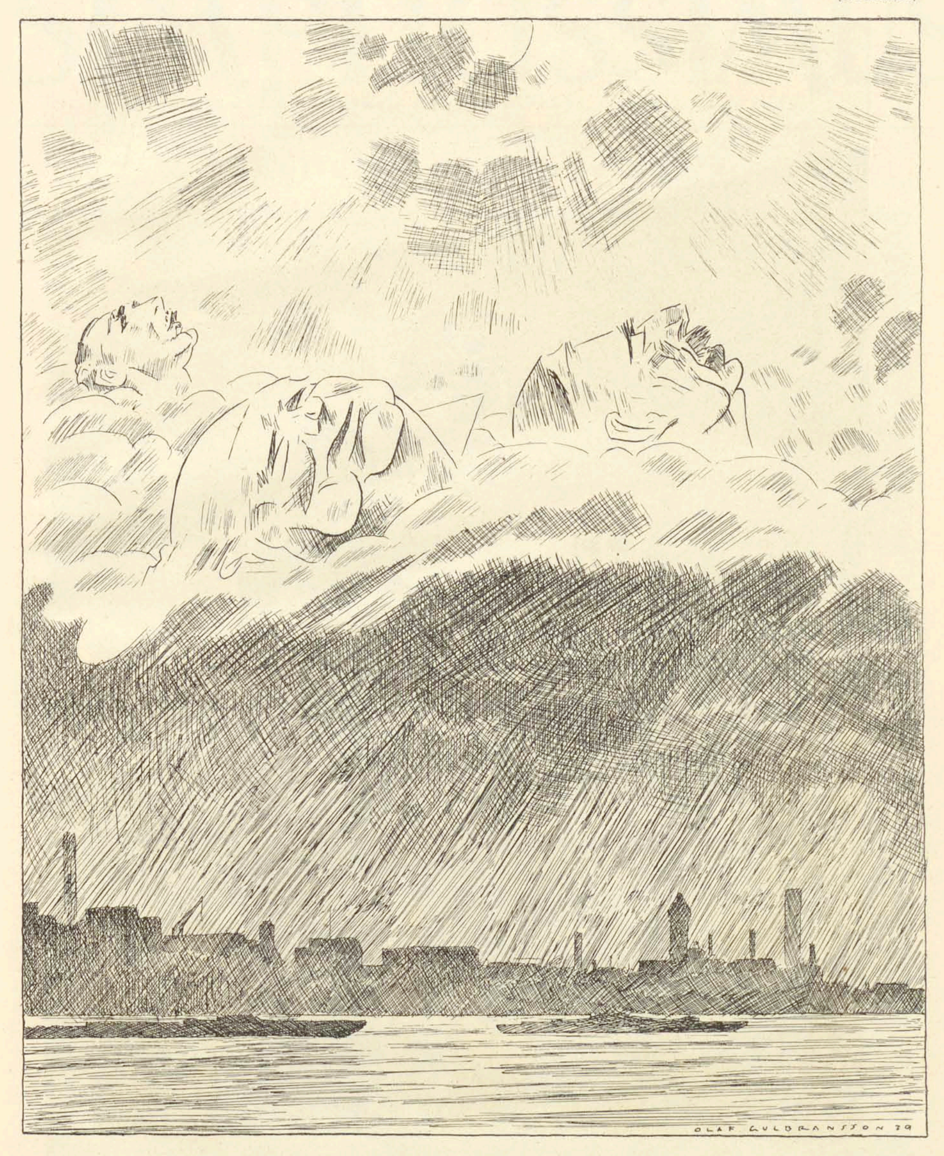
DER KRIEGER

Hildes Figur war Hildes ganzer Stolz.
Sie war groß und kräftig und ragte weit in die Gegend. Die harte Zeit war dem Wohlgerundeten nicht zugetan. Hildes Busen schwand dahin. Nach Wochen kam ihr Soldat auf Urlaub.
Als er Hilde sah —
„Hast dei Front z'ruckverlegen müssen?", fragte er.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Nebel über London

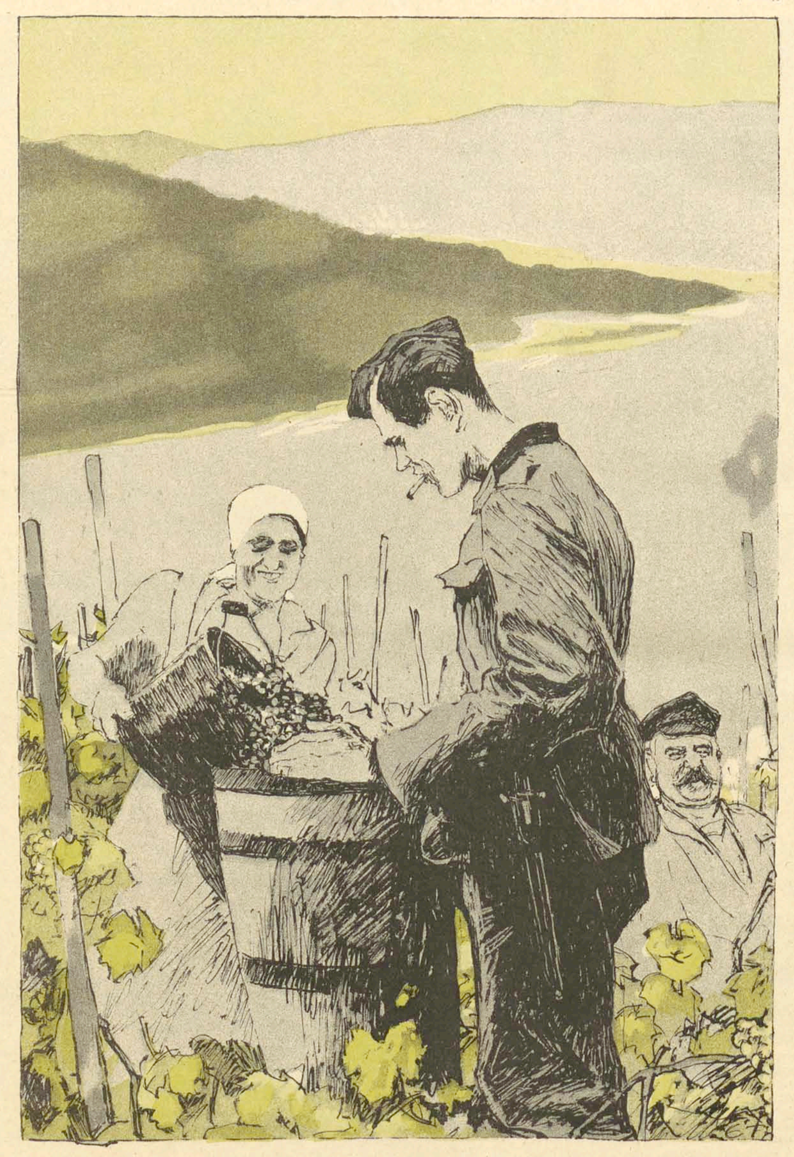
(O. Gulbransson)



Durch diesen Nebel kann die Vernunft nicht durchdringen.

Weinernte am Westwall

(E. Thöny)



„Ich glaube, unsere heurigen Trauben werden den Franzosen zu sauer sein!“

München, 19. November 1939
44. Jahrgang / Nummer 46

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englische Helde(n) in Paris

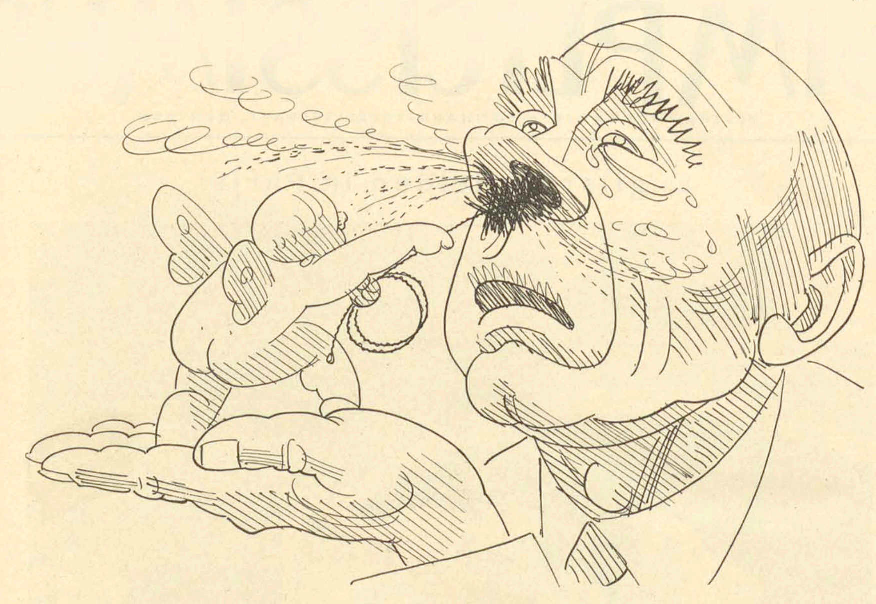
(E. Thöny)



„Wann holst du dir denn die ersten Lorbeeren an der Front, Bobby?"
„Aber, Kind, es ist doch auch hier nicht ungefährlich!"

Der Herbstkatarrh

(Fr. Bilek)



VORNEHME TIERE

Über Katzen und Hunde dürfen eigentlich nur geeichte Katzen- und Hundsschreiber schreiben, die die Seele deines Tieres kennen. Ich maße mir solche Kenntnisse nicht an, aber ich bin ein in diesen Dingen mutiger Mensch und deshalb schreibe ich hier etwas über Katzen. Ich könnte auch sagen, ich schreibe über eine Katze, denn die beiden gleichen sich wie ein Ei dem andern, aber ich kann bezeugen, es sind zwei, denn sie heißen Möki und Flani und sind sehr edel, weil es heißt, sie seien siamesische Tempelkatzen. Sie leben aber nicht in einem siamesischen Tempel, sondern in einem ganz gewöhnlichen Haus mittlerer Größe, das keineswegs heilig ist.

Ihr Benehmen ist allerdings sehr tempelesk, das heißt, sie liegen herum, machen in Vornehm und nehmen übel. Übel nehmen sie es, wenn man sie stört. Man stört sie, wenn man sich auf einen Stuhl setzen will, auf dem sie liegen. Die andern Insassen des Hauses setzen sich auch nicht auf solche Stühle, wenn sie es aber doch tun müssen, bedauern sie die armen Tiere. Das Bedauern geschieht in der Form, daß man traurige Töne ausstößt, etwa so, wie wenn man einen fiebrigen Säugling beruhigen möchte. Die Katzen befinden sich dauernd im Zustande des Bedauertwerdens, und ich nehme an, daß sie die Menschen für ein ganz weinerliches Geschlecht halten. Ich habe vorhin gesagt, die andern behandeln sie so, ich selbst schlage einen durchaus männlichen Ton ihnen gegenüber an und gelte deshalb nicht für tierlieb. Man muß anscheinend jaulen, wenn man für katzenlieb gehalten werden will.

Möki und Flani sind keineswegs krank, aber sie werden bemitleidet und immer ist einer zur Hand, der sie streichelt oder krault oder etwas mit ihnen macht, was sich eigentlich kein Tier gefallen lassen kann, wenn es nicht eine siamesische Tempelkatze ist und dieses durch einen Stammbaum mit Stempeln bezeugen kann.

Ihr Appetit ist ausgezeichnet, wenn er aber zufällig einmal nicht so ausgezeichnet ist, dann wird das Bedauern auf Touren geschaltet und durch die Räume klingts: „Ja, warum frißt denn heute unser Mökile nicht." Sehen Sie, das ist der Unterschied, wenn ich keinen Appetit habe, sagt kein Mensch: „Ja, warum frißt denn heute der Foitzick nicht", sondern alle Welt denkt, der Bursche wird sich halt den Magen verdorben haben. Als ich Effi, die auch eine Katzenfreundin ist, das sagte, von dem ewig bedauernden Ton, meinte sie: „Mein Gott, die lieben Tierchen schauen halt so hilflos drein". Sehen Sie, da haben wir es, wenn ich nochmal auf die Welt komme, werde ich auch hilflos dreinschauen, dann krault mir jeder am Kopf und Bauch und bedauert mich, wenn ich mal keinen Appetit habe.

Foitzick

BÜCHER

„Du", sagte mein Freund Arnold, die Bücherreihen meiner Bibliothek musternd, „willst du mir einen kleinen Gefallen erweisen?"

„Ich bin selbst etwas knapp", entgegnete ich, „aber, wenn dir mit fünf Mark geholfen ist —"

„Fünf Mark? Lächerlich!" Arnold hob abwehrend die Hand. „Brehms Tierleben sollst du mir borgen . . . Du hast sowieso zwei Ausgaben —"

„Den Brehm?" sagte ich erleichtert, „Das geht . . . Aber von der Ausgabe, die ich entbehren kann, fehlt der dritte Band —" — „Schade —" murmelte Arnold, „damit kann ich nichts anfangen . . . Ein unkomplettes Werk kauft kein Antiquar!"

Einsame Gasse

Von Dr. Owlglaß

Hoch oben an einem finsteren Tor,
darein sich die einsame Gasse verlor,
einsame Gasse mit grauen Mauern,
sah ich ein Trüpplein Tauben kauern.
Schienen zu schlafen, schienen zu träumen
— vielleicht von sonnigen Ackersäumen.

Da schlurfte gemach durch die Gasse her
ein Frauenwesen, alt und schwer,
das murmelnd mit sich selber sprach.

Und sieh, schon wurden die Tauben wach,
hoben die Köpfchen und flatterten auf
und sanken als buntscheckiger Hauf,
trippelnd und gurrend, zu ihren Füßen,
als wollten sie die Alte begrüßen.

Die holt' ein Tütlein aus dem Flaus
und streute Brösel um Brösel aus.

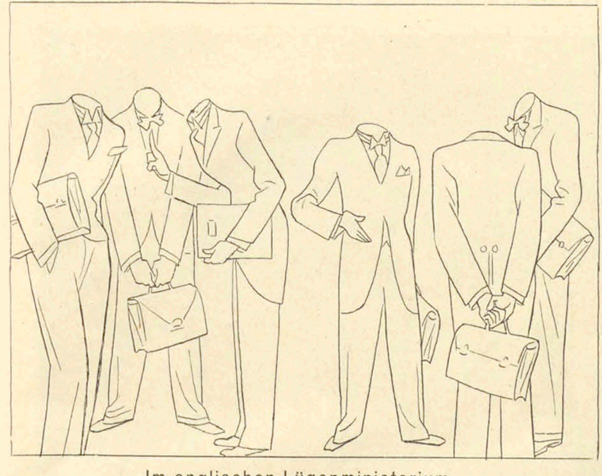
Wie da die schillernden Hälschen nickten,
wie da die emsigen Schnäbel pickten!

— Doch als ich nun tölpisch näher kam,
aufrauschend das Trüpplein Reißaus nahm
und flüchtete heim ins finstere Tor . . .

Recht wie Hans Taps kam ich mir vor
neben der Alten mit ihrer Tüte,
der leibhaftigen Herzensgüte,
die mich zu Tod erschrocken maß
mit Augen, zag und tränennaß.

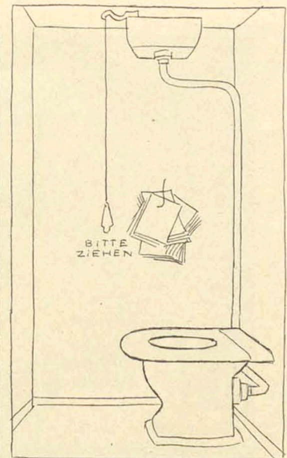
BRITISCHES

(Karl Arnold)



Im englischen Lügenministerium

„Gegen den Hitlerismus haben unsere Flieger zwei Millionen Flugblätter abgeworfen — die werden ihre Wirkung nicht verfehlen!“



Ein deutsches Lügenbeerdigungsinstitut

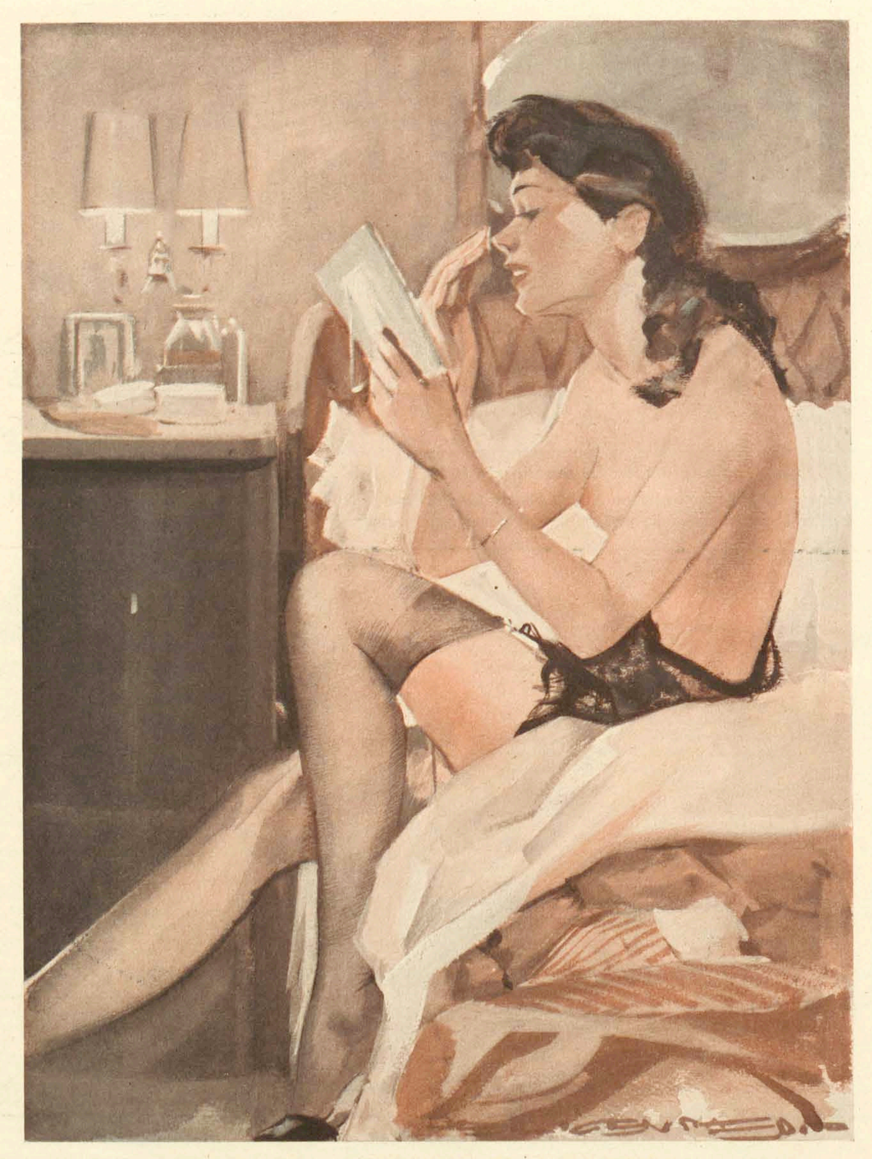
Wirkung gesichert!

Hoare Belisha und Churchill entdecken einen neuen Kriegsgrund

„Der Krieg löst auch ein Wirtschaftsproblem: Wir stecken unsere Arbeitslosen in die Armee und nehmen gleichzeitig den deutschen Soldaten ihre Arbeitsmöglichkeit!“

Pariser Zeitungen

(K. Heiligenstaedt)



„ . . . wirklich charmant, der kleine Gaston, hat im Bunker kein Briefpapier und schreibt mir auf Zensurlücken . . . ! “

Kalter Wind aus Rußland

(Erich Schilling)



„Goddam, Churchill, gibt das einen Schnupfen!"

STILBLÜTEN

„... das junge Mädchen riß die Haustür auf und schüttete ihr helles Lachen in silbernen Kaskaden in das nebeldumpfe Schweigen der Nacht..."

„... das unheimliche Erlebnis mit dem Professor vorhin begann ihr wieder von den Knien abwärts die Beine hinunterzurieseln..."

„... kurzum, er befleißigte sich einer Ideenflucht, die auch dem ältesten Schizophrenen alle Ehre gemacht hätte..."

„... dem engen Familienleben der vier Frauen stand ein Riß bevor..."

„... die Sonne kam wieder einmal auf die Idee, senkrecht auf den brodelnden Golf von Bombay herabzustechen..."

„... ‚Schöne Gehirnathletin' redete der Kobold ihres Inneren sie an..."

„... da war noch etwas, die unvermeidliche Elektrizitätsabgabe ihres Ellbogens, als ob er einen Brennpunkt in seiner linken Hüfte hätte, von wo es wohlig radikal durch seinen ganzen Körper strahlte und strömte..."

„... zurück, zurück in diesen weltabgeschiedenen Winkel, wo er in weiten Wanderungen seine überflüssige Gefühlswallung ausrasen konnte..."

„... es hätte seinem männlich geraden Charakter widersprochen, wenn er seine sich von Tag zu Tag vertiefende Beziehung zu Grete mündungslos hätte dahinplätschern lassen..."

„... da setzte sich der Oberamtsrichter energisch auf die Hinterbeine und zog einen entschiedenen Schlußstrich unter die Arbeit dieses ereignisreichen Tages..."

„... angefaulte Ausreden von großfressigen Bieraposteln, denen bei 'ner Knallerbse die Hosen wackeln..."

„... in diesem äußersten Waldwinkel des Reiches ging das Telefon mit den Hühnern zu Bett..."

Das Wiedersehen

(R. Kriesch)



„Und kein Gefühl wacht in dir auf, Elli, wenn du an die Zeit denkst, wo wir uns so nahestanden?" — „Doch, Karl — ich wundere mich!"

Kleiner Zwist am Abend

Von Käte Biel

Es war nicht allein der Bettenteufel, der ihr heute früh begegnet war, nein, es war noch etwas anderes, das in Tessys Seele gewisse Reizstoffe hinterlassen hatte.

Immerhin waren sie jetzt nett und friedlich im Zimmer verteilt: Tessy auf der Couch und Ernst am Schreibtisch, wo er im Sitzen seiner Tätigkeit nachging, das Brot für die Familie durch Herstellung gängiger Lustspielware zu erwerben.

„Eigentlich kann ich nur arbeiten, wenn ich allein bin..." Tessy lächelte gereizt. „Aber ich störe dich doch nicht!"

Er betrachtete sie etwas verdrossen. Sie war eine anmutige, kinderhöschenstopfende Muse, gewiss; dennoch wirkte sie ablenkend. „Deine Locken müßtest du auch wieder —" sagte er langsam.

Tessy hatte schönes naturblondes Haar, das sich fügsam legen ließ. Ob es allerdings so fügsam sein würde, auch blond nachzuwachsen? Wahrscheinlich würde es dies in dunkelbraun tun.

„Du weißt, daß meine Friseuse auf Urlaub ist...", murmelte sie. Ernst fühlte mit Wollust, daß Männer wenigstens manchmal ein viel einfacheres Leben führten. „Zu meinem Glück gehört keine Friseuse!"

„Nein. — Zu deinem Glück gehört eine Altphilologin!" sagte Tessy melancholisch, worauf Ernst geflissentlich in das Schreibtischsinnen untertauchte. — „Der zweite Akt wird wahrscheinlich im Badezimmer spielen!"

Tessy legte das rosa Wollhöschen erschüttert auf den Tisch. „Aus welchem Anlaß willst du alle Handelnden da zusammenbringen? Willst du ein Gruppenschwimmen in der Wanne veranstalten? Dazu mußt du den Beteiligten hübsche Badeanzüge vorschreiben. Naturell kannst du niemand auftreten lassen!"

„Und wer trägt so etwas im eigenen Heim?"

„Meine Großtante tat es!" sagte Tessy lebhaft. „Es ist fast fünfzig Jahre her, aber in unserer Familie wurde die Erinnerung daran pietätvoll wachgehalten. Ihr hochentwickeltes Anstandsgefühl erlaubte ihr eben nur, in bekleidetem Zustand mit sich allein zu sein. Und das läge ja nun bei dir, dem Publikum begreiflich zu machen, aus welcher Seelenhaltung man auch heutzutage —"

„Ich schreibe ein Lustspiel! Keinen Schwank!"

„Lustspiel!" murmelte Tessy bitterlich. „Der zweite Akt besteht darin, daß eine Frau von der Untreue ihres Mannes erfährt! Und so etwas Schreckliches soll ein Lustspiel sein!" — „Es geht um vermeintliche Untreue!"

Tessy träumte. „Laß nur den Helden selbst baden! Das gibt einen großen Heiterkeitserfolg. Es ist mir unverständlich, daß in altgriechischen Tragödien Frauen mitunter ihre Männer im Bade ermordeten! — Welch ein Mangel an Humor! — Nie ist ein Mann rührender und wehrloser als dann, wenn er nach seiner Seife jammert, nach dem Schwamm, nach der Bürste. Schade, daß die Altphilologin keine Gelegenheit hat, sich davon zu überzeugen!"

„Wenn du ihr eine Überraschung bereiten willst, lade sie zu meiner Besichtigung ein!" sagte Ernst großartig.

Von den Gedanken beider beschworen, schwebte plötzlich die Altphilologin geisterhaft über den Möbeln. Auch in diesem Zustand irgendwie gewandet. Für Tessy (die ihr erst einmal begegnet war) trug sie ein zyklamenfarbenes Kostüm und einen hellgrauen Fuchs. Zur Zügellosigkeit entschlossen ließ Tessy jedoch die Möglichkeit nicht unbedacht, daß Ernst die Altphilologin auch abseits zyklamenfarbener Kostüme kennen konnte.

„Ich habe die Hausarbeit und das Familienleben,

und du gehst nicht nur deine eigenen Wege, sondern machst obendrein auch noch Bettenteufel zum Bestand einer geordneten klaren Kinderwelt!" sagte sie wütend. Ernst seufzte.

Die gemeinsamen Töchter waren drei und vier Jahre alt, anmutige kleine Barbarinnen, die ihren Vater im allgemeinen nicht weiter wichtig nahmen. Nur während des Rasierens respektierten sie ihn als höheres Wesen. Von Seifenschaum bedeckt schien er ihnen magisch umwittert und achtunggebietend wie ein Neufundländer oder Bernhardiner. In diesem Zustand hatte er ihnen heute ein Märchen erzählt, und als Dreingabe den tischlernden Teufel hineingewoben, der tief unten im Moor riesige industrielle Betriebe unterhält, in denen er händereibend und mit höllischem Gelächter verräterische Betten herstellen läßt, die oben auf der Welt den Liebenden aller Erdteile Verdruß bereiten sollen...

Die Töchter hatten strahlend gelächelt. Worte rauschten an ihren Ohren vorbei wie Musik. Tessy aber hatte nicht gestrahlt. Wohl begriff sie, daß es sich um die komplizierte männliche Feinfühligkeit handelte, und daß Ernst sich heute nacht — wahrscheinlich, um in der unschuldigen Gedankenwelt des Hausmädchens keine falschen Vorstellungen entstehen zu lassen — über irgend etwas geärgert hatte. (Mit Recht. Die Wände in modernen Wohnungen könnten mitunter, nicht nur mit Rücksicht auf zu laut eingestellte Rundfunkempfänger, etwas weniger hellhörig sein.)

Immerhin hatte sie den Bettenteufel schweigend den ganzen Tag mit sich herumgetragen. Erst jetzt war er ausgesprochen worden, und zusammengerührt mit der Altphilologin würde er ein nettes Zankgespräch ergeben, dachte Ernst melancholisch und gab die Hoffnung auf, heute noch zur Arbeit zu kommen. „Knarrende Betten sind eine Erfindung des Teufels!" sagte er nervös, „jedenfalls stört es mich beträchtlich, wenn dein Bett knarrt!"

„Deins knarrt auch!" sagte Tessy spontan. „Und überhaupt: verbiete dem Regen zu fallen, den Winden zu wehen, defekten Wasserhähnen das Tröpfeln, und manchen Betten das Knarren... Das sind alles Naturereignisse! — Aber solche Märchen — die erzählt man Kindern eben nicht!"

„Wenn unsere Töchter erst Märchen mit Unterton verstehen", sagte Ernst seufzend, „dann wollen sie keine mehr vorgelesen haben..."

„Nein! Dann lassen sie sich Märchen von anderen Männern erzählen, die nicht ihr Vater sind! — Das bleibt ja wohl keinem weiblichen Wesen erspart, daß ein Mann kommt und ihm Märchen erzählt!" murmelte Tessy düster und ihre Kleinen taten ihr bitter leid. Da Ernst das Wiederauftauchen der Altphilologin vermeiden wollte, sagte er hastig zur Ablenkung: „Wenn ich darüber nachdenke, wie wenig schweigsamen Betten ich während meines ganzen Lebens begegnet bin! Früher fiel es mir nur nicht so auf —"

Tessy fühlte förmlich, wie die noch immer als geheime Drohung im Zimmer schwebende Altphilologin Kostüm, Fuchs und anderes ablegte, ihre blauschwarzen Locken schüttelte, und in einem hellblauen Nachthemd weitergeisterte. „Aber seitdem du die Altphilologin kennst, seitdem fällt es dir auf?" fragte sie, schon fast kochend vor verletzter Frauenwürde.

Sie befand sich jetzt in jenem Zustand hochgradiger Eifersucht, in dem Moral und Unmoral nur noch Angelegenheiten der Dialektik waren und beliebig miteinander ausgetauscht werden konnten.

„Wie triebhaft und ungeläutert du bist!" sagte Ernst mit sanftem Vorwurf.

„Es gibt auch ungeläuterte Altphiloloainnen!" murmelte Tessy zähe.

„Möglich!" sagte Ernst, „aber diese, die du meinst, die kenne ich ja gar nicht. Ich grüße sie nur! Und jetzt laß mich arbeiten, Liebste! Du könntest dich ja auch einmal ein bißchen anstrengen und darüber nachdenken, wer am Schluß des zweiten Aktes baden soll!"

Tessy rollte die rosa Kinderhöschen zusammen. Der Tag lag hinter ihr, und sie konnte durchaus machen, was sie wollte: sie konnte auch weinen. Sie kam sich sehr bedauernswert vor: da waren die Kinder, deren Dasein sie mit Grießbrei, Obst, Märchen, Bilderbüchern, vieler Seife, Spiel und Gesang in Ordnung halten sollte, und da war Ernst, der unkontrollierbar von einer anderen träumte und dann von ihr — einer vielbeschäftigten Hausfrau! — wissen wollte, wer am Schluß des zweiten Aktes baden sollte!

„Das herauszufinden, ist ja wohl dein Beruf! — Und außerdem hast du mir erst vor drei Wochen einen ganz ungeläuterten Krach wegen der blondierten Haare gemacht!" Sie stürzte schluchzend aus der Tür.

Zwei Stunden lang arbeitete er, vom Ärger beflügelt.

Als er dann in das Schlafzimmer kam, lag, zart und hübsch und mit leuchtenden Augen, die vielbeschäftigte Hausfrau im Bett und sagte vorwurfsvoll: „Endlich kommst du! — Also, ich habe nachgedacht! — Gebadet wird ein Hund. Ich denke mir das sehr rührend: Hella steht in einer geblümten Kleiderschürze da, hält in der einen Hand den bereits eingeschäumten Hundebadeschwamm und in der anderen den Brief, der ihr die vermeintliche Untreue ihres Mannes beweisen soll. Sie ist doch erst ein Jahr verheiratet und besitzt in bezug auf Männer noch ihren ganzen schulmädelhaften Idealismus, und ist ganz erstarrt und schreit nur einmal ganz leise, ganz gedämpft und verloren traurig auf: ‚Nein, das ist nicht wahr! Das tut er nicht!', während der Vorhang langsam fällt und der Hund sie mitleidig mit seinen treuen Augen ansieht! — Ist das nicht großartig?"

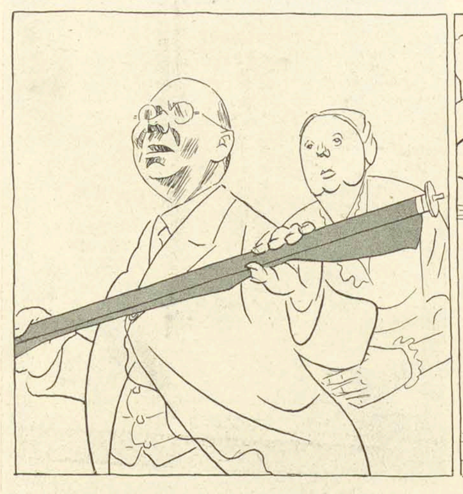
„Ja!" sagte Ernst, sehr erleichtert darüber, daß es nun doch keinen Zank zwischen ihnen geben würde. „Weshalb hast du mir denn vorhin nicht gesagt, daß du doch über den Aktschluß nachdenken wolltest?"

Tessy schaltete das Licht aus. „Mein Gott, Ernst! Ich kann mich eben nicht konzentrieren, wenn jemand bei mir im Zimmer ist. Ich brauche zum Nachdenken Stille und Alleinsein!" Er seufzte. „So? — Du auch?" wollte er sagen, aber er sagte es natürlich nicht. Statt dessen fischte er im Dunkeln nach ihrer Hand. „Nein, laß nur!" sagte Tessy etwas befangen. „Ich bin wirklich müde. Und vielleicht knarrt es wieder."

„Immerhin —", begann Ernst. Aber Tessy war schon eingeschlafen, und in der Stille der Nacht hörte Ernst den Bettenteufel schadenfroh kichern. Er beschloß erbittert, morgen den Spiralen und Federn mit Öl zu Leibe zu gehen, aber im Augenblick blieb ihm nichts weiter übrig, als darüber nachzudenken, wie es möglich war, in den Regieanweisungen dem in Frage kommenden Hund einen langen, mitleidigen Blick vorzuschreiben.

Verdunkelung

(O. Gulbransson)



„Jetzt werde ich dir mal zeigen, wie man richtig verdunkelt!“

„Die Sache hängt man einfach hin . . .

. . . dann ziehst du an der Schnur . . .

. . . und es ist stockdunkel!“

Der Heimweg

(Wilhelm Schulz)



„Ja, sehn denn Sie net, daß i nix siech, Sie Rindviech!“

TELL IN TAMPICO

Von Otto Violan

„Kriegerische Zeiten — kriegerische Stücke!" dachte der Theaterdirektor Bromley. „Und wenn man schon in einem neutralen Staat spielt, dann auch ein neutrales Drama. Zum Beispiel eine Schweizer Tragödie. Am besten eine, in der ein Kunstschütze vorkommt, denn darauf verstehen sich die Leute hier!" Durch diese streng logischen Überlegungen kam Bromley auf den Tell.

Tell vor den Cowboys in Tampico — das war zugleich ein literarischer „thrill" Bromleys, der endlich dadurch in den Ruf kommen würde, nicht nur Generaldirektor für eine Chikagoer Seifenfabrik und Schmierendirektor, sondern auch Leiter eines Kulturinstitutes zu sein.

„Go on!" sagte er zu Murphy, seinem Regisseur, und Murphy stellte binnen zweier Tage einen „Tell" auf die Szene, der den Tramps und Viehzüchtern in Tampico Tränen innerster Ergriffenheit entreißen sollte.

Ja, also: es muß zugegeben werden, daß die wilden Männer von Tampico von der ersten Szene des Schillerschen Dramas an mit einer geradezu fanatischen Begeisterung mitgingen. Parkett und Ränge (so nannte Bromley das bescheidene Empore seiner Schmiere) dampften vor Erregung.

Schon die seltsame Waffe, die Tell beständig mit sich führte, rief ihr sportliches Interesse wach. Bei den Schießsachverständigen des Ortes lagen die Odds vier zu drei, daß es sich hiebei um ein bloß markiertes Gewehr aus den älteren Beständen der amerikanischen Armeeverwaltung handle.

Bromley selber spielte unter wahrer Todesverachtung den Geßler. Was er an gemeinen und gemeinsten Vorwürfen über sein Verhalten von den Mischlingen in den ersten Reihen zu hören bekam, ging auf keine Kuhhaut.

Die Stimmung des Publikums erreichte im dritten Akt ihren Siedepunkt. Der Hut des Fronvogts, der aufreizend von der Spitze eines Mastes baumelte, war das Signal zu einer allgemeinen Aktion der Zuschauer gegen den Unterdrücker eidgenössischer Menschheitsrechte. Es ging dabei allerdings nicht um Tell, auf den die Pferdejungen von Tampico im Augenblick völlig vergaßen, als vielmehr um den lange zurückgedrängten sportlichen Ehrgeiz, der in diesem Symbol der Tyrannei endlich ein willkommenes Ziel fand. Die Burschen zogen ihre Colts aus dem Gürtel und es begann von allen Seiten ein konzentrisches Feuer gegen den Hut, den die beiden Söldner, hundertfach durchlöchert, immer wieder auf die Stange stecken mußten. Den armen Kerlen tränten in dem Pulverdampf, der sich in Bromleys Theater entwickelte, die Augen. Aber sie taten es gern. Soviel Beifall, als in dieser Szene, da sie Geßlers Hut stets von neuem aus einem Winkel der Bühne hervorholten, hatten die Darsteller während ihrer langen Laufbahn als Schauspieler noch nicht gehabt.

Bromley aber mußte an die noch bevorstehende Apfelschußszene denken, in der sein eigener Junge Tells Knaben spielte. Dabei krampfte es ihm das Herz zusammen.

Nun, der große Augenblick rückte näher und näher. Die Tatsache, daß Geßler von dem unglücklichen Tell im weiteren Verlaufe des Spieles verlangen würde, daß er einen Apfel vom Haupte seines Kindes schieße, mußte sich — aus unerklärlichen Gründen — unter den Zuschauern herumgesprochen haben. Geßler-Bromley hörte von der Szene das Knacken von Revolverhähnen. Da unten legte man für das zu erwartende Ereignis neue Munition ein.

Bleich, aber gefaßt, stand Bromley-Geßler an der Rampe. Noch bewahrte er dem schweizerischen Freiheitshelden gegenüber seine harte, zynische Ruhe. Da trat Tell, aufgewühlt und verzweifelt, vor ihn, beugte das Knie vor dem unerbittlichen Bedränger seines Volkes und rief ihm mit bebender Stimme zu:

„Erlasset mir den Schuß! Hier ist mein Herz!
Ruft Eure Reisigen und stoßt mich nieder!"

Hoio — nun war die Sache so weit. Wie ein Fieberschauer ging es durch die Reihen in Bromleys Theater. Die Jungens von Tampico waren bereit. Ihre Fäuste hielten genießerisch den Colt umspannt.

„Hallouh — Bromley!" bedrängten sie Geßler, der in tiefem Sinnen dicht vor Tell stand. Bromley wühlte in seinem langen, grauen Bart. In ihm mußte Fürchterliches vorgehen. Der Blick seines verzerrten Gesichtes hing an Jonny, seinem Jüngsten, der mühsam den Apfel auf seinem Kopfe balancierte. Welch ein Teufel hatte es Murphy, dem Regisseur, eingegeben, daß er die Szene auf offener Bühne spielen ließ? Um der ungeheuerlichen Wirkung willen, die er sich davon gerade in Tampico versprach?

Aber das Gräßliche, das nun kommen mußte, durfte nicht geschehen. Sein Jonny war keine Zielscheibe für verrückte Cowboys. Und was ging ihn Schiller an, da das Leben seines Kindes auf dem Spiel stand?

Langsam und von einem feierlichen, schweigengebietenden Ernst untermalt, rangen sich daher die Worte von Bromleys Lippen, mit denen er sich jetzt Tell zuwandte.

„Geht, guter Mann — der Schuß sei Euch erlassen!"

Worauf sich unter den stürmischen Protestrufen der um ihren Spaß betrogenen Cowboys der Vorhang über diesen ersten klassischen Abend in Tampico senkte.

Großstadt im Dunkeln

Von Fred Endrikat

Jetzt sieht man erst wie schön ein Abendhimmel ist,
der sonst von Lichtreklamen überblendet war.
Die hellsten Bogenlampen scheinen trüb und trist
wenn man zum Firmament emporschaut und genießt
den goldnen Schein der Sterne, blitzeblank und klar.

Jetzt ahnt man erst wie groß und weit die Ewigkeit.
Am Abendhorizont, o Großstadtmensch, erkenn
wie nichtig kurz die Spanne deiner Lebenszeit.
Die Größe mahnt uns Menschen zur Bescheidenheit.
Das alles ahnt man, wenn der Vollmond scheint. —
Ja, wenn —.

Jetzt weiß man erst wie seltsam ein Briefkasten schmeckt,
denn in der Dunkelheit droht mancherlei Gefahr.
Man hat am Himmelszelt den Abendstern entdeckt
und ist auf Erden mit dem Schädel ange-eckt.
Auch ohne Licht gibt's Schatten. — Ach, wie sonderbar.

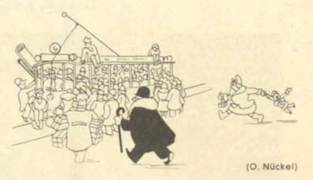
Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

DER HUND IST TOT!

VON JO HANNS RÖSLER

Das Schwein war geschlachtet. Am nächsten Tag kam dann der Brief:
„Gestern konnten wir nicht — aber morgen kommen wir, neun Mann hoch! Wartet mit dem Schweineschlachten — vergeßt nicht, wir haben ja jeder fünf Mark damals zum Ankauf hergegeben! — wir kommen nachmittags und freuen uns auf frische Blutwürste und frische Leberwürste!" Zum Teufel, da hatten wir die Bescherung!
„Hätten wir doch gewartet!", sagte meine Frau.
„Hätten! Hätten wir! Wir haben aber nicht!"
Wir kannten unsere Verwandtschaft. Wenn die einmal fünf Mark losläßt, will sie zehn Mark ernten. Da war erstens der Onkel Arthur, zweitens die Tante Minna, drittens der Onkel Theodor mit seiner Frau Emilie, dann der schwerhörige Onkel Hugo, die dritte Frau der zweiten Mutter meines ersten Vaters und Gillitzers aus Glogau. Wie weit Gillitzers mit uns verwandt waren, weiß ich nicht genau. Ich bekam sie als Verwandte von meiner Frau mit in die Ehe. Einzeln war jeder recht nett, aber zusammen, lieber Gott, zusammen!
„Was machen wir nun?", fragte meine Frau.
„Sie sollen ihre frischen Blutwürste haben!"
„Aber die Würste sind doch heute schon zwei Tage alt?"
„Macht nichts! Wir heben sie bis morgen auf."
„Verdorbene Wurst ist pures Gift!"
„Ich weiß. Aber eine gekränkte Verwandtschaft ist noch schlimmer." Meine Frau studierte hin und studierte her. Dann hatte sie einen Einfall.
„Wir prüfen morgen die Würste zuvor, Hans!"
„Prüfen?" „Wir haben doch einen Hund." „Na und?"
„Wir geben dem Hund eine Blutwurst und eine Leberwurst. Verträgt sie der Hund, wird sie Onkel Arthur auch vertragen." Dies leuchtete mir hell ein.
„Du bist ein Prachtweib, Käthe!", sagte ich.
Am nächsten Morgen war den Würsten noch nichts anzusehen. Sie rochen ein wenig, aber das tut wohl jede Wurst. Und eine Wurst ist kein Veilchen.
„Versuchen wir es?"
„Ja. Wo ist der Hund?"
„Hier. Komm, Karo!" Der Hund bekam zwei Würste. Eine Blutwurst und eine Leberwurst. Er fraß sie mit Behagen. „Wie geht es dem Hund?" — „Dem Hund geht es ausgezeichnet." Das Gespräch war mittags. Um ein Uhr war dem Hund noch pudelwohl. Um zwei Uhr ebenfalls und um drei Uhr auch. Er wollte offenbar noch eine Wurst. Aber wir brauchten sie für die Verwandtschaft. Um vier Uhr trudelte die Verwandtschaft ein. Nicht einer fehlte.
„Sind die frischen Würste schon fertig?"
„Sofort, Onkel!"
„Mir zwei Blut und drei Leber!", rief Tante Minna.
Ich lief zu meiner Frau in die Küche.
„Wie geht es dem Hund, Käthe?"
„Er ist vergnügt und munter."
„Dann hinein mit den Würsten!"
Helene, unser Mädchen, trug die große Schüssel ins Zimmer. Die Verwandtschaft fiel darüber her wie die Wilden. Onkel Arthur nahm sich dreimal, Tante Minna vertilgte acht Leberwürste, Emilie aß allein elf Blutwürste und was Gillitzers aus Glogau hinunterschlangen, du mein Gott! Es war ein fröhliches Schmausen und Schmatzen.
Da ging plötzlich die Tür auf.
Helene, unser Mädchen, erschien.
Sie war ganz blaß und aufgeregt.
„Was gibt es, Helene?"
„Der Hund —"
„Was denn?"
„Der Hund ist —"
„Doch nicht?"
„Der Hund ist tot!"
Helene lief heulend in die Küche.
Ich sprang auf.
„Freunde!", rief ich erschrocken, „erschreckt nicht! Die Würste sind nicht frisch! Sie sind von vorgestern! Wir haben euch belogen! Das Schwein ist längst tot! Verzeiht, aber wir waren uns gleich nicht ganz klar. Darum haben wir dem Hund zwei Würste zur Probe gegeben!
Der Hund ist daran gestorben!"
„Was? Wie? Um Gotteswillen!"
„Nehmt Brechmittel, Freunde, nehmt Brechmittel!"
Alles war aufgesprungen.
Man lief wild durcheinander.
Man verfluchte mich und fragte nach dem Abort. Man schluckte Brechpillen und Bitterpillen und Teufelsdreck und Brechnuß und Rizinus und Kaffeesud mit Rum. Man kitzelte sich mit Gänsefedern und stieß den Finger in den Hals. Gillitzers aus Glogau kotzten schon wie die Raben. In jeder Zimmerecke kauerte einer und wenn er einen Augenblick Luft hatte, drohte er mir mit geballter Faust!
Ich eilte in die Küche.
„Helene! Wann ist der Hund gestorben?"
„Eine Minute, ehe ich hineinkam."
„Hat er lange leiden müssen?"
„Nein. Wir gingen auf die Straße und —"
„Da fiel er tot um?"
Helene schüttelte den Kopf.
„Nein. Da kam ein Auto und überfuhr ihn."

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

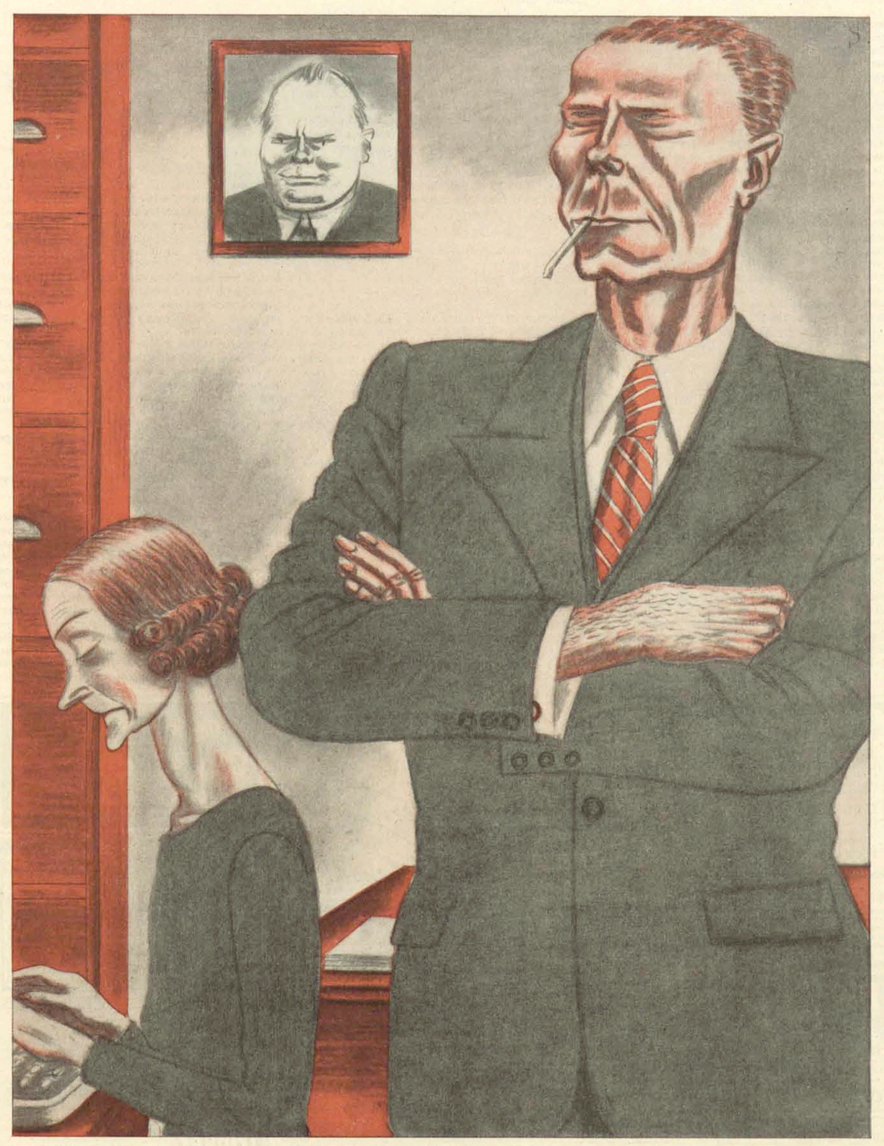
Die überfüllte Trambahn hält am Odeonsplatz in München. Ein etwas sehr wohlbeleibter Münchner, dem man ansieht, daß er für gewöhnlich nicht dieses Verkehrsmittel benützt, drängt sich noch auf die Plattform unter hörbarem Schnaufen, schließt die Türe, holt tief Atem und ruft mit funkelnden Augen: „De Bluatsengländer!"

Ich lernte eine Dame kennen. Die Dame war weder jung noch schön, aber freundlich und entgegenkommend war sie, das muß man schon sagen. In fünf Minuten kannte ich ihre ganze Lebensgeschichte.
„Seit zehn Jahren bin ich allein auf der Welt", klagte sie, „ich war verheiratet, eines Tages bat ich meinen Mann, mir unten beim Bäcker ein Brot zu holen. Er ging und kam nicht wieder. Ich wartete und wartete. Es war vergebens. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Was würden Sie an meiner Stelle tun?"
Ich erwiderte sanft: „An Ihrer Stelle, gnädige Frau, würde ich nicht länger warten."
„Nein? Sondern?"
„Ich würde mir jetzt das Brot vom Bäcker selber holen."

Neben uns wohnt ein gewisser Herr Grieneisen. Herr Grieneisen ist sehr auf seine Gesundheit bedacht, bei Regen bleibt er daheim, bei Sonnenschein ebenfalls und jeden Sonntag sitzt er im Kaffeehaus und spielt Karten. Nein, für Natur und Sport hat er bisher wirklich nichts übrig gehabt. Seit einigen Tagen aber läuft er herum und sucht eifrig eine Jagdgelegenheit. Er inseriert, er bietet hohe Ablösen und setzt alles daran, eine eigene Jagd pachten zu können. „Seit wann haben Sie denn so plötzlich Freude am edlen Weidwerk, Herr Grieneisen?" fragte ich ihn. Der künftige Nimrod flüsterte: „Seit Einführung der Fleischmarken."

Englische Berichterstattung

(Erich Schilling)



„Deutsches Schlachtschiff ‚Gneisenau' schwer beschädigt. So Fräulein, für heute vormittag machen wir Schluß, nachmittags lassen wir's dann sinken!"

München, 26. November 1939
44. Jahrgang / Nummer 47

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Churchill — Fallstaff

(Karl Arnold)



„Kriegsgründe sind für mich so wohlfeil wie Brombeeren!“

Die Macht der Liebe

(Fr. Bilek)



DIE KLUGEN OCHSEN

Von Bruno Wolfgang

Im Jahre 1915 geriet ein Wiener Fotograf mit der Kapitulation der Festung Przemysl in russische Kriegsgefangenschaft und kam zunächst nach Saratow auf Arbeit, wo er den Befehl erhielt, mit dem Ochsengespann Nummer 148 den ganzen Tag über Wasser zu einem bestimmten Gebäude zu führen. Er hatte noch nie im Leben mit Ochsen zu tun gehabt, wenigstens nicht im landwirtschaftlichen Sinn. Er fragte also zunächst, wo die Ochsen seien. Ein Russe deutete mürrisch in die Steppe hinaus und ging wieder fort. Der Plenny kam in eine riesige Hürde, wo innerhalb der Umzäunung Hunderte von Ochsen lagen, standen und weideten. Er ging nun von einem zum andern und las die auf den Hörnern eingebrannte Nummer, was nicht immer ganz einfach abging. Um vier Uhr früh hatte er begonnen, um acht Uhr hatte er endlich den einen Ochsen Nummer 148 gefunden. Nun lief er rasch weiter und suchte den zweiten. Er hatte Glück. Denn schon um zehn Uhr hatte er ihn gefunden. Jetzt eilte er zur Stelle des ersten zurück. Aber dieser war längst verschwunden. Er mußte ihn noch einmal suchen. Inzwischen verlor er wieder den zweiten. Endlich um zwölf Uhr, hatte er das Ochsengespann beisammen.

Nun wollte er es zum Wasserwagen führen, um es einzuspannen. Da Ochsen bekanntlich dumm sind, ging er voraus und zog sie an einem Strick nach. Vielmehr er wollte ziehen. Aber es gelang ihm nicht. Denn die Ochsen rührten sich nicht von der Stelle. Bis endlich ein Bauer vorbeikam und ihm erklärte, daß er hinter den Ochsen gehen müsse, dann würden sie schon von selber weitermarschieren. So war es auch. Nur gingen die Ochsen jetzt mit eiserner Beharrlichkeit geradeaus und er konnte sie weder nach rechts noch nach links bringen, um zu seinem Ziel zu gelangen. Da kam ihm der Bauer nach und fügte noch hinzu: „Du mußt bei rechts ‚Zopp' und bei links ‚Zoppe' sagen. Dann gehen sie nach deinem Willen."

Der Kriegsgefangene tat dies und brachte nun die Ochsen glücklich zum Wasserwagen. Dort lag das schwere Joch auf dem Boden. Er hob es mit Mühe bis zur Schulterhöhe, um es den Ochsen auf den Nacken zu legen. Aber die Ochsen schüttelten nur ein klein wenig die Köpfe, und das Joch fiel wieder herunter. Nach vielen Versuchen, als er schon schweißtriefend ins Gras sinken wollte, kam ein altes Mütterchen des Weges und sagte: „Aber, du lieber Mensch, was plagst du dich so unnütz? Du brauchst doch nur das Wort „Schej" (Hals) zu sagen, und die Ochsen heben das Joch von selbst auf." Der Plenny hob das Joch nur ein Stückchen in die Höhe, sagte „Schej", und sofort senkten die Ochsen die Köpfe und steckten sie unter dem Joch durch. Nun fuhr er zum Brunnen. Dort mußte er das Wasserfaß durch etwa vierzig mühsam heraufgewundene und ausgeleerte Kübel anfüllen. Dann ging die Fahrt zu dem Gebäude. An der Rückseite des Hauses führte eine schmale Rampe hinauf zu einem Becken, wo das Wasser eingegossen werden mußte. Da der Ochsenwagen genau so breit war wie die Rampe, hatte der Plenny große Sorge, daß der Wagen nicht herunterfalle. Er trieb also von unten die Ochsen durch viel Geschrei und Gefuchtel an, daß sie sich möglichst nahe der Wand halten mögen. Im nächsten Augenblicke hing schon ein Rad in der Luft. Ein Mann kam vorüber und lachte: „Ach, du Dummkopf, du mußt dich auf den Wagen setzen und die Ochsen nur ganz leicht antreiben. Alles andere machen sie von selbst." Er setzte sich nun nicht ohne ängstliche Vorsicht auf den Wagen, und siehe da, die Ochsen gingen mit tadelloser Genauigkeit die Rampe hinauf und hielten genau vor dem Einguß. Nachdem er die vierzig Kübel wieder umgeleert hatte, fuhr er abermals zum Brunnen. Aber nur noch einmal. Denn inzwischen war es sieben Uhr abends geworden, und er durfte Feierabend machen. Als er sich in der Arbeiterbaracke todmüde hinstreckte, hörte er, schon halb im Traum, seinen Nachbarn sagen: „Hättest du früh, statt stundenlang die Ochsen zu suchen, einfach gerufen, ‚Iwan' und ‚Nikolaj', dann wären die Ochsen sogleich von selbst gekommen. Er hatte nun die Überzeugung, daß die Ochsen ganz zu Unrecht so genannt werden, und er behielt fortan eine große Hochachtung vor den Ochsen, eine Errungenschaft, die ihm später im Leben sehr zustatten kam.

Du ahnst es nicht

Von Ratatöskr

Martini ist vorbei.
Drob freu'n sich ein paar Gänse.
Des grimmen Todes Sense
entrannen ihrer drei.

Sie schließen einen Bund,
genannt „das ewige Leben",
und schnattern durch die Gräben.
Stumm feixt der Kettenhund.

Der kennt sich besser aus
in solcherlei Problemen.
Schnöd, ohne sich zu schämen,
floht er sich hinterm Haus.

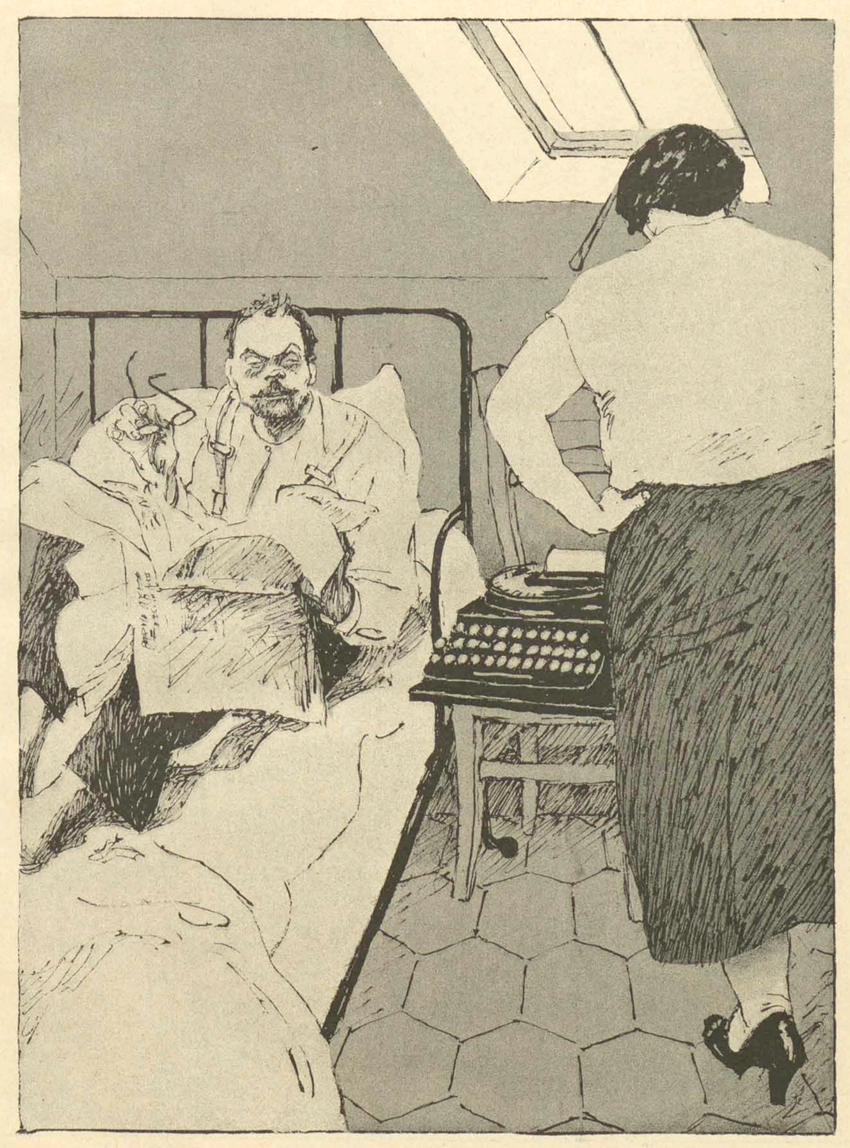
Und brummt: „O Lug und Trug!
Ihr waret halt der Bäu'rin,
der Pfleg'rin und Betreu'rin,
bloß noch nicht fett genug!

Bald naht die Weihenacht.
Da werdet ihr selbdritte
dem Menschenappetite
als Opfer dargebracht.

Ich sag' es, wie es ist:
Ihr bräunt in einer Kachel,
und: ‚Tod, wo ist dein Stachel?'
fragt sich mit Recht der Christ."

Pariser Aftermieter

(E. Thöny)



„Monsieur Krabbelinski, wann bekomme ich meine Miete bezahlt?“ — „Liebe Frau Duval, wenden Sie sich an die englische Botschaft, Großbritannien hat versprochen, uns Polen zu helfen!“

Die enttäuschten Engländer

(Wilhelm Schulz)



„Richtige Enten im Topf wären uns lieber als Zeitungsenten gegen Deutschland!"

Chamberlain, Otto und Daladier

(Erich Schilling)



„Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte!“

Bremische Anekdoten

Von Karl Lerbs

Schon als Herr Schnaars aus der Alwinenstraße am Werder in die Fähre stieg, zeigte es sich, daß er äußerst mißgelaunt war, und während der ganzen Fahrt über die Weser quengelte und nöckerte und nölte er ohne Atempause. Seine Frau ertrug es mit der Miene gereiften Duldertums; im Busen des Fährmanns Lüder Wäbekind aber sammelte sich dumpfer Groll.
Beim Aussteigen am Osterdeich vertakelte Herr Schnaars sich, immer noch schimpfend, in seine eigenen Beine und fiel in die Weser. Lüder Wäbekind erhob sich, fischte ihn mit dem Bootshaken auf, tunkte ihn noch einmal gründlich unter und legte ihn als formloses Bündel zu den Füßen seiner Frau nieder. „Zo, Frau Schnaars“, sagte er, „un nu verschlen Sie ihm mal erntlich das Achtergestell. So 'ne Gelegenheit kriegen Sie nicht wieder.“

*

Als an einem schönen Sommermorgen die behagliche Kleinbahn, die mit zeitloser Gemütlichkeit Bremen mit Tarmstedt verbindet und von alten Bremern noch heute nach ihrem einstigen Besitzer „Jan Reiners“ genannt wird, sich mit einem röchelnden Seufzer anschickte, den Bahnhof Bergfeld in Richtung auf Bremen zu verlassen, schien sich ein Hindernis einzustellen. Der Lokomotivführer ließ Dampf ab, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Abfahrt auf unbestimmte Zeit verschoben sei. Die bremischen Kaufleute, die da draußen ihre Sommersitze haben und sich in ihre Kontore zu begeben gedachten, wurden ungeduldig, denn sie glaubten sich vollzählig versammelt.
Schließlich steckte einer der Herren den Kopf zum Fenster hinaus und rief den Schaffner an: „Dörgelch, weshalb fahren wir denn nich ab?“ „Das können wir noch nich“, war die Antwort. „Herr Schilling is noch nich da, un er is auch noch garnich zu sehn.“ „Aber Menschenskind, der hat doch gestern seinen Kegelabend gehabt!“ „Och zo, dscha“, sagte Dörgelch, „ischa wahr, heute ischa Freitag. Ab—faahrn!“

SCHACH DER DAME

VON BELA GADOR

Schon seit zwei Wochen hatte sich Franz uns gegenüber gerühmt, er werde Janika verführen. Jeden Nachmittag bürstete er sorgfältig sein Haar, knüpfte sich sogar eine Krawatte um und schlenderte mit seinem gepflegten Blondkopf wie ein echter junger Herr in die Küche. Wir anderen Jungen trieben uns auf der Veranda herum und lauerten darauf, was für Fortschritte die Verführung machen würde. Die Küche lag abseits, aber wir spitzten ordentlich die Ohren, um etwas zu erlauschen, sei es einen Aufschrei oder das Geräusch des Küssens. Doch hörten wir nie etwas anderes als das Klappern des Geschirrs oder das eintönige Murmeln Franzens, wie er Janikas jugendliche Schönheit pries.

Dabei wandte Franz alle Mittel an, mit denen man auf Mädchen Eindruck machen kann. Er erzählte Janika sogar, er spiele so ausgezeichnet Schach, daß er sogar den Schachmeister der ganzen Umgegend geschlagen hätte. Aber selbst diese Prahlerei vermochte Janika nicht zu überwältigen, sie kümmerte sich im Gegenteil gar nicht darum, sondern trocknete tugendhaft und unerschütterlich ihr Geschirr ab. Unsere Geduld ging bald zur Neige: „Was wird denn jetzt, Franz? Wie steht es mit der Verführung?"

An Franz prallten derlei Bemerkungen ab. Er lächelte nur vor sich hin und streichelte hochmütig sein Kinn. „Bloß weil ich nicht so viel Worte mache? Wenn ihr's schon wissen wollt: auch heute habe ich sie geküßt..." — Wir verstummten neidvoll und sahen Franz an, wie er triumphierend und breitbeinig dastand. Ich erholte mich aber bald wieder: „Du hast sie geküßt: Schon gut, aber wo, wo hast du sie geküßt? Gib uns darauf Antwort!"

„Wo? In der Küche natürlich", sagte Franz und fuchtelte betreten mit seinen großen ungeschlachten Händen in der Luft herum. Da fühlte ich mich als Herr der Lage: „Hör mal, Franz, Spaß beiseite. Du weißt ganz genau, was ich meine. Wohin hast du sie geküßt? Ihre Hand, den Hals, den Mund, die Ohren... antworte ehrlich!"

„Ihr Haar", gestand Franz trotzig. Da brachen wir aber in schallendes Gelächter aus. „Haha, ihr Haar! Ist ja glänzend! Und das nennt er verführen!"

Franz ereiferte sich: „Natürlich, ihr habt ja keine Ahnung davon, daß man bei einem so jungen Mädchen schrittweise vorgehen muß wie beim Schachspiel. Erst gilt es den Gegner einzukreisen, dann erst, wenn er sich nicht mehr rühren kann, kommt der Angriff: Schachmatt."

„Da sieh mal einer an! Und du meinst wirklich, daß wir warten wollen, bis du ausgespielt hast? Jetzt muß Schluß damit sein! Morgen überläßt du Janika dem nächsten. Verstanden?"

„Nur noch einen Tag, Jungens", verlegte sich Franz aufs Bitten. „Nur noch einen Tag..."

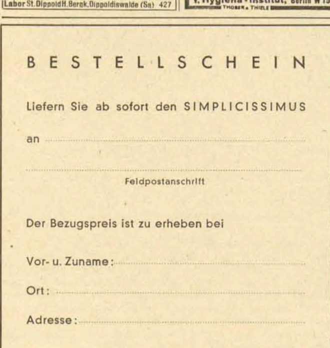
„Das kommt gar nicht in Frage", schrie ich ihn an. „Du hast jetzt Zeit genug gehabt. Jetzt komme ich an die Reihe, und ich brauche nur einen einzigen Tag. Schick mir morgen dein Chemiebuch durch Janika herüber, pünktlich um vier. Hast du mich verstanden? Um diese Zeit bin ich nämlich allein zu Hause." — Am folgenden Tag konnte ich kaum etwas essen.

Ich trieb mich nur unruhig umher, so sehnlich erwartete ich den Nachmittag. Schon lange vorher saß ich am Schreibtisch, bereitete mich innerlich vor und lief nur ab und zu vor den Spiegel, um mich daraufhin zu mustern, ob ich auch einem Mädchen gefallen könnte.

Endlich kam Janika. Ich wandte mich nicht einmal um, sondern atmete nur den seltsamen Duft eines frischen Veilchensträußchens ein, das ich auf den Tisch gestellt hatte. Verstohlen belauerte ich jede ihrer Bewegungen, wie sie an den Tisch ging, das Buch hinlegte und hastig hersagte, was Franz ihr aufgetragen hatte. Dann wollte sie auch schon wieder fortgehen. Ich konnte nicht aufstehen, die Erregung drückte mich gleichsam auf meinen Stuhl nieder. Daher sagte ich nur mit fast erstickter Stimme: „Lauf doch nicht gleich wieder weg, Janika. Wart' ein wenig... Solltest du nicht noch etwas ausrichten?" Gleichzeitig drehte ich mich plötzlich auf meinem Stuhl um. Janika trat erschrocken einen Schritt zurück. Sie fühlte, daß es jetzt weder um das Chemiebuch ging noch um die Bestellung.

„Ich hab's eilig, ich hab' noch viel zu tun", sagte sie hastig. Ihre blauen Augen flatterten erschrokken, sie rieb ihre nackten Beine verlegen aneinander. Ich packte sie jedoch an ihrem kurzen Rock, bevor sie sich umdrehen konnte.

„Aber so geh' doch noch nicht weg! Ich möchte dir etwas sagen." Ich ergriff sie an der Hand und zwang sie auf einen Stuhl nieder. „Wir wollen miteinander plaudern..."



BESTELLSCHEIN

Liefern Sie ab sofort den SIMPLICISSIMUS

an ....

....

Feldpostanschrift

Der Bezugspreis ist zu erheben bei

Vor- u. Zuname: ....

Ort: ....

Adresse: ....

Auch unsere Soldaten freuen sich über den

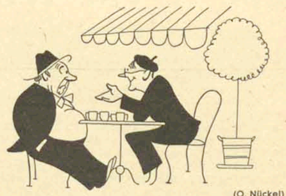
SIMPLICISSIMUS

Wenn wir Ihren Verwandten und Bekannten den Simplicissimus durch Feldpost nachsenden sollen, bitten wir nebenstehenden Bestellschein auszufüllen und an den Verlag, München, Sendlinger Str. 80, als Drucksache (3 Pfg.) einzusenden. Neben dem Bezugspreis von 30 Pfg. wöchtl. entstehen keinerlei Versandkosten.

Janika saß mit unglücklichem Gesicht auf dem Stuhlrand und sah mich an wie die Schlange ihren Beschwörer. Wir plauderten miteinander. Als wir bei der Frage angelangt waren, ob sie schon einen Schatz hätte, wurde sie ganz rot. „Ich habe keinen. Dazu bin ich noch zu jung."
„Ach wo! Wie alt bist du denn?"
„Sechzehn. Und jetzt lassen Sie mich bitte in Ruhe. Ich muß heim." Sie stand auf, ich hielt sie aber bei der Hand fest und zog sie zum Sofa. Sie machte sich los und lief zur Türe. Ich kam ihr aber zuvor, drehte rasch den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche. „So, jetzt gehst du erst dann weg, wenn ich es will!"
Sie klammerte sich verzweifelt an den Türgriff, ich riß sie aber fort. Ich hielt sie an Händen und Beinen fest, als ob ich sie einpacken wollte, sie wehrte sich keuchend mit gekrümmtem Rücken. Wir taumelten hin und her, verzogen den Teppich und warfen alle im Weg stehenden Stühle um. Es war eine häßliche Balgerei. Schließlich kamen wir doch zum Sofa. „Was wollen Sie von mir?", sagte oder vielmehr schrie sie.
„Einen Kuß!" keuchte ich. „Einen Kuß", und kam ihr hartnäckig näher, denn sie zog sich, wie eine böse Katze, in die äußerste Sofaecke zurück. Sie zischelte mich an: „Einen Kuß? So dumm bin ich nicht, ich weiß genau, was danach kommt... dann kann ich in den Brunnen springen..."
„Janika, sei doch nicht so dumm!" Sie versetzte mir aber einen kräftigen Stoß: „Geben Sie den Schlüssel her, verstehen Sie mich? Ich will fort..."
Ich gab ihr keine Antwort, sondern legte meinen Kopf an ihre Brust, und sie wehrte mich nicht ab, denn sie war erschöpft. Wir schnauften beide ein wenig aus. — „Machen Sie die Tür auf!", fing sie wieder an.
„Wenn du mir einen Kuß gibst, dann öffne ich."
„Schön!" Sie sprang vom Sofa auf und ging entschlossen auf die Tür zu. Ich entriegelte sie vor ihr, öffnete sie ritterlich sperrangelweit. „Bitte schön!" Sie lächelte mich dankbar an, ihre Augen verfärbten sich hellblau. Eine Zeitlang stand sie unschlüssig wie ein Vogel, der schon zu lange gefangen saß und dem der Käfig geöffnet wird. Dann wurde ihr Gesicht weich und ich fühlte: jetzt dürfe ich sie küssen.
Es war ein langer, kräftiger Kuß. Meine Zähne wurden beinahe locker davon. Beim Küssen umarmte sie mich langsam, drückte mich immer enger an sich und zerknitterte mit ihren kleinen braunen Händen meine Jacke im Rücken. Dann bekam sie keine Luft mehr, sie legte sich ganz auf meinen Arm. Ich hätte sie hochnehmen, mit ihr anstellen können, was ich wollte. Ich blickte ihr ins Gesicht. Es war voller Tränen. Ich stellte sie plötzlich auf die Beine und rief ihr zu: „Geh, Janika. Verschwinde, aber schnell!"
Als wäre sie eben erwacht, schaute sie verwundert die offene Türe an und floh dann hinaus auf den sonnenüberglänzten Hof. Als sie mit fliegenden Zöpfen forthuschte, hätte sie beinahe die Jungen umgerannt, die über den Hof herankamen, um das Ergebnis zu hören. Sie umdrängten mich, bereit zu kichern. Ich aber schrie sie an: „Schert euch zum Teufel!"
Es lag wohl etwas Besonderes in meiner Miene, denn das Lachen blieb ihnen in der Kehle stecken. Sie zogen alle wieder ab.

(Übertragung aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Das ereignete sich im verflossenen Wien.
Dazumal, als —
Na, wir wissen ja alle, wie es damals bei uns in Wien zugegangen ist.
Sitzt also zu jener Zeit ein Wiener Theaterdirektor im Kaffeehaus, stützt den freikartenschweren Kopf in die Hand und sagt zu seinem Freund:
„Tja, mein Lieber, zusperren muß ich, weil die neue erste Sängerin, die ich engagiert habe, den Betrag noch nicht flüssig machen konnte, den sie mir kontraktlich zu bezahlen hat! ... Teufel noch einmal, wie kündigt man so eine peinliche Pause an, ohne daß es gleich wieder heißt, — daß ich schon wieder einmal pleite bin?"
„Sehr einfach", versetzt der wohlmeinende Freund, „schreib hinaus: — wegen Wiedereröffnung geschlossen!"

IM KINO ANNO 1950...

Von Ernst Hoferichter

Von den Abreißkalendern schaut das Jahr Eintausendneunhundertfünfzig herab. Rund um die Zahl ist ein Jubiläumskranz aufgedruckt, damit die Hälfte eines Jahrhunderts besonders feierlich hervortreten kann.

Diesem Schmuck machte das Jahr alle Ehre. Schon an seinem Anfang wurde der langersehnte und heißerwartete — Geruchsfilm erfunden.

Alsbald verkünden von den Litfaßsäulen herab überlebensgroße Plakate das „Erste duftende Kinodrama: Am Geruch zerschellt...!

Sie sehen, hören und riechen die bezaubernde Rietta Anaconda! Lebensnah werden Sie vom Duftkreis ihrer Abenteuer aus Liebeslust und -leid gebannt...!" — —

Diese Nachricht wurde sofort zum Tages- und Jahresgespräch der voll- und halbgebildeten Welt. Jetzt waren fast alle Sinne an die Leinwand gefesselt. Jedes Organ wurde mit Anreiz versorgt und nichts saß mehr teilnahmslos in den Parkettreihen. Und wenn bisher im Kino die Blinden nur den Ton, die Tauben nur das Bild erfassen konnten, so hatten beide jetzt im Duft ein Drittes, das sie zu gemeinsamem Genießen verband.

Wie ein heiterer Blitz aus grauem Himmel schlug diese Ankündigung auch bei der filmfreudigen Familie Anzensberger ein.

Die Nasen von Vater, Mutter, Tochter und Tante Betty vibrierten vorausahnend um die Wette. Sozusagen auf Vorschuß stellte sich jedes auf seinen Lieblingsduft ein. Und als die Tochter Emma vom Vorverkauf kam, beroch sie auf dem Heimweg unbewußt die Eintrittskarten — als ob daran schon eine Kostprobe des Künftigen angehaucht wäre.

Der große Abend kam. In festlichem Schweigen machte sich die Familie Anzensberger auf den Weg zum Kinopalast. Geruchsüchtig staute sich vor dem Portal eine drängende und schiebende Menschenmenge. Viele zogen ihre Taschentücher. Ein tausendköpfiges Schneuzen verkündete die Erregung jener Nerven, die heute zum ersten Mal durch ein Filmdrama belebt werden sollten. Etliche benützten die weißen Tücher dazu, um die Pforten für das zu erwartende Parfüm gebührend freizumachen. Im Saal arbeitete die Entlüftung aus allen Ecken. Sie schuf eine Art Niemandsland für die kommenden Wogen und Wellen. Spannung lagerte wie in einem überheizten Dampfkessel in dem ausverkauften Haus.

Da vernahm man, kurz vor Beginn des Dramas, daß von den vordersten Sitzreihen her — ein Duft von Quelques Fleures wehte. Eine stark parfümierte Dame schien die Absicht zu haben — mit ihrem Toilettentisch dazwischenfunken zu wollen.

„Hut abnehmen...!" schrie aus alter Gewohnheit Herr Anzensberger. Und erst ein signalisierender Rippenstoß der Gemahlin machte ihm klar, daß er eine Geruchsstörung mit optischem Hindernis verwechselt hatte.

„Aaah..!" Jetzt schlüpfte das Licht in die Wände des Theaters zurück. — Der Titel „Am Geruch zerschellt..!" leuchtete auf und wieder ab. Aus den vernebelten Buchstaben entstand das erste Bild: Ein südlicher Park erblüht in allen Farben. Im Hintergrund glänzt das Meer weit hinaus. Rietta Anaconda schreitet gelassen durch diese Pracht. Während die hintersten Parkettreihen noch in nasaler Spannung saßen, kam von den vorderen Plätzen das verhaltene Flüstern: „Es duftet schon..! Riechst du nichts?" — „Und wie! Nach Rosen..!" „Und Nelken..! Ich spüre sogar Aquamarin..!" Da aber sich der Geruch langsamer als Licht und Ton im Raum verbreitet, erlebten die hintersten Reihen die Blumendüfte erst, da sich die Szene in einen Speisesaal verwandelt hatte. So konnten die Hausfrauen der ersten Sitzreihen an einem servierten Kalbsschnitzel bereits feststellen, ob es mit Butter oder Margarine gebraten war — indes die hintersten Besucher erleben konnten, daß es nach Flieder roch.

„Psssst..!" ertönte gedankenlos, weil jetzt Rietta Anaconda in Großaufnahme mit ihrem persönlichen Parfüm Ereignis wurde.

„Spanisches Leder mit einer Idee Moschus..!" rief ein Geruchsfetischist an der Rampe auf.

„Angebranntes Kokosfett..!" hinkten verspätet die hintersten Plätze nach.

Da die Familie Anzensberger in der Mitte des Theaters saß, nahmen ihre Nasen das Gebotene nur mit geringer Verspätung auf. Indes die Szene in eine Wiese übergeht, bekommt Tante Betty den Heuschnupfen. Sie weint in die gemähten Gräser hinein.

Rietta Anacondas Parfüm lockt einen Grafen an. Seine livrierten Diener riechen nicht. Sie bleiben auch in der Welt der Düfte — Komparserie. Der Herr Graf aber verbreitet eine Wolke von Pferdezucht um sich.

„Ein ohrenbetäubender Geruch..!" schreit eine Dame auf, indes im Drama der süchtige Graf seinen Stall mit Zügen aus einer Brasilzigarre niederkämpft. Herr Anzensberger raucht einfühlend mit ihm und schätzt dazu den Preis einer Kiste zu hundert Stück ab.

Im nächsten Bild reitet das hohe Paar durch den Anhauch von Tannenwäldern mit Latschenmischung. Frau Anzensberger erinnert sich sogleich ihres Asthmaleidens und inhaliert, wo die zwei Liebenden sich in anderem Tun ergeben.

Jetzt wird die Szene zum Tribunal. Schlitzäugig tritt eine Rivalin auf. Ihr hervorstechendster Charakterzug ist — Ambra. Der Graf schnuppert an ihr Tausendundeine Nacht. Er steht zwischen zwei Frauen. Er wird von Düften doppelseitig umwebt. An spanischem Leder und Moschus scheint er sich abgerochen zu haben. Er schwankt, er fällt. Rietta Anaconda dreht aus verschmähter Liebe den Gashahn auf. Alle Besucher pressen die Nasenflügel zusammen — bis die Rietta wieder abdreht. Vor dem Fenster ihres Badezimmers geht eine Prozession vorüber. Weihrauch strömt durch die Ritzen. Sie beschließt: ins Kloster zu gehen — wozu es nach Flanell und Wachskerzen riecht.

Der Zuschauerraum atmet befreit aus — und sogleich wieder ein, weil sich der Herr Graf mit einer Maiglöckchenseife rasiert. Die Ambrafrau steht triumphierend ihm zur Seite und streicht ihm liebkosend Brillantine ins Haar.

Alle Besucher des Filmdramas warten jetzt auf das Hochzeitsmahl. Schon ist es da..! Wildbret, Fisch und Marzipan steigen in die Nasen auf. Aus den Hälsen der entkorkten Weinflaschen weht es die „Blume". Neben Herrn Anzensberger sitzt ein Fachmann. Er summt die einzelnen Jahrgänge der Reben vor sich hin.

Nur die Dame neben der Tante Betty sitzt bar jeder Teilnahme da. Sie hat seit drei Tagen Katarrh und gedankenlos hat sie sich die Karte gekauft. So glaubt sie — in einem veralteten Film zu sitzen, der nur Bild und Ton gibt. Und langsam nickt sie ein, während alles um sie herum in vollen Zügen genießt.

Da springt die Tür des Hochzeitssaales auf. Rietta springt auf die festlich geschmückte Tafel und stört mit Spanischem Leder und Moschus die Feier. Da der Graf „kaum seinen Augen traut", — so bewegt er die Nüstern. Er schnaubt, er stöhnt, er riecht — und fällt der Rietta Anaconda in alter Liebe neu erwacht in die Arme — allwo er in ihrem Dufte vollends und elendiglich zerschellt —.

Das Drama ist zu Ende und die Besucher sitzen noch lange in Wolken und Schwaden regungslos auf den Plätzen. Tante Betty steckt sich zur Erfrischung eine Pfefferminzkugel in den Mund — und sie riecht nach Ambra.

Und so, wie man sich einst zu Zeiten des Tonfilms auf dem Heimweg über die seelischen Leiden und Freuden des Helden unterhielt, so beroch sich jetzt die Familie Anzensberger gegenseitig nach den anhaftenden Resten des Dramas.

Vaters Hosenträger erinnerten noch an fließenden Burgunder. Emmas Reißverschluß bewahrte Erinnerungen an die gräfliche Rasierseife und Frau Anzensbergers Kautschukgebiß hielt in seinen Hohlräumen noch gespickten Hasenrücken aufgespart. Die Wohnküche, die bisher nur die Verflüchtigungen von gerösteten Kartoffeln mit Kartoffelsalat, angebranntem Mehlmus, Rindsgulasch und Gesundheitstee erlebte, bekam jetzt einen feinen Anhauch der großen Welt. Verwehte Spuren von Ambra nisteten sogar in der Kohlenkiste mit der aufgemalten Flucht nach Ägypten. Das Küchenhandtuch ließ südliche Gärten ahnen und der Kanarienvogel zeigte nach Tagen Spuren von Moschus und Spanischem Leder...

Ja, sogar der Zimmerherr, der nicht im Geruchsfilm war, wurde von einem letzten Luftzug gräflicher Stallungen angenehm berührt. Und so hatte auch **der** noch etwas von seinem Geld, der es gar nicht auszugeben hat — —

Englands Kampf gegen den Großdeutschen Stahlblock

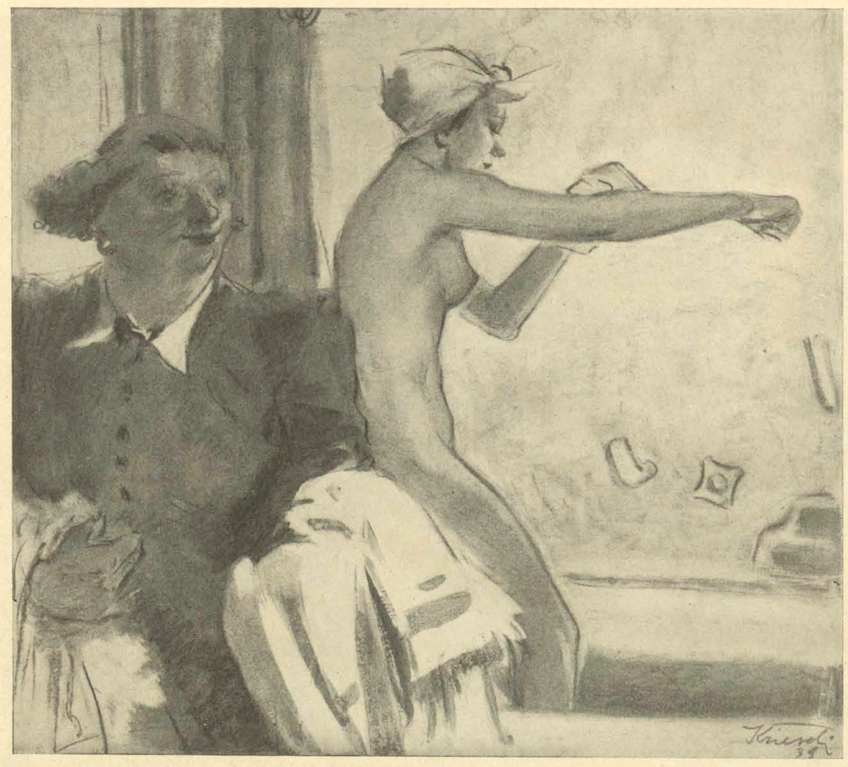
(Erich Schilling)



Churchill: „Verflucht, die Nazi-Stahllegierung ist zu hart, mit unserer bisherigen Lügensäure konnten wir sie nicht zersetzen. Auf, Kampfgenossen, wir müssen neue Lügenrezepte erfinden, sonst wird die Sache für uns ernst!"

Das Talent

(R. Kriesch)



„Mit deiner Figur hättst halt doch zur Bühne geh'n soll'n, Else!"
„Ja mei', Tante, ma' hat halt doch zu selten Gelegenheit, in der Badewanne aufzutreten!"

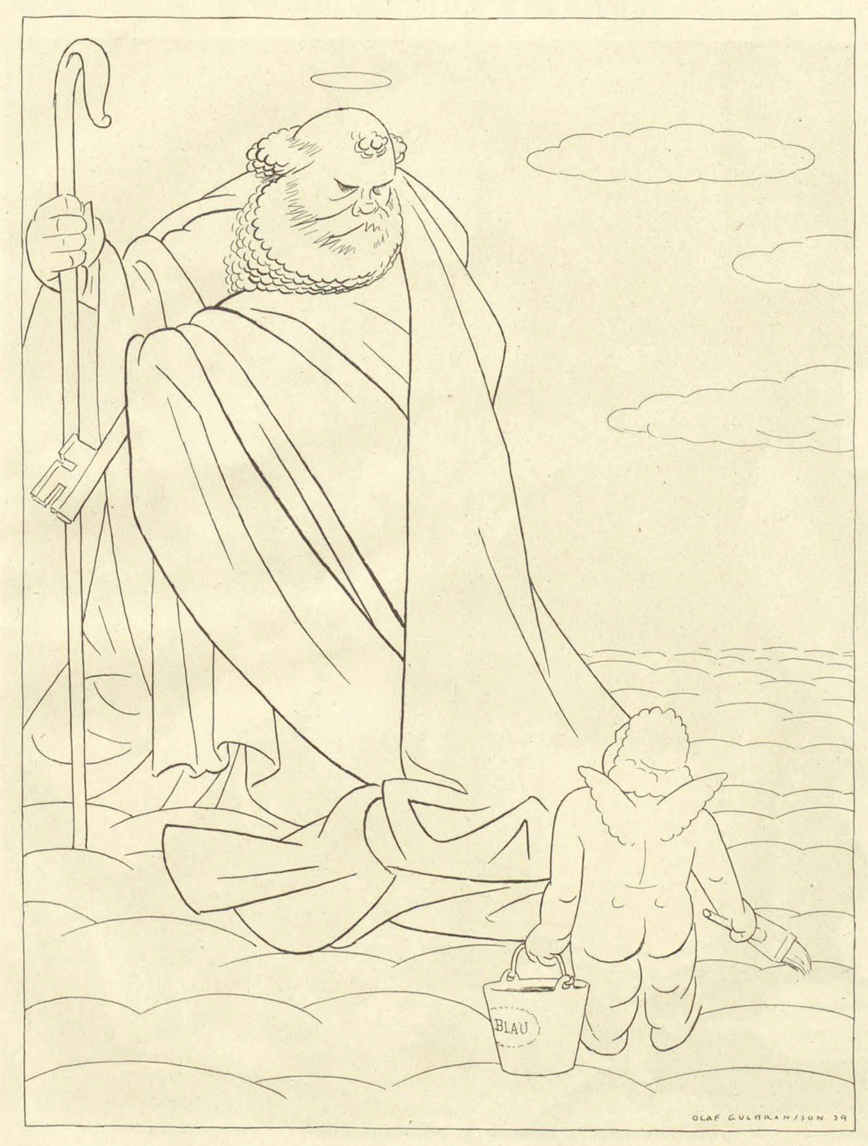
Ffffft! / Von Edmund Bickel

Früher war es schöner. Wenigstens sagte meine Großmutter so, die das schon von ihrer Großmutter her wußte. Darum ist es auch wahr. Oder will jemand behaupten, sie sei so veranlagt gewesen wie gewisse ausländische Rundfunksender? Na also. Früher ist man geritten oder man fuhr mit der Kutsche über Land. Das war schön. Dann erschien als neueste Errungenschaft der Verkehrstechnik die Dampftrambahn. Die war auch gut; denn sie erzeugte beim Fahren so starke Nebengeräusche, daß man sich in ihr nicht unterhalten konnte. Höchstens aktiven Feldwebeln oder Wachtmeistern gelang es unter besonders günstigen Umständen. Die ununterbrochen geläutete Warnungsglocke und die Dampfpfeife unterdrückten solche Versuche aber doch rasch wieder.
Leider hört man heutzutage jeden Ton in der Straßenbahn. Das ist kein unbedingter Vorteil. Rechte Hand am linken Griff, linke Hand am rechten Griff — oder soll es umgekehrt gemacht werden? — bestieg ich vorgestern reinlich und unauffällig bekleidet einen Straßenbahnwagen. Neben mir saß eine junge Dame. Sie sah blauen Blickes in eine weit entrückte Ferne. Greta Garbo wirkte gegen sie geradezu aufdringlich. So abweisend sah sie aus. Vermutlich sollte das ein Hut sein, was sie am Kopf hatte, und sie wollte nicht danach gefragt werden. Es muß doch etwas an dem Gerücht sein, daß solche Modelle von Irrenärzten entworfen werden. Daher auch immer wieder die Forderung: „Geht zum Fachmann!"
Die sonst durchaus nicht abscheuliche junge Dame neben mir sagte plötzlich mit der Nase: „Ffffffft!" Nach einer kleinen Pause wiederholte sie etwas nachdrücklicher: „Ffffffft!"
Erst glaubte ich, sie meinte das nur so allgemein. Als sie jedoch zum dritten Mal „Ffffffft!" machte, antwortete ich ihr zustimmend: „Ffffffft!"
Sie tat, als hörte sie mich nicht, wobei sie noch etwas abweisender aussah. Ein älterer Herr gegenüber mit weißer Krawatte und dazu passendem Schnurrbart, Handschuhen, Gamaschen sowie Knopflochnelke sah erst sie, dann mich aufmerksam an. — „Ffffffft!", sagte das Fräulein.
„Ffffffft!", erwiderte ich umgehend. Offenbar war sie über irgend etwas ärgerlich; denn der Abstand zwischen ihren einzelnen Lebensäußerungen wurde kürzer, so etwa wie bei einem in Unordnung geratenen Leuchtfeuer. Aber ich bemühte mich, mit ihr Schritt zu halten.
Der Herr drüben fixierte uns abwechselnd, wobei er sich anscheinend etwas dachte, da er seinen Schnurrbart wie ein witterndes Kaninchen auf und ab bewegte.
„Ffffffft!" — „Ffffffft!"
„Frechheit!", sagte der Herr so allgemein, sah aber mich dabei an.
„Ffffffft!", bestätigte die angebliche junge Dame.
„Ja, wirklich! Hat denn der Mensch kein Taschentuch?!"
„Ffffffft!", antwortete ich wahrheitsgemäß. „Doch, aber Sie haben scheinbar keines!"
Dann stieg ich aus. Hinter mir hörte ich den älteren Herrn: „Etwas Widerliches, so ein Mensch mit Stockschnupfen, gnädige Frau!"
„Wenn er mich nur nicht angesteckt hat", sagte das Fräulein und machte noch einmal „Ffffffft!"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Auswirkungen im Himmel

(O. Gulbransson)



„Herr Petrus, das Himmelsblau ist schon wieder zu Ende!" — „Ja, gibts denn dös aa, haben die in London wieder das Blaue vom Himmel 'runterg'logen!"

Photos vom Sommer

(K. Heiligenstaedt)



„ . . . die wohnten mit im selben Hotel, jungverheiratet, . . . und sahen nicht mal dof aus . . . !“

München, 3. Dezember 1939
44. Jahrgang / Nummer 48

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

DER LÖWE HAT FLÜGEL

OLAF GULBRANSSON 39



ABER DER ADLER KANN FLIEGEN

ONDULATION

(Fr. Bilek)



DAS SIGNALEMENT

Er stieg in das Bahnabteil ein, in dem ich heute morgen ins Büro fuhr. Sofort begrüßte er mich herzlich, streckte mir die Hände entgegen und wollte durchaus wissen, wie es mir ginge. Ich teilte ihm mit, daß es mir ausgezeichnet ginge. Er informierte mich daraufhin, daß es ihm auch soso ginge. Man wird zugeben, daß dieses Befinden noch nicht ein bestimmtes Kennzeichen für jemand ist, und so wußte ich noch immer nicht, wer er war. Ich kann nur sagen, er war ein durchaus sympathischer Mensch, behaftet mit großem Interesse für mich und allerlei Kenntnissen von meinem Leben. Wir plauderten, führten sozusagen das Bühnengespräch, wenn der Vorhang gerade aufgegangen ist und man noch nicht weiß, worum es sich handelt. Ich weiß nicht, ob Sie sich getrauen, jemand, mit dem Sie schon fünf Minuten gesprochen haben, zu fragen: „Menschenskind, wer sind Sie denn eigentlich?" Ich versuchte mich vorzutasten. Ich fragte ihn deshalb, wie es ihm mit der Arbeit ginge. Oh, mit der Arbeit stand es recht gut bei dem Manne, er hatte sogar, wie immer, recht viel Arbeit und natürlich auch Ärger. Ich dachte: Herr, das genügt nicht zu Ihrer Personalbestimmung und kann in einem Steckbrief nicht verwendet werden.

Gewiß, den Mann kannte ich, er konnte mein Flurnachbar gewesen sein, jemand, der mich im Büro besucht und dabei viel von seinem Seelenleben von sich gegeben hatte, oder auch ein Herr von der Steuer, dem ich viel von meinem Seelenleben und auch sonstiges unterbreitet hatte, oder ein Geschäftsinhaber, oder ein Schauspieldirektor, oder überhaupt ein Mann in leitender Stellung, oder auch vom Rundfunk. Schockschwerenot, ich kam nicht drauf, wer er war. Ich fragte ihn, wann wir uns das letztemal gesehen hätten. „Na, hören Sie," sprach er, „das war doch bei der komischen Sache!" Und schnell beeilte ich mich, auszurufen: „Aber natürlich, das war wirklich eine urkomische Sache." Nun fragte er ob ich noch öfter dahin käme. Ich machte eine sehr viel und sehr wenig sagende Handbewegung und sagte: „Gelegentlich mal."

Er fand das sehr merkwürdig, während ich es mit den Zeitumständen und Indispositionen zu erklären versuchte. Endlich glaubte ich, ein rettendes Seil in der Hand zu haben, als er mich fragte, ob ich noch immer die Absicht habe, ihn zu besuchen. Man kann sich denken, daß ich ihm versicherte, diese Absicht stünde bombenfest bei mir. Meine Hoffnung, jetzt festen Grund unter die Füße zu bekommen, sank aber sofort wieder, als er mich fragte, für was ich mich besonders interessiere. Sie werden verstehen, daß ich ihm mitteilte, ich interessiere mich eigentlich für das Ganze. „Nun gut, dann rufen Sie mich doch in den nächsten Tagen an." — „Unter welcher Nummer?" jubelte ich, aber der Hinterhältige sagte: „Die vergessen Sie doch, ich stehe ja im Telefonbuch."

Nun kann mir vielleicht irgendeiner mitteilen, mit welchem freundlichen Herrn ich mich verabredet habe, um „das Ganze" bei ihm zu besichtigen. Er ist unauffällig angezogen, er hat ein unauffälliges Gesicht und raucht Zigaretten. Wenn ich ihn nur nicht wiedersehe, dann geht die Sache von neuem los, denn jetzt gibt's kein Zurück mehr. Foitzick

Ewig-Weibliches an der Schreibmaschine

Von Alfred Haußner

Jeder hat im Leben schon einmal mit einer Sekretärin zu tun gehabt. Entweder er hat selbst eine (es handelt sich hier um eine dünne Schicht von Protektionskindern des Schicksals) oder er ist einmal von einer solchen mit feurigem Schwert aus dem Vorzimmer ihres Chefs vertrieben worden. Es gibt Menschen, die beides erlebt haben und auf der Stufenleiter des Glücks und des Zufalls so hoch geklettert sind, daß sie selbst schließlich Chef waren. Über sie zu reden, erübrigt sich.

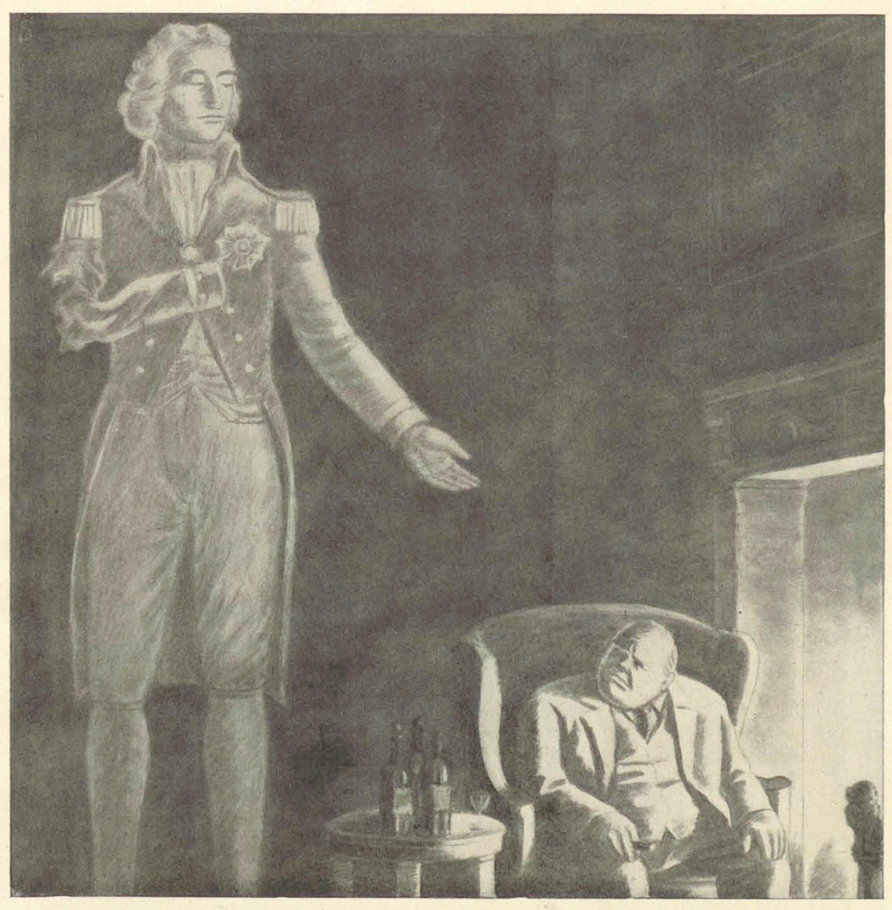
Es ist erstaunlich, daß es so viele Sekretärinnen und so wenig Sekretäre gibt. Sekretäre haben im allgemeinen nur englische Minister. (Diese Art von Sekretären wird dann selbst meist Minister.) Im übrigen sind Sekretäre aus Holz, tote, aufklappbare Möbelstücke, die jeglichen Seelenlebens entbehren und es sich gefallen lassen müssen, im Dienste der Sprache allmählich durch Schreibtische ersetzt zu werden. Sekretärinnen aber sind (wer wagte daran zu zweifeln?) aus Fleisch und Blut. Sie sind keine Möbelstücke, auch nicht einfach weibliche Angestellte, sondern Tempeldienerinnen in sehr modernem Gewande.

Wenn jemand einmal ein tiefgründiges wissenschaftliches Werk über „Die Sekretärin im Wandel der Zeiten" schreiben sollte, so wird er gewiß nach Einteilungsgründen suchen. Die Gruppierung nach den Gesichtspunkten schön und häßlich, alt und jung ist so plausibel, daß sie unwissenschaftlich wirkt. Außerdem setzt sie einen nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgerichteten allgemein verbindlichen Geschmack voraus, den es bekanntlich noch nicht gibt.

Hingegen würde ich folgende Einteilungsvorschläge machen: A. 1. Die Unaufmerksame. Sie macht Fehler im Diktat, über die man abwechselnd lachen und weinen muß. 2. Die Aufmerksame. Sie macht wenig oder gar keine Fehler und ist, soweit feststellbar, eher selten als häufig zu finden. 3. Die Denkende. Sie bessert die vom Diktierenden verursachten Fehler aus, verbessert seinen Stil, indem sie allzu hohe Gedankenflüge auf ein lesbares Maß zurückführt, und weiß immer genau die Worte, die ihm nicht einfallen. Auch schreibt sie die Fremdwörter, die er falsch diktiert hat, ohne hörbaren Widerspruch richtig. Alles in allem umfaßt Punkt 3 eine Art gütiger Feen, die das freundliche Geschick unter uns Irdischen wandeln läßt. Ein zweiter Einteilungsvorschlag: B. 1. Mit starkem Selbstbewußtsein. Der Radiergummi ist in der Schublade verborgen. 2. Mit schwächerem Selbstbewußtsein. Der Radiergummi hängt an einem munteren Schnürchen an der Maschine und sieht aus, wie der Rettungsanker eines gestrandeten Schiffes. Eher geht das bekannte Kamel durch das Nadelöhr als sich eine gute

Nelson bei Churchill

(Erich Schilling)



„Ja, alter Bursche, wenn ich bei Trafalgar auch nur mit Lügen geschossen hätte, dann wäre mein Sieg ebenso groß gewesen wie deine Seesiege heute!"

Sekretärin von etwa vorhandenen beruflichen Mängeln ihres Chefs überzeugen läßt. Tatsächlich sind ja solche Versuche nicht nur aussichts- sondern auch sinnlos. Denn es ist geradezu eine Lebensbedingung für die Sekretärin, an ihren Chef zu glauben. Ist nicht sein Werk auch ihr Werk? Gehen nicht durch ihre Hände die unzähligen Briefe, vermittelt sie nicht die Ferngespräche? Kennt sie nicht Geschäftsfreunde wie -feinde genau? Für die hundertfältige und so undankbare Arbeit kann nur die tröstliche Überzeugung von ihrer Wichtigkeit und Richtigkeit ein ausreichendes Gegengewicht bilden. Ein Schimmer aus der großen Gloriole der Erfolge muß auch auf sie fallen. Es wäre töricht, an solchen Grundfesten zu rütteln. Es ist viel nützlicher, sich selbst, wenn man etwas erreichen will, in geeignetes Licht zu setzen. Denn wenn du etwas willst, wirst du zunächst gebeten, im Vorzimmer Platz zu nehmen. Der Engel mit dem symbolischen Schwerte verschwindet und verkündet drinnen mit seiner behutsam auf halblaut eingestellten Stimme, Herr Sowieso wäre da, er wollte dies oder jenes. Der Chef aber fragt dann, so du ein Unbekannter bist: „Wie sieht er aus?" Wehe, wenn jetzt der Engel sich deiner zerknitterten Hosen erinnert! Dann rümpft er nämlich das Näschen und sagt: „Es ist durchaus möglich, daß er etwas versteht, aber..." Dieses Aber mit den im Tonfall nachzitternden drei Punkten hat über dein Schicksal bereits entschieden. Du bist erledigt. Du kannst nach Hause gehen und über die bittere Ungerechtigkeit nachdenken, die auch so große Könner wie dich zuweilen trifft.

Deshalb hilft hier nur eines, wenn man in das Zimmer des Gewaltigen vordringen will: Man schmücke sich mit dem leuchtendsten Kragen, mit dem blühendsten Schlips, man lege Hosen wie Gesicht in vorteilhafteste Falten, man lächle nett, aber nicht so dreist, als ob man schon flirten wollte. (Eine Vermengung privater Gesichtspunkte mit rein geschäftlichen kann leicht übelgenommen werden, da sie von wenig seriöser Haltung zeugt.) Hat man das alles beherzigt, wird dem Engel das feurige Schwert entsinken. Die Tür wird sich auftun. Und du wirst sie als Sieger durchschreiten.

Nach dem Münchner Attentat

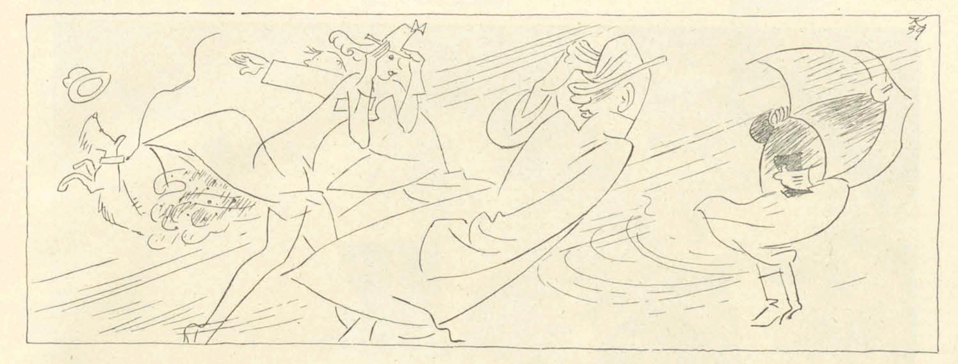
(E. Thöny)



„Damned, die neunhunderttausend Mark hätte sich unsereins auch verdienen können!“

Herbststürme

(R. Kriesch)



ABENTEUER MIT OLGA

Von Massimo Bontempelli

Niemals in meinem Leben darf ich wieder in die Stadt zurückkehren. Es ist eine weise Vorsicht von mir, wenn ich sie nur mit diesen geheimnisvollen Zeichen erwähne. Ich möchte, daß die Tatsache, die ich jetzt erzählen will, für immer aller Welt unbekannt bleibt, weil ich mich ihrer zu sehr schäme. Darum gebe ich ihr Form und Gestalt in einer Novelle — auf diese Weise nimmt sie das Gesicht einer Erfindung an, und niemand wird glauben, daß sie je mehr gewesen ist. So schaffe ich mir das vollkommenste Alibi in einem Abenteuer, in dem ich der wenig ehrenhafte Hauptdarsteller gewesen bin.

In der Stadt gibt es eine Terrasse, eine Art Aussichtspunkt, auf deren einen Seite sich ein Café befindet. Es war im Sommer, an einem schönen Spätnachmittag. Auf den Tischchen standen rote Lämpchen, grüne Lämpchen, die mit ihrem Licht gegen die letzten rosenfarbenen Strahlen der untergehenden Sonne kämpften.

Als ich an diesem Aussichtsplatz angekommen war, setzte ich mich an eines der Tischchen und wartete geduldig auf den Kellner, der nicht kam. Ich zündete eine Zigarette an und schaute mich um. Da sah ich — zwei Tischchen entfernt von mir — eine Frau oder ein Mädchen, ein weibliches Wesen voller Anmut jedenfalls.

Das erste, was ich an ihr bemerkte, war die Länge ihrer Augenwimpern, eine Eigentümlichkeit, die beim Manne auf eine unbesiegbare Neigung zum Lügen schließen läßt, und bei der Frau ein Zeichen großer Sanftheit und Anlage zum Selbstmord durch Ertränken ist. Zweitens sah ich, daß sie in der Hand eine Zigarette hielt, die noch nicht angezündet war. Drittens, daß sie mich von Zeit zu Zeit anblickte.

Wenn mich eine Frau, die ich nicht kenne, anblickt, verstehe ich zunächst nicht, warum sie mich anblickte. So auch hier. Ich studierte das Gefühl, das wohl in ihrem Blick liegen mochte, und fand, daß sie mich mit Neid anblickte. Ich fragte mich, um was eine Frau im allgemeinen und diese jetzt im besonderen mich wohl beneiden könnte. Plötzlich verstand ich. Die Frau oder das junge Mädchen mit den langen Wimpern und voller Liebreiz beneidete mich um meine Streichhölzer. Sie konnte ihre Zigarette nicht anzünden, und der Kellner kam nicht.

Ich fühlte mich erröten, wie man angesichts heftiger Entschlüsse errötet. Und dann stürzte ich mit einem brennenden Streichholze auf sie zu, so heftig, wie wenn ich einen Brand löschen wollte. „Ich danke Ihnen", sagte sie mit einer Stimme und einer Aussprache — so seltsam und so wunderbar, daß ich — ohne zu überlegen — fragte: „Woher sind Sie, gnädiges Fräulein?"

„Oh", erwiderte die Schöne sofort mit einem göttlichen kummervollen Ausdruck, „wieviel Geduld muß ich mit meiner Herkunft haben! Alle Menschen, sobald sie mich sehen, fragen: ‚Woher sind Sie, gnädiges Fräulein?' Alle anderen Leute werden nicht sofort so gefragt. Und gerade für mich ist es so schwer zu antworten. Ich muß dann immer eine sehr lange Geschichte erzählen. Ach, wenn ich doch wie mancher andere einfach sagen könnte: Ich bin aus Paris — und alles ist in Ordnung, oder: ich bin aus Wien — fertig! Ich hingegen . . ."

„Ich verstehe, Sie sind hier und dort geboren."

„Erlauben Sie", protestierte sie, „ich bin nicht hier und dort geboren, ich bin durchaus und vollständig an einem einzigen Orte geboren, und dieser ist eine Stadt auf der Krim. Aber sobald ich gesagt habe: ich bin von der Krim, beginnt irgend jemand in der Krimsprache zu reden und fragt dann: Haben Sie dieses, und haben Sie jenes gesehen? Und dabei weiß ich nichts; denn ich bin als ganz kleines Kind fortgekommen. Weil mein Vater in Indien geboren ist, ganz, ganz unten, und meine Mutter im Gegenteil in einer Gegend Norwegens, ganz, ganz oben; aber sie hat fast immer in Italien gewohnt früher, meine Mutter nämlich, aber nicht ich; denn ich habe mit meiner Mutter fortwährend die Länder gewechselt — so lange sie lebte, und aus diesen Gründen spreche ich nur einigermaßen gut ein schlechtes Italienisch, wie meine Mutter."

„Das ist sehr klar", sagte ich, „und ich danke Ihnen. Und nun wird es gut sein, wenn Sie sich ein wenig ausruhen."

„Ich bin nicht müde, aber ich kann mich ausruhen, wenn es Ihnen Vergnügen macht; und wenn Sie sich ausruhen wollen, können Sie sich hier neben mich setzen. Aber ich möchte wissen, in welcher Stadt wir uns jetzt befinden."

„In welcher Stadt?" fragte ich verblüfft.

„Ja — ich und mein Freund reisten vor einigen Tagen aus Konstantinopel ab. Unterwegs schlafe ich immer oder esse oder schaue aus dem Fenster, höre auf den Stationen die verschiedensten Sprachen, aber ich habe nicht aufgepaßt, als mein Freund die Fahrkarten löste. Und dann habe ich vergessen, die Tage und Nächte zu zählen, um so mehr, als mein Freund auf Reisen immer sehr unterhaltend ist: und dann bin ich so schläfrig gewesen heute morgen, als wir auf dem Bahnhof ankamen, daß ich auf nichts achtete, und dann haben wir bis vor kurzem geschlafen, und dann macht es meinem Freund Vergnügen, mir nicht zu sagen, wo wir uns befinden. Und jetzt ist er gegangen, um seine Verwandten zu besuchen, und er sagte mir, ich könne mit einer der Taxi nach Hause fahren, die hier nebenan auf dem Platz stehen, und daß er vor zehn Uhr abends nicht heimkehre; und also erlaube ich Ihnen, mein Herr, daß Sie mich zum Abendbrot einladen, und dann können wir bis zehn Uhr weiterreden."

Ein feindliches Verhängnis hat mich unfähig zum Lügen gemacht. Also hatte ich nicht den genialen Einfall, ihr zu sagen, daß ich schon verabredet wäre, sondern ich verneigte mich mit grenzenloser aber heuchlerischer Höflichkeit. Worauf sie gut gelaunt einen Kellner rief, der diesmal auch sofort zur Stelle war. Die letzten müden Sonnenstrahlen waren verlöscht, und hier und da blinkte schon ein grüner Stern am rötlichen Himmel. — Das lebhafte Vorgefecht von Vorspeisen aller Formen und Farben bremste für einige Minuten den Redefluß der schönen Krimanerin. Sie versuchte wohl, zwischen dem einen und dem anderen Bissen von Tunfisch oder Sardinen zu reden, aber diese wohlschmeckenden Hindernisse erlaubten ihr nur kurze Ausrufe, was ihr sichtlich leid tat. Um sich zu erleichtern, ließ sie in ihrer reizenden Kehle große Schlucke bernsteinfarbenen Weines verschwinden. Die vielfarbigen Vorspeisen waren bereits durchstöbert und fast vertilgt, als das Mädchen, dem vielleicht plötzlich seine Heimat ins Gedächtnis kam, von einem heftigen Wunsch nach Kaviar befallen wurde, nach vielem Kaviar, nach erstklassigem Kaviar: ein Wunsch, der sowohl mich als auch den Kellner sofort willfährig fand. (Jetzt geschah es plötzlich, daß mir einfiel, daß ich von Hause fortgegangen war mit hundert Lire in der Tasche, die für diesen Tag meine Barschaft bildeten.) Das Mahl nahm seinen Fortgang unter den Sternen, die sich von Minute zu Minute vermehrten. Kurz darauf, nachdem das rosige Fleisch eines Hummers ebenfalls in ihrem geheimnisvollen, weichen Rachen ver-

Camera obscura

Von Ratatöskr

Mensch in deiner Dunkelkammer,
die dich jede Nacht umfängt
und wie eine Eisenklammer
dir den Horizont beengt:

laß dich selber nicht verschatten,
stoße ab, was lax und mies,
und *entwickle* deine Platten
in dem nächtlichen Verlies.

Was bei Tag du lau-verschwommen
aufnahmst für des Hirns Archiv,
klar soll's nun zum Vorschein kommen,
scharf und eiskalt-objektiv.

Kolleginnen

(R. Kriesch)



„Du, da kommt Lotte, unser Star, mit einem schicken Kavalier in den Zuschauerraum!"
„Laß sie doch, Erni, sie wird halt mal sehen wollen, wie gut getanzt wird!"

schwunden war, befahl sie, daß auf den bernsteinfarbenen Wein ein roter folgte: sie wußte mit großer Sachkenntnis und feinem Geschmack auszuwählen. (In diesem Moment erinnerte ich mich, daß ich die Hälfte jener hundert Lire meinem Buchhändler als Anzahlung gegeben hatte und mit einem leuchtenden Fünfziglireschein aus dem Laden gegangen war.) Auch ich fand den Rotwein wundervoll; nichtsdestoweniger bekümmerten mich die Bestellungen, die sie später machte: nach einer vorzüglichen Poularde und einer Nachspeise von Ananas und Bananen — einige Liköre einer starken, fremdländischen Sorte. (Und jenen Fünfziglireschein hatte ich dann im Tabakladen gewechselt; ich hatte einige Briefmarken, zwei Päckchen Zigaretten und Streichhölzer gekauft. Beim Hinausgehen hatte ich mir eine Taxi genommen.) Nach dem letzten Schluck Kaffee konnte sie dann die Unterhaltung mit mir wieder aufnehmen: „Es hat mir sehr viel Freude gemacht, lieber Herr Paul." „Aber entschuldigen Sie", widersprach ich, „ich heiße nicht Paul, ich heiße ..." „Macht nichts, ich nenne alle meine lieben Freunde, die mich zum Essen einladen, Paul; denn es ist zu schwer für mich, so viele Namen zu behalten. Und wenn ich heute abend Sie, lieber Paul, nicht getroffen hätte, würde ich mich sehr gelangweilt haben; denn hier ist niemand weit und breit. Mein Freund hat mir gesagt, daß dieses Café ein sehr besuchter Ort wäre, aber das ist nicht wahr. Ich liebe die besuchten Orte."
„Aber dies ist ein sehr besuchter Ort."
„Wie? — Hier ist doch beinahe niemand!"
„Eben, gerade jetzt ist es große Mode, an die nicht besuchten Orte zu gehen. Alle meiden sie. Jetzt ist Einsamkeit Mode. Alle laufen an die einsamen Orte; sie sind immer überfüllt."
„Das sind aber alle, die hier sind."
Und sie zeigte vorsichtig hinter meinen Rücken nach der uns gerade entgegengesetzten Ecke der Terrasse.
Ich drehte mich um und sah die beiden besetzten Tischchen, auf welche sie deutete; an dem einen saß ein Mann, den Hut in den Nacken geschoben, der heftig schrieb; am andern ein Pärchen, das verliebt flüsterte. „Ja", sagte ich, „das schuldige Liebespaar und ein Selbstmörder."
Sie erschrak. „Ein Selbstmörder?"
„Sicherlich. Dieser bereitet sich auf den Selbstmord vor. Sehen Sie es nicht? Er ist dabei, seinen letzten Willen aufzuschreiben, Grüße usw., usw. ..." „Dann muß man auf ihn aufpassen, ihn festhalten, wenn er fortgehen will."
„Nein, nein", beruhigte ich sie, „er kommt immer hierher und benimmt sich stets in der gleichen Weise. Er wird vom Lokal bezahlt und dient dazu, diesem eine gewisse Note zu geben. Ebenso wie das Liebespaar", und ich wies auf das Pärchen am anderen Tisch — „in diesem Augenblick sind sie zerstreut, aber wenn sie merken, daß wir sie beobachten ..."
Und ich begann zu husten, dann klopfte ich ein wenig mit dem Weinglas gegen einen Teller, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. In der Tat, sie, die bis zu diesem Augenblick sich nicht angesehen hatten und eine sehr gelangweilte Miene zur Schau trugen, schüttelten sich, und als sie sich beobachtet fühlten, begannen sie sofort wieder, sich schmachtend in die Augen zu blicken und verliebt zu flüstern.
Meine schöne Nachbarin klatschte begeistert in die Hände. „Aber es ist wirklich nötig, den

Namen einer so interessanten Stadt zu wissen."
„Bestehen Sie darauf? Ich würde glücklich sein, nicht zu wissen, wo ich mich befinde."
„Nein, nein", widersprach sie. „Nicht wissen macht niemals glücklich. Dinge, die wir nicht wissen, machen uns immer unglücklich. Wenn man sie erfährt, wird man glücklich."
Ich forderte sie heraus. „Beweisen Sie das!"
„Ich kann es nicht beweisen. Aber man sieht es immer. Einer weiß z. B. nicht, wer eine andere Person ist, dann sagt er zu einem Freunde: ‚Stelle mir diese da vor!' und der sagt: ‚Diese da ist das Fräulein Olga.' Und er sagt: ‚Ich bin überglücklich.' Glücklich ist er, weil er jetzt weiß, daß ich das Fräulein Olga bin."
Olgas Logik entzückte mich. (Es war mir in diesem Moment gelungen auszurechnen, daß ich acht Lire und achtzig Cent in der Tasche hatte.) Der Kellner vollendete indessen sein Werk, indem er meiner Gefährtin eine Schachtel bester Zigaretten überreichte. Ungezählte Sterne flimmerten jetzt unruhig über meinem Kopf.
Olga zündete sich eine Zigarette an und versenkte die Schachtel in das weite Täschchen, das neben ihr auf dem Tische lag und dem glänzenden Nachtmahl beigewohnt hatte.
Als sie das Täschchen öffnete, fand sie einen Brief. „Ach", sagte sie, „ich vergaß, diesen Brief einzustecken, der so wichtig und so eilig ist."
„Geben Sie ihn mir!" sagte ich. „Ich werde daran denken." — „Ach, Paul", antwortete sie, indem sie ihn mir zögernd überreichte, „kann ich auch sicher sein, daß Sie ihn einstecken werden? Morgen muß er ankommen."
„Sie können beruhigt sein. Geben Sie ihn mir nur, vielmehr", fügte ich hinzu, „ich werde ihn sofort einstecken — in einen Briefkasten, der hier gleich um die Ecke ist, ein vorzüglicher Briefkasten, einer der besten Briefkästen der Stadt." Ich sah nach der Uhr. „Er wird in zehn Minuten geleert. Ich komme gleich wieder zurück."
„Lieber Paul, kleben Sie auch eine Marke darauf, schenken Sie mir eine Briefmarke, da ich leider keinen Heller bei mir habe. Nicht wahr, mein Freund Paul wird mir eine kleine Briefmarke für diesen Brief hier schenken?"
„Aber selbstverständlich."
„Und dann kommen Sie schnell zurück, und Sie, Paul, und ich, Olga, können dann noch ein halbes Stündchen zusammen plaudern, weil es halb zehn ist, und dann Schluß. Also beeilen Sie sich, und stecken Sie den Brief gut ein in Ihren vorzüglichen Briefkasten, weil er von großer Wichtigkeit ist und bis morgen ankommen muß. Andernfalls ist er ganz unnötig. Also kommen Sie gleich wieder, Paul!" Ich ging los mit dem Brief.
Ich bog um die Ecke, dann beschleunigte ich die Schritte. An der nächsten Ecke sah ich mich vorsichtig um. Die Straße war dunkel und einsam. Die ungezählten Sterne am Himmel erröteten.
Nach zwanzig Schritten erreichte ich eine Hauptstraße und sprang auf eine fahrende Straßenbahn. Das Herz schlug mir wie einem jungen Mädchen am Tage der ersten Kommunion.
Diese Straßenbahn durchquerte die ganze Stadt und setzte mich vor meinem Hause ab. Ich eilte die Treppen hinauf, an die Wand gedrückt wie der Schatten einer Maus, trat in mein Zimmer und riegelte mich ein: Ich blieb dort vierundzwanzig Stunden eingeschlossen. Tags darauf ging ich in aller Morgenfrühe hinaus, wie eine Schlange aus dem Gestrüpp. Ich schlich zum nächsten Händler, um einige meiner Sachen zu verkaufen, verstaute das übrige in einem Koffer, und dann — immer zitternd davor, entdeckt zu werden — erreichte ich den Bahnhof, bestieg einen Zug, reiste ab. — Ich fuhr schon manche Stunde, als ich in meinen Taschen kramte und dort einen Brief fand — den Brief der Krimanerin mit den langen Augenwimpern und voller Liebreiz, den Brief von Olga, den Brief, der so wichtig und eilig war, daß er bestimmt bis morgen früh ankommen mußte, andernfalls war er ganz unnötig. Und nun habe ich ihn nicht mehr eingesteckt. Ich habe ihn zerrissen. Ich habe ihn fortgeworfen. Und das war schändlich vor mir, und ich schäme mich deshalb und werde es mir nie verzeihen.
(Aus dem Italienischen von Mathilde Drangosch)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

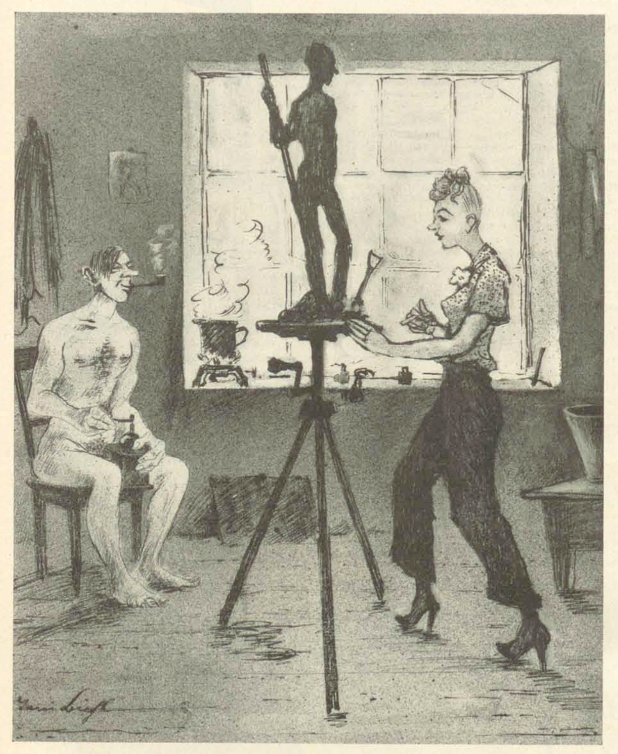

(O. Nückel)

In einer größeren schwedischen Stadt ist die Gattin eines Amtsrichters von einer Tochter entbunden worden. Ein zu dem Bekanntenkreis des richterlichen Ehepaares gehörender Offizier der dortigen Garnison schickt daraufhin seinen Burschen mit Blumen in die Wohnung der glücklichen Mutter und trägt ihm auf zu sagen, der Herr Hauptmann lasse sich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen. Welchen Auftrag dann der Bursche in folgender Weise ausführt: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Hauptmann und der Herr Hauptmann läßt sich wegen dem Befinden der gnädigen Frau entschuldigen."

In einer Kopenhagener Volksschulklasse erklärt der Lehrer während der Religionsstunde den Kindern das Jüngste Gericht und schildert das sehr drastisch und in allen Einzelheiten: „Der Donner rollt — Blitze zucken — die Erde öffnet sich — Flammen schlagen daraus, und die Häuser stürzen zusammen!" — Da fährt ein kleiner Bub, der mit weitaufgerissenen Augen zugehört hat, von seinem Platz auf und fragt mit erregter Stimme: „Da kriegen wir aber doch schulfrei, Herr Lehrer?"

Gespräch am Abend

(Toni Bichl)



„Warum Sie wegen dem bißchen Kunst Akt stehen müssen — wollen Sie wissen? Nun — um die Konstruktion Ihres Körpers zu studieren!" — „Sooo — und wia finden dann Sie, daß i konschtruiert bin — mei Anny is' z'frieden!"

WATSON UND LOLA

VON ARNOLD KROLL

Es sei hier die Geschichte wiedergegeben, wieso und warum der berühmte Forschungsreisende W. W. Watson, der durch seine kühnen Entdeckungsfahrten im Nördlichen Eismeer viel von sich reden gemacht hatte, sich plötzlich, im besten Mannesalter stehend, ins Privatleben auf seine Farm in Kalifornien zurückzog, um dort das einfache, unbeachtete Dasein eines Blumenzüchters zu führen. Voller Hoffnung und begründeter Zuversicht hatte er die Reise, die seine letzte werden sollte und die einen dicken Punkt in dem glorreichsten Abschnitt der modernen Polarforschung setzte, angetreten. Das Nördliche Eismeer war W. W. Watsons große Liebe — die einzig wahre, die er im Leben je gehegt. Und das Nördliche Eismeer seinerseits war ihm offensichtlich nicht minder treu ergeben und zugetan. Ständig lag es, so oft er kam, an seinem Platz und harrte ungeduldig seiner. Wenn W. W. Watson die zivilisierte Welt hinter sich entschwinden sah und er das endlose und stille arktische Reich betrat, dann verspürte er jedesmal ein Gefühl des Befreitseins. Im Grunde verachtete er die Menschen und fühlte sich ihnen wenig verbunden. Es erschien ihm viel natürlicher, einen Eisbären bei der Faust zu packen und sie ihm herzlich zu schütteln, als einem Mitmenschen mit Wohlwollen oder Sympathie zu begegnen. W. W. Watson liebte über alles das eisige Schweigen und die Trostlosigkeit, die über der arktischen Landschaft liegen, und als sein Schiff in jenem Winter im Eis festzufrieren begann, da dankte er Gott, daß es ihm vergönnt war, in Abgeschiedenheit und fern der menschlichen Gesellschaft zu leben.

Das Schiff lag irgendwo nördlich der Kola-Halbinsel. Etliche Wochen flossen in tatenloser Ruhe dahin, und W. W. Watson fühlte sich wahrhaft glücklich. Aber dann setzte das Verhängnis ein. Der große Polarforscher stand eines Abends gegen die Reling gelehnt und schaute verträumt auf die vom Mond beschienene Landschaft hinaus, wo gewaltige Eisblöcke und Eisberge sich malerisch auftürmten und ein phantastisches Panorama bildeten, als die feierliche Stille plötzlich zerstört wurde. Es hörte sich an, als erklinge Musik. W. W. Watson schreckte unwillkürlich zusammen, als sei er von einem Insekt gestochen worden. Sein erster Gedanke war, daß vielleicht einer von der Mannschaft ein Rundfunkgerät mit an Bord genommen hatte und sich nun bemühte, mit der Außenwelt in Verbindung zu kommen. Aber das war falsch gedacht; denn die Musik kam nicht vom Schiff, sondern sie drang aus der Ferne des ewigen Eises herüber.

Die Töne klangen schrill und schneidend durch die Luft, sie waren eine Pein für das Ohr. W. W. Watson war empört über eine solche Ruhestörung. Was hatte sie zu bedeuten? Wollte ihm vielleicht jemand einen Schabernack spielen? Er griff nach dem Gewehr und begab sich unverzüglich und voller Mordgedanken in der Richtung, woher die Klänge kamen, auf den Weg. Nach ein paar Minuten vergeblichen Suchens bestieg er sodann einen großen Eisfelsen, um besser Ausschau halten zu können.

Der Anblick, der sich ihm nun plötzlich bot, war von einer solchen Art, daß es ihm niemals mehr recht glückte, den Schock zu überwinden, den er dabei erlitt. Zeit seines Lebens verfolgte er ihn Nacht für Nacht in seinen Träumen.

Ein gutes Stück von ihm entfernt, stand in einer tiefen Kluft — ein Eisbär und drehte einen Leierkasten. Er spielte inmitten der arktischen Nacht vor Mond und Sternen, Gott und W. W. Watson. Der große Forschungsreisende mußte sich setzen. Das hier überstieg seinen Verstand. Nach einer Weile brach das Spiel plötzlich ab, der Bär nahm den Leierkasten und lud ihn auf den Rücken. Sodann trabte er gemächlich von dannen und überließ seinen Zuhörer sich allein und seinen grüblerischen Gedanken.

Vieles hatte W. W. Watson schon in der Welt erlebt, nichts aber, was sich mit diesem leierkastenspielenden Bären messen konnte. Aber da ihm hier in der Eiswildnis ja keine Zeitungen zugänglich waren, am allerwenigsten norwegische, konnte er auch nicht wissen, daß vor einem halben Jahr in Narvik eine Eisbärin aus einem Wanderzirkus ausgebrochen war. Lola, die dressiert worden war, das Publikum durch Leierkastenspiel zu unterhalten, war eines Tages offenbar von Heimweh geplagt worden. Sie hatte sich eigenmächtig aus ihrem Käfig befreit und außerdem das ihr liebgewordene Instrument mitgenommen.

W. W. Watson erlebte einen furchtbaren Winter. Lola, die gewohnt war, allabendlich vor einem dankbaren Publikum aufzutreten, hatte begonnen, sich in ihrer alten Heimat zu langweilen, und schien den Besuch der Watsonschen Expedition sehr zu schätzen. Jedenfalls drehte sie aus Dankbarkeit, so oft sich nur Gelegenheit dazu bot, ihren Leierkasten. Manchmal stundenlang und ohne Unterbrechung. Nur eins war bedauerlich, daß ihr Dresseur es versäumt hatte, ihr auch beizubringen, wie die Walze umzustellen war, damit man auch einmal eine andere Melodie spielen konnte.

Selten ist wohl der Walzer aus der ‚Lustigen Witwe' mit einer solchen Glut und dazu so dicht am Nordpol gespielt worden. W. W. Watson war verzweifelt. Er setzte alles daran, um der musikalischen Bärin den Garaus zu machen. Er setzte eine hohe Belohnung auf den Kopf der nichtsahnenden Lola aus und entsandte Patrouille auf Patrouille. Doch schützend hielten höhere Mächte die Hand über sie, und Dunkelheit und die unzulängliche Beschaffenheit der Natur taten ein übriges. Es war nun einmal bestimmt, daß die Bärin zu Nutz und Frommen der Musik im hohen Norden nicht sterben sollte. Oder war vielleicht W. W. Watson der einzige, der Lola töten wollte? Die anderen schätzten vielleicht ihre Bemühungen, ihnen das traurige Leben in jener ungastlichen Erdengegend zu erleichtern, und hüteten sich davor, ihr etwas zuleide zu tun.

Doch als es dann Frühling wurde und das Eis zerbarst, da kehrte der geplagte Polarforscher schleunigst in die Zivilisation zurück. In Neuyork angelangt, erklärte er den Vertretern der Presse, daß er die Absicht habe, sich für immer zurückzuziehen. Und auf ihre neugierigen Fragen: wieso und warum, erwiderte er, ein alter Rheumatismus zwinge ihn dazu.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)

Churchill verteilt Deutschland

(Wilhelm Schulz)



„Nun, liebe Kinder, welches Stück soll ich für jeden von euch abschneiden?"

NUR EIN WORT . . .

Von Zsolt Harsanyi

Indem sie sich auf unsere gute alte Bekanntschaft berief, erschien Frau Baboczi in meiner Wohnung. Diese gute alte Bekanntschaft leitet sich von der Tatsache her, daß die Inhaberin des Ladens, wo ich meine Zigaretten kaufe, dick mit Frau Baboczi befreundet ist. Frau Baboczi sitzt den halben Tag im Laden ihrer Freundin und eines Tages war es so weit, daß mich bei meinem Eintritt dortselbst nicht nur die Inhaberin, sondern auch Frau Baboczi begrüßte.

Frau Baboczi erschien also bei mir. Wir unterhielten uns zuerst des langen und breiten über verschiedenes an den Haaren Herbeigezogene, dann entschuldigte ich meinen Zeitmangel mit Überbeschäftigung und zuletzt erfuhr ich endlich nach längerem Hin und Her, ihre Nichte sei Schauspielerin und gegenwärtig ohne Engagement. Sie meinte, es koste mich doch nur ein Wort, um sie beim Theater unterzubringen.

Wenn ich diese Redewendung höre, dann sehe ich rot vor den Augen. „Warum glauben Sie, Gnädigste, daß es mich nur ein Wort kostet? Glauben Sie wirklich, daß man in den heutigen Zeiten nur ein Wort zu sagen braucht, damit ein Vertrag zustande kommt? Sind Sie sich auch darüber im klaren, was es heißt, eine feste Anstellung zu bekommen?" Über Frau Baboczis Gesicht huscht ein Lächeln. „Ich weiß nur so viel, daß meine Nichte engagiert wird, wenn Sie es wollen."

Ich hingegen versuche ihr klarzumachen, daß sie sich irrt. Und nun spiegelt ihr Gesicht den Ausdruck ihrer Überzeugung wider, ich sei ein harter, herzloser und selbstischer Mensch, der etwas mit einem Wort erledigen könnte, jedoch aus reiner Böswilligkeit dieses Wort nicht ausspricht. Dann flimmern Tränen in ihren Augen, ein heftiges Schluchzen wird daraus, und ich sitze nun wie auf Kohlen da, denn ich habe inzwischen eine wichtige Besprechung verpaßt und außerdem warten zwei dringende Telefongespräche auf mich.

„Also, Frau Baboczi, ich will Sie nicht enttäuschen: ich spreche mit dem Theaterdirektor. Das Ergebnis aber kenne ich im voraus: Ein Bühnenengagement zu bekommen ist heutzutage fast unmöglich." — „Wenn Sie wollen, ist der Vertrag perfekt. Ich weiß, daß es Sie nur ein Wort kostet."

Endlich geht Frau Baboczi. Ihre langatmigen Dankes- und Abschiedsworte nehmen noch zehn Minuten in Anspruch. Zwei Tage später treffe ich den Theaterdirektor und sage zu ihm: „Alter Freund, ich hätte eine große Bitte . . ."

„Gütiger Himmel, du willst mir doch kein neues Mitglied empfehlen?"

„Doch. Eben das will ich. Ich weiß, daß es dir unangenehm ist, doch tue es mir zuliebe. Vorausgesetzt, daß die junge Dame entsprechendes Talent hat. Auf alle Fälle bitte ich dich, ihr Gelegenheit zu geben, sich vorzustellen."

Mein Freund, der Theaterdirektor, runzelt krampfhaft die Stirne. „Gegenwärtig bin ich sehr beschäftigt und würde es keinem anderen zuliebe tun; die Dame soll also an einem Wochentag zwischen eins und zwei kommen. Aber nur auf deine Fürsprache hin. Übrigens gut, daß wir uns treffen: hast du dir die Sache mit der Übersetzung inzwischen überlegt? Leider kann ich diesmal nur ein kleines Honorar bezahlen, doch bin ich sicher, daß das Stück einen großen Erfolg haben wird, und am Ende wirst du sicher nicht draufzahlen. Also? Du tust mir einen großen Gefallen, wenn du die Arbeit übernimmst. Vergiß aber nicht, es ist sehr eilig."

Was kann ich auf eine derartige Bitte erwidern, wo ich doch eben eine Gefälligkeit von ihm verlange? Mit einem Gesicht, als ob ich in einen sauren Apfel gebissen hätte, bitte ich ihn, mir das Manuskript nur zu senden. Das Stück ist schlecht und wird bestimmt durchfallen. Es paßt mir gar nicht, daß mein Name bei einem derartigen Mißerfolg als Aushängeschild dienen soll, ganz abgesehen von dem erbärmlichen Honorar. Außerdem arbeite ich eben an einem großen Roman, den ich ungern beiseitelege, um eine

Schulp und Sepia

Von Dirks Paulun

Der Tintenfisch hat kein Gehäuse
und keine weiche Wirbelsäule.
Er ist ein Überliterat,
weil er ein steifes Rückgrat hat.
(Er trägt's als Schulp in seiner Haut,
den der Kanari gern verdaut.)

Der Tintenfisch schwimmt fromm und still,
er braucht nicht Tintenfaß noch Füll.
Er ist ein Überliterat,
weil er die Tinte in sich hat.

Wo andre sich verdrücken,
braucht er nicht auszurücken,
sich saftig auszudrücken,
wird ihm vorzüglich glücken.

Kommt ihm ein Raubfisch in die Näh' —
er sepiat in die offne See
und setzt mit dieser Finte
den Gegner in die Tinte.

Er lebt als schwimmendes Idyll
ganz ohne Tintenfaß und Füll,
ohn' Rückgrat und ohn' Schneckenhaus . . .
Wer's in sich hat, ist fein heraus!

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Schearer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

andere Arbeit anzufangen. Aber jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Am nächsten Tag ruft mich mein Theaterdirektor an: „Was ist mit dem Mädchen, das du mir empfohlen hast? Sie war noch nicht da. Hast du sie nicht verständigt? Gut, dann wird sie sich schon melden. Halt, warte noch einen Augenblick. Wann hast du mit dieser Bestie gesprochen? Nein, nicht mit dem Mädchen. Ich meine die große Künstlerin... Den Namen will ich am Telefon nicht nennen." — „Warum?"

„Sie will nicht die Hauptrolle übernehmen. Ohne sie aber ist das Stück ein Versager. Es liegt auch in deinem Interesse. Ruf sie doch an und sprich mit ihr. Sie will ja das Stück nicht einmal lesen."

Gut, ich rufe also die Künstlerin an. Kann sie aber nicht überreden, überzeugt wie ich selbst vom Fiasko des Stückes bin. Mit gutem Gewissen kann ich sie höchstens so weit bringen, daß sie das Stück liest.

„Gut, mein Lieber. Ihnen zuliebe lese ich also das Stück. Ich wollte Sie sowieso auch um etwas bitten. Dieser Rechtsanwalt Gajdor, den Sie so gut kennen, macht mir wegen einer Schneiderrechnung Schwierigkeiten und hat meine zwei Pelze pfänden lassen. Bringen Sie ihn doch zur Vernunft."

Ich rufe also, um der Künstlerin einen Gefallen zu tun, den Rechtsanwalt Gajdor an — den ich, nebenbei bemerkt, nur flüchtig kenne. Er weicht aus und läßt sich bitten, bis er endlich nachgibt: „Werden sehen, was sich machen läßt. Übrigens freue ich mich sehr über die Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen. Schon längst wollte ich Sie bitten, den Roman meines Sohnes zu lesen. Er ist zwar erst fünfzehn Jahre alt, aber sehr talentiert. Er hat einen großen Roman geschrieben. Ich schicke Ihnen ein Exemplar hinüber, Ihre Ansicht darüber hoffe ich in einer Woche zu hören. Vielen Dank — auf Wiedersehen!"

Ohne mich auf Einzelheiten einzulassen: Ich muß nun meine eigene Arbeit liegen lassen, um ein schlechtes Theaterstück zu übersetzen und das noch dazu umsonst, denn mein Direktor wird bald daraufkommen, daß dieses Stück schlecht und unaufführbar ist. Weiterhin bin ich nun verpflichtet, den Roman eines Gymnasiasten zu lesen, von dem ich im voraus weiß, daß mir dabei dauernd die Haare zu Berge stehen werden. Hierauf wird der Rechtsanwalt tödlich beleidigt sein, weil ich von dem Geistesprodukt seines Sohnes nicht begeistert bin. Er wird die Primadonna erbarmungslos zur Zwangsvollstreckung treiben, von mir aber wird er im stillen sagen, ich sei ein Esel, der nichts von jungen Talenten wissen will. Die Primadonna wird toben, weil ich zwar eine Gefälligkeit von ihr verlange, auf der anderen Seite aber eine Kleinigkeit beim Rechtsanwalt nicht durchzusetzen verstehe. Dabei glaubt sie, ich pfeife entweder auf sie, oder aber sei schon so tief gesunken, daß ich nicht einmal einen kleinen Anwalt zu etwas überreden kann.

Heute kam Frau Baboczi noch einmal: „Also der Direktor ist unmöglich. Er bot meiner Nichte nicht einmal einen Stuhl zum Platznehmen an, und dabei ist sie doch aus bestem Hause. Ihr seliger Vater war Leutnant der Reserve. Meine Nichte hat ihm aber tüchtig die Meinung gesagt!" — „So, aus dem Engagement ist also nichts geworden?"

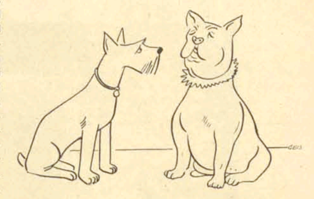
„Nein, nichts." Frau Baboczi zögert, das zu sagen, was ihr am Herzen liegt. Endlich jedoch platzt sie heraus in einem Ton, der mir ihre ganze Mißachtung und Enttäuschung über meine Unfähigkeit verkünden soll: „Es ist nichts daraus geworden. Dabei habe ich geglaubt, es koste Sie nur ein Wort. Ich habe mich eben geirrt."

Sie grüßt kühl und verschwindet. Ich aber fahre mit einem tiefen Seufzer mit der Übersetzung des Bühnenstücks fort.

(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil)

Unter Freundinnen

(Geis)



„Ist der ‚ihre' auch eingezogen?" — „Na klar — glauben Sie, ich lasse mich mit einem unter 40 cm Schulterhöhe ein?"

BEZUGSSCHEINE

Es gibt noch viel zu wenig Bezugsscheine. Warum nur für materielle Dinge? Man müßte auch Karten für ideelle Güter einführen! Beispielsweise Bezugsscheine für Küsse (mit Reisemarken), Bezugsscheine für ein gutes Wort in der Ehe und für Krach im Haus. „Das geht nicht", meinte Katherina. Ihr Mann schaute verwundert: „Warum nicht?" „Dann wärst du immer schon am ersten Tage mit den Krachkarten für die ganze Woche fertig."

GUTER RAT

Graf Bobby fuhr über Land. Er kam an einem Feld vorüber. Ein Bauer bestellte seinen Acker. — „Ach, guter Mann, was säen Sie denn da?" — „Weizen." Bobby schüttelte mißbilligend den Kopf: „Welch Unverstand! Mehl haben wir mehr als genug — Kaffee sollten Sie anbauen!"

Am Scheideweg

(K. Heiligenstaedt)



„Ich freue mich so aufs Ausgehen, Erich!“ — „Du siehst heute so reizend aus, daß es eigentlich schade ist, auszugeh'n!“

München, 9. Dezember 1939
44. Jahrgang / Nummer 49

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Mars staunt

(Erich Schilling)



„Was — du Scheusal bist der britische Kriegsgott?"

Im Eisstadion

(R. Kriesch)



„Wie wärs, Herr Klachinger, ich bräuchte einen Partner für den Eiswalzer?"
„Na, na, Fräul'n Elli, beim Sport bin i bärig, net graziös!"

ZAHNHEILKUNDE

Ich glaube mich nicht zu irren, die Zahnärzte waren früher gefährlicher. Ich wenigstens habe mich in meiner Jugend vor den Zahnärzten mehr gefürchtet als vor den Polizisten, von denen ich doch immer annahm, daß sie einen Buben, der den Ball über die Einfriedung einer Grünanlage schmiß, auf der Stelle dingfest machen bis hinrichten könnten. Aber die Zahnärzte waren noch angsterregender. Inzwischen habe ich manche Berührung wenigstens mit Letzteren gehabt, und ich muß sagen, sie sind gezähmter geworden. Ich kann es allen Leuten mitteilen, die sich zwar nicht vor dem Granatenhagel, aber vor ihrem Zahnarzt fürchten, daß sie falsch unterrichtet sind. Allerdings muß ich betonen, daß noch immer ein bißchen Furcht mir im Blute steckt, wenn ich in so einem Wartezimmer sitze und ein gleichgültiges Gesicht mache, wie die andern auch.
Oh, welche feierliche Stille herrscht in so einem Wartezimmer. Hier ist der wahre Frieden zu Hause, und man sieht es den Leuten nicht an, daß sie im Geheimen darauf lauern, daß die Reihenfolge gewahrt wird: vier Personen waren schon da, die Dame mit der Handtasche, die sie immer wieder öffnet, der Herr mit der Zeitung, der hier sogar den Leitartikel liest, dann das Fräulein, das außer Zahnschmerzen über durchaus beachtenswerte Beine verfügt und schließlich der Mann, der so tut, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, sich im Wartezimmer eines Zahnarztes aufzuhalten. Aber dann komme ich.
Das Gehör schärft sich in so einem Wartezimmer. Ich glaube, jeder spitzt die Ohren, ob nicht doch ein schmerzerzeugter Laut durch die gepolsterte Tür hindurchdringt. Aber noch nie habe ich so einen gehört. Ich sagte schon, die Zahnärzte sind gebändigt worden, und nur noch in den Zeichnungen von Wilhelm Busch und seinen Zeitgenossen lebt der Patient fort, der auf einem Bein hüpft und sich dabei schmerzverzerrt die Backe hält, während der Zahnarzt triumphierend die Zange schwingt. Um diese Sensation ist unsere Zeit ärmer geworden. Bedauern Sie das etwa?
Und doch dringen Geräusche von nebenan in das Wartezimmer. Wenn jemand die gepolsterte Tür durchschritten hat, wird erst laut gesprochen, aber bald verstummt das Gespräch und nun klingt nur noch das eigentliche Zahnarztgeräusch herüber, das entsteht, wenn etwas Metallenes auf eine Glasplatte gelegt wird. Ich könnte dieses Geräusch aus tausend anderen heraushören.
Aber da geht die Tür auf, ich bin dran. Wir machen die vorgeschriebene laute Konversation, ich lehne mich im Sessel zurück und zwinge mich zu denken, daß der Zahnarztbohrer genau dasselbe Gefühl erzeugt, wie leicht säuerlicher, spritziger Mosel. Ich bin ein Freund von säuerlichem, spritzigem Mosel.

Foitzick

Der Bogenschütze

Von Ratatöskr

Fürs erste, Freund, such' dir ein Ziel,
nicht zu verfehlen.
Bekanntlich gibt es ihrer viel.
Da heißt's denn: wählen.

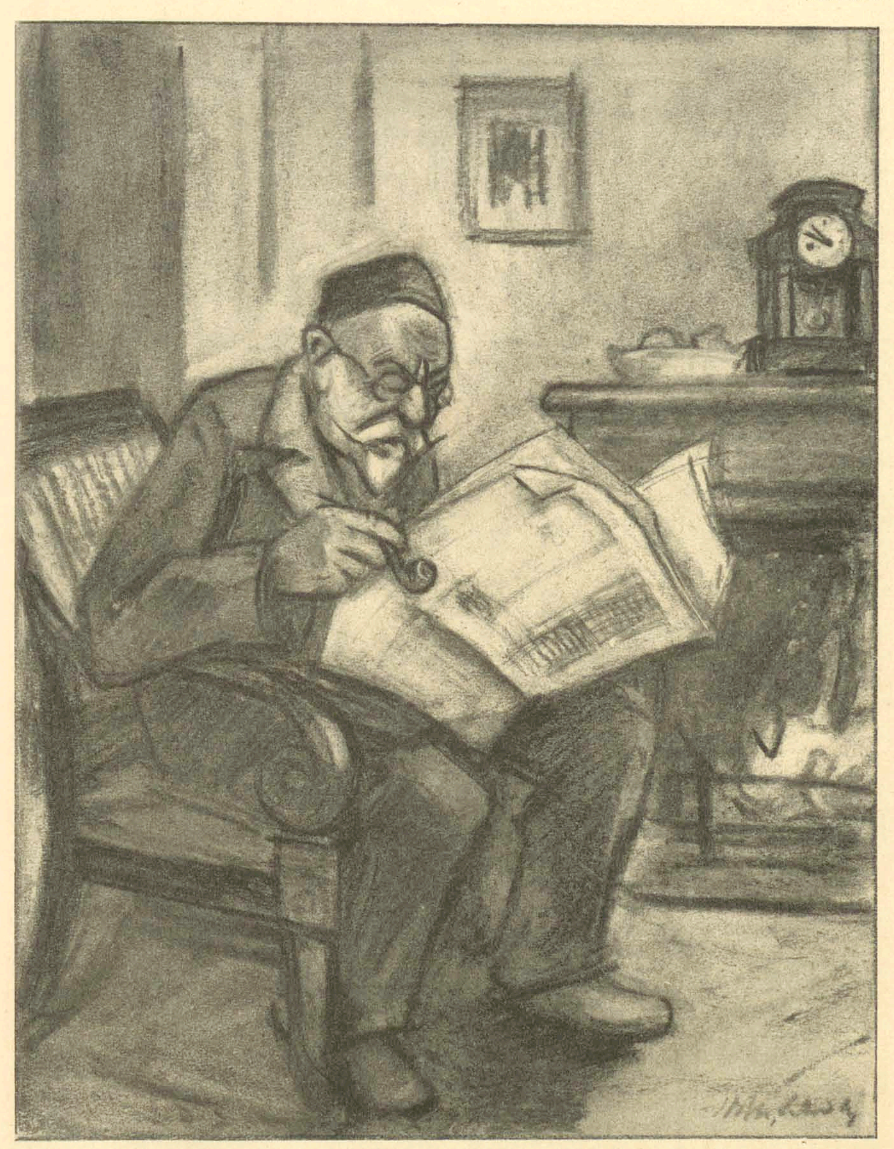
Und fandest du's und hast du's klar
bei dir erwogen,
dann nimm den rechten Zeitpunkt wahr
und spann den Bogen.

Leg' auf die Sehne deinen Pfeil.
Nichts soll dich irren . . .
So ziel' doch, ziel', kotz Dunnerkeil,
und laß' ihn schwirren!

— Herrje, der Schuß ging nebenan.
Die Spötter kläffen.
Mit Zielen, scheint's, ist's nicht getan,
— man muß auch treffen.

Französische Zensurlücken

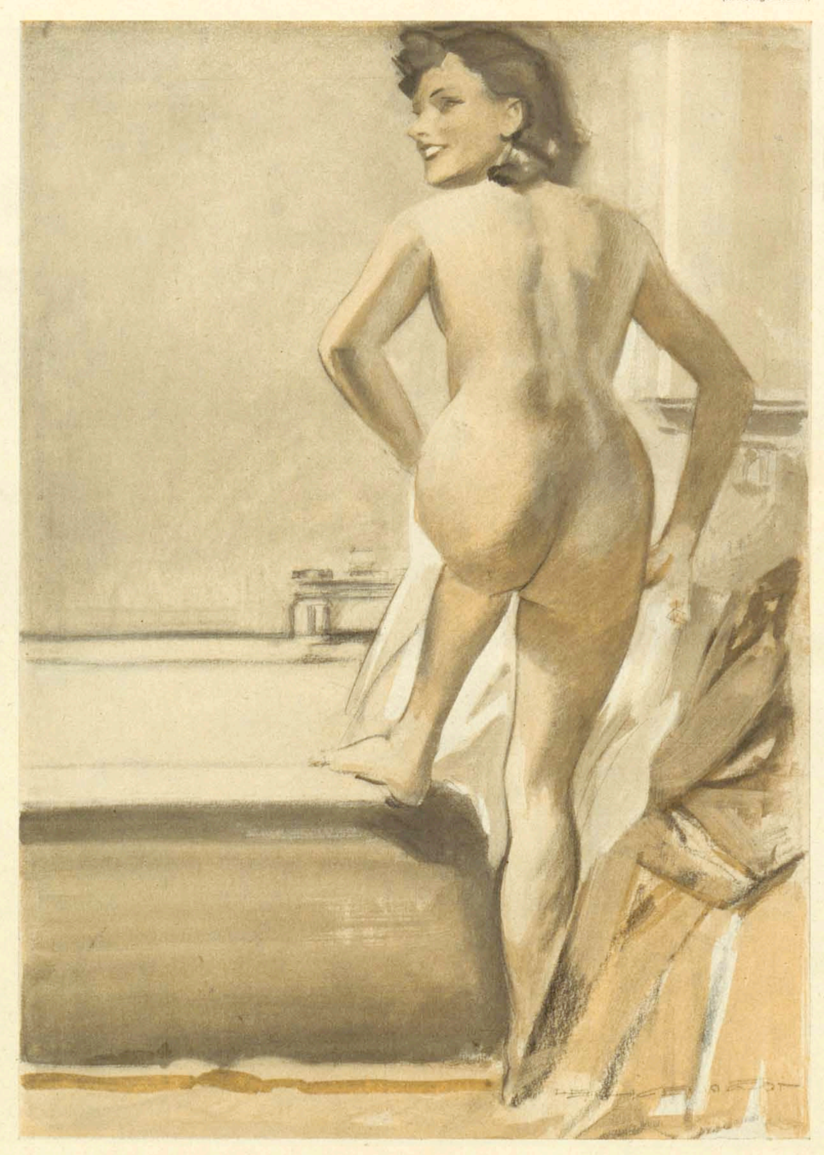
(Wilhelm Schulz)



„Mon Dieu, meine Augen werden immer schlechter, ich sehe fast gar nichts mehr!“

Unwahrscheinlich

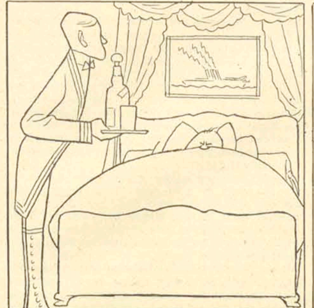
(K. Heiligenstaedt)



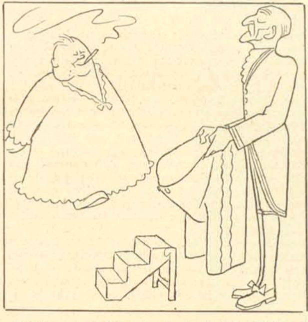
„Mein Gott, ich habe ja vergessen, abzublenden
. . . hoffentlich zeigt mich der Nachbar nicht an!“

Ein Tag aus dem Leben Winston Churchills

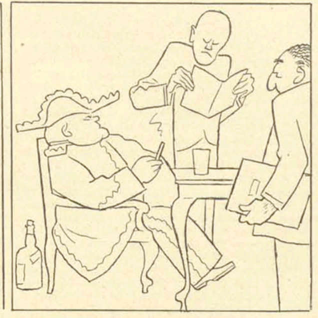
(Karl Arnold)



Noch vor dem Morgenwhisky frägt W. C.: „Sind diese Germans endlich besiegt?" — „Leider noch nicht, Mr. Churchill."



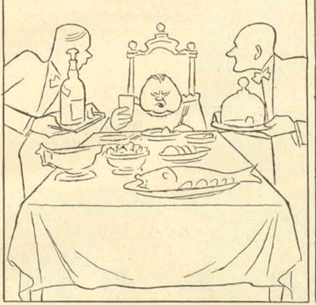
„Werden wir gleich haben", denkt sich W. C. und begibt sich mit seiner Morgenzigarre in seine Admiralshose und damit zum Admiralstabsgebäude.



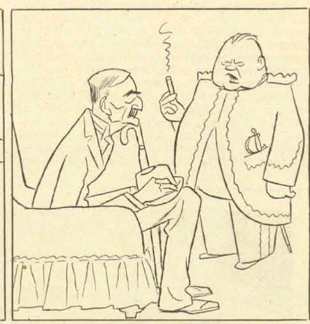
Dort gibt W. C. den Befehl, daß heute wieder zwei deutsche Kreuzer versenkt wurden. „Die Namen sind aus der deutschen Schiffsliste sofort auszustreichen, damit wir diese Schiffe nicht aus Versehen zweimal versenken."



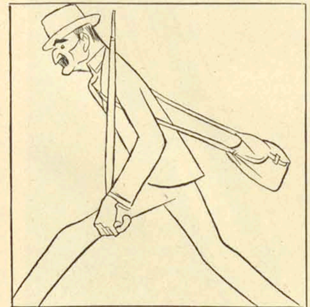
„Ist sonst noch was zu erledigen?", frägt W. C. auf dem Wege zum Lunch. — „Ja, eine polnische Deputation möchte vorsprechen!" — „Polen? Wir haben Wichtigeres zu tun, wir müssen eine Staatsform bekämpfen!"



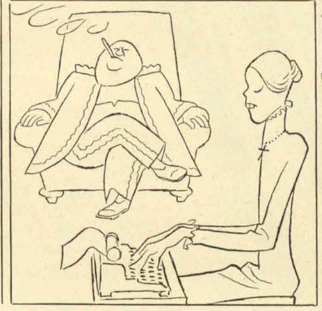
„Ist das ein Lunch? Alle Fische schmecken nach U-Boot-Öl!" Aus Wut trinkt W. C. zwei Flaschen Whisky ohne Soda, denn als tapferer Admiral ist er kein Freund des Wassers.



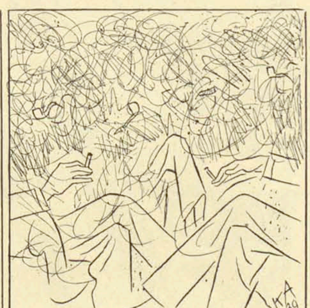
Danach läßt er sich Mr. Chamberlain kommen, mit dem er sehr unzufrieden ist. „Wir müssen allen Völkern und Ländern alles versprechen, was sie sich wünschen, die Wortbrüche sind dann Sache eines späteren Ministeriums."



So geht Chamberlain, Churchills junger Mann, hin und verspricht tapfer allen alles.



Vor dem Dinner diktiert W. C. noch schnell einen Reklameartikel für eine USA.-Zeitung, Honorar 20 000 Dollar, Titel: „Zivilisation in Gefahr! Humanität schreit nach Kriegsmaterial! Bezahlen in bar!"



Abends trifft sich W. C. mit Herren des Gesamtministeriums im Secret-Service-Klub. Undurchsichtiger Tabaksqualm läßt schwer erkennen, wer die gemeinsten Sabotage- und Attentatspläne vorschlägt, aber deutlich vernehmbar ist W. C.

GESCHICHTE VON DEM FEINEN FRÄULEIN

VON EDMUND BICKEL

„Wo sie es nur her hat?" Das fragte sich nicht nur der Vater, wenn er ausnahmsweise doch einmal eine billige, aber vorzügliche Zigarre rauchte, sondern auch die Leute im Hause. Er war zweiter Buchhalter oder zweiter Geiger oder sonst so etwas Zweites. Wir können uns schon denken, warum. Aber sie, die Elisabeth, sah wesentlich feiner aus als der Vater und die Mutter zusammen. Sie hätte leicht die Tochter von Leuten sein können, die ganz in einer anderen Gegend wohnen, ein ziemlich großes Auto haben und alles mögliche andere. Wenigstens tat sie so. Sonst tat sie aber auch gar nichts. Doch, sie ging den Eltern auf deren Nerven. Hatte der Vater wieder einmal nicht daran gedacht, seine Nägel ganz sauber zu machen, dann machte Elisabeth ein Gesicht, als hätte er etwas viel Schlimmeres getan. Ohne Kragen wagte er sich schon nicht mehr aus dem Schlafzimmer. Auch die arme Mutter wußte vielleicht ein Lied davon zu singen, wie man so sagt. Alle Augenblicke, mindestens jede Woche einmal mußte sie zum Friseur gehen, weil die feine Elisabeth es wünschte. Was das Geld kostete! Ließ sie einmal aus Versehen den Löffel in der Kaffeetasse stecken, dann sagte das feine Fräulein Tochter: „Stich dir nur ja kein Auge aus, liebe Mutti!" Aber mit einem solchen Ton, daß sie jedesmal am liebsten geweint hätte, würde sie es nur gewagt haben. Es war wirklich ganz schrecklich. Ja, ja, so ein feines Fräulein war diese Elisabeth. Und dabei waren ihre Eltern so redliche Leute. Sie bezahlten seit Jahren ihre Miete stets pünktlich, auch die Kohlen. Nur bei der Milchfrau kamen sie manchmal nicht ganz mit. Das sagte auch der Kohlenmann unten im Keller. Allerdings verehrte der das feine Fräulein, wenn auch nur von weitem. Die Mutter verstand das, aber der Vater schon gar nicht. Allein des Kragens wegen, den der Kohlenmann die ganze Woche lang nicht anhatte. Ganz sicher ließ er auch den Löffel im Kaffee stecken. Spät nachts kam das feine Fräulein oft nach Hause. Das ganze Treppenhaus roch danach. Am nächsten Morgen sah sie dann mehr oder minder zerknittert aus. „Man kann sich schon denken, warum", meinten die Leute, vielleicht mit Recht.

Aber keiner kam, der sie heiraten wollte. Vor lauter Kummer wurde sie darüber von Jahr zu Jahr noch feiner, lackierte sich die Nägel mit einer ganz teueren Farbe, trug nur noch kunstseidene Sachen, und sprach sogar mit den armen Eltern nur noch Hochdeutsch. Voll Kummer, wie das noch einmal enden würde, rang die Mutter die Hände, wann es eben ging, aber natürlich heimlich. „Wann wird sich solcher Frevel rächen?" fragte sie ihren Herrn Gemahl. Der aber wußte das nicht.

Irgendwann muß sich so etwas rächen. Und das tat es auch. Das heißt, die feine Elisabeth glaubte, der Baron, mit dem sie damals gerade ging, sei daran schuld. Darum nahm sie ihn gehörig unter Druck. Es half jedoch nichts, da er plötzlich in dringenden Angelegenheiten auf sein fernes Schloß verreisen mußte, der feine Baron. Nur gut, daß die Leute im Haus wenigstens nicht das alles wußten.

In ihrer Verzweiflung bestellte Elisabeth eigenhändig einen ganzen Zentner Kohlen, obwohl sie gar keine brauchte, und dazu zwei Bündel Holz. Und der Kohlenmann bestellte sie für acht Uhr an die Ecke. Bis dahin hatte er sich so fein gemacht, daß sie ihn kaum erkannte. In den Schultern war er doppelt so breit wie der abgereiste Baron. Das war Elisabeth sehr angenehm. Erst gingen sie ins Kino, und dann tranken sie zusammen Wein. Und der Kohlenmann war in ganz großer Form, wie man sich denken kann, freundlich, wie einer, der gesiegt hat.

Angeblich zeigte er ihr später seine Bilanz, als sie gar nicht so spät nach Hause gingen. Aber ob das wirklich so war, muß man doch dahingestellt sein lassen. Sicher ist, daß das feine Fräulein sich mit ihm bald verlobte. Allerdings soll es darüber die halbe Nacht geweint haben, aber nicht aus Freude.

Als sie dann mit ihm verheiratet war, da geschah es, daß sich nicht viel später etwas ereignete, was sie nicht für möglich gehalten hätte. Nun merkte sie, daß sie sich in dem fernen Baron noch einmal getäuscht hatte. Und in ihrem Kohlenmann in keiner Beziehung. Wer weiß, ob sie ihn geheiratet hätte, würde sie das geahnt haben. Er war ihr aber doch nicht gewachsen, da er zum Essen nun auch einen Kragen anziehen und den Löffel aus dem Kaffee nehmen mußte. Sonst nahm er es aber mit dem Baron in mancher Beziehung leicht auf. „Immer hatte ja Kunibold auch keinen Kragen an", dachte Elisabeth zu ihrem eigenen Trost, und überlegte, ob sie nicht doch lieber Frau Baronin geworden wäre, schon der Leute im Hause wegen. Die gönnten ihr teilweise nicht einmal den Kohlenmann. Schrecklich, was es für Menschen gibt.

Dabei war da wahrhaftig nichts mehr zu überlegen, weil der Baron längst verheiratet war. Da hatte sie sich dreimal in ihm getäuscht, eigentlich sogar viermal, wenn man es genau nimmt; denn in Wirklichkeit war er gar kein wirklicher Baron.

Abend an der Isar

Nebel schickt der Fluß herauf.
Wallend dreht sich das Gewölk
Und still empor.

Dunkel glühend schwelt das Rund
Des Monds wie Feuersbrunst,
Wie Rauch stößt er aus offnem Mund
Den roten Dunst.

Doch immer höher hebt er sich hinauf.
Bald überm Nebelziehen schwebt er leuchtend,
Das Blaugewölb der Nacht mit Silber
feuchtend.

Georg Britting

DIE ALTE AFFENKATZE

VON KNUT OVING

Diese Tragikomödie begann eines Mittwochnachmittags um 3 Uhr in Stockholm. Zu diesem Zeitpunkt wähnte sich die kleine Frau Lind als die glücklichste Frau ganz Schwedens. Sie vergötterte ihren Karl geradezu. Und noch drei Minuten nach 3 war sie der vollen Überzeugung, daß auch Karl sie in derselben Weise verehrte.

Frau Lind saß in der Küche und überlegte. In den nächsten Tagen gedachte sie, auch eine Woche zu ihrer Mutter zu reisen. Es würde ihr gewiß schwerfallen, solange von Karl getrennt zu sein, aber ebensogern wollte sie auch einmal ihre Mutter wieder sehen. Sie erhob sich mit einem Seufzer und ging ins Badezimmer hinüber.

Doch das hätte sie lieber nicht tun sollen. Denn dort erhielt ihr junges Glück — empfindsam, wie junges Glück nun einmal ist — die erste Schramme. Und zwar durch einen Brief, den sie unter der Badewanne fand. „Liebling! Ich lebe wie im siebenten Himmel und hoffe von Dir dasselbe. Die alte Affenkatze wird hoffentlich bald verreisen. Wie ich mich schon darauf freue, dann können wir uns ja öfters treffen. Es küßt Dich Dein Schnucki."

Frau Lind erstarrte, als sie gelesen hatte. Zuerst wurde ihr schwarz vor den Augen, dann sah sie rot. Wer hatte diesen Brief verloren? Er konnte sowohl für Karl als auch für Alma, die junge Hausgehilfin, bestimmt sein. Aber eins stand jedenfalls fest, daß mit der „alten Affenkatze" nur sie persönlich gemeint war.

Noch einmal las Frau Lind diesen Brief, und sie schäumte vor Wut und Empörung. Ihre ganz kleine Welt stürzte auf einmal über ihr zusammen. Dann war es also doch Wahrheit, alles, was sie in diesen modernen, so entsetzlich realistischen Romanen gelesen hatte. Alle Männer waren im Grunde einander gleich. Schon nach knapp dreimonatiger Ehe betrog Karl sie mit einer Göre, die kaum schreiben konnte. Und sie hatte gedacht, ihm heute seine Leib- und Magenspeise — Goldbutten — zu kochen. Pah, das fehlte bloß, der sollte jetzt seine Goldbutten sonstwo essen gehen.

Nachdem sie sich gehörig ausgeweint hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch und brachte rasch einen Brief für Karl zu Papier. „Du bist entlarvt, elender Schurke", begann sie. „Ich reise sofort zu Mama zurück, dann kannst Du Dich ja mit Deinem Schnucki treffen, soviel Du willst. Von mir wirst Du später durch einen Rechtsanwalt hören..." Und in diesem Stil ging es weiter. Was sie aber am meisten kränkte, war, daß das naseweise junge Ding, das Karl umgarnte, sie eine alte Affenkatze schimpfte.

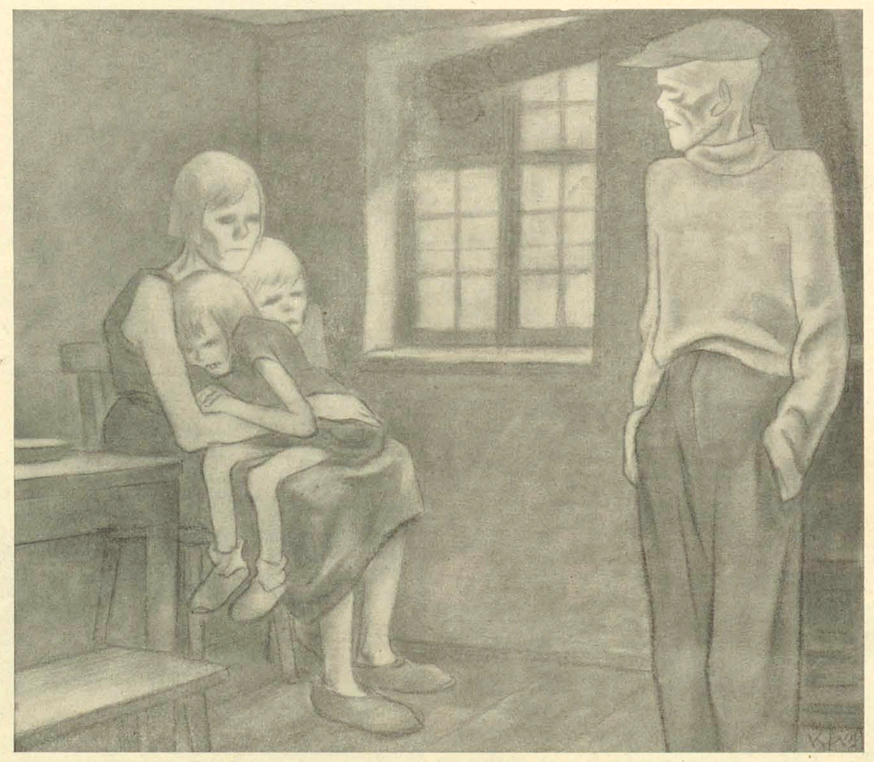
Sie hatte den temperamentvollen Brief gerade beendet, als es klopfte. Die Hausgehilfin, die schüchterne Alma, trat ein. „Ein Herr, der Monteur von gestern, der den Badeofen reparierte, wünscht die gnädige Frau zu sprechen." Gleich darauf betrat dieser das Zimmer. Er fingerte verlegen an seiner Mütze herum. „Verzeihen Sie die Störung, gnädige Frau! Aber ich glaube, ich habe gestern etwas im Badezimmer liegen lassen."

„Ich wüßte nicht. Was soll es denn gewesen sein?"

„Ein Stück Papier, einen Brief, den ich nirgends finden kann. Ich habe ihn offenbar mit dem Taschentuch herausgezogen." Da strahlte die Sonne in dem Herzen der kleinen Frau Lind. Aber gleichzeitig meldete sich das schlechte Gewissen, daß sie auch nur einen Augenblick an ihrem Karl

Aus einem Londoner Elendsviertel

(Karl Arnold)



„Kinder und Frauen hungern lassen, das können unsere edlen Lords — aber die Deutschen haben es besser, die können sich dagegen zur Wehr setzen."

hatte zweifeln können. Dennoch fühlte sie sich jetzt so übermäßig glücklich, daß sie dem Monteur hätte um den Hals fallen mögen. „War der Brief an jemand gerichtet, der ‚Liebling' heißt?" fragte sie lachend.

„Jawohl. Es war ein ganz persönlicher Brief, den ich ungern in fremden Händen wissen möchte. Die Sache ist die, meine Braut dient in einer Familie, und da die Herrschaft ihr nicht erlaubt, daß ich sie in der Wohnung besuche, sehen wir uns leider nur einmal in der Woche. Aber die Gnädige soll ja bald verreisen, und da..." „Ich verstehe", nickte Frau Lind gnädig, „das hier ist es wohl, wonach Sie suchen?"

Der Monteur atmete sichtlich erleichtert auf und steckte den zusammengefalteten Brief in die Tasche. „Vielen Dank auch, gnädige Frau!"

Frau Lind verabschiedete den Mann, so schnell sie nur konnte, um darauf einen wilden Freudentanz durch das Zimmer aufzuführen. Da fiel ihr der Brief ein, den sie soeben geschrieben hatte. Er mußte sofort vernichtet werden, damit Karl nichts davon erfuhr. Sie eilte in die Küche und hielt ihn über die Flammen des Herdes. Doch plötzlich riß sie das Papier zurück. Sie hielt einen falschen Brief, den nämlich, den sie vor einer halben Stunde unter der Badewanne hervorgeholt hatte, in der Hand. In ihrer Überschwenglichkeit hatte sie dem Monteur den Brief an Karl ausgehändigt, und nun lag ihr künftiges Glück vollkommen in den Händen dieses Mannes.

„Alma! Alma!" rief sie in ihrer höchsten Not verzweifelt. „Laufen Sie rasch dem Mann nach. Er soll sofort zurückkommen. Und dann, Alma, bringen Sie auch gleich zwei Pfund Goldbutten mit. Aber beeilen Sie sich!"

Frau Lind trat ans Fenster und blickte verzagt hinaus. Ohne Hut und Mantel sah sie Alma über die Straße laufen. Gott sei Dank, dort drüben stand er ja noch, der Monteur. Jetzt kam er herüber, während Alma ein paar Häuser weiter zum Fischhändler eilte. Frau Lind atmete befreit auf. Der Mann hatte gewiß noch keine Zeit gehabt, den schicksalsschweren Brief zu lesen. Sie ging zur Korridortüre und machte auf.

„Mir ist vorhin leider ein kleines Mißgeschick passiert", erklärte sie. „Ich gab Ihnen einen falschen Brief. Hier ist der Ihrige, darf ich nun um meinen bitten? Und nichts für ungut. Hier haben sie zehn Kronen, bereiten Sie Ihrer Braut eine Freude damit!"

Im selben Augenblick kehrte Alma mit den Fischen zurück. Frau Lind überließ es ihr, den Besucher hinauszubegleiten. Sie trat wieder ans Fenster, sie befand sich in einem Zustand zwischen Lachen und Weinen.

Ein paar Minuten lang starrte sie regungslos auf die Straße hinaus, als sie plötzlich von einem furchtbaren Verdacht ergriffen wurde. Sie hatte den Monteur nicht aus der Haustür heraustreten sehen. Wie merkwürdig! Und auf den Zehenspitzen schlich sie nun zur Korridortür hin und öffnete sie vorsichtig. Aus dem Hausflur drangen ein geheimnisvolles Geflüster und Gekicher und auf einmal das zarte Geräusch eines Kusses herauf. Und plötzlich ging der kleinen Frau Lind ein Licht auf.

„Na, warte, liebe Alma, von wegen der ‚alten Affenkatze'! Dir werde ich es schon beibringen, ein bißchen respektvoller von mir zu reden." Sie trat vor den Spiegel. „Ich und eine ‚alte Affenkatze'? Solch eine Kanaille! Aber ach, was schert mich das, habe ich doch wenigstens meinen Karl ganz für mich allein."

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)

Hoare Belisha in Frankreich

(E. Thöny)



„Was müssen diese Engländer für ein Selbstvertrauen haben, daß sie sich so einen Kriegsminister leisten können!“

BREMISCHE ANEKDOTEN

Von Karl Lerbs

Als der Bauer Timm Klatte in Kleinsehlte aufs Letzte lag und man schon glaubte, daß er auf die ewigen Kornfelder gepilgert sei, zeigte es sich, daß er im stillen noch einmal die unausgeglichenen Lebensrechnungen bedacht hatte. Er schlug die Augen auf und sagte zu seiner Frau: „Aleid, vergiß nich, daß wir von Küsel noch hundert Mark zu kriegen haben."

„Och, Timm", schluchzte sie, „was büst du doch für'n treusorgenden bedenksamen Mann!"

Nach fünf Minuten öffnete Timm abermals die Augen und sagte: „— un daß Bollendenk noch dreißig Mark von uns kricht."

„Och du mein liebe Zeit", bluchterte Aleid, „nu phantasiert er all wieder!"

Als der Küper Hinrich Appel und der Gelbgießer Carsten Castens vor der Wirtschaft von Kohlmeyer eine Meinungsabweichung mit Fäusten und Gerätschaften klargemacht und einander dabei etlichen Sachschaden zugefügt hatten, nahm der Richter es mit der Klärung der Schuldfrage sehr genau. Es ergab sich, daß der Zimmermann Jan Rüskampf der einzige zuverlässige Zeuge war, und der Richter quetschte ihn aus, bis von Jan kaum noch etwas übrig war.

„Wie weit", fragte der Richter schließlich, „standen Sie von den beiden entfernt, als sie sich prügelten?" „Vier Meter un siebenzwanzigenhalben Zentimeter", war die prompte Antwort.

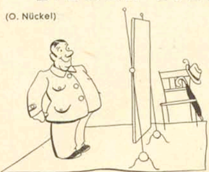
„Wie können Sie denn das so genau wissen?", staunte der Richter.

„Das hab ich mit'n Zollstock ausgemessen", versetzte Jan Rueskamp. „Ich hab mich dscha gleich gedacht, daß mir da noch mal so'n alten Quakbüdel nach fragen täte."

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der Herr B., ein gutbeleibter und wohlgestellter Wirt aus der näheren Umgebung Münchens, hat sich vor kurzem bei seinem Bürgermeisteramt einen Bezugschein ausstellen lassen und ist damit nach München gefahren. Da sucht er sich in einem Laden eine pfundige Lederjoppe aus. Und wie's zum Zahlen kommt, legt er seinen Bezugschein hin. Ja, den brauche er doch gar nicht, sagt die Verkäuferin, die Joppe sei doch bezugscheinfrei. „Waas", sagt da der Herr B., „— na brauch i a koa Lederjoppn!"

Fräulein G. ist Kampagnechemikerin in einer schlesischen Zuckerfabrik. Müde von der Nachtschicht sitzt sie eines Mittags an ihrem Tisch, angetan mit einem echt türkischen, allseitig reichbestickten Morgenrock, als die Putzfrau, ein altes Faktotum, hereinkommt. „Och, Frl. G. — wos han Se do an?" wundert sie sich. Es wird ihr erläutert. „Aber dar iß schien!" staunt sie, „Stehn se mal uff!" Frl. G. läßt sich von allen Seiten bewundern. „Wissense", meint die Alte schließlich prüfend und sachverständig, „vurne iß er ja oo ganz schien, aber de schinnsta Bliemla hon Se doch uffn Aorsche!"

Den Schülerinnen einer vierten Mädchenschulklasse wird von der Lehrerin zwecks Anfertigung eines Aufsatzes eine Geschichte erzählt von einem kinderlosen Ehepaar und der endlichen Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches in Gestalt eines Sprößlings, nachdem der Mann eine Wallfahrt unternommen hatte.
Nach Ablieferung der Aufsätze zeigt sich, daß die zehnjährige Tochter meines Freundes unter anderem Folgendes geschrieben hat: Die Eheleute waren sehr unglücklich, weil sie kein Kind bekommen konnten. Da ging der Mann auf die Wanderschaft. Nach vielen Jahren kommt er wieder und was sieht er da? Die ganze Stube ist voll Kinder. Da dankte er Gott und lebte mit seiner Frau glücklich und zufrieden.

In einer jütländischen Gemeinde befindet sich ein Pfarrer und ein Schmied, die diametrale Gegensätze sind. Der Geistliche ist von einer geradezu peinlichen Pedanterie und im Ausdruck von äußerster Korrektheit, der Schmied hingegen ungemein großzügig, unbekümmert und drastisch. Wird in der Gemeinde ein Kind geboren, soll das innerhalb vierundzwanzig Stunden dem Pfarrer gemeldet werden, doch da der Schmied mit diesem Ereignis schon das siebte oder achte Mal gesegnet wurde, dauerte es eine ganze Woche, bevor er sich dazu bequemte, den neuen Erdenbürger dem Herrn Pfarrer zu melden. Dieses ärgerte den Hirten der Gemeinde, weil ihm dadurch sein genauestens geführtes Register in Unordnung gebracht wurde. „Ja, jetzt ist es zu spät!" zischte er. „Wo soll ich denn das hinschreiben?! Sagen Sie, bitte, wo soll ich das hinschreiben?!" In der Zwischenzeit waren nämlich soundso viele andere Kinder geboren worden, vor denen jetzt der zu spät Gemeldete noch untergebracht werden sollte. Doch der Schmied war um einen Rat nicht verlegen. „Jawohl", meinte er, „der darf hier auf Erden nicht herumlaufen, wenn er nicht irgendwo eingeschrieben ist. Na, da ist es wohl am besten, ich geh heim und schlag ihn tot!"

Jndien



„Non-Cooperation“

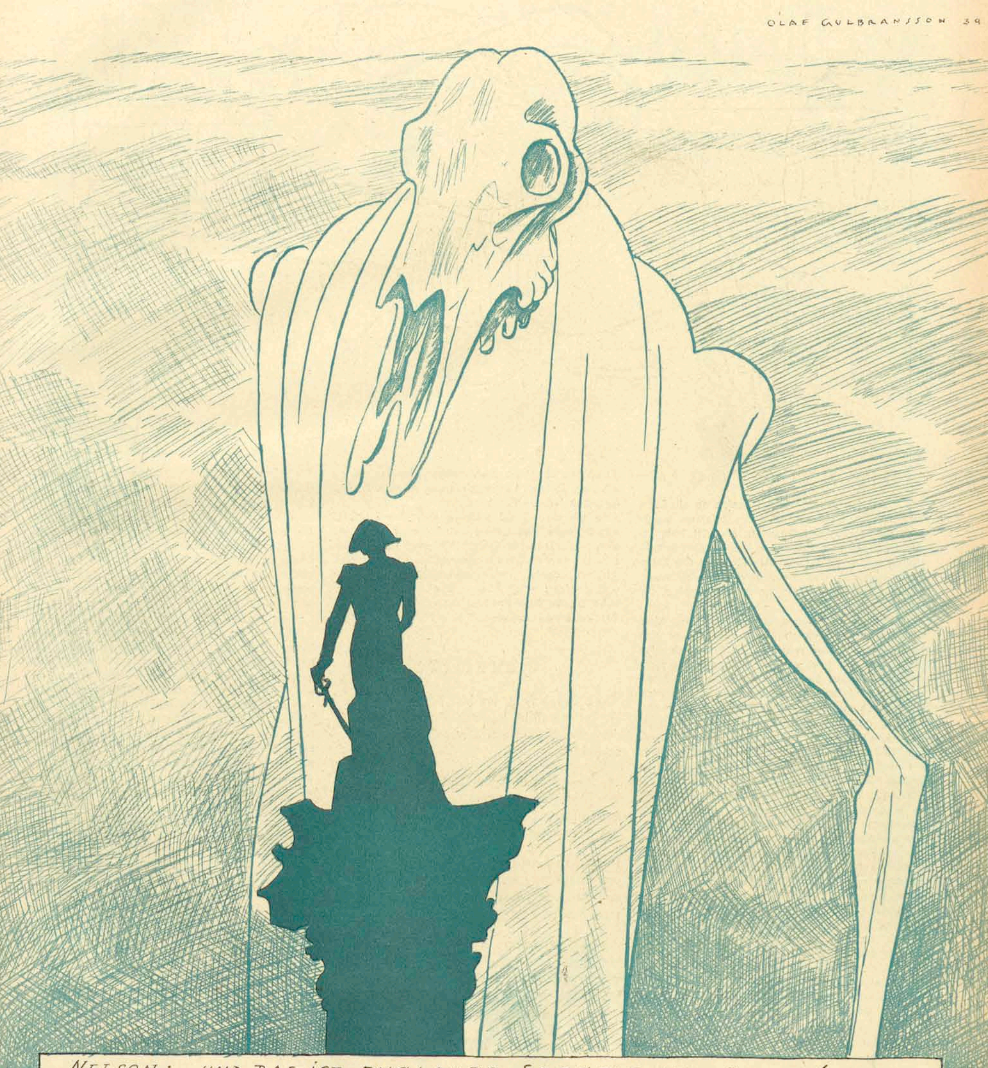
München, 17. Dezember 1939
44. Jahrgang / Nummer 50

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

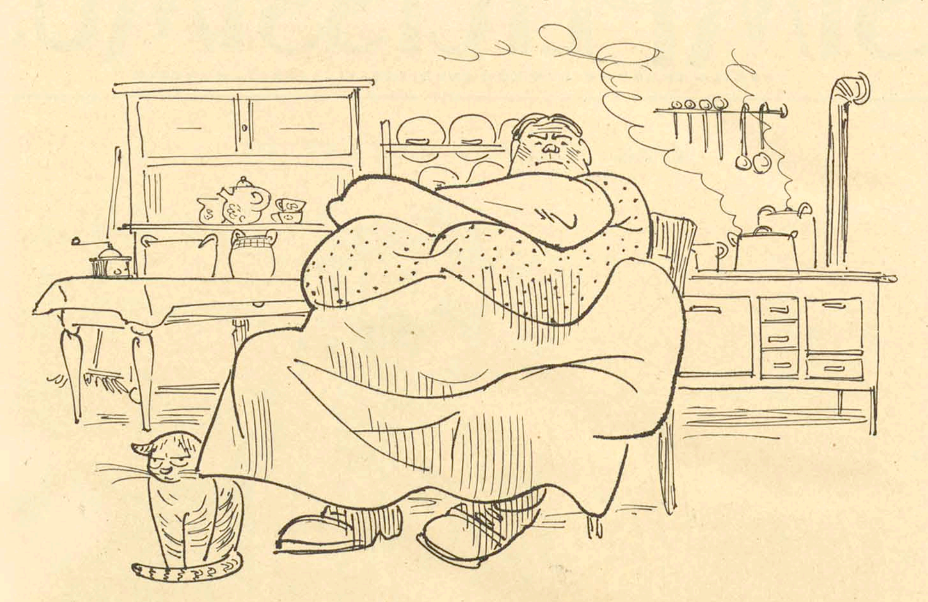
Die Hungerblockade



NELSON: „UND DAS IST ENGLANDS SEEHELD VON HEUTE! DASS DER UNS NICHT ZUM VERHÄNGNIS WIRD.“

Der Küchentyrann

(Fr. Bilek)



DIE NEUE TOGA

Erst müßte ich sagen, wieviel Punkte so ein Schal wert ist. Ich weiß es nicht. Das erfahren Sie in jedem einschlägigen Geschäft. Hier ist kein Laden für Web- und Wirkwaren, hier ist eine Schriftstellerei, hier wird gewissermaßen für die Ewigkeit geschaffen, und die Punkte sind nicht ewig, sondern vergänglich wie die meisten Punkte, die aufgestellt werden.

Also rann an den Schal, der früher Shawl hieß, damit man nicht gleich merkt, um was es sich handelt, was immer sehr fein ist. Wenn ich mich recht erinnere, hieß er noch früher sogar Halstuch und daraus kann man sehen, wie tief wir einst in modischen Dingen standen, einfach Halstuch, als ob man sich gar nicht schämte. Mein Vater trug noch ein Halstuch, aber dafür hatte er andererseits auch ein Plaid. Wissen Sie noch, was ein Plaid ist? Ein Plaid war kariert, man nahm es auf Ausflügen mit und benützte es, wenn es zog. Es zog nämlich früher viel häufiger als heute.

Wir selbst hatten keinen Schal sondern einen Kragenschoner, ein äußerst verächtliches Wort: Kragenschoner. Ich habe nie begriffen, welcher Kragen geschont werden sollte, der am Mantel oder der am Hemd, oder ob sie voreinander behütet werden sollten. Der Kragenschoner war damals mindestens so fein, wie heute der Schal, aber er hatte einen Druckknopf, bedenken Sie einen Druckknopf, womit man ihn vorne zusammen knöpfte. Wo blieb da die persönliche Linie? Die persönliche Linie lag damals sehr im argen. Aber gottlob, eines Tages starb der Kragenschoner, und aus seiner Asche erhob sich gleich einem Phönix der Schal, der eigentlich nur ein Stück Gewebtes ist. Kommen Sie mir jetzt nicht wieder mit Ihren Punkten! Der Schriftsteller hat das Recht, sich wie ein Adler über die Niederungen der Punkte zu erheben. Er kann so tun, als ob es niemals Punkte gegeben habe. Ich tue es.

Also mit dem Schal änderte sich das Weltbild des Mannes von Grund auf. Können Sie etwa eine Hose leger anziehen? Niemals! Können Sie sich mit einem Jackett oder Wintermantel, sagen wir mal, genial oder künstlerisch kleiden? Ich wüßte nicht, wie. Aber mit einem Schal! Der Schal ist die Toga des Mannes von heute. Er kann sich ihn umwerfen, so daß kein Mensch unterhalb des Schals einen Gemüsehändler vermuten würde, sondern immer mindestens einen mittleren Filmschauspieler. Der Mann kann sich den Schal legen, winden, knüpfen, schlingen. In den paar Zentimetern, die von dem Schal sichtbar werden, ist sogar Gelegenheit zu Faltenwurf, als hülle sich einer in Hermelin oder mindestens Brokat, und geübte Frauenaugen können in ihm den Ersinner einer ganz neuen Operettenaufführung ahnen, so genial sieht er aus.

Meinen Freund Erich traf ich neulich auf der Straße. Ihm quoll es oben gelbseiden aus dem Mantel, und das Gelbseidne war mit roten kleinen Foxterriers verziert. Niemals würde sich Erich getrauen, seinen Anzug mit so läppischen Foxterriers zu bedecken, aber die Sehnsucht darnach ließ er in seinem Schal laut werden. Mir wird es niemals gelingen, den Schal so umzuwerfen wie Erich, es sah gerade so aus, als habe er es nicht längere Zeit vor dem Spiegel geübt.

Bei mir sieht es immer nur schlampig aus, und wenn ich es trotzdem tue, sagt Edith: „Bitte, achte doch etwas mehr auf dein Äußeres; dir hängt der Schal wie ein Scheuerlappen um den Hals!" Ach Gott, das Legere ist so schwer zu lernen, aber die Eriche, die können's. Kürzlich traf ich einen bei Schneewetter, er trug seinen Schal wie ein ausgelernter Nordpolfahrer, dem es selbst an der Ostküste Grönlands zu heiß ist. Sehr stilvoll, sage ich Ihnen, die ganze Figur schrie nach einem heißen Grog, und man hörte sozusagen mächtige Buchenscheite in einem vom besten Innenarchitekten entworfenen Kamin knistern. Meine Damen, wenn Sie noch können, schenken Sie den Männern Schals. In jedem Manne steckt ein Filmschauspieler, und der will ein elegantes Gesellschaftsstück spielen. Außerdem können Sie Nichtkonvenierendes als Kopftuch benützen.

Foltzick

Haustiere

Wer's irgend kann, der hält sich eine Ziege,
die ihn mit Milch beschenkt.
Ich selber bin auf eine Stubenfliege
beschränkt.

Die Ziege steht in ihrem Stall und meckert
und frißt gedörrtes Gras.
Die Fliege, hexapodisch flink, beklecktert
das Fensterglas.

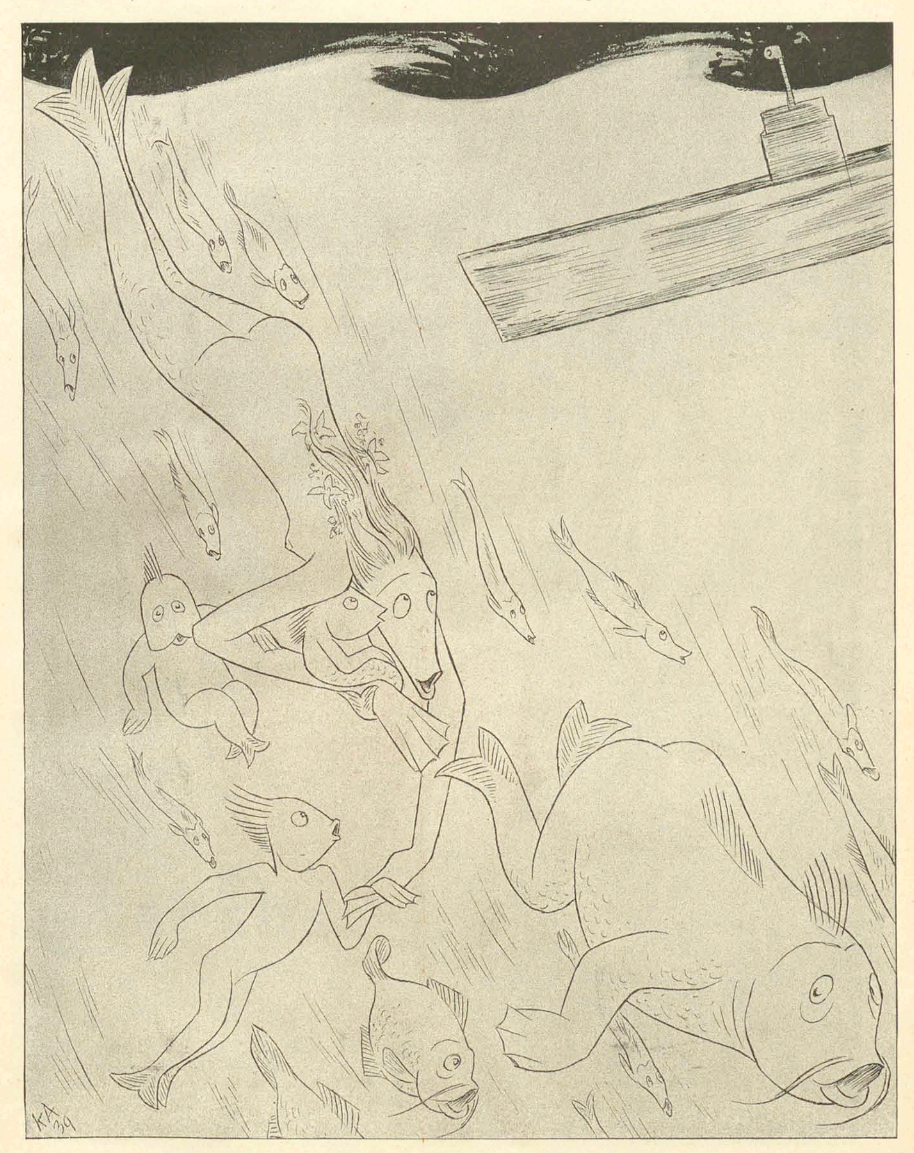
Dazwischen summt sie mir um Stirn und Augen
voll Leidenschaft und Glut,
und ihre liebestollen Küsse saugen
mein bißchen Blut.

Ich zähle sie zu jenen losen Schälken,
die keiner schätzt und jeder gern vertilgt.
Die Ziege ist nicht so — die läßt sich melken.
Die Fliege milkt.

Ratatöskr

Alarm im Reiche Neptuns

(Karl Arnold)



„Schnell in die Unterstände! Ein deutsches U-Boot ist über uns, gleich werden ein paar englische Trümmer runterkommen!"

Der Eifersüchtige

(K. Heiligenstaedt)



„Darf ich fragen, Fräulein Bauer, wer der Herr war, der Sie vorhin während der Dienststunden angerufen hat?"
„Wenn es der um elf war, war es mein Großvater — um halb zwölf dagegen pflegt mein siebzigjähriger Onkel anzurufen."

Gipfelglück

(Erich Schilling)



„Ach, Eginhard, nun sind wir so unendlich weit über allen Menschen!"
„Ja, Renate — dreißig Meter über der Seilbahnstation!"

Das Wunderkind

Von Bruno Wolfgang

Manche behaupteten, daß Wanjka und Iljuschka Diebe seien. Sie selbst aber nannten sich Trockenfischer. Sie stiegen bei Nacht auf die Dächer der Waggons der gewöhnlichen Eisenbahnzüge, die vier Wochen von Moskau bis Wladiwostok brauchen. Drin ist es sehr eng und bei Nacht liegen die Leute dicht aneinander wie gepökelte Heringe. Es riecht nach Pelz, Leder, Fett, Käse und Machorka, gar nicht angenehm. Im Sommer stehen alle Fenster offen, auch bei Nacht, und das ist gut. Denn nun kriechen Wanjka und Iljuschka wie Panther am Rande des Waggondaches dahin und haben dicke eiserne Drähte in der Hand, wie Angelhaken. Mit diesen fahren sie ganz leise oben in die Fenster hinein und fischen allerlei Gutes heraus, während die da unten schlafen, Säcke mit Mehl, Speck, Zucker, Tee oder Tabak, Brot und Käse, Stiefel oder Wäsche. Arg ist es nur, wenn der Haken sich in seiner Blindheit im Nasenloch eines Bauern festhakt, so daß dieser sogleich ein mörderisches Gebrüll erhebt. Da müssen Wanjka und Iljuschka flink wie Flöhe vom Waggondach herunterspringen, in die pechschwarze Finsternis der Steppe oder der Taiga.

Eines Nachts lagen Wanjka und Iljuschka wieder auf dem Waggondach. Wanjka hatte eben einen ganz tüchtigen Laib Brot herauf geangelt und Iljuschka schien sich an einem Mehlsack festgehakt zu haben. Es war weich und schwer. Mit einem kräftigen Ruck zog er an und erwischte das Bündel gerade noch, ehe es in die Tiefe purzelte. Fest drückte er es an den Leib.

Da begannen Stimmen unten zu reden.

„Spring ab!" zischte Iljuschka. Wanjka glitt rasch die Rückwand nieder und sprang in einen großen Haufen Stroh. Iljuschka warf ihm das Bündel nach, dann sprang er selbst ab. Sie schmiegten sich lautlos in eine Strohmulde, bis das rote Licht des letzten Waggons verschwunden war. Dann zündeten sie ein Streichholz an und betrachteten rasch die Beute. Wanjkas Brotlaib war fest und rund. Das Bündel Iljuschkas begann sich beim Schein eines zweiten Zündhölzchens zu bewegen und irgend etwas nieste nach Katzenart aus den zahllosen, schmutzigen Lappen hervor. Dann erhob sich eine ganz kräftige Stimme. Es war ein kleines Kind. Erschrocken hielt ihm Iljuschka seine große, haarige Hand über das Gesicht. Aber das Kind bog den Kopf zurück und schrie weiter. Wanjka warf sich rücklings ins Stroh, hob die Beine hoch und lachte zum Ersticken.

Iljuschka aber blieb ernst und blickte das kleine Kind nachdenklich an. Das war kein Spaß. Das Kind war nun einmal da, und etwas mußte getan werden. Sie waren keine Unmenschen. Diebe vielleicht, aber keine Mörder. „Gib ihm eine Zigarette", schlug Wanjka vor. In der Tat, das Mundstück einer Zigarette bewährte sich vortrefflich. Das Kind schlief ein. Etwa zwei Stunden von hier hatten sich Wanjka und Iljuschka eine kleine Erdhütte gebaut, in der sie wie Hamster Vorräte für den Winter einlagerten. Denn ihre Fischerei nahm mit der herbstlichen Zeit ihr Ende. Sie legten das Kind auf die Pritsche und betrachteten es eine Weile. Es war ein hübsches Mädchen, mit hellem, fast weißem Haar und unglaublich blauen Augen, der reine Engel. Ziemlich kräftig war es und offenbar ein Glückspilz. Denn ahnungslos, wie durch ein Wunder, war es über den dunklen Abgrund des Todes geglitten, als hätte es Flügel gehabt.

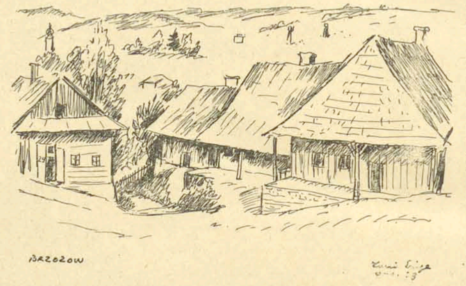
„Nu, Marfuschka", sagte Iljuschka und krabbelte mit dem Zeigefinger auf dem winzigen Kinn. Da begann das kleine Gesicht mit zahllosen Fältchen zu lachen, der zahnlose Mund zog sich breit und ließ einen trockenen, meckernden Laut hören. So unterhielten sich die beiden geraume Zeit. Aber dann begann das Kind wieder zu schreien.

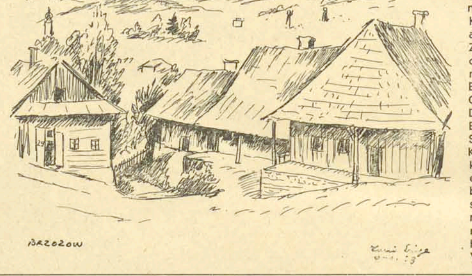
„Wir müssen ihr zu essen geben", meinte Wanjka. Milch hatten sie nicht. Aber es gab noch ein wenig Kascha von vorgestern. Wanjka wärmte den Brei rasch in einer Pfanne und Iljuschka schmierte der Kleinen eine tüchtige Prise mit dem Zeigefinger über den Mund. Das Kind aß ein wenig, nießte und strampelte, dann schloß es die kleinen Finger zu zwei winzigen Fäustchen und schlief wieder ein. Wanjka und Iljuschka legten es vorsichtig in einen großen Korb, den sie erst vor wenigen Tagen gefischt hatten, als hätte dies die Vorsehung selbst so gefügt.

So ging es mehrere Tage fort. Aber es konnte nicht so bleiben. Wanjka hatte einen guten Einfall. „Wir tragen das Kind heimlich zum Gastwirt Nikolaj Gerasimowitsch, als Gegengabe für das Schweinchen, das wir ihm im Sommer genommen haben." Sie schlichen also eines Nachts nach Orjechowka. Der Stall war leer und sauber. Sorgfältig legten sie die Kleine in die Krippe. Dann zog Iljuschka rasch die Zigarette aus ihrem Mund. Sofort begann das Kind laut zu schreien. Die beiden verschwanden in der Dunkelheit.

Mißtrauisch erhob sich der alte Nikolaj Gerasimowitsch von der Seite seiner runzligen Gattin. Er bewaffnete sich mit einer Hacke und trat vorsichtig aus dem Haus. Er ging der Stimme nach und fand das Kind. Kopfschüttelnd trug er es in die Stube, zum Erstaunen der alten Warwara Michailowna. Es schrie aus Leibeskräften. Da steckte er ihm seine alte Pfeife in den Mund und es war zufrieden. Die ganze Nacht beriet er mit seiner Frau, was nun zu tun sei. Gegen Morgen hatte er das Richtige gefunden. Dann schliefen sie ein.

Am nächsten Tage war ein Feiertag. Als die Wirtsstube voll mit Leuten war, erhob sich Nikolaj Gerasimowitsch und verkündete geheimnisvoll: „Mitbürger, ein großes Glück ist mir widerfahren. Gott hat meine Lenden gesegnet und heute Nacht hat mir Warwara Michailowna ein Kindchen zur Welt gebracht. Ja, es ist ein wirkliches Wunder. Die Stube war voll Licht, als es geschah, und ich spürte deutlich, wie mich etwas beim Bart zupfte und flüsterte: ‚Wer das Händchen der kleinen Wjera berührt, wird von allen Krankheiten genesen.' Es war wieder finster und das Kind streckte die Händchen nach mir aus. Und seht, ich hatte schreckliche Zahnschmerzen und im Augenblicke, da ich das Händchen des Kindes berührte, waren sie wie weggeblasen."





Eine Woche später rieb sich Nikolaj Gerasimowitsch vergnügt die Hände. Die Gaststube war nun niemals leer. Er hatte bereits ein ganzes Fäßchen Schnaps und über hundert Flaschen Kwaß verkauft. In der Schublade klimperte das Geld. Das Kind lag in einer warmen Ecke schön weiß gebettet und zahllose Bauernhände streichelten voll Ehrfurcht und Hoffnung die kleinen Finger. Nikolaj Gerasimowitsch war zufrieden. Das Kind hatte ihm Glück gebracht.

Von Wjanka und Iljuschka schien aber

das Glück gewichen zu sein. Sie wurden kurze Zeit später ertappt und warteten nun im Gefängnis auf ihre Verurteilung. Dort waren viele Männer und Frauen.
Es gab Gespräche und es gab zu essen. Es war nicht das Schlimmste. Unter den Frauen war eine, die Iljuschka besonders gefiel. Sie war jung, kräftig und hatte sehr schöne blaue Augen. Sie war hier, weil sie eine größere Zahl von Bahnbeamten beleidigt hatte. Alle prahlten ein wenig mit ihren Heldentaten. Auch Wanjka und Iljuschka erzählten zum großen Vergnügen der Versammelten, wie sie im Trockenen gefischt hatten. Und weil Iljuschka bemerkte, daß ihm die Frau wohlgefällig zuhörte, gab er noch die Geschichte mit dem Kind zum besten.
Aber plötzlich hörte er einen Schrei. Dicht vor seinem Gesicht sah er die brennenden Augen der Frau. Sie war ganz verstört und blaß, Tränen liefen ihr über die Wangen und heiser stieß sie hervor: „Katja, Katjuschka... mein Kind..."
„Also das war dein Kind?" sagte Iljuschka verblüfft. „Was hast du mit ihm getan?" schrie die Frau und ihre Fäuste standen dicht vor seinen Augen. „Es geht ihm gut, es lebt bei Nikolaj Gerasimowitsch in Orjechowka."
Da schrie die Frau noch einmal, holte aus, und Iljuschka hielt das Gesicht tapfer hin, denn er hatte es verdient. Aber sie schlug ihn nicht, sondern plötzlich warf sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn.
Nun ist nicht mehr viel zu erzählen. Wanjka und Iljuschka kamen diesmal, da sie überaus standhaft leugneten, mit einer geringen Strafe davon. Am ersten Tage nach seiner Freilassung stahl Iljuschka die kleine Katjuschka, weil Nikolaj Gerasimowitsch sie ja doch niemals freiwillig hergegeben hätte, und brachte sie ihrer Mutter. Da es an einem Vater mangelte, übernahm Iljuschka freiwillig diese Stelle und gab das Trockenfischen auf. Nikolaj Gerasimowitsch verschaffte sich ein anderes Kindchen und sein Geschäft blüht weiter. So sind nun alle zufrieden.

Der Wein / Von C. G. v. Maassen

Fröhlich stimmt er mich,
Fröhlich nimmt er mich
Wahrhaft mutterzärtlich an der Hand,
Innig rührt er mich,
Innig führt er mich
In ein schönes, buntes, fernes Land.

Brunnen singen leis',
Mondesscheibe weiß
Zaubert in das Land ein weites Meer.
Nebelschwaden brau'n,
Nebelbilder schaun
Rätseläugig, lockend zu mir her.

Rote Blumen blühn,
Goldne Wolken ziehn
Und der Wind streicht kosend Wang' und Haar.
Flötentöne glühn,
Geigensaiten sprühn,
Alles, alles ist so wunderbar.

O, jetzt klimme ich,
Nein, jetzt schwimme ich
Selig durch dies Meer bewegter Ruh,
Und dann wanke ich,
Und dann schwanke ich
Neidlos, zeitlos dionysischem Vergessen zu.

KLEINES MÄRCHEN

Es war einmal eine ausgefressene, aufgeblasene, arrogante Wespe, die, weil alle Tiere ihren Stachel fürchteten, in dem Wahn lebte, der König der Tiere zu sein und die ganze Welt zu beherrschen. Als sie eines Tages über eine Wiese flog, sah sie dort eine weidende Kuh, barst beinahe vor Wut, daß die Kuh ihr keinen Blick schenkte, ließ sich flugs auf deren Rücken nieder und bohrte ihr den Giftstachel in die Haut. Da wedelte die Kuh mit dem Schweif und fegte die Wespe ins Gras. Darüber wollte die Wespe vor Grimm schier vergehen, denn so eine Mißachtung war ihr noch nicht vorgekommen, setzte sich in blinder Wut der Kuh aufs Maul, dorthin, wo so ein Kuhmaul am fleischigsten ist, zückte den giftgeschwollenen Stachel, um der Kuh auf diese Art das Futter zu verleiden — als sich die Kuh das Maul ableckte und die Wespe verschlang.
Nun befand sich die Wespe zwar in einer gar erschrecklichen Finsternis, rieb sich aber trotzdem bald vergnügt die Vorderbeine, denn jetzt saß sie ja gewissermaßen im Lebenszentrum der Kuh und konnte ihr mit einem einzigen Stich den Garaus machen.
Voll teuflischer Freude stellte sie sich das qualvolle Verenden der Kuh vor, sammelte alles Gift in ihren Stachel, sagte sich frohlockend: All right! — und wollte eben zustechen —
— da wechselte die Kuh langsam den Platz und die Wespe versank schön gemächlich in einem mitten auf der Wiese liegenden großen, spinatgrünen Haufen... H. K. B.

Die Anrede

(R. Kriesch)



„Ob es nicht doch zu nachgiebig wirkt, wenn ich ihn jetzt im Brief schon duze?"
„Nach dem, was du vorhin erzählt hast, kannst du doch nicht mehr schreiben ‚Werter Herr Nückel'!"

BREMISCHE ANEKDOTEN

Von Karl Lerbs

Meine gute Großmutter — man sieht, es ist schon lange her — begab sich eines Tages auf den Markt, nahm vor einer der dort ansässigen Fischfrauen Aufstellung, sah sie streng an und sprach: „Lehmkuhlsche, der Kabeljau, den Sie mir gestern verkauft haben, war aber garnich frisch!"
„Tschä, Mudamm", versetzte die Getadelte entrüstet, „da sünd Sie dscha nu selbst an schuld. Ich hatt'n Ihnen dscha vorige Woche schon mal angeboten, abers da wollten Sie'n dscha nich haben."

*

Fiedchen Stumpe, ein der Ansässigkeit in Bremen unwürdiger und leider ganz verstockter Außenseiter, wurde beschuldigt, sich — wie es in den Polizeiberichten so schön heißt — „mittels Einbruchs" in ein Fischgeschäft an Geld und Ware bereichert zu haben. Fiedchen leugnete ehern.
„Leugnen Sie doch nicht", sagte der Richter ärgerlich. „Natürlich sind Sie's gewesen. Ihr Rock riecht ja sogar jetzt noch nach Fisch."
„Herr Richter", versetzte Fiedchen, „das beweist dscha nu garnix. Den Rock, den hab ich da dscha garnich angehabt."

*

„In Tschikago", erzählte Käpt'n Bruns, „da hab ich denn dscha mal'n dolles Ding belebt. Mein Freund Dschonny Horstkotte, mit dem ich damalen so'n büschen durch die Staatens kreuzte, der sagte eines Mittags: ‚Carsten', sagte er, ‚da hat so'n gelber Snotterbello an Restorang aufgemacht, da wirst du gewogen, wenn du reinkömst, un denn ißt du, un denn wirst du gewogen, wenn du weggehst, un dsche nach den Unnerschied ins Gewicht mußt du denn bezahlen.' ‚Dschonny', sag ich, ‚da gehn wir aus schier Schandudel mal hin.' No, das Essen war dscha ganz gut, und achterher mußte Dschonny denn dscha zwei Dollars bezahlen, so hatte er reingehauen. Abers wie ich denn drankomm, da krichte der gelbe Snotterbello das Tanzen, un er schimpfte un schandierte, abers das half ihm denn dscha allens nix: Er mußte mir noch drei Dollars zu bezahlen.
‚Carsten', sagte Dschonny, wie wir draußen waren, ‚wie hast du Himmelhund das gemacht?'
‚Dschonny', sagte ich, ‚das war garnich schwer. Ich hab mich vorher 'n paar orntliche Kabeiselsteine inner Tasche gesteckt, un die hab ich nach'n Essen ganz stillkens unnern Tisch gelegt, un da soll der gelbe Snotterbello sie denn dscha woll finnen. Abers da hat er nich viel an; sie sünd das Geld nich wert.'"

Der verirrte Poilu

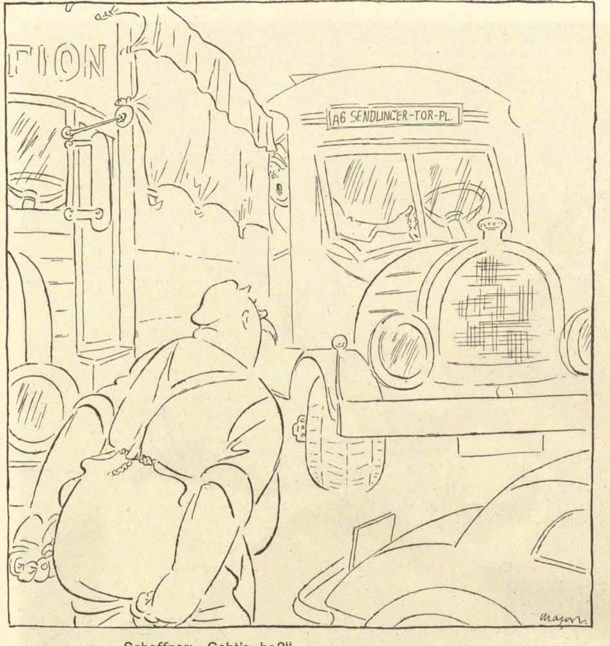
(E. Thöny)



„O pardon, ein Engländer? Ja, bin ich denn schon so weit hinter der Front?“

Das Hindernis

(Macon)



Schaffner: „Geht's, ha?“

Fahrer: „Wennst dein Kohlrabi ei'ziagst, na gehts!“

MEIN ERSTER STIERKAMPF

VON W. L. KRISTL

Der Süden verpflichtet zur Leidenschaft. Über den Süden wird im Norden so viel Feuriges erzählt, daß man sich direkt genieren müßte, aus Italien oder Spanien heimzukommen, ohne mehr oder weniger heftig versengt zu sein vom Feuer des Südens.

Ich hatte denn auch kaum kastilische Erde unter mir, als sie mich schon packte, die Leidenschaft. Aber nicht etwa die Frauen hattens mir angetan. Ganz im Gegenteil, mich machten die Stiere verrückt.

Sonntag für Sonntag saß ich in der Stierkampfarena. Ich fieberte mit den Zuschauern, schrie begeistert den Stieren zu, pfiff Entscheidung des Präsidenten aus, und wenn ein Torero angesichts der tödlichen Hörner ängstliche Anwandlungen bekam, überschüttete ich ihn ebenso mit Hohn und Spott, wie das all meine Nachbarn ringsherum taten. Bald beschämte ich mit meinem Temperament die ganze spanische Umgebung.

Sonntag für Sonntag — und unter der Woche focht ich eigene Stierkämpfe aus. Zwischen Tisch und Kleiderkasten bekämpfte ich einen imaginären Toro und die Figuren des Matadors, seine eleganten Wendungen und Drehungen gelangen mir besser als Belmonte; und Belmonte ist der gefeiertste Stierkämpfer Spaniens. Half ich einer Sennorita in den Mantel, so verwandelte sich für mich dieser Mantel in die Capa eines Torero und ich schwang ihn der erstaunten Sennorita entgegen als sei sie mein Stier. Lange konnten sich meine Wirtsleute nicht erklären, weshalb die Morgentoilette bei mir stets Stunden dauerte. Da ertappten sie mich eines Morgens, wie ich graziös um die Badewanne tanzte und dabei bald zur Linken, bald zur Rechten das Handtuch schwenkte. „St, st, nicht stören“, zog die Frau den Hausherrn an der Türe zurück, „der tritt gerade in der Arena auf.“ Handtücher, Taschentücher, Kopf-, Tisch- und Bettücher — alles wurde in meinen Händen zum roten Tuch schlechthin.

Ein Zufall rettete mich im letzten Augenblick noch für jene größere Hälfte der Menschheit, die sich für geistig normal hält. Ich kam zu einem Stierzüchter auf das Campo und dieser lud mich ein, Torerokunststücke selber zu versuchen, bei einem seiner kleinen, einjährigen Stiere. Begeistert ritt ich mit Don Domingo sogleich hinaus auf die Weide. Dort zeigte er mir unter vielen ausgewach-

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

senen Kampfstieren einen gar lieblich anzusehenden Torito, ein kohlschwarzes Stierlein mit kleinen herzigen Hörnern und auch an Wuchs so zierlich, daß ich eine Enttäuschung unterdrücken mußte, ein Bedauern darüber nämlich, daß Don Domingo nicht ein etwas älteres und kräftigeres Tier für mich ausgewählt hatte.
Für den nächsten Vormittag sollte alles zu diesem häuslichen Stierkampf bereit sein. Unvorstellbar meine Aufregung! Ein Traum erfüllte sich! Es war so weit . . . Die ganze Nacht wälzte ich mich im Bett herum. Ich glänzte nur so in einem Kostüm aus Silber und Seide und mein neuer Toreroname verfolgte mich auf allen Plakatsäulen: „Ninno de Baviera — Corrida extraordinaria."
Am andern Tag stehe ich mit Don Domingo, der ein eifriger Amateur-Torero ist, in der Arena des Gutshofes, mit einem richtiggehenden roten Tuch, einen richtiggehenden Stier erwartend. Das Ereignis hat das ganze Gesinde herbeigelockt und Leute aus der Nachbarschaft. Man sitzt gespannt ringsum auf der steinernen Umfriedung.
Jetzt stößt ein Knecht das Tor zum Stall auf: Der junge Stier von gestern nachmittag springt heraus. Ja, er ist's. Aber er sieht in der Nähe gar nicht so niedlich und harmlos aus. Weitaus eher erinnert er an einen schwarzen flinken Teufel mit rotglühenden Augen, viel größer auch und viel angriffslustiger als er mir gestern erschienen war, als ich mich hoch zu Roß befand und in respektvoller Entfernung auf ihn herabsah.
Don Domingo überläßt dem Gast zuerst den Stier. Die Knechte versuchen, diesen auf meine Seite herüberzulotsen. Je dichter der Torito herankommt, desto größer wird er! Schon wäre ich lieber bei den anderen droben auf der Mauer. Schon finde ich die ganze Stierkämpferei einen Humbug. Aber ich kann nicht zurück. Ich muß mich stellen. Ich erlebe an mir selber, daß einer mit voller Überlegung in sein Unglück rennt, nur um dem Vorwurf der Feigheit zu entgehen. Und wenn es dein letzter Gang ist, sag ich mir, du wirst ihn tun. Im übrigen kann dir gar nichts geschehen. Du läßt den schwarzen Satan auf das rote Tuch losstürzen und weichst dabei mit einer eleganten Halbdrehung aus. Unzählige Male hast du das mit dem Handtuch geprobt. Das sitzt auf alle Fälle.
Er steht vor mir. Keine Planken, keine fünf Meter trennen mich mehr von ihm. Ich verlasse endgültig den schützenden Verschlag an der Mauer und gehe ihm entgegen. Und ich will gerade mit dem Tuch — aber da schwebe ich schon gänzlich programmwidrig zwischen den Hörnern auf dem struppigen Kopf. Die Arena dreht sich — ich höre Schreie — sehe mich als blutigen Klumpen — denke noch: Was mußt du Idiot — — — dann kracht es. Ich liege hinten an der Mauer.
Als ich mich aufrichtete, um meine Knochen zu sammeln, hatte man längst den Torito von mir abgelenkt. Erstaunt stellte ich fest, daß ich noch lebte und hörte das anerkennende Klatschen derer auf der Mauer. Ich sandte meinem Gegner, der so brutal alle Spielregeln mißachtet hatte, einen letzten fassungslosen Blick zu. Alsdann zog ich mich hinter die Barriere zurück und zählte die Rippen. Mein erster Stierkampf. Es ist mein letzter geblieben.

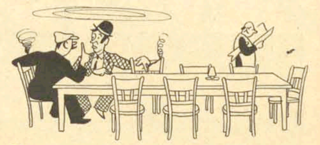
Weihnachtslied

Von Joseph Maria Lutz

Ist eine Flocke gekommen,
hoch vom Himmel her;
ist durch Wolken geschwommen,
ein Schifflein auf stürmischem Meer.

Hat sich als Rast erlesen
ein blaues jungfräuliches Kleid —
und ist wieder Stern gewesen,
leuchtend über der Zeit.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

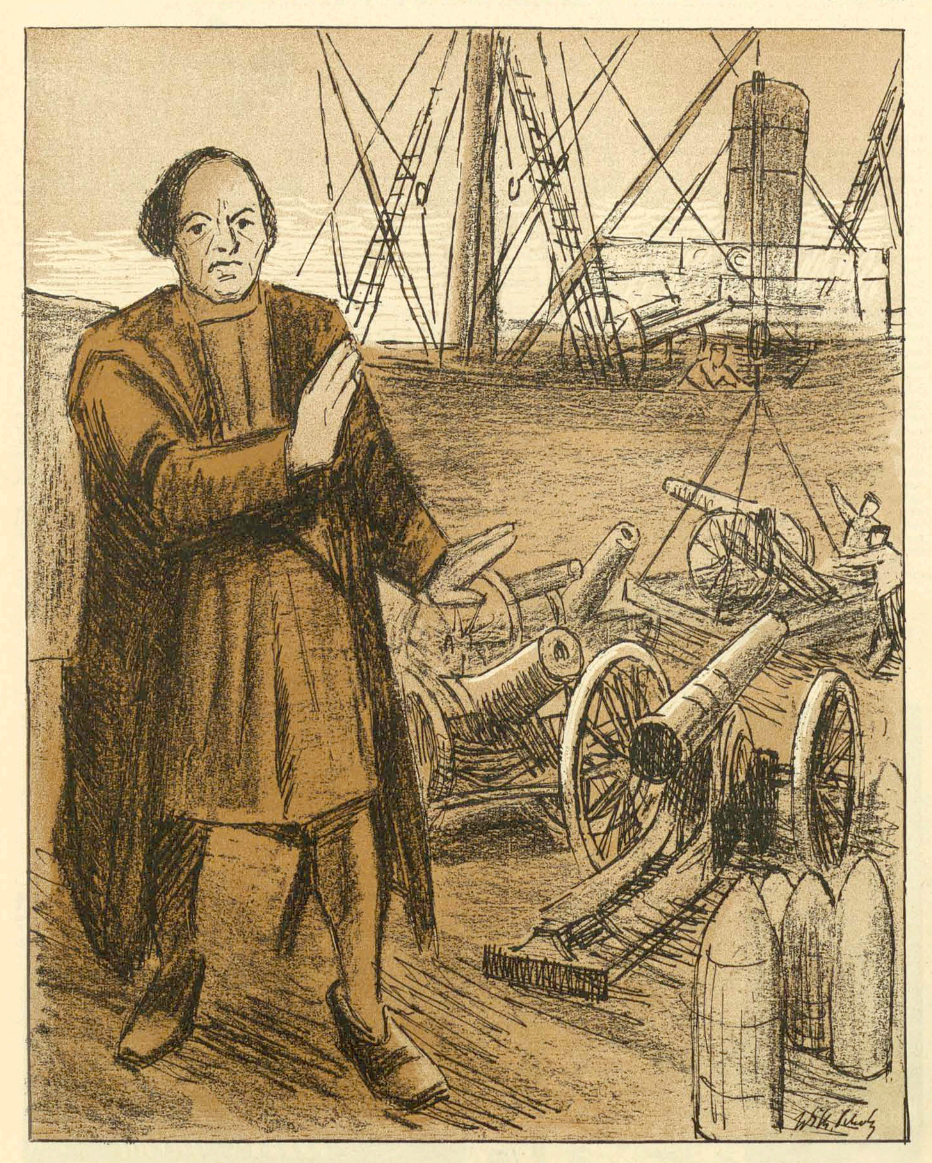


Diese verteufelten Fremdwörter! Sie bringen die Menschen nur in Verlegenheit; besonders dann, wenn man sich ihre Hintergründigkeit übersetzen läßt. Sagt eines Tages der Poldl zu seinem Freund Ferdl: „Hörst, Ferdl, kannst mir sagen, was das haßen tuat — Tra — Tradition?"
„Freilich", erklärt der Ferdl, „des is do ganz afoch ... Tradition is des, was ma von an Vorgänger übernommen hat!"
„Was d'net sagst!" bestaunt der Poldl des Freundes Weisheit und setzt nachdenklich hinzu: „Du, Ferdl, i hättet mir an deiner Stell a andere Tradition als Braut ausg'suacht!"

Sitzen zwei Wiener bei einem Viertel Grinzinger und plaudern. „Alsdann", sagt der eine, „alsdann, Schorschl, jetzt bist a Witwer ... Jo — jo — ma derlebt alles, wann ma Geduld hat ..."
„Es kummt, wia's kummen muaß!" nickt der Witwer. „Aber waßt, was mi tröst hat? Der Herr Pfarrer! Jawol, des muaß ma eahm scho lassen, trösten kann er an Menschen ... Alxinger, hat er zu mir nach der Leich g'sagt, Alxinger, nur net verzagen, auch der Kelch wird vorübergehen ... Jetzt san S' halt a Wittiber und müassen Eahna denken: was der Herr dir nimmt, das gibt er dir doppelt wieder!"
„Hat er g'sagt!" kommt nach einer Weile die nachdenkliche Antwort. „Du, Schorschl, da bin i aber wirklich froh, daß mei Alte a so a kern-g'sunde Person is!"

Kolumbus und Amerikas Waffenausfuhr

(Wilhelm Schulz)



„Also dazu habe ich einst Amerika entdeckt?"

München, 24. Dezember 1939
44. Jahrgang / Nummer 51

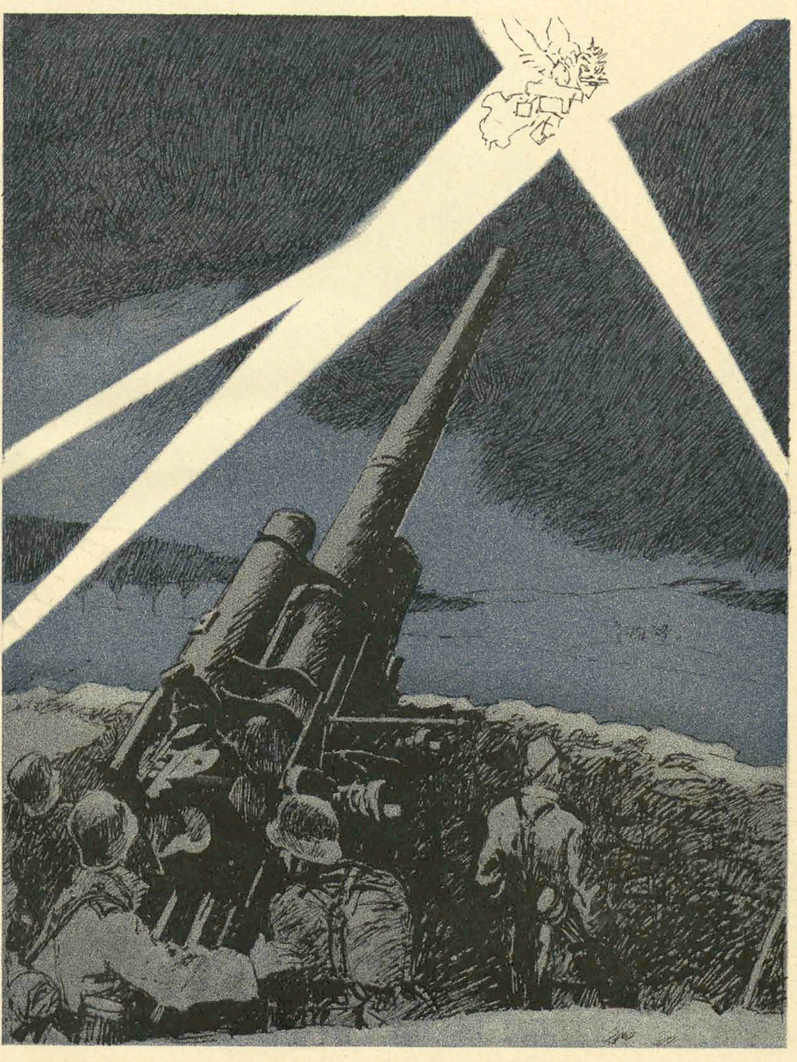
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Weihnachtswacht am Rhein

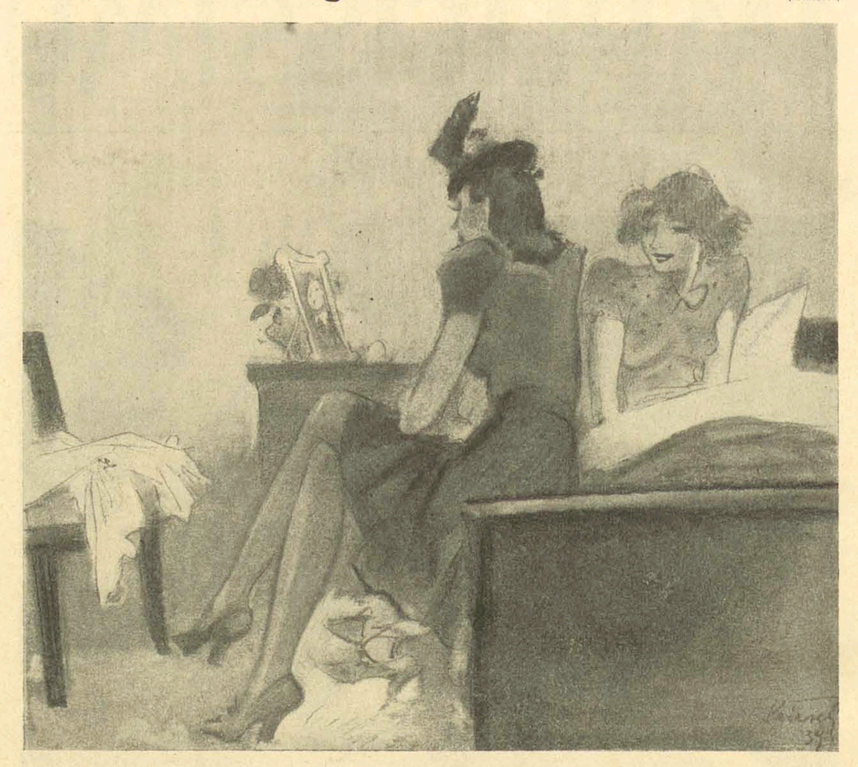
(E. Thöny)



„Siehgst, Maxl, i hab mir glei denkt, daß dös koa Flieger net is, denn ma hat ja koan Motor g'hört!"

Die gute Freundin

(R. Kriesch)



„Sieht doch gut aus, mein Erich, nicht, Lotte?“
„Ja, es ist toll, wie 'ne Stirnglatze jedem Mann gleich was Bedeutendes gibt!“

Der Korrespondenzschalter

Ich traf Dr. Nimeier auf der Straßen. Er trieb im dichten Gewühl des Dezembernachmittags, und ich trieb auch. „Aha Weihnachtseinkäufe!", sagte ich, „schwierige Sache, was?" — „Und ob", erwiderte Nimeier, „du kommst mir wie gerufen. Du verstehst doch was von Weihnachten. Du mußt mir helfen." Ich meinte, daß ich wohl nicht mehr als andere von Weihnachten verstände. Dr. Nimeier erklärte mir die Sache genauer: „Weißt du, es handelt sich um Technisches. Also heute morgen sagte meine Frau zu mir, ich solle so gut sein und die Besorgung der Geschenke für Max, unsern Sohn, übernehmen. Kein Streuben half, obwohl ich von Natur mit dem Christkindl keine auffallende Ähnlichkeit habe."

Das konnte ich Nimeier nur bestätigen, denn ich stellte mir ein Christkindl mehr mit Flügeln, Silber- und Goldflitter und mit so einer Art von Nachthemd vor. Alles das traf auf ihn nicht zu.

Er wies derartige Vergleiche zurück und sagte: „Mach keine Scherze, es handelt sich doch um Technisches. Als ich nämlich meinen Sohn Max fragte, was er sich denn zu Weihnachten wünsche, sagte der Bub, er hätte am liebsten ein Tauchelement und zwei Korrespondenzschalter. Nun als Vater und besonders in der Eigenschaft als Christkindl, darf man sich keine Blöße geben, und so konnte ich ihn doch nicht fragen, was zwei Korrespondenzschalter seien. An ein Tauchelement habe ich noch dunkle Erinnerungen. Es macht, wenn ich recht unterrichtet bin, dunkle Flecke in Anzüge und zerstört die Politur von Möbeln."

„Ein schönes Geschenk", meinte ich, und ich stimmte in der Definition eines Tauchelements ziemlich genau mit ihm überein, nur konnte ich die Begriffsbestimmung noch dadurch ergänzen, daß ich feststellte, es sei was Elektrisches.

„Siehst du", rief Nimeier, „ich wußte doch gleich, daß du der richtige Mann für meine Einkäufe bist. Aber wo bekommt man so was?"

Wir rieten herum, Spielwarengeschäft, Fotohandlung, Autozubehörteile. Wir kamen nicht recht zu Rande, obwohl wir eine streng wissenschaftliche Methode anwandten und negativ vorgingen, indem wir gewissenhaft feststellten, wo man so etwas nicht kaufen könnte. Wir hatten bald Milchgeschäft, Läden für Modewaren, Konditoreien und Weinhandlungen beieinander, aber es blieben immer noch eine Menge Einrichtungen des Wirtschaftslebens übrig, bei denen der Vertrieb von Korrespondenzschaltern möglich war.

„Übrigens, was ist denn ein Korrespondenzschalter", fragte ich. „Ja, wenn du's nicht weißt, woher soll ich es denn wissen." Nimeier schlug vor, bei der Auskunftstelle des Fernsprechamtes anzufragen, die immer so höflich auf alle Anfragen Antworten gäbe. Ich meinte aber, man dürfe die Beamten jetzt nicht überlasten. Endlich kam mir eine großartige Idee: Konversationslexikon! „Da sieht man gleich, daß du ein Mann des praktischen Lebens bist", rief Nimeier erfreut. „Drüben in dem Café gibt es ein Lexikon."

Wir gingen hin und sahen nach. Aha, da stand's: ‚Korrespondenzschalter, Wechselschalter, in der Elektrotechnik ein elektrischer Schalter zum beliebigen Ein- und Ausschalten einer Lampe von zwei Stellen aus'.

„Siehst du", sagte Nimeier, „ich hab's mir gleich gedacht, etwas Elektrisches."

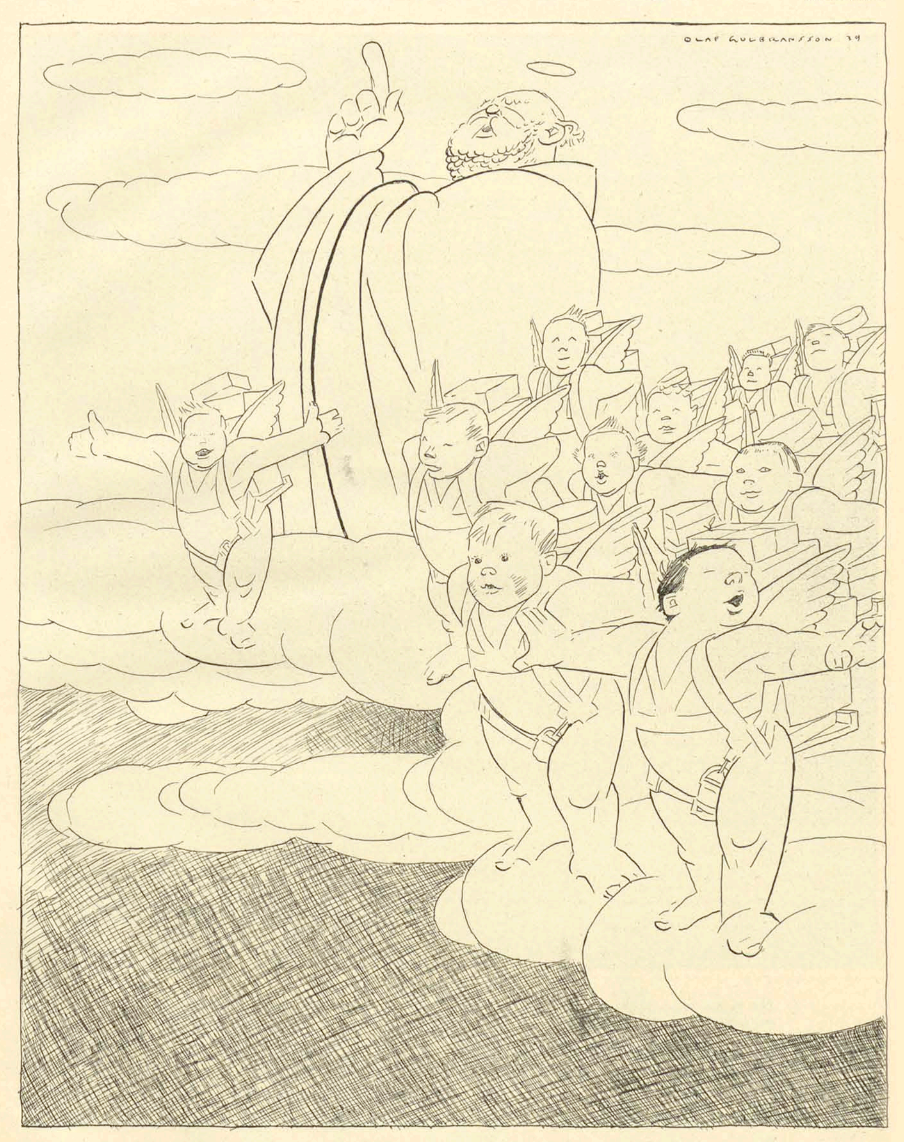
„Weißt du denn jetzt was es ist?" forschte ich.

„Ich, keine Ahnung! Aber der Bub wird's schon wissen. Gespannt bin ich nur, wie er das macht, an zwei Stellen zu gleicher Zeit zu sein. Aber die Kinder sind ja technisch heutzutage schon so erfahren, die können's leicht."

Foitzick

Appell der Weihnachtsengel

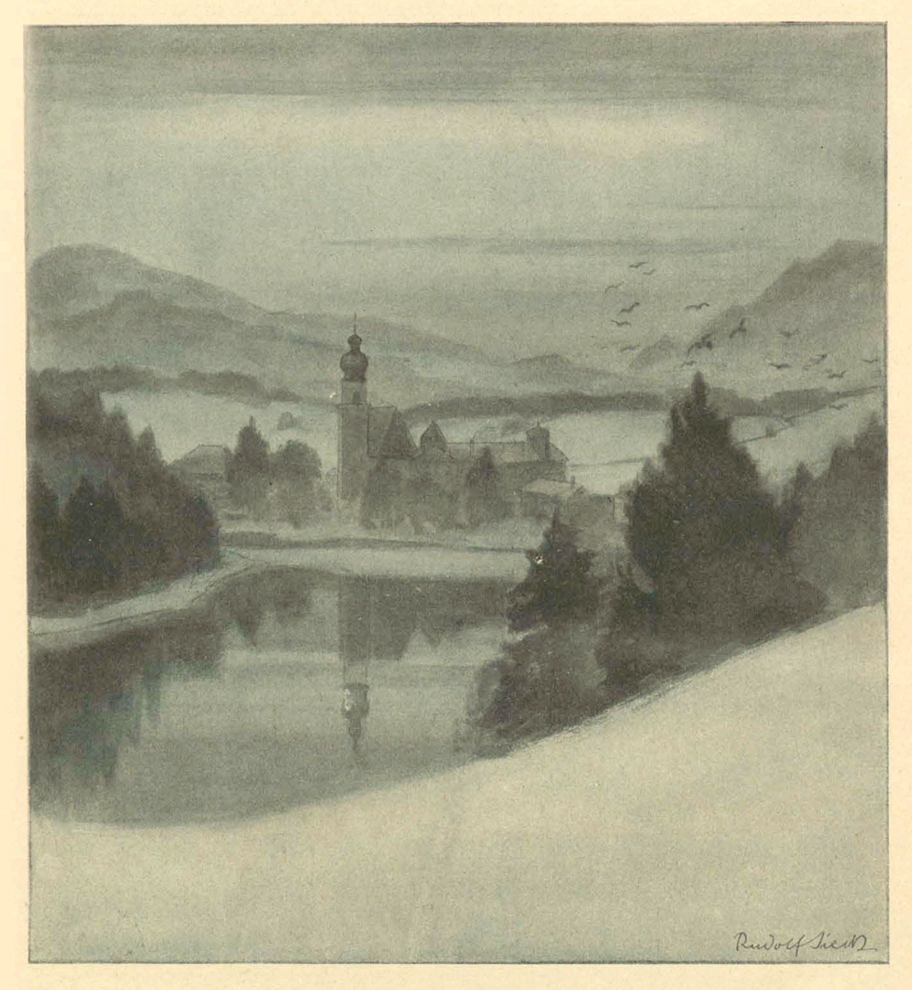
(O. Gulbransson)



„Alle mal herhören: Steile Kurven fliegen, Wolkendecken geschickt ausnützen und dann im Sturzflug niedergehen!"

Weihnachten

(Rudolf Sieck)



Viel Krähen steigen durchs Nebelgelände.
Sie wissen nichts von der alten Legende.

Aus steinharten Schollen mit scharfen Schnäbeln
sehn wir das tägliche Brot sie hebeln,

sehen sie taumeln, hören sie schnarren,
derweil wir über die Äcker starren ...

Eine einsame Fichte steht mitten inne.
Auch sie weiß nichts von Gottes Minne.

— Und kommt der Abend mit düsterem Glosten,
dann ziehen die Krähen heim gen Osten.

Die Fichte aber, die schattengraue,
noch einsamer fröre sie auf der Aue,

wenn nicht das himmlische Firmamente
von Millionen Sternen entbrennte ...

O Mensch im wohlig warmen Haus:
leg' Sinn hinein, zieh' Trost heraus!

Dr. Owlglaß

STILLE NACHT MIT EVELINE

VON EDMUND BICKEL

„Wenn ich ‚Fröhliche Weihnachten' höre", fing mein Freund an, „denke ich immer an das Fest im vorigen Jahr. Laut hinauslachen könnte ich noch immer. Es war das tollste Weihnachten, das ich jemals erlebte. Nun, Eveline hatte es aber auch los, Leben in meine stille Junggesellenbude zu bringen. Man fühlt sich gerade an so einem Tag einsam, wünscht sich Gesellschaft, ist zu guten Taten bereit, und möchte irgend jemandem eine Freude machen."

„Eveline?" wunderte ich mich. „Von der hast du mir bisher nie etwas erzählt; ein nettes Ding?"

„Ja, wie man es nimmt. Eigentlich schon. Hübsche braune Augen hatte sie, wunderschönes braunes Haar, ein herrliches Gebiß, aber keine Manieren, nicht die Bohne von Erziehung. Aber den Teufel hatte sie im Leib. Ich war vielleicht froh, wie sie wieder abzog. Trotzdem, sie konnte auch wieder arg nett sein, zärtlich und anschmiegsam. Nur auf die Dauer war es nicht mit ihr auszuhalten, nein, sie hätte mich einfach wahnsinnig gemacht."

„Wo hast du die denn nur wieder kennengelernt?" fragte ich ihn; ich wußte, mein Freund hatte für nette Mädchen eine starke Schwäche.

„Ja, das war bei Bekannten von mir, einem Ehepaar aus Südamerika, furchtbar nette Leute. Sie hatten keine Kinder, und darum hatten sie Eveline bei sich aufgenommen, die sich bei ihnen wie eine Tochter fühlte. Aber vorige Weihnachten wollten sie verreisen, waren irgendwo eingeladen, während ich nicht wegkonnte. Es war hundekalt, und Eveline fror immer so leicht. Na, und einige Tage vor Weihnachten rief mich Frau Gonzales an und fragte mich, was ich machte, und ob ich mich nicht für einen Tag um Evelinchen annehmen wollte. Auf diese Weise hätte ich auch etwas Gesellschaft und Unterhaltung. Sie sei doch ein braves Kind, und wir hätten uns doch nett verstanden, auch schiene sie mich gern leiden zu können." — „Warum nicht?" meinte ich. „Wenn ich Ihnen und Eveline damit eine Freude machen kann, ist sie mir willkommen. Soll ich sie abholen oder kommen Sie mit ihr vorbei?"

„Nein, wir fahren doch mit einem Taxi zum Bahnhof. Da springe ich rasch mit ihr herauf!" sagte sie zu mir. „Mein Mann und Eveline lassen schön grüßen, und sie freut sich schon."

„Weißt Du", unterbrach ich meinen Freund, „ich finde das ja schon etwas sonderbar, daß die Leute wegfahren und ausgerechnet dir ein junges Mädel in Obhut geben."

„Wieso", lachte mein Freund, „dabei ist doch nichts. Es kommt noch viel merkwürdiger. Also am Morgen des Vierundzwanzigsten läutete es an meiner Tür. Frau Gonzales und Eveline kamen. Die Kleine war ganz warm in Wollsachen angezogen, sah wirklich nett aus, und freute sich offenbar, mich zu sehen. Sie gab mir die Hand und fühlte sich gleich wie zu Hause. Um sie zu beschäftigen, drückte ich ihr eine Puppe in die Hand, bot ihr einen Apfel an, und kümmerte mich nicht weiter um sie, da ich noch zu tun hatte."

„Sag' mal", warf ich ein, „war denn Eveline noch so jung, daß sie mit Puppen spielte?" Mir kam die ganze Sache immer merkwürdiger vor. „Ach nein", fuhr mein Freund fort, „sie war schon erwachsen, aber an Puppen hatte sie trotzdem Spaß. Mit irgend etwas mußte ich sie doch beschäftigen. Den ganzen Tag über ging es ganz gut, wenn sie auch ein paar Vasen herunterschmiß und den Vorhang kaputt machte."

„Gleich ein paar?" wunderte ich mich, „ihr müßt ja schön herumgetollt haben?!"

„Natürlich machten wir auch etwas Spaß, und da gibt es auch Scherben. Ich sagte selbstverständlich zu Eveline, sie dürfte so etwas nicht. Zu Hause könnte sie meinetwegen machen was sie wollte. Das sei mir gleich. Aber sie hörte gar nicht hin, spielte wieder mit ihrer Puppe, um sie mir dann im nächsten Augenblick mit einem wohlgezielten Schwung an den Kopf zu schmeißen. Das machte ihr ein himmlisches Vergnügen.

Aber das war erst die Einleitung zu unserem Weihnachtsfest. Bis ich sie nur aus dem Zimmer kriegte, das war schon ein Theater für sich. Sie wollte einfach nicht, wie eben so junge Dinger oft sind. Mit allen möglichen Tricks lockte ich sie ins Schlafzimmer und sagte zu ihr: „So, jetzt sei schön brav, sonst bringt dir der Weihnachtsmann nichts!" Worauf sie mir einen zärtlichen Kuß gab und dann eine Ohrfeige. Sie ist rein unberechenbar. Als die Kerzen brannten, durfte Eveline wieder herein. Ganz große Augen machte sie im Glanz der Lichter und klatschte vor Freude in die Hände. Nun war sie doch wieder nett, und als ich die Geschenke vor ihr ausbreitete, die ich rasch vorher noch für sie besorgt hatte, da kannte ihre Freude und Begeisterung keine Grenzen: Ein Armband, eine Schachtel Datteln, dazu einen ganzen Teller voll Obst und Nüsse."

„Übermäßig angestrengt hast du dich ja nicht gerade für Eveline", meinte ich, „wo sie dich doch küßte, und vielleicht auf einen Ring gehofft hatte. Gerade so unter dem Tannenbaum mag sie vielleicht auf so etwas gerechnet haben."

„Nein, Eveline sicher nicht. Aber ich hatte noch eine kleine Überraschung für sie. Da sie so gerne Bananen aß, hatte ich für sie ein halbes Dutzend in den Zweigen des Baumes versteckt. Man denkt eben immer, man müßte noch etwas mehr tun, aber es wäre genug gewesen. Ich blies also die Lichter aus, wobei sie noch mithalf, und dann entdeckte sie ihre geliebten Bananen, grapschte eine nach der anderen herunter, und wir hatten unseren Spaß. Aber die weiter oben in den Ästen konnte sie nicht erreichen. Da kletterte sie, kurz entschlossen — den Weihnachtsbaum hoch!"

„Na, na", warf ich kopfschüttelnd ein, „jetzt soll es wohl ein Weihnachtsmärchen werden?"

„Du brauchst es ja nicht zu glauben", bestand mein Freund auf seinem Bericht, „es war genau so, wie ich es dir erzähle. Irgendwie stach sich Eveline wohl an den Tannennadeln, was sie ärgerte. Bis sie die oberste Banane in der Hand hatte, kochte sie vor Wut. Sie kreischte nur so. Ich ahnte furchtbares; denn in der Wut war sie zu allem fähig. ‚Komm, Evelinchen', versuchte ich sie zu beruhigen, ‚stell dich doch nicht so kindisch an! Sei ein braves nettes Mädchen!' Weißt du, was die Antwort war? Der Baum schwankte unter ihrem Gewicht, wie du dir vorstellen kannst, noch eine Vase ging in Trümmer, und Eveline kam auf volle Touren. Was sie erwischte, schmiß sie mir an den Kopf. Dabei traf der Fratz beinahe jedes Mal. Nicht zu fassen war sie. Der Baum bekam das Übergewicht, eben, als ich das Licht ausdrehte, und wir im Dunkeln standen. Davor hatte Eveline nämlich Angst, wußte ich. Außer dem Plätschern des Wassers aus der zertrümmerten Vase war nichts zu hören. ‚Jetzt kannst du aber einmal etwas erleben, Eveline!' kündigte ich ihr an; denn das war mir nun auch bald zu viel. Sie gab keinen Ton von sich, dachte aber wohl so etwas ähnliches. Ich hörte sie nämlich auf den Sessel steigen, und von da auf das große Büchergestell, das du ja kennst. Ein knirschender Laut folgte, und dann glaubte ich, die Hölle sei ausgerechnet am Weihnachtsabend bei mir losgebrochen. Das schwere Regal hatte sich unter dem Gewicht von Eveline von der Wand gelöst und fiel mit ihr über mich her. Unter wüstem Gepolter, von den angsterfüllten Schreien Evelines begleitet, verwandelten sich die Bücher in eine Lawine. Wie ein Nachtmahr sauste sie aus der Finsternis auf mich zu, und umarmte mich unter entsetzlichem Geschrei. Nun hatte ich sie wenigstens am Wickel. Vorsichtig tastete ich mich in der Dunkelheit nach der kleinen Kammer nebenan, hüllte sie in eine Decke ein, und schloß schleunigst die Tür hinter mir zu.

Bei einer Zigarette besah ich mir, was sie angerichtet hatte. Als hätten die Räuber bei mir gehaust, so sah es aus. Ich watete in einer Mischung aus Schillers gesammelten Werken, Tannennadeln, zertretenen Äpfeln, Vasenscherben und Wasser. Dennoch entschloß ich mich, darüber zu lachen, zumal ich Eveline in der Kammer sicher wußte, an deren Tür sie weinend kratzte, bis sie endlich einschlief."

„An Temperament hat es dem Mädchen ja scheinbar am wenigsten gefehlt", stellte ich fest. „War Eveline eigentlich Südamerikanerin?"

„Nein", antwortete mein Freund trocken, „das kann man wohl sagen. Sie war irgendwo in Indien zuhause, ein Gibbon-Fräulein."

„Ach, eine Äffin war Eveline?!" platzte ich heraus.

„Was hattest du denn gedacht? Hast du schon einmal eine noch so temperamentvolle junge Dame auf den Weihnachtsbaum steigen sehen?!"

Allein in der Skihütte

(H. Lehmann)



„Wenn du das Feuer nicht bald in Schwung bringst, müssen wir uns wärmer anziehen. Mir ists schon eiskalt vor lauter Gemütlichkeit."

Der Lebensbaum

(Fr. Bilek)



KLAMMERSÄTZE

Von Wilhelm Hammond-Norden

Liebe Margot!
Es geht mir hier ausgezeichnet. Die Luftveränderung tut Wunder. Meine Stimmung ist prächtig. Ich habe mit einem neuen Bild begonnen, und ich glaube, daß es das beste wird, das ich je gemalt habe. (Freilich, das glaubt man ja immer, solange man dran arbeitet). Ich denke oft an euch. Was machen die Jungens? Sind sie gesund? Ich selbst lebe ganz einsam hier. (Das heißt, vorgestern ist zufällig Irmgard Mehler hier eingetroffen, sie wohnt in unserer Pension). Ich freue mich schon auf euch. Küsse die Kinder und nimm herzliche Grüße von Deinem Gerhard.

Mein lieber Gerhard!
Über Deine Karte habe ich mich sehr gefreut. Den Jungen geht es gut, sie fragen häufig nach Dir. Gerhard, darf ich Dir einmal sagen, was mir schon immer, auch als wir noch nicht verheiratet waren, so sehr an Deinen Karten und Briefen gefallen hatte? Du wirst sicher lächeln, Du wirst sagen, es sei etwas Äußerliches, aber, Gerhard, es ist mehr, glaub' es mir.
Also, ich meine folgendes: Du bist einer der ganz wenigen Briefschreiber, die, wenn sie Klammersätze gebrauchen, die Klammer auch hinten wieder schließen. Die meisten machen vorn eine Klammer, aber dann vergessen sie es in ihrer Flusigkeit, und der Leser mag raten, wo der Klammersatz zu Ende ist und wo der Hauptsatz wieder beginnt. Du aber, Gerhard, hast Deine Klammern, die eckigen und die runden, immer wieder geschlossen!
Im übrigen freut es mich, daß Irmgard Mehler zufällig dorthin kam. Du weißt, daß ich das ohne Groll sage, obwohl ich Irmgard nicht gerade schätze. Aber du bist nun mal Künstler, und ich sehe ein, daß Du auch im Liebesleben hin und wieder Klammersätze brauchst. Ich habe nichts dagegen, solange ich zwei Dinge weiß: erstens, daß Du die Klammern gelegentlich wieder schließt, und zweitens, daß ich Dein Hauptsatz bleibe. Die Irmgard kennst Du ja schon sehr lange. Solltest Du doch einmal eine Klammer vergessen haben? Es wird doch zu keiner Verwirrung zwischen Haupt- und Klammersatz kommen, so, daß ein Außenstehender garnicht mehr erkennen könnte, wo ist der Haupt-, wo ist der Klammersatz? Du weißt, d a s liebe ich nun einmal nicht, und es würde ja auch garnicht zu Dir passen. Wir freuen uns hier alle auf Dein Kommen.
Margot, Kurt und Henning

Meine liebe, kluge Margot!
Ich wollte Dir nur mitteilen (und diese Mitteilung, «welche ich in großer Eile [weil ich Irmgard Mehler — ‹der ich aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen zur Abreise dringend geraten habe› — zur Bahn bringen will] — stehend in der Bahnhofshalle schreibe» — ist ehrlich und aufrichtig gemeint), daß ich sämtliche Klammern, auch wenn sie kompliziert aussehen, spielend rasch schließe. — Geschlossen habe. Du bist entzückend! (Bilde Dir aber nichts ein — [das bitte ich mir aus!]) Ich werde schon bald wieder bei Euch sein. Dein Gerhard (Oberklammermeister)

MUSEUMSBESUCH

VON OTTO VIOLAN

Über die spiegelnden Parkettböden des Vorgeschichte-Museums donnerten die Stiefel eines feldgrauen Halbzuges bayerischer Infanterie. Voran schritt der Unteroffizier Dr. Scheiterbauer. Seines Zeichens wissenschaftlicher Gehilfe an einem archäologischen Institut. Er wollte seinen Kameraden die Freizeit verschönen. Darum hatte er sie an die ehrfürchtig geliebte Stätte seines Wirkens geführt.

„Stillgestanden! Alles herhören!" übertönte die Stimme des Unteroffiziers das Gesumm der Feldgrauen, aus dem nur hin und wieder die Worte „Weißwürscht", „Löwenbräu" und „Platzl" vernehmbar wurden.

Bei dem Geknatter einer so beachtlichen Zahl von Kommisabsätzen fuhr eine junge Dame, die gerade eine merkwürdige bronzene Gewandnadel aus einem Hallstätter Brandgrab betrachtet hatte, erschrocken auf. Als sie die vielen Soldatengesichter um sich sah, lächelte sie.

Und der Halbzug lächelte zurück.

Trotzdem der Unteroffizier bereits mit einem erläuternden Überblick über Mittel und Wege der Vorgeschichtsforschung begonnen hatte.

„Was moanst, wia alt kunnt die nachher grad sein?" wisperte der Ramharter dem Oberlechner zu.

„Mehra wia zwanz'g nöt..." war die leise Antwort des Kameraden.

„Aften därfat ma's mit der do amal probier'n, ha?" grinste der Ramharter.

Dann wandten beide den Kopf wieder scheinheilig dem Dozenten zu, der sich eben über die Leitformen der paläolithischen Stufen verbreitete, um ganz allmählich auf die La-Tène-Kultur und die Hallstatt-Periode zu kommen.

Die junge Dame wollte offenbar dem Unteroffizier, der zu einer Vitrine trat, nicht im Wege stehen und vor allem dem braven Halbzug, der sich in gehorsamen Bildungseifer näher an den Glaskasten heranschob, den Ausblick auf die vielen seltsamen Fibeln, Armringe, Bronzebecken, Cisten, Dolche und Hohlbeile nicht versperren. Sie entfernte sich deshalb mit behutsamen Schritten.

„Jessas Marandjosef, schau, daß d' außikommst, Korbinian!" flüsterte Ramharter seinem Nebenmann zu.

„Was soll i ihr denn sag'n?" gab ihm der Oberlechner zurück.

„Um viere, beim Stachus, du Depp!" raunte Ramharter und gab dem Spezi einen Stoß in die Rippen.

„Wir können in der älteren Eisenzeit in Europa mehrere Gruppen mit einer gesonderten Entwicklung und eigenem Kulturgepräge unterscheiden", versicherte Dr. Scheiterbauer seinen erstaunten Zuhörern. „In Griechenland können wir nur die Perioden der geometrischen Stilarten, die schon in mykenischer Zeit angebahnt wurden, als die erste Eisenzeit — etwa 1200 bis 700 vor unserer Zeitrechnung — ansprechen..."

„Aber na? Gehn's weita, Herr Unteroffizier?" warf der Ramharter ein, während er sich nach seinem Kameraden umblickte, der unmerklich aus der Gruppe getreten war und im Hintergrund des Saales die junge Dame vorsichtig umkreiste.

Der Unteroffizier ging nun auf die Villanovaperiode der oberitalienischen Eisenzeit ein, streifte die etruskischen Einflüsse in der Certosaperiode und kam auf die euganeisch-venezianische Kultur mit ihren Sonderformen und ihren starken Beziehungen zu den östlichen Alpenländern zu sprechen. Die keltische Golaseccakultur machte den Infanteristen besonders zu schaffen. Nicht einmal den Namen konnten sie sich merken.

„Golaseccakultur!" wiederholte der Unteroffizier gut ein dutzendmal. Die Schwerfälligkeit seiner Leute ärgerte ihn fast ein wenig.

„Wie heißt sie also?" wandte er sich an den Oberlechner, der unauffällig wieder an Ramharters Seite getreten und gerade dabei war, ihm eine wichtige Mitteilung ins Ohr zu raunen.

Der Oberlechner nahm seine Absätze zusammen.

„O du mei..." stammelte er mit einem hochroten Kopf, „wia werd's denn schon heißen!"

„Haben Sie sich den Namen gemerkt, Oberlechner?"

„Ah, freili woll..." grinste der Soldat. „Wer werd' si denn so epps nöt merken!"

„Na, dann sagen Sie ihn, in drei Teufels Namen, schon!"

Der Oberlechner machte eine verschämte Bewegung.

„Aber Herr Unteroffizier! Davon red't ma do nöt vor alle Leut'?!"

„Himmelherrgott nochmal Sie sollen mir..."

„Na, Langkammer Leni heißt's halt, Herr Unteroffizier...", war die kleinlaute und niedergedrückte Entgegnung des Oberlechner. Worauf ihm der Ramharter einen Tritt in die Kniekehle versetzte.

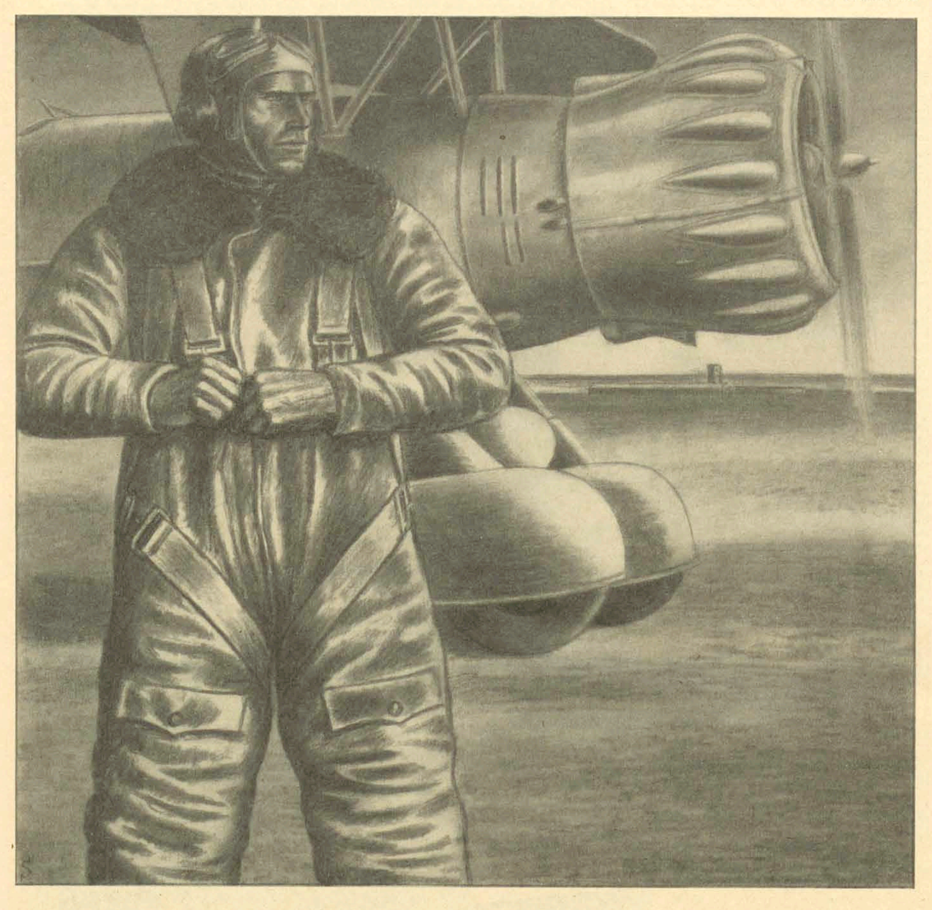
LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Auf meiner heurigen Suche nach einer Sommerwohnung im Gebirge war ich in ein einsam gelegenes Dorf geraten. Dort fand ich ein reizend gelegenes Haus mit einer wunderbaren Fernsicht und vollkommener Ruhe. Ganz nach meinem Geschmack; nur bestand die Waschgelegenheit aus einer einzigen Waschschüssel auf einem dreibeinigen eisernen Gestell nebst einem kleinen Wasserkrug. „Das ist für eine ganze Familie zu wenig!" erklärte ich der Vermieterin. Doch blieb sie in diesem Punkt hartnäckig, behauptete, mehr Waschgeschirr nicht zu besitzen und auch keines kaufen zu wollen. Ich blieb jedoch auf meinem Begehren bestehen, und da erwiderte sie schließlich kurz und bündig: „Aber schaug'n S', Herr, d' Leut komma do her z'wegn der Luft und net z'wegn an Wasser!"

(Erich Schilling)



„ . . . denn wir fahren gegen Engelland!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Im Schaufenster einer Konditorei in Königsberg prangten vor einiger Zeit Torten für Konfirmationsfestlichkeiten. Auf einer Schokoladetorte war, schlicht in Zucker gegossen, zu lesen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Ein Kopenhagener Richter war mit einer Strafsache gegen eine Lehrerin betraut worden, die mit ihrem Kleinauto vor dem roten Lichtsignal in Gedankenlosigkeit nicht gestoppt hatte. Die Sache zog sich hin, und da ging die Lehrerin kurzerhand aufs Gericht und fragte den Richter, ob die Sache nicht sofort entschieden werden könne. „So! Sie sind Lehrerin“, bemerkte der Richter. „Auf Sie habe ich schon seit meiner Schulzeit gewartet. Bitte, setzen Sie sich dorthin an den Tisch, nehmen Sie Papier und Tinte und schreiben Sie mir 500mal: Ich habe vor dem roten Lichtsignal nicht gestoppt.“
Weiteres meldet die Geschichte nicht, doch darf man wohl annehmen, daß diese Schulstrafe gewirkt und die Lehrerin das letztemal ein rotes Lichtsignal überfahren hat.

In einer größeren Stockholmer Kurzwarenhandlung war der Zwirn knapp geworden, und so wollte man den kleinen Posten, der noch übrig war, den alten Kunden des Geschäfts reservieren. Eines Tages erschien eine ältere Dame im Laden und verlangte zwei Rollen Nähfaden, „nur zwei Rollen“. Die Ladnerin erwiderte, daß das leider nicht möglich sei. „Aber ich habe doch gesehen, daß Sie noch Nähfaden haben. Sie haben ja gerade der Dame dort einen verkauft. Nur zwei Rollen kleines Fräulein, nur zwei Rollen!“ Schließlich blieb der Verkäuferin nichts anderes übrig als den Ladeninhaber zu holen, aber auch ihm glückte es nicht, die alte Dame von der Unerfüllbarkeit ihres Wunsches zu überzeugen.
Sie setzte sich resolut auf einen Stuhl und wartete auf ihre beiden Rollen Zwirn. Einfach hinauswerfen aber konnte man sie doch am Ende nicht. Stunde auf Stunde verging, doch sie saß immer noch da, zwar müde und mißgelaunt, aber hartnäckig. Als der Laden geschlossen werden sollte, erbarmte sich der Chef ihrer und ließ ihr die beiden Rollen Zwirn aushändigen.
Tränenden Auges dankte die alte Dame dem Geschäftsinhaber und seiner Angestellten, stopfte ihren Schatz in die Handtasche und sagte in glückseligem Ton: „Denken Sie, jetzt hab' ich genau hundert Stück!“

Heimaturlaub

(Wilhelm Schulz)



Daß ihr es friedlich habt zu Haus,
Soldaten sind im Felde drauß,
Sind draußen auf dem Meere weit.
Kommt einer heim zur Weihnachtszeit,

Fragt er nach Weihrauch nicht, nach Gold,
Wenn anders ihr ihn ehren wollt,
So setzt ihn oben an den Tisch
Und reichet Braten ihm und Fisch

Und laßt ihn trinken süßen Wein,
Daß er mit euch kann fröhlich sein.
Für all' sein' Treu und Opfermut,
Sei nichts zu viel und nichts zu gut!

Wilhelm Schulz

Metamorphose einer Weihnachtsgeschichte

Von Hans Günther

Gestatten Sie, Honorarhyäne ist mein Spitzname, — ich bin Schriftsteller von Beruf. Ich bin lang und dürr und sehe recht verhungert aus. „Der Hungerturm!" So sagen — schon, wenn sie mich von weitem erblicken — meine Freunde. Nette Freunde!

Sie machen stets einen großen Bogen um mich. „Du kuckst wie eine Maus aus dem Laib Brot", hat mal einer trocken und treffend bemerkt. Nun ja, ich mache mir keine Illusionen über mich, ich bin ein höchst unsympathischer Mensch. ‚Wer nichts wird, wird Wirt', und wem es — so möchte ich das Sprichwort meiner Landsleute ergänzen — auch dazu nicht langt, wird, was ich jetzt bin. Darin unterscheidet sich der Schriftsteller von anderen Künstlern, von Malern und Bildhauern zum Beispiel, die erst einmal tüchtig lernen müssen, bevor sie ihre Kunstwerke ausstellen.

Ich habe nichts gelernt, deswegen bin ich Schriftsteller. Jeder, der kein Analphabet ist, kann Schriftsteller werden. Ich aber habe sogar das Zeugnis der Primareife. Da also kaufte ich mir eines Tages von meinem letzten gepumpten Geld Papier, lieh mir eine Schreibmaschine dazu, und dann klapperte ich munter drauflos.

„Mein Leben" — das war mein erstes Werk. Was für Goethe „Dichtung und Wahrheit", für Bismarck „Gedanken und Erinnerungen", das war für mich „Mein Leben". 1296 Seiten, engzeilig beschrieben, — ich war selbst ein wenig erstaunt, zumal dieser Teil nur „Die Kindheit" enthielt. Zwei weitere Teile — „Jünglingsjahre" und „Entbehrungen des Mannes" — sollten folgen. Diese Pläne jedoch mußten zurückgestellt werden; denn niemanden interessiert „Mein Leben", sämtliche Verleger gaben mir „Die Kindheit" mit verbindlichem Dank und aufrichtigem Bedauern zurück.

Da schrieb ich — weil es gerade schneite — zunächst einmal eine Weihnachtsgeschichte. 5 Seiten — „Fasse dich kurz!" Ich lernte — wie man sieht — von den Telephonautomaten. Und siehe da, ich hatte Glück. Die Schriftleitung von „Sonne ins Haus" hatte zwar über ihre Festnummer bereits disponiert, aber meine Weihnachtsgeschichte gefiel dort so gut, daß man mich bat, sie umzuschreiben und als Ostergeschichte noch einmal unverbindlich zur Prüfung vorzulegen.

Es war nicht leicht, dem guten Weihnachtsmann den Bart abzunehmen, ihm die Ohren langzuziehen, um ihn zu guter Letzt als springlebendigen Osterhasen davonhüpfen zu lassen. Doch schließlich gelang die Operation. Die Schriftleitung freilich meinte, es fehle der Geschichte die innere Beziehung zum Fest der Auferstehung, und riet mir, das Duftige und Frühlingshafte an dem Beitrag noch stärker herauszuarbeiten und das Manuskript dann als Pfingstgeschichte erneut einzureichen.

Ich tat, was ich konnte. Zuletzt grünte und blüte und sproßte und duftete es, daß es nur so rauschte und knisterte in dieser lauen linden Frühlingsnacht, da der harmlose, aber ehrliche Schrankenwärter Joseph Wurzelhuber aus Wurzen in dem kleinen Gemüsegarten des schmucken Bahnwärterhäuschens mit den Geranientöpfen vor den Fenstern die ebenso schlichte wie liebliche Stallmagd fand, die ihm die Vorsehung zugedacht. „Sonne ins Haus" war begeistert und bedauerte, daß man in der Pfingstnummer dem Beitrag eines alten ständigen Mitarbeiters aus begreiflichen Gründen den Vorzug hatte geben müssen. Im übrigen wären sämtliche Lektoren und Schriftleiter darüber einer Meinung gewesen, daß meine zarte duftige Erzählung als kleine weihnachtliche Skizze weitaus stärker auf die Gemüter von Leser und Leserinnen wirken müsse. Für den Fall, daß es mir gelänge, dieser klug durchdachten Geschichte noch einige Lichter aufzusetzen und die so packend und meisterhaft dargestellte Liebesszene von dem blühenden Gemüsegärtchen in das von dem viel stimmungsvolleren Duft der Bratäpfel und angeglühter Tannenzweige heimelig erfüllte Stüblein des tief verschneiten Bahnwärterhäuschens zu verlegen, — für diesen Fall also wollte man sich das Erstabdrucksrecht an meiner künstlerisch nicht wertlosen Arbeit bereits jetzt sichern.

Es versteht sich von selbst, daß ich vor Freude weinte, als ich den Brief erhielt. Ich war ausgezogen, um ein Dichter und Denker zu werden, und nun erfüllte sich mein Schicksal; denn siehe da, der Erfolg blieb nicht aus: „Sonne ins Haus", deren Schriftleitung ich meinen tief empfundenen Dank zum Ausdruck brachte, belohnte meine Beharrlichkeit, als ich im Spätsommer die erste Fassung meiner noch einmal abgetippten Geschichte einsandte, und erwarb das Manuskript zu den allgemein bekannten und üblichen Bedingungen. „Lieb' und Leid eines Schrankenwärters" sollte

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

gedruckt werden, mein Werk, — ich konnte das Glück kaum fassen, und Wonneschauer liefen über meinen gekrümmten Rücken, wenn ich in all den vielen langen Wocl en vor dem Fest voller Erwartung daran dachte.

Dann kam Weihnachten. Niemand schrieb mir, nicht ein einziger Mensch dachte an mich. Das war immer so gewesen, — ich war nicht verwöhnt. Aber diesmal fand der Briefträger doch zu mir herauf in den fünften Stock des Hinterhauses und warf durch den schmalen Schlitz eine Drucksache: „Sonne ins Haus". Mit zitternden Händen hob ich auf dem dunklen Flur die für mich bestimmte Sendung auf, trug sie in mein winziges möbliertes Zimmer und legte sie aufs Bett.

Ich wartete, bis es dunkel wurde. Dann zündete ich eine Kerze an und löste das Kreuzband. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich meinen Namen gedruckt. „Eine Weihnachtsgeschichte von Friedrich Schmitt" — immer wieder las ich es und malte mir aus, wie alle, die mich kannten, erstaunt sein würden. „Donnerwetter", hörte ich sie sagen, „nun ist aus dem Fritz Schmitt doch noch etwas geworden." Friedrich Schmitt — mein Name begann, unsterblich zu werden. Kein Tannenzweig, kein Bratapfel, nicht das kleinste Geschenk, nicht einmal eine vergoldete Nuß lag auf meinem Tisch. Das alles kam nur in meiner Geschichte vor. Dennoch — es war mein schönster Heiliger Abend.

Kurz vor Silvester wurde mir das Honorar überwiesen: RM. 22.35 — „Sonne ins Haus" zahlte 15 Pfg. pro Zeile, ich rechnete nach, und es stimmte genau. RM. 22.35 — bei all dem Glück auch noch Geld! Mit dem Neuen Jahr würde ein neues Leben beginnen, ich würde mich durchsetzen, mein Siegeszug durch die Welt war nicht mehr aufzuhalten. Noch stand ich allein und einsam auf der Menschheit Höhen, im fünften Stock eines Hinterhauses. Doch wann hatten sich in der kleinen Dachkammer je solche Reichtümer gehäuft? Brot, Butter und Wurst, ja zwei dicke Flaschen Rotwein, — alles, alles war da, und ich hatte immer noch Geld. Welch eine Wendung durch „Sonne ins Haus"! Prosit Neujahr, Fritze Schmitt, du sollst leben!

Gleich nach der fünften Tasse Glühwein hatte ich in diesem glorreichen Jahr, das so fröhlich begann, den ersten Einfall: Konnte die Geschichte des Schrankenwärters Wurzelhuber und der Stallmagd nicht ebensogut in der Zeit von Rosenmontag bis Aschermittwoch spielen? Daß sie auch als Oster- oder Pfingsterzählung möglich war, hatte ich bereits nachgewiesen. Warum nicht als Faschingsscherz?

„Lust und Liebe eines Schrankenwärters. Ein Fastnachtsschwank von Friedrich Schmitt" — so brachte der „Strümpfelbrunner Sonntagsbote" den Beitrag heraus und zahlte sechs Mark dafür. Aber auch die älteren Fassungen meiner Geschichte holte ich wieder hervor: „Das Osterei aus dem Hühnerstall des Schrankenwärters" und „Der Pfingstochse vor der mit Pfingstlaub geschmückten Eisenbahnschranke" fanden klingenden Beifall, nicht eine Zeile hatte ich umsonst geschrieben. In der „Hinterwälder Wochenpost" erschien die Arbeit sogar unmittelbar neben dem Gedenkartikel zum Buß-, Bet- und Totensonntag: „Die Leiden des verstorbenen Rangiermeisters."

Der Schrankenwärter war tot, nicht die Geschichte, die immer wieder gedruckt wird. Zur Zeit arbeite ich an einer Generalfassung meines novellistischen Werkes: Da scheint die Sonne ins Bahnwärterhäuschen, da regnet und schneit und blüht und duftet es nun, nach Veilchen, Rosen und Astern, nach Bratäpfeln und Tannen; es ist warm, es ist bitter kalt, es ist lind; es weihnachtet sehr, und über den Christbaum werden Papierschlangen und Konfetti geworfen; als aber endlich die Weihnachts- (Oster-, Pfingst-)glocken zu läuten beginnen, da reden sie alle in fremden Zungen; sie weinen und lachen, immer durcheinander, und hinter jedem Satz steht ein Sternchen, der auf eine kleine Fußnote verweist: „Nichtzutreffendes bitte durchzustreichen!" Nur das kreuzbrave Ehepaar, der Schrankenwärter und spätere Rangiermeister Joseph Wurzelhuber aus Wurzen sowie sein rechtmäßig angetrautes Weib, die frühere Stallmagd, ist „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht". Trotzdem — es ist alles fein aufeinander abgestimmt, und wer richtig zu streichen versteht, erhält die Geschichte, die er gerade benötigt, — selbst Mutter- und Vatertag werden berücksichtigt.

Gewiß, diese Generalfassung meines Beitrages bereitet den Schriftleitungen etwas mehr Mühe als sonst. Aber wollen sie alle Arbeit auf uns arme Schriftsteller abwälzen? — Ich jedenfalls habe das nicht mehr nötig. Ich sehe vielleicht noch so aus. — in Wirklichkeit nage ich längst nicht mehr am Hungertuch. Aus dem Hungerturm ist eine Honorarhyäne geworden, und schon seit einiger Zeit kann Fritze Schmitt sich alles leisten, was es auf Marken gibt. Und an Weihnachten erst! Schon vor dem ersten Advent brachte die Briefträgerin, die nun dreimal am Tage kommt, eine Menge Vorbestellungen zum Fest. Darin behielt „Sonne ins Haus" nämlich recht: Als kleine Weihnachtsskizze geht meine Novelle am besten. Wenn bei gleichbleibender Geschäftslage in dem Geflügelladen, in dem ich eingetragen bin, meine Nummer noch vor dem Heiligen Abend ausgehängt wird, werde ich daran denken können, mir für die Feiertage einen Gänseschlegel zu besorgen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß selbst dann noch ein hübsches Sümmchen übrigbleibt. In diesem Fall werde ich den Rat meiner Freunde, die meine Geschichte in den diversen Fassungen gelesen haben, befolgen und mir den „Großen Duden" zu Weihnachten auf den Gabentisch legen. Schließlich ist man sich auch als Schriftsteller einiges schuldig.

Ihre Wahl

(K. Heiligenstaedt)



„Den schweren Rotwein willst du nehmen, Edith — wirst du davon nicht schläfrig werden?"
„O nein, da mach dir nur keine Hoffnungen."

München, 31. Dezember 1939
44. Jahrgang / Nummer 52

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Bilanz bei Chronos

(Wilhelm Schulz)



„Donnerwetter, noch fünf Minuten bis zum Neuen Jahr! So viel in Angriff genommen und so wenig erledigt!"

Schneemännergemecker

(Hoerschelmann)



„Unter uns gesagt, mein Lieber — Zylinderhüte soll es nächstens nur mehr auf Eisenschein geben . . .“

Bedeutende Gedanken

Die Silvesternacht unterscheidet sich witterungsmäßig in keiner Weise von anderen Nächten. Mal ist es kalt, mal ist es unverhältnismäßig warm, mal schneit es, mal regnet es, mal friert es, mal ist auch Glatteis. Also von seiten der Meteorologie wäre kein Grund, sich in dieser Nacht anders zu verhalten, als in den übrigen Nächten des Jahres. Da aber die meisten Menschen Zeitungen lesen und einige von ihnen sogar die Leitartikel, neigen sie zu Vorschauen und Rückblicken, die nach alter Weise am Silvestertag von den Blättern, die die Welt bedeuten, gepflegt werden. Man ist also dazu verleitet, sich in dieser Nacht an das Fenster zu stellen und vorschriftsmäßig zu denken: Was hat das alte Jahr gebracht, was wird das neue Jahr bringen? Es ist überhaupt üblich, bei Gedanken allgemeiner Art sich ans Fenster zu stellen, das tun alle Schauspieler, vermutlich deshalb, weil da die Gedanken besser schweifen. Es ist empfehlenswert, in diesem Jahr beim Schweifenlassen der Gedanken nicht die Verdunkelungsvorschriften zu vergessen. Man wird sich also passenderweise ans Fenster eines dunklen Zimmers zu stellen haben, um dort etwas Bedeutendes zu denken. Das Ganze nennt man Bilanz machen. Soviel ich weiß, ist Bilanz etwas, bei dem unten an den Seiten dicke Striche gezogen werden und dann muß rechts und links dasselbe herauskommen. Das gehört zur Buchführungstechnik, und eine Bilanz richtig machen soll sehr schwer sein, namentlich in steuertechnischer Hinsicht.

Vielleicht denkt mancher deshalb, wenn er so mit großen Gedanken behaftet aus dem Fenster starrt, an seine Steuer, und in solchen Fällen können Steuern große und vielleicht auch erhabene Dinge sein. Man ist merkwürdigerweise nie ganz fröhlich, wenn man erhabene Gedanken denkt, und ich glaube, auch der große Philosoph Kant hat nicht schallend gelacht, als er den kategorischen Imperativ erdachte. Jetzt weiß ich, wie es heißen muß: man ist besinnlich oder bemüht sich doch, besinnlich zu sein. In der Neujahrsnacht ist man auf Kommando besinnlich, nur ein paar Minuten allerdings, so ungefähr, wie wenn man sich in einer Vereinsversammlung erhebt, um des verstorbenen Schriftführers zu gedenken.

Sehr gut wirkt es, wenn man sich aus der Schar der lachenden, zechenden und jubelnden Genossen „wegstiehlt“, um besinnlich zu sein. Bemerken Sie bitte den Ausdruck „wegstehlen“. So seltene Worte gebraucht man für gewöhnlich nicht. Ich erinnere mich, noch niemals von wegstehlen gesprochen zu haben.

Es ist nicht ganz leicht, plötzlich Bilanzgedanken zu haben. Das weiß ich aus Erfahrung. Ich stellte mich in der letzten Silvesternacht ans Fenster, um über Erreichtes und im kommenden Jahr zu Vollbringendes nachzudenken. Unter der Rubrik „Erreichtes“ fiel mir nach heftigem Nachdenken nichts anders ein, als daß ich ein gutes Leinentaschentuch im Hotel in Linz hatte liegen lassen. Es war wirklich ein Taschentuch von vorzüglicher Qualität mit rostbraunen Karos, und noch ganz ohne Punkte. Obwohl ich mir immer wieder vorhielt, daß so etwas doch nicht geeignet sei, in einem feierlichen Moment als die Summe eines ganzen Jahres gezogen zu werden, fiel mir nichts weiter ein.

Manche Leute eignen sich halt nicht für feierliche Augenblicke, und die ihnen zur Verfügung stehenden größeren Gedanken kommen ihnen bei ganz anderen Gelegenheiten. Aber von solchen Situationen zu reden, eignet sich nicht an dieser Stelle. Ich sage Ihnen, gute Freunde haben mir schon verraten, daß sie bei dieser Gelegenheit ganz respektable Gedanken hervorgebracht haben. Aber niemand wird doch ausgerechnet in der Silvesternacht punkt zwölf Uhr auf die Toilette gehen. Nicht wahr?

Foitzick

Silvester

Von Ratatöskr

Zieh' keinen Flunsch!
Trink' deinen Punsch
im Kreise der Genossen
und hoffe unverdrossen!
Beziehungsweise halt's wie ich:
mach' durch's Gewes'ne einen Strich;
es ist ja doch verflossen
und rinnt — zum Glück! —
nicht mehr zurück.

— — — — — — — — — —

Geh' auch nicht allzuspät ins Bett,
weil das oft schlimme Folgen hätt',
und steige mit dem rechten Fuß
am Morgen ins bekannte Muß.
Trotz Sorgen und trotz Sinnen
kannst du ihm nicht entrinnen.

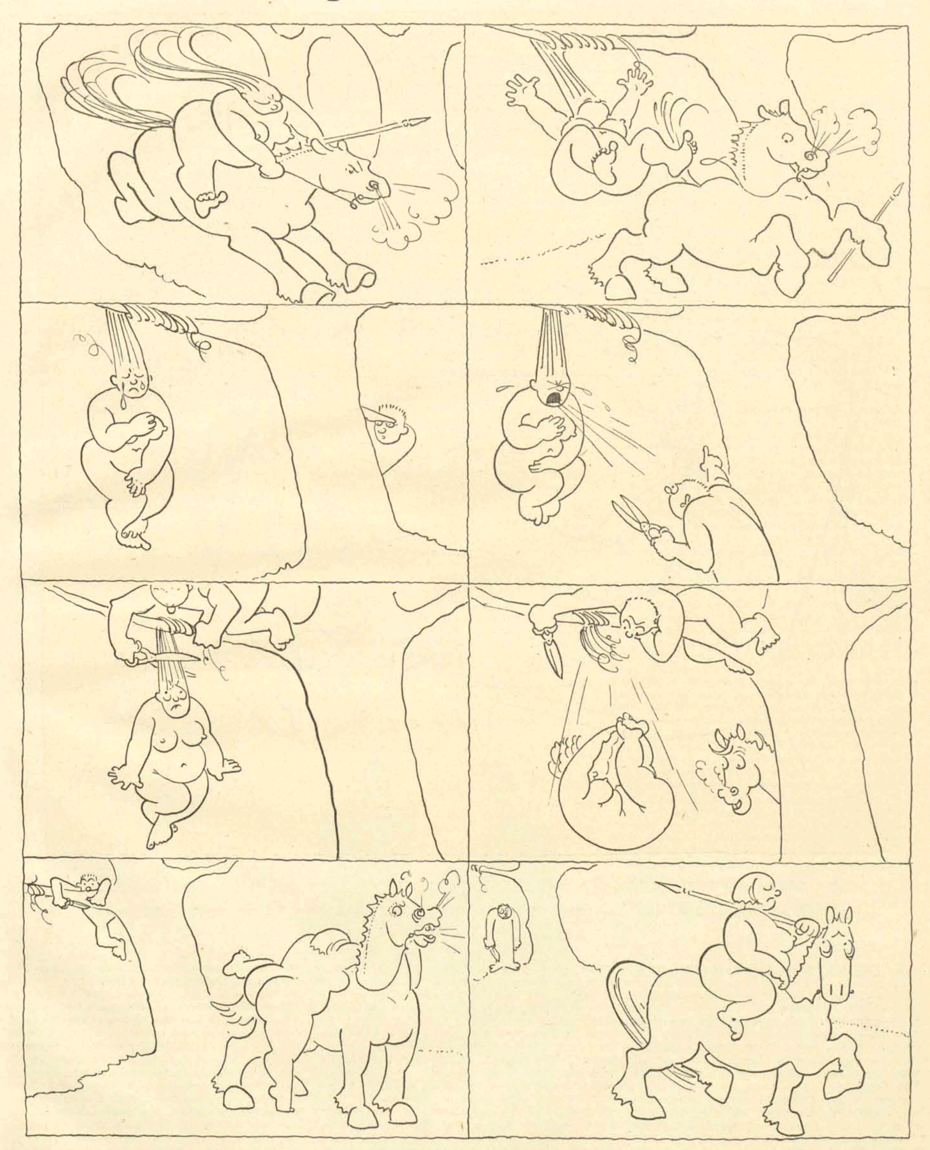
— — — — — — — — — —

Inzwischen aber, alter Tor,
zieh' dir die Decke übers Ohr.
Was hilft's, sich aufzubäumen?

. . . Laß dir was Schönes träumen!

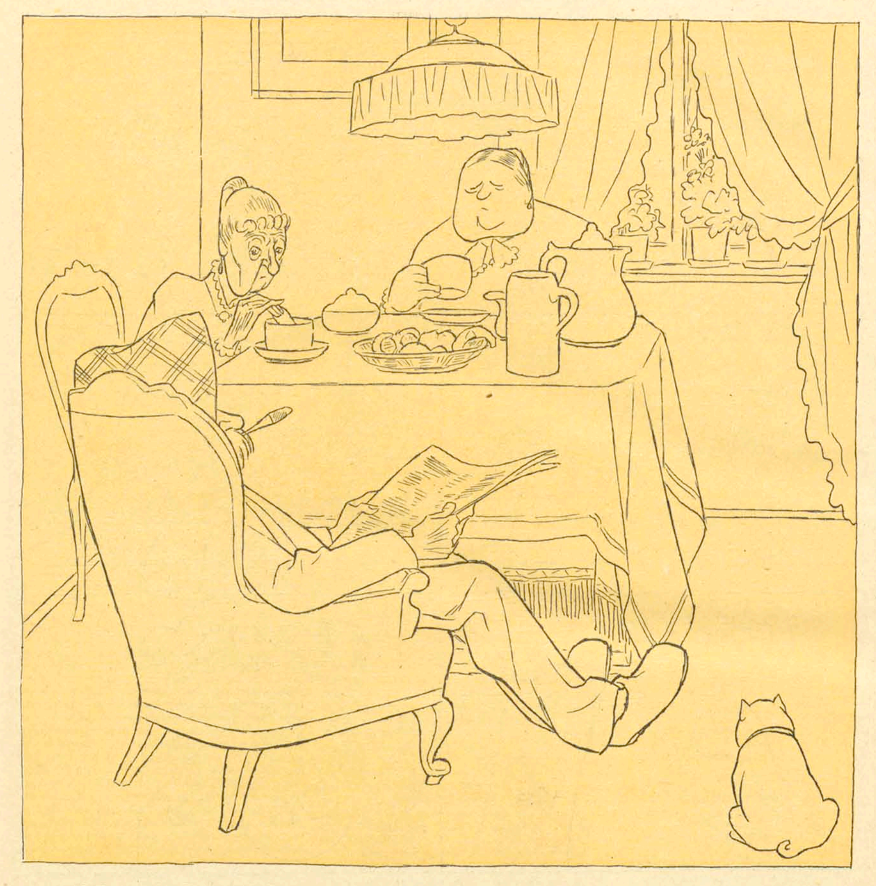
Die gestutzte Amazone

(Fr. Bilek)



Grantelhuber

(Karl Arnold)



„Auf oamal willst an Kaffee! Du hast doch noch nie an Kaffee mög'n!"
„J hab ja net g'sagt, daß i an Kaffee will. J hab g'sagt, daß i an Kaffee entbehren muß!"

DIE DEKORATIONSPALME

Ihre Heimat ist nicht Timor und ihr Haupt spiegelt sich nie in der Bandasee.
Die Wurzeln ihrer Kraft stecken in einem Holzkübel, der mit zwei Henkeln versehen ist.
Lateinisch müßte man sie mit Borassus flabelliformis anreden. Aber der Lehrling, der sie auf seinen Handkarren ladet, nennt sie nur „Luder damisches".
Ihr Leben in der Kleinstadt verläuft ausgesprochen offiziell. Bei jedem Fest, bei jeder Feierlichkeit ist sie dabei. Als Dekorationspflanze hilft sie mit — die Freude zu erhöhen und die Trauer zu dämpfen. Überall ist sie die erste und die letzte auf dem Platze. Einen Tag zuvor und einen Tag nachher kommt und geht sie.
Diese Palme verhält sich immer gleich grün, dekorativ, vornehm und fächerig. Sie wächst nicht schneller, wenn sie Zeugin einer Kindstaufe ist und nicht langsamer, wenn sie den achtzigsten Geburtstag eines Geheimrats umrahmt. Sie steht da, kraft ihrer Kraft und kann nicht anders. Ihr ganzes Dasein ist erfüllt von Haltung und Anstand. Dieses Betragen springt auch auf alle Anwesenden über. Man räuspert sich verhalten, spricht betontes Hochdeutsch und schneuzt sich beklommen. Frauen reden nur im Flüsterton über die Dienstmädchen und die Männer nennen sich die Preise ihrer Zigarren mit der Fingersprache.
Gestern wurde sie in ein Festkonzert befohlen. Auf der ersten Stufe der Freitreppe verschönte sie den Aufgang zum Großen Saal. Von oben herab hörte sie Beethoven und um die Ecke unterhielten sich die Garderobefrauen, wie man Fettflecken aus Damastseide entfernt.
Im Verklingen der letzten Takte stürzen die ersten Gäste schon die Treppe hinab, auf die Kleidertische zu. In den Ohren einiger Kommerzienräte sang es noch „Seid umschlungen, Millionen ..." und in kleine Damenohren dröhnte es nach: „... diesen Kuß der ganzen Welt!" Im Gedränge der Fäuste und Gesänge wurde die Palme zu Boden geschleudert, die Asche einer frisch qualmenden Zigarre fiel darüber — und sie brannte prasselnd bis auf die Drahtstiele nieder. Da sah man, daß sie nur einen Fehler hatte — nämlich, daß sie nicht echt war. Sie wurde sozusagen an Stelle einer wirklichen Palme ermordet und machte durch ihren Tod wieder gut, daß sie ein Leben lang nur vortäuschte, was sie nie war ... E. H.

EIN SELTSAMER NARR

VON JOSEF MARTIN BAUER

Wenn man aus dem Umfang des Reisegepäckes auf den Reichtum und die anspruchsvollen Lebensgewohnheiten schließen durfte, so gab es für Herrn Mittelding, der mit dem Zug um zwei Uhr achtzehn eintraf, in dieser bescheidenen und nicht auf den Fremdenverkehr eingerichteten Stadt kaum ein entsprechendes Quartier. Mit vier Koffern nämlich kam Herr Mittelding an, und die drei Hausdiener vom Pelikan, von der Goldenen Sonne und vom Lamm stritten sich sogleich gierig um das Gepäck, während Herr Mittelding lächelnd zusah und die Hausknechtskraft allein entscheiden ließ. Mit bestaunenswerter Kraft nämlich warf der Hausdiener vom Pelikan zuerst seine zwei Gegner durch den Bahnhofsausgang, dann lud er sich zwei von den vier umfänglichen Gepäckstücken auf die breiten Schultern, hängte sich den dritten mit dem losgeschnallten Hosenriemen an den linken Oberarm und bedeutete mit einem Blick aus drohenden Augen dem Ankömmling, er möge doch selbst den vierten Koffer tragen.

Auf diese gänzlich ungewohnte Weise wurde hier für das Gasthaus zum Pelikan geworben, und irgendwie schien es auch Herrn Mittelding ungewohnt zu sein, denn während er sich ins Fremdenbuch eintrug, sagte er dem Wirt, daß es eigentlich nicht seine Absicht gewesen sei, im Pelikan abzusteigen, denn er sei gewohnt, in allen Dingen aufs äußerste zu sparen, weswegen er beabsichtigt habe, überhaupt in keinem der drei teueren Häuser Wohnung zu nehmen. Der Pelikan aber freute sich des Erfolges und stellte dem Gast in Aussicht, daß es ihm sicher außerordentlich gefallen werde. Darauf klappte er das Fremdenbuch zu und zeigte dem Gast sein Zimmer, das auf altmodische Art eingerichtet und sehr billig war.

Der Bericht von dem Eintreffen eines reichen, geizigen, beinahe schäbig angezogenen Herrn mit vier unwahrscheinlich großen Koffern lief mit aller gebotenen Eile durch die Stadt, die selten durch solch außerordentliche Besuche aufgeschreckt und darum durch ein einmaliges Ereignis dieser Art heftig durchgerüttelt wurde. Als Herr Mittelding seinen nicht mehr sehr guten Anzug passend zurechtgebürstet hatte, um vor der Kritik der Stadt bestehen zu können, traf er sich im Weggehen noch zu einem kurzen Geplauder mit dem Herrn des Pelikan, der ihn so gesprächsweise sehr höflich darauf aufmerksam machte, daß in seinem Fremdeneintrag die Berufsangabe fehle. Das tat er nicht so sehr wegen der Ordnung, die ihm unverhältnismäßig gleichgültig war, sondern unter dem Zwang der Neugier, was sich denn wohl verberge unter diesem schlichten Namen, den vier Koffern, dem beinahe schäbigen Geiz und der offensichtlich sehr weltsicheren Art des Gastes.

Herr Mittelding lächelte schmerzlich, als bereite es ihm ein körperliches Weh, über seinen Beruf sprechen zu müssen. „Man schreibt so etwas nicht gern in die Polizeibücher. Wissen Sie, Herr Pelikan, es ist ja kein eigentlicher Beruf, was ich ausübe. Sie können ebensogut — achja —" und nun lächelte er nicht mehr so schmerzlich, sondern in offener Freude über seinen eigenen Scherz, „Sie können meinetwegen einschreiben, ich sei ein reisender Betrüger. Das wird man zwar nicht glauben, aber schreiben Sie es ruhig so ein. Mir macht es nichts aus."

Diese reizende Unterhaltung mit Herrn Mittelding erzählte der Wirt sogleich allen Freunden weiter, er verschwieg nicht, daß nach seinem Dafürhalten dieser Herr ein Millionär von vielen Karaten sein müsse, aber unter schallendem Gelächter gab er das von Herrn Mittelding selbst vorgeschlagene Wort preis und gab nur seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß ein Mann mit soviel Geld so schrullig sein konnte.

So lief denn der Ruf eines seltsamen Narren diesem Herrn bereits voraus, als er sich in der Stadt umsah nach den wenigen Sehenswürdigkeiten, nach ruhigen Plätzchen zum Ausruhen und wohl auch nach geschäftlicher Betätigungsmöglichkeit. Am anderen Tag grüßte man Herrn Mittelding überall bereits mit seinem vollen Namen, was nicht zuletzt auf die Schwatzhaftigkeit des Wirts und auf die Geschichte vom reisenden Betrüger zurückzuführen war. Herr Mittelding gab Geld zur Post. Es war ihm sichtlich unangenehm, daß er in der lebhaftesten Schalterzeit anstehen mußte, aber die Folge war, daß eine Stunde später sehr viele Leute in der Stadt bereits um diese Geldsendung wußten und sogar den rechten nennenswerten Betrag nennen konnten. Jaja, so reiche Herren konnten leicht spotten auf das mühselige Verdienen anderer Leute! Am Schalter hatte Herr Mittelding, ein redseliger und außerordentlich witziger Herr, sich mit dem Beamten sehr laut unterhalten, und einen Satz dieser Unterhaltung erzählte man sich weiter: „Es ist eine schöne Handvoll Geld, was ich hier wegschicken kann, aber es hat mich auch allerhand Mühen gekostet, bis ich es zusammengescharrt hatte." Dabei — so erzählte man — habe er die Handbewegung des Stehlens gemacht.

Ein seltsamer Narr war er wirklich, dieser Mittelding, der am Abend im Pelikan die ganze Gesellschaft freihielt, die sich zum abendlichen Trunk zusammengefunden hatte. Er ließ aufschreiben — nein, er wollte eigentlich die große Zeche begleichen, doch schob der Wirt seine zur Börse schon gezückte Hand zurück, weil er es liebte, per Saldo eines längeren Zeitraumes größere Beträge in Rechnung zu stellen.

Das Mädchen, das die Zimmer sauber hielt, versuchte sich an den schweren Koffern, die kaum vom Platz zu schieben waren. Da kam Herr Mittelding dazu, schob die Gepäckstücke beiseite und sagte nebenhin: „Verdammt schwer, so ein Koffer. Aber es sind eben Ziegelsteine, und Ziegel sind nun einmal schwer." So etwas Törichtes hatte noch kein Gast gesagt, darum stickte sich das Mädchen an dem mächtigen Lachanfall, und man wußte bald hernach in der Stadt, daß Herr Mittelding gesagt habe, es seien nur Ziegeln in seinen Koffern. Die Rede von den Ziegeln wurde verwaschen weitergetragen, so daß aus den Steinen Steinkohlen wurden und aus den Kohlen ein unschätzbarer Reichtum, den man diesem Herrn Mittelding — o Gott, wer hätte nicht schon vor Jahrzehnten den Namen Mittelding, den Namen des drittgrößten Grubenbesitzers gekannt! — nachsagte. Der Kohlenhändler Pfrömmel, en gros und en detail, schätzte es sich zur Ehre, den Grubenmillionär bei sich zu Gaste zu haben und mit ihm große Geschäfte einzufädeln. Mittelding jedoch weigerte sich hartnäckig, von Geschäften zu sprechen, er verstieg sich sogar dazu, den Leuten ins Gesicht zu sagen, er sei ein armer Kerl, er habe kein Recht über eine Handvoll Kohle und er wolle in diesen Tagen nichts, gar nichts hören von irgendwelchen Geschäften. Die Tage aber gingen hin, und Herr Pfrömmel blieb bei seinem Vorhaben, mit diesem großen Mann in ein Geschäft zu kommen, Pfrömmel drängte, Pfrömmel plagte ihn, Pfrömmel machte die Preise, Pfrömmel legte endlich, damit der andere sich nicht mehr der Ehrlichkeit seines Angebotes entziehen konnte, einen Scheck über eine recht ansehnliche Summe auf den Tisch, ohne Herrn Mittelding dadurch zu einer Änderung seines Standpunktes bewegen zu können. Es bedurfte weiterer tagelanger Bemühungen, bis Herr Mittelding endlich das Geld annahm und dem ungeduldigen Herrn Pfrömmel dabei vorwurfsvoll sagte, daß er viel Geld an diesem Geschäft verlieren werde.

Inzwischen hatte es sich — im Meldebuch stand doch zu lesen, daß er ledig war — herumgesprochen, daß Herr Mittelding achtunddreißig Jahre alt und unverheiratet war. Es sprach sich plötzlich nichts mehr herum, als es so schien, als wolle Herr Mittelding eine von den drei Töchtern des Tuchkaufmannes am Graben allen anderen Mädchen vorziehen. Mittelding aber hatte lediglich einen neuen Anzug gekauft und dabei um Pfennige gehandelt, er hatte mit dieser — vielleicht geizigen — Art die besondere Zuneigung des — vielleicht gleich geizigen — Tuchkaufmanns erworben, er hatte bei anderer Gelegenheit zwar geäußert, daß er unter keinen Umständen heiraten werde und vor allem kein Mädchen aus dieser Stadt, aber er hatte auch hinzugesetzt, daß ihm die jüngste Tochter des Tuchkaufmanns ausnehmend gut gefalle.

Mit dem einen Vorsatz gedachte der Tuchkaufmann fertig zu werden, nachdem ihm das andere Wort zugetragen worden war. Herr Mittelding aber spielte den Abweisenden, er gab viele Male zu verstehen, daß er weder heiraten könne, noch wolle, er behauptete ein armer Mann zu sein ohne Besitz und ohne Beruf, aber wo der Tuchkaufmann es sich in den Kopf gesetzt hatte, mußte Herr Mittelding Tochter und Mitgift nehmen und sich in den Willen des künftigen Schwiegervaters fügen. Er nahm Tochter und Mitgift — —.

Oder vielmehr, um es der Reihe nach zu erzählen: er nahm die bare Mitgift und versprach die Tochter am anderen Tag zu nehmen. Aber während alles zur Hochzeit gerüstet wurde, verließ Herr Mittelding die Stadt, in dem etwas verschlissenen Anzug, den er bei seiner Ankunft getragen hatte, und mit leeren Koffern. Dem Zimmermädchen gab er ein freundliches Trinkgeld: „In meinem Zimmer liegt ein ganzer Stapel Steine. Lassen Sie alles wegschaffen!"

Dem Hausdiener, der erstaunt war über die Abfahrt und das geringe Gewicht der Koffer, erzählte er im Nebenherschlendern, daß er die Steine im Interesse einer Frachtersparnis immer erst eine Station vor seinem nächsten Ziel einpacke.

Da sagte der riesenhafte Hausdiener des Pelikan dem schmächtigen Herrn Mittelding, daß er ein Lump sei, ein Betrüger, ein Hochstapler auf Reisen. Erstaunt blieb Mittelding stehen.

„Habe ich je etwas anderes behauptet? Habe ich es nicht am ersten Tag schon gesagt? Habe ich nicht gesagt, daß Steine in meinen Koffern wären?"

„Und das Geld?" wagte der Hausdiener verblüfft zu fragen.

„Welches Geld?"

„Das Sie nach Ihrer Ankunft aufgegeben haben?"

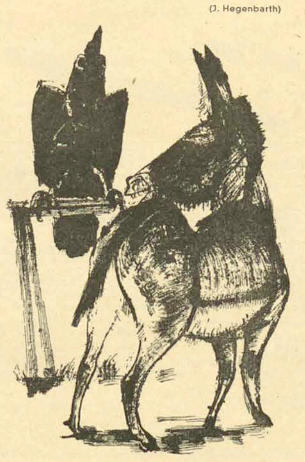
„Ah so! Das habe ich in der Stadt vorher bekommen."

„Erschwindelt!" maulte der Hausdiener, aber Herr Mittelding sagte: „Nein. Man hat es mir aufgedrängt, obgleich ich auch dort gesagt habe, daß in meinen Koffern Steine wären, daß ich ein Schwindler sei, daß ich nichts von Geschäften wissen und auch nicht heiraten wolle."

Da verlor der herkulische Hausdiener den Faden, und als ihm Herr Mittelding einen Hundertmarkschein in die Hand drückte, sagte er ihm sogar, daß er der einzige ehrliche Mensch sei.

Herr Mittelding stand schon auf der Plattform des Zuges, als er auf diese letzte Äußerung antwortete. „Schade, daß ich mir das nicht schriftlich von Ihnen geben lassen kann. Denn ich möchte jetzt wirklich ein ehrliches Leben beginnen." Der Zug fuhr an, und Herr Mittelding lächelte. „Vorausgesetzt, daß die Leute mich nicht wieder zur Unehrlichkeit zwingen."

(J. Hegenbarth)



EIN BUCKEL VOLL GLÜCK

VON HEINZ STEGUWEIT

Wer Glück hat, dessen Ochs gibt Milch, sagt man. Möchtet ihr nunmehr einen Ochsen melken, um glücklich zu sein? Es wäre abergläubisch wie vieles andere, was die Leute schwatzen; obwohl zugestanden werden muß, daß nicht alle Symbole des Glückes jeglicher Begründung entbehren. Denn ein Schweinchen, rosafarben und lecker, schürt unsere gute Laune durchaus, wenn's entweder aus Marzipan auf der Zunge schmilzt oder als dampfendes Eisbein bei Sauerkraut und Erbsenbrei den ambrosischen Teller bevölkert. Wen könnte es nicht beglücken, sei's nur im Himmel der Phantasie.

Der getüpfelte Pilz, der vierblättrige Klee, der Schornsteinfeger, wir kennen sie alle, diese Zeichen und Wunder, sie verzaubern uns kindlich, wo wir ihnen begegnen. Jedoch: Daß eines Buckels unseliges Gebilde besondern Anspruch auf glückbringende Begabung erhebt, ist weniger geläufig im allgemeinen; es heißt, man solle einen Buckel sachte streicheln, bevor man ein Lotterielos kauft oder zur Brautschau wandert, — welch lieber Unsinn, o saure Faxerei.

Dennoch drängt es mich, von eines Buckels geheimnisvoller Historie zu berichten, die sich, es währt lange zurück, vor rund zehn Jahren ereignete. Damals lag eines Buchmachers Tempel am Rand unserer Stadt, der Mann nahm Wetten an fürs Pferderennen in aller Welt, in diesem Laden notierten Existenzen mancherlei Art ihre Tips, ihre Hoffnungen, ihre spekulativen Systeme. Heute für Paris, morgen für Karlshorst, übermorgen für London, Krefeld oder Melbourne. Der Telefonhörer ward nimmer kalt, die Schalter schwitzten, das Geld klimperte pausenlos, zumal an Samstagen bis tief in die Abende und Nächte.

Wer derlei Spielgrotten kennt, der weiß, daß unsichtbar — obzwar von jedermann geahnt — zwei ungleiche Schatten innigst umschlungen in sieben Ecken lauern: Das lächelnde Glück und der grinsende Ruin!

Damals dräute viel Elend im Land, was einerseits die Kohorten der Glücksjäger schrecklich mehrte, was zum andern für pfiffige Gemüter ein Anstoß war, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, mochte dieser auch struppig sein: Also trat an der Schwelle des Buchmachertempels ein buckliges Männchen auf, winzig und kühn. Der arme Kerl fühlte sich unnütz geworden, er hatte ehedem wenigstens Botengänge verrichten dürfen, doch heuer schlug ihn die Geißel der Not so hart wie Millionen Gesunde. Nun, er stand an der Tür des Wettbüros, wissend, daß Spieler und Spekulanten des Aberglaubens gehorsame Domestiken seien. Also bot er jedem Besucher das Bücklein zum Streicheln an, das bringe Zinsen, schwor er, für ein Almosen dürfe der Spaß unternommen werden ... Kurzum: Der kleine Genoß, der wie ein Alberich die Schätze der Zukunft bewachte, gedieh zum Geschäft am Geschäfte, niemand wagte des Buckels Omen zu übersehen; man streichelte den Höcker für einen Groschen oder zwei, und wem hernach eine besondere Quote gelungen war, sei's in Karlshorst, Paris oder Melbourne, der zahlte gern ein Aufgeld außerdem, denn ein Buckel am Tor schien frömmer als ein Lämmlein zur Rechten oder eine Katze früh morgens übern schmalen Weg.

Damit nicht genug: Des Buckels Gloria sprach sich rund, derlei Eigenart war noch niemals dagewesen; über dieses Hauses Schwelle allein müßte man treten, das Glück zu versuchen und Fortunens Rente zu scheffeln, selbstverständlich. So daß der Besitzer des überlaufenen Schalters — damals — dem Buckel einen Wochensold außer der Reihe spendierte, daß der Zwerg und Zinsenbringer sich keineswegs von konkurrierenden Unternehmern ähnlicher Art aus Nebenbuhlerei hinwegködern lasse. Ehedem ist alles möglich gewesen, dies zu bekräftigen tut not, schon des guten Rufes der Heutigen wegen, — doch hören wir weiter:

Wie überall so geschah auch hier des Geschickes wandelsüchtiger Eingriff. Nicht, als hätte die Polizei dem galoppierenden Unfug an die Trense gefaßt, oder als wäre der mittlerweile zu nobler Kleidung gekommene Gnom von einem wettenden Pechvogel statt gestreichelt eines Tages versohlt worden. Nein, das Schicksal wiederholte einen seiner alten, frivolen Streiche, indem es den armen Teufel, der nach jahrelanger Bitternis endlich zu Geld und Obdach kam, abrief aus der Zone alles Lebendigen. Ihr versteht? Der Gnom mußte sterben. Der Alberich segnete das Zeitliche. Der Höcker zwängte sich in die Lade eines Begräbnisses zweiter Klasse. Dem Zinsenbringer und Dukatenmännchen war eine Lungenentzündung, die sich vermutlich beim Stehen und Harren in Wind und Wetter gebildet hatte, zum auflösenden Verhängnis geworden. Friede seinem Buckel, immerhin. Doch wem durfte man zur Beschwörung von Fortunens Gunst nunmehr den krummen Rükken streicheln?

Das Problem, es war eins, klärte sich rasch: Unser Alberich lag keine zwei Tage unterm Gras, als eines neuen, etwas jüngeren Buckels gedrungene Figur an der Schwelle stand, willkommen geheißen — damals — vom Inhaber des Ladens, gestreichelt von jeglichem Besucher, der einen Tip abzuliefern hatte, sei's fürs Derby in Paris oder fürs Meeting zu Karlshorst und Enghien. Ach, und Alberichs seliger Erbe sperrte tüchtig die Pfote

Unwetter / Von Gottfried Kölwel

Der Wind springt auf den hohen Zaun
und rast im Garten durch das Gras,
er packt das Haus mit seinen Klaun,
zu rütteln Holz und Glas.

Er klettert hoch am kahlen Wein,
sich brechend durchs Geäst,
glotzt durch die Fenster grau herein
und hält am Dach sich fest.

Er drosselt plötzlich den Kamin,
sodaß das Feuer selbst erschrickt,
Zerstörung nur in Faust und Sinn,
so scheint er hergeschickt.

Und über ihm im Wolkenmeer,
mit ihm im selben Schritt,
da läuft und rast ein ganzes Heer
von Ungeheuern mit.

Das droht mit Regen, droht mit Schnee,
es läßt den Blitz aus seinem Sack,
es hat kein Herz für fremdes Weh,
das kalte Lumpenpack!

Ein Wetter doch vergeht, verweht,
so nah es ist, bald ist es fern,
das Haus im Grunde ragt und steht
und oben steht ein Stern.

auf, daß die Fülle der Sechser und Groschen das Gleichgewicht halte gegen des Knorpels Last auf der Rückseite des leiblichen Daseins. Auch dieser Knirps kassierte sich bald aus den Niederungen bitterlicher Not hinauf zu den Gipfeln gemessener Wohlhabenheit; der Magen brauchte nicht mehr zu knurren, man zeigte dem Kummer die Zähne, wenigstens vorläufig und so lange, bis wieder redliche Arbeit möglich war und des Aberglaubens schnöde Reviere sich entvölkerten; denn, Hand aufs Herz, es war kein Genuß, sich von Hinz und Kunz den Höcker streicheln zu lassen, als wäre dort Staub zu wischen tagtäglich hundertmal.
Damit ist die Geschichte keineswegs zu Ende. Vielmehr hat sie einen bisher verschwiegenen Hintergrund von besonders aparter Heiterkeit.
Es geschah nämlich, daß der Knirps eines Tages nicht mehr zum Dienst erschien. Man fürchte keinen neuen Trauerfall, man sorge sich überhaupt um nichts Schlimmes und Trübes. Im Gegenteil: Die Zeiten hatten sich gewandelt, die Wolken am Firmament allgemeiner Nöte waren gelüftet. Ich beobachtete damals die Mannschaft eines rheinischen Schleppnachens voller Äpfel und Birnen; ein Dutzend strammer Burschen war damit beschäftigt, die Körbe an Land zu tragen, man hob die duftenden Zentner hurtig auf die Schultern und flötete sich eins. Doch traute ich meinen Blicken kaum: War der kleinste dieser Gesellen nicht ein alter Bekannter irgendwoher —?
Der Schelm gab lachenden Bescheid: Er sei nun wieder kerzengrade und ohne das lästige Roßhaarpolster unterm Genick: „Was tut man nicht alles für die Familie, Herr —!"
Ohne Zweifel: Ihm allein hatte der Buckel etwas Glück gebracht. Also lud er sich neue Frachten auf, Korb um Korb, das lederne Angesicht griente, ein Tabakspfeifchen qualmte mittendrin. Ich aber stellte innere Betrachtungen an über die Talente unkomplizierter Menschen, über die Philosophie des Aberglaubens und seiner geprellten Domestiken, schließlich auch über den Anstand jenes Bruder Handlangers, der wieder lotrechte Arbeit hatte und dem alle Spielteufel darum den Buckel herunterrutschen konnten, wenn auch diesmal in einem solideren Sinne.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Zwei kleine finnische Buben belustigten sich in einem Paddelboot in der Nähe eines am Meer gelegenen Fischerdorfes. Eine Dame, die am Strande spazierenging, bemerkte, daß das Boot leck war und rief deshalb den Buben zu: „Seid vorsichtig! Das Boot ist leck!'
„Das wissen wir schon!" riefen die Jungen zurück. „Darum schaukeln wir bloß noch zehn Minuten."
„Das ist aber gefährlich!' erwiderte die alte Dame. „Habt ihr denn keine Eltern?"
„Ja, aber nicht hier!" entgegneten beide höchst sorglos. „Wir sind herausgeschickt worden aufs Land — wegen der Sicherheit!"

In einer schwedischen Schule hat der Lehrer für die Religionsstunde hinter dem Katheder die Photographie eines alten italienischen Bildes, das Joseph, Maria und das Kind in der Krippe darstellt, aufhängen lassen. Als er dann in der Religionsstunde erzählt, was für arme Leute Maria und Joseph waren, meint ein Bub in der ersten Bank mit nachdenklicher Miene: „So arm! So arm! Mh! Aber photographieren haben sie sich doch lassen!"

Herr Y., der sehr bekannte Cellist, hatte in der Philharmonie ein Konzert gegeben, das sehr großen Erfolg hatte. Immer wieder verlangte das begeisterte Publikum Zugaben auf Zugaben, die der erfreute Künstler auch bewilligte. Endlich aber verschwand er doch im Künstlerzimmer, denn in einer Stunde ging sein Zug nach Breslau, wo er morgen in einer Matinee mitzuwirken hatte. Als er mit seinem großen Kasten hinaustrat, goß es in Strömen, und sein bestellter Wagen war nicht da. Erstaunt und erzürnt sah er sich um. Da sprang der Diener des Hauses hinzu und sprach sein Bedauern aus: soeben war ein Anruf gekommen, daß der Wagen eine Panne gehabt hatte. Was nun? Weit und breit kein Wagen. Und es goß in Strömen. Endlich kam eine Straßenbahn. Aber sie war total besetzt. Flehend bat der Künstler: „Nehmen Sie mich doch mit! Um halbelf geht mein Zug! Ich muß morgen in Breslau spielen!" Der Schaffner zuckte die Achsel: „Aber Sie sehen doch, es ist kein Platz mehr, — noch dazu mit dem Riesenkasten!" Da rief jemand fröhlich vom Trittbrett: „Aber so lernen Sie doch Flöte!"

Die alte Lena fährt mit ihrem Ochsen Mist auf ihr Äckerchen. Aber die alte Lena ist alt und der Ochs ist jung, und so gehen ihre beiden Meinungen, besonders über die Fahrtrichtung, hie und da nicht unwesentlich auseinander. Als nun der Ochse wieder zu einem abwegigen Grasbüschel hin will, wird es der alten Lena doch zu arg. Ungehalten ruft sie dem Ochsen zu: „Geh, so fahr do' endli' mit Verstand!"

Mein Onkel, Hauptmann der Reserve, hat einige Tage Urlaub und fährt mit seinem Burschen Anton, einem Niederbayern, in die Stadt, wo er ihn am Abend mit in das Theater nimmt. Es wird eine Revue aufgeführt, in der viele hübsche Mädchen auftreten, die alle im großen und ganzen recht wenig anhaben. Der Toni ist ganz Feuer und Flamme. „Sakra, Sakra", sagt er von einem zum andernmal halblaut und haut sich vor Vergnügen auf die Schenkel.
Am Schluß fragt ihn mein Onkel um sein Gesamturteil und bekommt folgende Antwort: „Herr Hauptmann, so sakrisch nackert hab' i d' Weiberleut no gar nia g'segn. Bei uns dahoam schaugt ma's bloß allaweil oben an."

Mars steigt ein

(Erich Schilling)



„Da kam ein Prinz und erweckte die Genfer Liga aus ihrem langen Schlaf!"

TRAUTES HEIM

Von Stella Adorjan

(Das Ehepaar ist umgezogen. Die Ehefrau hat die neue, mit neuzeitlichem Komfort versehene Vierzimmerwohnung eigenhändig eingerichtet. Der Ehemann hat an dieser Arbeit nicht teilgenommen, sondern die zwei Wochen im Hotel zugebracht. Er wurde heute aufgefordert, die neue, nunmehr auch für ihn bestimmte Wohnung zu besichtigen.)

Ehemann (tritt etwas befangen ins Vorzimmer): Es ist wirklich lieb von dir, daß du mir die mit der Einrichtung der Wohnung zusammenhängenden Ungelegenheiten erspart hast.

Ehefrau: Offen gestanden habe ich dich nur fortgeschickt, weil du uns bei der Arbeit gestört hättest. Wie wir vereinbart haben, habe ich die Möbel eingetauscht. Frag aber nicht, was alles gekostet hat. Ich will diesen schönen Tag, an dem du deinen feierlichen Einzug hältst, dir nicht verderben. Zuerst werde ich dir dein Zimmer zeigen.

Ehemann (tritt ein): Sehr hübsch! Und wo ist mein Schlafzimmer?

Ehefrau: Das ist eben der Trick! Dies ist dein Schlafzimmer! Schlafzimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer — alles in einem Raum.

Ehemann: Für die Nacht bringt man ein Feldbett herein?

Ehefrau: Du Dummerchen! Hast du noch nie von einer modernen Schlafzimmereinrichtung gehört?

Ehemann: Ich habe schon gehört, daß man den Diwan — heute nennt man es wohl Couch — für die Nacht in ein Bett umwandeln kann. Ich sehe aber keine Couch hier!

Ehefrau: Das ist eben die Kunst. Schau dir diesen großen Radioschrank an: Aus dem wird für die Nacht eine Schlafgelegenheit.— Ehemann: Wodurch?

Ehefrau: Durch einen Druck auf diesen Knopf. (Führt es vor.) Wie du siehst, ist der Schrank auseinandernehmbar und leicht in eine Liegestätte zu verwandeln.

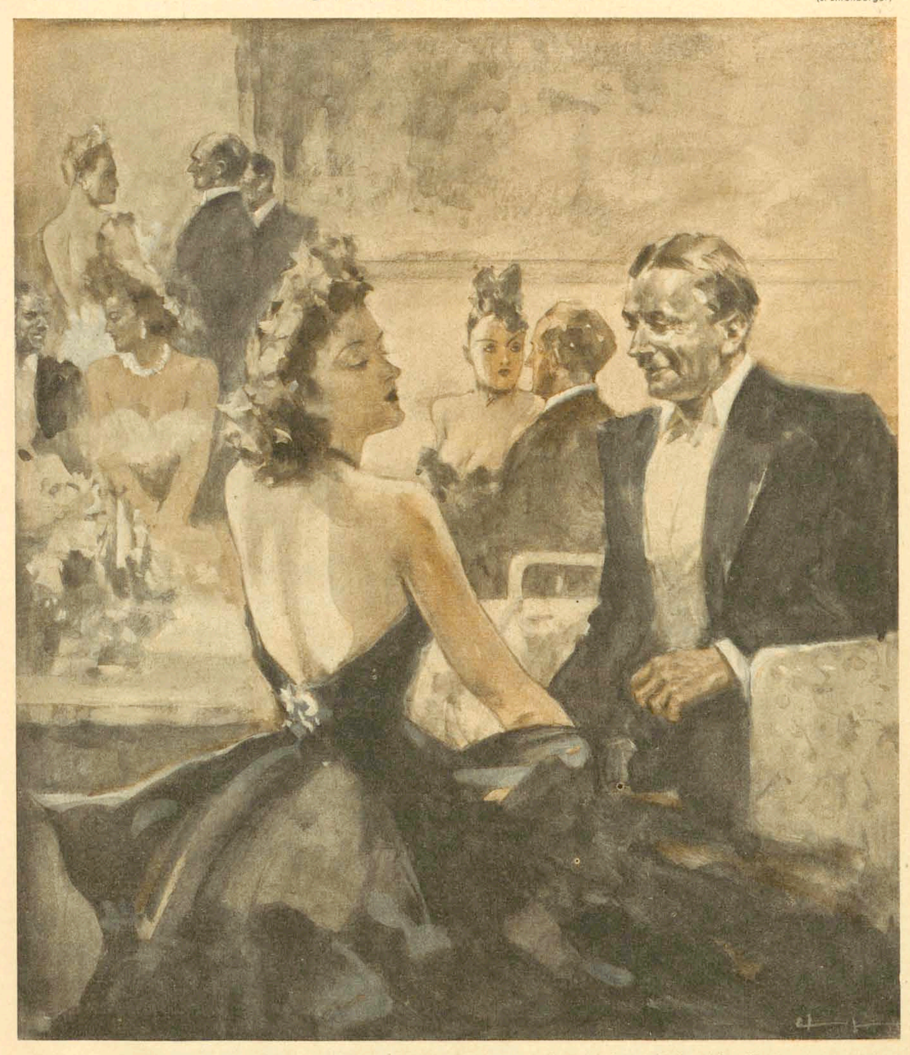
Ehemann: Wird es nicht zu schmal sein?

Ehefrau: Aber woher! Du willst dich ja sowieso einer Abmagerungskur unterziehen, dann paßt du gerade hinein.— Ehemann: Und wo ist das Bettzeug?

Ehefrau: Drückst du auf den Knopf des Grammo-

Silvesterfeier

(L. Ehrenberger)



„Du siehst müde aus, Erika, ich glaube, es ist Zeit, daß wir heimgehen!"
„Willst du das Neue Jahr mit den alten Geschichten anfangen, Werner?"

phonkastens, so öffnet sich eine Klappe und da hast du dein Bettzeug. — Ehemann: Wie ist es, wenn ich abends im Bett ein bißchen Musik hören will? Ehefrau: Nichts ist einfacher! Der Schreibtisch verwandelt sich im Nu in eine Spieluhr, und musiziert die hübschesten Lieder. — Ehemann: Sag, meine Liebe, wo ist mein Nachtkästchen? Du weißt ja, wie gerne ich meine sieben Sachen, Bücher, Aspirin, ein Glas Wasser bei der Hand habe. Ehefrau: Dieser Lehnstuhl dient gleichzeitig auch als Nachtkästchen. Schau lieber diesen zweiten Lehnstuhl aus Stahlrohr an! — Ehemann (betrachtet beklommen das Möbelstück): Kommt der Zahnarzt vielleicht ins Haus? — Ehefrau: Wie meinst du das? Ehemann: Es ist sicher der Sessel, in dem er

Farbwechsel

(R. Kriesch)

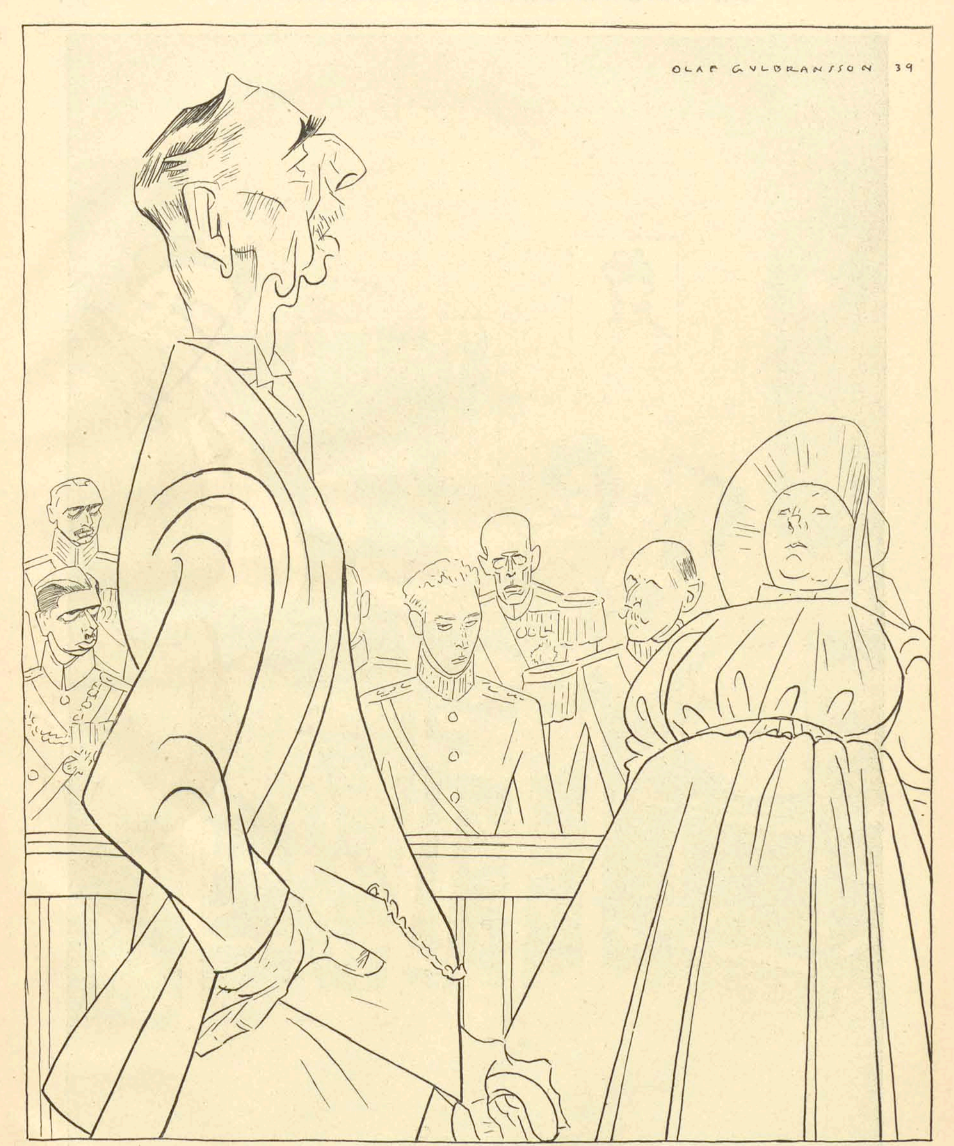


„Herrlich, diese Sonne hier oben — du wirst sehen, Käthe, ich werde wieder so schön indianerbraun wie voriges Jahr!" — „Lieber nicht, Elli — du vergißt, daß du jetzt blond bist!"

behandelt. Für nichts in der Welt möchte ich mich da hineinsetzen. Gibt es keinen Bridgetisch?
Ehefrau: Doch! Die Bibliotheksleiter ist gleichzeitig ein kombinierter Bridgetisch, Sekretär und Cocktailservice.
Ehemann (sieht das Möbelstück mit Interesse an): Wo kommen die Getränke hin?
Ehefrau: Siehst du dort die gesammelten Werke von Schiller? Von weitem Bücher und wenn man genauer hinsieht, Behälter für Schnäpse.
Ehemann: Und was bedeutet diese Flasche, auf der „Himbeergeist" steht?
Ehefrau: Das ist der Telefonapparat. Durch einen Druck erscheint er und du kannst sofort wählen. Es ist besser, wenn die Gäste nicht wissen, wo der Apparat steht, denn die telefonieren sowieso zu viel. Was sagst du übrigens zu dem Beleuchtungskörper?
Ehemann: Sag noch nichts! Ich will erraten, was der bedeutet. (Denkt nach.) Meine Frackhemden sind darin! — Ehefrau: Falsch geraten!
Ehemann: Du hast recht, das wäre zu einfach. (Denkt nach.) Ich habe es! Auf einen Druck verwandelt sich der Beleuchtungskörper in ein Rauchservice.
Ehefrau: Wieder falsch geraten! Der Beleuchtungskörper dient eben zur Beleuchtung des Zimmers.
Ehemann: Das hätte ich aber nie erraten! Und dieser kleine Stuhl? Doch nicht zum Daraufsitzen?
Ehefrau: Aber nein! Das ist unsere Schreibmaschine.
Ehemann: Lauter Preisrätsel!
Ehefrau: Warte nur, diese neueste Erfindung habe ich dir noch nicht gezeigt ...
Ehemann (sieht das Stück mit Freude an): Ein Kleiderhaken, damit ich meine Anzüge aufhängen kann! — Ehefrau: Keine Spur! Ein Ping-Pong-Tisch. Und in diesem Kaktustopf befinden sich meine Toilettesachen.
Ehemann (schaut sich den Topf an): Wundervoll. Aber warum ist der Topf naß?
Ehefrau: Weil er gleichzeitig als Aquarium für die Goldfische dient. (Kurze Pause.) Bist du nun zufrieden, Lieber?
Ehemann: So im großen und ganzen ja! Nur eine Falltür fehlt mir noch.
Ehefrau: Was für eine Falltür?
Ehemann: Irgendeine kleine Falltür. Es ist gleichgültig, wenn sie auch von weitem einen Eiskasten vortäuscht. Ich möchte eine kleine Falltür, durch die ich unauffällig verschwinden könnte, zurück in das Hotel, wo man auf Stühlen sitzt, von Tischen ißt und vor allem — nun staune! — auch in Betten schläft. (Aus dem Ungarischen v. H. B. Wagenseil.)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. Verantwortl. Anzeigenleiter: Gustav Schearer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 6, gültig ab 1. Oktober 1939. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

CHAMBERLAIN
UND DIE NEUTRALEN



„WARUM SOLL DER NEUTRALE SEIN LEBEN FREUDIG OPFERN FÜR ENGLAND?"
„SIE HABEN RECHT HERR LEHRER, WARUM SOLL ER!"

Väter und Söhne in Frankreich

(E. Thöny)



„Wie gut, Maman, daß wir Vaters Drehorgel nicht verkauft haben, jetzt werd' ich sie brauchen können!"